Lidrich,

Graf von Flandern.

Eine historische Novelle

aus

dem siebenten Jahrhundert.

Halle,
in J. C. Hendels Verlage.
1792.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Die vorliegende Erzählung bedarf keiner langen Vorrede. Der Stoff dazu ist aus dem Buche: Lideric premier Comte de Flandres. à Paris 1727. 2 Voll. en 12. genommen. Die Absicht bey Herausgabe derselben war Unterhaltung; sie erzeugt jezt den Wunsch: daß dieser Zweck möge erreicht werden.

Erstes Bändchen

Das Fränkische Reich befand sich, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, als dasselbe von den vier Söhnen Klotars des Ersten beherrscht wurde, in einer sehr verkehrten und höchst bedenklichen Lage. Alles war in der größten Gährung. Bürgerliche und auswärtige Kriege schienen sich verabredet zu haben, dem schon an sich unglücklichen Lande, noch den letzten Stoß zu geben; barbarische Mütter verschworen sich wider ihre eigenen Kinder, und suchten ihre grausamen Absichten, welche der Krieg nur zum Theil erfüllt hatte, durch Gift und Dolch vollends zu erreichen; und ausgeartete Brüder, verfolgten und bekämpften sich mit einer Erbitterung, die selbst der Tod nicht auszurotten vermochte. Kurz Frankreich war unter den vier Regenten, ein Schauplatz der Arglist, Zwietracht und Grausamkeit, bis endlich nach Fredegundens Absterben, und Brunehildens klägli-

chem

chem Tode,*) Klotar der zweite den Thron bestieg, und durch Vereinigung der vier Monarchien die Ruhe wieder herstellete. Aber diese Ruhe war nicht von langer Dauer. Kaum glaubte sich Klotar in dem Besitz des Throns; kaum fing er an die Süßigkeiten des Friedens zu schmecken, als sich schon wieder ein anderes Ungewitter über ihm zusammenzog, das fürchterlich losgebrochen seyn würde, wenn es Bertrude, seine Gemahlinn, durch ihre Tugend nicht abgewandt hätte.

Herzog Herpo, der Statthalter von Ober-Burgund, ein strenger, aber rechtschaffener Mann, konnte die Mißbräuche, welche sich in diesem Lande eingeschlichen hatten,

*) Fredegunde, erst Beyschläferin, dann Gemahlinn Chilperichs, König von Soissons, und Mutter Klotars des Zweyten. Brunhilde des letztern Tante, und Gemahlinn Siegberts, Königs von Austrasien. Beyde Damen hegten eine tödliche Feindschaft gegeneinander, welche auch Klotar geerbt hatte. Als er Brunhilden in der Schlacht, die ihm des Throns versicherte, gefangen bekam, ließ er sie, vor dem Herrn, von einem wilden Pferde schleifen, und alsdenn verbrennen.

hatten, nicht mit gleichgültigen Augen betrachtete. Er wandte alle Kräfte an, sich ihnen zu widersetzen, und besonders den Uebermuth der Großen einzuschränken. Diese wurden, wie gewöhnlich, sehr dadurch aufgebracht; sie erregten einen Aufstand und tödteten den Herzog. Klotar schickte sofort Truppen gegen die Aufrührer, ließ die Vornehmsten derselben gefangen nehmen und enthaupten, das Oberhaupt der Verschwörung, Alekheus ein Patrizier aber, der Herpo's Vorzüge beneidete, und das Triebrad des ganzen Aufstandes gewesen war, wurde verschont, weil er seine Maßregeln so gut genommen hatte, daß man nicht einmal Verdacht auf ihn werfen konnte. Ja, er brachte es durch seine schlauen Kunstgriffe, und durch Beyhülfe Leudemunds, Bischoffs zu Sitten, so gar so weit, daß ihm die erledigte Statthalterschaft übertragen wurde. Diese Stelle setzte nunmehr seinen ganzen Ehrgeiz in Bewegung; er bekam den Einfall, nach der höchsten Gewalt zu streben und den König vom Thron zu stoßen. Auch bey diesem verwegenen Unternehmen mußte ihn Leudemund unterstützen und der Königin sagen: wie ihm, dem Bischoff, durch eine Erscheinung offenbart worden sey, daß der König

noch

noch in diesem Jahre sterben werde. Er wolle ihr daher rathen, ihre Schätze, bey Zeiten, und zwar auf seinen bischöflichen Sitz, als einen wohlbefestigten Ort, in Sicherheit zu bringen, und sey alsdann der Herzog Aletheus erbötig, sie, nach Verlassung seiner gegenwärtigen Gemahlinn, zu heyrathen, und ihnen beyden die Nachfolge auf den Fränkischen Thron zu versichern.

Bertrude zerfloß über diese Nachricht fast in Thränen; denn sie unterstand sich nicht die Rede des heiligen Mannes in Zweifel zu ziehen. Aber Klotar, dem sie ihre Betrübniß entdeckte, war weniger abergläubisch; er betrachtete alles, sogleich aus dem rechten Gesichtspunkte, als Träumereyen, ließ den Aletheus in Verhaft nehmen; und ihm, nachdem er vor einer Versammlung der Großen, des Verbrechens der beleidigten Majestät, hinreichend war überführt worden, den Kopf abschlagen.

Aletheus hinterließ einen Sohn Salvaertus, der mit Hermangarden, einer Tochter Gerhards Grafen von Roussillon vermählt, und von Theuderich, König von Burgund, zum Prinzen und

Herrn

Herrn von Dijon ernannt worden war. Ungeachtet dieser nun an dem Verbrechen seines Vaters nicht den geringsten Antheil hatte: so sollte er doch dafür mit büßen, und Warnachara, damaliger Major Domus, ließ nicht allein dessen Güter und Länder einziehen, sondern gab auch Befehl ihn selbst zu verhaften. Salvaert erfuhr dies noch zur rechten Zeit, um auf seine Sicherheit zu denken. Er entschloß sich nach England zu fliehen, und bey der Königinn von Kent, seiner Verwandte, so lange verborgen zu bleiben, bis Zeit und Umstände ihn würden gerechtfertiget haben. Dort hoffte er die Zufriedenheit zu finden, deren Genuß ihm sein Vaterland versagte; wie sehr aber die besten Entwürfe, die am leichtesten zum Ziele führen würden, vom Schicksal vereitelt werden, davon machte Salvaert eine traurige Erfahrung; indem er durch die Flucht Leiden und Trübsal verhüten wollte, ward allzugroße Vorsicht, das Werkzeug zu seinem Untergange.

Hermangarde, welche sich in einem hohen Grade der Schwangerschaft befand, war nicht zu bewegen, sich von einem Gemahl zu trennen, den Zärtlichkeit

und

und Pflicht ihr doppelt werth machten. Sie bat und flehete um die Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen, in so liebevollen, rührenden Ausdrücken, daß er endlich nachgab, und mit ihr von einem Orte floh, wo er bisher so viel Glückseligkeit und Zufriedenheit genossen hatte.

Galvaert, nur von einer kleinen Anzahl treuer Diener, und Hermangarde nur von der einzigen Kammerfrau Aldiane, begleitet, traten mit großer Eil die Reise an. Der Weg führte sie durch die Grafschaft Flandern. Dies Land stand zwar unter der Botmäßigkeit des Fränkschen Monarchen, allein dieser war mit den innern Angelegenheiten seines Reichs zusehr beschäftiget, als daß er sich um die Moralität seiner Vasallen hätte bekümmern können, weshalb daselbst noch alle die Wildheit der frühern Perioden, im ganzen Umfange, herrschte. Mörder, Straßenräuber und Diebe, konnten ihr Handwerk mit allen Ausschweifungen ungestraft treiben; Phinaert, der Landesherr, befand sich immer an ihrer Spitze, und beging selbst Abscheulichkeiten, wovor der größte Wüthrich schauderte. Sein bloßer Name verbreitete überall Furcht und Entsetzen, und

alles

alles zitterte vor einem Ungeheur, dessen gewöhnliche Waffen in Schwert, Gift und Feuer bestanden. Salvaerten war dies alles bekannt; er verließ sich aber auf die Bande des Bluts, die ihn mit Phinaerten vereinigten, und um ganz sicher zu gehen, schickte er, nahe an der Gränze einen seiner Leute an ihn ab, um einen freyen Durchzug auszuwirken.

Phinaert eben so arglistig als niederträchtig, zeigte alle Merkmale der aufrichtigsten Freundschaft und Ergebenheit. Er gelobte Salvaerten nicht allein ein sicheres Geleite, sondern lud ihn noch ein, auf seinem Schlosse Bouq, bey Rossel, abzutreten, um sich von der gehabten beschwerlichen Reise zu erholen, und zu der bevorstehenden, neue Kräfte zu sammeln. Salvaert war, aus Vorsorge für seine Gemahlinn nicht abgeneigt, von dem letztern Anerbieten, Gebrauch zu machen; diese aber, die dem schlechten Charakter Phinaerts nichts gutes zutrauete, wollte sich, ihres bedenklichen Zustandes ungeachtet, lieber allen Gefährlichkeiten unterwerfen, als bey einem Menschen weilen, den sie verabscheuete. Gestützt auf Phinaerts Versicherungen, setzten sie also ihren Weg nach

England fort, ohne von der Verrätherey, der sie bald zum Opfer werden sollten, das geringste zu ahnden.

Kaum hatten sie ein Gehölz, das die Straßenräuber Gans-Meren zu nennen pflegten, erreicht, so erschien Phinaert an der Spitze einer Räuberbande, und stürzte mit Ungestüm auf die Reisenden ein. Galvaert, über solche Niederträchtigkeit erstaunt, setzt sich mit seinem Häufflein zur Wehr, und verrichtet Wunderwerke der Tapferkeit. Aber was vermögen Muth und männliche Kräfte, gegen einen zahllosen Haufen schändlicher Meuchelmörder! er mußte unterliegen, und nach Verlust des Lebens, dem unmenschlichen Phinaert, und dessen zügellosem Geize, Sieg und Habe zum Opfer überlassen. Nur ein Einziger seiner Begleiter, Grimwald entkam, dessen wir im Erfolg dieser Geschichte wieder zu erwähnen werden Gelegenheit haben.

Hermangarde und Ildione verbargen sich gleich, so wie das Gesinde bezaum, in das Dickigt des Waldes; sie waren also nicht Augenzeugen, von dem traurigen Schicksale des Prinzen. Was

würde aber aus ihnen, in dieſer Wildniß, von Feinden umgeben, von Schmerz nie- dergebeugt, was würde beſonders aus Her- mangärden, der eine nahe Entbindung bevorſtand, geworden ſeyn, wenn der Him- mel nicht über ſie gewacht, und ihre Schrit- te geleitet hätte! — Bis tief in die Nacht, durchſtrichen ſie, mit unglaublicher Mühe und Anſtrengung, das Gebüſch, ohne einen Ausweg, aus dieſem fürchterlichen Aufent- halte zu finden. Plötzlich ſtanden ſie vor der Thür einer Einſiedeley. Ein ſchwacher Lampenſchimmer war in derſelben ſichtbar. Hermangarde, welche aufs äußerſte gebracht, nichts weiter zu verlieren hatte, pochte ohne Bedenken an. Es dauerte nicht lange, ſo wurde die Thür geöffnet, und der Bewohner der Hütte zeigte ſich als ein Mann von gutem Anſehen und edelm Anſtande.

Beyde Theile ſahen ſich voller Erſtau- nen und Verwunderung an. Der Klausner brach das Schweigen zuerſt. „Nur her- rin!“ rief er, indem er der Prinzeßinn die Hand reichte, ſie ſanft nach ſich zog, und auf einer hölzernen Bank zum Sitzen nö- thigte.

Hermangarde war vor Kummer und Entkräftung der Ohnmacht nahe; ihr gepreßtes Herz athmete nur noch mit Mühe; mit schwankenden Schritten folgte sie ihrem Führer, und sank dann völlig ermattet auf die Bank nieder.

Eine' geraume Zeit verstrich, eh' sie sich wieder erholen konnte. Unterdessen beschäftigte sich der Einsiedler damit, einige Erfrischungen herbeyzuschaffen, welche aus Ziegenmilch, Brodt und Nüssen bestanden. Hermangarde genoß etwas weniges, dann begann sie eine umständliche Erzählung ihres Jammers und Elends, und vergaß dabey nicht, ihrer Schwangerschaft besonders zu erwähnen.

Der Eremit hörte aufmerksam zu; seine Empfindungen waren ein Gemisch von Abscheu und Mitleiden. Die Begebenheiten der Prinzessinn hatten mit seiner eignen Geschichte so viel Aehnlichkeit, daß er bis zur herzlichsten Theilnahme hingerissen wurde. Er selbst war, wie wir in der Folge erfahren werden, das Opfer einer ähnlichen Barbarey gewesen: aber er erstaunte, wie ein Mensch, und noch dazu ein Fürst, die Bosheit, gegen seine Verwandte so weit hätte

hätte treiben können. Es kam inzwischen nicht darauf an, die Prinzessinn zu beklagen, als vielmehr sie zu beruhigen und zu unterstützen. Er suchte sie daher so viel als möglich zu trösten, und vermeinte, daß der Himmel sie mit der Zeit gewiß rächen, auch die Schandthaten des Tyrannen nicht ungestraft lassen würde. „Vielleicht," setzte er im prophetischen Geiste hinzu, „wird das Kind, welches ihr unter eurem Herzen traget, einst das Werkzeug zur Rache werden." — Uebrigens empfahl er ihr die Ruhe, und bereitete zu dem Ende für sie und ihre Begleiterinn, ein Lager von Moos, auf der Erde.

Hermangarde wurde von dieser freundschaftlichen Behandlung auf das lebhafteste gerührt; in einem so barbarischen Lande hatte sie dergleichen gar nicht vermuthet. Mit dankbarem Herzen gegen ihren gütigen Wirth, legte sie sich auf die Streu und versuchte zu schlafen; aber ihre Gemüthsbewegungen waren zu heftig, ihr Blut war zu sehr in Wallung, als daß es dazu hätte kommen können; überdies hatte der ausgestandene Schreck großen Einfluß auf ihren Körper gehabt; bald verspürte sie dessen Folgen. Die Zeit ihrer

Entbindung rückte heran, und sie gab, durch Ildionens Beyhülfe, der Welt einen Prinzen, welcher bestimmt war, die Leiden und Trübsale seiner Aeltern, einst an ihrem Verfolger zu ahnden. Der Einsiedler taufte den Knaben und nannte ihn, Lideric; welchen Namen er selbst führte.

Unterdessen hatte Phinaert, Hermangarden vermißt. Er wußte, daß sie in dem Gefolge des ermordeten Prinzen gewesen war; und da er sie unter den Todten nicht fand: so schloß er, daß sie sich in dem Walde müsse versteckt haben. Es war ihm sehr daran gelegen, daß seine Schandthat nicht zu Klotars Wissenschaft gelange. Dies konnte aber leicht geschehen, wenn Hermängarde entwischte. Er gab also Befehle, den Wald zu durchsuchen, und ihm die Entflohene, gegen eine ansehnliche Belohnung, lebendig oder todt zu überbringen. Er selbst bemühete sich aufs äußerste, sie auszukundschaften.

Der Einsiedler sah das alles vorher. Er entdeckte der Prinzessinn seine Besorgnisse, ohne Rückhalt; gab ihr den Rath sich eilig zu entfernen, weil sie sonst, wenn die Kundschafter bis zu dieser Hütte dringen sollten,

sollten, Gefahr liefe, nebst ihrem Sohne, nur aufs gelindeste geurtheilt, für beständig eingesperrt zu werden; und habe, setzte er hinzu, der Himmel beschlossen, sie in die Hände des Tyrannen zu liefern: so sey wenigstens der junge Liderich in Sicherheit, den er auf Kosten seines eigenen Lebens zu erhalten sich bemühen wolle, um zu seiner Zeit, ihren Drangsalen ein Ende zu machen.

Heftiger konnte Hermangarde wohl nicht erschüttert werden. Sie fühlte die ganze Last ihres Elendes; sie weinte, schluchzte, rang die Hände zum Erbarmen; fiel dem Eremiten zu Füßen, bat um Rettung; sprang dann wieder auf, ergriff ihr Kind, drückte es mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an ihre Brust; überschwemmte es mit Thränen, überhäufte es mit Küssen, und erklärte laut und standhaft, lieber den quaalvollsten Tod zu leiden, als sich von demselben zu trennen. Die Angst ihres Herzens stieg aufs höchste; es fehlte nicht viel, so hätte der Schmerz sie übermeistert. Endlich ward sie stille, tiefe Wehmuth trat an die Stelle der Verzweiflung; sie fing an, über den Vorschlag des Eremiten nachzudenken, welches vorher im Uebermaaß ihrer

Empfindungen eine Unmöglichkeit gewesen war; sie sah die Wichtigkeit desselben ein, und entschloß sich, so schwach sie war, zur Trennung, zur freywilligen Absonderung, von dem, wodurch sie noch an das Leben gefesselt wurde, und, der sie, unter andern Umständen tausendmal den Tod würde vorgezogen haben. Ja, rief sie plötzlich aus, „ich gehe, und lasse mein grösstes Gut in eure Hände zurück; sorget für meinen Sohn. Schwer wird euch die Rache des Himmels treffen, wenn ihr ihn vernachläßiget, desto größer aber im Gegentheil eure Belohnung seyn. — Gott, der Ungerechtigkeiten zuläßt, wird auch gute und edele Handlungen vergelten." —

„Sorget nicht," antwortete der Klausner; „ich schwöre es euch, euren Sohn, mit aller Sorgfalt nach ächten, unverfälschten Grundsätzen zu erziehen. Auch ich verlohr einen Sohn gleich nach seiner Geburt, ein Umstand, der mir den eurigen doppelt werth macht. So lange ich lebe, soll er an mir einen Vater finden, dessen Wohlfahrt von der seinigen abhängt, und einen Führer, der unabläßig bemüht seyn wird, ihn auf dem Wege der Tugend zu leiten."

Jetzt

Jetzt setzte sich Hermangarde zum Schreiben nieder, entwarf eine kurze, aber genaue Schilderung ihrer Unglücksfälle, händigte das Blatt, so wie ihr Bildniß und alle die Kostbarkeiten, welche sie an sich trug, dem Eremiten ein, um es für ihren Sohn aufzubewahren, und verordnete, daß er, sobald er etwas erwachsen seyn würde, nach England, zur Königinn von Kent, gebracht und daselbst erzogen werden sollte. Dann nahm sie den Knaben auf den Arm: "Lebe wohl! gutes Kind!" rief sie, „deine unglückliche Mutter entfernt sich von dir, vielleicht auf ewig. Solltest du aber einst zu den Jahren gelangen, mein Unglück mit empfinden zu können, so rächte den, höchst wahrscheinlichen Tod deines Vaters, und öffne den Kerker, der gewiß meiner wartet." Hierauf verließ sie mit Idionen, die Hütte, und betrat den Weg, den ihr der Einsiedler, als den nächsten, um Frankreichs Gränzen bald zu erreichen, zeigte.

Aber sie konnte den neuen, vom Schicksale ihr bereiteten, Leiden nicht entgehen. Kaum hatte sie die Einsiedeley aus dem Gesicht verloren: so fiel sie Phinaerts Spürhunden, einem Trupp Flandrischer Solda-

Soldaten in die Hände, welche sich ihrer so fort bemächtigten, sie, nebst Idionen auf ein Pferd setzten, und eilfertig nach Soug brachten. Die Freude des Tyrannen, als er die Prinzessinn in seiner Gewalt hatte, war unbeschreiblich; sein Verbrechen glaubte er nun auf ewig in Vergessenheit begraben, und genoß ganz das boshafte Vergnügen, Salvaerten, Leben, Gemahlinn, und Schätze entrissen zu haben. Er empfing Hermangarden daher mit weniger Strenge, als sie erwartet hatte; begnügte sich, sie zur ewigen Gefangenschaft zu verdammen; befahl jedoch, sie mit Ehrerbietung zu begegnen, und sie mit allen Nothwendigkeiten zu versorgen.

Während Hermangarde sich hier den wehmüthigsten Empfindungen überließ, dem Andenken ihres Gemahls Ströme von Thränen opferte, und sowol bey Tage als des Nachts, den Gedanken an ihre jammervolle Lage nachhing, war Liderich der Einsiedler, mit der sorgfältigen Wartung seines Mündels beschäftiget. In diesem edeln Unternehmen erhielt er eine ganz unerwartete Unterstützung, die ihm zum Fingerzeig diente, daß dem Himmel selbst an der Erhaltung des Prinzen gelegen sey.

Gri-

Grimoald nämlich, deſſen wir oben erwähnt haben, einer der getreueſten Diener ſeines Herrn, wurde nach einer muthigen Vertheidigung ſo ſehr verwundet, daß er ſein Pferd nicht mehr halten konnte, ſondern ſich deſſen Willkühr überlaſſen mußte. Das Pferd lief in vollen Springen Wald ein, und warf endlich ſeinen Reuter halb ohnmächtig zur Erde. Grimoald war genöthiget, die Nacht über, höchſt elend und kläglich, in der Wildniß zuzubringen; er wünſchte und erwartete alle Augenblicke den Tod, der ſeinem Leiden ein Ende machen ſollte. Mit der Morgenröthe aber kehrte die Liebe zum Leben wieder in ihn zurück; mit der äußerſten Anſtrengung, ſchleppte er ſich zu einer in der Nähe befindlichen Quelle, ſtillte ſeinen brennenden Durſt, ſtreckte ſich in das Gras, ſeufzte nach Rettung und — erhielt ſie.

Liderich der Einſiedler, welcher an dieſem Orte, der nicht weit von ſeiner Wohnung entlegen war, ſein Waſſer zu holen pflegte, fand ſich in dieſer Abſicht daſelbſt ein; und erſchrack nicht wenig, als er einen halbtodten Menſchen im Graſe liegend erblickte. Er hielt denſelben ſogleich für einen aus Salvaerts Gefolge, ſprang mitlei-

mitleidig hinzu; reinigte und verband dessen Wunden, die zum Glück nicht tödlich waren, und trug ihn nach seiner Hütte, die Hermangarde noch nicht lange verlassen hatte. Hier pflegte und wartete er sein, mit brüderlicher Sorgfalt, und sah bald seine Bemühungen durch die zunehmende Besserung des Kranken belohnt. Auch seine Vermuthungen, die er von demselben gehabt hatte, wurden bestätiget. Grimoald erzählte nach einigen Tagen, seine traurige Geschichte, das klägliche Ende seines Herrn, und seiner Gefährten, mit solchen Aeußerungen der herzlichsten Theilnahme, an dem Schicksale des Erstern, daß der Eremit kein Bedenken trug, ihn eben so offenherzig von Hermangarde Leben fernern Begebenheiten, und von der geheimnißvollen Geburt ihres Sohnes, zu unterrichten. Man kann sich das Erstaunen vorstellen, worinn Grimoald durch diese unerwartete Nachricht versetzt wurde. Erst traurete er kaum seinen Ohren; dann aber bemeisterte sich seiner eine solche Freude, daß er, seiner Mattigkeit und Entkräftung ungeachtet, hinkroch, zur Lagerstelle des Prinzen, und mit aufgehabener Rechte, während die linke Hand den Prinzen berührte, einen Eid schwur, sein

ganz

ganzes Leben nur ihm zu weihen, mit Aufopferung desselben ihm dereinst seine Rache vollbringen zu helfen. Eine Szene, die das Herz des Einsiedlers mit Freude und Vergnügen erfüllte.

Grimoald ward in kurzer Zeit, völlig wieder hergestellt, und ließ sich nun durch nichts abhalten, sein Gelübde zu erfüllen. Er und der Einsiedler strengten vereint ihre Kräfte an, den jungen Prinzen, ihrem Plane gemäß, zu erziehen. Beyde sahen, mit unaussprechlichem Wohlgefallen, dessen herrliche Geistesanlagen sich immer mehr und mehr vortheilhaft entwickeln, und erstaunten über die Fortschritte, die der liebenswürdige Jüngling in den Kenntnissen machte, welche sie ihm beyzubringen bemühet waren.

Referent sieht sich genöthiget, aus Mangel genauer Nachrichten, über die Jugendjahre seines Helden, hinweg zu eilen, und dessen Geschichte, von der Zeit an, da er die Hütte verließ, wieder anzufangen. Vierzehen Jahre waren verstrichen, binnen welcher Zeit Klotar gestorben, und dessen Sohn Dagobert in der Regierung gefolgt war, als die beyden

Er-

Erzieher es für die höchste Zeit hielten, ihren Zögling in die Welt zu senden. Sie fingen damit an, ihm seine geheimnißvolle Geburt, das schreckliche Ende seines Vaters, und die Gefangenschaft seiner Mutter, zu eröffnen, und vergaßen nichts, was vermögend seyn konnte, in seinem empfindungsfähigen Herzen, Neigung zur gerechten Sache zu erwecken. Ihre Absicht wurde bald erreicht; seine Gefühle empörten sich, und sein Erstaunen über die Schandthat, so, wie sein Zorn gegen den Mörder, brach mit einem Feuer aus, wie man es kaum erwartet hätte. Zärtlich drückte ihn der Eremit an seine Brust. „Dein edler Eifer, mein Sohn" sprach er, „bezaubert mich, und läßt mich schon im Geiste dessen glückliche Folgen, erblicken. Aber, iezt bist du noch zu jung, um ganz deinen Empfindungen zu folgen. Warte, bis deine viel versprechenden Kräfte, mit den Jahren reifen, und dich in den Stand setzen, Phinaers Niederträchtigkeit mit Ehre und Ruhm zu ahnden. Folge in allen Stücken Grimoalds Rathschlägen; der als ein treuer Diener, sich mit dir, allen Ereignissen des Glücks oder des Unglücks, aussetzen wird; benutze sie, denn sie sind weise, und dienen deiner Wohlfahrt zur

Grund-

Grundlage. Hüte dich aber, unsere darauf abzweckende Anschläge, durch Leichtsinn zu vereiteln. Jetzt, geh, mein Sohn, wohin das Schicksal dich ruft. Nie müssest du deine Geburt, noch dasjenige vergessen, was du den Urhebern deines Daseyns, dir selbst, und wenn ich es sagen darf, mir, der ich durch Geburt und Schicksale dir gleiche, und für meine Sorgfalt ein Recht auf deine Erkenntlichkeit habe, schuldig bist."

„Nein, mein Vater," rief der Prinz, „nie werde ich mich von dem Pfade der Ehre entfernen, noch weniger meine Pflicht gegen euch je vernachläßigen."

Nun wurde alles zur bevorstehenden Reise verabredet. Grimoald sorgte für zwey gute Pferde und ganz einfache Kleidung; er steckte Hermangardens Aufsatz, ihre zurückgelassene Kostbarkeiten, und ihr Bildniß zu sich, und trat mit dem jungen Prinzen, unter den heissesten Segenswünschen ihres gemeinschaftlichen Freundes, des Eremiten, die Reise an.

Anfänglich beobachteten Beyde eine tiefe Stille; ihre Freude bey ihnen das

Vorge-

Vorgefühl guter Hoffnungen, war zu groß, und ihre geistige Natur zu sehr mit sich selbst beschäftiget, als daß sie noch an einen Gegenstand ausser sich hätten denken, sich denselben durch ihre körperlichen Zungen hätten mittheilen können. Endlich verflog dieser Rausch. „Mein Prinz," hob Grimoald zuerst an, „wir befinden uns gegenwärtig in dem Gebiet eures gefährlichsten Feindes; sollte der den Schatz wittern, den ich in euch, bey mir habe, so wären wir Beyde verloren. Es ist möglich, daß wir ihm begegnen; um daher ganz sicher zu gehen, werdet ihr euch gefallen lassen, daß ich euch für meinen Sohn ausgebe." –

„Das bin ich ja auch in der That;" unterbrach ihn Liderich; „da alle eure Bemühungen auf mein Wohl abzwecken, da ihr mich zu beschützen, euch für mich aufzuopfern bereit seyd; sollte ich nicht alle Zärtlichkeit eines Sohnes gegen euch empfinden? – Stets wird eure Güte und Liebe meinem Herzen eingeprägt bleiben; ewig will ich euch als meinen Vater verehren."

Dies Gespräch stellte das gute und sanfte Herz Liderichs ohne Hülle dar, und

und preßte dem Alten Grimoald Thränen der Freude aus. Er wollte antworten, aber das Wort erstarb ihm im Munde. Plötzlich erschallte der Ton vieler blasenden Instrumente; das Geheul einer großen Menge Jagdhunde ließ sich hören; und einige Augenblicke darauf, erblickten unsere Reisenden verschiedene Ritter, welche in vollem Galopp auf sie losgesprengt kamen. Wer seyd ihr? und wo wollet ihr hin? — brüllte ihnen der Vornehmste derselben entgegen.

Grimoald erschrack heftig, denn Phinaert selbst war es, der ihm die trotzigen Fragen vorlegte; er hätte alle Gegenwart des Geistes nöthig, um sich zu fassen, und seinen Abscheu gegen den Tyrannen zu verbergen. „Ich bin," antwortete er daher, so ehrfurchtsvoll, als es ihm möglich war, „ein Fränkischer Kaufmann, im Begriff nach England zu gehen, um eine Erbschaft in Besitz zu nehmen. Jenes ist mein Sohn." —

„Ihr ein Kaufmann, und das euer Sohn?" unterbrach ihn der Fürst. Unmöglich! — „Habet ihr," fuhr er fort, indem er sich zu seinem Gefolge wandte, und

auf

auf den jungen Liderich deutete, „je ein edleres Ansehen, so vollkommen erhabene Gesichtszüge gesehen? Eine solche Majestät in der äußern Form, solch ein Feuer in den Augen sollte eigentlich nur bey Fürsten angetroffen werden; – aber die wunderliche Natur verschwendet oft ihre Gaben an Unwürdige. Wer sollte nicht glauben, daß dieser Knabe von hoher Abkunft wäre? – Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich einen Nachfolger hätte, der ihm gleichte! – Höre junger Mensch, du gefällst mir; bleib bey mir, ich will für dich sorgen. Dein Vater wird nichts dagegen einzuwenden haben."

Liderich schlug die Augen nieder und schwieg. Rhinaert war ihm von seinem Mentor zu oft geschildert worden, als daß er ihn nicht sogleich hätte erkennen sollen; Zorn gegen den Mörder seines Vaters, und Furcht von demselben entdeckt zu werden, verstopften ihm daher den Mund.

„Sprich, mein Sohn," wiederholte Rhinaert, der das Stillschweigen des jungen Menschen als eine bey solchem Alter gewöhnliche Blödigkeit auslegte; „möchtest du deinen jetzigen Stand nicht mit einem andern vertauschen? wolltest du es wol

wol mir überlassen, deiner gegenwärtigen Bestimmung eine andere Richtung zu geben?"

„Gnädiger Herr," antwortete endlich Liderich, „mein Vater allein, vermag über meine Handlungen zu gebieten; ohne Murren unterwerf' ich mich seinen Befehlen."

Hier nahm Grimoald, welcher von dem Tyrannen Gewalt befürchtete, wenn man sich demselben länger widersetzte, das Wort: „Zögere nicht," mein Sohn, rief er hastig aus, „die Gnade des Fürsten anzunehmen;" und Liderich, froh, die Gesinnungen seines Vaters erforscht zu haben, begnügte sich, seinen Gehorsam durch eine Verbeugung des Körpers an den Tag zu legen. Phinaert war über die gemachte Beute sehr erfreut; die Jagd war nun zu Ende; — mit dem jungen Prinzen zur Seite, trat er sogleich den Rückweg zu seinem Schlosse an.

Man stelle sich, wenn es möglich ist, Grimoalds Verlegenheit und Verwirrung auf dem Wege vor. Tausend fürchterliche Gedanken gingen ihm mit einemmale

durch den Kopf. Einen solchen Vorfall hatte er nicht erwartet: er war also auch nicht im Stande gewesen seinen Pflegesohn auf Phinaerts Fragen vorzubereiten. Er zitterte, wenn er bedachte, daß ein einziges, unüberlegtes Wort das ganze Geheimniß entdecken, und sein und Liderichs Leben in Gefahr setzen könnte. Was für Wahrscheinlichkeit auf die Gegenwart des Geistes, und auf den Verstand eines vierzehnjährigen Knaben, zu rechnen! — Jedoch Liderich war kein Jüngling vom gewöhnlichen Schlage, und wenn ihm Grimoald die Antworten in den Mund gelegt, oder solche in seinem Namen gegeben hätte, sie würden kaum der gegenwärtigen Lage so angemessen gewesen seyn. Denn es war ihm nicht genug, Grimoalds Vorgeben von seiner Geburt, noch Einmal gegen Phinaerten zu bekräftigen, sondern er nannte ihm noch die Stadt Ville Freme, als seinen Geburtsort, und beantwortete alle ihm vorgelegte Fragen mit einer Ernsthaftigkeit, die weit über seine Jahre hinausreichte. Der Verstand des jungen Menschen riß den Tyrannen eben so sehr hin, als ihm dessen Bildung gefallen hatte, und so bald sie in die Residenz angelangt waren, ließ er seinen Gästen eine Wohnung

auf

einige Tage in seinem Schlosse zu rechte machen.

Der alte Grimoald war außer sich vor Vergnügen, als er sich in seiner Vermuthung getäuscht sah. So bald sie allein waren: drückte er den Prinzen an seine Brust. „Ach! rief er aus, „wie ungerecht würde der Himmel handeln, wenn er euer Vorhaben vereitelte! Ich muß gestehen, daß ich bey eurem so zarten Alter, solchen Verstand mit Behutsamkeit verbunden, anzutreffen nicht erwartete. Eure Klugheit entzückt mich so sehr, als sie mich in Erstaunen setzt. Gewiß, ihr verdient die hohe Würde, worauf euch schon die Geburt ein Recht giebt.

„Ich weiß nicht," unterbrach ihn der Prinz, indem seine Brust ein tiefer Seufzer hob; „ob ich alles das Lob verdiene, das ihr so reichlich an mir verschwendet. Nach meinen Begriffen ist Verstellung keine Eigenschaft eines großen edlen Herzens. Was wird man von mir sagen, wenn ich die Hand liebkose, die meinen Vater gemordet hat, und meine Mutter in Fesseln hält? Wird die Welt mich des Ranges meiner Eltern für würdig hal-

ten? Nein, mein Vater, mein Herz durstet nach Rache." —

„Ich bin weit entfernt," erwiederte Grimoald, „diesen gerechten Zorn zu tadeln; nur muß er von der Klugheit geleitet werden. Habet Acht, daß ihr, bey eurem Unternehmen nicht selbst in Gefahr gerathet. Was vermöget ihr wider euren Feind, mitten in seinem Lande, zu unternehmen? Wollet ihr, wie ein Meuchelmörder ihn tödten: so würde euer Tod dem seinigen nicht allein sogleich folgen, sondern ihr würdet euch auch durch dasselbe Laster entehren, welches ihr an ihm zu bestrafen vermeinet. Sollen Waffen euch Gerechtigkeit verschaffen; so wird eure Schwachheit und Jugend, ihn von der Verbindlichkeit, mit euch zu fechten befreyen, und euch wird nichts als der Schimpf, euch erklärt zu haben, und ohne Vortheil umgekommen zu seyn, übrig bleiben. Wartet daher so lange geduldig, bis eure Kräfte eurem Muthe entsprechen, und besorget nicht, daß die Verborgenheit, worinn ihr jetzt verweilen müsset, eurer Tapferkeit dereinst Abbruch thue. Vielmehr wird man eure Zurückhaltung loben, und euch bewundern."

So

So war Grimoald bemüht Liderichs Zweifel zu heben, und dessen Gemüth zu beruhigen; er gewann dadurch so viel, daß der Prinz seinen Rathschlägen zu folgen, und sich den jetzigen Umständen gemäß zu verhalten, versprach. Ein solches Betragen war auch nothwendig, wenn der Tyraun hintergangen werden sollte.

Kaum war Phinaert am folgenden Morgen erwacht: so erhielt Liderich Befehl vor ihm zu erscheinen. Phinaert empfing ihn mit vorzüglicher Gnade, unterhielt sich mit ihm, über zwey Stunden, ergötzte sich an dessen raschen und treffenden Antworten, und überhäufte ihn, beym Abschiede, mit Geschenken. Eine solche Zusammenkunft wurde nachher öfters wiederholt, und zuletzt konnte Phinaert gar nicht ohne den Knaben bleiben. Er genoß kein Vergnügen, ohne ihm daran Theil nehmen zu lassen; seine Zärtlichkeit gegen ihn wurde täglich stärker, nur durch ihn konnte er aufgeheitert werden, und es schien, als ob selbst die Wildheit seines Charakters, durch diesen Umgang, zu sanftern Empfindungen wäre umgestimmt worden.

Liderich that sich anfänglich den größten Zwang an, für die Liebkosungen und Gunstbezeugungen seines Gönners, Erkenntlichkeit zu heucheln; allein in der Folge konnte er es nicht mehr aushalten. Seine ganze Natur widerstand; sein Blut empörte sich jedesmal, so oft er den Mörder seines Vaters erblickte. Grimoalds Rath sich zu verstellen, machte bey ihm keinen Eindruck mehr, und die Kälte, womit er bald anfing, alle Wohlthaten anzunehmen, artete zuletzt in eine solche Unempfindlichkeit aus, welche dem Tyrannen auffallen mußte. Dieser war indeß weit davon entfernt, ihren wahren Grund zu muthmaßen, er schob vielmehr deren Ursach, auf die bey seinem Hofe herrschende Langeweile, und verdoppelte daher seine Dienstfertigkeiten, um den Jüngling aus seiner Gleichmüthigkeit zu bringen. Doch Liderich änderte sich nicht. Mit der Zeit würde er bey einem so mißtrauischen Manne, wie Phinaert war, gewiß Verdacht erregt haben, wenn der Zufall, oder vielmehr eine höhere Macht, ihn nicht gefälliger gemacht hätte.

Phinaert hatte eines Tages ein Lustjagen veranstaltet, und seinen Liebling da-

dazu eingeladen; dieser schützte eine Unpäßlichkeit vor, und erhielt die Erlaubniß zurückzubleiben. So bald er allein war, machte er, in Grimoalds Gesellschaft, eine Promenade um das Schloß. Sie gingen beyde eine geraume Zeit, ohne ein Wort mit einander zu sprechen, in tiefen Gedanken fort; endlich blieb der Prinz plötzlich vor einem alten Thurme stehen, der an der einen Seite des Pallastes erbauet war. „Ich kann nicht begreifen," hub er an, „wie mir jedesmal, so oft ich diesen Thurm sehe, so sonderbar zu Muthe wird; immer läuft es mir kalt über, und eine geheime Ahndung sagt mir, daß meine Mutter darinn gefangen sitze. Wenn mir nun mein Herz Wahrheit weissagte; wie soll ich die Hindernisse besiegen, die sich unserer zärtlichen Umarmung entgegen stellen?" . . .

Grimoald, welcher die Rede des jungen Prinzen mit der größten Verwunderung anhörte, gerieth in Erstaunen, daß die Gewalt der Sympathie sich so lebhaft in Liderichs Herzen äußerte; denn jener Thurm, das wußte er, war wirklich der Ort, wo die unglückliche Hermangarde, schon so viele Jahre ihres Lebens kummervoll

voll verseufzt hatte. „Ja, mein Prinz,“ antwortete er daher, „jenes schreckliche Gefängniß ist, wie ich gewiß weiß, der Aufenthalt eurer Mutter. Diese Nachricht darf indessen eure Rache nicht beschleunigen, sondern sie muß euch im Gegentheil auffordern, mit Behutsamkeit Maßregeln zu ergreifen, um eures Zwecks nicht zu verfehlen. Welche Kränkungen für euch, wenn ihr selbst durch Uebereilung das Werkzeug würdet, die ohnehin schon traurige Lage eurer Mutter zu verschlimmern, und vielleicht auf ewig ihren Kerker zu verschließen. Ihre Ketten müsset ihr zwar, auf [illegible] eures Lebens, zerbrechen, aber die ganze Welt muß zugleich eure Klugheit und Tapferkeit rühmen, ohne euch einer Tollkühnheit zu beschuldigen.“

Unterdessen daß Grimoald sprach, und Liderich mit sichtbarer Ungeduld zuhörte, war jenes Mitgefühl, das Liderichs Herz in Bewegung gesetzt hatte, auch bey Hermangarden nicht unwirksam geblieben. Die unglückliche Prinzessinn hatte die vierzehen Jahr ihrer Gefangenschaft nur unter Seufzen und Thränen, die sie dem Andenken ihres Gemahls und ihrem Sohne widmete, verlebt, und lediglich

sich Ildionens angenehmer Umgang, war vermögend gewesen, ihren Schmerz, obgleich nicht gänzlich zu stillen, doch in etwas zu mildern. Diese Gesellschaft, und die Aussicht auf ein dürres unbebautes Feld, welches sie durch ein wohlverwahrtes, kleines Fenster übersehen konnte, war auch alles, wodurch sie sich einigermaßen zerstreuen konnte. Wenn sie nun sich satt geweinet hatte, dann pflegte sie an das Fenster zu treten, um von der freyen Natur wieder tröstende Eindrücke zu erhalten; und so geschah es denn, daß sie, gerade in dem Augenblick, da Liderich und Grimoald sich von ihr unterhielten, sich daselbst einfand. Namenlose Gefühle durchdrangen ihr Inneres, bey Erblickung der beyden Menschen; und da sie durch Ildionens Beyhülfe, Grimoalds Gestalt und Gesichtszüge leicht wieder in ihr Gedächtniß zurückrief: so kam ihr auch die Idee, daß der, bey ihm befindliche Jüngling ihr Sohn sey, eben so geschwind in den Sinn, und belebte ihr Herz mit neuen Hoffnungen. Um nun diese günstige Gelegenheit, die Wahrheit zu erforschen, nicht ungenutzt vorbey gehen zu lassen, nahm sie augenblicklich ein helfenbeinernes Schreibtäfelchen, schrieb einige Worte darauf,

rauf, und warf es aus dem Fenster so weit von sich, daß es in der Nähe der beyden Spaziergänger auf die Erde fiel. Grimoald, der die Bewegung einer Hand wahrgenommen hatte, sprang hinzu, nahm das Täflein auf, eilte mit dem Prinzen nach Hause, verriegelte die Thür, und las folgendes:

„Darf ich hoffen, daß mich meine Ahndungen nicht täuschen; ist es wahr, redlicher Grimoald, daß ihr einen Schatz, der mir tausendmal lieber als mein Leben ist, für mich aufbewahret habt: o! so kommet um Mitternacht zu meinem Thurme und befestiget eure Antwort an den Faden, den ihr daselbst finden werdet. Wollte der Himmel, daß solche meinen Wünschen entspreche! meine Drangsale würden hinlänglich belohnt seyn!" —

Liderich brauchte einige Augenblicke, um sich von den Empfindungen der Freude und der Wehmuth, bey Lesung dieser Zeilen, wieder zu erholen; endlich behielt die letztere die Oberhand. „So muß ich denn," rief er, „frey seyn, und doch leiden, daß man meine Mutter so unwürdig behandelt! Ach!

Ach! was würde ich nicht darum geben, wenn ich ihr Elend nur zur Hälfte tragen, und es dadurch lindern könnte!"

„Solche Betrachtungen," unterbrach ihn Grimoald, „sind ganz eures edeln Herzens würdig; aber jezt ist es nicht Zeit, denselben nachzuhängen. Phinaert kann zurück kommen, und euch, eurer Mutter zu antworten, hindern; lasset uns daher den jetzigen Augenblick nutzen, um sie in den Gedanken zu bestärken, welche Sympathie und Wahrscheinlichkeit in ihr hervorgebracht haben." Liderich fühlte ganz die Wichtigkeit dieser Ermahnung; er sezte sich daher sogleich nieder und schrieb:

Meine theuerste Mutter,

Euer Sohn lebt. Er freuet sich seines Daseyns, um es für Eure Erlösung zu wagen; er stirbt aber fast vor Verzweiflung, daß seine jugendliche Schwäche ihn hindert, seinen Trieben zu folgen. — Grimoald vermahnt mich zur Geduld. — Wohlan! der Tag der Vergeltung wird kommen, und, wie ein schweres Wetter, den Sünder überfallen. O! wie entzückend ist mir der Gedanke, wie

süß

für die Hoffnung, einst den Tod meines Vaters zu rächen, und meine Mutter zu befreyen. Möchte doch der Augenblick bald herannahen, wo mein Sieg oder meine Niederlage der Welt zeigen soll, daß Salvaerts Blut in meinen Adern rinnt! — — Jetzt bin ich in der Gewalt unsers grausamen Feindes. Unweit jener Hütte, die ich so eben, um nach England zu reisen, verlassen hatte, nöthigte er mich, ihn hierher zu begleiten. Er hat die Absicht mich bey sich zu behalten, und überhäuft mich deshalb mit Liebkosungen. Aber, seine Wohlthaten sind mir ein Ekel; ihre Last drückt mich zu Boden; nur mit Mühe kann ich meinen Grimm verbergen, und den Ausbruch der Wuth zurückhalten, welche mich überfällt, so oft ich den Böswicht erblicke. Seyd indeß unbesorgt. Meine theure Mutter, ich will mich mäßigen; Uebereilung kann schaden; Grimoald soll mich leiten, er wird mich zur rechten Zeit, zum Ziele führen. Ewig, im Leben und im Tode

Euer

dankbarer Sohn,

Liderich.

Lide-

Liderich hätte noch viel zu sagen gehabt, aber er mußte schließen, weil Brinaert zurückgekommen war, und ihn begierig zu sprechen verlangte. Er gehorchte auf der Stelle. Unterdessen legte Grimeald den Brief sorgfältig zusammen, fügte noch alle zum schreiben erforderliche Dinge hinzu, damit Hermangarde zu antworten im Stande sey, und erwartete mit Ungeduld die ihm vorgeschriebene Stunde.

Noch vor der Zeit schlich er sich aus dem Schlosse, und um Mitternacht stand er unter Hermangardens Fenster. Alles ging erwünscht von statten. Man war so vorsichtig gewesen, ein weisses Läppchen an der Schnur zu befestigen, um solche in der finstern Nacht, die nur bloß von einem schwachen Sternenschimmer erhellet wurde, kenntlich zu machen. Grimeald hing sein Päcklein daran, und die Schnur wurde so fort hinaufgezogen.

Was Hermangarde bey Lesung des Briefes fühlte, ist schlechterdings keiner Beschreibung fähig; solche Dinge können auch nur empfunden, aber nicht geschildert werden. Doch sammelte sie sich bald wieder,

der, besonders da sie aus den übrigen Sachen schloß, daß man auf Antwort wartete. In der Dunkelheit, die sie umgab, schrieb sie folgendes:

Dank dir, ewige Vorsicht, daß du mitleidig über meine Schmerzen, meinen geliebten Sohn erhalten hast, und einmal Willens zu seyn scheinst, meine Thränen zu mindern. Du lässest mich nicht allein, meinen Sohn, den Gegenstand meiner ganzen Zärtlichkeit wieder finden, sondern zeigest mir ihn auch mit solchen tugendhaften Empfindungen angefüllt, daß er mir dadurch noch viel werther wird. Aber, lieber Sohn, hüte dich, etwas zu unternehmen, wozu deine Kräfte nicht zureichen, und sey versichert, daß mein Tod eine unausbleibliche Folge deiner Verwegenheit seyn wird. Dies laß dir zur Warnung dienen, deine Hitze zu mäßigen. Sieh zu, daß du dich, so bald als möglich, von hier entfernest, denn meine Freude wird stets durch den Gedanken, daß jenes Ungeheuer deine Geburt erfahren kann, sehr vergällt werden. Geh nach England. Der König von Kent, wird dich deiner Herkunft gemäß erziehen, und deine Forderungen bey

Dagobert einst unterstützen. Lebe wohl! Schreibe mir nicht wieder; denn unser Briefwechsel kann entdeckt werden, und üble Folgen haben. In einigen Jahren aber komm zurück, um in die Arme deiner Mutter zu sinken. Vorzüglich folge Grimoalds Rathschlägen; vergiß nie, was du ihm schuldig bist, und glaube, daß er nicht allein ein treuer diener, sondern auch dein treuester Freund ist. Bis ans Ende der Tage

Deine

zärtliche Mutter,

Hermangarde.

Grimoald lief, was er nur konnte, mit dieser Antwort wieder nach Hause. Liderich hatte schon mit ängstlicher Ungeduld auf ihn gewartet. Er riß ihm den Brief aus der Hand, küßte denselben zu tausendmalen, las ihn, küßte ihn wieder, las ihn nochmals, hüpfte vor Freuden im Zimmer umher, immer den Brief fest in der Hand haltend; endlich rief er aus: „Ja, meine liebe, meine theure Mutter; ich will alles thun, alle eure Befehle befolgen; auch ihr, mein treuer Vater, mein

mein redlicher Grimoald, ihr habt euch ein ewiges Recht auf meine Erkenntlichkeit, auf meine Dankbarkeit erworben; nie wird das Andenken an eure Liebe, in meinem Herzen erlöschen.

Grimoald ward bey diesem Auftritt und bey der feyerlichen Erklärung Liderichs auf das innigste gerührt. Im Taumel des Vergnügens fiel er dem Prinzen um den Hals, während Thränen der Freude seine Wangen netzten. Noch verfloß beynahe eine Stunde, unter traulichen Gesprächen, welche die Veränderung ihrer Lage, Hermangardens Verlangen gemäß, zum Zweck hatten; Dann legten sie sich zur Ruhe; Grimoald aber schlief nicht, sondern dachte auf Mittel, sich und seinen Gesellschafter den Klauen Phinaerts zu entreißen.

Die Sache war um so schwerer auszuführen, je mehr der Tyrann befürchtete, daß Liderich ihm entwischen möchte, und deshalb auf dessen Handlungen stets ein wachsames Auge hatte. Nach tausend Entwürfen, blieb Grimoald endlich bey dem Vorsatze stehen, Phinaerts gränzenlose Habsucht, zu seinem Vortheil anzu-

reiz-

wenden. Gleich mit dem folgenden Morgen hielt er daher um eine Privat-Audienz an, bat darinn um die Erlaubniß, das Gewerbe eines Kaufmanns in der Residenz treiben zu dürfen, und wußte seinem Gesuche, einen so großen Anstrich von Aufrichtigkeit zu geben, daß Phinaert bey aller seiner Schlauheit, dennoch hintergangen und theils um seines Vortheils willen, theils, weil er hoffte, daß ihm Liderich nun nicht mehr abtrünnig werden könnte, verleitet wurde, die Forderung nicht allein zu bewilligen, sondern solche auch mit einem ansehnlichen Geld-Vorschuß zu unterstützen. Einige Tage darauf reisete Grimoald, unter dem Vorwande Waaren einzukaufen, wirklich ab; seine Haupt-Absicht aber war, sich in dem nächstgelegenen Hafen eines Schiffes zu versichern, um vermittelst desselben die Flucht mit Sicherheit zu unternehmen. Vorher aber ging er zum Eremiten, und theilte demselben seinen Plan mit, welcher auch mit völligem Beyfall aufgenommen und mit guten Rathschlägen unterstützt wurde.

Liderich betrug sich von jetzt an, mit so vieler Klugheit und Verstellung, daß sein Feind von dem, was er im Schilde führte,

führte, nicht das geringste argwohnte. Er nahm eine überaus freundliche Miene an, und von der Kälte, die man kurz vorher noch an ihm getadelt hatte, war keine Spur mehr vorhanden. Er befliß sich Phinaerts Wünschen, bey allen Gelegenheiten zuvor zu kommen, ihm die wärmste Liebe, und treueste Anhänglichkeit zu beweisen, und allen seinen Handlungen das Gepräge der Herzens-Einfalt und Aufrichtigkeit zu geben, um desto mehr Zutrauen zu erhalten. Alles ging nach Wunsch. Phinaert wurde von der plötzlichen Veränderung des Jünglings ganz in Erstaunen gesetzt; und ob er ihm gleich anfänglich nicht recht trauete, so ward er von dessen gleichseitigem Benehmen, doch zuletzt hintergangen. Seine Neigung gegen denselben verdoppelte sich immer mehr und mehr, und endlich gerieth er gar auf den Gedanken, ihn an Kindes Statt aufzunehmen; eine Gnade, nach welcher Liderich nicht das geringste Verlangen hatte.

Inzwischen kam Grimoald mit einer großen Menge Kaufmannsgüter zurück, legte einen Laden an, und fing an, sich so einzurichten, als ob er eine Ewigkeit dort zu bleiben gedächte. Dies verursachte, daß

die

die Laurer ihre Aufmerksamkeit auf ihn sehr verminderten; denn von seiner Stätigkeit glaubte nun ein jeder überzeugt zu seyn.

Allein das Schiff war gekauft, und lag, auf dem ersten Wink abzusegeln, bereit. Aber Zeit und Stunde zur Flucht war schwer zu bestimmen, da Liderich stets um Phinaerts Person seyn mußte, und ohne dessen Vorwissen, sich nicht aus dem Schlosse entfernen durfte. Man sah sich daher genöthiget, das Vorhaben so lange aufzuschieben, bis Phinaert einmal wieder von der Ankunft reicher Reisenden durch seine Spione benachrichtet werden, und wieder auf Raub ausgehen würde.

Grimoald war sinnreich genug, solche Anstalten zu treffen, die ihn früher zum Ziele führten, als es der natürlichen Ordnung nach, hätte geschehen können. Er verfertigte Namens eines seiner reichsten Korrespondenten, einen Brief an sich selbst, worin er ersucht wurde, bey Phinaerten einen Paß, auf verschiedene Kaufmannsgüter, welche sich schon auf der Flandrischen Gränze befänden, auszuwirken; diesen gab er dem Fürsten zu lesen, rühmte ihm den überaus großen Reichthum seines

Freundes, und bat flehentlich um die Gewährung seiner Bitte.

Phinaert that nichts lieber, als Fremden ein sicheres Geleit, durch sein Land, zu versprechen, um sie hernach desto besser plündern zu können. Grimoald erhielt daher, auf der Stelle, was er wünschte. Er ging höchst vergnügt über diesen gemachten Fortschritt nach Hause, um fernere Vorkehrungen zu seiner Flucht zu treffen, und erfuhr bald darauf, zu seiner größten Freude, daß Phinaert alle Anstalten zu einem großen Jagen machte. Ein Umstand, der ihn vermuthen ließ, daß Phinaert in die Falle gerathen war, und ganz gewiß, statt auf die Jagd zu gehen, den so sehr gerühmten, reichen, Waaren auflauren würde. Er irrte sich nicht. Phinaert hatte wirklich die Absicht, den Kaufmann zu überfallen, und sich dessen Güter zu bemächtigen. Liderich mußte sich auf Grimoalds Geheiß, zur Begleitung anbieten; aber es wurde ihm wie man vorhergesehen hatte, abgeschlagen, und so bald der bestimmte Tag angebrochen war, flog Phinaert, im Gefolge seiner Spießgesellen, der Gegend zu, wo, nach

Gri-

Grimoalds Angabe, der Fremde herkommen sollte.

Kaum war Phinaert fort, so ging Lideric zu Grimoalden, der sich bereits mit allen Nothwendigkeiten zur Reise versehen hatte. Beyde schwangen sich auf zwey in Bereitschaft stehende Pferde, erreichten durch eine Hinterthür das freye Feld, und bald darauf die Landstraße. Ihre Eilfertigkeit war, ungeachtet der jugendlichen Schwäche des Prinzen, unbeschreiblich; jedoch die Furcht, wieder in Phinaerts Macht zu fallen, und dann alle Hoffnung zur Rache aufgeben zu müssen, gab ihnen Muth alle Beschwerlichkeiten zu erdulden. Hinter Audenburg erreichten sie ihr Schiff; sie bestiegen dasselbe mit einer Zufriedenheit, die schwer zu beschreiben ist. Ein günstiger Wind, wie ihn ihre Ungeduld nur verlangen konnte, brachte sie in kurzer Zeit an die Engländische Küste, und nachdem sie hier einige Tage ausgeruhet hatten, reiseten sie nach Dorovern, jetzt Kanterbury, der Hauptstadt des Königreichs Kent.

Großbritanien befand sich damals unter der Herrschaft sieben Angelsächsischer Kö-

nige, unter welchen Abbald, König von Kent, bey weitem, der mächtigste war. Ethelbert, der Vater desselben, hatte im Anfange seiner Regierung, den heidnischen Gözen geopfert, bis zulezt seine zweyte Gemahlinn, die Fränkische Prinzeßinn Bertha, ihn dahin brachte, den heidnischen Gebräuchen zu entsagen, und die christliche Religion anzunehmen. Auf seinem Sterbebette befahl er, daß die, mit Bertha erzeugte Prinzeßinn Gratiane, in den Grundsäzen des Christenthums erzogen werden sollte. Zugleich wurden keine Ermahnungen gespart, auch Abbald seinem Sohne, gleiche Gesinnungen einzuflößen. Dieser aber war bisher gegen den lezten Willen seines Vaters, und gegen die Bitten seiner Stiefmutter taub geblieben, und nicht im geringsten zum Vortheil der Christen zu stimmen gewesen; ihre Gebräuche gefielen ihm nicht, er haßte allen Zwang im Denken und Handeln, und, man wollte sogar behaupten, daß er, seit einiger Zeit, eine strafbare Leidenschaft gegen die Königinn, seine Stiefmutter, im Herzen nähre.

Grimoald hielt es für rathsam, den jungen Prinzen von diesem allen zu unterrichten. „Ich würde," sezte er nach-

geen-

geendigter Erzählung hinzu, „mich wohl gehütet haben, euch hierher zu bringen, wenn das Ansehen, welches Bertha noch immer über den König behauptet, und das auch euch nützlich werden muß, mich eurentwegen nicht ausser Sorge setzte. Mir bleibt jetzt weiter nichts übrig, als euch zu ermahnen, nicht dem bösen Beyspiele zu folgen. Ehre und Religion müssen euch lieber als das Leben selbst seyn; sie sind die Säulen, worauf alle übrige Tugenden sich gründen, und die Haupteigenschaften eines ehrlichen Mannes." –

„Seyd versichert, mein Vater," antwortete Lidorich, daß ich eure Rathschläge, die völlig mit meinen Empfindungen übereinstimmen, uneingeschränkt befolgen werde. Nichts in der Welt soll mich wankend machen, und bis zum letzten Augenblick meines Lebens, werde ich die Grundsätze vor Augen haben, welche die Natur meinem Herzen schon eingeprägt hat, und deren Werth mir eure weise Lehren immer wichtiger machen."

Unsere Reisenden langten, nach Verlauf von einigen Tagen, glücklich in Douvrenne an. Sie kamen zu spät, um Zeu-

ge

ge eines wichtigen Auftritts zu seyn, wovon die Nachricht sie in Erstaunen setzte. Bertha hatte nemlich, aus übertriebenem Religionseifer, den heftigen Zudringlichkeiten ihres Stiefsohns nachgegeben, und in der Meinung, daß der Zweck die Mittel heilige, in eine blutschänderische Eheverbindung mit ihm, jedoch unter der Bedingung, gewilliget, daß er die christliche Religion annehmen sollte. Das Beylager war kurz vorher vollzogen worden; Arbald hatte gleich nach demselben, den Götzendienst feyerlich abgeschworen, und viele Große des Reichs, so wie einen großen Theil seiner Unterthanen ebenfalls dazu verleitet. Aus solchen frommen Gesinnungen des Hofes, glaubte nun Grimoald, eine günstige Aufnahme für Liderich prophezeihen zu können, und ließ daher am folgenden Morgen bey der Königinn um eine Privataudienz anhalten. Hier schilderte er mit lebhaften, jedoch treuen Farben, Salvaerts trauriges Schicksal, Hermangardens Gefängniß, und Liderichs Erziehung; er überreichte den Brief, den Hermangarde ehedem in der Wildniß geschrieben hatte, fügte den, welcher im Kerker verfertiget worden war, hinzu, und vergaß nichts, was nur vinger-

gemaßen seiner Behauptung Gewicht geben, und deren Wahrheit außer Zweifel setzen konnte. Alle diese Umstände, und das Bildniß der Prinzeßinn von Dijon, und der Anblick des liebenswürdigen Prinzen, brachten die Königinn bald zur Ueberzeugung. Sie umarmte den letztern, mit der Zärtlichkeit einer Mutter, versprach ihm allen nur möglichen Schutz und Beystand, von ihrer Seite sowol, als von Seiten ihres Gemahls, und führte ihn, zum Beweis ihrer aufrichtigen Gesinnungen, so gleich in das Kabinet des Königes. Mit wenig Worten erzählte sie, was sie gehört hatte, überlieferte die empfangenen Briefe, und schloß mit der Bitte; seine Hülfe einem Prinzen nicht zu versagen, der mit ihm verwandt, und dessen sie sich ernstlich anzunehmen, entschlossen sey.

Abdald schien über Phinaerts abscheuliches Verbrechen so erstaunt, als von den Reizen des jungen Prinzen bezaubert zu seyn. Er erwieß dem letztern tausend Liebkosungen; schwur bey seiner Königlichen Würde, ihn kräftig zu unterstützen, und ihm eine Erziehung zu geben, die seiner Abkunft würdig seyn sollte. Liderich, hingerissen von einer Aufnahme, die seinen Wün-

Wünschen und Entwürfen so sehr entsprach, dankte dem König und der Königinn, mit so viel Anmuth, und in Ausdrücken, so voller Ernst und Würde, daß diese keinen Jüngling, sondern einen Mann zu hören glaubten, und deshalb die in ihren Herzen schon gegen ihn aufgekeimte Neigung ansehnlich erhöheten. Gleich auf der Stelle wollten sie ihn dem Hofe, als dem, der er wirklich war, bekannt machen; aber der weise Grimoald stellte ihnen vor, daß diese Bekanntmachung, Liderichs Anschläge, um sich an Phinaert zu rächen, vereiteln könne, indem der letztere durch irgend einen Zufall, Liderichs Herkommen entdecken, und alle Vorsicht gebrauchen würde, der gerechten Strafe, für sein begangnes Verbrechen zu entgehen. Selbst Hermangarde würde ihres Lebens nicht sicher, so wie Liderich beständiger Kabalen, von Seiten des Flandrischen Fürsten, ausgesetzt seyn. Wenn er aber als bloßer Edelknabe angenommen würde: so könne er, unter diesem Namen, alles lernen, was seinem Stande angemessen sey, und einst, wenn die Jahre seinen Kräften entsprächen, durch die Unterstützung des Königes, auch Degoberten, in seine gerechte Sache verflechten. Der König und

die

die Königinn konnten diesen Gründen nichts entgegen setzen. Liderich wurde also als Edelknabe aufgenommen, und mit einer Achtung begegnet, die dem Neid der Großen, deren Söhne gleiche Ehrenstellen bekleideten, hätte nach sich ziehen können.

Grimoald und Liderich säumten nun nicht, dem Einsiedler von dem allen umständlich Nachricht zu geben, wie sie denn auch in der Folge, so lange sie sich in England aufhielten, den Briefwechsel ununterbrochen mit ihm fortsetzten. Durch ihn erfuhren sie, daß Phinaert, über die fehlgeschlagene Erwartung, höchst erbittert zurückgekommen und fast wüthend geworden sey, als er durch die Flucht seines Günstlings, und dessen vermeinten Vaters, sich überzeugt habe, daß er war hintergangen worden. Das aber bekümmerte sie wenig; vielmehr ließen sie es sich angelegen seyn, an der Vollendung ihres Plans unabläßig zu arbeiten.

Liderich machte in Erlernung ritterlicher Künste und Wissenschaften unbeschreibliche Fortschritte. Seine Lage war die vortheilhafteste von der Welt; er sah sich von dem Könige, seinem Gönner

gelicht,

geliebt, von der gutdenkenden Königinn in Schutz genommen, von seinen Lehrern geschätzt, und alles schien sich vereinigen zu wollen, seine Glückseligkeit auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu erheben. Aber bald umwölkte sich dieser heitere Horizont; die Liebe mischte sich ins Spiel, und begann dem Prinzen die Süßigkeit seines Lebens zu verbittern.

Die Prinzeßinn Gratiane, deren wir oben erwähnt haben, war funfzehn Jahr unter den Augen der Königinn erzogen, und durch die Sorgfalt dieser zärtlichen Mutter, so vortheilhaft ausgebildet worden, daß man wol schwerlich so viele liebenswürdige Eigenschaften, in einer Person vereiniget, wird angetroffen haben. Die Fähigkeiten ihres Geistes waren völlig entwickelt, ihr Verstand hatte die völlige Reife erlangt, und in ihrem natürlichen Anstande, in ihrem äußerlichen Betragen, war so etwas Anziehendes, daß man sie nie, ohne in einem hohen Grad von Verwunderung zu gerathen, betrachten konnte.

Liberich, der sie täglich sah, fühlte bald in seinem Herzen Empfindungen erwachen, die ihm bis dahin unbekannt gewesen

sen waren. So oft er sich in ihrer Gesellschaft befand, war er immer lustig und aufgeräumt; wenn er aber abwesend von ihr seyn mußte, dann ward er nachdenkend und schwermüthig, sehr oft auch mürrisch und eigensinnig, und bisweilen in seinem Betragen so unleidlich, daß Niemand mit ihm fertig werden konnte. Grimoald war zu genau mit ihm verbunden, als daß er nichts davon hätte merken, nicht nach der übeln Laune hätte fragen sollen.

„Was fehlt euch, mein Prinz?" sprach er eines Morgens zu ihm; „ihr scheinet mir, seit einiger Zeit sehr sonderbar. Mit allen meinem Nachdenken kann ich die Ursach nicht errathen. – Anfänglich waret ihr, von der unerwarteten Aufnahme ganz bezaubert; noch hat der König seine Gesinnungen gegen euch nicht geändert, und so viel ich einsehe, wird seine Zärtlichkeit täglich größer, je mehr er eure guten Eigenschaften gewahr wird. Dennoch merke ich an euch, ein gewisses, geheimes, Mißbehagen. Wäre es möglich, daß ich euer Zutrauen sollte verlohren haben? Kann wohl ein Mensch, an allen Ereignissen, die euch betreffen, mehr Antheil nehmen, als ich? – ich bitte euch, Prinz, seyd offenherzig,

herzig, reisset mich aus der Verlegenheit, worinn mich die Vermuthung, euer Wohlwollen verscherzt zu haben, gestürzt hat."

„Nein, Grimoald," unterbrach ihn der Prinz, seufzend, „ich bin in Absicht auf euch noch immer derselbe; nichts vermag euch meine Freundschaft zu rauben, deren ihr euch, durch so wesentliche Dienste, mehr als würdig gemacht habt. Aber warum wollet ihr in Geheimnisse dringen, die euch ganz gleichgültig seyn müssen, und nur für mich von der größten Wichtigkeit sind?"

„O! ich verstehe euch, mein Prinz, eure Bekümmerniß, die auch mich beunruhiget, entsteht aus der Liebe. Die Prinzessinn Grattane hat Eindruck auf euch gemacht. Ihr habt nicht nöthig, es zu verschweigen, denn diese Leidenschaft ist nicht von der Art, daß ihr darüber erröthen dürfet. Auch ich bin weit entfernt, sie zu verdammen, vielmehr hat sie meinen ganzen Beyfall, sobald ihr die Gränzen, welche euch eure Pflicht vorschreibt, nicht überschreitet."

„O!

„O! mein Vater," rief Liderich im höchsten Entzücken aus, „eure Einwilligung, die ich zu erhalten mir nie schmeichelte, giebt mir das Leben wieder. Ich fürchtete euren Ernst, und da ich nichts unternehmen wollte, was euch etwa mißfallen könnte: so hätte mich Furcht und Zärtlichkeit beynahe zu Boden gedrückt. Jetzt aber, da ihr meine Liebe billiget, will ich mich ihr auch gänzlich überlassen. Ja, reizende Gratiane, mein Herz sey dir ganz geweihet; ich suche nichts, als nur dir zu gefallen; alle meine Handlungen sollen darauf abzwecken, mir deine Gewogenheit zu erwerben, und diese wird mich denn zum glücklichsten Menschen auf Erden machen."

Auf solche Art suchte Liderich, die Empfindungen seines Herzens an den Tag zu legen, und Grimoald, der voraussah, was für Folgen für seinen jungen Herrn entstehen könnten, im Fall diese Angelegenheit einen glücklichen Ausgang nehmen sollte, versprach ihm, so viel in seinen Kräften stehe, die thätigste Unterstützung.

Von jetzt an, glaubte Liderich seiner Leidenschaft ohne Zurückhaltung nachhängen zu können; seine Augen, seine Seufzer,

zer, die Aufmerksamkeit, welche er bey al-
ler Gelegenheit, gegen die Prinzessinn
beobachtete, waren getreue Dollmetscher
alles dessen, was sein Mund nicht zu gesta-
hen wagte.

So jung die Prinzessinn noch war, so begriff sie doch leicht, wohin die Seufzer und zärtlichen Blicke des Prinzen zielten. Man hatte sie von dessen Geburt unterrichtet, folglich konnte ihr Stolz, durch die gemachte Entdeckung, auf keine Art beleidiget werden, vielmehr ließ ihre Selbstliebe, für, das Werk ihrer Reize, mit Wohlgefallen betrachten. Uebrigens aber ward sie, durch ein gewisses Etwas, wovon die Herzen regiert, und mehr zu dem einen, als zu dem andern, Gegenstande geleitet werden, zurückgehalten, der Leidenschaft ihres Liebhabers zu schmeicheln, und Eindrücke gegen ihn zu empfinden, die seine Verdienste wahrscheinlich in ihr hätten erregen müssen. Die Fähigkeiten seines Geistes und Leibes, bemerkte sie, so wie jeder anderer blos mit den Augen, ohne daß ihr Herz im geringsten Theil daran genommen hätte, und wenn man diese Gleichgültigkeit auch ungerecht nennen wollte, da der Prinz von Dijon bey weitem der Liebenswürdigste war,

und

und deshalb vor allen andern den Vorzug verdiente: so wird doch jeder eingestehen müssen, daß nur diejenigen die Liebenswürdigsten sind, welche von der Liebe am meisten begünstiget werden.

Liderich erfuhr dies zu seiner größten Betrübniß. Nach einigen Monaten des ehrerbietigsten Stillschweigens, konnte er endlich eine Erklärung, nach der sein Herz so sehnlich verlangte, nicht länger zurückhalten. Er fand Gelegenheit, der Prinzeßinn das Geständniß seiner Liebe zu thun. Aber schlecht entsprach die Folge seinem Erwarten, und unübersteigliche Hindernisse stellten sich, von diesem Tage an seinen Wünschen entgegen.

Der König hatte ein Lustjagen veranstaltet, das in einem Walde, zwey Meilen von Dorroverne gehalten werden sollte. Es waren Netze ausgespannt, damit die Damen auch Theil an dieser Lustbarkeit nehmen könnten, ohne von den wilden Thieren, die man auftreiben würde, etwas befürchten zu dürfen. Die Königinn und die Prinzeßinn, in Begleitung einer großen Anzahl Hofleute, fanden sich auf dem allgemeinen Sammelplatz ein, und der König, welcher schon

gegen-

gegenwärtig war, wieß Bertha's Wagen einen etwas erhabenen Platz an, von welchem aus man alle Bewegungen der aufgejagten Thiere, sehr deutlich sehen konnte.

Die Jagd begann; alles folgte derselben, und selbst Bertha wurde, nach einer kleinen Weile von ihren Leuten verlassen, weil diese ihre Gebieterin in Sicherheit zu seyn glaubten, und gern nähern Antheil an dem Vergnügen nehmen wollten. Liderich indessen, welcher zu dem Gefolge des Königes gehörte, konnte der ganzen Belustigung, wahrscheinlich, weil er von der Prinzeßinn entfernt war, keinen Geschmack abgewinnen; er verließ also den ihm angewiesenen Posten, und eilte zur Königinn, wo er mit lebhafter Freude empfangen wurde.

Bertha that verschiedene Fragen an ihn, allein er war nicht im Stande, solche anders als kurz und einsylbig, bisweilen gar verkehrt, zu beantworten. Er hatte Gratianen im Auge, wünschte sich nur mit dieser zu unterhalten, und ging mit dem wichtigen Vorhaben schwanger, ihr offenherzig zu entdecken, was sein Herz für sie fühlte. Kein Wunder! wenn er auf die Fragen der Königinn nicht Acht hatte. Gra-

Flane aber, schien gar nicht auf ihn zu sehen; ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sie blos auf sein Pferd, es gefiel ihr, sie lobte es, und da es Grimoald als ein sehr sanftmüthiges Thier geschildert hatte: so kam ihr die Lust an, sich darauf zu setzen.

Es hielt schwer, Berthu's Einwilligung hierzu, zu erhalten; endlich erlaubte sie es, jedoch nur unter der Bedingung: wenn jemand das Pferd am Zügel führen würde. Dieß wurde ohne Bedenken zugestanden, und um ganz sicher zu gehen, erbot sich Grimoald, mit Liderich zugleich, die Leitung des Pferdes zu übernehmen. Grattane war überaus prächtig, als eine Amazone, gekleidet, und ein Hut mit einem großen Federbusch von mancherley Farben gab ihr ein so reizendes Ansehn, daß Liderich sie so schön gefunden zu haben, sich gar nicht entsinnen konnte. Seine Blicke waren ununterbrochen auf sie gerichtet, sein Herz klopfte laut, und sein inneres Gefühl sagte ihm, daß es jetzt Zeit sey, einen entscheidenden Schritt, zu wagen. Nachdem er sie daher einigemal um den Wagen herum geführt hatte: so suchte er sich, durch weitere Kreise, immer mehr und mehr von demselben zu entfernen, und sobald er den Fuß

des Hügels, wo er von der Königinn nicht mehr gesehen werden konnte, erreicht hatte, ging Grimoald, auf einen erhaltenen Wink, unter dem Vorwande, Kräuter zu suchen, auf die Seite, und Liderich blieb halten.

Hier ergriff er die Hand der Prinzessinn, und drückte sie mit Innbrunst an seine Lippen. „Ich weiß zwar nicht, göttliche Gratiane," sprach er, indem er sie mit einer überaus zärtlich, schmachtenden Miene ansah," ich weiß nicht, wie ihr das dreiste Bekenntniß einer Leidenschaft aufnehmen werdet, von der ich mein ganzes Wesen gegen euch durchdrungen fühle; wenn ihr aber auch durch Strenge mich dem Grabe nahe bringen solltet, so werde ich doch nie aufhören, in euch das vollkommenste Geschöpf anzubeten, welches je aus den Händen der Natur hat kommen können."

Gratiane hätte eher des Himmels Einfall erwartet als diese Liebeserklärung. Sie erstaunte über die Dreistigkeit um so mehr, je weniger Liderich, wie wir oben gehört haben, die Ehre hatte, von ihr begünstigt zu werden. Ihr Stolz glaubte sich

sich dadurch beleidiget, und rächte sich durch einen Blick voll der höchsten Verachtung.

„Ich hätte Ursach," antwortete sie, „euch meinen ganzen Zorn und Unwillen fühlen zu lassen. Etwas mehr Ueberlegung würde euch gelehrt haben, eure Gesinnungen, auf die ich nicht antworten will, kaum ewig zu verheimlichen. Künftig muß ich alles Alleinseyn mit euch sorgfältig vermeiden. Ich kenne eure Herkunft, aber so wenig Rang als Verdienste, werden euch die Herrschaft über mein Herz erwerben.

Bey diesen Worten wollte sie umkehren und den Prinzen verlassen, welcher, wie vom Donner gerührt, auf der Stelle stehen blieb, und nicht wußte, wie ihm geschah; als sich eine Begebenheit zutrug, welche der Sache eine andere Wendung gab, und den Prinzen aus seiner Betäubung riß.

Ein vor Wuth schäumender Eber, welcher das Netz durchbrochen hatte, stürzte in diesem Augenblick auf die Prinzessinnen los. Liderich stellte sich ihm entgegen, aber sein Schwerd sprang in Stücken, und

er selbst hatte das Unglück, zur Erde geworfen und in dem Schenkel verwundet zu werden. Jetzt schrie Gratiane um Hülfe. Grimoald, welcher nicht weit entfernt war, sprang eilig herzu, griff den Eber an, und machte ihn, durch Abhauung der Vorderläufe, bald untüchtig ferner zu schaden. Ehe es aber so weit kam, wurde Liderichs Pferd scheu, und ging mit der Prinzessinn durch.

Grimoald hatte Gratianens schnelle Entfernung nicht einmal gemerkt, und die Augen blos auf seinen Herrn gerichtet. Er sprang hin, ihm zu helfen; aber Liderich rief ihm zu, daß seine Wunden nicht tödlich wären, daß er bald verbunden werden könnte, und bat ihn vor allen Dingen, der Prinzessinn nachzueilen, und sie zu retten.

Grimoald stellte vor, daß er zu Fuß sey, und sie unmöglich einhohlen könnte; aber Liderich betheuerte: daß er auf seine eigene Rettung nicht eher denken werde, bis er überzeugt wäre, daß auch für die Prinzessinn etwas gethan sey. Grimoald befand sich in der größten Verlegenheit; er konnte so wenig der Prinzessinn

sinn nachlaufen, als den Prinzen ohne Hülfe lassen, und wer weiß, was er würde gethan haben, wenn nicht zu seinem Troste einige von der Gesellschaft zu Pferde daher gekommen wären. Diese hatten nicht sobald den Unfall vernommen, als sie sogleich der Prinzessinn nacheilten.

Jetzt ward Liderich ruhiger; er ließ auch seine Wunden untersuchen, und von Grimoalden, so gut es angehen wollte, verbinden. Kaum war aber das geschehen, so raffte er sich auf, lief nach den Relaispferden, welche so eben vorbeygeführt wurden, schwang sich auf Eins derselben und jagte, Grimoalds Bitten und Flehen ungeachtet, nach der Gegend, wohin sich das scheue Pferd gewandt hatte. Grimoald konnte nichts bessers thun, als folgen, von beyden aber wußte keiner, ob sie auch auf dem rechten Wegen wären. Das Ungefähr führte sie inzwischen besser, als sie gehofft hatten. Sie kamen noch zur rechten Zeit, um die Gefahr zu betrachten, in welcher sich Gratiane befand, und aus der sie nur durch ein Wunder errettet werden konnte.

Ihr Pferd war nämlich quer durch den Wald gelaufen, und hatte sich zuletzt in einen großen See gestürzt, wo sie unvermögend sich im Sattel zu erhalten, ins Wasser gefallen war. Glücklicher Weise befand sich, eben zu der Zeit, am Ufer der See ein Fremder, der sich mit einigen Leuten dort gelagert hatte. Eine wohlgekleidete Dame mit dem Pferde in die See stürzen, sie ins Wasser fallen zu sehen und, so angekleidet wie er war, ihr nachzuspringen, war Eins. Er hatte das Glück sie zu erwischen, und diesen Schatz, den er noch gar nicht kannte, nicht ohne große Gefahr von seiner Seite, ans Land zu bringen.

Eben war der Fremde beschäftiget, Gratianen aus dem Wasser zu ziehen, als Liderich dazu kam. Ihm überfiel ein geheimer Schauder. Er sah die Prinzessinn zwar auf dem Trocknen, und hofte, daß dieser Unfall keine gefährliche Folgen für ihr Leben haben werde; allein der Anblick des Unbekannten, seine schöne Gestalt, die um ihn stehenden Bedienten, welche auf seine hohe Abkunft deuteten; das Glück, welches derselbe gehabt hatte, sich gerade in dem entscheidendsten Augenblick, wo Leben und

Tod

Tod auf der Wage stand, gegenwärtig zu befinden; alle diese Vorstellungen drängten sich Liderichen mit einemmale so sehr auf, und erregten in ihm solche Gefühle von Schmerz und Eifersucht, daß er sich nicht zu lassen wußte. Er verfluchte sein Geschick, daß er die unschuldige Ursach zu dieser unglücklichen Begebenheit hatte seyn müssen, und zeihete dem Himmel einer Ungerechtigkeit, daß derselbe über das liebenswürdigste Geschöpf ein so grausames Schicksal verhängt habe. Er wollte vom Pferde steigen, um der Prinzeßinn auch thätigen Beystand zu leisten; aber das vergossene Blut und der heftige Ritt, hatten ihn schon sehr abgemattet, jetzt öfnete sich, durch die Bewegung, die er machte, die Wunde aufs neue, das Blut entquoll derselben; seine Kräfte verließen ihn plötzlich, und er sank ohnmächtig zur Erde.

Während Grimoald sich mit ihm beschäftigte, erhielt Gratiane ihre Besinnungskraft wieder. Ihre Augen trafen zuerst auf den Fremden, der an ihrer Seite auf den Knieen lag. Was ist das? — Wo bin ich? — rief sie voller Verwunderung aus.

„Beru-

„Beruhiget euch," antwortete der Unbekannte, „ihr seyd einer Gefahr entgangen, die nicht größer hätte seyn können, und ich bin der glückliche Sterbliche, den der Himmel zu eurer Erhaltung bestimmt hatte. Nun verlange ich vom Glücke keine Gunstbezeugungen mehr, da es mich in einer der wichtigsten Angelegenheiten meines Lebens unterstützt hat.

„Was," großmüthiger Unbekannter, fiel die Prinzeßinn ins Wort, indem sie sich halb von der Erde aufrichtete, „ihr seyd es, der sein Leben gewagt hat, um das meinige zu retten? ihr habet euch freywillig in den Abgrund gestürzt, um meinen Untergang zu verhindern? Welcher Preis ist wol groß genug, diese That zu vergelten, und wird der König, mein Bruder, bey aller seiner Macht wohl im Stande seyn, diese edle Handlung zu belohnen?

„Ich entsage allen Ansprüchen auf gewöhnliche Belohnungen, antwortete der Fremde; wenn ihr aber denket, daß der Dienst, den ich euch geleistet habe, einige Vergeltung verdient, so will ich, solche zu bestimmen, bloß eurem Herzen überlassen, dieß wird mich reichlich entschädigen.

Er

Er hätte noch mehr gesagt, aber jetzt drängten sich die Jäger in Haufen um sie her. Bald nach ihnen erschien der König selbst; er bog sich zur Erde, umarmte seine Schwester, äußerte die lebhafteste Freude, sie außer Gefahr zu wissen, und versicherte: daß ihm nichts zu werth, nichts zu heilig seyn sollte, um es, als einen Beweis seiner Dankbarkeit, für ihren Erretter aufzuopfern.

Dort steht er, mein Helfer, rief Gratiane; ohne ihn wär' ich schon eine Beute des Todes.

Der König wandte sich um, dem Fremden Verbindlichkeiten zu sagen. Wähler, so schloß er, was ich für euch thun soll, und erwartet alles von meiner Erkenntlichkeit.

„Das Bewußtseyn," war die Antwort, „einem großen Monarchen gedient, und das liebenswürdigste Geschöpf auf Erden, dem Verderben entrissen zu haben, ist hinlänglich, die unmäßigste Ehrsucht zu befriedigen. Ich verlange keine Belohnung. Die Absicht meines Hierseyns ist, euren Schutz mir zu erbitten. Ich bin Edouin, Prinz von Northumberland.

Ein

„Ein herrschsüchtiger Verwandter hat sich des Throns bemächtiget, der mir, nach dem Tode meines Vaters, gebührte. Kaum habe ich mich selbst vor der Wuth meines Verfolgers, in Sicherheit setzen können. Ich floh, und war bereit mich in die Arme eines Fürsten zu werfen, der, wie das Gerücht sagt, jeden Unglücklichen einen sichern Aufenthalt verstattet, als mich das Ungefähr, oder vielmehr mein günstiges Geschick, hierher führte, der Prinzessinn, eurer Schwester, nützlich zu werden."

Abdald schloß den Redner in seine Arme. „Den Unterdrückten zu helfen," sprach er, „gewährt mir zwar immer ein großes Vergnügen; ihr aber könnet vorzüglich auf meine Freundschaft Anspruch machen; schaltet daher nach Belieben mit der Macht eines Reichs, welches ohne euch, seiner Hauptzierde wäre beraubt worden."

Das Gespräch wurde durch die Ankunft der Königinn unterbrochen, welche, auf die erhaltene traurige Nachricht, in größter Eile, daher gefahren kam. Der König gieng ihr, den Prinzen und die Prinzessinn an der Hand haltend, entge-

gen. Er erzählte ihr kürzlich den glücklichen Ausgang der Begebenheit, und das Anlegen des Prinzen. Die Königinn drückte die Prinzeßinn, still und schweigend an ihre Brust, mit einer Zärtlichkeit, die ein redender Beweis ihrer Liebe gegen sie war, und dem Prinzen versicherte sie, daß alles, was sie für ihn zu thun vermögend wäre, nicht hinreichen würde, den wichtigen Dienst, welchen er ihr geleistet hätte, zu belohnen.

Edonin fühlte sich von den Empfindungen einer Leidenschaft hingerissen, die in seinem Herzen Wurzel zu fassen begann. „Ach!“ rief er aus, „nur ein einziges Wort von euch, wäre hinlänglich, mich in die glücklichste Lage von der Welt zu versetzen.“ Er warf dabey einen viel bedeutenden Blick auf die Prinzeßinn, welcher verursachte, daß sich ihre Wangen, wie mit Blut übergossen, rötheten. Sie schlug schweigend die Augen nieder, und Bertha, welche von dem geheimen Sinn jener Worte nichts verstand, sondern der Meinung war, daß der Prinz damit nichts anders sagen wollte, als daß sie ihn, durch ihre Mitwirkung wieder zum Besitz seines väterlichen Throns verhelfen sollte, war schon bereit, ihm darüber

ihre neue Versicherungen zu geben, als Liderichs Dazwischenkunft sie daran verhinderte.

Liderich hatte sich, nach seiner Ohnmacht, kaum so viel Zeit genommen, seine Wunden wieder verbinden zu lassen. Mit stürzender Eile, von Wuth und Eifersucht angespornt, flog er zum Könige. „Ich weiß nicht," sagte er zu ihm, „was Eure Majestät von dem denken wird, welcher die unschuldige Ursach zu einem der größten Unglücksfälle gewesen ist, und ob ihr nicht auf meine Rechnung eine bloß zufällige Begebenheit schreiben werdet, von deren kläglichen Folgen ich die Prinzeßinn ebenfalls würde befreyet haben, wenn mich das Glück, so wie jenen Fremdling, begünstiget hätte. Mein Muth würde dem seinigen gleichgekommen seyn, und mein Eifer den seinigen übertroffen haben."

Adbald suchte ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, in welchen er seinem Muthe und Diensteifer völlig Gerechtigkeit wiederfahren ließ, zu beruhigen; wobey er ihm zugleich mit dem Namen und Stand des Fremden bekannt machte; und Bertha betheuerte ihm auf das liebreich-

ste,

ſie, daß ein ungefährer Zufall nicht vermögend wäre, ihre Freundſchaft gegen ihn zu erſchüttern.

„So bleibt mir denn,“ rief Liderich, „weiter nichts übrig, als von der Prinzeßinn ſelbſt zu erfahren, was ich zu hoffen, oder zu fürchten habe, und ob dieſer Zufall im Stande geweſen iſt, die Empfindungen von Wohlwollen, womit ſie mich ehedem beehrte, in ihrem Herzen auszulöſchen.“

Gratiane begriff ſehr leicht, daß dieſe Worte ſich mehr auf Liderichs Liebeserklärung, als auf die Begebenheit, die ihr zugeſtoßen war, bezogen; ſie war daher um keiner Antwort verlegen. „Ich werde,“ ſagte ſie, „die ungereimte Begierde, mich eurem alleinigen Schutze anzuvertrauen, künftig zu mäßigen wiſſen; meine Unbeſonnenheit wird mich alſo nicht wieder in ſolche Gefahr ſtürzen. Das Vergangene mag vergeſſen ſeyn.“ –

Darauf verließ ſie den Prinzen, dem dieſe harte Antwort einen ſchweren Seufzer auspreßte, beſtieg mit Bertha den

Wa-

Wägen, und die ganze Gesellschaft machte sich auf den Weg nach der Residenz.

Unter Weges war nur Edouin der Gegenstand der Unterhaltung. Man bewunderte seinen Muth, den er bey Rettung der Prinzessinn bewiesen hatte, und jeder bemühte sich, ihn deshalb mit Lobeserhebungen zu überhäufen. Liderich allein war im höchsten Grade niedergeschlagen, er ließ zwar dem engländischen Prinzen alle nur mögliche Gerechtigkeit wiederfahren, aber er zitterte in geheim vor den Folgen, welche aus dessen Handlung erwachsen, und auf seine Liebe gegen die Prinzessinn, einen nachtheiligen Einfluß haben konnten. Gratians Reize waren ihm zu genau bekannt, die Macht derselben hatte er zu sehr empfunden, als daß er nicht hätte befürchten sollen, sie möchten einen für ihn gefährlichen Eindruck auf den fremden Prinzen gemacht haben.

Edouin war ungefähr dreyßig Jahr alt, schön vom Körper und Geist. Die Verbindlichkeiten, welche man gegen ihn hatte, seine persönlichen Verdienste, sein hoher Rang, alle diese Dinge, deutete Liderich

sich auf eine schreckenvolle Zukunft, und auf den gewissen Verlust seiner Prinzessinn.

Der Kummer, den er hierüber empfand, drückte ihn fast zu Boden, und der Schmerz, den ihm seine Wunde verursachte, machte ihn so hinfällig, daß er gleich, nach der Ankunft in der Stadt, allen Vergnügungen, denen man um Edouins und Gratianens Willen, sich zu überlassen bereit war, entsagen, und sich nach seiner Wohnung begeben mußte.

Man kann sich einbilden, daß er den Ueberrest des Tages, und die folgende Nacht sehr unruhig zugebracht haben müsse. Alle Schreckbilder der Zukunft gingen vor seinem Geiste vorüber, und Gedanken an Möglichkeiten stürzten ihn in ein Meer unabsehbarer Quaalen. Welch ein Donnerschlag für ihn, als am folgenden Morgen, seine Ahndungen durch die Nachricht bestätiget wurden, daß Edouin förmlich um die Prinzessinn geworben habe, daß diese sehr vergnügt und freudig darüber gewesen sey, und die Königlichen Personen ihre Einwilligung, unter der Bedingung, wenn Edouin dem Heidenthum entsagen würde, dazu gegeben hätten. Diese Hiobspost griff

[illegible] ihn auf der empfindlichsten Seite an; ohne Rückhalt überließ er sich nun den fürchterlichsten Eindrücken seines grausamen Schicksals, und fiel bald darauf in ein so heftiges Fieber, daß man anfing für sein Leben besorgt zu werden.

Dem Könige blieb dieser Vorfall nicht lange verborgen. Liderichs Zustand rührte ihn sehr, er befohl seinen Aerzten sich sogleich zum Kranken zu begeben, und dessen Wunde, welcher er die Krankheit zuschrieb, auf das sorgfältigste zu verbinden. Deotha war mit ihm einerley Meinung; nur die Prinzessinn sah etwas weiter, und muthmaßte gleich, daß die Nachrichten von Edouins Erklärung, von der Einwilligung des Königes und ihre dabey geäußerte Zufriedenheit, seine Unpäßlichkeit konnte vergrößert haben. Sie bedauerte ihn zwar in der Stille; bald aber wurden diese Empfindungen des Mitleids, durch die Gedanken an Edouin, wieder erstickt, und der liebekranke Jüngling kam ganz in die Vergessenheit.

Liderich befand sich wirklich in einer gefährlichen Lage. Kaum vermochte er sich, in Gegenwart der Wundärzte des

Königs

Königes, zu zwingen; als ihn diese aber auf einige Augenblicke allein gelassen hatten, beklagte er sich gegen den treuen Grimoald, in so jammervollen und zärtlichen Ausdrücken, über die Grausamkeit der Prinzessinn, daß sie, wenn sie gegenwärtig gewesen wäre, ungeachtet ihrer Neigung gegen den Prinzen von Northumberland, ganz gewiß wäre gerühret worden.

Grimoald in Verzweifelung, suchte alle Mittel hervor, die fürchterliche Unruhe seines jungen Herrn zu mildern. Er sagte ihm, daß er seine Leidenschaften besiegen müßte, wenn er nicht wollte, daß ein Augenblick alle die schönen Hofnungen vernichten sollte, welche man sich, von den ersten Jahren seines Lebens an, von ihm versprochen hätte. Daß die Liebe ein Herz nicht beherrschen dürfe, dessen Ziel nur Ruhm und Ehre sey, und überhaupt der Wunsch seiner Seele nicht in Erfüllung gehen könnte, da der König sich bereits für Edouin erklärt, auch die Prinzessinn selbst ihre Einwilligung bereits dazu gegeben habe. Liderich schützte die Unmöglichkeit vor, einer Leidenschaft zu entsagen, die allein nur das Glück seines Lebens zu gründen im Stande sey; er verlangte den Tod, um den Qualen, die

sein Inneres zerfleischten, ein Ende zu m
chen. Demungeachtet fuhr Grimoal
fort, ihn mit Gründen aus der Vernunft
bestürmen; das Ungereimte seiner Forde
rungen in ein helleres Licht zu setzen, un
ihn auf seine künftige Bestimmung, auf d
Errettung seiner Mutter, aufmerksamer
machen. Er brachte dadurch auch so vi
zu Wege, daß Liderich gelassener wurd
und alles beyzutragen versprach, was z
Ausrottung seiner Leidenschaft in sein
Kräften stehe.

Er ward inzwischen nicht besser. U
vermögend, sich der traurigen Eindrücke s
ner hoffnungslosen Liebe zu erwehren, ve
schlimmerte sich seine Krankheit täglich, u
brachte ihn in kurzer Zeit an den Rand d
Grabes.

Grimoald, welcher einsah, daß d
Kunst der Aerzte eine Krankheit nicht zu h
ben vermochte, die von der Einbildungskra
unheilbar gemacht wurde, entschloß sich d
einzige und letzte Mittel zu ergreifen, u
der Königinn das Geheimniß zu entdecke
Sein Eifer und seine Treue ließen ihn ho
fen, daß diese weise Fürstinn gewiß e
Mittel finden würde, den Geist des Prinz

zu beruhigen. Er betrog sich auch nicht. Bertha war nicht so bald davon unterrichtet, so trat sie in Gratianens Begleitung vor das Bett des Kranken. „Prinz," sprach sie zu ihm, „dieß," auf Gratianen deutend, „ist das unglückliche, aber auch unschuldige Werkzeug eurer Leiden. Meine Tochter hat mir eure Liebe zu ihr gestanden, mich aber auch zugleich benachrichtiget, auf welche Art sie eure Erklärung aufgenommen hat. Ich habe sie zwar deshalb getadelt, indessen, lieber Liderich, besinnt euch, und gebt der gesunden Vernunft Gehör. Was verlangt ihr? Gratiane ist geboren, um einen Thron dereinst zu besteigen; wollet ihr, daß sie denselben um eurentwillen entsage? Es ist zuviel verlangt, wenn sie aus Liebe zu euch, eine, ihrer Geburt unwürdige, Schwachheit begehen soll. Und seyd ihr überdieß vermögend, die Neigungen zu zwingen? Ermannet euch daher; schont eure Gesundheit, indem ihr eurer Leidenschaft Gränzen setzt, und bedenket, daß euren Vater zu rächen, und eure trostlose Mutter aus der Gefangenschaft zu befreyen, die vornehmste Pflicht ist, die ihr zu erfüllen habt."

Liderich hatte von dieser Vermahnung, während welcher er die Prinzeßinn mit unverwandten Augen ansah, kein Wort fallen lassen. „Ich bin," antwortete er mit einem tiefen Seufzer, „von der Gründlichkeit eurer Vorstellungen völlig überzeugt; aber erlaubet mir, groſse Königinn, daß die unvergleichliche Prinzeßinn Gratiane, mir selbst mein Urtheil spreche."

„Was verlangt ihr von mir," unterbrach ihn die Prinzeßinn, nachdem ihr Bertha ein Zeichen zu reden gegeben hatte, „und warum beſieht ihr auf eine Erklärung, wodurch euer Uebel nur vergröſsert wird. Um euch zu schonen, müßte ich mich nach eurer Schwachheit richten; ich bin aber eine Feindinn aller Verstellung, und indem ich euch hintergünge, würde ich euch vollends ins Elend stürzen. Ich erkenne eure Verdienste, und meine Ungerechtigkeit, ich weiß aber auch zugleich, daß meine Gefühle für euch, sich nicht weiter als auf die zärtlichste und aufrichtigste Freundschaft, und auf eine Hochachtung erstrecken, die ihr, vor allen andern am ersten, verdienet. —

„Es

„Es ist genug,“ rief der unglückliche Liderich aus; „ich sehe, daß der Himmel meinem Glücke Hindernisse in den Weg legt; zu schwach, mich demselben zu widersetzen, werde ich mich bemühen, meine zärtlichen Empfindungen als unnütz zu unterdrücken, oder, kann ich sie nicht besiegen, sie wenigstens mit einer edeln Wuth vermischen, um Phinaerten zu zeigen, was die Rache vermag, wenn solche von einer verworfenen Liebe unterstützt wird. Ja, fuhr er fort, indem er sich zur Königinn wandte, ich werde alle Kräfte aufbieten, der Heftigkeit meiner Leidenschaft zu widerstehen; und obgleich ich mir einen völligen Sieg zu erhalten, nicht schmeicheln darf: so will ich doch wenigstens Klagen ersticken, welche der Prinzessinn, die ich anbete, nur mißfallen müssen.“

Bertha, zufrieden mit dieser Erklärung; die ihr in Absicht auf Liderichs Besserung von guter Vorbedeutung zu seyn schien, entfernte sich nun nebst ihrer Tochter. Man denke aber nicht, daß Liderich gleichsam durch ein Wunder wieder hergestellt worden sey. Er fing vielmehr, gleich nach der Abwesenheit jener beyden Personen, seine Klagen aufs neue an, und erst

trift des andern Tages schien endlich die Vernunft die Oberhand behalten zu haben. Er ward gelassen und ruhig; seine zufriedene Miene, goß in die Herzen der Anwesenden Freude und Vergnügen, und die Aerzte unterließen nicht, diese vortheilhafte Veränderung, als eine Wirkung ihrer Kunst, und der von ihnen verordneten Mitteln, auszuposaunen. In einigen Tagen konnte er das Bette und bald darauf das Zimmer verlassen. Seines Bleibens aber war nicht mehr an einem Hofe, wo Gratieners Blick ihn, zu jeder Zeit, wieder in den Zustand versetzen könnte, aus dem er sich mit Mühe herausgerissen hatte; er beschloß daher den Ort zu verlassen, der für seine Vernunft und Tugend so gefährlich hätte werden können. Er hielt um Erlaubniß zur Abreise an, und Abdald, der von der Liebschaft des Prinzen mit seiner Schwester war benachrichtiget worden, fand kein Bedenken, ihm solche zu ertheilen, nachdem er ihm vorher mit Geschenken überhäuft, und an Dogobert, als seinen eigenen Sohn, empfohlen hatte. Beym Abschiede konnte sich die Königinn der Thränen nicht enthalten, selbst Gratiane, welche ihm eine privat Zusammenkunft abzuschlagen die Grausamkeit gehabt hatte, ward bewegt;

wegt; sie wünschte ihm eine glückliche Reise, und Liderich von einem Schmerze durchdrungen, den die ganze Kraft seiner Seele nicht zu unterdrücken vermochte, entfernte sich, bloß von seinem getreuen Grimoald begleitet. Alles weitere Gefolge hatte er verbeten. Sie kamen glücklich in Dover an, fanden von ungefähr ein Schiff zum Absegeln bereit liegen, schifften sich ein, und stiegen bald darauf, wohlbehalten, auf der Küste von Frankreich, ans Land.

Dogobert hielt sich in Austrasien auf. Unsere Reisenden eilten daher nach Foissons, ließen sich beym Könige melden, und um eine geheime Audienz bitten. Hier gab sich Liderich als Prinz von Dijon zu erkennen, überreichte seine Creditive, und empfahl sich der Gnade des Monarchen. Nachdem Dogobert sämmtliche Briefe, so wohl von Abdald als Bertha, als auch den von Hermangarden gelesen, und sich von Liderichs Herkommen völlig überzeugt hatte, ward er über Phinaerten so entrüstet, daß er schwur, dessen Lasterthaten öffentlich zu bestrafen. Ich verlange nicht, erklärte Liderich, mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, daß fremde Waffen mich an dem Unmenschen

rächen;

erlösen; ich würde unedelmüthig seyn, wenn andere Hände als die meinigen den Mörder meines Vaters und den Henker meiner betrübten Familie zur Verantwortung zögen; alles, was ich von Ew. Majestät zu bitten wage, besteht darin: mich, wenn es Zeit seyn wird, als den rechtmäßigen Prinzen von Dijon zu erklären, so dann ein Kampfgericht zu veranstalten, und mir zu erlauben, mit dem Tyrannen von Flandern auf Leben und Tod zu streiten." — Der König willigte ohne Bedenken in Liderichs Gesuch, bestimmte aber drey volle Jahre, vor deren Ablauf ein Streit mit Phinaert immer für ihn gefährlich werden möchte; unterdessen versicherte er alles beyzutragen, ihm den dortigen Aufenthalt angenehm zu machen. Vorläufig, und zum Beweise seines Wohlwollens, ernannte er ihn zu seinem Garde-Kapitain, und stellte ihn dem Hofe als einen fremden Kavalier vor, der ihm von dem Könige von Kent sey empfohlen worden.

Liderich begann nunmehr eine ganz neue Laufbahn. Er ließ es sich äußerst angelegen seyn, seine Pflicht auf das genaueste zu erfüllen, und trug dadurch nicht wenig bey, Aufmerksamkeit und Bewunderung

tung zu erregen. Grimoald und der Eremit unterließen nicht, der erstere durch weise Rathschläge und der letztere durch lehrreiche Briefe, ihn zu unterstützen, und seinem Geiste die gehörige Richtung zu geben. Ohne diese beyden Führer wäre er verlohren gewesen: denn es zeigten sich in der Folge einige Gelegenheiten, wobey er alle Kräfte der Seele nöthig hatte, um den Fallstricken zu entgehen, die ihm waren gelegt worden.

Nachdem er ungefähr ein Jahr zu Dagoberts Hofe mochte zugebracht haben, geriethen die Großen von Neustrien und Austrasien mit einander in Streit, indem so wol der eine als der andere Theil verlangte, daß der König seine Residenz bey ihm aufschlagen sollte. So edel dies Verlangen auch war: so wurden die Gemüther doch so sehr dabey erhizt, daß blutige Folgen zu erwarten stunden. Endlich erklärte sich Dagobert für die Neustrier; er verstieß seine rechtmäßige Gemahlinn Sawatrude, aus sehr wichtigen Gründen, und heyrathete eine Kloster-Jungfrau Nantilde, welche aus Neustrien gebürtig war, und seine Wahl leicht auf ihr Vaterland lenken konnte. Dies Verfahren brachte

te die Austrasier gegen ihn auf; sie gaben ihm ihre Unzufriedenheit bey allen Gelegenheiten zu erkennen, und erlitten sogar von dem Slaven Könige Samon eine freywillige Niederlage. Um sich zu rächen, eilte Dagobert selbst an der Spitze einer ansehnlichen Armee Neustrier gegen die Slaven, fiel wie ein Ungewitter in ihr Land, und überschwemmte dasselbe gleich einem reissenden Strome. Hier war es, wo Liderich Gelegenheit hatte, seinen Muth und seine Tapferkeit zu zeigen. Er gab davon in Gegenwart des Königes so viele und mancherley Beweise, daß der Monarch ihn deshalb öffentlich lobte, und seine Zuneigung und Achtung gegen ihn merklich vergrößerte. Ja, es kam endlich so weit, daß er nicht ohne ihn seyn konnte, ihn an allen Vergnügungen Theil nehmen ließ, und nichts unternahm, wozu Liderich nicht vorher seinen Beyfall gegeben hatte.

Aber dieser Schimmer von Glück dauerte nicht lange; die ausserordentliche Dreistigkeit, womit Liderich bey so vielen Gunstbezeugungen, in mancherley Angelegenheiten zu Werke ging, und seine grosse Offenheit brachten ihn nahe an den Rand des

des Verderbens. Der König von lebhaften und heftigen Temperamente, kounte bald Mantildens strenger Tugend keinen Geschmack mehr abgewinnen. Er gab den Rathschlägen eines Schmeichlers, des Grafen von Poitiers, die seinen Willen gemäß waren, Gehör, verstieß die neue Königinn abermals, und verlieh die ledige Stelle ihrer Feindinn, der Regnatrude, einer stolzen und niederträchtigen Frau, welche alle Schandthaten zu begehen fähig war, sobald ihr Vortheil es erforderte, und die es eigentlich durch ihre Kunstgriffe dahin zu bringen gewußt hatte, daß Rantilde einen Thron zu verlassen genöthiget war, welchen sie mehr um ihrer Tugend, als um ihrer Schönheit Willen, zu besitzen verdiente. Dogoberts Handlung, welche mehr als grausam war, empörte das Herz aller Rechtschaffenen; keiner wagte jedoch seine Empfindungen laut werden zu lassen; nur Liderich war weniger furchtsam. Als er eines Tages mit einer finstern und mißvergnügten Miene dem Könige die Aufwartung machte: fragte ihn dieser mit Sanftmuth: ob er Ursach habe, unzufrieden zu seyn? — „Ja, allergnädigster Herr," antwortete Liderich mit dreister Stirn, „und mit aller meiner Vernunft bin ich nicht

nicht vermögend, meine Unzufriedenheit zu verbergen.“

„Wer ist so kühn,“ rief Dagobert heftig, „euch zu beleidigen, da ich selbst Freundschaft gegen euch hege. Nennet mir den Verwegenen, damit ihn eine strenge Züchtigung lehre, die Günstlinge eines Königes mit Ehrerbietung zu begegnen.“

„Ich habe keinen Grund, mich über irgend Jemanden von eurem Hofe zu beschweren, weil Ew. Majestät aber eine deutlichere Erklärung von mir verlangt, so gestehe ich, daß ihr, gnädigster Herr, es selbst seyd, der mein Mißvergnügen erregt hat.“

Lieber Liderich, was hab' ich dir zu Leide gethan? Habe ich einmal aufgehört, dir Liebe und Zärtlichkeit zu erweisen?

„Es ist wahr, gnädiger Herr, eure Güte hat sich bis hieher immer vermehrt, ein stolzes und ehrgeiziges Gemüth würde sich dabey beruhigen; aber das Meinige ist von weit zärterer Beschaffenheit. Je mehr Wohlthaten ich erhalte, je weniger kann der gute Name dessen, der mir sie ertheilt, mir gleichgültig seyn. Meinem Wohlthäter kann

ich meine Erkenntlichkeit nicht anders, als durch Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit beweisen. Gestattet daher, daß ich euch die Herzen eurer Unterthanen, welche die Scheidung, von der weisen und schönen Mantilde für ungerecht schelten. —

„Halt Liderich," rief Dagobert erröthend aus, „von dir verlang' ich keine Lebensregeln. Deine Jugend und Unbesonnenheit führen dich zu weit. Geh, und erinnere dich, daß ein Unterthan sich nie unterstehen müsse, die Handlungen seines Königes zu tadeln, ohne sich einer gerechten Bestrafung auszusetzen." Dagobert entfernte sich bey diesen Worten, nachdem er noch einen zornigen Blick auf Liderich geworfen hatte, der ihm seine völlige Ungnade verkündigte; und Liderich ging auf sein Zimmer, woselbst er dem treuen Grimoald den ganzen Vorfall erzählte.

„Ach!" rief Grimoald aus, „was habet ihr gemacht? Konntet ihr euch wohl einbilden, daß eure Freymüthigkeit die Wirkung hervorbringen würde, die ihr davon erwartetet? Eure Jugend und Unerfahrenheit verbergen euch den Abgrund, worein ihr zu stürzen im Begriff seyd. Die Könige gleis

gleichen großen Strömen, die ohne Gefahr dahin fließen, wenn sich ihrem schnellen Laufe nichts entgegen setzt, aber fürchterliche Verheerungen anrichten, so bald sie durch Dämme aufgehalten werden. Freymüthigkeit ist gewiß eine von den glänzenden Eigenschaften eines rechtschaffenen Mannes, durch Uebertreibung aber wird sie Unbescheidenheit. Konntet ihr denken, daß ein guter Rath, von einer Person eures Alters, einem regierenden, und noch darzu von Leidenschaften eingenommenen Fürsten gegeben, Eindruck machen würde? So viel Wahrheit auch in eurer Nachricht liegen mag, so hält man euch vielleicht nur für den Dollmetscher, nicht aber für den Urheber derselben. — Man muß seine Ausdrücke zu mäßigen wissen. Die Klugheit befiehlt, sich nicht gleich allen Einfällen zu überlassen, mit Bedacht zu reden, und nach den Umständen zu schweigen. Ich lobe eure Empfindungen und euren Abscheu gegen das Laster; aber ich tadle eure unüberlegte Vorstellungen, und habe Ursach deren Folgen zu befürchten."

Grimoald irrte sich nicht. Während er seinem jungen Prinzen so heilsame Lehren gab, deren Befolgung doch keinen Nutzen hatte, da das Uebel einmal geschehen

ſcheben war, hatte ſich Dagobert äuſſerſt zornig in ſein Kabinet begeben. Er argwohnte, wie Grimoald vorher geſagt hatte, daß Liderich von einigen Groſſen ſeines Hofes zu dem verwegenen Schritt verleitet worden ſey, und bedauerte, daß er ihn nicht durch Güte oder Gewalt, zum Geſtändniß gebracht habe. Eben wollte er Befehl geben, den jungen Schwätzer in Verhaft zu nehmen, als Regnatrude, die alle Gewalt über ihn hatte, unangemeldet ins Zimmer trat. Sie ward anfänglich beſtürzt, den König in ſolcher Unruhe zu ſehen, und da ſie ihre Würde mehr dem Leichtſinn des Königes, als ihren eigenen Verdienſten zu verdanken hatte: ſo befürchtete ſie auch nicht ohne Urſach, jeden Augenblick eben ſo bald wieder in ihr Nichts zurück geſtürzt zu werden. Doch faßte ſie ſich ſchnell; „darf ich mich unterſtehen,“ hub ſie mit ſchwacher, zitternder Stimme an, „Eure Majeſtät um die Urſach der Entrüſtung, die ich an euch gewahr werde, zu fragen? Sollte ich ſo unglücklich ſeyn, euch zu mißfallen, und bereuet ihr etwa, mich zu einem ſo glänzenden Range erhoben zu haben?

Nein,

Nein, Madam, antwortete Dagobert, ihr habt an meiner übeln Gemüthsstimmung nur ganz entfernten Antheil, mehr aber verwegene Unterthanen, die das Betragen ihres Königs zu tadeln, sich erfrechen. Und nun erzählte er ihr die ganze Unterredung, welche er mit Lideric gehabt hatte.

Regnatrude, welche, bey der schwärzesten Seele, vielen Verstand besaß, sah schon im Geiste alle die Folgen, welche Lidorichs Rathschläge hervorbringen konnten. Sie beschloß sich mit Nachdruck, und zwar durch eine schändliche Verläumdung zu rächen. Schon längst war sie Willens gewesen, sich auf ewig eine Königinn vom Halse zu schaffen, die, bey der Lage der Sachen, früh oder spät ihren ersten Platz wieder erhalten könnte. Jetzt soll das Vorhaben ausgeführt werden. „Ich wundere mich gar nicht," antwortete sie, indem sie sich allen möglichen Zwang anthat, ihren Grimm zu verbergen, „über das, was Lideric Eurer Majestät gesagt hat. Mir ist seine Neigung gegen Nantilden so wenig unbekannt, als daß diese unglückliche Fürstinn, welche Eurer Majestät Schwäche gegen ihn kennt, nichts

verab-

verabsäumt hat, ihn in ihr Interesse zu ziehen. Ich weiß, daß sie vor ihrer Entfernung oft geheime Unterredungen mit Liderichen gepflogen hat, und schon längst würde ich euch davon benachrichtiget haben, wenn ich nicht zugleich bemüht gewesen wäre, meine Angabe durch unumstößliche Beweise zu rechtfertigen. Diese werden in einigen Briefen bestehen, die sie miteinander wechseln, und welche ich nächstens zu erhalten hoffe. Weil inzwischen ihr Geheimniß durch ihre Ungeduld bereits verrathen worden ist: so darf auch ich nicht länger schweigen, und muß euch Dinge entdecken, für deren Wahrheit mehrere Personen bürgen."

Tiefes Erstaunen malte sich in Dagoberts Mienen und Geberden. Es schien ihm unmöglich, daß die, allem Anschein nach, kluge und tugendhafte Rantilde mit Liderichen einen geheimen Umgang haben sollte. Er gab zu, daß sie in besonderer Verbindung mit dem jungen Menschen stehen könne, behauptete aber, daß die strengsten Grundsätze von Ehre dabey beobachtet würden, und Liebe nicht den geringsten Theil daran habe. Die arglistige Regnatrude versicherte dagegen, daß sie

der Meinung des Königes gern beytreten wollte, nur könnte sie nicht unbemerkt lassen, daß dasjenige, was sie erfahren habe, noch von mehrern Personen sey beobachtet worden. Der ganze Hof sey Zeuge von Rantildens Bestreben, sich dem jungen Liberich gefällig zu bezeigen; bey allen Gelegenheiten habe sie dessen Person so wol, als dessen Verstand, wie der König selbst wissen müsse, bis zum Ekel gelobt, und herausgestrichen. Doch dieses alles möchte immer hin gehen, sie wollte das Beste davon denken, wie auch die böse Welt es auslegen möchte; allein das Vergangene gegen das Gegenwärtige gehalten, und mit dem jetzigen Briefwechsel verglichen, das müßte nothwendig Verdacht erregen, und das Verbrechen höchst wahrscheinlich machen.

Der König hatte aufmerksam zugehört, endlich rief er: „Das muß bewiesen werden; ihr müßt alles anwenden, um die Intrigue zu entdecken, die ich, so bald sie mit dem, was ihr davon urtheilet, übereinstimmt, auf das schärfste ahnden werde. Geht, fuhr er mit erhöheter Stimme fort, und vergesset nichts, was mich über einen so wichtigen Gegenstand aufzuklären vermag. Meine Ruhe und euer Glück hängen davon

ab;

ab; denn wofern ihr eure Behauptung nicht erfüllen könnet, so kann nur euch die Strafe der Verbrecher treffen, weil die durch Bosheit unterdrückte Tugend öffentlich gerächt werden muß. Ich fordere es von euch, mich auf das schleunigste aus der Unruhe zu reißen, worinn euer Argwohn mich gestürzt hat."

Regnatrude war weit entfernt gewesen, zu muthmaßen, daß diese Angelegenheit eine so gefährliche Wendung für sie nehmen würde. Die Festigkeit, womit der König sprach, machte sie eine geraume Zeit ganz bestürzt; da es indessen zu spät war, um sich, durch ein weises Zurücktreten, mit Ehren aus dem Handel zu ziehen; so sammelte sie sich auch, als eine Meisterinn in der Verstellungskunst, bald wieder, und versprach dem Könige, über die Gegenstände, worüber er Aufklärung so sehnlich zu erhalten wünschte, bald ein helles Licht zu verbreiten.

Das schandbare Weib begriff sehr leicht die Folgen, welche hieraus für sie erwachsen konnten; die Drohungen des Königes bedurften keines Kommentars. Ihre Absicht war daher nichts weniger, als mit

einem einzigen Streich, eine gefährliche Nebenbuhlerin, und einen Menschen, welcher sie zu stürzen Willens gewesen war, ohne Rückkehr gänzlich zu verderben. Es dauerte auch nicht lange, so hatte sie eine hinlängliche Menge feiler Seelen, deren es an fürstlichen Höfen im Ueberfluß gibt, durch häufige Geschenke auf ihre Seite gebracht, und die eidliche Versicherung erhalten, daß sie, in der Klage gegen die unglückliche Mantilde, bestens sollte unterstützt werden. Das war aber noch nicht genug; sie hatte unbedachtsamer Weise dem Könige einige Briefe mitzutheilen, angelobet, welche die verstoßene Königinn mit Liderich gewechselt haben sollte; sie mußte also auch hier Wort halten, um durch solche Beweise die unglücklichen Schlachtopfer des Neides und der Bosheit, vollends zu Boden zu schlagen. Es fiel ihr nicht schwer, Mantildens Hand nachzuahmen, und einen Brief, voll der zärtlichsten Ausdrücke, an Liderich verfertigen zu lassen. Sie eilte damit zum Könige, und genoß schon im Geiste die Höllenfreuden der Rache; sie ahndete nicht, daß das, was die Tugend zu stürzen bestimmt war, ein Mittel werden sollte, sie empor zu heben.

Der König ward, wie man leicht denken kann, über Rantildens vermeinte Galanterie sehr betroffen; allein er hatte zu viel Verstand, und ein viel zu edles Herz, als daß er sich dadurch sogleich hätte hinreißen lassen. Er verlangte auch Liderichs Antwort zu lesen, und dies war die Klippe, woran Regnatrudens Schelmerey scheiterte. Sie hatte nie etwas geschriebenes von der Hand des Prinzen von Dijon gesehen, und doch mußte sie dergleichen haben, um seine Schriftzüge nachmahlen zu können. Nachdem sie lange mit sich selbst zu Rathe gegangen war, wie sie ihren Zweck wohl am besten erreichen würde: so glaubte sie nichts besseres thun zu können, als den rechtschaffenen Grimoald zur Untreue zu verleiten. Hätte sie die Redlichkeit dieses alten Dieners besser gekannt, sie würde ihn gewiß mit Anträgen von solcher Art verschont haben; aber die Boshaften werden fast immer von ihrem eigenen Verbrechen geblendet.

Grimoald erhielt den Auftrag, heimlich zu ihr zu kommen. Er gehorchte, und nun mache man sich, wenn es möglich ist, einen Begriff von seinem Erstaunen, als Regnatrude mit ihrem saubern

Plan,

Plan, ohne alle Umschweife herbeyrückte, und ihn, theils durch fürchterliche Drohungen, theils durch blendende Versprechungen, zu dessen Annahme zu bereden suchte. Bey aller Stärke der Seele war er kaum im Stande, seine Verwirrung und seinen Zorn zu verbergen. Als er jedoch bedachte, daß Verstellung, bey einer so wichtigen Angelegenheit, von größerm Nutzen seyn würde: so verbarg er seine inneren Empfindungen mit so vieler Geschicklichkeit, daß die Königinn hintergangen wurde. Er schlug den Antrag nur so lange von sich ab, als nöthig war, um keinen Verdacht zu erregen, und sträubte sich nur ganz schwach, einen Diamant vom großen Werth, auf Abschlag der wichtigen Belohnungen anzunehmen. Regnatrude war außerordentlich über den guten Fortgang ihres Unternehmens erfreut, und bat, daß Grimoald ihr nun ohne Verzug einen Brief von Lideriche Hand herbeyschaffen möchte, um davon den nöthigen Gebrauch, zur Vollendung ihres Entwurfs zu machen.

Grimoald war so vorsichtig gewesen, sich alle diejenigen von der Königinn nennen zu lassen, welche mit ihr einverstanden waren. Anstatt sich beym Weggehen

nach

nach seinem Zimmer zu begeben, nahm er einen Umweg, und ging gerade zum Könige. Er wandte sich an einen Offizier, dessen Treue er kannte, und verlangte so dringend beym Monarchen gemeldet zu werden, daß man ihm sofort willfahrte. Hier erzählte er Dagoberten alles, was sich zwischen ihm und Regnatruden zugetragen hatte, nannte ohne Rückhalt alle Mitverschworenen, und übergab den Diamanten, den er so eben erhalten hatte.

Der König war eine Zeit lang wie versteinert: so sehr hatte ihn die Nachricht überrascht. Alles schien ihm so unnatürlich zu seyn, daß er demselben kaum Glauben beymessen konnte. Als ihm indeß alle die Umstände keinen Zweifel mehr übrig ließen: so gab er zu verstehen, daß er die Bosheit der Königinn durch die Verhaftung ihrer Helfershelfer leicht offenbar machen könnte, allein er wünschte doch auch den ganzen Hof von Nantildens Unschuld und von der Niederträchtigkeit ihrer Rivalin vorher öffentlich zu überzeugen.

Grimoald versicherte, daß dies sehr leicht zu bewerkstelligen sey. Er verstehe zwey Pulver zu verfertigen, wovon das

 Eine

Eine eine Schrift dergestalt auslösche, daß nichts mehr davon zu sehen sey, und man etwas anderes darauf schreiben könne; bediene man sich nun dies andern Pulvers, so verschwinde die letztere Schrift, und die erstere käme wieder zum Vorschein. Der König dürfe also nur nach Belieben etwas auf ein Blatt Papier schreiben, welches mit dem ersten Pulver fortgeschaft werden müßte; darüber sollte so dann Liderich etwas anderes verfassen, was der Absicht der Königinn entspräche, und wenn sie dann nicht unterlassen würde, den beabsichtigten Gebrauch davon zu machen: so müsse der König sich des zweyten Pulvers bedienen, da denn seine eigene Schrift wieder erscheinen, und die Königinn öffentlich beschimpft werden würde. Dem Könige gefiel die sinnreiche Erfindung außerordentlich; er nahm ein Blatt Papier und schrieb auf dasselbe: „Euro Niederträchtigkeit Regnatrude ist endlich offenbar geworden, euere Helfershelfer sind verrathen. Jetzt treffe euch das Loos der Niederträchtigen. Mantilde ist tugendhaft und Liderich ist unschuldig. Ihr selbst seyd das schändlichste Weib; um aber eure Bosheit zu bestrafen: so erwartet euer Urtheil von eurem Gemahl, Herrn und König, Dagobert.

Mit

Mit solchen Waffen ausgerüstet, eilte Grimoald zu Liderich zurück. Er machte ihm mit der Gefahr bekannt, die über ihm schwebte, und deren Ausbruch er vorgebeugt habe, und erzählte ihm alles, was er so eben mit dem Könige verhandelt hatte. Er zeigte ihm Dagoberts Billet, und vergaß keinen Umstand, der sich auf diese ernsthafte Angelegenheit bezog.

Liderich war, während der Erzählung, unbeweglich; seine Verwunderung war so groß, daß er anfänglich nicht unterscheiden konnte, ob er schlafe, oder wache. Endlich fiel er seinem Hofmeister um den Hals, dankte ihm in den rührendsten Ausdrücken, für diesen Beweis der vollkommensten Treue und Ergebenheit, und pries sich überaus glücklich, daß der Himmel ihm einen solchen Schutzengel an die Seite gestellt habe. Grimoald entzog sich mit Gewalt den Umarmungen des Prinzen; er eilte die beyden Pulver zu verfertigen. In einigen Stunden waren sie bereitet. Dagoberts Schriftzüge verschwanden nach dem Gebrauch des ersten Pulvers, und Liderich fand kein Bedenken, auf die gereinigte Stelle alles das niederzuschreiben, was sein Freund ihm vorsagte.

Mit

Mit dem gefährlichen Blatte in der Tasche, das eine große Revolution anzurichten bestimmt war, ging Grimoald am folgenden Morgen zur Königinn. Er sagte ihr, daß, um ihr seinen Diensteifer so ganz zu erkennen zu geben, er mehr gethan habe, als sie vielleicht von ihm erwartet hätte. Er sey so glücklich gewesen, unter Liderichs Papieren einen Brief aufzufinden, den derselbe einst in Engelland an eine gewisse Dame geschrieben, jedoch nicht abgeschickt habe. Diesen wolle er hiermit übergeben, und verhoffte, daß solcher, da er von Liderichs eigener Hand sey, um so weniger Verdacht erregen werde. Regnatrude gerieth in Entzücken; es fehlte nicht viel, sie hätte den Ueberbringer des Briefes aus Dankbarkeit umarmt. Sie griff mit beyden Händen nach dem Blatte, dessen Inhalt sie ganz bezauberte, entließ Grimoalden, nachdem sie ihm mit prächtigen Geschenken fast überhäuft hatte, und flog zum Könige, um ihm das Document ihrer eigenen Schande zu übergeben.

Dagobert, der schon vorbereitet war, nahm bey ihrer Ankunft eine Miene des größten Erstaunens an, und stellte sich, als

als ob er von der strafbaren Handlung Rantilden's und Liderichs nun völlig überzeugt wäre. Den Brief gab er inzwischen der Königinn wieder zurück, und befahl ihr, denselben in der öffentlichen Rathsversammlung zu übergeben, damit ein so entsetzliches Verbrechen an den Tag käme, und sie für ihre Aufmerksamkeit das gebührende Lob erhielte. Uebrigens ließ er die Vornehmsten seines Hofes zusammen berufen, und machte sich fertig, dieser Königlichen Versammlung, mit dem Pulver versehen, das ihm Grimoald zugestellt hatte, in hoher Person beyzuwohnen.

„Nicht um irgend eine Angelegenheit des Staats in Ueberlegung zu nehmen," hub er an, als er sich mitten unter seinen Edeln befand, „ist die Ursach unserer Zusammenkunft, sondern ich will euch mit einer schrecklichen Verrätherey bekannt machen, wovon ich das Opfer würde geworden seyn, wenn der Himmel, der die Könige besonders in Schutz nimmt, deren schädliche Wirkung nicht von mir entfernt und auf ihre Urheber zurückgeworfen hätte. Wisset, daß Regnatrude Rantilden eines strafbaren Umganges wegen anklagt, welchen sie mit Liderich,

derich, der mir von dem Könige von Kent empfohlen wurde, und den ich, wie euch bekannt ist, mit so ausgezeichneter Güte bisher behandelte, gepflogen haben soll. Ich habe lange angestanden, einer so unerhörten Untreue Glauben beyzumessen; aber die Königinn hat mir davon so einleuchtende Beweise geliefert, und mir sowol einige aufgefangene Briefe gezeigt, als auch Zeugen, welche die Handlung beschwören sollen, namhaft gemacht, daß ich die Wahrheit ihrer Angabe nun nicht mehr in Zweifel ziehe. Ich habe in dieser wichtigen Sache eure Meinung zu vernehmen für billig erachtet, damit mich die Hitze in meiner eigenen Angelegenheit nicht zu weit treibe. Fället daher selbst ein billiges Urtheil, und sorget, daß euer König gerächt und die Untreue bestraft werde."

Kaum hatte Dagobert seinen Vortrag geendet, so äußerte sich der Zorn und Unwille aller, die denselben mit angehört hatten, in ein lautes und verwirrtes Gemurmel, welches zuletzt da hinaus lief, daß die Königinn selbst erscheinen und die Klagepunkte vorbringen müsse. Sie wurde auf Befehl des Königes sogleich herbeygerufen, und erschien mit einer Kühnheit und Frech-

heit,

Welt, als ob sie eines vollkommenen Sieges schon gewiß wäre. Sie war unverschämt genug, einige entlegene Oerter zu nennen, wo man Rantilden in einer zweydeutigen Stellung mit Liderich angetroffen haben wollte; und berief sich deshalb auf ihre Zeugen. Diese wurden verhört, und ihnen der Eid abgenommen. Hierauf übergab Regnatrude den falschen Brief von Rantilden, der in so starken Ausdrücken, und mit so wenig Zurückhaltung abgefaßt war, daß, nach dessen öffentlicher Vorlesung, die Versammlung vor Entsetzen ausser sich gerieth. Schon erhob sie sich, um das Todesurtheil über die beyden Ehebrecher auszusprechen, als der König ein Zeichen gab, welches Stillschweigen gebot.

„Noch ist es nicht Zeit," sprach er, „ein Urtheil zu fällen; Erst muß Liderichs Brief an Rantilden herbeygeschaft und der junge Mensch selbst verhört werden. Es ist möglich, daß der äußere Schein uns täusche; vielleicht ist er im Stande, die Beschwerden seiner Ankläger zu entkräften, und wohl gar die Abscheulichkeit ihrer Klage auf sie selbst zurückzubringen. Sogleich ward Liderich hereingerufen. Er trat mit einer so edeln und

männlichen Zuversicht in den Saal, als Tugend und Unschuld nur einzuflößen vermögen, und blieb ganz gelassen, während der Kanzler ihm das Verbrechen vorhielt, weshalb Regnatrude ihn angeklagt hatte, und dessen er größtentheils, durch die Aussage der Zeugen, und durch die mit Mantilden gewechselten Briefe, war überführt worden.

„Ich gestehe“ sprach er hierauf, indem er sich zum Könige wandte, „daß solche Beweise wider Mantildens Treue und meine Pflicht, mehr als hinreichend seyn würden, uns beyde zu den härtesten Strafen zu verdammen; allein ist es denn ganz unmöglich, daß Eure Majestät hat können hintergangen werden? Wer kennt an diesem ganzen Hofe nicht Regnatrudens tödtlichen Haß gegen Mantilden, und wem ist es unbekannt, daß die Legte, ihres Diadems, durch Trug und List der Erstern, verlustig gegangen ist? Kann nicht Regnatrude, aus Besorgnis Tugend und Unschuld wieder triumphieren zu sehen, jene Lästerungen erdacht, falsche Zeugen durch Geld erkauft, und Mantildens Brief selbst verfertiget haben? — Mich wundert es gar nicht, zum Ziele ihrer

Bos-

heit erlesen zu seyn; ich bin fremd, habe keinen Rückhalt, als Ew. Majestät Gnade; diese will sie mir entziehen, weil ich etwas frey von ihr gesprochen habe. Weiter weiß ich von keinem Verbrechen; doch ist es immer hinreichend, mir den Zorn einer stolzen Königinn zuzuziehen, welche befürchtet, entlarvt zu werden. Es ist indessen nicht genug, mich blos zu verklagen; der Rechtschaffene wäre zu bedauern, wenn aufgeklärte Richter nicht die Kunst verständen, Wahrheit und Irrthum gehörig zu sondern. Ich verlange daher, daß man mir mein Verbrechen beweise; Zeugen, welche durch Furcht geleitet, und durch Geld geblendet worden sind, verwerfe ich; ganz andere Beweismittel müssen mich überführen, ohne solche mich zu verurtheilen, würde Ungerechtigkeit seyn."

„Das habe ich gewünscht," rief jetzt Regnatrude wüthend; „hier ist meine Rechtfertigung und zugleich ein unumstößlicher Beweis von Liderichs Verrätherey." Bey diesen Worten, welche sie vor Zorn und Bosheit kaum aussprechen konnte, überreichte sie dem Kanzler den von Liderich geschriebenen Brief, welcher sogleich vorgelesen wurde, und also lautete:

Madam,

Madam, es ist mir unmöglich euren Reizen zu widerstehen. Lange haben Pflicht und Vernunft euch den Besitz meines Herzens streitig gemacht, endlich muß ich euch doch den Sieg überlassen. Ewig wollen wir uns daher lieben, weil es scheint, als habe der Himmel uns für einander geschaffen; doch lasset uns auf immer e[illegible]gung geheim halten, deren Entd[illegible]ung für uns höchst gefährlich werden kann. Wir haben es mit einem Gemahl zu thun, der eifersüchtig auf Ruhm und Würde, noch mehr aber auf eure Reize ist. Was würde aus uns werden, wenn er entdeckte, daß ihr mich liebtet und angebetet würdet von dem glücklichen Liderich?

Dieser Brief enthielt nichts auszeichnetes, und es würde schwer gewesen seyn, nach unbefangener Lesung desselben, den Verfasser deshalb zu verdammen, indem Mantilde darinn gar nicht genennt war. Aber Regnatrude hatte, durch ihre schändliche Anklage, die Augen und den Verstand des Staatraths dergestalt verblendet und für sich eingenommen, daß jener Brief als ein unumstößlicher Beweis von Mantildens Untreue angenommen, und um so mehr dafür gehalten wurde, da jetzt

die

die schändliche Königinn mit lauter Stimme fragte, ob nun noch etwas erforderlich sey, den Strafbaren das Urtheil zu sprechen.

„Nichts weiter," rief der König, „als meine Einwilligung, und hierüber will ich mich sogleich erklären. Du falsches Weib, treibst die Bosheit zu weit. Ich wollte die Zeit lassen, in dich zu kehren, und deine schändliche Handlung zu bereuen; weil ich aber sehe, daß meine Zurückhaltung nur dazu dient, deine Frechheit zu vergrößern: so muß nun dich die Züchtigung treffen, welche du der Unschuld bereitet hast."

Jetzt begann er alles das zu erzählen, was ihm von Grimoalden war offenbaret worden, und erklärte, um seine Zuhörer besser zu überzeugen, das Geheimniß der beyden Pulver. Er nahm den Brief des Prinzen von Dijon, machte die sichtbare Schrift desselben verschwinden, und brachte diejenigen drohenden Worte zum Vorschein, die er selbst Tages vorher darauf geschrieben hatte.

Schnell änderte sich die Szene. Die Glieder des Staatsraths blickten voller

Zorn, Unwillen und Verachtung, auf die unglückliche Königinn, und diese, ihren feindlichen Absicht überführt, ohne den geringsten Ausweg zu ihrer Rechtfertigung zu finden, stürzte fast sinnlos zu den Füssen des Königes, und bat in den demüthigsten Ausdrücken um Gnade. Dagobert war zu sehr erschüttert worden. Er stieß sie von sich, und befahl, sie nach den Gesetzen zu richten. Schon war der Senat bereit, ein strenges Gericht über sie ergehen zu lassen, als Lideric einen Einfall hat, und den König um Verzeihung für die Sünderinn anflehete. Dagobert erstaunte über die Großmüthigkeit des Prinzen; er ließ sich erweichen, und verwieß die unglückliche Fürstinn in ein Kloster auf Lebenszeit. Noch denselben Tag reisete sie dahin ab, jedoch mit einem Herzen voller Wuth, die sich auch nach der Zeit in den schrecklichsten Folgen äusserte.

Diese so glücklich geendigte, ausserordentliche Begebenheit, erwarb dem Prinzen von Dijon allgemeine Bewunderung. Dagobert ward von dessen Betragen so lebhaft gerührt, daß er ihm nicht allein die vorherige Freundschaft wieder schenkte, sondern

dern

dern ihn noch mit neuen Wohlthaten überhäufte. Auch Grimoald nahm Theil an der Gnade des Monarchen. Er hatte diese Intrigue mit so vielem Verstande und so vieler Klugheit entwickelt, daß jedermann ihn als einen Menschen von ausserordentlicher Treue, und großer Geschicklichkeit, hochschätzte und verehrte. Rantilde wurde wieder auf den Thron erhoben, und von dem Könige, der ihre Verdienste und ihre unerschütterliche Tugend immer mehr und mehr kennen lernte, geliebt und geschätzt bis an das Ende seiner Tage.

So schnell und unschädlich für Liderich dieser Sturm vorübergebraust war, eben so bald stieg auch an seinem Lebenshorizont ein anderes Gewitter empor. Das eigensinnige Glück hatte sich einmal vorgesetzt, ihn zum Spielwerke seiner Launen zu machen, und zögerte nicht, ihn in neue Verwirrungen zu stürzen, die um so gefährlicher waren, je mehr sein Herz Theil daran hatte. Liderich war bisher nur mit der äussersten Anstrengung vermögend gewesen, das Bild der Gratiane aus seinem Andenken zu entfernen; lange und unermüdet mußte er arbeiten, seinen Zweck zu erreichen; vielleicht aber wäre es ihm nie geglückt,

wenn ihre Verheyrathung ihm nicht den letzten Strahl der Hoffnung, einst doch noch der ihrige zu werden, entrissen hätte. Sein Herz war also völlig von Liebe frey. Er athmete nichts als Rache gegen Ohnaert, und da er noch ein ganzes Jahr zu warten hatte, ehe er sich in einen Kampf mit ihm einlassen durfte: so konnte es nicht fehlen, daß ihn das Andenken an seine unglückliche Mutter nicht ganz beschäftigte. Ihre traurige Lage preßte ihm manchen Seufzer aus; doch trug er seine Leiden in der Stille, verbiß die heftigen Schmerzen seiner Seele, und ließ seinen Kummer, auch nur sehr selten, gegen den treuen Grimoald laut werden.

Dagobert hatte eine Schwester, Namens Rotilde, welche in einem Kloster, unter der Aufsicht der Aebtissinn, einer Verwandte, war erzogen worden. Sie war, in allem Betracht, eine seltene Schönheit, mit allen Reizen des Leibes und der Seele ausgerüstet, und schien von der Natur absichtlich gebildet zu seyn, um zu glänzen, und Bewunderung zu erregen. Von jedermann wurde sie angegafft, angestaunt; ihre Zeitgenossinnen und Mitschwestern, welche hörten, was weibliche Vollkommenheit betraf,

betraf, den Rang behauptet hatten, schlugen in Rotildens Gegenwart, beschämt die Augen nieder, und fanden jetzt, welches zu bewundern ist, an sich so viele Mängel und Gebrechen, welche sie vorher kaum dem Namen nach gekannt hatten; und das männliche Geschlecht gerieth in Entzücken, so oft Rotilde zum Vorschein kam, und ihren Mund zur Sprache öfnete. Ihre einzelnen Worte und Ausdrücke, warden als Denksprüche des Witzes, der Weisheit und des Verstandes, so, wie die kleinste ihrer Handlungen als Beyspiele von Artigkeit, Leutseligkeit und Herzensgüte, sorgfältig gesammelt, und weit und breit umher getragen; alles gestand offenherzig, solch ein Meisterstück der Schöpfung noch nie gesehen zu haben.

In den ersten Monaten, nach ihrer Ankunft, wechselten Feste und Turniere, ihr zu Ehren, mit einander ab; bey welchen letztern sich besonders Liderich mit Vortheil auszeichnete. Ausser, daß die Begierde nach Ehre und Ruhm ihn überall hintrieb, wo dergleichen zu erlangen war, so hatten auch noch Rotildens Zauberreize, einen solchen Eindruck auf sein Herz gemacht, daß

er

er gern alle Preiße verdienen wollte, die ihre schöne Hand den Siegern spendete.

Ortmoald konnte bald merken, daß eine geheime Kraft den Arm des Prinzen beseelte. Er nahm Gelegenheit mit ihm davon zu reden, und erschrack, als jener, nach einigem Sträuben, endlich mit der Sprache herausrückte, und seine Liebe gegen Rotilden mit aller Offenherzigkeit eingestand.

„Was hör' ich?" rief der kluge Alte aus, „wollet ihr euch abermals Gefährlichkeiten aussetzen, die euch schon in England das Verderben droheten? Glaubet ihr, daß dort weniger Schwierigkeiten zu überwinden waren, als hier? Und wenn nun auch Rotilde, euren Verdiensten mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließe, als die undankbare Grattane: so würde es euch doch zu nichts nützen, und ihr dürfet euch demungeachtet nicht mit der Hoffnung schmeicheln, die Prinzeßinn, um welche sich viele große Fürsten und Herrn bewerben, von Dagoberten zu erhalten. Solchen hochgespannten Erwartungen müsset ihr entsagen. Gegenwärtig bedürfet ihr der Hülfe des Königes, in der wichtigsten Sache eures Lebens;

kens; hütet euch, sein Mißfallen zu erregen. Wartet wenigstens, bis eure Fehde zwischen Phinaert beendiget ist; gibt der König euch denn die Länder eures Vaters wieder, dann könnet ihr auch vielleicht Rotilden aus seinen Händen erhalten."

Diese Vermahnungen wirkten auf Liderichs Herz, wie sie wirken sollten. Er selbst hatte schon längst die Folgen seines Liebeshandels in Betrachtung gezogen; jezt betheuerte er aufs feyerlichste, seine Leidenschaft zu bekämpfen, und sie wenigstens zu verheimlichen. Er hielt auch Wort. Denn ob er zwar beständig, um die Prinzeßinn zu seyn, Gelegenheit hatte, und solche nie verabsäumte: so ward doch niemand gewahr, daß Liebe seine Handlungen leitete; und da der ganze Fränkische Adel, so zu reden, erpicht war, Rotilden die Aufwartung zu machen: so verlor sich Liderich unter der Menge ihrer Bewunderer, ohne bemerkt zu werden.

Liderich war aber nicht der Einzige, welcher vom Pfeile der Liebe war getroffen worden; Rotildens Reize machten auf noch mehrere einen nicht unbeträchtlichen Eindruck: besonders hatten die Gra-

fen

sen von Poitiers und von Parthenay, die Macht derselben tief empfunden. Beyde waren klug genug, einzusehen, daß ihr Stand dem Ehrgeize einer Königlichen Prinzeßinn nicht schmeicheln, ihre Absicht den Beyfall des Königes nicht erhalten würde, und beschlossen daher, jeder für sich ins geheim, alles anzuwenden, um sich das Herz der Prinzeßinn geneigt zu machen, damit, wenn Dagobert ihr die freye Wahl eines Gemahls überließe, sie durch ihre Erklärung der Sache einen Ausschlag geben möchte. Jeder benutzte nun alle Gelegenheiten, um seinen Zweck zu erreichen.

Parthenay gab zuerst seine Leidenschaft zu erkennen. Da sein Vermögen und seine natürliche Freygebigkeit seiner Geburt völlig entsprach: so erdachte er täglich neue Vergnügungen, die ihn bey der Prinzeßinn in ein vortheilhaftes Licht setzen sollten. Allein, sein Aufwand und seine Pracht erregte blos Bewunderung, ohne ihm Zuneigung zu erwerben. Und als er einst so frech war, der Prinzeßinn seine Gefühle für sie zu offenbaren: so gerieth sie darüber in solche Entrüstung, daß er gezwungen war, seine Verwegenheit auf

der

der Stelle förmlich abzubitten, und zu versprechen: ihr künftig mit mehr Ehrerbietung und Zurückhaltung zu begegnen.

Graf Poitiers, einer von den Günstlingen des Königes, ward bald inne, daß Parthenay sein Rival sey; seine Schadenfreude war also um so größer, als er merkte, daß die Prinzessinn sich sehr zurückhaltend gegen denselben betrug, und absichtlich bey den Festen zu erscheinen vermied, die jener, ihr zu Ehren anzustellen, fortfuhr. Dies ließ ihn muthmaßen daß eine Erklärung von Seiten seines Nebenbuhlers vorgefallen, jedoch nicht vortheilhaft aufgenommen seyn müsse. Er beschloß daher, auf dessen Ruinen fortzubauen, aber einen ganz entgegengesetzten Weg einzuschlagen, und ein mehr ehrerbietiges Betragen anzunehmen, daß ihn eher zum Ziele bringen sollte, als durch Unbescheidenheit geschehen könnte.

Um seinen Plan genau zu befolgen, begann er eine Lebensweise, die von derjenigen, welche er bisher beobachtet hatte, gar sehr abwich. Vorher war er stets lustig und aufgeräumt gewesen; jetzt ward er niedergeschlagen, im höchsten Grade melancho-

lancholisch; suchte lauter einsame Gegenden, und betrug sich, mit einem Worte, so sonderbar, daß der ganze Hof sich darüber verwunderte. Bey einem Mann von solchen Verdiensten, und von solcher Lebhaftigkeit, mußte eine so große Veränderung sehr auffallen; jedermann erstaunte, selbst Rotilde, welche an seinem lebhaften Wesen, an seinem feinen und treffenden Witz viel Gefallen gehabt hatte, nahm mit wahrer Herzensgüte, an seinem Zustande Theil. Sorgfältig fragte sie nach dem Grund seiner Schwermuth; doch Niemand konnte ihre Neubegierde befriedigen, denn Keiner wußte, wie die Sache zusammenhing.

Liderich und Parthenay allein dachten davon am richtigsten. Beyde waren am meisten dabey interessirt, sie hatten folglich die besten Augen; nur bedienten sie sich deren auf sehr verschiedene Art. Liderich schwieg, und verbarg seinen Schmerz in das Innerste seiner Seele; Parthenay hingegen, besorgt, daß Poitiers von Rotilden nicht gleichgültig betrachtet würde, trug nicht das geringste Bedenken, alles das öffentlich zu sagen, was er von seinem Nebenbuhler

wußte

wußte und argwohnte. Das konnte nicht lange verborgen bleiben; die Rede drang bald bis zu den Ohren der Prinzeßinn, und brachte bey derselben die Wirkung hervor, welche Parthenay damit beabsichtiget hatte. Noch desselben Tages begegnete sie dem Grafen von Poitiers mit solcher Gleichgültigkeit und Verachtung, daß er muthmaßte, er sey bey ihr angeschwärzt worden. Er forschte nach dem Thäter, erfuhr ohne viel Mühe den ganzen Zusammenhang der Sache, beschloß sich zu rächen, und ging in den Garten, um Parthenay, welcher sich daselbst befinden sollte, zur Rede zu stellen, und Genugthuung von ihm zu begehren, ohne die Folgen, welche daraus entstehen konnten, genau zu überlegen.

Nachdem er fast den ganzen Garten durchlaufen war, kam er in ein an demselben gränzendes kleines Lustwäldchen, wo bald eine Stimme, die aus einer Laube hervorzugehen und ihn bey Namen zu nennen schien, seine Aufmerksamkeit fesselte. Er schlich sich leise hinzu, und fand Liderichen und Grimoalden im ernsten Gespräch begriffen. „Ich tadele" sagte Liderich, „Parthenays Verfahren; er

er rächte sich an den Grafen Poitiers auf eine weit edlere Art rächen können; doch kann ich mein Vergnügen darüber nicht bergen. Beyde Nebenbuhler werden ihren Angelegenheiten bey der Prinzeßinn schaden, und ich bin vielleicht im Stande, mir auf eine andere Art Rotildens Zuneigung zu erwerben. Ach! wie glücklich würde ich seyn, wenn mich die liebte, die ich anbete. — „Ihr wählet," antwortete Grimoald, „den sichersten Weg. Ihr wisset die zwischen euch und dem Könige obwaltende geheime Verbindung; ich zweifle nicht, daß er euch, nach Vollendung eures Vorhabens, seine Schwester nicht bewilligen sollte. Vor allen Dingen aber fahret fort, euch Zwang anzuthun, und lasset eure Nebenbuhler zur Vergeltung ihres unbedachtsamen Verfahrens, für ihre Thorheit büßen.

Wer vermag den Zorn und das Erstaunen des Grafen von Poitiers, bey Vernehmung dieser Worte, zu schildern? er lernte plötzlich einen Rival kennen, der mit Dagobert in geheimer Verbindung stand, und deshalb um so furchtbarer war. Doch glaubte er nur auf seine Liebe hören zu müssen; und da er auf Liderichen,

wie

wie wir in der Folge erfahren werden, noch einen alten Groll hatte: so wollte er, bey der jetzigen Gelegenheit, seine ganze Wuth gegen ihn auslassen. Er wartete daher in der Nähe, bis Grimoald, welcher aufbrechen wollte, sich hinweggegeben hatte; dann trat er hastig zu dem Prinzen.

„Junger Mensch," sagte er, mit der Miene der höchsten Verachtung, „ich wünschte wohl, von dem Gespräche, welches ihr so eben mit eurem Hofmeister geführet habt, eine nähere Erklärung zu wissen, und was das für geheime Verbindungen sind, in welchen ihr mit dem Könige zu stehen vorgebet. — Ich hoffe nicht, daß ihr die Vermegenheit so weit treiben, und Anspruch auf die Hand der Prinzessinn machen werdet." —

„Bis diesen Augenblick," antwortete Liderich, in demselben Ton, „habe ich nicht gewußt, daß es Jemand gäbe, der so kühn seyn könnte, mir solche Fragen mit solcher Grobheit vorzulegen. Jetzt werde ich meinen Irrthum gewahr. Indessen bin ich in meinen Antworten so stolz, als ihr ungeschlif-

schlissen in euren Anreden. — Wisset daher, ihr habt nichts darnach zu fragen!"

Poitiers war wüthend. Zieh! rief er; ich will dir zeigen, daß ich Mittel habe, dich zu zwingen, deutlicher zu antworten."

Liderich zog; und beyde Jünglinge fielen mit einer Wuth über einander her, die für den einen oder den andern gefährliche Folgen hätte haben können, wenn Parthenay nicht von ungefähr dazu gekommen wäre. Er erschrack über den hitzigen Kampf, und hielt, ohne lange zu wählen, es für Pflicht, die Streiter aus einander zu bringen.

„Was heißt das, Graf von Poitiers?" fragte er, „was für Gründe konnten euch bewegen, diesen Günstling des Königes anzugreifen? Seyd ihr etwa neidisch, daß er eine Stufe höher in Gnaden steht, als ihr?"

Nein, antwortete Poitiers, das ist nicht die Ursach unsers Streites. So viel kann ich euch sagen, daß wir, ich sowol als ihr, auf dem Punkte stehen, ein Opfer dieses

sen Verwegenheit zu werden. Ich war im Begriff euch aufzusuchen, um euch, wegen einiger von mir geführten, unschicklichen Reden, zur Verantwortung zu ziehen. Ich komme hierher, finde, daß Liderich und sein Hofmeister, sich in jener Laube unterhalten, höre meinen Namen nennen; trete leise näher, und vernehme Dinge, die uns beyden nicht gleichgültig seyn können; und nun erzählte er den ganzen Inhalt des Gesprächs.

„O! wenn das ist," sprach Barthenay, „so muß er uns darüber Erläuterung geben, oder ich werde ihn zum Geständniß zu bringen wissen." — Er zog den Degen und drang auf Liderichen ein.

Während jene beyde sprachen, stand Liderich ganz gleichgültig, an einem Baume gelehnt; auf diese Ausforderung aber verließ er seine Stelle.

„Vor Poitiers Drohung," antwortete er, mit einem verächtlichen Lächeln, „habe ich nicht gezittert, noch weniger fürchte ich die eurige."

„Halt!"

„Halt!“ rief Poitiers, „mir gebührt das Recht, den Schwätzer zur Erklärung zu zwingen.“ Nach einigem Wortwechsel trat Parthenay zurück, und Poitiers und Liderich wurden Handgemein.

Schon hatten sie sich eine Weile, ohne sonderlichen Vortheil, so wenig auf der einen als andern Seite herumgetummelt, als sich plötzlich Dagobert mit seinem Gefolge in der Ferne sehen ließ. So fort hielten die beyden Streitenden zugleich inne. Doch konnte es nicht so geschwind geschehen, daß der König das Gefecht nicht hätte gewahr werden sollen. Voller Verwunderung trat er näher, und verlangte die Ursach der Fehde zu wissen.

Liderich schwieg; Parthenay gerieth in sichtbare Verlegenheit; Poitiers aber, dessen Blut in heftiger Wallung war, und welcher überdem diese Gelegenheit benutzen wollte, seine Neigung gegen die Prinzessinn, dem Könige wissend zu machen, nahm das Wort, und erzählte den ganzen Vorfall, mit Erwähnung auch der kleinsten Umstände, ohne Zurückhaltung.

Dagobert dachte der Sache einige Augenblicke nach; denn verwieß er allen dreyen ihre Unbescheidenheit, ohne ein Wort von seiner Schwester fallen zu lassen, wandte sich darauf zu seiner Begleitung, und sagte: weil Liderich ein für ihn wichtiges Geheimniß nicht hat verschweigen können: so bin ich genöthiget, solches selbst öffentlich bekannt zu machen, damit seine Reden keinen ungerechten Verdacht erregen. Morgen sollen sich alle meine Edeln versammeln, und ich werde ihnen Dinge offenbaren, die ich freylich noch gern verheimlichet hätte. Und was euch, Poitiers und Parthenay betrift: so will ich euch eure Hitze für diesmal wohl verzeihen; allein hütet euch, mich nicht noch einmal zu erbittern.

Diese Begebenheit erregte viel Sensation bey Hofe. Mit Ungeduld harrte jeder des kommenden Tages, um zu erfahren, was der König über Liderichs Person kund machen würde. Rotilde war eine der ersten, die den Vorgang, welcher sie so nahe anging, erfuhr. Sie entrüstete sich sehr über das Verfahren der beyden Grafen; Liderichs Betragen aber fand sie weniger strafbar, vielleicht weil ihr Herz sich seiner anzunehmen begann, und

seine Neigung gegen sie, blos von Ungefähr und durch die Unbescheidenheit des Grafen von Poitiers, folglich auf eine Art bekannt geworden war, die nicht den geringsten Tadel verdiente. Sie sahe sich also nicht in die Nothwendigkeit versetzt, ihn, gleich seinen beyden Nebenbuhlern, deshalb zu bestrafen; sie freuete sich vielmehr über die gemachte Eroberung, und brannte vor Verlangen, über seine Person nähere Aufschlüsse zu erhalten. Bis jetzt wußte man von Liderichs eigentlichem Herkommen nichts; ein jeder urtheilte davon nach seiner Weise, allgemein aber hielt man dafür, daß er ein ganz anderer seyn müsse, als er zu seyn schien. Es war also nicht zu verwundern, wenn Rotilde, bey einer im Entstehen begriffenen Leidenschaft, von einer Unruhe überfallen wurde, die ihr von Furcht und Erwartung angefülltes Herz nächtig zusammenpreßte.

Je mehr Liderich indeß dem, was ihm begegnet war, nachdachte, je mehr hatte er Ursach damit zufrieden zu seyn. Seine Empfindungen für die Prinzessinn waren ohne sein Zuthun bekannt geworden, und eben dieselbe Gelegenheit konnte seine Rache beschleunigen, die der Gegenstand al-

ler

ler seiner übrigen Wünsche war. Nur Grimoald ward äußerst mißmüthig, wenn er bedachte, daß er durch sein Gespräch die Annäherung jener großen und entscheidenden Periode, bewirkt haben könnte, wovon er für den jungen Prinzen, in Hinsicht auf dessen Schwäche alles befürchtete.

Endlich brach der Tag an, welcher Liderichs geheimnißvolle Geburt enthüllen, und Phinaerts ungeheures Verbrechen offenbar machen sollte. In der hierzu angesetzten Versammlung der Großen begann der König eine weitläuftige Erzählung jener schrecklichen Begebenheit, und las die Briefe von Hermangarden, vom Könige von Kent, und von der Königinn Bertha, laut vor. Dann zeigte er den Anwesenden das Bildnis der unglücklichen Prinzessinn von Dijon, nebst dem Ueberrest ihres Schmucks, den sie den Händen des redlichen Einsiedlers anvertrauet hatte. So viele Beweise vermochten den Staatsrath leicht zu überzeugen; der größte Theil desselben erinnerte sich noch Salvaertens ungerechter Verbannung, so, wie dessen Tod, wovon man zu jener Zeit so viel und mancherley ge-

sprechen hatte; überdieß war Liderich seinem unglücklichen Vater so ähnlich, daß fast niemand die ganze Geschichte bezweifelte.

Ein einziger Mensch, Genserich mit Namen, der vielleicht aus Uebereinstimmung des Charakters stets ein warmer Freund und Anhänger des Tyrannen von Flandern gewesen war, stand auf, und hatte die Dreistigkeit zu behaupten: daß Liderich ein Betrüger sey, und Seine Majestät hintergehe. Es sey wahr, daß Galwaert auf der Reise nach England bey Boug gestorben wäre; allein eine natürliche Krankheit habe seinem Leben ein Ende gemacht, und seine Gemahlinn Hermangarde, Tochter Gerards, Grafen von Roussillon, sey ihm, ohne Kinder zu hinterlassen, bald darauf vor Kummer gefolgt. Was die andere Hermangarde beträfe, welche sich schon seit geraumer Zeit, in einem alten Thurme bey Boug in gefänglicher Haft befinde, so sey solche ein schlechtes, mancherley Verbrechen angeklagtes Weib, deren Todesurtheil Fürst Phinaert aus Gnaden in eine ewige Gefangenschaft verwandelt habe. Dieß, so schloß der arglistige Genserich,

ist

ist eine Wahrheit, die der Fürst von Flandern und ich selbst, gegen einen jeden, der das Gegentheil zu behaupten wagt, mit dem Degen in der Hand vertheidigen werden.

Eine solche unverschämte Einrede hatte Dagobert nicht erwartet. Da es indeß in jenen entfernten Zeiten erlaubt war, eine Streitsache mehr durch Kampf als durch Gesetze entscheiden zu lassen: so befahl der König, mit Einwilligung seiner Räthe, daß Genserich in Begleitung eines Waffen-Herolds auf der Stelle nach Flandern reisen, und jener Phinaerten von Seiten des Königes sagen sollte: er möchte sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod, wozu ihn der junge Liderich auffordere, bereit machen, übrigens aber von diesem Augenblick an für Hermangardens Leben haften, bey Strafe seiner Verbrechen überführt, und nach den Gesetzen als ein Verbrecher und Uebelthäter behandelt zu werden. Hierauf ging die Versammlung auseinander, und Genserich nebst dem Herold machten sich des folgenden Tages auf den Weg nach Flandern, um ihre Mission auszurichten.

Liderichs Unwillen war ohne Gränzen, als man ihm Genserichs Verläumdungen hinterbrachte. Er war gleich bereit, den Urheber derselben zur Verantwortung zu ziehen. Grimoald stellte ihm zwar vor, daß er sich durch solche zur Unzeit angebrachte Hitze selbst am meisten schaden, sein wahres Herkommen nur verdächtig machen würde, und lediglich nur von der Zeit die Entscheidung seiner gerechten Sache erwarten müsse; allein diese gründlichen Vorstellungen würden nichts gefruchtet haben, den Ungestüm des Prinzen zu mäßigen, wenn Genserichs Abreise nicht sogleich erfolgt wäre. Er mußte sich daher mit Geduld waffnen, bis die Rückkehr des Herolds ihn seinem Ziele näher würde gebracht haben.

Dagobert hegte inzwischen gegen Liderichs Geburt nicht den geringsten Zweifel in seinem Herzen. Er konnte leicht muthmaßen, in welcher Unruhe sich derselbe befinden müsse. Um ihn vorläufig davon zu befreyen, ließ er ihn eines Morgens in den Audienzsaal rufen, grüßte ihn öffentlich, als den Prinzen von Dijon, und gab ihm feyerlich alle die Ländereyen und Herrschaften wieder zurück, welche Sal-

vaert

paert einst besessen hatte, und zum Besten der Krone waren eingezogen worden. Allein, obgleich er dadurch seine wahren Gesinnungen gegen den Prinzen ohne Zweydeutigkeit an den Tag legte: so fehlte es doch nicht an Auslegern; besonders sprengten Genserichs Freunde aus, daß der König Herr seiner Länder sey, solche folglich nach Belieben verschenken könnte, jene Art ihrer Veräußerung aber noch lange nicht bewiese, daß sie der rechtmäßige Eigenthümer erhalten hätte. Dies Gerücht suchten die Grafen von Parthenay und von Poitiers, wider ihre Ueberzeugung, aus allen Kräften zu unterstützen, und da sie besorgten, daß Liderichs neues Fürstenthum bey Rotilden Eindruck machen, und die Zärtlichkeit des Königs gegen den Prinzen von Dijon so weit gehen möchte, ihm so gar seine Schester zur Gemahlinn zu geben: so vereinigten sie sich beyde zu einem Endzweck und verschworen sich wechselseitig alles anzuwenden, ihren gemeinschaftlichen Nebenbuhler ins Verderben zu stürzen.

Kaum war das Bündniß geschlossen, so ging das, was die Verschworenen nur muthmaßten, in wirkliche Erfüllung. Dagober!,

gehest, welcher dem Prinzen von Dijon aufrichtig wohlwollte, konnte unmöglich, bey dem Gezische der Lästerzungen, das ihm nur zu bald zu Ohren kam, gleichgültig bleiben. Er wünschte ernstlich die ganze Welt von dem zu überzeugen, was er selbst für ausgemachte Wahrheit hielt. Nach langem Nachdenken erinnerte er sich endlich dessen, was ihm von dem Grafen von Poitiers, von Liderichs Liebe gegen Rotilden, im Garten war gesagt worden, und beschloß kurz, davon den erforderlichen Gebrauch zu machen. Noch desselben Tages erklärte er öffentlich, daß er seine Schwester mit dem Prinzen Liderich verheirathen, die völlige Verbindung jedoch bis nach desselben beendigtem Kampfe mit Phinaerten aussetzen werde, und war zugleich so gnädig, in eigener Person den Prinzen in Rotildens Gemach zu führen, und ihr, im Beyseyn seines ganzen Gefolges anzubefehlen, denselben als ihren künftigen Gemahl zu betrachten.

Parthenay und Poitiers wurden wie vom Donner gerührt. Rotilde aber empfand die Süßigkeit des Befehls in ihrem ganzen Umfange; sie versicherte Gehorsam zu leisten, mit einer Freude im Herzen, die bey aller Anstrengung sie zu ver-

bergen, ihr genugsam aus den Augen leuchtete. Nach einer kleinen Weile begab sich der König wieder hinweg, und Liderich erhielt Erlaubniß, bey der Prinzessinn zu bleiben, um ihr nunmehr seine Empfindungen ohne Zwang schildern zu können.

Man überhebe uns die umständliche Beschreibung der nun folgenden Szene, und die Wiederholung alles dessen, was die beyden Liebenden, im Hochgefühl ihrer Zärtlichkeit einander sagten. Sie überließen sich ganz ihren natürlichen Empfindungen; ihre Seelen flossen in eine zusammen, und so kam in wenig Minuten ein Bündniß zu Stande, das den Theilnehmern die Fülle aller Glückseligkeit gewährte.

Ausgelassen vor Vergnügen eilte Liderich nach Hause, um Grimoalden sein Glück zu verkündigen. Er stutzte, als er in dem Gesichte desselben, auch nicht eine Falte, welche Lächeln hätte bedeuten können, gewahr ward. Was ist euch, mein Vater? fragte Liderich ängstlich. — „Nichts,„ war die Antwort, ich verwundere mich nur über die schwachherzigen Menschen, die ein bloßer Schimmer zu verblenden vermag. Seyd ihr, mein Prinz, im Stande euch für glücklich zu halten, während eure Ehre von

der

der Verläumdung auf der empfindlichsten Seite angegriffen wird? Was kann die Gunst des Monarchen, was die Zuneigung der Prinzeßinn euch helfen, wenn die Welt euch verachtet, und eure hohe Geburt bezweifelt? Gesetzt, die Heirath wird vollzogen; werdet ihr dadurch die Würde, welche man euch streitig macht, erhalten? Werden denn eure Feinde, euren guten Namen weniger lästern, und wird man dem Eigensinn eines Fürsten, der auch als König irren kann, nachgeben, oder sich nach der Liebe richten, womit ein Weib die eurige krönt? — Hütet euch, Prinz, den Verläumdern solche Blößen zu geben — Liebe und Ruhm sind zwey ganz von einander unterschiedene Dinge; erst sieget, und dann überlaßt euch zärtlichen Gefühlen."

„Wer hat euch denn gesagt," unterbrach hier Liderich seinen Theophron hitzig, „daß ich meine Ehre der Liebe nachsetze." Ich kann mich dieser ergeben, ohne jener dadurch zu schaden. Die Prinzeßinn wird erst nach geendigtem Kampfe mein; sie eher verlangen zu wollen, würde ihrer und meiner Ehre nachtheilig seyn. Nur als Rächer meiner Familie und als öffentlich, von der ganzen Welt, anerkannter Prinz von

Dijon

Dison, will ich sie besitzen, überhaupt aber meinen Ruhm nicht auf Geburt, sondern auf wirkliche Tugenden gründen."

Jetzt begannen Grimoalds Gesichtszüge sich merklich aufzuheitern; seine Augen glänzten vor Freude. Er schloß den jungen Prinzen in seine Arme, und gestand, daß es ihn nicht gereue, ihn etwas in Hitze gesetzt zu haben, weil er, wie er sagte, dadurch Gelegenheit erhalten hätte, sich von den edeln Gesinnungen des Prinzen, vollkommen zu überzeugen.

Einige Tage nach dieser Begebenheit traf der Waffen-Herold wieder in Soisson ein. Er brachte ein Schreiben mit, worinn Childebert eben so unverschämt als sein Freund Genserich das Verbrechen läugnete, und Lidrichen den Namen eines Betrügers beylegte. Diesem ungeachtet wolle er sich doch mit ihm in einen Kampf einlassen, wozu der König nur Tag und Ort bestimmen möchte, und er hoffe alsdenn einen unbesonnenen Jüngling, der unter erborgten Namen das Zutrauen des Königs mißbrauchte, öffentlich zu demüthigen.

Liderich wäre bey der öffentlichen Vorlesung dieses Briefes vor Schmerz zu Boden gesunken, wenn der Gedanke an die nahe bevorstehende Rache ihn nicht aufrecht erhalten hätte; und Dagobert, um keine Zeit zu verlieren, setzte fest, daß der Zweykampf nach Monatsfrist, und zwar in seiner Gegenwart, gehalten werden sollte, um jede Hinterlist des Tyrannen, der überall als ein Mensch ohne Treue und Glauben bekannt war, zu hintertreiben. Er bestimmte zugleich den Tag zu seiner eigenen Abreise, wobey ihn sein ganzer Hofstaat, die Königinn und die Prinzessinn ausgenommen, begleiten sollte. Phinaert erhielt davon die erforderliche Nachricht; Liderich schickte sich an, die wichtigste Rolle seines Lebens zu spielen; alles war in Bewegung; niemand blieb ohne Theilnahme, und jeder schwebte, nach dem Grade derselben zwischen Hoffnung, Furcht und Erwarten.

So verflossen die ersten vierzehn Tage, in einer bey solchen Zubereitungen gewöhnlichen Unruhe; nach der Zeit aber trug sich etwas zu, wodurch alles in Verwirrung gesetzt wurde.

Liderich pflegte die Prinzessinn täglich zu besuchen, und sich mit ihr so oft und so lange zu unterhalten, als es der Wohlstand gestattete. Als er eines Morgens zu ihr zu gehen im Begriff war, übergab ihm einer von ihren Edelknaben, Namens Alexander, ein Billet von ihrer Hand, mit der Bitte: sich ja auf das genaueste nach der darinn enthaltenen Vorschrift zu richten, weil die Befolgung oder Nichtbefolgung derselben von der größten Wichtigkeit sey. Der Knabe verschwand, und Liderich hatte nichts angelegentlicheres zu thun, als den Brief zu öffnen.

„Ich habe," so lautete der Inhalt desselben, „eine Entdeckung gemacht, wovon unsere beyderseitige Glückseligkeit abhängt. Mein Zimmer ist kein guter Ort, euch davon ausführlich zu benachrichtigen. Darum wünschte ich euch, mein Herr Liderich, heute Abend um acht Uhr in der Laube zu sprechen, wo Graf Poitiers euch einst belauschte. Blos in Idburgens Begleitung werde ich dort euer warten. Seyd verschwiegen, selbst Grimoald darf nichts davon wissen."

Liderich überlas diese Zeilen, welche, wie er glaubte von der Prinzessinn geschrieben waren, mehr als einmal. Es war ihm unbegreiflich, wie dieselbe, da sie doch auf ihrem Zimmer alle nur mögliche Freyheit und Bequemlichkeit hatte, auf den Einfall kommen konnte, ihn an einen so entlegenen Ort, und noch früh Morgens auf eine so späte Stunde zu bestellen, an welcher sie, ohne die Schamhaftigkeit zu beleidigen, nicht ausgehen durfte. Besonders fiel es ihm auf, daß er gegen Grimoald geheim seyn sollte, der sich doch so viel Zutrauen bey ihr erworben hatte. Sehr leicht hätte er hier mißtrauisch werden und eine Hinterlist ahnden können; allein, außer, daß argwöhnige Menschen andere nur höchst selten hintergehen: so gibt es im menschlichen Leben Auftritte, welche nicht zu vermeiden stehen, daher Liderich ohne weitere Ueberlegung beschloß, dem erhaltenen Befehl zu Folge, sich an dem bestimmten Orte einzufinden.

Er ging, seinem ersten Vorsatze gemäß, auf das Schloß, verweilte einige Zeit beym Könige, und begab sich sodann nach dem Zimmer der Prinzessinn. Hier fand er aber so viele fremde Personen, daß es ihm

ihm unmöglich fiel, mit ihr ein Wort im Vertrauen zu reden. Jedoch glaubte er wahrzunehmen, wie sie ihn durch verschiedene Mienen und Geberden aufforderte, die bestimmte Zeit ja nicht zu versäumen. Er eilte daher bald hinweg, und da er die Idburge, eine vertraute Hofdame der Prinzeßinn, im Vorzimmer allein antraf, so trug er dieser nur im Vorbeygehen auf, ihrer Gebieterinn zu sagen: daß er sich nach der, durch den Edelknaben erhaltenen Ordre pünktlich richten, und heute Abends acht Uhr in der ihm bezeichneten Laube eintreffen würde.

Idburge, welche bey Rotilden in großem Ansehen stand, und um alle Geheimnisse derselben wußte, erstaunte über diese Nachricht, deren Inhalt ihr so neu und fremd war. Ihres Bedünkens hätte sie von der verabredeten Zusammenkunft, vor allen andern, etwas wissen müssen. Als einer Dame von großem Verstande kam ihr der Handel verdächtig vor; sie trat daher, ohne sich lange zu bedenken, zu der Prinzeßinn ins Zimmer, und nahm Gelegenheit, ihr das, was sie so eben erfahren hatte, leise ins Ohr zu sagen. Rotilde gerieth, wie man leicht denken kann,

in

in große Bestürzung; sie zweifelte nicht, daß dies nicht eine Schlinge sey, welche man Liderichen gelegt habe. Sie verbarg inzwischen ihre Verwirrung, so gut sie konnte, wandte bald darauf eine plötzliche Unpäßlichkeit vor, um ihre Gäste los zu werden, und begab sich in ihr Kabinet. Kaum sah sie sich allein, so ging sie ohne Verzug zum Könige, und theilte demselben ihre Besorgnisse mit. Dagobert muthmaßte sogleich Verrätherey; und um allen übeln Ereignissen vorzubeugen, sandte er einen Hauptmann seiner Leibwache, nebst etlichen bewaffneten Soldaten, nach der bezeichneten Laube mit dem Befehl, sich derselben durch Umwege zu nähern, und alle diejenigen gefangen zu nehmen, welche den Prinzen von Dijon angreifen würden.

Bald darauf eilte auch Rotilde, in Idburgens Begleitung, von Furcht und Liebe geleitet, mit raschen Schritten in den Garten. Liderichs Schutzgeist führte sie noch zur rechten Zeit hin; einen Augenblick später wär' es um den guten Prinzen gethan gewesen.

Mit dem Glockenschlage sieben, machte er sich auf, das merkwürdige Abenteuer

zu

zu bestehen. Er dachte, wenn er auch auf seine Prinzeßinn etwas warten müßte: so wollte er sich unterdessen in Gedanken mit ihr beschäftigen, und sich dadurch wegen ihrer Abwesenheit schadlos halten. Das Wäldchen war etwas abgelegen, und die darinn befindliche Laube recht zum einsamen Nachdenken geschaffen. Sorglos trat er in die letztere hinein; gleich beym ersten Schritt fing er an zu straucheln; er wollte sich helfen, fiel aber zur Erde, und sah sich nun von allen Seiten mit starken Faden umwunden, die, bey verstärkter Anstrengung sich loszumachen, gleich Schlingen sich immer dichter zusammenzogen, und ihn endlich unbeweglich auf dem Boden festhielten.

Nun erst wußte er, in welche Hände er gefallen war, seine Kräfte waren erschöpft; unvermögend sich zu helfen, blieb er der Willkühr seiner Feinde überlassen, von denen er kein günstiges Urtheil erwartete. Plötzlich sieht er einen Menschen, dessen Gesicht mit einer Maske bedeckt ist, unter den Bäumen hervorkommen, und mit dem Dolche in der Hand auf ihn eindringen. In dem Augenblick aber, da derselbe den tödtlichen Stoß vollführen will, stürzt

eine Figur zwischen ihn und den Mörder. Es war Rotilde.

Ungeheuer! rief sie, was beginnst du? bevor du den Prinzen tödtest, mußt du mir das Leben nehmen. –

Es sey, antwortete der Bandit, und ein Dolchstoß sollte diese Worte begleiten.

Indem er den Arm aufhebt, erwischt Rotilde Liderichs Degen, welcher zum Glücke nicht mit eingeschnürt war; zieht ihn aus der Scheide, und zeigt ihrem Gegner die Spitze.

Jetzt warf der Unbekannte den Dolch auf die Erde, um sich seines Degens gegen die Prinzessinn zu bedienen; plötzlich springt Idburge, welche bis dahin vor Schreck und Entsetzen unthätig geblieben war, hinzu, bemächtiget sich des Dolches, und setzt sich in Positur, ihre Prinzessinn zu vertheidigen.

Aber vergeblich würde der Widerstand dieser beyden Amazonen gewesen seyn, wenn sich nicht in diesem höchst wichtigen Augenblicke die Wache gezeigt hätte. Kaum erblickte sie der Meuchelmörder: so sprang er auf die Seite, und entwich ins Gehölz.

Die

Die Soldaten setzten ihm nach, aber vergebens; er war gleichsam verschwunden, und erst lange nachher hat man den Urheber dieser schändlichen That erfahren können.

Durch Hülfe des Hauptmanns wurde nun Liderich bald von seinen Banden befreyet. Er warf sich dann der Prinzessinn zu Füßen, um ihr in den rührendsten und lebhaftesten Ausdrücken die Größe seiner Erkenntlichkeit zu schildern. Hetildens Freude über die Errettung ihres Geliebten war sichtbar in allen ihren Bewegungen; sie hob ihn von der Erde auf, sank dann, durchdrungen von namenlosen Gefühlen, an seine Brust, und beyde schienen, im Uebermaße der wonnevollsten Empfindungen, einige Minuten sich und ihr irdisches Daseyn ganz zu vergessen. Endlich verschwand die himmlische Klarheit, von welcher sie umgeben zu seyn wähnten; sie erinnerten sich der Gegenwart wieder, und kehrten nun Hand in Hand zum Pallast zurück.

Dagobert gerieth vor Zorn ausser sich, als er den Vorgang erfuhr. Er befahl noch demselbigen Abend, nach allen Seiten die genauesten Nachforschungen anzustellen, und den Anstifter dieser Verrä-

thereyn ausfindig zu machen, und schwur bey Königswort und Ehre, ihn, im Fall der Entdeckung, mit der qualvollsten Lebensstrafe zu belegen. Allein, alle Bemühungen liefen fruchtlos ab. Um inzwischen Liderichs Leben vor ähnlichen Verrätherenen zu sichern, ward ihm ein Zimmer im Schlosse angewiesen, mit dem Verbote, das letztere unter irgend einem Vorwande zu verlassen.

Diese Verfügung zweckte zu sehr auf Liderichs Wohl ab, als daß er sich darüber hätte beschweren können. Er erhielt vielmehr dadurch einen neuen Beweis von den freundschaftlichen Gesinnungen des Königes, und hatte noch darzu den Vortheil, sich, so oft es ihm beliebte, mit Nofilden von Herzensangelegenheiten zu unterhalten. Keinem verursachte seine glückliche Lage mehr Mißbehagen, als dem Grafen von Poitiers und von Parthenay. Ueberall wurden sie für die Urheber jener schändlichen That gehalten und deshalb verabscheuet; unvermögend aber, jetzt etwas gegen ihren Nebenbuhler zu unternehmen, verbargen sie ihren Groll mit so vieler Geschicklichkeit, daß ein jeder, der von ihrer Liebesgeschichte nicht näher

unter-

unterrichtet war, dadurch getäuscht wurde. Einige Tage nach dieser Begebenheit, wankten sie einige wichtige Geschäfte vor, und reisten nach ihren Gütern.

Die Frist, welche Pharaceten, um sich zum Kampfe zu rüsten, war verstattet worden, war bis auf wenige Tage verflossen, binnen welchen der König an Ort und Stelle zu seyn gedachte. Er brach also mit seinem ganzen Gefolge auf, nur die Königinn und Mathilde blieben zurück.

Liderichs Abschied von der Prinzessinn war zärtlich und rührend. Mathilde schwamm in Thränen, die Möglichkeit ihren Geliebten verlieren zu können, schlug sie sehr nieder, und machte die Trennung schwer. Liderich hingegen war heiter und vergnügt; denn er hoffte zu siegen, die Welt von seiner ächten Geburt und Abkunft zu überzeugen, und mit Ehre und Ruhm gekrönt wieder heimzukehren. „Nur dann erst, meine theure Mathilde," sprach er, „werde ich deiner Liebe werth seyn, nur dann erst das Glück, das diese mir bereitet, in ganzer Fülle geniessen können. Bis dahin lebe wohl! — Er riß sich

sich von ihr los, schwang sich auf sein Roß, und folgte dem Könige.

Auf der Reise lag ihm nichts mehr am Herzen, als seinen Wohlthäter, den Einsiedler, nach so vielen Jahren wieder einmal zu sehen und zu sprechen. Sobald er den Wald bey Doug erreicht hatte, begab er sich, in Begleitung Grimoalds, mit Erlaubniß des Königes zu dessen Klause. Der redliche Bewohner derselben ward, bey Erblickung des Prinzen, wie bezaubert. „Mein Vater! Mein Sohn!“ war alles, was ihr Mund vor unnennbaren Empfindungen hervorbringen konnte. Liderich schmiegte sich an den klopfenden Busen seines Wohlthäters der seine Augen an den Anblick des lieben Jünglings weidete, und es erfolgte eine Pause, die ganz dem hohen Gefühl der Liebe und Freundschaft geweihet war. Dann begann eine kurze Unterredung nur von einer Stunde, nach deren Verlauf sie unter der Versicherung sich bald wieder zu sehen, mit eben so viel Kummer wieder von einander schieden, als Vergnügen sie bey der ersten Vereinigung empfunden hatten. Nahe am Ausgange des Waldes traf Liderich wieder auf das Königliche Gefolge.

Unter-

Unterdessen befand sich der Beherrscher von Alandein in tödtlicher Unruhe. Das wichtigste Ereigniß seines Lebens stand ihm bevor. So tapfer er war, so konnte er sich doch einer großen Herzensangst nicht erwehren, wenn er bedachte, daß der Himmel sich selten auf die Seiten der Strafbaren zu neigen pflege. Daß Hermangarde einen Sohn habe, war ihm, bis er solches von seinem Freunde Genserich erfahren hatte, unbekannt geblieben. Noch trauete er dieser Nachricht nicht; er beschloß sich selbst davon zu überzeugen, und begab sich deshalb in Hermangardens Gefängniß. Aber wie groß war seine Bestürzung, als diese, die für ihren Sohn nun nichts mehr glaubte befürchten zu dürfen, ihm dreist die Wahrheit jener Sage bestätigte, mit dem Zusatze: daß ihr Sohn sie an ihrem Verräther würde zu rächen wissen. Phinaert würde alles in der Welt darum gegeben haben, wenn er die Prinzessinn seiner Wuth hätte aufopfern dürfen. Allein, die Befehle des Königs waren hierüber so bestimmt, und die Furcht sich verdächtig zu machen, war so groß, daß er sich zu mäßigen gezwungen war. Auch Genserich trug das Seinige bey, ihn bey der Gelassenheit zu erhalten. Er bewies,

wies, daß Phinaert, wenn er seiner Neigung folgte, ohne Gefecht überwunden werden, den König in seinem Argwohn bestätigen, und seinen Feinden neue Waffen in die Hände geben würde, und gab ihm den Rath, mit dreister Stirn die ganze That zu läugnen, und Hermanaarden für einen Betrüger zu machen. Das würde ihm, meinte er, nicht schwer fallen, weil ein Mensch wie Phinaert, der so viel und mancherley Verbrechen begangen habe, bey einer Kleinigkeit unmöglich zittern könnte. Es blieb also dem Tyrannen nichts weiter übrig, als sich durch Tapferkeit und Kecklheit aus dem bösen Handel zu ziehen, zwey Eigenschaften, von denen er sich die beste Unterstützung versprach, obgleich er ein geheimes Zittern, das Gefühl einer bangen Ahndung empfand wenn er die Folgen der Sache bedachte. Zu bewundern war es, daß er in dem Prinzen von Dijon jenen liebenswürdigen Knaben nicht vermuthete, den er ehedem bey sich gehabt, und dessen Verlust ihm so viel Kummer verursacht hatte; billig hätte ihn der Name Liderich aufmerksam machen sollen.

Phinaert empfing den König mit ausserordentlicher Pracht, und bezeigte demselben die grösste Unterwürfigkeit eines Vasallen. Dagobert erlaubte sich nur einen Tag zum Ausruhen, dann liess er seinen Rath vor sich fordern. „Der Zweck meines Hierseyns," sprach er zu ihm, „ist euch bekannt. Von euren Verbrechen und von euren Schandthaten, die ihr seit so vielen Jahren ungestraft begangen, und wodurch ihr euch die Verabscheuung der Welt zugezogen habt, mag ich jetzt nicht reden; den Unglücklichen, deren Blut um Rache schreyt, werde ich schon Gerechtigkeit zu verschaffen wissen. Wenn ich euch aber sage: Ludwich ist der Sohn des unglücklichen Salvaerts, den ihr einst eurem Geize aufopfertet, und Hermanarde, welche hier im Kerker schmachtet, ist seine Mutter; unterfangt ihr euch dann noch mit den Waffen in der Hand, ein Verbrechen zu rechtfertigen, vor dem die Natur schaudert? Denket ihr nicht, daß der Himmel diesen Augenblick zu eurer Bestrafung kann bestimmt haben? — Zittert Prinz, schon seh ich den Blitzstrahl von ferne, der euch zu zerschmettern droht; noch ist es Zeit, ihn durch aufrichtige Reue, zurückzuhalten. Bekennet öffentlich eure Vergehungen; ich

verspre-

verspreche euch die Versöhnung des Himmels und der Menschen; eure Reue wird beyde entwaffnen; und sollten die letztern ihre Rache verfolgen, so werden eure Busthränen sie rühren, und alle diejenigen, welche eure ärgsten Feinde waren, werden zu zärtlichen Brüdern und Freunden umgeschaffen werden, und bereit seyn, euch unter die Arme zu greifen. – Lasset euch durch meine redlichen Vorstellungen erweichen, und sichert euch durch deren Befolgung vor dem Zorn des Himmels und dem unversöhnlichen Hasse der Menschen." –

So viel gute Wirkung der König sich von dieser Buß- und Strafpredigt versprochen hatte: so wenig Eindruck schien sie doch auf den Sünder zu machen. Phinaert trieb die Unverschämtheit so weit, als sie der größte Böswicht nur treiben kann. „Wenn ich," antwortete er ganz gelassen, „mich der Verbrechen schuldig fühlte, welche mir von meinen Feinden aufgebürdet werden, ich würde nicht einen Augenblick anstehen, die weisen und gnädigen Rathschläge Eurer Majestät zu befolgen; so aber werdet ihr nicht verlangen, daß ich, euch zu Gefallen, Handlungen bekenne, bey deren bloßen Erzählung mir schaudert. Alles, großer Monarch,

nach, ist Verläumdung; und so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern rinnt, werde ich meine Unschuld, die man anzutasten wagt, vertheidigen. Komme ich dabey um, so erhält wenigstens die Nachwelt ein grausendes Beyspiel von unterdrückter Tugend, und euch, gnädigster Herr, der ihr sie unschuldig verfolgt, werden Gewissensbisse unaufhörlich foltern. Ich hoffe aber, daß der Himmel mir, als dem unterdrückten Theile, günstig seyn, und die Wahrheit, welche feige Schurken, mit der Larve der Falschheit und Bosheit bedecken, ohne Hülle im schönsten Glanze darstellen wird." — Mit diesen Worten machte er eine tiefe Verbeugung und entfernte sich, ohne die Erlaubnis des Königes dazu abzuwarten.

Dagobert gerieth in die größte Bestürzung. So sehr er von Phinaerts Abscheulichkeiten überzeugt war: so begann er doch, bey dieser herzhaften und entschlossenen Antwort, auf einige Augenblicke zwischen Glauben und Zweifel zu wanken. Wie täuschend ist aber auch nicht die Aussenseite des Betrügers, und wie viel Geschicklichkeit gehört nicht dazu, die Menschen zu beurtheilen, was sie sind, und was sie nur zu seyn scheinen! Wie viele wür-

den

den nicht von Phinaerts frommen und rechtschaffenen Miene seyn hintergangen worden, und wer würde an dessen Unschuld, bey noch so zweydeutigem Charakter, gezweifelt haben? Aber seine Thaten waren nur zu allgemein bekannt, sie waren zu sehr aufeinander gehäuft, als daß deren Andenken hätte erlöschen und für ihn ein gutes Vorurtheil hätte erwecken können.

Zweytes Bändchen.

Es wurden inzwischen alle Vorbereitungen zum Gefecht gemacht. Dagobert wollte Hermangarden nicht sehen, um bey dieser Angelegenheit, die er als Richter entscheiden sollte, auch nur den geringsten Verdacht von Partheylichkeit zu vermeiden; und Lidercheu verbot er, sich dem Grafen von Flandern eher, als unmittelbar vor dem Zweykampf zu entdecken, um ihn vor aller Hinterlist und Gewalt zu sichern.

Endlich brach der merkwürdige Tag an. Dagobert besties den für ihn an dem einen Ende des abgesteckten Gevierts erbaueten Thron, und sieh die beyden vom Fuß bis auf den Wirbel bewaffneten Kampfer, welche das Visir niedergelassen hatten, vor sich kommen.

„Ritter," sprach er, „der Augenblick ist da, in welchem der Sieg entscheiden soll, wer von euch schuldig ist, oder nicht. So unnatürlich es ist, sich einzubilden,

bilden, daß der Sieger immer Recht haben müsse, indem Rechtschaffenheit im Denken und Handeln mit den körperlichen Kräften in gar keiner Verbindung steht, folglich die Wahrheit solchen Versuchen, bey welchen der Lasterhafte leicht die Oberhand behalten kann, nicht Preis gegeben werden sollte: so hat doch der Gebrauch die Mittel geheiliget, und ich kann auch den Kampf geschehen lassen; jedoch schwöre ich euch, bey meiner Krone, daß ich denjenigen, der obsiegt, er sey auch, wer er wolle, seiner Tapferkeit ungeachtet, nach Verdienst behandeln werde."

Jetzt dünkte es Liderichen Zeit zu seyn, sich seinem Gegner kenntbar zu machen, und sich der Waffen gegen ihn zu bedienen, die ihm schon im Voraus den Sieg verschaffen konnten. Er wandte sich daher gegen Phinaerten, schob sein Visir in die Höhe und rief ihm zu: „Sieh mich an, Ehrlicht. Kennst du noch die Gesichtszüge des Knaben, den du einst an Kindes-Statt annehmen wolltest? Wisse, daß ich eben derselbe bin, und heute Rechenschaft wegen deiner Verbrechen von dir fordere." Darauf lenkte er sein Pferd

um

an, nahm seinen Stand und erwartete das Zeichen zum Angriff.

Phinaert wurde von dieser unerwarteten Zusammenkunft so betroffen, daß er unbeweglich halten blieb. Bis hierher hatte er die Nachricht, daß Hermangarde einen Sohn habe, noch immer bezweifelt, ja für unmöglich gehalten; nun fiel mit einemmale der Nebel von seinen Augen. Die plötzliche Wiedererinnerung der Gesichtszüge des jungen Menschen, gegen welchen er ehedem so viel Liebe empfunden hatte; dessen damalige Flucht und die Art, wie derselbe sich gegenwärtig wieder zu erkennen gab, machten auf ihn einen so schrecklichen Eindruck, daß er vor Erstaunen nicht wußte, wie ihm geschah; ihn überfiel eine Herzensangst, die ihm seine Niederlage zu verkündigen schien. Wahrscheinlich würde er noch lange, ohne an seine Vertheidigung zu denken, in diesem Zustande geblieben seyn, wenn Genevieve sich nicht in die Schranken gekommen wäre, und ihm die Folgen seiner Verwirrung vorgestellt hätte. Sogleich schwand die Betäubung, das Aufwachen des bösen Gewissens. Seine Bekanntschaft mit den Lastern, seine persönliche Feigherzigkeit,

verbannten alle Furcht aus seiner Seele; er setzte sich in Bereitschaft, und flog, auf den letzten Schall der Trompete, wie ein Wetterstrahl auf seinen Gegner los.

Liderich that ein gleiches. Beyde trafen in der Mitte der Rennbahn schrecklich aneinander; ihre Lanzen sprangen izu tausend Splittern in die Luft; sie selbst blieben im Sattel unbeweglich. Nun stiegen sie ab, und begannen zu Fuß einen der entsetzlichsten Kämpfe. Die schrecklichen Hiebe, womit sie sich zusetzten, brachten die Zuschauer zum Zittern, welche noch nie zwey Menschen auf dem öffentlichen Kampfplatze gesehen haben mochten, die sich an Geschicklichkeit und Muth so gleich waren.

Ueber zwey Stunden waren schon verflossen, ohne daß man bestimmen konnte, auf wessen Seite sich der Sieg neigen würde; endlich ward man an Phinaerten eine verminderte Fertigkeit und Abnahme der Kräfte gewahr. Das häufig vergossene Blut, das merklich durch den Harnisch drang, ermattete ihn, und schwächte seinen Arm. Liderich, obgleich selbst verwundet, sah dies, und gedachte Nutzen davon zu ziehen. Er nahm den letzten Rest

seiner Kräfte zusammen, und ein wohlange-brachter Schlag aufs Haupt stürzte den Grafen von Flandern zu Boden.

Unterdessen hatte Benserich kein Auge von seinem Freunde verwendet. Sobald er denselben taumeln sah, vergaß er die Regeln des Kampfes, setzte über das Gitter, und streckte vermittelst eines kühnen Schwerd-streichs Liderichen in dem Augenblick zu Boden, da derselbe als Sieger ausgeru-fen werden sollte. Dann sprang er vom Pferde, um ihn vollends das Herz zu durchbohren.

Allein er fand seinen Rächer. Gri-mewald, aufmerksam auf alles, was seinen Herrn betraf, folgte Benserichen auf dem Fuße nach, und holte ihn noch zur rechten Zeit ein, um dessen bösen Vorsatz zu hintertreiben. Benserich fühlte sich von hinten zu lebhaft getroffen, er wandte sich, seinen Feind kennen zu lernen, und erhielt von Grimwalden, dessen Schwerd bereits im Zuge war, zwischen einer Fuge der Rüstung noch eine so tiefe Wunde in den Hals, daß er tod niederstürzte.

Alles ereignete sich so geschwind, daß die Kampfrichter, ungeachtet ihrer Eilfertigkeit, Genserichs Meuchelmord zu verhüten, erst ankamen, da dieser schon auf der Erde lag. Mit ihnen zugleich kam auch der König. Er befahl Liderichs Helm zu öffnen, und hatte die Freude zu sehen, wie der junge Prinz, den der Schlag nur betäubt hatte, sich nach und nach wieder erholte und die Augen aufschlug.

Liderich raffte sich auf, und trat mit dem Könige zu Phinaerten, der noch so viel Leben hatte, um seine Greuelthaten öffentlich zu gestehen.

Mein Tod," sprach er, „ist eine gerechte Strafe meiner Verbrechen. Ein tausendfaches Leben unter den gräßlichsten Quaalen zu verlieren, würde nicht hinreichen, meine Missethaten zu versöhnen. — Ja, Liderich, ich erkenne euch für Salvaerts Sohn. — Ich bin der Mörder eures Vaters. — Noch schmachtet eure Mutter im Kerker. — Ihr habt mich gestraft. — Könnet ihr mir vergeben?"

„Ja, Phinaert," antwortete Liderich bewegt, „ich vergebe euch alles. Eure

Eure Reue tilgt meine Rache; mein Zorn iſt geſtillt. Für mich möget ihr immer leben; kann ich euer Freund nicht ſeyn: ſo will ich euch doch nie feindſelig behandeln."

„Ach!" röchelte Rhinaert noch; „eure Großmuth, Liderich, vergrößert meine Verwirrung; ich ſterbe durchdrungen von eurer Güte. Und ihr, großer Monarch, vergeſſet meine —

Hier hielt er inne; er verlor die Sprache, und wenig Minuten nachher gab er den Geiſt auf.

Liderich wurde von Schmerz und Mitleiden auf das äußerſte bewegt; mit dem Verſtorbenen war er nun völlig wieder ausgeſöhnt, und hätte, wer weiß was, darum gegeben, wenn er vermögend geweſen wäre, ihn wieder ins Leben zurück zu rufen. Auch der König konnte ſeine Theilnahme an dem gewaltſamen Ende des unglücklichen Fürſten, der viel Gutes hätte ſtiften können, wenn er von der Bahn des Laſters abgewichen wäre, nicht bergen. Beyde opferten ſeinem Andenken eine Thräne, und Dagobert verordnete, daß er ſo wohl

als Genserich, ihrem Stande gemäß, begraben werden sollten.

Grimoald wurde mit Lobeserhebungen überhäuft; er erhielt aus des Königs Händen, Genserichs nachgelassene, nicht unbeträchtliche Güter, und Liderich konnte nicht Worte genug finden, ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen.

Noch war das wichtigste Geschäft, Hermangarden aus dem Gefängnisse zu führen, zu verrichten übrig: ein Geschäft, dessen Beendigung Liderich mit brennender Begierde, mit unaussprechlicher Sehnsucht entgegen sah. Wonnevolle Empfindungen, himmlische Gefühle durchbebten seine Nerven, wenn er an den Augenblick dachte, wo er seiner Mutter die ersten Beweise der Ehrfurcht und Liebe geben, in ihren Armen das höchste Glück, einen Vorgeschmack der höchsten Seligkeit, genießen sollte. Aber diese Freuden waren von ihm noch fern: denn indem er zu Pferde zu steigen im Begriff war, um nach dem Thurme zu fliegen, der seine Mutter einschloß, überfiel ihm plötzlich eine große Mattigkeit, die ihren Grund in dem häufig vergossenen Blute hatte; er taumelte und sank in Ohnmacht. Man trug

ihn

ihn aufs Schloß, und untersuchte seine Wunden: sie waren nicht tödtlich, jedoch, nach der Meinung der Wundärzte, von der Beschaffenheit, daß solche eine geraume Zeit zur Heilung erforderten. Dagobert sah sich daher genöthiget, sich allein zur Prinzessinn zu begeben.

Hermangarde erschrack über die Menge Menschen, welche ihrem Gefängnisse zuströmte. Von dem gehaltenen Kampfgerichte, dessen Ausgang sie so nahe anging, war ihr nicht das geringste zu Ohren gekommen, und da Phinaert, bey der zuletzt, in Genserichs Gegenwart, mit ihr gehabten Unterredung, einige heftige Drohungen gegen sie ausgestoßen hatte: so glaubte sie nichts gewisser, als daß der jetzige Zulauf auf deren Erfüllung abziele, ihre Ermordung zur Absicht habe. Indessen faßte sie sich bald wieder, und trat den Ankommenden beherzt unter die Augen. – „Ich kenne euer Vorhaben," rief sie ihnen zu, „vollbringet eures Herrn Befehl; stoßt mich nieder; und machet meinen vieljährigen Leiden endlich einmal ein Ende – ihm selbst, dem Schöpfer meines Jammers, will ich noch sterbend dafür danken."

„Fürchtet nichts, edle Fürstinn," fiel ihr Dagobert in die Rede, indem er sanft ihre Hand ergriff; „Chinaert liegt, von der Hand eures Sohnes, dahingestreckt im Sarge, und ich der König komme, euch eure Freyheit zu verkündigen."

„Hermangarde, welche sich plötzlich aus dem tiefsten Abgrunde der Verzweifelung, auf den höchsten Gipfel der Freude empor gehoben sah, war eine Zeit lang unfähig, von ihren Sinnen Gebrauch zu machen. Die Nachricht hatte so heftig auf sie gewirkt, daß sie im Zusammendrange ihrer Ideen, bey der schnellen Bewegung ihrer Lebensgeister, nicht wußte, was sie reden oder thun sollte. Gleichsam ihres Bewußtseyns beraubt, stand sie vor dem Könige unbeweglich, und sah ihn mit starren Augen an. Dagobert ließ ihr keine Zeit sich zu erholen; er führte sie die Treppe hinunter; sie schwankte maschinenmäßig neben ihm her, bis in Liderichs Gemach. Hier aber behauptete das mütterliche Gefühl sein Recht; sie riß sich von ihrem Führer los, und stürzte mit bebender Brust an den Hals ihres Sohnes, der noch nicht lange wieder zu sich selbst gekommen war.

„Ach!

„Ach! mein theurer Sohn.“ – „Ach! meine theure Mutter.“ – waren die einzigen Ausdrücke, womit sie sich wechselseitig ihre Empfindungen mittheilen konnten. Hermangarde lag sprachlos auf dem Bett ihres Sohnes, und Lederich, von ihrer Umarmung, von dem Feuer des ersten mütterlichen Kusses, das ihm durch Mark und Adern drang, in Entzücken gesetzt, war noch weniger im Stande das, was in seinem Herzen vorging, an den Tag zu legen. Lange noch tönte bey tiefer Stille, der Nachhall jener Worte in den Ohren der Anwesenden wieder; die Theilnahme eines jeden, war sichtbar in allen Gesichtszügen.

Endlich besorgte der König, daß diese Erschütterung der ohnedies schon schwächlichen Gesundheit des Prinzen nachtheilig werden könnte; und bat, daß er etwas in Ruhe gelassen werden möchte; aber nur mit Mühe gelang es ihm, Hermangarden dahin zu bringen, sich von dem Gegenstande ihrer Zärtlichkeit zu trennen. Nachdem sich alles wieder im Gleichgewicht befand, begab sich der König hinweg, erklärte aber vorher noch, in Gegenwart der um ihn versammelten Großen, den Prinzen von Dijon zum Herrn und Grafen von Flandern,

schenkte ihm alle die Länder, welche Philaert besessen hatte, und befahl diese Schenkung auf Liderichs Erben und Nachkommen feyerlich zu bestätigen.

Hermangardens Erscheinung hatte großen Einfluß auf Liderichs Gesundheit. In der folgenden Nacht bekam er ein so heftiges Fieber, daß man für sein Leben besorgt wurde. Hermangarde, welche nicht von seinem Bette wich, war ganz untröstlich. Die Furcht ihn zu verlieren, erfüllte ihre Seele mit den entsetzlichsten Schmerzen; sie ahndete nicht, daß sie zuerst eine Beute des Todes werden, und namenloses Herzeleid dem verursachen sollte, dessen Verlust zu ertragen ihr eine Unmöglichkeit zu seyn schien. Die Folge wird das boshafte Gewebe entwickeln, welches die schändlichste Rachsucht spann, um ihre niederträchtigen Absichten zu erreichen.

Die Sonne des folgenden Morgens beleuchtete einen Tag des Schreckens. Der König erhielt einen Brief von Mantilden, des Inhalts: daß die Prinzessinn Rotilde in der Königinn Gegenwart, von den beyden Grafen Poitiers und

Par-

Parthenay gewaltsamer Weise sey entführt worden; daß man ihnen zwar sogleich aller Orten nachgesetzt, bis jetzt aber noch nicht einmal erfahren habe, welchen Weg sie eigentlich genommen hatten.

Dagobert gerieth bey dieser Nachricht, woraus er gar kein Geheimniß machte, in ausserordentliche Entrüstung; er schwur den Frevlern den Tod, und verordnete, um ihrer bald habhaft zu werden, die Nachjagd zu verstärken. Es war auch nicht Einer verhanden, der diese That nicht von ganzem Herzen verabscheuet hatte. Viele der gegenwärtigen Ritter reiseten sogleich ab, mit der Versicherung, nicht eher wieder zu kommen, bis sie die Räuber würden ergriffen haben, und der König selbst beschloß, nach der Residenz zurück zu kehren, um von dort aus dienlichere Verfehrungen zu treffen. Dem kranken Lideric ließ er sagen, daß wichtige Geschäfte seine Gegenwart zu Hause erforderten, verbot aber übrigens auf das strengste, demselben vor der Hand von dem Unglücksfall etwas zu eröffnen, da dessen Genesung wahrscheinlich sehr dadurch verzögert werden könnte.

Unter-

Unterdessen wurde nichts verabsäumt, was auf Liderichs Wiederherstellung abzweckte; und nach einigen Tagen sahen Hermangarde und Grimoald ihre Mühe und Sorgfalt belohnt. Das Fieber blieb aus; seine Wunden begannen sich zu schließen, und er selbst hatte schon so viel Kräfte, im Zimmer hin und her zu gehen. Jetzt war sein erster Gedanke auf seinen Freund den Einsiedler gerichtet. Er ließ ihn holen, und die Ankunft des edlen Mannes gewährte denen, die ihn kannten, das wonnevollste Vergnügen.

Inzwischen wußte Liderich noch immer von Rotildens Entführung nichts; er machte sich vielmehr fertig zu ihr zu reisen, ihr selbst die Nachricht von seinem Siege zu überbringen, und die von der Gnade des Königs erhaltene Würde zu ihren Füßen zu legen. Während er aber damit umging, seiner Liebe und Ehre dies Opfer zu bringen; während Grimoald und der Einsiedler darauf dachten, ihm Rotildens Geschichte bekannt zu machen, versetzte ihm das wankelmüthige Glück einen neuen Streich, der ihn um so empfindlicher traf, je weniger er denselben abzuwenden vermochte.

Als die drey Freunde sich eines Tages in Hermangardens Zimmer befanden, und mit einander von der bevorstehenden Reise nach Soissons sprachen: sprang die Fürstinn von Dijon plötzlich von ihrem Stuhle auf. – Gott! rief sie, wie wird mir! – welch Feuer wütet in meinen Eingeweiden! – wie glüht mir das Blut in den Adern. – Mein Sohn! ich bin vergiftet, – und sogleich fiel sie auf denselben Stuhl ohne Empfindung wieder zurück.

Liderich stand vor Schreck und Bestürzung starr, wie eine Marmorsäule. Auf Grimoalds Rufen eilten die Aerzte herbey; lange blieben ihre Mittel unwirksam; endlich öffnete Hermangarde die Augen, jedoch nur, um sie bald darauf wieder auf ewig zu verschließen.

Liderich lag vor seiner Mutter auf den Knieen, und benetzte ihre Hand mit seinen Thränen; sobald er wieder Leben in ihr verspürte, hüpfte sein Herz vor Freude. „Verzaget nicht," liebe Mutter, rief er, „der Himmel ist gerecht, er verlangt nicht meinen Tod, der eine unausbleibliche Folge des eurigen seyn würde." –

„Schmeich-

„Schmeichle dir, lieber Sohn, nicht mit eitler Hoffnung; ich habe nur noch wenige Augenblicke zu leben; aber ich sterbe zufrieden. Mein Wunsch, dich zu sehen, ist erfüllt, erfüllt über meine Erwartung!“

„O! lebet, theuerste Mutter. Euer Tod wird mich in Verzweiflung stürzen; meine Tage werden sich mit den euren enden.“

„Nein, das sollen sie nicht. Lebe! und geh, wohin das Schicksal dich ruft. Gott segne dich; werde ganz deines Vaters würdig, und denke zuweilen an deine treue Mutter!“ —

Die letztern Worte sprach Hermangarde mit kaum hörbarer Stimme; in dem Augenblick brachen sich ihre Augen; sie bekam Verzuckungen, deutliche Merkmale des ihr beygebrachten Giftes, und verschied.

Noch schwankte Liderich zwischen Hoffnung und Zweifel. Der Gedanke an die Möglichkeit, seine Mutter, die ihm jetzt das köstlichste Gut auf Erden war, durch den Tod zu verlieren, hatte so viele Empfindun-

pfindungen des Entsetzens in seinem Gefolge, daß er sich gar nicht dabey verweilen konnte. Er stand daher immer noch in dem Wahn, daß sie in einer starken Ohnmacht liege, bis endlich das übereinstimmende Zeugniß der Aerzte und die Erfahrung ihn fürchterlich aus dem Traume weckten.

Seine Empfindungen waren ein Gemisch von Schmerz und Verzweiflung, die ihn so zusammenpreßten, als ob die ganze Last des Erdballs auf ihm gelegen hätte. Bald schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und weinte; dann blickte er wild um sich her, ging im Zimmer mit starken Schritten auf und nieder, rieb sich mit der Faust die Stirn, und, als vermöchte er es nicht zu begreifen, fragte er wiederholt: ob sie auch wirklich tod sey! —

Seine Freunde hatten vollauf zu thun, ihn von dem traurigen Anblick zu entfernen. Sie brachten ihn in sein Zimmer, nachdem sie alle Waffen sorgfältig versteckt hatten, und suchten alles hervor, um Trost in sein wundes Herz zu gießen. Vergebliches Beginnen; er war keines Trostes empfänglich, und wenn er auch als Mann gegen den Schmerz kämpfte, und solchen

nicht durch Jammern und Klagen laut werden ließ; so wüthete derselbe nur desto stärker in seinem Innersten. Bald ward sein Zustand völlige Betäubung. Aber auch darin verweilte er nicht lange. Ein Brief, der im Schlosse war gefunden worden, und welcher an Grimoalden überbracht wurde, riß ihn plötzlich aus seiner Dumpfheit. Er verlangte den Inhalt desselben zu wissen. Grimoald, welcher nichts gutes ahndete, hätte solchen gern verheimlichet; aber er mußte gehorchen. Er las also:

Wenn dein Leben, Liderich, meiner Rache ein Genüge leisten könnte: so sey versichert, du wärest schon nicht mehr. Aber dies würde Wohlthat für dich seyn. —

Vorher mußt du einen tausendfachen Tod an der Seele leiden. Deine Mutter ist das erste Opfer meiner Wuth; ihr sollen alle die folgen, welche dir lieb und werth sind; und nur dann erst soll die Reihe dich treffen.

„O! ihr Ungeheuer, Poitiers und Barthenay," schrie Liderich, „ihr seyd die Urheber dieser schändlichen That! — Gut; aber ich verachte eure Drohungen; bald

bald wird mein Tod euren Unmenschlichkeiten ein Ziel setzen; der Verlust meiner Mutter läßt mir nichts mehr zu fürchten übrig. – Kommet nur her, und weidet euch an meiner Verzweiflung." –

„Euer Schmerz ist gerecht," sprach der Einsiedler, „ich selbst muß ihn billigen; die Veranlassung dazu kann wol nicht gröſser seyn. Aber ihr sollter euch doch den schreckenvollen Eindrücken desselben nicht so ganz überlassen." –

„Ach! mein Vater, mich vermag nichts zu beruhigen. Euer Trost ist hier überflüßig; nur der Tod kann meine Qual enden. Ihr seyd grausam, wenn ihr mir aus Mitleiden die Waffen versagt, wodurch ich mich von allem Elende befreyen könnte. – Aber es gibt noch andere Mittel, um diesen Zweck zu erreichen. Bald wird der Kelch meiner Leiden geleert seyn.

Die Wunde war zu tief geschlagen, als daß man sich auf eine schnelle Heilung derselben Rechnung machen konnte. Grimoald und der Einsiedler sahen das sehr wohl ein, und hofften, daß die Zeit den Kummer lindern, und ihren Zureden mehr

Eingang verschaffen würde. Aber sie irrten sich; Liderichs Zustand ward immer bedenklicher; er versagte sich Speise und Trank; die Kraft seiner Seele schien mit der Kraft seines Körpers zugleich zu verschwinden, und nach einigen Tagen lag er fast ohne Bewußtseyn. Er wäre verloren gewesen, ein Opfer seiner Leiden geworden, wenn Grimoald und der Eremit nicht dahin übereingekommen wären, einen Versuch zu machen, das Uebel durch dessen Vergrößerung zu heilen.

In dieser Absicht trat der Letztere am Morgen des dritten Tages vor dem Grafen ans Bette, und sagte ihm, daß, da man bisher einige Linderung seiner Schmerzen vergeblich gehofft habe, es nothwendig sey, zu einem Mittel seine Zuflucht zu nehmen, welches zwar etwas grausam, jedoch das Einzige wäre, wodurch jene Absicht erreicht werden könnte. Dann erzählte er ihm unverhohlen, daß die Prinzeßinn sich in den Händen seiner Feinde befinde, und, alles Nachsetzens ungeachtet, der Ort ihres Aufenthalts noch nicht hätte entdeckt werden können. Der König habe zwar befohlen, ihm, bis zu seiner erfolgten Genesung, diesen traurigen Vorfall zu

ver

verheimlichen; weil Liderich aber den Tod wünschte: und nichts ihn davon abzubringen im Stande sey: so wollte man ihm nur zur Ueberlegung geben, ob es nicht besser sey, sich für eine leidende Unschuld, die nur aus Zärtlichkeit für ihn litte, aufzuopfern, als vor Gram und Herzeleid zu verschmachten.

Dieser Vortrag that Wunder. „Ist es möglich!“ schrie Liderich, indem er plötzlich aus dem Bette sprang, „und der Donner des Himmels weckt noch die Frevler zu zerschmettern. — Geschwind lasset die Pferde satteln, die Welt soll erfahren, was der Muth vermag, wenn es darauf ankommt, die gekränkten Rechte der Natur und Liebe zu vertreten. Nur mit ihrem Blute sollen die Elenden ihre schwarze That büßen.“

Er konnte vor grosser Empfindung nicht weiter reden; er ließ sich ankleiden, umarmte den Eremiten, der wieder nach seiner Klause zurückkehrte, und flog mit Grimoalden, in Begleitung dreyer Knappen, nach Soissons.

Dagobert gerieth über den Besuch des Grafen in nicht geringe Verwun-

derung; noch mehr aber erstaunte er, als Grimoald ihm Hermangardens klägliches Ende erzählte. Er lobte Liderichs Eifer, bezweifelte doch zugleich, daß derselbe in Aufsuchung seiner Schwester glücklicher, als seine Vorgänger seyn würde. Der Graf hingegen schwur einen fürchterlichen Eid, nicht eher zu ruhen, bis er seinen Zweck erreicht habe, und sollte er auch den ganzen Erdboden durchsuchen. Die Schwester seines Wohlthäters aus der Sklaverey zu befreyen, sey Bewegungsgrundes genug zu einem solchen Unternehmen, wozu er sich ohne das für verpflichtet hielt, um den Tod seiner unglücklichen Mutter zu rächen. Auf vieles Zureden des Königes blieb er über Nacht in Soissons, und den andern Morgens früh setzte er, mit aller Thätigkeit eines schwer beleidigten Sohnes und Liebhabers, auf dem Wege, welchen die Räuber genommen hatten, die Reise fort.

Seine Begleiter waren kaum vermögend ihm zu folgen, und die Strapazen und Mühseligkeiten, denen er sich unterwarf, zu ertragen. Da war keine Hütte, kein Haus, wenn es auch noch so abgelegen gewesen wäre, welches nicht mit ausserordentli-

deutlicher Sorgfalt wäre untersucht worden; nichts konnte seiner Aufmerksamkeit entwischen. Doch alle seine Mühe würde vergebens gewesen seyn, wenn er nicht vom Glück wäre unterstützt worden, und das Schicksal ihm nicht die Betrügung seiner Geliebten vorbehalten hätte.

Am Abend des dritten Tages erreichte er ein von der Landstraße weit abgelegenes Dörfchen, woselbst er über Nacht zu bleiben genöthiget war. Im Wirthshause befand sich nur eine einzige Kammer, und in derselben ein zweyschläfriges Bett. Beydes hatte ein junger Mensch bereits in Besitz genommen, der, nach Aussage des Wirths, am folgenden Tag wieder weiter reisen wollte, wenn aber der Graf mit der noch ledigen zweyten Stelle im Bette vorlieb nehmen wollte: so hänge es von ihm ab, sich dessen nach Belieben zu bedienen. Diderich nahm ohne Bedenken das Erbieten an, und legte sich gleich unausgekleidet nieder. Seine Begleiter ließ er sich im Vorsaal behelfen, so gut sie konnten.

Anfänglich schien der Schlaf vor ihm zu fliehen; tausend verschiedene Gedanken zu-

gen ihm durch den Kopf, die ihm das Bett zur Marterbank machten. Endlich verfiel er, aus gar zu großer Müdigkeit, in einen sanften Schlummer, woraus er aber durch ein Geräusch des jungen Menschen, welcher sich mit Anbruch des Tages zur Abreise rüstete, plötzlich gestört wurde. Die Neubegierde trieb ihn an, durch eine kleine Ritze der Bettgardinen, nach seinem Beyschläfer zu blicken. Das Gesicht desselben schien ihm bekannt zu seyn; er dachte eine Weile darüber nach, um es mit einem oder dem andern seiner Bekannten zu vergleichen. Je mehr er ihn ansah, je mehr fiel er ihm auf, endlich sah er den Edelknaben leibhaftig vor sich stehen, welcher ihm einst das falsche Billet von der Prinzessinn gebracht hatte, und nach jener Verrätherey gleichsam verschwunden war.

Diese Erscheinung war zu wichtig, und hatte wahrscheinlich auf des Grafen jetziges Vorhaben einen zu großen Einfluß, als daß er davon Vortheil zu ziehen sich nicht hätte bemühen sollen. In der größten Geschwindigkeit aufspringen, und Anandern den Degen auf die Brust setzen, war Eins.

„Stirb

„Stirb Verräther,“ schrie er ihm zu, „oder bekenne, wo ist die Prinzessinn Rotilde, wo sind ihre Räuber?

Der fürchterlichste Donnerschlag, bey völlig heiterm Himmel, würde Anaxandern nicht so heftig erschüttert haben, als diese Anrede auf ihn wirkte. Er stieß einen lauten Schrey aus, und sank, am ganzen Leibe zitternd, fast ohnmächtig dem Grafen zu Füßen. „Ach! Vergebung, gnädigster Herr,“ sprach er, „ich will gern alles bekennen, nur schonet meines Lebens.“

Geschwind sprich: ist die Prinzessinn Rotilde durch mich zu befreyen?

Ja; sie ist auf dem Schlosse der so genannten Gräfinn Amerie von Blois; aber auch Regnatrude, welche jeder in ein Kloster zu seyn glaubt, ist bey ihr. Diese hat lediglich an allem euren Unglück Schuld. Auf ihr Anstiften wurde euch durch Poitiers und Parthenay jene Falle in dem Garten gelegt, wobey ich bestochen wurde, an euch zum Verräther zu werden; durch ihre Anreizung ist eure Mutter vergiftet, und die Prinzessinn entführt

führt worden. – Nochmals flehe ich euch reuig über meine Verbrechen um Gnade, um Vergebung an; ich will alles wieder gut machen, und heute noch die Prinzessinn in eure Hände liefern."

Wer beschreibt Liderichs Entzücken, bey dieser letzten Versicherung! – Er hob den Sünder von der Erde auf, und stürzte zur Thür hinaus, um Grimoalden an seiner Freude Theil nehmen zu lassen. Grimoald kam und erstaunte über alles das, was er sah und hörte. Er dankte zwar dem Himmel für die nahe Hoffnung, die angefangene Untersuchung bald beendigt zu sehen; doch ward seine Freude durch die Besorgnis, daß hierunter eine Hinterlist verborgen liegen könne, wieder geschwächt. Unmöglich konnte er Anaxanders, der sich schon einmal als ein Treuloser und Verräther gezeigt hatte, unbedingt sein Zutrauen schenken. In der jetzigen Lage war indeß der Vorschlag nicht von der Hand zu weisen, nur gebot ihm die Klugheit und die in dem Laufe seines Lebens gemachte Erfahrung, vorsichtig zu Werke zu gehen. Seine erste Frage war daher, wie Anaxander das Unternehmen auszuführen gedachte! –

„Das

„Das hat nicht die geringste Schwierigkeit;“ antwortete dieser; „das Schloß, in welchem sich die Prinzessinn befindet, ist nicht weit von hier. Wir begeben uns heute Abend an die Hinterthüre des Gartens, wozu ich den Schlüssel habe; ich gehe hinein, um Regnakruden, deren Vertrauter ich bin, zu bereden, mit Rotilden einen Spaziergang zu machen. Auf euch wird es alsdenn ankommen, sich der Prinzessinn zu bemächtigen. Gegenwehr ist nicht sonderlich zu befürchten, denn Poitiers ist abwesend, um Angelica zum ferneren Fortkommen zu helfen, und mit dem einzigen Parthenay werdet ihr, wenn er gegenwärtig seyn sollte, leicht fertig werden können.“

Dieser Plan wurde für gut erkannt, und nur dahin abgeändert, daß Grimoald und Liderich sich in dem Garten verstecken, unterdessen die drey Knappen an der offenen Gartenthür in Bereitschaft stehen sollten. „Wisse aber, Anaranther,“ so schloß Grimoald, „daß wenn du boshaft und hinterlistig gegen uns handelst, du auch im Innern der Erde keinen Zufluchtsort vor meiner Rache finden sollst.“

„Beson-

„Besorget nichts," erwiederte Anaxander, „ich habe euch meinen Beystand versprochen; ich halte Wort. Das Vergangene ist mir von Herzen leid; ich will mein Leben wagen, um jene schwarze That wieder zu verwischen. Als den ersten Beweis meiner Treue, will ich euch Negatruden's Geschichte erzählen, die außer mir nur wenigen bekannt ist.

Es war noch hoch am Tage, und die Stunde, da das Abenteur bestanden werden sollte, noch fern. Der Graf, welcher derselben ängstlich entgegen harrte, nahm, um die Zwischenzeit auszufüllen, das Anerbieten an; man setzte sich, und Anaxander begann folgendermaßen.

Die Erziehung stärkt die Neigung zum Guten, und schwächt den Hang zum Bösen; ihr großer Zweck ist, die Menschen tugendhaft zu machen. Aus den niedrigen Ständen wird nur Wenigen die Wohlthat einer guten Erziehung zu Theil: sie bleiben sich größtentheils selbst überlassen, folgen bloß ihren natürlichen Trieben, und der Keim des Guten, der etwa in ihnen verborgen

borgen liegt, wird nicht selten, aus Mangel gehöriger Ausbildung, völlig erstickt. Regnatrude befand sich in diesem Falle. Ihre Aeltern, die sich mehr durch ihre lasterhaften Sitten, als durch die Niedrigkeit ihres Standes, einen hohen Grad von Geringschätzung und Verachtung zugezogen hatten, zeigten ihr nichts als böse Beyspiele. Von der Tugend erhielt sie keine Begriffe; ihr Herz, schon an sich ein dürres unfruchtbares Land, konnte also nichts als Dornen und Disteln hervorbringen. Es ist wahr, ihre Schönheit und ihr Verstand reissen zur Bewunderung hin; besässe sie aber nur ein etwas weniger verdorbenes, nicht mit so vieler Falschheit und Tücke angefülltes Herz, niemand würde sie des Ranges wegen, worin Dagobert sie erhob, beneidet haben. Meine Anhänglichkeit an dieses schändliche Weib kann man mir, da ich ihr lasterhaftes Herz kenne, zwar mit Recht verweisen; allein, ich bin theils durch Umstände, theils durch eine unwiderstehliche Gewalt zu ihr hingezogen worden, jetzt fühle ich Kraft genug, ihre schimpflichen Fesseln zu zerbrechen.

Regnatrude war sechzehn Jahr alt, als sie mit Poitiers bekannt wurde,

de, welcher damals von Lothar 2. zu dem Grafen von Blois in wichtigen Angelegenheiten war geschickt worden. Ehe ich aber diese merkwürdige Zusammenkunft erzähle, muß ich vorher von dem Grafen von Blois selbst etwas sagen. Die Geschichte bleibt sonst unverständlich.

Engerand, Graf von Blois, ein schöner, wohlgebildeter Herr in den besten Jahren, kannte kein größeres Vergnügen, als das ihm der Umgang mit dem schönen Geschlechte gewährte. Um seinen Begierden ohne Zwang und ohne Einschränkung zu fröhnen, war er nie zu einer ehelichen Verbindung zu bewegen gewesen. Mit den sogenannten Gesellschaftsdamen konnte er nach Belieben wechseln; er that dies auch oft, nur der einzigen Amerie schien es vorbehalten zu seyn, seine Unbeständigkeit zu besiegen. Diese Amerie, von welcher ich nur mit Ehrfurcht reden darf, ob ich gleich versichert bin, daß sie ausserdem keine Hochachtung verdient, war der Geburt nach eine Leibeigene des Grafen. Durch Artigkeit und Gefälligkeit in ihrem Betragen aber, wußte sie ihren Herrn so zu fesseln, daß er fast keinen andern Willen als den ihrigen hatte. Sie be-

herrsch-

herrschte ihn mit unumschränkter Gewalt; selbst das Land seufzte unter ihrer Strenge; und während Engerand den wilden Thieren in den Wäldern nachjagte, entschied sie an der Spitze des Senats die wichtigsten Angelegenheiten.

Eines Tages, als der Graf wie gewöhnlich auf der Jagd war, erschien Regnatrudens Vater mit seiner Tochter vor den Schranken und verlangte Gerechtigkeit, wegen einer der letztern zugefügten Beleidigung. Amerie hörte ihn an, fand jedoch für gut, ihn gänzlich abzuweisen. Regnatruden verdroß das stolze Betragen, womit ihre ehemalige Gespielinn die Genugthuung versagte, und konnte sich nicht enthalten, in Schimpfreden gegen sie auszubrechen. Amerie schäumte vor Wuth; sie ließ die Schwägerinn festnehmen, und in ein öffentliches Gefängniß werfen.

Sobald Engerand zurückgekehrt war, erzählte sie ihm, mit weinenden Augen, den Vorfall, und bat um harte Bestrafung der Missethäterinn. Er versprach die Sache zu untersuchen. Die Dreistigkeit eines so jungen Mädchens, wie ihm Regnatrude

trude beschrieben wurde, fiel ihm auf; das Gemälde, welches man von ihr entwarf, machte seine Neubegierde rege; er verlangte sie zu sehen. Regnatrude ward in der Stille herbeygeholt. Engerand fand sie schön und reizend; ein Umstand, der sie in seinen Augen völlig fehlerlos machte; er überhäufte sie mit Geschenken, und ließ sie zu ihren Aeltern bringen. Amerie erfuhr von dem allen nichts; vielleicht würde ihr diese Angelegenheit noch länger ein Geheimniß geblieben seyn, wenn Engerands kaltsinniges Betragen ihr nicht verdächtig geworden wäre, und zur Entdeckung etwas beygetragen hätte.

Amerie war von ihrem Geliebten nichts weniger gewohnt, als Gleichgültigkeit und Zurückhaltung. Sie muthmaßte daher gleich, daß hier eine neue Bekanntschaft zum Grunde liegen müsse, die ihr schädlich werden könnte, und spannte, voller Wuth Eifersucht und Furcht, alle ihre Kräfte an, hinter die Wahrheit zu kommen. Bald erfuhr sie in Regnatrudens heimlicher Befreyung aus dem Gefängniß die Quelle ihres Unglücks; auch die Zusammenkunft, welche dieselbe mit dem Grafen gehabt hatte, blieb ihr nicht verborgen.

Das

Das schmerzhafte Gefühl ihres dadurch beleidigten Stolzes, der nagende Gedanke an die ihr wahrscheinlich bevorstehende Ungnade; die Vorempfindung der damit verknüpften Schande, das alles brachte ihren Zorn aufs höchste, und reizte sie zur Rache. Doch verbarg sie ihre Empfindungen aufs Beste, um dem Grafen, wenn er wirklich damit umginge, sie zu verstoßen, keine Veranlassung zu geben, ihren Fall zu beschleunigen, und da sie sich durch nichts retten zu können glaubte, als wenn sie die Ursach ihres Unglücks aus dem Wege räumen ließ: so schickte sie drey von ihren Leuten ab, welche sich ihrer Nebenbuhlerinn bemächtigen, und sie in ein fremdes Kloster, außerhalb des Reichs, in sichere Verwahrung bringen sollten.

Unterdessen sann der Graf, von Regnatrudens Reizen ganz bezaubert, Tag und Nacht auf Mittel, sich seiner jetzigen Beyschläferinn zu entledigen, und Regnatruden deren Stelle einzuräumen. Da ihm aber Amerie keine Gelegenheit gab, oder geben wollte, mit ihr zu brechen: so beschloß er sein Vorhaben mit Gewalt durchzusetzen. Merkwürdig ist es, daß Liebe ihm ein Verfahren eingab, zu wel-

welchem Amerie durch Haß und Eifersucht war verleitet worden. Denn auch er schickte drey Vertraute aus, um Reginatruden aufzuheben, und zu ihm zu bringen; seine Absicht war, sich erst mit ihr zu unterhalten, und sie sodann öffentlich als seine Beyschläferinn zu erklären. Man ging dabey mit so vieler Verschwiegenheit zu Werke, daß keiner von dem Vorhaben des andern etwas erfuhr.

Es fügte sich von ungefähr, daß sämmtliche Abgeschickten in allen Stücken gleich handelten. Sie brachen an einem Tage auf; auf zwey verschiedenen Wegen langten sie, fast zu gleicher Zeit, an dem Ort ihrer Bestimmung an; wählten jedoch zwey von einander etwas weit entlegene Häuser, in welchen sie abtraten, zogen die gehörigen Erkundigungen unter der Hand ein, und setzten, gleichsam als ob es abgeredet wäre, einen und denselben Tag zur Ausführung ihres Unternehmens an.

Alles ging bis dahin nach Wunsch; ein jeder Theil schmeichelte sich mit einem glücklichen Erfolge. Am Abend des bemeldeten Tages lustwandelte Reginatrude, ihrer Gewohnheit gemäß, in ein benachbar-

tes

tes Gehölz. Plötzlich wird sie von drey vermummten Reutern überfallen, die sich ihrer bemächtigen, und ihres heftigen Geschreyes ungeachtet, zu sich aufs Pferd ziehen wollen. In dem Augenblick erscheinen drey andere maskirte Personen, die sich den erstern widersetzen, und bald mit einander handgemein werden.

Kaum sah sich Reginatrude frey, so lief sie aus Leibeskräften in den dicken Wald hinein. Die Furcht gab ihr Flügel, aber bald erschlafften ihre Kräfte; sie wäre ohnmächtig zur Erde gesunken, und hätte immer noch ihren Verfolgern in die Hände fallen können, wenn das günstige Geschick ihr nicht einen wohlbewaffneten Ritter, in Begleitung seines Knappen, entgegen geführt hätte. Diesen bat sie, ohne sich lange zu bedenken, um Hülfe, und erzählte ihm mit kurzen Worten das Unglück, dem sie so eben entronnen war.

Der Unbekannte, welcher niemand anders als der Graf Poitiers war, fand Geschmack an der Dirne. Entschlossen, nicht sowol seiner Großmuth, als vielmehr seiner Wollust ein Opfer zu bringen, nahm er sie hinter sich aufs Pferd, und flog

mit verhängtem Zügel, immer des Weges wieder zurück, von er gekommen war. Spät in der Nacht machte er bey einer einsamen Hütte Halt, und erst, nachdem er für die Erquickung und Bequemlichkeit seiner Gesellschafterinn, so viel als es sich wollte thun lassen, gesorgt hatte, äusserte er ein Verlangen, die nähern Umstände von ihrer Geschichte zu erfahren.

Regnatrude wußte selbst nicht, was sie davon urtheilen sollte; der ganze Vorgang war ihr ein Räthsel: nur dunkel muthmaßte sie, daß das alles von Amerien aus Rache angestift worden sey. Doch schien ihr die Dazwischenkunft der letztern drey Männer, die das Verlaben der erstern hintertrieben hatten, noch etwas anders zu bedeuten. Sie theilte inzwischen dem Grafen ihre Begebenheiten mit Amerien und Engerauden mit; woraus sie denn, nach vielen gewagten Muthmaßungen, zuletzt die eigentliche Beschaffenheit der Sache folgerten.

Der Graf sprach Regnatruden Trost ein, und bat sie: sich nur ganz auf ihn zu verlassen; er wolle den letzten Blutstropfen für ihre Vertheidigung wagen. Und

wenn

wenn sie, setzte er hinzu, sich ihm ganz anvertrauen wolle: so sey er erbötig, sie an einen Ort zu bringen, wo sie gegen alle Angriffe ihrer Feinde in Sicherheit seyn sollte.

Ein jedes nur etwas tugendhaftes Frauenzimmer würde bey einem solchen Anerbieten, von Furcht und Abscheu seyn befallen worden; bey Regnatruden that es aber eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Sie dankte dem Grafen auf das verbindlichste, erbot sich, ihm bis an das Ende der Welt zu folgen; und Poitiers, entzückt über diese unerwartete Einwilligung, säumte nicht, sich solche auf eine bündige Weise bestätigen zu lassen.

Der anbrechende Tag erinnerte ihn an die Wichtigkeit seiner Geschäfte, welche er im Namen des Königes mit Engeranden abzumachen hatte. Er bat Regnatruden, indem er sich aus ihren Umarmungen riß, auf seine Wiederkunft zu warten; zu ihrer Sicherheit ließ er einen seiner Knappen bey ihr zurück.

In Blois konnte er, alles Nachforschens ungeachtet, von Regnatrudens Geschichte nicht das geringste erfahren.

Nach einigen Tagen aber ging die Rede: Engerand habe seine Beyschläferinn verstoßen, ohne daß man davon die Ursach anzugeben wußte. Gewiß aber ist es, daß er sie in Verdacht hatte, Regnatrude fortgeschafft zu haben, und dieser Verdacht mußte ihm zum Bewegungsgrunde dienen, mit Amerien gänzlich zu brechen. Poitiers eilte daher, was er konnte, sich seines Auftrages zu entledigen, um nur bald wieder in den Hafen seiner Wünsche einzulaufen.

Indem er zu Pferde steigen wollte, trat zu ihm ein Jüngling von edelm Anstande und einnehmender Bildung, und bat so flehentlich in seine Dienste aufgenommen zu werden, daß der Graf aus Mitleiden sich seiner erbarmte. Auf der Reise fand er keine Ursach, diese Handlung zu bereuen: er dankte vielmehr dem Zufall, daß derselbe ihm einen so angenehmen Gesellschafter zugeführt habe, da dessen geistreiche und lebhafte Gespräche ihm die Zeit sehr verkürzten.

Mit Untergang der Sonne kamen sie bey der Hütte an. Regnatrude hatte schon mit unbeschreiblicher Ungeduld gewar-

gewartet; jetzt stieg ihre Freude, ihr Vergnügen aufs höchste. In ihrem Herzen brannte schon das Feuer der Wollust in heller Flamme, und in ihrer Miene lag hohe Erwartung für die nahe bevorstehende Zukunft; reiche Belohnung für den ausgestandenen Kummer. — Es ist wol kein Zweifel, daß der Graf ihre Hoffnung erfüllt, und sie entschädiget haben sollte. —

Der Abrede gemäß, wollten sie des andern Tages die Hütte verlassen, um sich nach Paris zu begeben: aber es ereignete sich eine unerwartete, unerhörte Begebenheit, die den Entwurf ganz vernichtete.

Poitiers hatte die Kammer verlassen, um seinen Leuten die nöthigen Befehle zu geben. Kaum war er fort, so trat der neue Knappe hinein, verriegelte die Thür, zog den Degen, und rief, indem er auf Regnatruden einstürzte: Stirb, Mörderinn meiner Freuden! — Regnatrude besaß Gegenwart des Geistes genug, bey Amerions Eintritt, welche sie, ihrer Verkleidung ungeachtet, erkannte, den Degen des Grafen, der von

unge-

ungefähr neben ihr lag, zu ergreifen; Beyde fielen aus; Beyde wurden getroffen, und sanken zur Erde.

Das war das Werk eines Augenblicks. Poitiers hörte den Fall; er rannte die Thür auf, und man denke sich sein Erstaunen über das grausame Schauspiel. Er rief um Hülfe, brachte Regnatruden aufs Bett, und bemühte sich, das starke Bluten der Wunde zu stillen. Es dauerte lange, ehe Regnatrude ihre Besinnungskraft wieder erhielt.

Jetzt wandte sich der Graf zu dem vermeinten Meuchelmörder. Er hatte Rache im Herzen, aber der Anblick desselben rührte ihn so sehr, daß sich sein Zorn in Mitleiden verwandelte. Amerie hatte sich fast ganz verblutet, und lag leblos auf der Erde. Poitiers ließ sie auf ein anderes Lager bringen, öffnete ihre Kleidung, um die Wunde zu besichtigen, und hier setzte ihn ein weiblicher Busen in nicht geringe Bestürzung. Er verdoppelte nunmehr seine Sorgfalt; endlich brachte er es dahin, daß sie die Augen öffnete.

„Ver-

„Verwegene," rief er ihr zu, „was hat dich verleiten können, der unschuldigen Regnatrude so zu begegnen?"

„Amerie ist mein Name," antwortete sie mit schwacher kaum hörbarer Stimme; „und wenn euch Regnatrude ihre Geschichte erzählt hat: so wird dieses Wort meine That rechtfertigen."

Mehr brauchte Poitiers nicht zu wissen, um das ganze Geheimniß, welches bey dieser Begebenheit zum Grunde lag, zu enthüllen. Unwillig verließ er sie, und wandte sich wieder zu Regnatruden. Da er sie sehr schlecht fand, und von ihrer Wunde gefährliche Folgen befürchtete: so gab er Befehl, aus der nächsten Stadt einen Wundarzt zu holen. Seine Verwirrung war groß, aber sie sollte noch größer werden. Während er um Regnatruden beschäftiget war, ihr sein Mitleiden über ihre klägliche Lage zu erkennen gab, stieß Amerie, an die er gar nicht mehr dachte, einen fürchterlichen Schrey aus. Er sprang zu ihr hin, und nun urtheile man, wie ihm zu Muthe werden mußte, als sie ihm unter beständigen Win-

seln und Schreyen eine nahe Entbindung eröffnete, und von ihm Hülfe verlangte. Zum Glück war die Wirthinn, eine Witwe, bey der Hand; durch deren Beystand ward Amerie in kurzem ihrer Bürde entlediget.

Ich bin diese Frucht einer strafbaren Liebe. Dies Geständniß muß euch, gnädiger Herr, bewegen, meine an euch verübte Bosheit um so eher zu vergessen, da ich von der Natur dazu, und in einem Alter verleitet wurde, welches mir die übeln Folgen nicht einsehen ließ.

Bald nach meiner Geburt langte der Wundarzt an. Er fand die Wunden nicht tödtlich, und versicherte solche völlig, obwol mit etwas Zeit und Mühe, wieder zu heilen. Der Graf gab ihm ein ansehnliches Geschenk, das nach der Wiederherstellung verdoppelt werden sollte. Für mich wurde aus der Nachbarschaft eine Bauerfrau angenommen, welche das Wochenbette noch nicht lange verlassen hatte, und in der Hoffnung eines reichen Gewinns für meine Wartung sorgte. Alles aber mußte Verschwiegenheit angeloben, und

ausser der Wirthinn, der Amme, und dem Wundarzte hat auch niemand von dieser Begebenheit etwas erfahren.

Nun mußte der Graf im Ernst an seine Abreise denken. Nur mit Mühe konnte er sich dazu entschließen; denn seine Neigung gegen Regnatruden hatte sich in Liebe verwandelt, und durch ihren Muth und ihre Standhaftigkeit bey ihrem Leiden, war sie das Idol seines Herzens geworden. Regnatrude kannte seine Schwäche, und um ihn ganz unter ihre Herrschaft zu bringen, zeigte sie ihm noch eine Größe der Seele, die den Zauber vollendete. Sie bat ihn nämlich, Amerien zu vergeben, und derselben nichts an ihrer Pflege und Wartung fehlen zu lassen. Sie that noch mehr: „Amerie," sprach sie, sich zu ihr wendend, „ich hätte Ursach euch zu hassen, denn ihr habt mir nach dem Leben getrachtet; aber ich verzeihe euch, und biete euch meine Freundschaft an. Schenket mir dafür die eurige, und vergesset großmüthig alle die Leidsale, die ich euch unverschuldeter Weise verursacht habe."

Meine Mutter hatte eine solche Behandlung so wenig verdient als erwartet.

„Ich

„Ach Regnatrude," rief sie erstaunt und tief gerührt aus: „euer edles Herz erfüllt das meinige mit Schaam und Verwirrung; meine Rache schwindet bey den Vortrefflichkeiten eurer Gesinnungen; von diesem Augenblick an weihe ich euch eine ewige Ergebenheit."

Poitiers fühlte sich, so wie es Regnatrude beabsichtiget hatte, auf das äußerste bewegt; freudenvoll drückte er beyden nochmals die Hände und entfernte sich.

Einige Tage vergingen, ehe er damit fertig wurde, dem Könige Rechenschaft von seiner Mission abzulegen; dann aber trieb ihn die Liebe wieder zur Abreise. Alles war dazu bereitet, als plötzlich die Nachricht, daß Dagobert am Ufer des Rheins, von Berthold, dem Herzoge der Sachsen, eine Niederlage erlitten habe, seiner Ungeduld Gränzen setzte. Aufgebracht über den erlittenen Schimpf, sammelte Klotar mit unglaublicher Geschwindigkeit seine zerstreueten Truppen, und begab sich an deren Spitze, in Begleitung des ganzen französischen Adels, worunter auch

Poi-

Poitiers war, zu seinem Sohne, um sich mit demselben zu vereinigen. Poitiers hatte kaum so viel Zeit, Regnatruden von diesem höchst unangenehmen Ereigniß, vermittelst eines zärtlichen Briefes zu unterrichten. Regnatrude und Amerie waren untröstlich: denn sie wußten nicht was sie beginnen sollten; Poitiers war der Einzige, worauf sich ihre beyderseitigen Hoffnungen gründeten.

In der quaalvollsten Ungeduld verweilten wir noch beynahe drey Monat in unserer armseligen Hütte; in welcher Zeit Amerie und Regnatrude völlig wieder hergestellt wurden. Endlich kam ein Brief an, mit der Schreckenspost: daß Klotar eine Schlacht gewonnen habe, welche sehr blutig gewesen wäre, wobey der Graf so gefährlich sey verwundet worden, daß man an seinem Leben zweifle. Ein Knappe des Grafen hatte diesen Brief geschrieben, und demselben an Regnatruden die Aufforderung angehängt: daß sie selbst kommen möchte, um vielleicht durch zärtliche und sorgsame Pflege die Leiden seines Herrn zu lindern.

Regnatrude war, vermöge ihrer natürlichen Lebhaftigkeit, sogleich entschlossen, der Einladung zu genügen. Meine Mutter, die außer einem ansehnlichen Schatz an Kostbarkeiten, welche sie dem Grafen von Blois entwandt hatte, auf anderweitige Unterstützung keinen Anspruch machen konnte, und der es völlig gleichgültig war, wo sie ihren künftigen Aufenthalt erhalten würde, fand kein Bedenken, sie zu begleiten. Beyde zogen Mannskleider an, versahen sich mit zwey Pferden, und nachdem sie für meine Unterhaltung hinlänglich gesorgt hatten, machten sie sich auf den Weg nach dem Schlosse, wohin der verwundete Graf war gebracht worden, und welches eben dasselbe ist, in welchem sich jetzt die Prinzessinn Rotilde befindet.

Ohne Hinderniß kamen sie daselbst an. Sie fanden den Grafen so schlecht, daß man jeden Augenblick für den letzten seines Lebens hielt. Allein, gleichsam, als ob Regnatrudens Gegenwart auf ihn gewirkt hätte, ward er von Stund an besser; nach acht Tagen zweifelte niemand mehr an seiner Genesung, und nach vier Wochen konnte er schon das Bette verlassen.

Von

Von jetzt an überließen die beyden Liebenden sich ganz ihren zärtlichen Gefühlen: sie athmeten nichts als Freude und Wonne. Amerie nahm Theil an ihrem Glück, und alle drey errichteten in Liebe und Freundschaft ein Bündniß, das keinen Wechsel vermuthen ließ. Meine Mutter brachte für einen Theil ihres geraubten Vermögens das Schloß, worauf sie sich befanden, künstlich an sich; sie versicherte in demselben den beyden Liebenden einen bequemen Aufenthalt, damit nichts zur Trennung sie nöthige.

Ihre Tage verflossen im Rausche sinnlicher Vergnügungen; nichts vermochte ihre Ruhe, ihre Zufriedenheit zu stören, und nie mag man wol eine solche Fülle von Glückseligkeit angetroffen haben, als in diesem kleinen Zirkel herrschte. Poitiers ging zuweilen nach der Residenz, um dem König aufzuwarten, und kehrte immer mit verstärkter Zärtlichkeit gegen Regnatruden, welche unterdessen die Minuten seiner Abwesenheit wie Jahre zählte, wieder zurück. Doch keine Glückseligkeit auf Erden ist von Dauer; alles ist der Veränderung unterworfen. Ein immer-

währen-

währender Genuß ohne Abwechslung benimmt oft dem Vergnügen den Reiz, und macht uns selbst die Liebe zum Ekel. Der Graf erfuhr dies zum Nachtheil seiner Ruhe.

Schon waren einige Jahre im Taumel der Liebe und des Wohlbehagens verflossen: als Amerie an Regnatruden einen Hang zur Einsamkeit und zum tiefen Nachdenken bemerkte. Alles, woran sie vorher Freude gehabt hatte, schien ihr zu mißfallen. Der Graf selbst, so wie die Nachrichten, welche sie in seiner Abwesenheit von ihm erhielt, waren ihr gleichgültig; gleichsam mit sich selbst unzufrieden, entzog sie sich der Gesellschaft meiner Mutter, und wählte die einsamsten Gegenden des Schloßgartens zu ihrem Aufenthalt. Ein, ihrer ehemaligen Handlungsweise so ganz entgegengesetztes Betragen, mußte meiner Mutter auffallen, sie forschte so lange, bis sie die Ursach davon entdeckte.

Eines Tages, in Abwesenheit des Grafen, traf sie Regnatruden in ihrem Zimmer weinend an. „Das ist zu viel, meine Regnatrude," sprach sie, „ihr

seyd

seyd bekümmert, ohne mir, eurer zärtlichen Freundinn, eure Betrübniß zu eröffnen! – Lasset mich Theil an euren Leiden nehmen; rechnet auf meinen Beystand, und auf meine Willigkeit: vielleicht, daß wir gemeinschaftlich ein Mittel ausfinden können, den Gram, der euch verzehrt, zu lindern."

„Ach! was verlangt meine Amerie von mir? warum wollet ihr in ein Geheimniß dringen, welches ich gern vor mir selbst verbergen möchte, und das nur eine schlechte Meinung von meiner Denkungsart bey euch erwecken könnte. Zwinget mich nicht von einer Sache zu reden, deren Verheimlichung mir Pflicht ist."

„Eure Zurückhaltung, Negnatrude, verdoppelt meine Neugier; ich verlasse euch nicht eher, bis ich das wichtige Geheimniß herausbabe. Sey es auch, was es für eins wolle; dennoch wird meine Freundschaft sich gegen euch nicht vermindern, vielmehr schwöre ich euch thätigen Beystand und ewige Verschwiegenheit."

Es sey, sprach Regnatrude, nach einem Stillschweigen von einigen Minuten, „weil ihr mir Hülfe und Verschwiegenheit angelobet, so wisset, daß mir der Graf Poitiers jetzt so gleichgültig ist, als er mir ehedem theuer und werth war. Und soll ich euch noch mehr sagen? – ich kann mir das Unrecht nicht vergeben, das ich euch einst bey Engeranden unschuldiger Weise zufügte; wenigstens kann ich mich nicht beruhigen, daß ich keinen Vortheil davon zog. Von einem lächerlichen Vorurtheil verblendet, that ich Verzicht auf Vergnügen, Reichthum und Ehre, und beging die, meinem Alter und Temperamente höchst unverzeihliche Narrheit, mich lebendig begraben zu lassen, um weiter nichts als den Namen einer treuen Liebhaberinn zu verdienen. Nein! fuhr sie lebhaft fort, ich bin nicht zu einer solchen Art von Sklaverey geschaffen; vom Schicksal zu höhern Dingen, die ich schon im Geiste ahnde, bestimmt, will ich mich dazu hinauf schwingen. Keine Hindernisse sollen mich zurückschrecken; jeder Weg, den ich wähle, ist der richtigste.“

„Eure Gesinnungen, Regnatrude, stimmen mit meinen Grundsätzen überein. Ja selbst halte dafür, daß ihr nicht geschaffen seyd, euer Daseyn in einer Linide zu verleben; eure Schönheit und euer Verstand verkündigen euch ein weit glänzenderes Loos. Aber lasset uns vereint auf Mittel denken, wie ihr diesen Zweck erreichen möget, damit ihr nicht auf vielleicht unkluge Entwürfe verfallet, deren Ausführung euch hernach gereuen kann."

Nun wurden alle Kräfte der Seele aufgeboten, um etwas auszusinnen, Regnatrudens unbegränzten Ehrgeiz zu befriedigen, und sie selbst aus den Fesseln des Grafen zu befreyen. Der Erfolg davon war: daß Regnatrude zum Grafen von Blois reisen, und sich ihm vorstellen sollte. Amerie verfertigte ein Schreiben an ihn, worinn sie sich zu Regnatrudens Entführung bekannte, jedoch herzliche Reue über ihre That bezeigte, und den Wunsch hinzufügte: daß er nunmehr mit ihrer Nebenbublerinn die entzückenden Freuden des Lebens und der Liebe genießen möchte.

Regnatrude hingegen, um dem Grafen glaubend zu machen, daß nur sie

allein um den Handel wisse, schrieb zwey andere Briefe, wovon der eine an meine Mutter, der andere an den Grafen gerichtet war. Der erste enthielt Entschuldigungen über ihre geheimnißvolle Flucht, nebst Versicherungen einer beständig dauernden Freundschaft und Liebe; — und der zweyte, das freymüthige Geständniß einer in Gleichgültigkeit umgewandelten Zärtlichkeit; etwas von Reue, über den mit ihm gepflogenen strafbaren Umgang, und die Bitte: ihrentwegen keine Nachforschungen anzustellen, weil solche alle vergeblich seyn würden. Diese beyden Briefe legte sie auf ihren Tisch, kurz vor ihrer Abreise, und entkam als Mann verkleidet, glücklich, ohne von Jemanden beobachtet zu werden.

Die Empfindungen des Grafen bey seiner Rückkehr lassen sich nicht beschreiben; ich war Zeuge seiner Wuth, seiner Verzweifelung. Meine Mutter mußte sich vor ihm verstecken; ihre Betheurungen, daß sie von der Flucht seiner Geliebten nichts wisse, fanden bey ihm keinen Eingang; er drohete, sie zu ermorden, wenn sie den Aufenthalt derselben nicht entdecken werde. Nach einigen Tagen legte sich der Sturm; Amerie läugnete standhaft, und wenn

sich

ſich auch der Graf von ihrer Unſchuld nicht völlig überzeugen konnte: ſo begann er doch zuletzt an ihrer Mitwirkung zu zweifeln. Er vermaß ſich nicht eher zu raſten, bis er ſeine ungetreue Bubleimu wieder gefunden habe, in welcher Abſicht er auch ſeine Nachforſchungen ſogleich anſtellte.

Regnatrude, welche in der Hoffnung, daß Engerand ihr ein Herz übergeben werde, das ſie ſich durch ihre Schönheit bereits unterworfen hätte, nach Blois abgereiſet war, erſchrack heftig, als ſie im Stadtthore feſtgenommen, und unbarmherzig nach einem finſtern Kerker geſchleppt wurde. Vergebens betheuerte ſie ihre Unſchuld; vergebens fragte ſie nach ihrem Verbrechen: ein tiefes Stillſchweigen ließ ſie Lebensgefahr erwarten. Welch ein wunderbarer Wechſel der Dinge! ſie glaubte zu ſiegen, und ſah ſich mit Ketten belaſtet.

Folgendes war der Grund von einem ſo höchſt unerwarteten Ereigniß. Engerand war den Tag vorher in ſeinem Pallaſte ermordet worden. Da ihn ſeine Unterthanen ſehr liebten: ſo forſchten ſie nach dem Thäter, und ließen deshalb alle Fremden, die ihnen nur einigermaßen verdäch-

tig verkamen, verhaften. Regnatrude war bey guter Zeit in der Vorstadt von Blois angekommen, und in einem Wirthshause abgetreten, woselbst sie die Abendstunde erwarten wollte. Der Wirth befragte sie, wegen ihres Gewerbes und ihrer Herkunft; ihre Antworten thaten ihm kein Genüge; er schöpfte Verdacht, und hielt es für Pflicht, der Obrigkeit davon Nachricht zu geben. Man beobachtete Regnatrudens Schritte, sie ward gerade, da sie in die Stadt gehen wollte, festgenommen.

In ihrem Gefängnisse blieb sie nicht lange in Ungewißheit. Der Policeyrichter erschien und begann sie mit einer Strenge zu befragen, die ihr nicht geringe Angst verursachte. Vergebens suchte sie sich, durch erfundene Mährchen, aus der Verlegenheit zu ziehen; der schreckliche Mann ließ sich nicht täuschen: er drohte, bey fernerm Läugnen, mit der Tortur, und Regnatrude, ohne Hülfe, ohne Beystand, war gezwungen ihre Geschichte ausführlich zu erzählen, und zu mehrerer Beglaubigung das Empfehlungsschreiben zu überreichen.

Glücklicher Weise war der Mann bey dem Auftritt gegenwärtig gewesen, der einst zwischen ihr und Amerien vorgefallen war, folglich um so eher im Stande, die Wahrheit ihrer Aussage zu beurtheilen. An dem Tode des Grafen hatte sie nun wohl keinen Antheil, und in dieser Rücksicht hätte er sie freysprechen können; die ganze Geschichte aber kam ihm in ihrer Art so sonderbar vor, daß er sich nicht getraute, allein darinn zu entscheiden. Ohne ihr ein Wort zu sagen, begab er sich hinweg zu Evrard, dem neu erwählten Grafen von Blois.

Evrard, ein Neffe Engerands, dachte ganz anders, als sein Onkle. Mürrischer Ernst lag auf seiner Stirne, und Strenge herrschte in seinen Handlungen. Zu einer andern Zeit würde er Regnatruden für ihre schamlose Dreistigkeit haben bestrafen lassen, um aber seine Regierung nicht mit Schärfe zu beginnen, befahl er bloß, sie auf Lebenszeit in ein Kloster zu bringen, das auf der Gränze seines Landes lag.

Schrecklich tönte das Urtheil in Regnatrudens Ohren; sie flehete auf das

klag-

klaglichste um Abänderung desselben, und bot, da das nichts helfen wollte, alle Künste auf, ihren Wächter zu ihrem Vortheil zu lenken; aber ohne Kraft blieben ihre Seufzer, ihre Thränen, ihre verliebten Blicke, selbst ihre Versprechungen; sie hatte es mit einem Manne zu thun, der nicht zu erschüttern war, und die Beobachtung seiner Pflicht für sein heiligstes Gesetz hielt. Zu ihrer Beruhigung versprach er ihr inzwischen, der Priorinn des Klosters die wahre Ursach ihrer Einsperrung zu verheimlichen, und sie für eine Waise auszugeben, die der Graf in seinen Schutz genommen habe. In der Hoffnung, daß sie nun um so weniger beobachtet werden, und Mittel zu entkommen finden würde: ließ Regnatrude sich geduldig fortbringen.

Ihr Führer hielt Wort. Sie wurde der Priorinn, der Abrede gemäß, übergeben, aber ihre Heiterkeit verschwand, ihr überlief ein kalter Schauder, als er hinzusetzte: daß sie auf keine Art aus dem Kloster gelassen, und entweder in Güte, oder mit Gewalt zur Annahme des Schleyers gebracht werden müßte. Alle ihre Erwartungen waren mit einemmale dahin, sie sah sich auf ewig von der Welt, von einem

Schauplatze ausgeschlossen, wo sie eine so glänzende Rolle zu spielen gedachte. Sie kam unter die Aufsicht einer alten Nonne, welche kein Auge von ihr wandte, und sie zwang, sich der schon an sich strengen Ordensregel auf das pünktlichste zu unterwerfen. Ihre Leiden wurden täglich größer, da sie keine Seele hatte, der sie sich hätte anvertrauen können. Gern hatte sie Amerien ihr Elend schriftlich geklagt, wenn das Schreiben anders, als im höchsten Nothfall erlaubt gewesen wäre, und denn so mußten die Briefe jedesmal erst der Priorinn vorgezeigt werden, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, von ihrer Geschichte unterrichtet seyn konnte, und schwerlich ihren Brief an Ort und Stelle würde befördert haben.

Nach einigen in strenger Pönitenz verlebten Wochen, begann sie einzusehen, daß Harm und Kummer ihr nichts frommen, vielmehr Gelegenheit geben würden, die Aufmerksamkeit auf sich zu verstärken. Sie faßte daher den Vorsatz, nichts zu ihrer Errettung zu wagen, und Ergebung in ihr Schicksal zu heucheln, um dadurch die Wachsamkeit ihrer Aufseherinn zu schwächen. Die List gelang; ihr Betragen setzte sie bald

bald ausser allen Verdacht, und ihr ang
nehmer und geistreicher Umgang erwa
ihr in kurzer Zeit die Liebe und das Z
trauen der gutmüthigen und erfahrungsl
sen Bewohnerinnen des Klosters, die zule
gar nicht mehr ohne sie leben konnten.

Unter denselben befand sich auch Ma
tilde, die jetzige Königinn, welche s
durch Schönheit, Verstand, und Sanf
muth vor allen übrigen auszeichnete. Ih
Aeltern hatten sie gezwungen, eine Lebens
art zu ergreifen, die ihrer Neigung g
nicht angemessen war: dennoch ertrug s
ihr Schicksal ohne Murren, und bereite
sich im Ernst vor, durch ein feyerliche
Gelübde, den Freuden der Welt auf ewi
zu entsagen. Ihre Geschichte war kein G
heimniß; sie selbst entdeckte solche auch Re
natruden, und diese, um Mantilden
Zutrauen, das sie in der Folge zu benutze
vermeinte, ganz zu gewinnen, gab ihr de
gegen eine ähnliche Erzählung, die sie vo
sich erdichtete, zum Besten.

Die Herzen der Leidenden ziehen sie
immer näher an einander, je mehr ihre g
genseitigen Schicksale sich gleichen; es kon
te also nicht fehlen, daß die etwas leich
glä

gläubige Mantilde, bey Regnatrudens lügenhaftem Vorgeben, dem sie allen Glauben gab, nicht hätte mitleidig gerührt werden sollen. In den wärmsten Ausdrücken schilderte sie derselben ihre theilnehmenden Empfindungen, bemühete sich, sie zu trösten, und durch Ermahnungen zur Geduld und Standhaftigkeit aufzurichten. Regnatrude sank an Mantildens Busen, und weinte verstellte Thränen der Wehmuth; sie bat, sie nicht von sich zu stoßen, sie nicht allein unter einem Drange dulden zu lassen, der sie ausgezehren und vernichten würde, und Mantilde, deren unschuldiges Herz nicht zuließ, bey irgend einem Menschen, der auch gut zu seyn schien, etwas Böses zu argwohnen, gab sich ihr mit Leib und Seele hin, und versicherte ihr die zärtlichste und uneingeschränkteste Zuneigung ihres Herzens. Regnatrude hat nachher erzählt: daß ihre Absicht gewesen wäre, Mantilden zur Flucht aus dem Kloster zu bereden; ein Antrag aber, den sie ihr deshalb gemacht habe, sey mit Unwillen verworfen worden, so, daß sie einen ähnlichen nicht weiter hätte wagen dürfen.

Unter-

Unterdessen gaben Amerie und Poitiers sich alle Mühe, von Regnatruden Nachrichten einzuziehen. Sie erfuhren nichts. Nun zog sich die erstere, abgesondert von Welt und Menschen in die Einsamkeit zurück, spielte die Rolle einer Andächtigen, und erwarb sich dadurch einen großen Ruhm in der umliegenden Gegend, und der letztere wurde es müde, sich, nach so vielen vergeblichen Nachforschungen noch weiter zu bemühen. Klotars Absterben und Dagoberts Krönung gaben ihm überdieß so viel Beschäftigung, daß er seine Ungetreue ganz darüber vergaß, und sich nur allein dem Dienste des neuen Königes widmete.

Dagobert hegte, wie bekannt ist, einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen seine Gemahlinn Gaumatrude. Zuletzt wurde sie ihm unerträglich, und um sich nur von ihr entfernt zu halten, hing er jetzt öfters als je, seiner Neigung zur Jagd nach. Als er eines Tages in Verfolgung eines Hirsches begriffen war, stieg ein fürchterliches Ungewitter auf, das ihn nöthigte, seine Zuflucht zu einem benachbarten Kloster zu nehmen, welches eben dasselbe

war,

war, worinn Regnatrude schon über Ein Jahr geseufzet hatte.

Es wurde eben Betstunde gehalten, als Dagobert ankam. Da er sehr andächtig ist, oder doch dafür gehalten seyn will: so nahm er mit seinem Gefolge in der Kirche Platz, hörte aufmerksam zu, und schien sich sehr zu erbauen. Eigentlich aber war es die melodische Kehle einer Nonne, die seine Aufmerksamkeit fesselte. Nach beendigtem Gottesdienste bat er: ihn mit der holden Sängerinn bekannt zu machen. Rantilde, denn diese war es, welche ihn durch ihren Gesang so entzückt hatte, kam vor das Gitter, und vollendete durch ihre Blicke den Zauber, der schon über dem Monarchen verbreitet lag. Er staunte die aufblühende Schönheit bewunderungsvoll an, liess sich mit ihr in ein Gespräch ein, und ihre weisen und bescheidenen Antworten setzten ihn ganz ausser sich. Von Liebe berauscht, zog er von dannen; und gleich nach seiner Zubauskunft erhielt einer seiner Vertrauten den Auftrag, das Mädchen, die nur allein in ihm lebte und webte, und auf seine Seele wirkte, der Einsamkeit zu entreissen.

Mantilden blieb der Eindruck, den sie auf das Herz des Königs gemacht hatte, unverborgen; sie befand sich deshalb in nicht geringer Verlegenheit, die jedoch noch größer würde gewesen seyn, wenn der Gedanke, daß die Heiligkeit ihres Standes sie vor allen weitern Nachstellungen in Sicherheit setzte, sie nicht noch getröstet hätte. Von Besorgnissen mancherley Art geängstiget, machte sie Regnatruden zu ihrer Vertrauten, und diese, neidisch, daß Dagoberts Wahl nicht auf sie gefallen war, suchte ihrer Freundinn die ganze Sache, weil sie selbst solche nicht wünschte, als höchst unwahrscheinlich, aus dem Sinne zu reden. „Und gesetzt," fügte sie hinzu, „eure Muthmaßungen wären gegründet: so wüßte ich nicht, was euch auf Erden noch glücklicher machen könnte, als die Liebe und Zuneigung eines mächtigen Monarchen."

„Ein ruhiges Herz, und ein guter Name," antwortete Mantilde kaltblütig, „sind es, worauf sich meine Glückseligkeit gründet, und alle Reiche der Welt können keinen Reiz für mich haben, wenn ihr täuschender Glanz ein nachtheiliges Licht auf meine Ehre wirft. Kein blendender

Schim-

Schimmer soll mich verleiten, meiner jetzigen Ruhe und Zufriedenheit zu entsagen, die ich der Beobachtung meiner Pflicht in einer zwanzvollen Lage verdanke. Mit aller Hoheit ausgeschmückt, mag Dagobert also immerhin, mit mir, als seiner Maitresse, die höchste Gewalt theilen wollen; ich verachte sie, als meiner unwürdig, und ziehe den Verlust meiner Unschuld, dem Verluste meines Lebens vor."

Es kostete Regnatruden viel Uebermindung, ihre Gedanken über diese Aeußerungen, die gar nicht nach ihrem Geschmack waren, zu verbergen, und ihren Groll zu verbeißen. „Eure Denkungsart," erwiederte sie, „ist edel; ihr thut wohl, stets dabey zu beharren. Aber wer ist euch denn Bürge, daß die Gesinnungen des Königes, nicht in der Folge ernsthaft werden, und eure Tugenden ihn dereinst bestimmen können, euch auf den Thron zu setzen?"

„So mag er damit seine Unterhandlungen anfangen," rief Mathilde lächelnd, „ich bin wenigstens nicht gesonnen, dies große Wunder in seinem Pallaste abzuwarten."

Jetzt

Jetzt trat eine Nonne in die Zelle, und meldete einen Offizier, der Rantilde im Namen des Königes zu sprechen verlange.

„Saget ihm," bedeutete Rantilde der Klosterschwester: daß ich nicht erscheinen würde, weil ich keine Gnade begehrte, auch keine auszutheilen hätte."

„Das geht nicht," wendete Regnatrude ein, „ihr dürfet, ohne den Wohlstand zu beleidigen, eine Unterredung nicht ausschlagen."

„Und dennoch schlage ich sie aus. Ich habe mit der Königlichen Majestät nichts zu schaffen. Man sucht mich zu hintergehen; darum soll gleich anfänglich eine entschlossene, abschlägliche Antwort, mich vor allen fernern Zudringlichkeiten sichern."

„So lasset mich wenigstens hingehen, um dem Gesandten des Königes eure edeln Grundsätze zu eröffnen. Vielleicht, daß er denn selbst kommt, und sein Diadem zu euren Füßen legt." –

„Spet-

„Spottet nicht; es ist mein Ernst, ohne diesen Schritt mich Dagoberts Blicken auf ewig zu entziehen. – Saget dem Abgeordneten in meinem Namen, alles, was ihr gehört habt; hoffentlich wird man mir keine Anträge mehr machen, die mit meiner Pflicht und mit meinem Stande nicht übereinstimmen."

Regnatrude ging, ohne zu antworten. Aber wie erschrak sie, als sie das Sprachzimmer betrat; sie hatte alle Kräfte nöthig, sich zu fassen: denn Graf Poitiers stand am Gitter, der ebenfalls vor Erstaunen nicht wußte, wie ihm geschah.

„Was," rief er, „Ungetreue, du hier? –

„Keine Vorwürfe," mein bester Graf: ich sollte glauben, daß nach meiner zurückgelassenen Erklärung, dieser Schritt euch nicht mehr befremdend seyn könnte. Des, vielleicht mehr als strafbaren Umganges mit euch müde, ging ich hierher, um mein Verbrechen reuevoll zu bereuen, und mir die verscherzte Gunst des Himmels wieder zu erwerben. Verdien' ich deshalb geadelt zu werden?

„O!

„O! nichts weniger. Jener Ausruf gebohr bloß der letzte, durch eure unvermuthete Erscheinung, etwas wieder angefachte Funke meiner ehemals gegen euch empfundenen Zärtlichkeit. Jezt ist alles wieder vorüber. Eure lange Abwesenheit hat die Heftigkeit meiner Leidenschaft gemindert, und ich wünsche euch aus voller Seele alle nur mögliche Zufriedenheit und Ruhe. Verdient aber meine erste Liebe gegen euch einige Erkenntlichkeit: so verschaffet mir eine Unterredung mit Rantilden, und suchet sie zu bereden, in Dagoberts Antrag, den ihr errathen werdet, zu willigen. Ein großer Theil meines Glücks hängt von dem guten Erfolg meiner Unterhandlung ab.“

Regnalrude hatte in dem Grafen, so bald sie ihn nur gesehen hatte, einen Erretter zu finden geglaubt, und sich geschmeichelt, daß seine Neigung gegen sie noch eben dieselbe seyn, er folglich alles anwenden würde, ihre vorgebliche Frömmigkeit zu besiegen, und sie zur Verlassung des Klosters zu bereden. Obgleich sie sich durch die unerwartete Erklärung des Grafen so schrecklich getäuscht sah, gab sie doch noch nicht alle Hoffnung auf; vielleicht, dachte sie,

sie, daß sie sich seiner bey aller verloschenen Liebe, dennoch zur Befriedigung ihrer Neugierde würde bedienen können. Liebreich versprach sie ihm daher alles zu thun, was sie vermögend wäre; doch verhehlte sie ihm auch nicht, daß bey Rantildens Denkungsart nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, zum Zweck zu gelangen, und der König nur vermittelst einer rechtmäßigen Verbindung seine Absicht erreichen würde. Poitiers, welcher aus der Erfahrung schon wußte, wie wenig Mühe große Herrn anzuwenden brauchen, um die Gunst eines Mädchens zu erhalten, gerieth in Verwunderung, hier so viel Widerstand zu finden. Er ließ die Einladung an Rantilden noch einmal wiederholen; aber es erfolgte dieselbe Antwort, und er war genöthiget, ohne sie nur gesehen zu haben, wieder abzureisen.

Auch Dagoberten kam dieser Fall als der einzige in seiner Art höchst seltsam vor; er ging selbst in das Kloster, um Rantildens Sprödigkeit zu bekämpfen; und da auch dieser Versuch fehlschlug, so siegte die Liebe, er vernichtete Gaumatruden und setzte Rantilden an ihre Stelle.

Der neuen Königinn erster Gedanke, nach ihrer Erhebung, war: ihre treulose Freundinn Theil an der Ehre nehmen zu lassen. Sie zog dieselbe aus dem Kloster, überhäufte sie mit Geschenken, und erhob sie zu ihrer Gesellschafterinn und Vertrauten, ohne zu wissen, daß sie eine Schlange im Busen nähre. Und wirklich sah sich Regnatrude nicht so bald frey: so beschloß sie, die Schwachheiten des Königes zu benutzen, ihre Wohlthaterinn zu stürzen, und auf deren Ruinen sich selbst empor zu schwingen.

Um die Fäden zu ihren boshaften Entwürfen desto besser zu spinnen, zog sie den Grafen Poitiers an sich, der sich ihrer Leitung auch um so williger überließ, je mehr er für seinen unbegrenzten Ehrgeiz Vortheil davon zu ziehen gedachte. Beyde verabredeten zuerst, daß sie sich fremd gegen einander stellen wollten, um ihre Handlungen nicht verdächtig zu machen, und dann hielten sie für nothwendig, auch Amerien, die unter der Larve der Scheinheiligkeit ihnen nützlich seyn könnte, mit in ihr Bündniß zu verflechten. Amerie folgte der Einladung ohne Bedenken; sie zog mit mir nach der Residenz, und jeder

begann

begann nun für sich seine Rolle zu spielen, ohne der Welt merken zu lassen, daß sie nach einem Plane handelten.

Poitiers fuhr fort sich bey seinem Herrn immer mehr einzuschmeicheln. Da er dessen Zutrauen schon in einem hohen Grade besaß, und ihm, besonders bey seinen Liebeshändeln, treuen und thätigen Beystand geleistet hatte; so nahm er sich auch jetzt die Freyheit, ihn auf die schöne und reizende Gesellschafterdame der Königinn, aufmerksam zu machen, wobey ihn Regnatrude, durch ihre zärtlichen und schmachtenden Blicke, welche sie von Zeit zu Zeit auf den König warf, kräftig unterstützte. So währte das Spiel einige Monat, bis man endlich ernsthafter zu Werke ging, und Dagoberten bald seine gar zu große Enthaltsamkeit, der man den Namen eines strafbaren Zwanges gab, vorwarf, bald ihn mit beissenden Ausdrücken unterhielt, deren sich die Königinn, in Absicht auf ihn, bedient haben sollte. Nichts wurde vergessen, was die Königinn bey ihrem Gemahl herabwürdigen konnte.

Dagobert liebt die Veränderung; es war also kein Wunder, wenn ihm, bey

solchen Anstalten, die große Ernsthaftigkeit der Königinn, welche seine Neigung zu Ausschweifungen einzuschränken schien, zum Ekel wurde. Doch ist zu vermuthen, daß sein gutes Herz den Rathschlägen seiner Ohrenbläser nie würde Gehör gegeben, und das schändliche Triumvirat gewiß nicht würde gesiegt haben, wenn man nicht einen entscheidenden Schritt gewagt hätte.

Es ist bekannt, daß Dagobert, bloß um Nantildens Willen, die Zänkereyen der Neustrier und Austrasier, zum Vortheil der erstern entschied. Diesen Umstand suchte man zu benutzen. Eines Tages fand Dagobert auf seinem Tische einen Brief ohne Unterschrift, welchen Poitiers dahin gelegt hatte, worinn ihm von einer Verschwörung gegen ihn Nachricht gegeben wurde. Es sey, hieß es, von der größten Wichtigkeit, eine Person vom Thron zu entfernen, die unter den Großen des Reichs Anlaß zur Zwietracht gegeben hätte. Ohne diese Absonderung würden die Austrasier den erlittenen Schimpf nicht vergessen, und früh oder spat würde ein bürgerlicher Krieg entstehen, der gefährliche Folgen nach sich ziehen würde. Uebrigens sey die Heyrath mit der jetzigen

Köni-

Königinn ohne dies ungültig und unrechtmäßig, da der König sie als eine halbe Nonne, ohne Einwilligung des heiligen Stuhls, geehlicht habe.

Der letzte Vorwurf war nicht ohne Grund, und bekümmerte Dagobertен also mehr, als alles übrige. Von dem Augenblick an ward es trüb in seiner Seele, er verlor sich im tiefen Nachdenken, um auf Mittel zu sinnen, den Unannehmlichkeiten, womit er war bedrohet worden, abzuhelfen.

Am folgenden Morgen, da seine Verlegenheit aufs höchste gestiegen war, ließ Regnatrude sich bey ihm melden. Sie hatte alle Kunst angewandt, um ihre verführerischen Reize noch mehr zu erhöhen; noch nie war sie so schön gewesen. Einem so mächtigen Zauber vermochte Dagobert nicht zu widerstehen; ein Blick von ihr – und Feuer der Wollust floß in seinen Adern. Regnatrude sah seine Unruhe; sie empfand darüber eine heimliche Freude, aber ihre Augen vergossen verstellte Thränen des Jammers. „Ich bitte um Hülfe, um Gerechtigkeit gegen die Königinn," – schrie sie, indem sie auf ihre Knie sank. –

„Glück-

„Glücklich und zufrieden floß mein Leben in dem Kloster dahin, aus welchem Eure Majestät Gnade die jetzige Königinn zog. Die Bande der zärtlichsten Freundschaft, die uns vereinigten, schienen ewig zu dauern; aber wie sehr bereue ich es, den Versicherungen und Eidschwüren einer so stolzen und hochmüthigen Kreatur getraut zu haben. Kaum sah sie sich auf dem Thron: so zwang sie mich, die Einsamkeit wider meinen Willen zu verlassen; nun bin ich ein Opfer ihrer Verachtung, ihres Mißtrauens. Die wenige Schönheit, die man mir beylegt, ist ihr ein Greuel; sie überredet sich, daß ich Gnade vor Eurer Majestät Augen gefunden habe, siehet mich an als die Neiderinn ihres Glücks, und eifersüchtiger auf ihren Rang, als auf euer Herz, argwohnt sie in mir verwegene Absichten. Rettet mich, gnädigster Herr, und sichert mich entweder vor ähnlicher trauriger Begegnung, oder erlaubet mir, mich wieder in mein Kloster zu begeben, um dort meinen Leichtsinn zu beweinen."

„Das letztere, holdes Mädchen," antwortete der König, indem er sie aufhob, „wird nicht geschehen. Du mußt hier bleiben, und erst noch die Früchte deiner

Vor-

Vorzüge einärndten. Mantilde hat Ursache dich zu fürchten, aber ich will ihr schon wissen lassen, wie sie dich behandeln müsse."

Bey diesen Worten machte Dagobert, in der Meinung, daß den Königen alles erlaubt sey, eine Bewegung mit der Hand nach Regnatrudens Busentuche, welches einen Theil ihrer Herrlichkeiten verbarg; aber entrüstet schlug sie die verwegene Hand zurück. „Was," rief sie, „nur um mich zu beschimpfen, lässet Eure Majestät mir Hulde angedeyhen? — Glaubet nicht, großer König, daß ich unanständige oder strafbare Handlungen zu begehen fähig bin. Meine Tugend ist eines Thrones werth, wenn gleich meine niedrige Geburt, und meine geringen Verdienste mich davon ausschließen."

Hier wollte sie sich eilfertig hinwegbegeben: „Verzieh noch, schöne Regnatrude," bat der König, indem er sie bey der Hand faßte, und gönne mir noch das Vergnügen, dich zu betrachten und zu bewundern. War der Ausbruch meiner ersten Gefühle dir mißfällig; so soll mein zärtli-

zärtliches Bestreben dir zu gefallen, in der Folge alles verbessern."

Jetzt ergriff Regnatrude die Hand des Königes, und hielt sie sich vors Gesicht, um eine Schamröthe zu verbergen. „Dagoberts Herzensgüte," antwortete sie, „ist für mich weit furchtbarer, als aller Glanz seiner Majestät."

Mit einem Worte: diese Unterredung leitete alles das, was Regnatrude sich davon versprochen hatte. Der König ward auf das leidenschaftlichste in Regnatruden verliebt; und da sie sich der Befriedigung seiner Lüste immer widersetzte: so beschloß er, sie zu heyrathen. Nantilde wurde verstoßen; ohne zu murren, unterwarf sie sich ihrem Schicksale, und die drey Verbundeten glaubten sich nun erhoben auf dem Gipfel ihrer Wünsche.

Nantilde hatte zwar aufgehört, Dagoberts Gemahlinn zu seyn, aber noch immer hatte sie Sitz in seinem Herzen. Das gebührende Lob, welches er ihrer Tugend bey aller Gelegenheit ertheilte, blieb den Verschwornen ein Dorn im Auge, und verursachte ihnen tödtlichen Kummer.

Es

Es war zu besorgen, daß früh oder spät, ihre Rechtschaffenheit, ihre Verdienste allgemein anerkannt werden würden, und sie dadurch wieder auf einen Thron erhoben werden konnte, von welchem sie durch Falschheit und Tücke, war gestürzt worden. Alles, was die schwarzeste Bosheit nur ersinnen kann, wurde daher angewandt, sie auf ewig aus dem Andenken des Königes zu verbannen.

Der Erfolg ihrer Bemühungen liegt am Tage. Regnauld ging nicht, wie man glaubte, in ein Kloster, sondern auf das Schloß meiner Mutter, und schwur einen fürchterlichen Eid, euch, edler Graf, bis auf den letzten Hauch ihres Lebens zu verfolgen. Amerde blieb, um keinen Verdacht zu erregen, in der Residenz, und Poitiers lauerte nur auf Gelegenheit, euch den tödtlichen Stoß zu versetzen, oder ihn von euren Händen zu empfangen.

Eure Unterredung mit Grimeald, den im Garten, gaben dem letztern dazu eine schickliche Gelegenheit. Sein Wunsch wäre auf eine oder die andere Art erfüllt worden, hätte die Dazwischenkunft des Königes

niges seinen Handlungen nicht einen an dern Ausschlag gegeben.

Auf Regnatrudens Geheiß, wur den euch die Schlingen in der Laube ge legt; und da ihr auch diesen glücklich ent ginget: so mußte gleich, nach eurer Abreise nach Flandern, die Prinzeßinn Rotilde entführt, und auf das Schloß meiner Mut ter gebracht werden.

Obgleich Amerie, vermöge ihrer Scheinheiligkeit, allen Verdacht irgend einer Theilnahme von sich ablehnte: so waren wir doch nicht ohne Besorgniß, einen Be such von den Nachsetzenden zu erhalten. Als aber nach einigen Tagen nichts der gleichen erfolgte, faßten wir wieder Muth, und Regnatrude dachte auf neue Rache.

Ein Vertrauter wurde abgeschickt, eu re Mutter zu vergiften, und einen Zettel, den ihr werdet erhalten haben, in das Haus zu werfen. Regnatrude empfand ein entzückendes Vergnügen, als sie erfuhr, daß alles nach ihren Wünschen erfolgt war. Eure Verzweiflung war ihr die höchste Wonne; sie freuete sich bey der Erzählung

von

von eurem schrecklichen Zustande, wie Satan bey der Qual der Verdammten.

Jetzt brütet sie über neue Schandthaten, um euch bis ins Grab zu verfolgen. Der Himmel aber beginnt den Lauf ihrer Boßheiten zu hemmen; ihr seyd nunmehr im Stande, sie nach Verdienst zu behandeln. Ich preise mich glücklich, dazu und zur Befreyung der Prinzeßinn Rotilde etwas beytragen zu können; vielleicht kann ich dadurch mein Verbrechen versöhnen, und mir Verzeihung erwerben.

Hier schloß der Edelknabe seine Erzählung. Liderich versicherte ihm völlige Vergebung und Vergessenheit seines Verbrechens, und Schutz gegen alle Angriffe seiner Feinde. Den Grafen Poitiers und Parthenay aber drohte er den Tod; für Reginatruden ward ein Kloster bestimmt, und Amerie sollte um ihres Sohnes willen, und weil sie nicht unmittelbaren Antheil an den Lasterthaten der übrigen gehabt hatte, mit der Ahndung verschont werden.

So

So bald die Sonne sich zum Untergange neigte, saß er mit Grimoalden zu Pferde; von Anaxandern geführt und von den drey Knappen begleitet, langten sie früh genug bey Amerions Landhause an. Liderich und Grimoald gingen in den Garten, und verbargen sich daselbst hinter einer dicken Hecke; die Knappen hielten an der offenen Thür die Wache, um auf den ersten Ruf bey der Hand zu seyn, und Anaxander eilte fort, seinem Versprechen gemäß, Regnatruden und Rotilden herbeyzuholen.

Er ließ nicht lange auf sich warten. Regnatrude hatte kein Bedenken getragen, seinen Vorschlag zu einem Spaziergange anzunehmen, nur die trauernde und klagende Rotilde würde nicht so leicht eingewilliget haben, wenn nicht ein Wink von Anaxandern, und die Worte: „Graf Liderich harret eurer im Garten," die er ihr zuflüsterte, sie dazu vermocht hätten. Parthenay war zufälliger Weise nicht gegenwärtig; sie gingen also allein, gerade nach dem Strauchwerke zu, welches Liderich und Grimoald sich zum Schlupfwinkel erwählt hatten.

In angstvoller Ungedu'd verflossen Liderichen die Augenblicke wie Stunden. Heftiger schlug sein Herz, er zitterte vor Freude, als er endlich Rotilden daher kommen sah; kaum war sie nahe genug, als er plötzlich hervorsprang.

„Jetzt, niederträchtiges Geschöpf,“ donnerte er Regnatruden entgegen, „könnte ich dir den Lohn geben, den deine Schandthaten verdienen; aber ich mag mich nicht mit deinem Blute beschmuzen; eine andere Hand wird dich zu bestrafen wissen.“ – „Komm, meine Geliebte, laß uns eilen, das schändlichste Ungeheuer, das je die Natur schuf, zu verlassen.“ Er bot der erstaunten Rotilde den Arm, um sie fortzuführen.

Regnatrude hatte anfänglich vor Entsetzen die Sprache verloren, doch faßte sie sich bald wieder. Zorn, über ihre plötzlich gescheiterten Plane; Furcht, vor des Königs und Liderichs Ahndungen, denen zu entrinnen eine Unmöglichkeit für sie war, stürzten sie in den höchsten Grad von Verzweiflung. Heftige Wuth blitzte ihr aus den Augen; sie zog einen Dolch aus dem Busen, und mit den Worten: „Sieh,

Lide-

Liderich! so entgeh ich deiner Rache," stieß sie sich solchen ins Herz.

Sie sank zur Erde. Ihr Fall gewährte den Umstehenden einen schauderhaften Anblick. Von Abscheu gegen die Selbstmörderinn erfüllt, verließen sie schleunig den Garten, bestiegen ihre Rosse, und, nach einigen Stunden, erreichten sie ohne Anstoß das Wirthshaus, von welchem sie ausgeritten waren. Die Finsterniß der Nacht nöthigte sie, hier des kommenden Tages zu erwarten.

Wie zärtlich, wie rührend war nicht die erste Unterredung des liebenden Paares, nach einer so langen so gefahrvollen Trennung! — den Mangel der Worte ersetzten ihre Gefühle, die sich in Seufzern oder Küssen aushauchten, und so wechselseitig ihre Seelen in Entzücken setzten.

Anaxanders Redlichkeit war nunmehr erwiesen und ausser Zweifel gesetzt; daher ihm auch Rotilde, von dem Antheil benachrichtiget, den er an ihrer Befreyung hatte, völlig verzieh, und ihn zum Beweise ihres erneuerten Zutrauens wieder zum Edelknaben annahm. Allein, nicht

zufrie-

zufrieden seine Wohlthäterinn aus den Händen ihrer Feinde errettet zu haben, wollte Alexander seinen Handlungen noch das Siegel aufdrücken.

„Erlaubet mir," sprach er des andern Morgens vor der Abreise zur Prinzessinn, „daß ich mich eines Kunstgriffs bediene, um euch gänzlich an den beyden Grafen zu rächen. Ich will den einen gegen den andern aufhetzen, und ihnen wechselseitig eure Entführung Schuld geben. Das wird sie gegeneinander erbittern; sie werden sich dann selbst aufopfern, und euch dadurch vor allen weitern Nachstellungen sichern.

„Nein," unterbrach ihn Liderich, „nie werde ich zugeben, daß Hinterlist mir den Sieg über meine Feinde verschaffe."

„Dieser Grundsatz," bedeutete Grimoald, „ist wohl nicht ohne Einschränkung, und am wenigsten gegen schändliche, ehrlose Ungeheuer, die der Tapferkeit und des Edelmuthes spotten, zu befolgen. Hier ist nicht die Rede von Feinden, die öffentlich auf dem Kampfplatz erscheinen, sondern von Verräthern, die im Hinterhalte lauern.

lauern, und Gift und Dolch in Bewegung setzen werden, ihr angefangenes Bubenstück zu vollenden. Ihre bereits verübten Bosheiten lassen auf die übrigen schließen, die sie noch zu begehen fähig sind, und die Verzweifelung, ihren Raub verloren zu haben, ihrer Ehre, ihrer Güter beraubt, aus ihrem Vaterlande verbannt zu seyn, wird sie zu den größten Ausschweifungen verleiten. Aller Vorsicht ungeachtet, werdet ihr früh oder spät ein Opfer ihrer Treulosigkeit werden. Ich rathe daher: daß man Alexandros Vorschlag beherzige, und zwey Menschen vernichte, die nur durch ihre Niederträchtigkeit furchtbar sind."

„Ist das," rief Liderich, „eine Folge der tugendhaften Grundsätze, die ihr, mein Vater, mir einzuflößen bemüht gewesen seyd? Wollet ihr, daß man mich einer unredlichen Handlung gegen meine Widersacher beschuldige? — Lieber soll ihre Wuth mich zerschmettern, ehe ich mich ihrer auf eine unwürdige Art entledige! sollte ich auch unterliegen: so brandmarkt denn doch nichts meinen guten Namen mit Schande."

Deine

„Deine Sprache, mein Geliebter,“ egann hier Rotilde, iſt edel und gut; aber wie traurig ſind die Ausſichten für ine zärtliche Gattinn, wenn das Schick- al, wie es den Anſchein hat, uns ver- inigen ſollte! Immer werde ich vor dem eben eines geliebten Gemahls zittern; nd wirſt du ganz von Beſorgniſſen über ich frey bleiben? Iſt dir Hermans- ardens betrübtes Loos aus der Erin- erung gekommen? Gott! was haben ir nicht zu befürchten, wenn jene Rotte emeinſchaftlich fortfährt uns zu verfolgen! Jezt höre meinen Entſchluß: ehe ſollen eilige Bande uns nicht feſſeln, bis die eyden Unholde nicht unfähig gemacht ind, uns ferner zu ſchaden.“

Wie viel Ueberredungskraft die Wor- e einer Geliebten beſitzen, und wie ſehr ine ſolche Drohung auf das Herz eines iebhabers zu wirken vermag, zeigte ſich n Liderichs Beyſpiel. Er hatte nicht den Muth, ferner zu widerſprechen; ohne iedoch ſeine förmliche Einwilligung zu ge- ben, ließ er Anaxandern nur unge- hindert abreiſen; und er ſelbſt machte ſich auf den Weg nach Soiſſons.

Alexander flog pfeilschnell nach dem Schlosse seiner Mutter zurück, und von dort aus dem Grafen von Poitiers entgegen. Gegen Mittag traf er denselben von einem Bedienten begleitet, auf der Straße an.

„Ach! gnädiger Herr," rief er ihm mit kläglicher Stimme zu, „ich wollte, daß ich wäre ein Bote der Freude." –

„Was gibts? – rede – was macht die Prinzessinn?" –

„So eben hat man sie uns mit Gewalt entrissen. Regnatrude, die sich den Räubern widersetzen wollte, hat ihren Eifer mit dem Leben bezahlen müssen."

„Und Parthenay auch?"

„Nichts weniger; er kam uns nicht einmal auf unser Geschrey zu Hülfe."

„Ist es möglich! sollte er etwa – verräth –"

„Verrätherisch gehandelt haben? – Ihr argwohnt nicht allein. Parthe-

nays

nays Gleichgültigkeit ist nicht natürlich, und läßt mich um so mehr glauben, daß er Theil an der Entführung der Prinzessinn hat, da die Räuber maskirt waren, und absichtlich in das Schloß geführt zu seyn schienen. Warum hat man diesen Streich gerade in eurer Abwesenheit vollführt!

„Ja! beym Himmel, er ist der Verräther! aber sein Blut soll für die Treulosigkeit fließen.“

Bey diesen Worten gab Poitiers seinem Pferde die Spornen, und ritt mit verhängtem Zügel nach dem Schlosse. Anaxander folgte; sie fanden alles öde und leer.

Parthenay war über das lange Außenbleiben der Damen ungeduldig geworden, und hatte sie, da man sie sonst nirgends finden konnte, in dem Garten mit Fackeln suchen lassen. Regnatrudens entseelter Körper, und die offene Gartenthür ließen ihn gleich muthmaßen, was vorgegangen war; ohne sich lange zu bedenken, saß er mit seinen Leuten zu

Pferde, und verfolgte den ersten Weg, der sich ihm zeigte.

Es dauerte jedoch nicht lange, so sah er die Zwecklosigkeit seines Unternehmens ein. Seines Bedünkens konnte die Prinzeßinn kein anderer als Liderich entführt haben, der dann gewiß geraden Weges nach der Residenz würde gegangen seyn; er wandte sich daher schleunig nach dieser Stadt, in der Hoffnung, ihn vielleicht noch einzuholen. Als er jedoch hier nicht die geringste Spur von ihm entdecken konnte, denn Liderich hatte eine ganz entgegengesetzte Straße eingeschlagen, besorgte überdieß, daß der König Nachricht von seiner nahen Gegenwart erhalten, und ihn fest nehmen lassen würde: so hielt er es für rathsam, wieder umzukehren, und mit Poitiers weitere Abrede zu nehmen.

Unterdessen hatte Anaxander den Grafen von Poitiers wieder heimlich verlassen, und war auf der Straße nach Soissons fortgeritten, in der gewissen Zuversicht, den Grafen von Parthenay

auf

auf derselben anzutreffen. Sein Wunsch ward erfüllt.

„Ach! gnädiger Herr," redete er ihn athemlos an, „schon habe ich euch überall gesucht. Wahrscheinlich kommet ihr vom Nachsetzen der Prinzessinn zurück; ich glaube aber, daß ihr sie schwerlich auf dieser Seite wieder finden werdet."

„Wie so? Zweifelst du, daß Lideoric sie entführt und nach Soissons gebracht habe? — Führt dieser Weg nicht dahin?"

„Der Weg ist wohl der rechte; aber wer ist für die Gewißheit eurer Muthmassung Bürge? Ich sollte meinen, Lideoric würde nicht ohne eine starke Begleitung gekommen, und nicht so in der Stille von uns geschieden seyn, da er, nebst der Befreyung seiner Prinzessinn, noch die starke Hoffnung hatte, dem Könige einen Rebellen zu überliefern, und sich einen fürchterlichen Nebenbuhler vom Halse zu schaffen."

„Wen hältst du denn sonst für den Urheber?"

„Das

„Das getraue ich mir nicht mit Gewißheit zu sagen: es ist aber höchst bedenklich, daß die Unternehmer in dem Garten, wo Rotilde spazieren zu gehen pflegte, so gut Bescheid wußten.“

„Ich will doch nicht hoffen, daß Poitiers“ – „Diese Sache ist zu kitzlich, darum halte ich mein Urtheil zurück. Die Wahrscheinlichkeit ist wider ihn. Würde sich Liderich wohl an Regnatruden, die für sich allein außer Stande war, seinen Plan zu vereiteln, vergriffen haben? Zuverläßig ist sie von einem getödet worden, der sich fürchtete, von ihr verrathen zu werden.“

Parthenay sog das unter Anaxanders Rede verborgen liegende Gift mit langen Zügen ein. Er ward von schrecklichen Empfindungen gefoltert; das Herz schien sich in ihm umzukehren; er kochte lauter Galle. „Er soll sterben, der Verräther,“ rief er mit den Zähnen knirschend, aber wo find' ich den Treulosen? um seine Bosheit zu ahnden, und Nachricht von Rotilden zu erhalten?

„Er

„Er ist jetzt auf dem Schlosse, und wartet vielleicht auf euch, um durch seine Gegenwart allen Verdacht von sich abzulehnen. Hat er sich wirklich der Untreue schuldig gemacht, welcher ihr ihm zeihet: so kann auch Rotilde nicht weit von ihm seyn."

„Ha! der Niederträchtige; er soll mich nicht täuschen."

Bey den Worten flog er mit seinen Leuten schnell davon. Anaxander begleitete ihn eine kleine Strecke; dann blieb er, unter dem Anschein etwas an seinem Reutzeuge zu verbessern, halten, und als er die Vordersten aus dem Gesicht hatte, ritt er in vollem Galopp nach Soissons.

Seine List hatte inzwischen die erwünschtesten Folgen. So bald Parthenay vor dem Schlosse angelangt war, ließ er den Grafen von Poitiers zu einem Kampfe auf Leben und Tod herausfordern. Poitiers erschien in der Meinung, daß sein Gegner durch diesen Schritt, seine Falschheit verdecken wolle. Beyde griffen sich mit einer Erbitterung an, die

das

das Gefecht nicht lange unentschieden ließ. Parthenay fiel mit Wunden bedeckt empfindungslos in den Sand. Poitiers, welcher den Aufenthalt der Prinzessinn von ihm erfahren wollte, ließ ihn auf das Schloß tragen; aber, welche Beschreibung vermag sein Erstaunen zu schildern, als der tödlich verwundete Parthenay, am Rande des Grabes ihn beheuerte: daß er ihn selbst wegen Rotildens Entführung in Verdacht habe. Jeder suchte sich mit den stärksten Eidschwüren von allem Argwohn zu reinigen, und zuletzt kam man dahin überein: daß sie, auf Liderichs Anstiften von Anaxandern wären hintergangen worden.

Poitiers drohete schreckliche Rache. Der sterbende Parthenay aber wußte ihm die Nutzlosigkeit und Ungerechtigkeit seines Beginnens so lebhaft vorzustellen, daß er gleich, nach seines Nebenbuhlers Tode, der in der folgenden Nacht erfolgte, seine Angelegenheiten in Richtigkeit brachte, und in ein Kloster ging, um sich durch strenge Bußübungen von seinen Lastern zu reinigen.

Par-

Parthenays und Regnatrudens Tod, wirkten, so wie Poitiers schnelle Bekehrung, heftig auf Amerien. Sie riß die Larve der Heucheley ab, führte von Stunde an einen untadelhaften Wandel, und bemühete sich, durch Wohlthätigkeit die Flecken ihres vergangenen Lebens zu verwischen.

Liderich traf mit seinem Gefolge, zur allgemeinen Freude des Königes, des ganzen Hofes, und sämmtlichen Einwohner, deren fröhliches Willkommen ihm laut entgegen schallte, glücklich und wohlbehalten in Soissons ein. Alle beeiferten sich in die Wette, ihm ihren Glückwunsch abzustatten, der gewiß aufrichtig war, da er und Rotilde von Jedermann geliebt wurden. Auch unsere Liebenden empfanden die Wonne der Wiedervereinigung und der zwanglosen Mittheilung in vollem Maße, nur die Hand des Priesters fehlte noch, ihr Glück, ihre Seligkeit auf den höchsten Gipfel zu erheben.

Doch bald befanden sie sich am Ziele ihrer Wünsche. Rotilde, welche durch die Nachricht, daß das schändliche Komplott

plötzlich zerstört worden sey, ihres Gelübdes war entbunden worden, trieb selbst ihren Bruder an, ihr Glück zu vollenden, und dieser faßte einen Entschluß, der mit dem Verlangen des zärtlichen Paares übereinstimmte. Der Tag zur Vermählung ward angesetzt, und alle Anstalten wurden getroffen, denselben durch ein prächtiges Fest, wobey Eines der größten Turniere gehalten werden sollte, zu verherrlichen.

Auf Liderichs Einladung erschien sein Pflegevater und Freund, der Einsiedler, den er auch Theil an seiner Freude nehmen lassen wollte, und mit demselben versammelte sich eine große Menge fremder Ritter und Edele, um dem Turniere beyzuwohnen. Endlich schlug die so sehnsuchtsvoll erwartete Stunde. Mathilde wurde durch unauflösliche Bande auf ewig mit dem Grafen von Flandern vereinigt, dessen nie gehabte Empfindungen, ihm die Wahrheit des Satzes: daß nur im Schoße der Liebe, die Fülle aller Erdenfreuden zu finden sey, zur Genüge bekundete.

Das Turnier begann. Lange schon hatte Siufenand, ein Prinz von Spanien

nien, der Ehre genossen, alle seine Gegenstreiter aus dem Sattel zu heben, und sich dadurch zum Empfang des Ritterdanks aus Rotildens Händen würdig gemacht, als plötzlich die Aufmerksamkeit aller, auf einen unbekannten Ritter gelenkt wurde, welcher durch ausserordentliche Tapferkeit dem Spanier den Lorbeerkranz zu entreissen drohte. Auch er warf, wie Sinfenand, alle Kämpfer, die es mit ihm aufzunehmen wagten, zu Boden, ohne selbst im Sattel zu wanken, und der bisherige Sieger war nur noch zu überwinden übrig, um seinen Ruhm vollkommen zu machen. Sinfenand foderte ihn auf zum Gefecht, allein der Fremde neigte ehrfurchtsvoll seine Lanze, als untersagten ihm Hochachtung und Pflicht, den Wunsch des Herausforderers zu erfüllen.

Dadurch ward die Neubegierde des Königes rege. Er ersuchte den Fremden, indem derselbe vor seinem Throne vorbeyritt, das Visir zu eröffnen, und ihm seinen Namen zu sagen. Der Unbekannte gehorchte, obwohl dem Scheine nach ungern, und zeigte den Umstehenden, eine zum Bewundern schöne Gesichtsbildung, in welcher

ein

ein gewisser, sein ganzes Wesen beseelender Zug von Hoheit und Würde lag, und völlig mit seiner Tapferkeit, seinem festen und wohlgebildeten Körper, und seinem edlen Anstande übereinstimmte.

„Mein Name, großer König," sprach er mit männlich schöner Stimme, „ist Erchinald, mein Herkommen mir aber selbst ein Geheimniß; ein edles Herz ist das einzige Erbtheil meiner Ahnen."

„Ha! Verräther," schrie hier einer aus dem Haufen der versammelten Ritter, „du lügst, deine Thaten brandmarken dich mit Schande." Monarch, fuhr er, sich zu Dagoberten wendend, fort, ich bin Samon, der Flaren König. Die Freyheit des Turnirs und die Hoffnung, diesen Treulosen hier zu finden, bewogen mich, meine Staaten zu verlassen. Jetzt verlange ich Gerechtigkeit. Jener Bösewicht ist mein Sklave. Er ward mir als ein kleines Kind gebracht, ich habe ihn erzogen, zum Manne gebildet, und mit Wohlthaten überhäuft. Er besaß mein Zutrauen, aber schändlich hat er dasselbe gemißbraucht, indem er mit einer Sklavin,

die

die ich liebte, heimlich entfloh. Urtheilet nun, ob dieser Undankbare nicht die härteste Bestrafung verdient habe."

„Unbegreiflich!" rief Dagobert; „wie kann unter einer so glänzenden Hülle ein lasterhaftes Herz verborgen liegen! — was sagst du, Erchinald, zu deiner Vertheidigung? —

„Wenig;" antwortete Erchinald mit dreister Stirn; „alles, was Samon gesprochen hat, ist Wahrheit. Ich, der ich ihm alles verdanke, habe seine Geliebte entführt. — Können aber seine Wohlthaten das Unrecht wieder gut machen, welches er mir zufügte, da er mich, mit Verletzung des Völkerrechts, aus dem Schoße meiner Familie riß? ist es nicht barbarisch, Kinder zu rauben, um sie vielleicht einer anderen Religion zu widmen, und sie dann zu zwingen, wider ihr Vaterland zu streiten? hat er als König das Recht, mich, als einen Freygebornen, zum Sklaven zu machen? was würde mein Schicksal gewesen seyn, wenn ich nicht durch ein Ungefähr seine Gunst erlangt hätte? und was mag ich derselben nicht haben aufopfern müssen?

wer

wer weiß, ob man mich nicht gezwungen hat, dem Glauben meiner Väter entgegen, den Götzen zu opfern; wenigstens sagt es mir mein inneres Gefühl. Uebrigens brauche ich nicht erst zu beweisen, daß Herzen, die lieben, sich auch nach dem Genusse sehnen. Samon liebte Irenen; sie haßte ihn; ich betete sie an, und ward geliebt. Er wollte ihre Neigung zwingen; ich war ihre einzige Stütze. Was sollte ich thun, ihr zu helfen? nichts als die Flucht konnte sie vor dem Verderben sichern. Ich habe sie dazu verleitet, und das ist jezt mein Verbrechen."

„Kann wohl ein größerer Frevel erdacht werden?" rief Samon wüthend. „Herr, ich verlange, daß dieser flüchtige Sklave, der an eurem Hofe einen Zufluchtsort sucht, andern zum warnenden Beyspiel bestraft werde. Seine Handlungen machen ihn des Todes würdig. Er hat die Majestät beleidiget; seinen Wohlthäter schändlicher Weise hintergangen, und sich erkühnt, die Religion zum Deckmantel seiner Bosheit zu gebrauchen. Er behauptet, daß ich ihn gezwungen habe, den Glauben seiner Väter zu entsagen. Er kannte ja so

wenig

wenig diesen als jenen; vielleicht war der leztere auch der meinige, und dann mußte er demselben folgen. Sein inneres Gefühl ist Einbildung; und soll ihm zum Vorwände dienen, die Christen zu seinem Vortheil einzunehmen. Noch einmal: ich verlange Genugthuung, so wie ihr sie unter gleichen Umständen von mir zu fordern berechtiget seyd, und die euch nicht würde seyn versagt worden."

Samon schwieg, und schien mit Ungeduld Dagoberts Antwort zu erwarten. Sie fiel zu seinem Vortheil aus. Der Anschein verdammte den fremden Ritter, und Dagobert sah sich, wider seinen Willen, genöthiget, ihn verhaften zu lassen.

So sehr der König hierbey nach den Regeln der Billigkeit verfuhr: so erregte sein Benehmen doch ein allgemeines Murren. Erchinald hatte durch seine Tapferkeit so viele Herzen zu seinem Vortheil eingenommen, daß sie sich nicht enthalten konnten, Dagoberten einer übermäßigen Strenge zu beschuldigen. Liderich und Sinfenand traten auf die Seite

des

des Unbekannten, und erklärten, von einer geheimen Neigung zu ihm hingerissen, öffentlich, seine Vertheidigung gegen einen jeden mit Lanze und Schwert zu übernehmen. Der Erfolg davon war: daß Dagobert beschloß, diese Angelegenheit in einer, auf den folgenden Tag angesetzten Berathschlagung, genau zu untersuchen.

Dieß geschah. Schon war der Senat bereit, Samons wiederholten Beschwerden Gehör zu geben, und Erchinoalden an ihn auszuliefern, als Lideric, der Einsiedler, sich zum Throne drängte, und um Erlaubniß zu reden bat. Sie wurde ihm zugestanden.

„Ist denn," hub er an, „das Gefühl der Freyheit in den Herzen der Menschen so sehr erloschen, daß man nicht weiß, wie erhabene Seelen lieber alle Gunstbezeigungen des Glücks verächtlich von sich weisen, als solche durch Sklavenfesseln erkaufen? Jener junge Ritter ist freygeboren; ein König zieht ihn durch Wohlthaten an sich; kein anderes Band hielt sie zusammen; und Samon, welcher bisher

Vater-

Vaterstelle gegen ihn vertreten hat, kann jeden Augenblick sich als Herr zeigen, und seine Strenge ihn fühlen lassen. Hängt es nun nicht von ihm ab, aller Gnade zu entsagen, und ein unabhängiges Leben, dem Gerüsch eines Hofes, so viel Ehre auch dabey zu erwerben wäre, vorzuziehn? Aber er hat auch ein Mädchen entführt, welches der Fürst mit Augen der Liebe betrachtete. Irene ist indessen auch eine, aus dem Schoße ihrer Verwandten gerissene Sklavinn; sie haßte den Herrn und liebte den Knecht. Kann der letztere daher wohl verdammt werden, wenn er seinem Gebieter ein Herz raubte, das auf die Seite seines Nebenbuhlers freywillig sich neigte? Ein Hauptpunkt, welcher billig erst berichtiget werden müßte."

„Und wer soll ihn berichtigen? versetzte der wüthende Samon; wer wird uns Irenens wahre Gesinnungen entdecken?"

„Es ist zu vermuthen, antwortete Liderich, daß solche nicht günstig für euch seyn können: weil Irene sich freywillig von euch entfernt haben soll."

„Ueberhaupt," erhob hier Erchinald seine Stimme, „kann eine Prinzessinn von Spanien, keine Sklavinn eines heidnischen Königes seyn. Irene ist die Schwester des tapfern Sinsenands, und ihr wahrer Name Agadiane. Auch sie ist von Samon geraubt worden. Sie entdeckte sich mir. Liebe auf der einen und Großmuth auf der andern Seite, verbanden mich, alles zu ihrer Rettung zu unternehmen. Aus Furcht, daß ihr Bruder unsere Liebe mißbilligen werde, hält sie sich hier in der Stadt verborgen; doch ist sie bereit zu erscheinen, so bald Eure Majestät von ihr die Bekräftigung meiner Aussage fordert."

Dagobert gerieth über diese Entdeckung in gränzenlose Verwunderung. Er befahl daß Agadiane sogleich geholt und auch ihr Bruder herbeygerufen werden sollte.

Samon hingegen kochte Gift und Galle.

„Und wer bist du," brüllte er Erchinalden zu, „daß du dich erfrechst, eine

eine Prinzessinn zu entführen, und mit ihrer Liebe zu pralen? hast du deine dunkle Herkunft vergessen? dein Vater, deine Mutter, die leztere halb verwest, lagen halbnackend auf der Landstraße, als dich meine Soldaten aus Mitleiden zu sich nahmen. Landstreicher waren deine Aeltern. Wahrlich! ein herrlicher Stamm."

„Was saget ihr da?" — rief der Einsiedler mit bebender Brust."

„Die Wahrheit. Er ist auf der Gränze von Spanien gefunden worden; folglich mein Sklave."

„Wie lange kann das wohl her seyn?"

„Ungefähr acht und zwanzig Jahr."

„O! barmherziger Himmel! was bin ich? — Erchinald, beantwortet mir eine für mich höchst wichtige Frage: Habet ihr nicht irgendwo am Leibe ein besonders auffallendes Maal?"

„Ja, am rechten Arm, in Form eines Kreuzes."

Ach! mein Sohn, mein theurer Sohn! – wie unaussprechlich glücklich bin ich, dich wieder zu finden – Gott! wie wunderbar sind deine Wege! –

„Ich euer Sohn, und ihr der Urheber meiner Tage?" fragte Lechinald durchdrungen von lebhafter Freude.

„Ja, mein geliebter Lechinald, und wenn auch das Maal trügen sollte: so sagen es mir doch meine Gefühle."

Nun erfolgte eine Umarmung, die sämmtliche Anwesende, in deren Gesicht schon deutliche Merkmale der innigsten Theilnahme vorhanden waren, bis zum Thränen rührte. Feurig drückten Vater und Sohn sich an ihren hochklopfenden Busen; trunken vor Freude, versenkt im Entzücken, waren sie unvermögend Worte zu finden, ihre Empfindungen zu äußern; aber dieser Stillstand, das leblos scheinende Bild war ein genauer Dollmetscher der Bewegungen ihrer Herzen. Endlich, nach einer geraumen Zeit, während welcher auch keiner der übrigen, kaum laut Athem zu holen sich getrauete, um die feyerliche Stil-

se nicht zu unterbrechen, ließ die krampfhafte Zusammenziehung der Muskeln nach, die Arme öffneten sich wieder; Liderich nahm seinen Sohn mit huldvollem Lächeln bey der Hand, und führte ihn zum Könige.

„Großer Monarch," sprach er, „ich bin nicht der, welcher ich zu seyn scheine. Meine Geburt legte mir höhere Pflichten zu erfüllen auf, als mein Leben in der Einöde, entfernt von Welt und Menschen, zu enden. Ich bin Egna, Prinz von Bretannien, dieß ist mein Sohn, der mir von meiner Gattinn, mit Verlust ihres Lebens, unter den kläglichsten Umständen auf freyer Landstraße geboren, und bald darauf von Gamond Leuten geraubt wurde. Jetzt, da ich ihn wieder finde, muß ich Eure Majestät für ihn um Schutz und Gnade anflehen."

Dagobert wurde hierbey auf eine sehr angenehme Art überrascht. Prinz Egna war ihm aus frühern Zeiten bekannt, so wie dessen Unglücksfälle und Schicksale bis zu der Zeit, da derselbe sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, noch in lebhafter

hafter Erinnerung schwebten. Er freuete sich daher sehr, einen Mann unverhofft wieder zu finden, den man schon längst für todt gehalten hatte.

So wenig indessen die Begegnisse des Prinzen Egna für den König ein Geheimniß waren, so sehr sind sie es doch für unsere Leser; wir achten uns daher für verbunden, ihnen einen kurzen Abriß derselben hier mitzutheilen, da der Prinz in unserer Geschichte keine unwichtige Rolle gespielt hat.

Egna war der zweyte Sohn Judikaels, Königs von Bretannien. Von der Natur mit allen den herrlichen Eigenschaften des Leibes und des Geistes ausgerüstet, die ihn zur Zierde seines Geschlechts erhoben, ward er bald ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, so, daß sein Bruder Cinorix, ganz das Gegentheil von ihm, dieser Vorzüge halber neidisch auf ihn herabsah. Es wäre eine seltene Naturerscheinung gewesen, wenn in dem Herzen eines so liebenswürdigen Jünglings, der sich in der schönsten Blühte seiner Jugend befand, die süßeste der Leidenschaften

ten sich nicht geregt hätte. Agatie, die Tochter eines Edeln, umschlang sein Herz mit den Rosenbanden der Liebe, ward aber auch zugleich für ihn die Ursach unabsehlicher Leiden. Indenberg, sein Oheim, ward sein Nebenbuhler, und da derselbe von dem treuen Mädchen, das nur an Egna, dem Abgott ihrer Seele hing, nicht geachtet wurde, machte er mit Einorixen gemeinschaftliche Sache, Egna's nahe bevorstehende Verbindung boßhaft zu hintertreiben.

Dem Könige war Indenbergs lasterhaftes Herz und heftiges Temperament zur Genüge bekannt. Zu ohnmächtig aber, dessen Ungestüm einen Damm entgegen zu setzen, rieth er seinem Sohne Egna, dem er wohlwollte, sich mit seiner Geliebten heimlich kopuliren zu lassen. Ein Vorschlag, den er nicht gethan haben würde, hätte er die daraus entstehenden übeln Folgen nur auf die entfernteste Weise muthmaßen können. Die Handlung wurde in der Schloßkapelle von dem Beichtvater des Königes in Gegenwart von vier Zeugen vollzogen, und durch eine Urkunde förmlich bestätiget.

Haß

Haß und Rache beseelte nun die beyden Verschwornen, so bald sie Nachricht davon erhielten. Das erste Opfer ihrer Wuth war der Prediger, der des Morgens tod im Bette gefunden wurde. Dann wiegelten sie Agariens Verwandte auf, die ihre Beschwerden wider Egna'n, daß er mit Agarien ein unzüchtiges Leben führe, vor dem Thron bringen mußten. Vergebens berief sich Egna auf die vollzogene Ehe, auf den darüber geschlossenen Vertrag, und auf den Ausspruch der Zeugen. Der Geistliche war tod; die Urkunde entwand, und nirgends zu finden, und die Zeugen erhärteten eidlich, daß sie nicht bey der Trauung gegenwärtig gewesen wären. Der Erfolg war, daß Agarie aufgehoben, und in ein Kloster gesteckt wurde.

Nun trat Indenberg öffentlich auf, erklärte die Gefangene, mittelst einer mit ihren Verwandten vollzogenen Ehestiftung, für seine rechtmäßige Verlobte, drang auf die Einwilligung des Königes, und als ihm diese, wie vorauszusehen war, verweigert wurde, drohete er und Cinorix, ihren Plan mit Gewalt durchzusetzen.

Egna

Egna stand am Rande der Verzweiflung; ohne sich jedoch in unnützen Klagen auszulassen, versammelte er in der Geschwindigkeit seine Freunde, um Agarens Aufenthalt zu bestürmen.

Indenberg war ihm schon zuvorgekommen, und eben im Begriff, Agarien im Triumph nach seinem Pallaste zu bringen, als Egna ihm begegnete.

Es kam zum Handgemenge, und als auch der Pöbel sich darein mischte, entstand ein gräßliches Blutbad, dem der König mit einigen Truppen Einhalt zu thun, genöthiget wurde. Indenberg war schwer verwundet worden; Cinorix entflohen, und Agaris hatte sich in ein Haus geretet, aus welchem sie Egna noch desselben Tages wieder abholte.

Die gütigen Vorstellungen des Königs so wenig, als dessen Drohungen, waren vermögend, Indenbergen und Agariens Verwandte von ihrem schändlichen Plane abzuleiten. Egna war selbst in dem königlichen Pallaste vor den Nachstellungen seiner Feinde nicht sicher; er entschloß sich

daher, allen weitern Stürmen und Gefahren durch die Flucht zu entgehen; verließ, nebst seiner Gemahlinn, die sich im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft befand, mit Genehmigung des Königes, sein Vaterland, und eilte nach Spanien, wo ihn Evantila mit offenen Armen aufzunehmen versprochen hatte.

Noch zwey Tagereisen von dem Orte seiner Bestimmung entfernt, ward das Dorf, in welchem er übernachtete, von Gamons Horden angezündet und geplündert. Egna erwachte plötzlich; sah sich allenthalben mit Feuerflammen umgeben; riß seine Gattinn aus dem Bette, und lief mit dieser Bürde beladen, halbnackend ins freye Feld. Der Schreck beförderte ihre Niederkunft; sie gebar einen Sohn, welcher auf dem rechten Arm ein Maal in Gestalt eines Kreuzes hatte. Seine Geburt kostete Agarien das Leben.

Egna lag halb sinnlos, über alle diese schrecklichen Ereignisse auf dem geliebten Leichnam, als die Barbaren, nach gemachter Beute, vor ihm vorüber zogen. Sie nahmen das neugeborne Kind zu sich, ihn

selbst

selbst überliessen sie seinem Schicksale. Angst und Kummer drückten ihn vollends zu Boden: er sank in Ohnmacht.

Als er wieder zu sich selbst gekommen war, befand er sich in einer unbekannten Hütte, auf einem Strohlager, wohin ihn die Bauern aus einem benachbarten Dorfe, das von den Räubern war verschont worden, gebracht hatten. Er verfiel in ein hitziges Fieber; wurde erst nach zwey Monat wieder hergestellt, und ging denn, scheu gegen alles, was Mensch heißt, in den Wald bey Boucq, um dort die Falschheit seiner Mitbrüder zu beweinen. Er glaubte, daß nie die Sonne des Glücks und der Freude ihm wieder lächeln würde.

Nach einigen Jahren ward er hier das Werkzeug zu Liderichs Rettung, wie sich unsere Leser aus dem vorhergehenden erinnern werden, und dieß war die Veranlassung, daß er sich wieder mit den Menschen aussöhnte.

Sein Vater starb inzwischen vor Gram, als er die traurige Nachricht von Agaziens kläglichem Ende erhielt, und

alles

alles Forschens ungeachtet von Egna nichts weiter erfahren konnte. Cinoriz folgte ihm in der Regierung, jedoch als ein Vasall von Frankreich; und Indenberg, dessen Bubenstücke offenbar wurden, endigte einige Jahre darauf, verabscheuet von seinen Freunden, selbst von Cinorizen verachtet, gehaßt und verlassen von allen Menschen, seine Tage so schändlich, als er sie verlebt hatte.

Nun zum Verfolg unserer Geschichte:

Eine ungeheuchelte Freude verbreitete sich über alle, nach Egna's Rede; nur Samon, der sich von der Entwickelung dieser Begebenheit nicht viele Vortheile versprach, ließ deutlich ganz entgegengesetzte Empfindungen in seinen Augen lesen.

„Ich hoffe nicht, König von Frankreich," erhob er seine rauhe Stimme, „daß der Lauf der Gerechtigkeit, die ich verlange, durch diesen Vorgang wird unterbrochen oder gehemmt werden. Ihr wisset zu gut, wie Monarchen gegen einander handeln müssen, und welche gefährliche

Fol-

Folgen aus einer Ungerechtigkeit, die sie begehen, entstehen können."

„Um diese schädlichen Folgen zu verhüten," antwortete Dagobert ernstlich, „müsset ihr nichts begehren, was wider Recht und Billigkeit streitet. Erchinald ist ein Prinz, folglich Herr wie ihr, und nicht euer Sklave. Irene, welche ihr liebt, wird bald als Prinzessinn von Spanien und Erchinalds Gemahlinn erscheinen; was habt ihr nun weiter zu fordern? eure Vernunft muß euch sagen, daß Sinfenaud und Egna, ihre Rechte, jener auf seine Schwester, dieser auf seinen Sohn an euch nicht abtreten werden. Darum stehet ab von eurem Vorhaben, und werbet friedlichen Zuschauer eines gemeinschaftlichen Glücks, das ihr mit aller eurer Macht, und mit allen euren Drohungen nicht hintertreiben könnet."

„So werden wir uns weiter sprechen," rief Samon ergrimmt, verließ mit schrecklichem Blick die Versammlung, und wenig Minuten darauf, mit seinem ganzen Anhange, die Stadt. Vorher schwur er noch bey allen seinen Göttern,

empfindliche Rache an Dagoberten zu nehmen.

Nun trat Sinfenand in den Saal.

„Erkennet, mein Prinz," redete ihn der König an, „hier in der Person des tapfern Erchinalds, zu dem euer Herz schon im Voraus in Freundschaft sich neigte, einen Prinzen von Bretannien, und wenn ihr wollet, auch den Gemahl eurer Schwester."

„Erchinald? — Prinz von Bretannien? — Gemahl meiner Schwester? wiederholte Sinfenand fragend, indem er Erchinalden vom Kopf bis auf die Füsse, mit forschendem Blick betrachtete, ohne sich das alles vergleichen zu können.

„Nicht anders," erwiderte der König; er hat eure Schwester aus Samons Händen errettet; und da Liebe ihn zu dieser That verleitete: so ist es billig, daß ihr solche mit eurer Einwilligung belohnt."

Sinfenand wollte antworten, als plötzlich die Thür geöffnet und Agadiane herein geführt wurde. Die Ueberraschung und der Ausbruch der Freude, zwischen Bruder und Schwester, da sie sich erkannten, läßt sich nicht mit Worten beschreiben.

Nach

Nach einer feuervollen Umarmung führte Sinfenand seine Schwester zu Erchinalden;

„Sage," fragte er, „kennst du diesen Sklaven?"

„Ach ja! mein Bruder, er ist mein Erretter," antwortete sie leise, und verdeckte ihr Gesicht mit dem einen Ende des Schleyers, um die aufsteigende Purpurröthe ihrer Wangen zu verbergen. Der Ton der Frage, so wie die Frage selbst, enthielt für sie so etwas niederschlagendes, daß sie den Zorn ihres Bruders auf sich zu laden befürchtete, wenn ihm ihr Erretter zugleich als ihr Geliebter bekannt werden sollte. Aengstlich harrte sie daher auf sein ferneres Beginnen.

Dagobert riß sie aus der Verlegenheit. „Kein Sklave," rief er, „sondern Prinz von Bretannien" – und nun erzählte er, zum höchsten Erstaunen Sinfenands und Agadianens, und zur unaussprechlichen Freude der Letztern, Erchinalds ausführliche Geschichte, mit dem Zusatze: daß er die Anhänglichkeit und Treue

der

der beyden Liebenden vergolten zu sehen wünsche.

Solchen Gründen vermochte der Spanier, welcher Erchinalden seiner Tapferkeit halber zwar hochschätzte, ihn jedoch als Sklave betrachtet, unmöglich als den Gemahl seiner Schwester anerkennen konnte, nicht zu widerstehen. Sein Stolz war befriediget; er erfüllte Dagoberts Aufforderung auf der Stelle, und vereinigte die Hände des glücklichen Paares, das sich nun ganz ihrer Zärtlichkeit und den Empfindungen der Freude, über ihre nun nicht mehr zweifelhafte Verbindung überließ.

Der König wollte ihr Glück nun durchaus nicht länger verschieben. Tages darauf sprach der Priester den Seegen, das Siegel zum ewigen Bunde, und das Beylager ward feyerlich mit aller nur erfindlichen Pracht vollzogen.

Wonne war es dem alten Monarchen, alles um sich her so vergnügt zu sehen; er empfand ungewöhnliche Freuden im Kreise so vieler glücklichen Menschen. Noch eins fehlte ihm, um das Maas seiner Zufriedenheit voll zu machen.

Lange

Lange schon hatte er auf Mittel gedacht, dem Einsiedler seine strenge Abgezogenheit von der Welt zu versüßen; oft hatte er denselben gebeten, seine Klause zu verlassen, und von den wilden Thieren zur Gesellschaft vernünftiger Wesen wieder zurück zu kehren; aber immer ward sein Antrag verworfen. Jetzt glaubte er dem Prinzen Egna nachgiebiger, als den Eremiten zu finden; er wiederholte daher seinen Wunsch. Egna schien nicht mehr ganz abgeneigt zu seyn, ihn zu erfüllen, und trug endlich kein Bedenken, die Stelle eines Major-Domus, welche ihm Dagobert anbot, nun um so eher anzunehmen, da sein Bruder mit zwey männlichen Leibeserben versehen, ihm keine Hoffnung ließ, zur Regierung zu gelangen. Egna verwaltete den Posten mit vielem Ruhm, und mit vieler Klugheit. Er starb erst im hohen Alter, des Lebens müde. Sein Sohn folgte ihm in der Würde, und man will behaupten, daß er seinen Vater an Verstand, Klugheit und Lebhaftigkeit, wo nicht übertroffen habe, ihm doch gleich gekommen sey.

Kaum war Samon zu Hause angekommen: so versammelte er ein furchtbares

Heer, und brach damit auf, um von Dagoberten, wegen der erlittenen Schmach, Genugthuung zu fordern. Allein so unbillig seine Forderung, so schädlich sein Unternehmen war, so gefährlich wurden für ihn die Folgen. Liderich ging ihm mit einer ansehnlichen Macht entgegen, gewann zwey Hauptschlachten hintereinander; tödtete mit eigener Hand den verwegenen Fürsten und zerstreuete dessen Soldaten.

Ueberall herrschte nun Ruhe von innen und von aussen, und Liderich begann im Ernst, das Wohl seines eigenen Landes zu beherzigen. Die Staaten von Flandern hatten schon längst die Gegenwart ihres Beherrschers verlangt, da die Einwohner gewohnt, die gröbsten Ausschweifungen ungestraft zu begehen, immer, nach ihrer alten Weise, noch fortfuhren, sich Verbrechen zu Schulden kommen zu lassen, die der Landesherr nur allein verhindern konnte. Liderich war also genöthigt, dem Rufe der Flandrischen Stände zu folgen, so ungern Dagobert auch darein willigte; in Ryssel hielt er mit seiner Gemahlinn einen glänzenden Einzug.

Nie hat wol ein Fürst seine Unterthanen mit mehr Gerechtigkeit regiert, als Liderich.

derich. Flandern gewann in wenig Jahren eine ganz andere Gestalt, daß man würde Mühe gehabt haben, nur eine Spur von dem, was es ehedem gewesen war, aufzufinden. Liderich unterhielt mit Egna's ununterbrochen einen Briefwechsel, der auf das Wohl des Landes Bezug hatte. Treulich befolgte er dessen weisen, und durch Erfahrung geprüften Winken und Erinnerungen, zum Flor seiner Staaten, und gründete dadurch seinen Ruhm, auf alle folgende Zeiten.

Alles, was man ihm etwa vorwerfen kann, war eine zu große Strenge in seinen Handlungen; zu dessen Beweis wir folgendes anführen müssen, so gern wir auch, zur Ehre unsers Helden, davon schwiegen.

Er zeugte mit seiner Gemahlinn Rotilde fünf Söhne, wovon der älteste so sehr zum Jähzorn geneigt war, daß alle Vorstellungen des Vaters nicht im Stande waren, ihn sanfter zu machen. Einst gab er davon zu Tournay ein auffallendes Beyspiel, indem er in der dortigen öffentlichen Rechtsversammlung, den Vorsteher derselben, der in einer unbedeutenden Sache nicht seiner Meinung war, auf der Stelle tödtete. Man schrie über Gewalt und Bedrückung,

und Liderich, um zu zeigen, daß er selbst seines Blutes nicht schone, wenn es darauf ankam, Gerechtigkeit auszuüben, ließ ihn, so stark auch die Stimme der Natur in seinem Herzen für ihn sprach, den Kopf abschlagen. Dies harte Verfahren, welches nahe an Grausamkeit gränzte, ob es gleich seinen Unterthanen zur Warnung dienen und die Gesetze aufrecht erhalten sollte, ist ein wichtiger Flecken, in seinem sonst glanzvollen Leben. Es hatte schmerzhafte Folgen. Rotilde härmte sich ab, nach und nach schwanden ihre Kräfte, sie reifte zum Grabe. Ihr Tod erfolgte ein Jahr nachher.

Grimoald, dem Liderich die wichtigsten Ehrenstellen anbot, verlangte zur Belohnung seiner treuen Dienste nichts weiter, als die Einsiedeley, in welcher der weise Egna so viele Jahre verlebt hatte, um dort seine irdische Laufbahn zu beschließen. Er erhielt, was er wünschte, genoß aber die Freuden der Einsamkeit nicht lange, sondern starb bald darauf, von Liderichen beweint, und bedauert von allen denen, die ihn gekannt hatten. Der Graf ließ den Erblaßten, dessen Verlangen gemäß, unweit der Klause zur Erde bestatten. Ein Leichenstein zierte das Grab des edeln und

erd-

redlichen Mannes. Oft wallfahrtete Liberich dahin, und opferte dem Andenken seines würdigsten Freundes eine heiße Thräne.

Auch Dagobert ging einige Jahre nachher zur Ruhe, von Liberichen, welcher an ihm einen Vater verlor, aufrichtig bedauert, und von ganz Frankreich betrauert. Was man auch in den neuern Zeiten von ihm urtheilen mag; so war er doch, seine Schwachheiten und Fehltritte in der Liebe abgerechnet, einer von den edeln Fürsten, die am politischen Himmel des französischen Reichs als ein Stern der ersten Größe funkeln werden.

Liberich regierte zwey und funfzig Jahr, und starb im Jahr 602. zu Aix, woselbst er auch beygesetzt wurde. Die Chronik von Flandern meldet: daß seine Unterthanen über sein Absterben ganz untröstlich gewesen wären; ein Beweis, wie sehr er es sich muß haben angelegen seyn lassen, ihre Liebe zu verdienen.

Druckfehler.

Seite	26	Zeile	10	für Sache, l. Rache
—	32	—	9	von unten, für Freme, l. Fränze
—	67	—	8	für kaum, l. noch kann
—	87	—	14	für Foissons, l. Soissons.
—	104	—	4	für dies, l. des
—	141	—	11	für Tage, l. Page
—	252	—	16	für Flaren, l. Slaven

Neue Bücher in J. C. Hendels Verlage.

Agnes auf Falkenstein, oder die rasche That mit ihren Folgen. Ein Trauerspiel aus den Ritterzeiten, in 4 Aufzügen. Halle 8. Schrbp. 8 Gr.

Dieux, J. L. Weibertreue. Nach Beyspielen aus der Geschichte. 8 Gr.

Dinnemann, E. W. statistisch-geographisch-topogra[illegible] Aus den Nachrichten der neuesten und besten Reisenden zusammengetragen. Halle, 8. Schreibpp. 1 Thlr. 8 Gr.

Büchling, Joh. Dav. kritische Uebersicht der Litteratur der Schulwissenschaften, des Jahres 1790; für Schulmänner, Erzieher und Schulfreunde. Halle, gr. 8. 1 Thlr.

—— Handbuch der vaterländischen Geschichte; zum Schulgebrauch und Selbstunterricht. Erster Theil. gr. 8. Halle 20 Gr.

Etymologische Tabelle der französischen Sprache. (Eine Continuation der lateinischen) Halle 6 Gr.

v. Grosse, C. Marq. Geschichte der Schweiz. B. 1. 8. 1 Thlr.

—— die Schweiz; (geographisch- und statistischen Inhalts) 2 Bände. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

—— der Genius, aus den Papieren des M. v. Grosse. 3 Theile. 2 Thlr. 20 Gr.

Robert, der einsame Bewohner einer Insel im Südmeer. Ein Robinson für Erwachsene. Erster Theil. Halle 8. Schreibpp. 20 Gr.

Zayre, ein Trauerspiel des Herrn von Voltaire. Neu bearbeitet. 8. 6 Gr.

Peter der Grosze
Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen
GEB. D. 9. JUN. 1672. GEST. D. 28. JENN. 1725
Verhelst Sculp. in Mannheim

Gallerie

aller merkwürdigen Menschen,

die

in der Welt gelebt haben.

Erſter Band.

Peter der Große.
Thomas Aniello.
Alexander Pope.
Chriſtine Königin von Schweden.

Chemnitz,
bei Karl Gottlieb Hofmann.
1795.

Gallerie

aller merkwürdigen Menschen,

die

in der Welt gelebt haben.

Erstes Heft.

Chemnitz,

bei Karl Gottlieb Hofmann,

1794.

ÖFF. WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Der Russischen Monarchin

Katharina der Zweiten

Kaiserin und Selbstherrscherin aller Russen

widmet

Peter des Grossen Biographie

in tiefster Unterthänigkeit

der

Verfasser.

Vorbericht.

Jeder von feinem Gefühl, der seinen Verstand ausgebildet und sich Geschmack am Schönen erworben hat, verweilt gern bei dem Andenken merkwürdiger Menschen der Vorzeit, die sich auf so mannichfaltige Art um das Menschengeschlecht verdient gemacht haben. Gute Regenten, Väter und Mütter ihres Vaterlandes, tapfere Kriegshelden, weise Staatsminister, tiefdenkende Gelehrte, gemeinnützige Schriftsteller, erfinderische, geschmackvolle Künstler, Frauen, die ihrem Geschlechte Ehre machen, Stifter nützlicher Anstalten, die werden unserm Andenken immer theuer bleiben, wegen ihres großen Wirkungskreises, wegen ihrer Kenntnisse, wegen ihrer Tugenden, wegen ihrer Verdienste, noch mehr aber wegen ihres Einflusses, den sie nahe oder entfernt auf ihre Zeitgenossen hatten, den sie bis jetzt noch auf die Nachwelt, auf uns haben. Lange schon bin ich auf die Idee gefallen, allen diesen merkwürdigen Menschen aus allen Nationen ein fortwährendes Denkmal zu stiften. Um diese Idee zu realisiren, blieb mir weiter nichts übrig, als

Zutrauen zu unserm deutschen Publikum, einen so wichtigen Plan ausführen zu helfen. Und mit diesem vollen Zutrauen, daß Deutsche aus allen Ständen Gefühl für das Schöne und Gute haben, gern nützliche Unternehmungen befördern, wage ich es, eine Gallerie aller merkwürdigen Menschen, die in der Welt gelebt haben, mit diesem ersten Hefte zu eröfnen. Es ergiebt sich schon von selbst, daß diese Gallerie nicht mit ganz guten, tugendhaften und fehlerfreien Menschen besetzt werden wird; denn wie wenig würden darin blos aufgenommen werden können. Oefters werde ich in Versuchung gerathen, auch lasterhafte Menschen, sogar Bösewichter aufzunehmen, sobald sie sich nur einen gewissen Namen gemacht; denn es kann ein in der Geschichte der Welt sehr merkwürdiger, aber doch lasterhafter Mensch seyn, dessen Andenken nicht als Nachahmung, sondern als Warnung verdient aufbewahrt zu werden.

Alle die Schwierigkeiten, die diesem wichtigen Unternehmen im Wege zu stehen scheinen, habe ich glücklich überwunden; sowohl was die Bearbeitung der biographischen Schilderungen, als die Lieferung der Kupferstiche durch unsere berühmtesten Künstler betrift. Nur von einer einzigen Seite, von der Gröſſe des Unternehmens, scheint die Ausführung dieses Plans gröſsere Hindernisse zu haben, als man anfangs glaubt, allein auch

dafür habe ich geſorgt. Es kann zwar jetzt durchaus nicht beſtimmt werden, wie ſtark das Werk werden mögte: allein, ich gebe im Voraus Jedem, der dies Unternehmen befördert, der ſich für dieſe nützliche Sache intereſſirt, die Verſicherung, daß Niemand in irgend einem Fall gezwungen werden ſoll, ſich zu dem Ankauf des ganzen Werks zu verſtehen. Wer aber Zutrauen zu mir und dieſem meinen Unternehmen hat, und gern das ganze Werk zu beſitzen wünſcht, der pränumerirt (aber unmittelbar bei mir ſelbſt) auf zwölf Hefte, wovon viere einen Band ausmachen, vier Reichsthaler Conventionsgeld, und genießt dabei den Vortheil, daß er die Kupfer in dem Werke ſelbſt und dann noch einzeln in guten Abdrücken erhält, um ſie in einer eignen Sammlung aufzubewahren. Das Werk erſcheint heftweiſe in einem farbigen Umſchlage und auf eben dieſem ſchönen weiſſen Papier, wie hier das erſte gegenwärtige Heft beſchaffen iſt. Jedes Heft beſteht aus vier Bogen und einem dazu gehörigen Portrait. Der Preis eines ſolchen Hefts iſt 8 Gr. — Für diejenigen, welche das Werk ganz, oder einzelne Hefte deſſelben ohne Kupfer zu haben wünſchen, erſcheint es unter dem Titel: Biographien aller merkwürdigen Menſchen, die in der Welt gelebt haben. Der Preis jedes Bandes hiervon iſt 16 Gr. eines einzelnen Heftes 4 Gr. Auch kann man die Bildniſſe beſonders heftweiſe bekommen, wovon vier Blatt einen Heft ausmachen, mit einem

Umſchlag unter folgendem Titel: Bildniſſe aller merkwürdigen Menſchen, die in der Welt gelebt haben. Der Preis eines ſolchen Hefts iſt 18 Gr. jedes einzelne Blatt koſtet 6 Gr. — Dieſe Gallerie werden eröffnen: 1) Peter der Große, Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Ruſſen. 2) Thomaſo Aniello. 3) Alexander Pope. 4) Friedrich Wilhelm, der Große, Churfürſt von Brandenburg. 5) Eliſabeth, Königin von England. 6) Olivier Cromwell. 7) Chriſtina, Königin von Schweden. 8) Auguſt Herrmann Franke. 9) Franz, Graf von Algarotti. 10) Friedrich II. König von Preuſſen. 11) Ninon von Lenclos. 12) Karl Stuart I. König von England. Genau zu beſtimmen iſt freilich nicht, ob die nemliche Folge beobachtet werden kann; ſo viel läßt ſich aber mit Zuverläßigkeit ſagen, daß ſie gewiß, wo möglich, binnen zwölf Monaten, von dieſer Meſſe an gerechnet, nach und nach folgen ſollen. Leipziger Oſtermeſſe 1794.

Der Verleger.

Bei dem ruſſiſchen Bojaren, Artemin Matweef, hielt ſich eine Verwandtin von ihm, die Fräulein Natalia Kyrillowna Narischkin, auf. Sie war ein Frauenzimmer von groſſer Schönheit und vielem Verſtand. In der Hauptſtadt ſollte ſie ſich noch weiter ausbilden, und fand nirgends beſſer, als in dem Hauſe ihres vornehmen Verwandten, Gelegenheit dazu. Dieſer Bojare war ein vertrauter Freund des Zar Alexei Michailowitſch. Ihn fragte er in den wichtigſten Staatsangelegenheiten um Rath, behandelte ihn als Vertrauten, und was damals in Ruſſland viel ſagen wollte, beſuchte ihn ſogar öfters, und blieb bei ihm zum Eſſen, wenn er gerade den Tiſch gedeckt fand. Der Bojare durfte aber dann gar keine Umſtände machen, und ſeine ganze Familie mußte, ſo wie gewöhnlich, ſich mit an den Tiſch ſetzen. Bei dieſer Gelegenheit lernte der Zar die Verwandtin ſeines Freundes kennen. Er erkundigte ſich näher nach ihren Umſtänden, und erfuhr, daß ſie zwar aus einem guten Hauſe wäre, aber kein ſonderliches Vermögen habe, dieſer Mangel würde aber reichlich durch ihren guten, vortreflichen Karakter, und durch ſo viele andere häusliche Tugenden erſetzt. Der Zar verſprach ſeinem Freunde, ſich Mühe zu geben, ihr einen guten Mann zu verſchaffen. Nach einiger Zeit

kamen sie wieder auf das Fräulein zu reden, und der Zar erkundigte sich, ob sich noch kein Bräutigam für sie gefunden hätte. Als diese Frage verneint wurde, gab er zu verstehen, daß er einen guten ehelichen Mann für sie wüßte, der Vermögen genung hätte, mit dem sie gewiß zufrieden seyn würde. Der Zar erklärte sich hierauf genauer, daß Er selbst der Bräutigam wäre, in der Erwartung, daß Natalia ihm nicht den Korb geben würde.

Artemin Matweef warf sich dem Zar zu Füssen. Freude über das Glück seiner Verwandtin, Besorgniß, daß die Zahl seiner Feinde über die genaue Verbindung des Zars durch diese Vermählung noch vergrößert werden möchte, machten ihn stumm. Endlich erholte er sich von dieser Betäubung, und bat demüthigst, daß wenn einmal der Zar diesen Entschluß gefaßt, er wenigstens nach dem üblichen russischen Gebrauch zu seiner zweiten Vermählung schreiten möchte. Dies geschah. Der Entschluß des Zars wurde öffentlich bekannt gemacht. In Kremel*) zu Moscau fanden sich sechzig adliche Fräulein ein, worunter der Zar eine wählen konnte. Er wählte die Natalia, welche sich ebenfalls darunter einfand, zur Braut. Die übrigen wurden entlassen, nachdem sie von ihm waren herrlich bewirthet worden.

Aus dieser Ehe ward den 30. Mai 1672 Peter Alexiewitsch geboren. Die Verkündigungen, welche gleich bei dessen Empfängniß — den 28. August 1671 —

*) Dies war die Benennung des Schlosses zu Moscau.

Simeon Polotsky bekannt machte, und dem Vater schriftlich überreichte, versprachen dem russischen Reich in seiner Person einen Beherrscher, auf den dereinst sein Vaterland stolz seyn sollte.

Der Zar Alexei starb den 10. Febr. 1676, und hinterließ den Ruhm, daß er an der innern Verbesserung des Staats nicht ohne Nutzen gearbeitet. Sein ältester Sohn aus der ersten Ehe, Feodor Alexjewitsch, bestieg den moscovitischen Thron im sechszehnten Jahr. Man rühmt sein gutes Herz, seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten, und sein Bestreben, seine Nation kultivirter zu machen. Seine zweite Vermählung mit einer Ausländerin, Maria Euphrosina, aus der polnischen Familie Lupreprini, schien den Bojaren zu mißfallen. Er starb nach einer kurzen Regierung — den 27. Apr. 1682, in seinem fünf und zwanzigsten Jahr.

Er starb ohne Kinder, hinterließ aber drei Geschwister. Seinen rechten Bruder, Ivan Alexjewitsch, schloß er von der Regierung, als einen blödsinnigen, aus, und ernennte zu seinem Nachfolger Peter Alexjewitsch. Mit dieser Anordnung war die herrschsüchtige Schwester, Sophia Alexjowna, nicht zufrieden. Sie wußte es durch Kabalen so weit zu bringen, daß Zar Peter mit seinem Bruder gemeinschaftlich regierte, sie selbst aber zur Regentin des Reichs erklärt wurde. Hiermit noch nicht zufrieden, suchte sie ihren Bruder Peter zu Grunde zu richten, und da er einen großen Theil der Nation auf seiner Seite hatte, bediente sie sich gerade des schändlichsten Mittels, ihren Zweck zu erreichen. Die Wollust und die Gesell-

schaft junger liederlicher Leute waren die beiden Mittel, die sie ergriff, die Gesundheit und den Geist des Jünglings zu schwächen.

Der Reichskanzler, Wasiley Goltzin, war der Prinzessin Sophia ganz zugethan, auch vornehmlich Ursach, daß sie die Regentschaft erhielt. Dieser Mann war den Absichten Peters und seiner Freunde am meisten hinderlich. Es war voraus zu sehen, daß wenn dieser Mann erst aus dem Wege geschafft wäre, Peters Lage ungemein verbessert werden möchte. Eine Gelegenheit hierzu fand sich sehr bald. Ein Vetter dieses ehrgeizigen und herrschsüchtigen Mannes, Boriz Alexiewitsch Goltzin, ein Freund vom Zar Peter, wünschte seinem Herrn dienen zu können.

Zweimal führte Wasiley Goltzin einen unglücklichen Feldzug gegen die Tatarn, und vorzüglich setzte er sich das letztemal einer grosen Gefahr aus, der er nur durch einen schnellen Rückzug entgehen konnte. Seine Freunde, vornehmlich Sophia und ihr ganz ergebener Iwan, empfiengen ihn mit Freuden; allein Peter tadelte sein ganzes Betragen, und beschuldigte ihn, daß er sich hätte bestechen lassen. Er besorgte, daß Peter ihn wohl gar bestrafen lassen könnte; seine Freundin wollte lieber alles wagen, als ihren Geliebten zu verlieren. Es ward heimlich die Verabredung einer fürchterlichen Verschwörung gegen den Zar Peter getroffen. Nachdem er weggeschafft, wollte Sophia sich des Throns völlig bemächtigen, und sich mit ihrem geliebten Goltzin vermählen. Shoclowitow, ein Mann, der an der Spitze der Streltzi stand, ward sehr bald gewonnen, und sollte die mörderische That vollziehen. Ungefehr sechs-

hundert Mann der Streltzi waren zu seinen Befehlen bereit, nachdem er ihnen vorgestellt, daß Zar Peter und dessen Anhang, die Prinzessin Sophia und deren Bruder umzubringen, beschlossen hätte. Die starken Getränke, die er ihnen zu trinken gab, machten ihnen Muth, und das Versprechen einer reichen Belohnung feuerte sie noch mehr an, ihren mörderischen Anschlag bald zu vollziehen.

Der Zar Peter bewohnte mit seiner jungen Gemahlin, Ewdokia Feodorowna Lapuchin, einer Tochter des reichen Bojaren Feodor Abramowitsch, das unweit Moscau gelegene Schloß, Obrokensko. Dahin eilten die Verschworenen. Es würde gewiß um das Leben dieses Fürsten geschehen seyn, wenn nicht zwei von den Verschworenen sich bald von der übrigen Rotte getrennt, und Petern die nahe Gefahr gemeldet hätten, worin er sich befände. Kaum blieb Petern so viel Zeit übrig, daß er sich mit seiner schwangern Gemahlin, in der größten Eil, nach dem Dreifaltigkeitskloster flüchten konnte. Als die Verschworenen den nicht fanden, den sie suchten, kehrten sie voller Wuth zurück.

Indessen machte Peter diese gegen ihn im Werk gewesene Verschwörung in Moscau bekannt, und bat zugleich Jeden von den Vornehmen, die daran keinen Theil genommen, und alle seine Freunde und Anhänger, eiligst zu ihm in das Dreifaltigkeitskloster zu kommen. Binnen drei Tagen versammelten sich um ihn mehr den sechzigtausend Menschen. In ihrer Begleitung hielt er seinen prächtigen Einzug in Moscau. Die Verbrecher wurden

hart bestraft; die meisten der Verschwornen gerädert, Wasiley Golizin verbannt, die Prinzessin, Sophia, in ein Kloster gesperrt, und der Ivan dankte freiwillig ab. Dieser Prinz starb — den 9. Jun. 1696 — an einer Auszehrung.

Sobald Peter von dem Jahr 1689 der einzige Zar und Beherrscher von Rußland war, dachte er unaufhörlich daran, wie er sein Land, worin Barbarei und Unwissenheit herrschte, kultivirter machen wollte. Rußland stand damals in Ansehung der Kultur und Aufklärung von allen europäischen Ländern und Staaten beinah auf der untersten Stufe. Es wat hier nicht blos eine Reformation in einzelnen Theilen dieses barbarischen Landes nöthig, sondern wenn etwas darin gethan werden sollte, mußte der ganze Staatskörper, freilich nicht durch eine gewaltsame Erschütterung, sondern nach und nach verbessert werden.

Nur ein so heller Kopf, nur ein solcher fähiger Mann, als Peter war, konnte ein so wichtiges Werk vollbringen. Er machte mit dem Militärstande den Anfang, bey welchem wenig Ordnung, keine gehörige Disciplin und noch weniger Taktik geherrscht hatte. Ein junger Genfer, le Fort, war schon in noch jüngern Jahren bei Petern gewesen, und hatte sich wegen seiner nicht gemeinen Kenntnisse, vornemlich in der Kriegskunst, die Liebe des Fürsten ganz erworben. Er trug ihm daher auf, funfzig wohl gewachsene Leute anzuwerben, und sie in den Waffen zu üben. Es war ein ganz neues, ungewöhnliches Schauspiel, in Moscau nach deutscher Art gekleidete Soldaten zu sehen, welche unter dem Fenster des Zars nach der Vorschrift des le Fort exerzierten. Aber noch mehr Aufsehen erregte es

in der Hauptſtadt und im ganzen Lande, daß der Zar, der Gebieter vieler Staaten, ſich nicht ſchämte, bei dieſer von ihm angelegten Kompagnie, ſelbſt Dienſte zu nehmen, und von unten auf zu dienen. Er ward unter ſeinem Hauptmann le Fort Trommelſchläger, trug eine gemeine Mondirung, lebte von ſeinem Sold, und ſchlief bei ſeinen Kameraden. Er ſtieg immer höher, je nachdem er es verdient hatte.

Dieſe Kompagnie ſollte aber vermehrt und nach und nach das ganze ruſſiſche Heer auf dieſen Fuß geſetzt werden. In dieſer Rückſicht ladete der Zar alle fremde europäiſche Offiziere ein, in ſeine Dienſte zu treten. Es fanden ſich viele ein, in der Hoffnung, in Rußland ihr Glück zu machen. Sehr bald ward aus der Kompagnie des le Fort ein Regiment, das aus vielen Bataillonen beſtand. Die Ruſſen wurden ebenfalls nach Art der deutſchen Truppen gekleidet, wurden in den Waffen geübt, und lernten ſehr bald alle die Wendungen und Schwenkungen, welche die Taktik erfunden hat. Peter ließ ſeinem Kapitain, le Fort, einen prächtigen Pallaſt, ganz nach dem neueſten Geſchmack, erbauen. Hierdurch erreichte er zwei Abſichten, einmal wollte er ihm ſeine Erkenntlichkeit auf irgend eine Art erweiſen, und dann ſollten die Ruſſen durch dies Gebäude einen beſſern Geſchmack in der Baukunſt bekommen. Der Zar ſelbſt bewohnte ein weit ſchlechteres Quartier.

Dies möchte in den Augen mancher Kurzſichtigen weiter nichts als Spielerei ſcheinen. Allein des Zars Abſichten giengen viel weiter. Er wollte dadurch die

ſtrengſte militäriſche Subordination bei ſeinen Ruſſen einführen, und durch ſein eigen Beiſpiel zeigen, daß er ſelbſt als Souverain hiervon keine Ausnahme machen wolle.

Indeſſen erndtete Peter ſehr bald die Früchte von den Veränderungen ein, die er beim Militär vorgenommen. Der Haß der Ruſſen gegen die Tataren war nach den beiden unglücklichen Feldzügen nicht erlöſcht, ſondern ſchien bei vorkommender Gelegenheit nur noch mehr auszubrechen. Als Kaiſer Leopold der Erſte, von den Türken gedrängt, Petern um ſeinen Schutz bat, machte der ruſſiſche Monarch ſogleich Anſtalten zu einem Feldzuge gegen die Türken. Peter war indeſſen bis zum Oberſten geſtiegen, und diente unter dem General Boris Petrowitz Czeremetof. Der Zar machte ſich zuerſt an die Belagerung von Aſof, einer auf einer Anhöhe gelegenen Stadt an der linken Seite des Donauſluſſes, in der kleinen Tatarei. Er ſtrebte um ſo mehr nach dem Beſitz dieſer Stadt, da er dieſe Feſtung als eine Vormauer ſeiner Staaten gegen die Einfälle der Tatarn anſehen konnte. Doch der Mangel an Geſchütz und der Mangel an Schiffen hinderte Petern, die Belagerung vor der Hand fortzuſetzen.

Zu Veronitz, einer an dem Fluſſe Veronitz gelegenen Stadt, in deren Nachbarſchaft große Wälder ſind, ließ er die erſten Kriegesſchiffe bauen. An alle mit ihm verbundenen Mächte, an den Kaiſer, Kurfürſten von Brandenburg, an die Generalſtaaten der vereinigten Provinzen, und an mehrere Fürſten ſchrieb er, und bat um Ingenieurs, Künſtler und Gelehrte.

Durch die Aufmunterung des Zars, und durch reiche Geſchenke an die Arbeitsleute, konnte die erſte ruſſiſche Flotte ſehr bald unter Segel gehen. Sie beſtand aus einigen Kriegsſchiffen, aus drei und dreiſſig Galeeren, zwei Galeaſſen und vier Brandern. Le Fort ward über dieſe kleine Flotte Großadmiral, Peter aber diente als Freiwilliger auf einem Schiff vom zweiten Range. Dieſe erſte ruſſiſche Flotte wurde mit Coſaken bemannt. Die türkiſche Flotte wollte eben hinunter in den mäotiſchen See ſegeln, als die ruſſiſche Flotte unter dem Viceadmiral Lima, von Geburt ein Venetianer, die türkiſche dergeſtalt angrif, daß nach einem Seegefecht von zwei Stunden — es war im Maimonat 1696 — zwei türkiſche Schiffe, zwölf Barken und Galeeren in den Händen der Ruſſen waren. Nun nahm die Belagerung von Aſof wieder ihren Anfang, welche ſo gut von ſtatten gieng, daß ſich die Stadt im Junius den Ruſſen mit Kapitulation ergab. Dieſen Platz, der Peters zur Vormauer ſeiner Staaten dienen ſollte, ließ er von ausländiſchen Ingenieurs befeſtigen. Nach dieſem Siege, nach dieſen Eroberungen gab er ſeinen Unterthanen ein prächtiges Schauſpiel, indem er, ganz nach römiſchem Geſchmack, einen triumphirenden Einzug in Moſcau hielt. Nicht er ſtellte bey dieſem Triumph die Hauptperſon vor, ſondern überließ gern dem Großadmiral le Fort und dem Befehlshaber der Landtruppen Simerowitz Schein dieſe Ehre.

Gerade da Peter mit dieſen Siegen beſchäftigt war, da Mazeppa, Oberhaupt der Coſaken, bei Precop den

Tataren ein Treffen lieferte, da er, ſelbſt während des Geräuſches der Waffen, in ſeinen Staaten überall Verbeſſerungen zu machen ſuchte, entwarf ſeine ehrgeizige Schweſter Sophia einen neuen Plan einer Verſchwörung wider ihn. Selbſt aus dem Innerſten ihres Kloſters unterhielt dieſe Prinzeſſin ein geheimes Verſtändniß mit einigen vornehmen Ruſſen, denen die Neuerungen des Zars nicht gelegen waren. Die Verſchworenen hatten die Verabredung getroffen, den Pallaſt des Zars in Brand zu ſtecken, ihn, wenn er ſich retten wollte, aus dem Wege zu räumen, und die Prinzeſſin Sophia auf den Thron zu erheben. Zum Glück ward dieſe Verſchwörung von zwei Theilnehmern derſelben entdeckt. Die Verſchwornen wurden hingerichtet, ſeine Schweſter ließ er aber blos genauer verwahren.

So manche Verbeſſerungen Peter in ſeinen Staaten gemacht hatte, fand er doch, daß noch viel zu verbeſſern übrig blieb. Wenn er von den Ausländern hörte, wie andere Staaten in Vergleichung mit Rußland in einem blühenden Wohlſtand ſich befänden, und dieſer Wohlſtand durch Künſte und Wiſſenſchaften, durch Handlung und Gewerbe, durch Schiffarth, durch Manufakturen bewirkt worden; ſo machte ihn dies aufmerkſam, er wünſchte ſelbſt dieſe Länder zu ſehen, um alles Nützliche und Gute, was ſie hätten, auf ſeinen Staat anzuwenden. Ein unwiderſtehlicher Trieb, der Schöpfer eines neuen Staats zu werden, ließ ihn an keine Schwierigkeiten denken, die mit einer langen Entfernung aus ſeinem Reiche verbunden waren; vielmehr war er bereit, mit Vergnügen alle

Strapazen zu ertragen, alle Mühseligkeiten auszustehen, wenn sie ihn nur seinem großen Ziel näher brächten.

Nachdem er drei Männern, Leo Nariskin, dem Fürsten Boriz Golizin und dem Bojaren Procorofski, die Erziehung und Aufsicht über seinen Sohn Alexej Petrowitsch, nebst der Staatsverwaltung übertragen hatte, trat er seine wichtige Reise an. Nicht in dem Glanz eines mächtigen Fürsten, nicht mit der den Großen so gewöhnlichen Pracht reiste Peter, sondern blos als Privatmann in dem Gefolge seiner Gesandtschaft, die aus dem Admiral le Fort, dem Bojaren Golowin, dem Fürsten Sibrisky und dem Menzikof bestand.

In der Mitte des Aprilmonats 1697 gieng die Gesandtschaft über Riga nach Königsberg in Preussen, wo sich gerade der prachtliebende Kurfürst Friedrich der Dritte — nachmals unter dem Namen Friedrich der Erste, König von Preussen bekannt — befand. Mit unglaublicher Pracht ward Peter empfangen und bewirthet. Diese Pracht war gar nicht dem Geschmack des russischen Beherrschers angemessen, desto größerer Liebhaber war er von den Schmausereien, die nach der damaligen deutschen Sitte in einem reichen Uebermaß von Speisen und Getränken gegeben wurden.

Die Gesandschaft nahm ihren Weg über Pommern nach Berlin; von hier gieng ein Theil über Magdeburg, der andere über Hamburg; hierauf durch Westphalen nach Amsterdam. Peter, der vor Begierde brannte, Holland zu sehen, und ohne Zwang reisen wollte, trennte sich von dem großen Gefolge, das aus dreihundert Perso-

nen bestand, und kam vierzehn Tage eher nach Amsterdam, als die Gesandtschaft.

Hier bewohnte er ein kleines Zimmer im Admiralitätshofe. Doch nicht lange verweilte er sich in Amsterdam, sondern begab sich nach dem, zwei Stunden entfernten, Dorf Sardam. Dies hatte für ihn mehr Reize, als alle Pracht der Höfe, als alle Lustbarkeiten, welche man da anstellt. Hier fand sein Geist Nahrung mancher Art, indem seine Wißbegierde, nützliche Kenntnisse sich zu verschaffen, erfüllt werden konnte. In einer gemeinen Schifferkleidung nahm er bei einem Schiffszimmermann Arbeit an. Er ließ sich in dieser Kunst unterrichten, lebte gerade so, als wie die Zimmerleute; zufrieden mit ihrer Kost, vergnügt mit dem schlechten Kittel, hatte er vor den übrigen Lehrlingen nichts weiter voraus, als daß er besser arbeitete als sie, und eher den Unterricht seines Meisters begrif. Er ließ sich unter dem Namen Peter Michaelioff als gemeiner Zimmermann in die gewöhnliche Liste der Arbeiter einschreiben.

Peter verfertigte selbst unter andern Zimmerarbeiten einen Vordermast, den man in zwei Stücke zerlegen konnte. Dieser Mast, woran er etwas von seiner eignen Erfindung angebracht hatte, war gleichsam das Meisterstück, wodurch er das Meisterrecht gewann. So unbekannt auch Peter mit den wenigen, die er bei sich hatte, und die ihm bei seinen Arbeiten treulich helfen, bleiben wollte, ward er doch von einem Holländer entdeckt, der Briefe aus Rußland erhielt. Peter merkte diese Entdeckung sehr bald, da man ihn nicht weiter mit der Frei-

heit und Offenherzigkeit behandelte, die er von seinen Kameraden sonst gewohnt war. Indessen setzte er seine Arbeiten unermüdet fort, und erwarb sich wegen seiner Kunst bald den Ruhm eines der vortreflichsten Piloten.

Ausserdem hatte Peter Gelegenheit, in Sardam manches Nützliche zu sehen. Hier waren Schneidemühlen, Oehlmühlen, Papiermühlen und Mehlmühlen; hier traf man vortrefliche Manufakturen an. Kurz, hier fand er auf mancherlei Art Gelegenheit, sich nützliche Kenntnisse einzusammeln, die er hernach sehr gut anzuwenden wußte. Zur Erholung beschäftigte er sich mit der Erdkunde, Naturkunde und Mathematik. Der Fürst Sibirski war der einzige, der es dem Zar in seinen Arbeiten beständig gleich zu thun suchte, die übrigen russischen Herren wurden eines so mühsamen Lebens sehr bald überdrüßig. Einige Tage hielt Peter mit diesen Beschäftigungen inne, um in der Gesellschaft seines Freundes le Fort nach dem Haag zu reisen, und dem König Wilhelm dem Dritten einen Privatbesuch abzustatten, indessen seine Abgeschickten prächtig eingeholt und reichlich beschenkt wurden.

Während Peters Abwesenheit, gieng nun in Rußland nicht blos alles ruhig zu, sondern seine Generale erfochten auch zweimal über die Tatarn wichtige Siege.

Nach der Zurückkunft aus dem Haag, hielt sich Peter bald in Sardam, bald in Amsterdam auf. An dem ersten Ort arbeitete er fleißig als Zimmermann fort, und erwarb sich manche andere nützliche Kenntnisse; in Amsterdam besuchte er die anatomischen Vorlesungen des be-

rühmten Ruisch, und fand daran ein so groſses Vergnügen, daß er in der Folge manche chirurgische Operation meisterhaft verrichtete. Unter der Anleitung des Bürgermeisters Witsen, berühmt wegen seiner patriotischen Tugend, und wegen des edlen Gebrauchs, den er von seinen groſsen Reichthümern machte, legte er sich auf die natürliche Philosophie. Er fand eine angenehme Unterhaltung in den nützlichen Gesprächen dieses groſsen Staatsmannes und Gelehrten, der in seiner Jugend bei der Holländischen Gesandtschaft zu Moscau gewesen, und dem Vater des Zar Peter war vorgestellt worden. Noch ehe Peter nach Holland kam, überschickte Witsen ihm seine Karte von der Nordöstlichen Tatarei. Nach einigen Jahren gab er zur Erläuterung dieser Karte sein vortreffliches Werk: Nord- und Ost-Tatarei in Holländischer Sprache (1692) heraus. Peter hielt diesen Mann für seinen vertrauten Rathgeber, dem er nicht leicht etwas abzuschlagen pflegte. Die Juden wollten sich dieses Mannes bedienen, durch ihn bei dem Monarchen die Erlaubniß zu bewirken, sich in den Russischen Landen aufhalten zu dürfen. Sie stellten ihm vor, welche ansehnliche Vortheile die Russen, bei dem Absatz ihrer Landesprodukte durch die Jüdischen Handelsleute, gewinnen würden. Ausserdem erboten sie sich, für die Gewährung ihrer Bitte, dem Zar ein Geschenk von hunderttausend Gulden baar zu machen. Allein Peter glaubte, daß es jetzt noch Zeit wäre, den Juden Sitz und Wohnung in seinem Reich zu verstatten. „Ob die Juden gleich dafür angesehen werden — sagte Peter — daß sie im Handel und Wandel die ganze Welt betrügen:

ſo müßte ich doch fürchten, ſie würden bei meinen Ruſſen zu kurz kommen."

Nachdem Peter bis in die Mitte des Jan. 1698 ſich mancherlei Kenntniſſe in der Schiffbaukunſt und verwandten Wiſſenſchaften erworben, brannte er vor Begierde, in England mit andern Wiſſenſchaften und Künſten bekannter zu werden. Der König ſuchte die Wünſche ſeines Freundes zu erfüllen; er ſchickte ihm ſeine Jacht mit einer Bedeckung von zwei Kriegesſchiffen entgegen. In London wurde dem Zar ſowohl als den Vornehmſten aus ſeinem Gefolge ein prächtiger Pallaſt zur Wohnung angewieſen; allein er bezog dafür lieber ein ſchlechtes Quartier bei dem königlichen Zimmerhofe zu Deptford. In Holland hatte er blos den praktiſchen Theil der Schiffsbaukunſt gelernt; hier lernte er auch dieſe Kunſt nach Grundſätzen unter der Anleitung der größten Baumeiſter dieſes Landes. Er erwarb ſich überhaupt Kenntniſſe von allem, was zu Schiffen erfodert wird, von dem Gießen der Kanonen an, bis zur Verfertigung des Tauwerks; er war bei Verfertigung aller dieſer Dinge ein genauer Beobachter, und legte größtentheils Hand dabei an. Er war eben ſo begierig, die Sitten und die Religion der Nation kennen zu lernen, als ihre Künſte und ihre Regierungsart. Man ſah ihn überall, bei Theologen, Philoſophen, Mathematikern, Künſtlern und Handwerkern, in den Kirchen, auf den Univerſitäten, in den Kaufmannsladen, in den Kaffee- und Spielhäußern. Er kleidete ſich nach den Umſtänden, bald in einen Bootsmann, bald in einen Kavalier, und ſuchte

die Sitten und Gewohnheiten des Landes, wo er lebte, jedesmal so gut, als es sich thun ließ, nachzuahmen. Der König erlaubte dem Zar sehr gern, verschiedene Künstler, wie er dieß auch schon in Holland gethan hatte, nach Rußland in seine Dienste zu nehmen. Unter andern nahm er auch den berühmten Mathematiker, Ferguson, einen Schottländer, mit nach Rußland. Dieser geschickte Geometer führte zuerst die indianischen Ziffern in Rußland ein, die im neunten Jahrhundert von den Arabern in Europa bekannt wurden. Vordem bediente man sich in Rußland der tatarischen Rechnungsmethode, man rechnete nemlich mit Kugeln, die auf einem eisernen Drat gezogen sind. Der Ingenieur Johann Perry gieng auch im Gefolge des Zars nach Rußland. Er führte den Plan Peters aus, vermittelst gewisser Kanäle eine Gemeinschaft zwischen dem Ocean, dem caspischen und schwarzen Meere zu eröfnen, wodurch der Handel nach Persien sehr erleichtert wurde.

Ehe der Zar England verließ, unterhielt ihn der König mit einem Schauspiel, das ganz nach dem Geschmack seines Gastes war, nemlich mit der Vorstellung eines Seetreffens. Kurz vor seiner Abreise machte ihm der König ein Geschenk mit einer sehr schönen Jacht von 25 Kanonen. Mit diesem Schiff gieng Peter zu Ende des Maimonats zurück nach Holland, und nahm drei Hauptleute von Kriegesschiffen, fünf und zwanzig Hauptleute von Kauffartheischiffen, vierzig Lieutenants, dreißig Lootsen, dreißig Wundärzte, zwei hundert und funfzig Kanoniers, und über dreihundert Künstler mit. Von

Holland aus gieng dieſe neue, nützliche Kolonie nach Archangel ab; diejenigen aber, die er in Amſterdam angenommen, reiſten über Narva. So brachte Petern dieſe Reiſe unendliche Vortheile, indem er ſein Reich nicht blos mit neuen Koloniſten bevölkerte, ſondern Künſte und Wiſſenſchaften, die vorher in Rußland beinah ganz unbekannt waren, zugleich immer mehr verbreitete.

Sich noch mehr zu belehren, die Krieges-Diſciplin der Deutſchen kennen zu lernen, reiſte Peter von Holland nach Wien, wozu ihn auch gewiſſe Staatsabſichten beſtimmten. Hier war er ebenfalls zur Vermeidung des beſchwerlichen Hofceremoniels Inkognito. Der Kaiſer Leopold ſtellte ihm zu Ehren mancherlei Luſtbarkeiten an, unter andern ward auch eine ſogenannte Wirthſchaft veranſtaltet. Der Kaiſer ſtellte den Wirth, die Kaiſerin die Wirthin vor, und ſo bewirtheten ſie Leute von allen Nationen, nach der älteſten Weiſe ihrer Länder gekleidet. Peter nahm die Kleidung eines frieslandiſchen Bauers, unter dieſem Karakter redeten ihn die Uebrigen an, und ſprachen mit ihm von dem großen Zar, dem das Wohl ſeiner Unterthanen ſo ſehr am Herzen lag.

Eben war Peter im Begriff, Wien zu verlaſſen, und nach Venedig zu reiſen, als er Nachricht von einem Aufſtande bekam, der in ſeinem Vaterlande ausgebrochen war. Er änderte alſo ſeinen Entſchluß, und reiſte über Warſchau, wo er nur zwei Tage blieb, zurück nach Rußland, wo er den vierten September ankam.

Die Prinzeſſin Sophia war wieder die Urheberin dieſer Verſchwörung. Sie hielt die Abweſenheit des Zars

für den rechten Zeitpunkt, ihre ehrgeizigen Absichten zu erreichen, und bediente sich eines Mittels dazu, das nur selten fehlschlägt. Sie ließ verbreiten, der Zar hätte nur darum sein Vaterland verlassen, weil er an den Gewohnheiten und der Religion seines Vaterlandes einen Ekel hätte. Beide würde er nach seiner Zurückkunft verändern, deutsche Sitten und die katholische Religion einführen. Zehntausend Mann Mißvergnügte marschirten nach Moscau, unter dem Vorwande, ihren rückständigen Sold zu fordern. Noch zum Glücke erfuhr der General Schein, dem der Zar in seiner Abwesenheit den Oberbefehl über das Kriegesheer übergeben hatte, frühzeitig die Absicht der Streizi. Er gieng ihnen daher mit dem General Gordon entgegen, bemächtigte sich eines gewissen Passes, den die Aufrührer leicht hätten bekommen können, wo nicht drei ihrer Anführer unter einander uneinig gewesen wären. Da die Aufrührer keinen Vergleich annehmen wollten, sondern vielmehr einen Angriff auf die Truppen thaten, nahm das Treffen für die Rebellen einen sehr unglücklichen Ausgang. Auf dem Platz blieben auf ihrer Seite 3000 Mann. Von den Gefangenen ließ Gordon den zehnten Mann aufhenken. Und so wurde dieser Aufstand gestillt, ehe Peter nach Moscau kam.

Seine Ankunft war ganz unerwartet. Die Truppen, welche die Streizi geschlagen hatten, wurden belohnt. Zweitausend Streizi wurden hingerichtet, viele Familien verbannt, und ihre Einrichtung und sogar ihr Name aufgehoben. Den Rest schaffte er noch vollends im Jahr 1705 ab, da sie einen neuen gefährlichen Aufstand in

Aſtrachan erregt hatten, der aber noch zum Glück ſehr bald gedämpft ward.

Der Liebling des Zars, le Fort, ſtarb den 12. März 1699 im 46 Jahr. Dieſer Verluſt ſeines Mentors gieng ihm ſehr nah; er beweinte ihn mit der Zärtlichkeit eines Freundes und mit der wärmſten Theilnahme. Ihm hatte er ſeine frühere Bildung zu danken, und viele Einrichtungen, die der Zar traf, waren eigentlich ſein Werk. Aeuſſerlich ehrte Peter das Andenken dieſes merkwürdigen Mannes dadurch, daß er ihn prächtig begraben ließ, in Perſon dem Leichenbegängniß beywohnte, und bei der Prozeſſion die Stelle hinter den Hauptleuten einnahm, damit der Adel dem Verdienſt und der militäriſchen Subordination die gebührende Achtung erweiſen ſollte. Golowin erhielt die Stelle eines Großadmirals.

Menzikof, dieſer neue Liebling des Zars, hatte ſich beinah das nemliche Vertrauen verſchafft, das le Fort ununterbrochen genoſſen. Dieſer neue Favorit war von geringer Abkunft, und gerieth durch einen Zufall mit Petern in Bekanntſchaft. Als ein junger Paſtetenbecker, rief er vor dem Pallaſt des Zars mit freudiger Stimme ſeine Waare aus. Peter ließ ihn heraufrufen, um ſich einen Augenblick an ſeiner Beſtürzung zu vergnügen. Seine gute Geſichtsbildung, ſein freies und artiges Betragen, kurz der junge Menſch gefiel ganz Petern. Er übergab ihn dem le Fort zur weitern Bildung, und fand immer mehr Geſchmack an ſeinem Umgang. Er ſtieg immer höher, und ward der Vertraute ſeines Fürſten.

Das Gute, was Peter in fremden Ländern geſehen

hatte, die vortreflichen Einrichtungen, die er in Holland und England bewunderte, wünschte er auch in Rußland einzuführen. Die erste Veränderung machte er mit dem Militär. Er theilte sein Kriegesheer in ordentliche Regimenter, nach deutschem Fuß; anstatt der vordem üblichen beschwerlichen langen Röcke, gab er den Soldaten kurze Uniformen, und die Kriegesübungen wurden weit regelmäßiger angestellt. Seine Garde war schon vorher so eingerichtet; daher diese neue Einrichtung, vermuthlich da die Strelzi unterdrückt waren, nicht besonders auffallend seyn konnte. Weil er selbst von unten auf den Dienst gelernt hatte, so gab er den Befehl, daß die Söhne seiner Fürsten und Bojaren erst gemeine Soldaten seyn sollten, ehe sie Offiziere werden könnten.

Peter verbesserte dadurch seine Finanzen, daß er gewisse Bürger und Bürgermeister zu Einnehmern der Landeseinkünfte setzte, welche Einnahme die Bojaren vorher besorgt hatten, die aber dem Landesherrn blos nach Gutdünken bezahlten. Diese neue Einrichtung war zwar mit großen Schwierigkeiten verbunden, allein Peter setzte sie doch durch.

Die russische Kirche ward bis dahin von einem Patriarchen beherrscht, unter dessen geistlichen Gerichtsbarkeit der Zar selbst stand. Als der Patriarch Adrian gestorben war, besetzte Peter diese Stelle nicht weiter. Der Nowogrodische Erzbischof, Theophan Prokopowitsch, beförderte Peters Absichten, auch in diesem Stück eine nützliche Veränderung vorzunehmen, die Patriarchenstelle gänzlich aufzuheben, und dafür ein geistliches Kollegium, die heis

lige Synode genannt, anzuſtellen. Allein die vornehmen Geiſtlichen, welche nach einer ſo vornehmen Würde lüſtern waren, drangen noch immer auf die Wiederbeſetzung dieſer höchſten geiſtlichen Stelle. Man hatte ihm, da er gerade im Synod zugegen war, in dieſer Rückſicht eine Bittſchrift vorgelegt. Peter gerieth darüber in einen gerechten Zorn, ſchlug mit der einen Hand auf die Bruſt, mit der andern zog er ſeinen Hirſchfänger heraus, ſchlug mit der platten Klinge auf den Tiſch, und ſagte: „Da habt ihr euren Patriarchen!“ In Anſehung der Aufnahme in die Klöſter machte er die Verordnung, daß Niemand vor dem funfzigſten Jahre aufgenommen werden ſollte.

Bis dahin fiengen die Ruſſen ihr Jahr mit dem erſten September an, Peter richtete ſich nach den übrigen europäiſchen Ländern, und beſtimmte, daß künftig das Jahr mit dem erſten Januar angehen ſollte. Dieſe Veränderung nahm er mit dem Anfang eines neuen, des achtzehnten Jahrhunderts vor. Doch führte er den gregorianiſchen Kalender nicht ein, weil ihn die engliſchen Mathematiker verwarfen.

Ueberhaupt ſuchte Peter die Sitten und Gewohnheiten ſeiner rohen Ruſſen nach und nach umzuſchaffen. Das weibliche Geſchlecht, das vorher eingeſchloſſen war, bekam jetzt mehr Freiheit, und dem Bräutigam ward es erlaubt, ſeine Braut vor der Hochzeit zu ſehen. Er ſchaffte die langen Kleider und langen Bärte ab. Seine Hofleute mußten damit den Anfang machen. Um ſich mehr Zutrauen bei ſeinen Unterthanen zu erwerben, wollte er den erniedrigenden Ausdruck, Sklave, deſſen ſich jeder Ruſſe,

wenn er mit dem Zar sprach, oder ihm eine Bittschrift überreichte, vorher bediente, nicht weiter dulden, sondern führte dafür das Wort: Unterthan, ein. Er legte auf der Landstraße von Werst zu Werst Meilenzeiger an, und traf die Veranstaltung, daß auf jede zwanzig Werste ein Wirthshaus angelegt werden mußte.

Indem Peter auf die Verbesserungen seines Reichs bedacht war, ließ er dabei die politischen Angelegenheiten nicht aus der Acht. Seine Vorfahren hatten Ingermannland, Esthland und Liefland gehabt, und diese schönen Länder wurden unter dem falschen Demetrius von den Schweden erobert, deren Besitz Peter um so mehr wünschte, weil er dadurch nicht blos seine Staaten erweiterte, sondern auch die Ufer der Ostsee zur Vergrößerung seines Handels benutzen konnte. Als Peter bei seiner ersten Reise durch Liefland gieng, gefiel ihm die Fruchtbarkeit und die schöne Lage dieses Landes. Mehrere Tage hielt er sich in Riga auf, und wollte mit le Fort die Festungswerke des Schlosses besehen; allein Graf Dahlberg, Kommandant der Stadt, wollte ihm dazu keine Erlaubniß geben. Peter konnte seinen gerechten Unwillen über diese Versagung nicht verbergen, und sagte in einem heftigen Ton: „Nun ich hoffe mit der Zeit im Stande zu seyn, dem König von Schweden eine gleiche abschlägige Antwort geben zu lassen.“ Der mit den Türken geschlossene Friede machte ihn um so mehr geschickt, an die Ausführung eines solchen Plans zu denken.

Friedrich, König von Dänemark, August, König von Polen, und der Zar Peter vereinigten sich, gemein-

ſchaftlich den jungen König von Schweden, Karl den Zwölften, zu bekriegen. In Schweden gerieth bei der Nachricht von den Zurüſtungen dieſer drei Mächte alles in Beſtürzung. Der junge König von Schweden, an Vergnügungen und Pracht gewöhnt, fand ſich zwar im Staatsrath ein, allein er ſchien keinen Antheil an den Berathſchlagungen zu nehmen. Allein, da er mit einem fürchterlichen Krieg bedrohet ward, ſchien er gleichſam aus ſeiner bisherigen Gleichgültigkeit zu erwachen und erklärte ſich zum Erſtaunen aller Reichsräthe: „Ich bin nie willens, einen ungerechten Krieg anzufangen; aber ich werde auch keinen rechtmäßigen Krieg eher endigen, bis ich meine Feinde gedemüthigt habe. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Ich werde den Erſten angreifen, der ſich gegen mich erklären wird, und habe ich dieſen beſiegt, ſo hoffe ich auch den andern ſchon Furcht beizubringen.“ Von dieſem Augenblick lebte, dachte, ſpeiſete, gieng Karl als Soldat. Ganz Europa gerieth in Erſtaunen, wie Karl der Zwölfte, damals noch nicht völlig achtzehn Jahre alt, ſeine zahlreichen Feinde beſiegte; wie er in Dänemark eine Landung that, und den Krieg mit dieſer Krone binnen ſechs Wochen endigte; wie er ein Korps zum Entſatz von Riga ſchickte, und die Belagerung des Patkul fruchtlos machte; wie er im November über Eis und Schnee den Marſch antrat, und die Ruſſen ſchlug, welche mit der Belagerung von Narva beſchäftigt waren.

Peter rückte mit einem Kriegsheere von 80000 Mann in Liefland, ſchloß Narva ein, und fieng es zu

belagern an. Der junge König Karl schiffte sich in größter Eil mit 18000 Mann ein, landete glücklich in Liefland; weil ihm aber nicht alle Truppen so geschwind folgen konnten, gieng er blos mit 8000 Mann dem zehnmal stärkern Feinde entgegen. Nach Eroberung einiger wichtiger Posten, stand er — den 30. Nov. 1700 — vor dem stark verschanzten Lager des russischen Heers.

Karl stellte sein Kriegsheer in Schlachtordnung. „Mit Gottes Hulfe" war die Losung — und so mit drangen die Schweden in die Verschanzungen der Russen. Den letztern that der heftige mit Schnee vermischte Sturm sehr vielen Schaden, weil er ihnen gerade ins Gesicht wehete. Beide Flügel der Russen mußten weichen. Der rechte ward nach dem Fluß zu getrieben; ein Theil fand in dem Strom sein Grab; ein anderer, der sich über eine Brücke zu retten suchte, stürzte mit dem Einbruch derselben hinab in die Narva, und ein dritter Theil zog sich in die Verschanzungen zurück, und mußte sich nach einer desperaten Gegenwehr dem Sieger ergeben. Indessen bemächtigten sich die Schweden einer Anhöhe mit der Hauptbatterie, und verhinderten dadurch eine Vereinigung mit dem linken Flügel. Die einbrechende Nacht machte den Angriff des rechten Flügels unmöglich, er ergab sich aber, weil er die großmüthige Behandlung Karls, daß er nur die Generals zu Gefangenen behalten, die Officiers und Gemeinen aber nach niedergelegtem Gewehr frei abziehen lassen wollte, erfuhr. Karl verlor bei diesem Treffen nicht mehr als 1200 Mann. Von den Russen blieben 6000 auf dem Schlachtfelde. Die

Schweden erbeuteten hundert und fünf und vierzig Kanonen, die Kriegeskasse, große Magazine, und eine Menge mit allerlei Lebensmitteln beladner Wagen. Die Schweden nahmen nun von dem ganzen Lande Besitz, und der Sieger hielt, von seinen gefangenen Generals begleitet, seinen triumphirenden Einzug in das entsetzte Narva.

Die Russen konnten es nicht begreifen, wie es möglich, daß eine so große Armee von einer so kleinen geschlagen worden war. Allein dies Räthsel läßt sich sehr leicht lösen, wenn man bedenkt, daß sich bei dieser großen russischen Armee nur sehr wenig geübte Soldaten befanden, die sich mit dem unweit kleinern, gut geübten und gut disciplinirten Heer der Schweden freilich nicht messen konnten.

Vor dieser merkwürdigen Schlacht, sagte Karl gleichsam im prophetischen Geiste: „Ich werde die Moscowiter schlagen; legt ein Magazin zu Lais an, wenn ich Narva werde entsetzt haben, so will ich durch diese Stadt gehen, und hierauf die Sachsen schlagen.“ Als Peter die Niederlage seiner Armee durch den General Czeremetof erfuhr, sagte er: „Ich habe es wohl vorhergesehen, und weiß es recht gut, daß uns die Schweden lange Zeit schlagen werden: aber endlich werden wir sie auch besiegen lernen. Wir wollen uns anfänglich hüten, Haupttreffen mit ihnen zu wagen; durch kleine Gefechte müssen wir den Krieg lernen, und sie nach und nach schwächen.“

Peter hatte durch diese Niederlage zugleich seine ganze Artillerie verloren. Diesen Verlust zu ersetzen,

nahm er die Glocken aus den Kirchen und Klöstern, woraus er hundert große Kanonen, hundert drei und vierzig 63pfündige Feldstücken und einige Mörser und Haubitzen gießen ließ. Er war jetzt darauf bedacht, die Fortsetzung des Krieges zu beschleunigen, trat mit dem König von Dänemark in Unterhandlungen, und besprach sich zu Birzen mit dem König August von Polen. Hier ward im Februar 1701 zwischen beiden Monarchen ein Bündniß geschlossen, nach welchem Peter dem August nicht blos Subsidien, sondern auch eine Hülfsarmee von 20000 Mann versprach, der letztere aber dem Zar gute deutsche disciplinirte Truppen geben sollte.

Karls wichtigstes Geschäft ist jetzt, die Sachsen aus Liefland zu vertreiben. Er gehet mit seinen Schweden im Angesicht der Sachsen über die Düna, und ungeachtet sie eine sehr vortheilhafte Stellung genommen hatten, erfochte er doch über sie einen vollkommenen Sieg. Nach diesem Siege fand Karl keinen Widerstand weiter; er nahm Besitz von Curland, und munterte zugleich die mißvergnügten Polen auf, sein Vorhaben, den König August abzusetzen, zu begünstigen. Karl erreichte wirklich seinen Zweck, drang mit seinem Heer in Polen ein, und nöthigte durch den Altranstädter Frieden — den 24. Septemb. 1706 — Augusten, auf die polnische Krone Verzicht zu thun, und setzte an dessen Stelle den Pjasten, Stanislaus Leszinski, auf den Thron.

Indessen schienen die Russen, durch die Kriege mit den Schweden, das Kriegführen selbst besser zu lernen.

Zwar ſiegten die Ruſſen nur dann, wann ihre Uebermacht ihnen einen gewiſſen Sieg über die Schweden zu verſprechen ſchien; allein ſelbſt ſolche Siege waren Beweiſe, wie ſehr ſie ſich verbeſſerten, wie ſehr ſie bemühet waren, den Krieg nach Grundſätzen und Regeln zu führen.

Selbſt während dieſer immer währenden Unruhen war Peter darauf bedacht, ſein Reich mit guten Manufakturen und Fabriken zu verſehen. Aus Sachſen und Polen ließ er Schaafe kommen, um Wolle zu guten Tuchfabriken zu erhalten. Er legte Papiermühlen und Linnenfabriken an. Künſtler und Handwerker, woran in Rußland immer noch Mangel war, wurden unter ſehr annehmlichen Bedingungen eingeladen, in das Reich zu kommen, vornemlich wünſchte er noch mehrere Grobſchmiede, Kupferſchmiede, Waffenſchmiede und Gieſſer zu haben.

Indeſſen Karl immer tiefer in Polen eingedrungen war, machte Peter anſehnliche Eroberungen in Ingermannland und Liefland. Bei dem kleinen Fluß Embach — den 19. Jul. 1702 — erhielten die Ruſſen, unter der Anführung des Feldmarſchalls Scheremetow, einen beträchtlichen Sieg über die Schweden. Die Ruſſen bekamen auch bei dieſer Gelegenheit die kleine Stadt Marienburg. Dieſer ſonſt unbedeutende Vorfall verdient deswegen bemerkt zu werden, weil ſich unter den daſelbſt befindlichen Gefangenen ein Frauenzimmer befand, die in der Folge eine ſehr große Rolle geſpielt hat. Dies Mädchen war zu Ringen, einem Dorf in

Eſthland, von Landleuten geboren, und hieß Martha. Ihre Eltern ſtarben, da ſie noch ſehr jung war; der Prediger, Glück, im Dorf nahm ſich der armen Waiſe an, ſorgte für ihren Unterricht und für ihre Ausbildung. Sie verſprach ſich mit einem Unteroffizier zu Marienburg, der aber während der Belagerung der Stadt, an ſeinem Hochzeittage, verſchwand, und niemand wußte, wo er geblieben war. Der General Bauer nahm dies Mädchen in ſeinen Dienſt, hernach kam es zum Marſchall Scheremetow, dann zum Fürſten Menzikof. Hier lernte ſie Peter bei ſeinem Liebling kennen, verliebte ſich nicht ſo wohl in ihre glänzende Schönheit, als in ihre große Seele. Sie war ein Weib ganz nach ſeinem Sinn, entſchloſſen, muthig, von großem Geiſte, die gern alle ſeine Unternehmungen und Verbeſſerungen, wo ſie nur konnte, unterſtützte und beförderte. Er vermählte ſich mit dieſer Martha — die von der Zeit, da ſie die griechiſche Religion angenommen, Katharina hieß — nachdem er ſchon lange vorher ſeine erſte Gemahlin verſtoßen hatte.

Nach Marienburgs Einnahme, eroberten die Ruſſen die zwar kleine aber in vielem Betracht wichtige Feſtung Nyenſchanz an der Neva. Hier legte Peter — den 27. Mai 1703 — eine neue Stadt, nach ihm St. Petersburg genannt, an, die Reſidenz der folgenden Beherrſcher des ruſſiſchen Reichs. Peter wünſchte ſchon vor dem Kriege mit Schweden, einen Hafen an der Oſtſee zu haben, um theils eine Flotte zu erbauen, theils die Schiffarth in blühendern Zuſtand zu ſetzen.

Dieſer Ort ſchien ſeinen Abſichten bequem zu ſeyn. In der ganzen Gegend fand er vor ſich weiter nichts, als eine einzige hölzerne Fiſcherhütte, darin er ſich anfänglich aufgehalten hat, welche gegenwärtig zum Andenken erhalten wird. Er ſelbſt machte den Riß zu dieſer neuen Stadt, und ließ Arbeitsleute aus allen Orten kommen, damit er das Vergnügen haben möchte, ſie recht bald in ihrem Glanz zu ſehen. Als Karl von dieſem wichtigen Unternehmen Peters hörte, ſagte er: „Er mag immer Städte bauen, ich werde ſie ſchon wieder zu zerſtören wiſſen.“

Zur Sicherheit für Petersburg legte er auch die Veſtung Kronſchlos an; verfertigte nach dem Riß ein hölzernes Model, und Menzikof mußte die Ausführung ſeines Entwurfs beſorgen. Den Winter — des J. 1703 — brachte er zu Moſcau zu, und arbeitete unaufhörlich, ſelbſt bei den fortwährenden Kriegesunruhen, die Einrichtungen, welche er bereits getroffen hatte, wirklich einzuführen, ſeine Unterthanen nach und nach kultivirter zu machen, ihnen Geſchmack an Wiſſenſchaften und Künſten beizubringen, und durch ſein eigen Beiſpiel zu zeigen, welchen großen Nutzen dieſe Verbeſſerungen für den Staat und jedes einzelne Mitglied haben.

Im folgenden Jahr fieng Peter die Kriegesoperationen ſogleich an, als es nur die Witterung erlaubte. Erſt nahm er eine kleine ſchwediſche Flotte weg, die ſich ſeinen Unternehmungen widerſetzen wollte, und dann belagerte er Narva, wobei er jene merkwürdige Niederlage erlitten, und zwar auf beiden Seiten, zu Waſſer und zu Lande. Aber was beinah unglaublich ſcheint, er belagerte

zu gleicher Zeit Dörpt in Eſthland. Bald war der Zar bei ſeinen Soldaten vor Narva, bald bei denen vor Dörpt, munterte ſie durch ſeine Gegenwart auf, ließ ihnen ihr Lieblingsgetränke, Brantwein, reichlich einſchenken, und trank manches Gläschen mit ihnen. Der Soldat that mehr, als wenn ihm noch ſo große Belohnungen wären verſprochen worden; dieſe Vertraulichkeit ihres Beherrſchers mit ihnen, dieſe Gemeinſchaft mit dem gemeinſten Soldaten, war der ſtärkſte Sporn, mit vereinigten Kräften ihre Pflichten zu erfüllen. Bei dem allen ſah es mißlich aus, indem der ſchwediſche General Schlippenbach in der Nähe von Dörpt mit dritthalbtauſend Mann ſtand, und einen Verſuch machte, mit dieſer Verſtärkung in die Stadt zu kommen. Blos eine gut ausgeſonnene Kriegeslift Peters vereitelte den Plan des ſchwediſchen Generals; der Zar ließ nemlich für zwei Regimenter Infanterie und ein Regiment Reiterei ſchwediſche Uniformen machen. Dieſe angeblichen Schweden griffen die Laufgräben an, und die Ruſſen zogen ſich zum Schein zurück; hierdurch ließ ſich die Beſatzung täuſchen, und that einen Ausfall. Die Ruſſen vereinigten ſich jetzt mit ihren Brüdern in ſchwediſchen Uniformen, griffen die Schweden an, von denen die Hälfte auf dem Platz blieb, und die Uebriggebliebenen ſich in die Stadt zurückzogen. Schlippenbach kam bald hernach, erlitt eine gänzliche Niederlage, und die Stadt Dörpt ergab ſich mit Kapitulation an die Ruſſen.

Obgleich Peter zu eben der Zeit in der Gegend ſeiner neuen Stadt, von dem ſchwediſchen General Löwenhaupt, einen anſehnlichen Verluſt litt, hinderte ihn dies doch

nicht, sowohl mit dem Bau der Stadt, als mit der Belagerung von Narva fortzufahren. Er eroberte diese Festung — den 20. Aug. 1704 — mit Sturm. Ungeachtet seines strengen Befehls an die Soldaten, nichts zu plündern, und keine Grausamkeiten zu begehen, übertraten sie doch diesen seinen menschenfreundlichen Befehl leider. Er selbst befreiete verschiedene Weiber aus ihren barbarischen Händen, that dem Plündern Einhalt, und tödtete jeden, den er auf unrechten Wegen antraf. Dann begab er sich mit seinem blutigen Schwerd aufs Rathhaus, wohin viele Bürger geflüchtet waren, um hier Schutz zu suchen. Er legte sein Schwerd auf den Tisch, und sagte: „Mein Schwerd ist nicht mit dem Blut eurer Bürger, sondern mit dem Blut meiner eignen Soldaten gefärbt, die ich zu eurer Erhaltung aufgeopfert habe."

Jetzt war Peter Herr von ganz Ingermannland, und übertrug die Regierung dieser neueroberten Provinz seinem Liebling Menzikof, den er zugleich in den Fürstenstand erhob. Die Schweden hätten diese Eroberung sehr leicht verhindern können, wenn sich Löwenhaupt nach dem über die Russen erfochtenen Sieg nach Liefland, Esthland und Ingermannland gewendet hätte. Die Schweden schwärmten zwar mit ihrer Flotte bei Petersburg herum, und drohten die Anlage dieser neuen Stadt zu zerstören, allein sie wurden von den Russen zurückgetrieben.

Indessen der Zar gegen Curland vorrückte, um sich zum Herrn von Liefland zu machen, beschäftigte sich Karl von Schweden damit, die unruhigen Polen zum Gehorsam gegen den neuen König zu zwingen. Peter blieb mit

seinem Korps bei Wilna stehen, indessen Scheremetow sich Mietau näherte. Hier traf er den schwedischen General Löwenhaupt an. Es kam zwischen beiden drei Meilen von Mietau, bei Gemauershoff oder Gemauer, zu einem Treffen, wobei die Schweden siegten, und den Russen — 26. Jul. 1705 — ihre ganze Artillerie wegnahmen. Ungeachtet dieses Verlustes eroberte Peter Mietau.

Es verbreitete sich ein Gerücht durch das ganze russische Reich, als wenn Peter in der Schlacht bei Gemauer geblieben wäre, welches die für ihn schädliche Folge hatte, daß der Rest der alten Strelzi sich abermals gegen ihn empörte. Scheremetow mußte nach Astrakan, wo der Aufstand ausgebrochen war, und die Rädelsführer bestrafen. Bei den mancherlei Unfällen, welche den Zar betrafen, bei Karls Glück und Tapferkeit, bei dem Mißvergnügen, welches sich ein Theil der russischen Nation nur zu deutlich merken ließ, blieb sich Peter immer gleich, und erwartete von dem Glück sowohl, als von seiner Tapferkeit den besten Ausgang seiner Sache.

Er suchte den unglücklichen König August, mit dem er sich in Grodno unterredete, zu trösten, und versprach, als ein treuer Bundesgenosse, ihn nach seinen Kräften noch ferner zu unterstützen. Peter brachte den Winter wieder in Moscau zu, und fuhr fort, seine Staaten durch den Flor der Künste und Wissenschaften blühender zu machen.

August entfloh in Eil nach Sachsen, Karl siegte über die vereinigten Russen und Sachsen bei Hochstadt, ein

Sieg, der mit vielen Grauſamkeiten ſelbſt noch nach dem Treffen von Seiten der Schweden begleitet war. Auguſt im äußerſten Gedränge, in Sachſen in der Gewalt ſeines Feindes, ſiehet ſich genöthigt, wenn er nicht alles verlieren will, mit dem ſiegenden Karl einen Vergleich zu ſchlieſſen, auf die polniſche Krone Verzicht zu thun, der Allianz des Zars, ſeines Wohlthäters, zu entſagen, und den General Patkul auszuliefern.

Selbſt dies neue Unglück ſchlug Petern nicht ganz nieder. Bald nachher — den 19. Nov. 1706 — gewann Menzikof nicht weit von Kaliſch eine Schlacht gegen die Schweden unter dem General Meyerfeldt. Karl ſtand mit ſeinem Heer zu Altranſtädt nicht weit von Leipzig. Ganz Deutſchland zitterte, Jedermann demüthigte ſich vor ihm. Er bereicherte ſeine Soldaten mit der Ausbeute von Sachſen. Karl der Sieger eilte jetzt durch Polen, um ſeine Eroberungen und Siege zu vergröſſern, indem er nichts gewiſſers erwartete, als nun auch die Ruſſen zu ſchlagen. Es fehlte wenig, ſo bekam er den Zar bei Grodno gefangen. Peter war jetzt, bei der Annäherung Karls, beſorgt, nicht blos ſeine neuen Eroberungen zu verlieren, ſondern ſogar von ſeinen Erbſtaaten etwas fahren laſſen zu müſſen.

Karl bemächtigte ſich Grodno. Die Ruſſen zogen ſich nach dem Dnieper zurück, und nahmen ihren Weg durch Litthauen, verwüſteten die ganze Gegend, damit die Schweden keinen Lebensunterhalt finden ſollten. Bei Mohilo machte Peter halte, und that Karln Friedensvorſchläge. Als Karl davon nichts wiſſen wollte, ſagte Peter:

„Mein Bruder Karl will den Alexander spielen, ich hoffe aber, daß er keinen Darius an mir finden wird.“

Der König von Schweden stand jetzt an den Ufern des Dniepers, und war zweifelhaft, was er machen sollte. Der Ataman der Donischen Kosaken, Mazeppa, gieng zu Karln über. Dieser Mann, der siebenzig Jahr alt war, ward an Petern, seinem Wohlthäter, zum Verräther. Er versprach für Lebensmittel und Ammunition zu sorgen. Karl erwartete auch noch eine Armee unter der Anführung des General Löwenhaupt von siebzehn bis achtzehn tausend Mann. Diese Hoffnungen machten ihn dreust, er gieng über den Dnieper, und rückte gegen die Desna vor. Die Russen machten den Weg unsicher. Von Mazeppa hörte man nichts. Menzikof beunruhigte die Vordertruppen des Königs. Der General Löwenhaupt hatte den Befehl zum Aufbruch zwölf Tage zu spät erhalten. Er kam jetzt, Peter ließ ihn über den Dnieper gehen. Bei dem Dorfe Leszno — den 7. Octob. 1708 — kam es zu einem Treffen, das aber wenig entscheidend war. Den andern Tag ward dies Treffen fortgesetzt. Die Russen wichen, allein Peter ließ auf die Flüchtlinge feuern. Dadurch brachte er seine Russen wieder zum Stehen, und grif nun, nach einer erhaltenen Verstärkung von viertausend Dragonern, den Feind zum drittenmal an. Löwenhaupt verlor zusammen an zwölftausend Mann mit der ganzen Zufuhr, welche für Karls Armee bestimmt war. Dies war die erste große Feldschlacht, welche der Zar einem Feind abgewann, der immer zu siegen gewohnt war. Zugleich erfuhr Peter, daß der General Apraxin

einige Meilen von Narva ebenfalls einige Vortheile über den Feind erhalten habe. Dies machte ihm neuen Muth, und vom nemlichen Muth wurden auch seine Soldaten beseelt.

Karl stand mit einem Heer von fünf und zwanzig bis sieben und zwanzigtausend Mann in der Ukraine. Zu ihm war Löwenhaupt mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen gestoßen, und Mazeppa kam auch, aber nicht mit den versprochenen zwanzigtausend Mann, sondern blos mit zwei Regimentern, indem die übrigen ihn verlassen hatten, da sie hörten, daß er als Verräther zu den Schweden übergehen wollte. Karl nahm seinen Weg durch ein beinah ganz verwüstetes Land, wo man kein Dorf antraf. Die Kälte im Monat December war so ausserordentlich heftig in dieser Gegend, daß auf einem einzigen Marsch beinah zweitausend Mann in seiner Gegenwart todt niederfielen. Der schwedische Kanzler, Graf Piper, bat Karln vergebens, entweder bei der kleinen Stadt Romna halte zu machen, oder zurück über den Dnieper nach Polen zu gehen. Karl wollte sich weder zu dem einen noch zu dem andern verstehen, weil er glaubte, daß ein Rückzug ihm zur Schande gereiche. Er rückte also in einem wüsten Lande weiter vor, wo er nirgends Lebensmittel fand, als das wenige Vieh, womit die bestürzten Einwohner in Höhlen geflüchtet waren. Die Unglücklichen verloren nicht blos das Einzige, von dem sie Lebensunterhalt hatten, ihr Vieh, sondern auch bei der geringsten Widersetzlichkeit, ihr Leben.

Karl gieng im Monat Mai 1709 auf Pultawa los. Sein Plan war, erst wollte er Pultawa erobern, und dann nach Moscau gehen. Pultawa liegt an dem Fluß Worskla, nah bei einer Kette von Bergen, von welchen man sie gegen Norden beschießen kann; die östliche Seite ist eine weitläuftige Wüstenei; allein gegen Westen ist die Gegend fruchtbarer und volkreicher. Diese Stadt, welche einen Ueberfluß an Lebensmitteln hatte, konnte Karln zu einem Waffenplatze dienen. Die Einnahme dieser Stadt war daher eine für ihn sehr wünschenswerthe Sache. Er fieng die Belagerung derselben sogleich an.

Dies war eben, was Peter wünschte. Die verschiedenen Korps hatte er dergestalt vertheilt, daß er sie sehr bald zusammenziehen konnte. Er war mit Geschütz, Kriegesbedürfnissen und Lebensmitteln gut versorgt. Seine Truppen waren frisch, und durch keinen beschwerlichen Marsch abgemattet, bereit einen Feind zu schlagen, mit dessen Art Krieg zu führen, sie bereits bekannt waren. Mit einem Heer von ohngefehr sechzigtausend Mann erschien er — den 15. Jun. 1709 — vor Pultawa. Karls Heer hatte sich indessen eher vermindert als verstärkt.

Erst fielen kleine Scharmützel vor; in einem derselben bekam Karl eine Wunde an der linken Ferse. Als er erfuhr, daß Peter ihn angreifen wollte, verließ er das Bette, ließ seine Armee ausrücken, er selbst ward in einer Sänfte getragen, und ermunterte Glied vor Glied seine Soldaten, als tapfere Männer zu fechten. Peter vertrat die Stelle eines General-Majors. Den rechten

Flügel kommandirte der General Bauer, den linken Menzikof und das Mitteltreffen Scheremetew. Dies Treffen — den 8. Jul. — währte zwei Stunden. Einer von Karls Sänftenträgern ward getödtet, und die Sänfte selbst in Stücken geschossen. Karl ließ sich nun auf Lanzen tragen. Peter bekam verschiedene Schüsse in seine Kleider und in seinen Hut. Dem Fürsten Menzikof wurden drei Pferde unter dem Leibe getödtet. Zuletzt mußten die Schweden weichen, nachdem zehntausend Mann auf dem Schlachtfelde geblieben waren. Mit den wenig Uebriggebliebenen nahm Karl die Flucht. Menzikof setzte den Flüchtigen nach, und Löwenhaupt mußte sich noch mit zwölftausend Schweden an achttausend Russen ergeben. Karl verwundet, nur von seinem treuen Poniatowsky und Mazeppa begleitet, entschloß sich, da er erfuhr, daß auch sein Kanzler Piper und sein General Renschild gefangen wären, nach Bender zu den Türken zu flüchten. Die Russen hatten bei dieser äußerst merkwürdigen Schlacht nicht mehr als dreizehnhundert verloren. Erbeutet hatten sie das ganze Lager, die ganze Artillerie, und die meisten Generale und einige tausend Gemeine zu Gefangenen gemacht.

Diese Schlacht bei Pultawa machte in Europa eine sehr große Veränderung. August erklärt den Altranstädter Frieden für erzwungen und für nichtig, verbindet sich wieder mit Rußland und Dänemark, und sucht für seine Person in Ansehung der Wiedererlangung der livländischen Krone Vortheile zu ziehen. Peter war ihm

dazu beförderlich, gieng selbst nach Warschau, und verschafte dem August den polnischen Thron wieder, nachdem Stanislaus auf die Krone Verzicht gethan, sobald die Republik es verlangte. Peter schloß mit den Königen von Dänemark, Polen und Preußen ein Bündniß wider Schweden.

Unter solchen günstigen Umständen setzte Peter seine Eroberungen muthig fort, und nahm — 1710 — von ganz Liefland, Esthland und Karelien Besitz.

Indessen war Karl in Bender sehr gut aufgenommen worden; die Pforte setzte ihm täglich fünfhundert Thaler zur Führung seines Hofstaats aus. Damit war dem König von Schweden nicht allein gedient, er verlangte von den Türken eine thätige Hülfe. Peter sah vorher, wie viel ihm diese Verbindung Schaden bringen könnte, er ließ daher durch seinen Abgesandten bei der Pforte, den Grafen Tolsty, im Decemb. 1709 den letzten Friedensschluß nochmals bestätigen, damit er von dieser Seite ausser Sorgen seyn möchte. Der Grosvezier war besonders für den russischen Hof, und hinderte jedesmal die Ausführung des Plans des schwedischen Königs, wozu ihm immer von dem Grossultan Hofnung gemacht wurde. Doch diese kam erst nach der Absetzung des Veziers zu Stande. Der neue Vezier ließ den russischen Gesandten in die sieben Thürme bringen, weil er ihn beleidiget haben sollte, und Petern ward der Krieg angekündigt.

Der Tatar Chan, der überhaupt schwere Klagen über die Aufführung der Russen an den Gränzen führte,

ſtand mit 150000 Mann, ſein Sohn mit 50000 und Potoczky mit 10000 Mann in Bereitſchaft. Die erſten Feindſeligkeiten nahmen ſie an der Seite von Aſoff vor, wo ſie 5000 Ruſſen ſchlugen. Peter erfuhr unter der Hand, was in Conſtantinopel vorgieng, und rüſtete ſich, damit ihn die Türken nicht unvorbereitet überfallen könnten. Die Beſatzung von Aſoff ward verſtärkt. Dem Fürſten Menzikof übertrug er den Oberbefehl von einem Heer, das 100000 Mann ſtark war. Pjakof Toquin, Fürſt der kalmukiſchen Tatarn, überließ ihm für 100000 Dukaten 15000 Mann. Der Vicecadmiral Creuz, ein Holländer, mußte ſich nach Aſoff begeben, der Admiral Apraxin blieb aber mit den übrigen ruſſiſchen Schiffen in dem baltiſchen Meer, um die liefländiſchen Küſten zu decken. Gegen die Türken ließ Peter, der mit ſeiner Gemahlin Katharina dem Heer folgte, 100000 Mann, unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Scheremetow, anrücken.

Indeſſen machten die Tatarn anſehnliche Eroberungen. Des Großveziers Zurüſtungen nahmen einen ſehr langſamen Fortgang, ſo daß er erſt im Anfang des Aprils 1711 im Feld erſcheinen konnte. Demetrius Cantemir, Fürſt der Wallachei, kam an die Stelle des abgeſetzten Fürſten Brancovan, den man im Verdacht hatte, daß er mit dem Zar einen geheimen Briefwechſel unterhielt. Dem neuen Fürſten machte die Pforte große Verſprechungen, daß ſie ihm keinen Tribut abfordern wollte. Allein er wußte zu gut, wie wenig man ſich auf dergleichen Verſprechungen verlaſſen könnte, und trug, ſo wie ſein Vorgänger, dem Zar ſeine Dienſte an. Peter wußte nicht,

ob er dies Anerbiethen annehmen sollte. Endlich erreichte er im Junius die Hauptstadt der Moldau, Jayy, vereinigte sich hier mit dem Fürsten Cantemir, und erwartete die ihm vom Brancovan versprochenen Lebensmittel. Leider zu spät erfuhr er die Verrätherei des Brancovans; denn er befand sich nun in einem Lande ohne Lebensmittel, ohne Magazine und ohne die geringste Hofnung eines Verstandes. Der Grosvezier brach mit seiner Armee auf, die dreimal stärker war, als des Zars seine. Die Russen standen am Ufer der Pruth im Lager. Peter trieb den Feind, der seine Verschanzungen angreifen wollte, zurück. Die Türken sahen, daß sie auf die Art gegen einen solchen hartnäckigen Feind nichts würden ausrichten, sie ergriffen daher ein anderes Mittel. Sie schlossen die Russen auf allen Seiten ein, daß sie also entweder verhungern, oder sich durchschlagen mußten.

In dieser traurigen Lage dachte Peter mehr an das beklagenswürdige Schicksal seines Vaterlandes, als an sein eigenes. Er sah es als unvermeidlich voraus, daß er mit seiner ganzen Armee verloren, oder wenigstens in die Gefangenschaft gerathen würde. Er schrieb an den Senat zu Petersburg, übergab den Brief einem Offizier, der ihm versicherte, daß er ihn glücklich überbringen würde. Der Offizier kam nach Petersburg, überreichte im Senat den Brief des Zars, und voller Erstaunen hörten sie folgendes verlesen: „Ich berichte euch hiermit, daß ich mich mit meiner ganzen Armee, ohne unsere Schuld oder Versehen, lediglich durch erhaltene falsche Nachrichten von einer viermal so starken türkischen Macht dergestalt eingeschlossen,

und von allem Proviant abgeschnitten befinde, daß ich ohne besondere göttliche Hülfe nichts als unsere gänzliche Niederlage, oder, daß ich in türkische Gefangenschaft gerathe, voraussehen kann. Sollte der letztere Fall geschehen: so sollt ihr mich nicht für den Zar, euern Herrn, halten, und nichts erfüllen, was etwan von mir, und wenn es auch mein eigenhändiger Befehl wäre, an euch gelangen möchte, bis ich selbst in Person wieder bei euch seyn werde. Sollt ich aber umkommen, und ihr die gewisse Nachricht von meinem Tode bestätigt erhalten haben: so sollt ihr unter euch den würdigsten zu meinem Nachfolger erwählen."

Peter, ganz mißmuthig in dieser verzweifelten Lage, durchkreuzte in seinem Kopf mancherlei Plane, die aber immer wieder verworfen wurden, weil er wohl sah, daß die Ausführung derselben geradezu unmöglich war. „Nun bin ich eben so elend — sagte er — als mein Bruder Karl, nach der Schlacht bei Pultawa." Niemand durfte zu ihm, als seine Gemahlin. Diese tröstete ihn, und that ihm endlich den Vorschlag: ob er nicht den letzten Versuch wagen, und den Grosvezier um Frieden bitten wollte. Der Kanzler setzte diesen Brief auf. Peter unterschrieb ihn, und seine Gemahlin begleitete ihn mit einem sehr ansehnlichen Geschenk an Geld und Juwelen. So sehr auch Poniatowsky gegen einen Frieden mit den Russen war, setzte der Grosvezier, durch die Geschenke der Katharina gewonnen, die Sache doch durch. Er schloß einen für die Pforte sehr vortheilhaften Frieden, wodurch er den Zar von der unvermeidlichen Nothwendig-

keit befreite, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Die Bedingungen waren: „der Zar giebt Asoff an die Türken zurück; läßt die am Flusse Samar neu erbauten Forts wieder abtragen; beide Theile wollen sich nicht weiter in die polnischen Angelegenheiten mischen; der Zar will dem König von Schweden bei dem freien Rückmarsch nach seinem Reich keine Hindernisse in den Weg legen, und ist bereit, mit demselben Frieden zu schließen, wenn er in Ansehung der Bedingungen mit ihm übereinkommen kann." Der Grosvezier machte anfangs zur ersten Friedensbedingung die Auslieferung des Fürsten Cantemir, wozu sich aber Peter durchaus nicht verstehen wollte. „Ich kann den Türken alles Land bis nach Cruzka abtreten — sagte Peter zu seinen Freunden — weil mir immer noch Hoffnung übrig bleibt, es wieder zu erobern; aber mein Wort kann ich in keinem Fall brechen, und einen Prinzen ausliefern, der meinetwegen ein Fürstenthum aufgeopfert hat; weil man die einmal verscherzte Ehre nie wieder erlangen kann." Nach völlig abgeschlossenem Frieden — den 23. Jul. — überschickte der Grosvezier dem Zar noch einige Wagen mit Lebensmitteln, worauf die Russen abmarschirten. Dieser Feldzug kostete Petern einige Millionen an Geld und Juwelen und über 20000 Mann.

Karl kam bald nach geschlossenem Frieden ins türkische Lager, und wollte alles wieder rückgängig machen. Peter kehrte zurück nach seinem Reich, und überließ seinen Generalen die Anführung seiner Truppen, welche durch Polen marschiren sollten. Die Russen wollten sich zur Uebergabe von Asoff durchaus nicht eher verstehen, als bis

Karl die türkiſchen Staaten würde verlaſſen haben. Karl aber verlangte eine Armee, womit er die Ruſſen ſchlagen könnte. Seine Kabalen machten, daß der Vezier, der den Frieden mit den Ruſſen geſchloſſen, abgeſetzt wurde. Doch der neue ward von Rußland abermals gewonnen. Der Sultan erklärte Petern den Krieg, und im April des folgenden Jahres — 1712 — ward abermals ein Friede geſchloſſen. Eben ſo wird im darauffolgenden Jahr den Ruſſen aufs neue ein Krieg angekündigt, aber eben ſo ſchnell erfolgt der Friede.

Indeſſen reiſte Peter mit ſeinem Erbprinzen Zarewitſch Alexei nach dem Karlsbad. Dieſer Prinz von ſeiner erſten Gemahlin machte dem Vater wenig Ehre. Schwach von Natur und abergläubiſch, verband er mit einem mürriſchen Karakter grobe Sitten. Der Vater glaubte, eine ſchöne und verſtändige Gemahlin könnte ſeinen Sohn vielleicht durch ihr Beiſpiel und durch ihre ſanften Erinnerungen beſſern. Zu dem Ende vermählte er ihn mit der Prinzeſſin Charlotte Chriſtine Sophie, Tochter des Herzogs Ludwig Rudolph von Braunſchweig Wolfenbüttel. Die Vermählungsceremonie geſchah zu Torgau. Indeſſen erfolgte die gehoffte Beſſerung nicht. Die Prinzeſſin mußte bei ihrem harten und unmenſchlichen Gemahl viel ausſtehen, bis endlich der Tod ſie von dieſem Uebel befreite, nachdem ſie vier Jahre und einige Tage vermählt geweſen und nur ein und zwanzig Jahr alt war.

Der Zar läßt unter der Anführung des Fürſten Menzikof 36000 Mann Ruſſen in Pommern einrücken, welche ſich mit den Dänen und Sachſen vereinigen. Stettin

wird von 10000 Russen eingeschlossen, und die übrigen lagern sich vor Stralsund. Peter kam mit seiner Gemahlin und seinem Sohn nach Pommern, wo er mit dem König August die Verabredung traf, zuerst die Insel Rügen anzugreifen. Doch die Ausführung dieses Plans vereitelten die Schweden, indem sie 10000 Mann auf der Insel ausgeschifft hatten, und eine russische Landung dadurch unmöglich machten. Die Dänen mußten Wismar, und die Sachsen Stralsund wieder herausgeben. Der schwedische General Steinbock hatte beträchtliche Eroberungen gemacht, vorzüglich mußte Holstein sehr große Kontributionen an ihn bezahlen. Peter eilte in Person seinem Bundesgenossen, dem König von Dänemark, mit einer furchtbaren Armee zu Hülfe. Die Schweden wurden in ihrem Lager eingeschlossen, und weil sie weder Lebensmittel hatten, noch stark genug zur Vertheidigung waren, ergab sich der General Steinbock mit seiner ganzen Armee auf Kapitulation.

Nachdem Peter sich noch eine kurze Zeit in Deutschland aufgehalten hatte, gieng er zurück nach Petersburg, und machte die nöthigen Zurüstungen zu einem Kriege gegen Finnland. Peter erschien an der Spitze von 12000 Mann, und der schwedische General Lybecker, der nur 6 bis 7000 Mann stark war, wagte es nicht, die Ausschiffung der Russen zu verhindern, sondern suchte lieber die Hauptstadt Abo zu retten. Nachdem Peter in der größten Geschwindigkeit von Petersburg eine Verstärkung von achttausend Mann gebracht, eroberte er Abo, und erfochte zugleich bei Pulkona einen Sieg über die Schwe-

den, dadurch er die Herrschaft über ganz Finnland bekam. Die Russen und Sachsen eroberten Stettin, und machten in Pommern manche Progressen, wovon Friedrich, König in Preussen, die Früchte einsammelte.

Noch nicht hatten die Schweden die Hoffnung aufgegeben, die Russen zu besiegen. Die Schweden besorgten nemlich, die Russen möchten eine Landung auf der Alandsinsel vornehmen, deswegen schickten sie ihren Admiral Wairang ab, sie mit einem ansehnlichen Geschwader zu empfangen, oder wenigstens zu beobachten. Es kam bei der Insel Aland oder Oeland zu einem Treffen, wobei die Russen Sieger waren, und sogleich von der Insel Besitz nahmen. Wenn es die Jahreszeit anders erlaubt hätte, würde Peter vielleicht seinen Sieg verfolgt und Stokholm angegriffen haben, so aber gieng er über Reval nach Petersburg. Nachdem er seinen feierlichen Einzug als Sieger in die Hauptstadt gehalten, ereignete sich folgende merkwürdige Begebenheit. Der Fürst Romandowski hatte während dieser Feierlichkeit den Souverain von Russland vorgestellt. Dieser Herr saß auf einem Thron, umgeben mit aller Pracht, welche den Beherrscher der Russen ankündigte. Peter erschien vor ihm als Seeoffizier gekleidet, überreichte ihm einen schriftlichen Aufsatz von seinem Siege, beantwortete viel ihm vorgelegte Fragen, und empfieng dann zu den Füssen des Romandowski die Würde eines Viceadmirals, als eine gerechte Belohnung der Tapferkeit, die er in einem Seegefecht gegen die Schweden bewiesen hatte. Dies Schauspiel sollte das Volk belehr-

ren, daß militärische Ehrenstellen und Würden blos nach Verdiensten vergeben werden müßten.

Jetzt, nachdem er so viele und mannichfaltige Pflichten erfüllt hatte, glaubte er mit Recht die hohe Würde eines Zars wieder annehmen zu können. Er hatte ja vielfach genung bewiesen, daß er nicht blos zum Herrscher geboren sey, sondern daß er mehr gethan habe, als man gewöhnlich von Königen erwartet und verlangt. Als ein guter Hausvater bekümmerte er sich in seinem väterlichen Erbgute um alle Theile der Oekonomie und um die Verwaltung des Rechts. Seine Aufmerksamkeit beschäftigte sich nicht blos mit der Vermehrung seiner Macht, sondern vielmehr mit dem dauerhaften Glück und dem Wohlstand seiner Unterthanen. Er mußte tausend Gestalten annehmen, um bei einer unkultivirten Nation seine Absichten zu erreichen. Er war sein eigner General, Rath und Minister. Seine Befehle wurden vollzogen, oft vollzog er sie selbst. Auf seinen Schiffszimmerwerften war er bald anordnender Befehlshaber, bald Aufseher, bald bloßer Zimmermann. In Petersburg, das nach seiner Angabe gebauet, nach seinem Riß befestigt war, stellte er einen Baumeister und Ingenieur vor. Er verschönerte seine Stadt, und befestigte die zur Vertheidigung derselben bestimmten Schlösser. Mehr als vierzigtausend Russen und sehr viele schwedische Kriegesgefangene waren unaufhörlich mit diesen Arbeiten beschäftigt. Als ein weiser Gesetzgeber sorgte er zugleich für die Abschaffung aller Mißbräuche. Das Verdienst und die Talente seiner Offiziere belohnte er nach Billigkeit, so wie er ihre Nachlässigkeit, oder ihre

Untreue ſtrenge beſtrafte. Er ſorgte für das Beſte und die Ehre der Religion, machte ſich aber, als ein aufgeklärter Regent, kein Gewiſſen daraus, manche Mißbräuche und Vorurtheile abzuſchaffen, welche den Aberglauben befördern und die wahre Religion ſchänden.

Indeſſen war ganz Europa auf Karl den Zwölften aufmerkſam, der endlich — im Oktob. 1714 — die Türkei verlaſſen hatte, weil er hier nicht den gehofften Beiſtand erhielt. Verkleidet, in Begleitung von zwei Offizieren, durcheilte er, ohne Raſt, faſt ganz Deutſchland zu Pferde. Nach einer forcirten Reiſe von ſechzehen Tagen und eben ſo viel Nächten, kam er den ein und zwanzigſten November, um ein Uhr nach Mitternacht, an den Thoren von Stralſund an. Man hielt ihn anfangs für einen Geiſt, ſo unerwartet war ſeine Ankunft. Seine Gegenwart flößte ſeinen Unterthanen neuen Muth und neues Zutrauen ein. Stralſund ward gerade jetzt von den Preuſſen, Dänen und Sachſen belagert, und er ſah voraus, daß er ſelbſt bei aller Anſtrengung und Kunſt die Feſtung nicht retten werde. Er verließ — den 11. Dec. 1715 — Stralſund, als er hörte, daß die Inſel Rügen erobert ſey, und eilte zurück nach Schweden, um dort ſolche Anſtalten zu treffen, daß er zum Beſitz des Verlornen wieder gelangen könnte.

Karl brachte ein Heer von 35000 Mann zuſammen, und wollte Norwegen damit angreifen. Dänemark war zu ſchwach, als daß es ſich ohne fremden Beiſtand hätte vertheidigen können, es bat daher ſeinen alten Bundesgenoſſen, den Zar Peter, um Unterſtützung. Peter ſchickte

die verlangte Hülfe, doch wollte er nicht zugeben, daß seine Flotte in Schonen landen sollte, weil er nach politischen Grundsätzen die Unterdrückung der Schweden eben so wenig, als die Vergrößerung der Dänen wünschen konnte. Der dänische und russische Hof ließ von dieser Zeit gegenseitig eine gewisse Kälte blicken.

Nicht blos Politik, sondern vielleicht ein anderer Umstand konnte den Zar dazu bestimmen. Der Baron Görz, Liebling und Premierminister bei dem schwedischen König, entwarf ein ganz besonderes Projekt, nach welchem er die ganze politische Gestalt von Europa zu verändern gedachte. Dies Projekt bestand blos in der Schliessung eines Friedens zwischen dem Zar und seinem Herrn. Peter sollte Liefland, Ingermanland, das mit den russischen Staaten verbunden war, behalten, dagegen aber Finnland und die Insel Aland an Karln zurück geben. Peter sollte seine Macht mit der Schwedischen verbinden, dem abgesetzten Stanislaus wieder zu seinem Reich verhelfen, und in dieser Rücksicht achtzigtausend Mann nach Polen schicken, um dem König August die Krone zu nehmen, die er ihm doch verschafft hatte. Peter sollte Karln Schiffe liefern, zehntausend Mann nach England, und dreißigtausend nach Deutschland überzusetzen. Diese beiden Monarchen wollten mit vereinigten Kräften des Königs von England deutsche Staaten mit einem Kriegesheer überschwemmen, den Herzog von Holstein wieder einsetzen, und den König in Preußen zwingen, Pommern zurückzugeben. Mit einem Wort, Görz wußte durch seine List beide Mächte zu überreden, daß kein Unternch-

men zu ſchwer ſey, daß nicht durch die vereinigten Kräfte von Rußland und Schweden unternommen und ausgeführt werden könnte. Karls Ehrgeiz ward dadurch am meiſten geſchmeichelt, weil er nun gleichſam allein Schiedsrichter in Europa werden ſollte. Peter hatte ſich durch den Fürſten Menzikof und ſeinen Leibarzt Doktor Areskine gewinnen laſſen, ſo daß er die Ausführung dieſer ganzen Sache dem projektenreichen Baron ganz überließ.

In Erwartung dieſer feſten Verbindung unternahm Karl der Zwölfte im Auguſt 1718 die Eroberung Norwegens. Nach ſeinem Plan, den er ſich entworfen, konnte es ihm gar nicht fehlen, daß er nicht binnen einigen Monaten Herr von dieſem Reich ſeyn ſollte. Die Armee that nur kleine Märſche, aber endlich war er doch im Stande, im December die Belagerung der Feſtung Friedrichshall anzufangen. In dem härteſten Winter, wie er in Norwegen alle Jahre zu ſeyn pflegt, ſchlief er auf der bloßen Erde, blos mit einem Mantel bedeckt. Dieſer Abentheurer verlor auf dieſem letzten Zuge ſein Leben. Abends um neun Uhr — den 11. Decemb. — gieng er noch aus, um die Laufgräben in Augenſchein zu nehmen. Er kam nicht wieder, und ſeine etwas von ihm entfernten Begleiter fanden ihn durch eine Kugel getödtet, ohne daß man eigentlich die Art ſeines Todes beſtimmen kann, ob er durch die Hand eines Verräthers, oder durch eine Kugel von Friedrichshall gefallen iſt.

Indeſſen hatte Peter abermals ſeine Staaten verlaſſen, nicht um mit ſeinen Nachbaren einen Krieg zu führen, ſondern die kultivirten europäiſchen Länder zu

besuchen, nützliche Anstalten zu besehen, Künstler und Gelehrte kennen zu lernen, und alles das Gute, was er bemerkte, auch in seinem Reich anzuwenden. Diese Reise hatte noch ausserdem gewisse politische Ursachen zum Gegenstande, um Bündnisse mit den Souverains zu schließen, oder Verträge mit ihnen zu verabreden.

In Koppenhagen hielt er sich drei Monate auf, und seine Beschäftigung bestand darin, die verschiedenen Kollegia zu besuchen, sich mit Gelehrten zu unterreden, indem er sie entweder zu sich kommen ließ, oder sie selbst auf ihrer Studierstube besuchte. Zuweilen stieg er mit einigen Ingenieurs in eine Chalouppe, fuhr längs den Küsten von Dänemark und Schweden hin, maß alle mögliche Krümmungen, erforschte alle Tiefen, und trug nachgehends seine Beobachtungen auf Karten auf, die so genau waren, daß auch nicht die geringste Sandbank auf denselben fehlte. Die auf Rußland neidischen Mächte schätzten die Begierde dieses Fürsten, sich zu unterrichten, selbst wider ihr eignes Interesse, hoch. Der Beweis ihrer Hochachtung gieng noch weiter. Als das gute Vernehmen zwischen Rußland, England und Dänemark wieder hergestellt war, vereinigten die Souveraine von diesen beiden letztern Staaten ihre Flotten mit der moscowitischen, und trugen dem Zar das Oberkommando darüber auf. Diese in dem Seewesen erfahrensten Nationen ließen sich also bereit finden, dem ersten Russen, der das Meer kennen gelernt, zu gehorchen.

Seine Reise nahm er nun über Hamburg, Hannover, Wolfenbüttel nach Westphalen. In Wesel ließ er

seine Gemahlin, Katharina, die ihm auf seiner Reise Gesellschaft leistete, um hier ihre Wochen zu halten. Sie brachte einen Prinzen zur Welt, der aber nach einigen Tagen starb. Peter war indessen nach Holland gereist, und erwartete in Amsterdam seine Gemahlin, die bald nach ihrer Niederkunft ihm dahin folgte. Es war ihm eine sehr angenehme Erinnerung, daß er noch so manche von seinen ehemaligen Bekannten hier wieder fand. Er besuchte auch zu Sardam das Haus, wo er ehemals als Zimmermann gewohnt, welches die Holländer das Fürstenhaus seitdem genennt.

Nach einem beinah dreimonatlichen Aufenthalt in Holland, wünschte er das damals wegen seiner Aufklärung, wegen seines guten Geschmacks, und wegen des daselbst herrschenden guten Tons, so allgemein bekannte und bewunderte Frankreich, vornemlich die Hauptstadt desselben, Paris, kennen zu lernen. Im Anfang des Mainonats 1717 war Peter in Paris. Als er dem Herzog von Orleans, damaligen Regenten von Frankreich, seinen ersten Besuch machte, verbat er zuerst alle Ceremonien, wovon er durchaus kein Freund war, ersuchte ihn aber, ihm die königl. Gebäude, Invalidenhäuser, Hospitäler, Arsenale, Fabriken, Manufakturen und Münzhöfe besehen zu lassen. Als er dem jungen König Ludwig dem funfzehnten vorgestellt wurde, hob er ihn in die Höhe, nahm ihn in seinen Arm, küßte ihn und sagte: „Ich wünsche von Herzen, daß Ew. Majestät wohl aufwachsen, und einst löblich regieren mögen, vielleicht

werden wir mit der Zeit einander brauchen und nützlich seyn können."

Als Peter die bekannte Frau von Maintenon besuchen wollte, stellte man ihm vor, daß sie immer krank und ausser Stand sich befände, Besuche anzunehmen. „Das hat nichts zu bedeuten — versetzte der Zar — ich will ihr nicht beschwerlich fallen, aber sehen muß ich sie, und ihr meine Hochachtung bezeigen: denn diese Frau hat allzuviel Verdienste um den König und das Reich, dem sie sehr viel Gutes und nie etwas Böses, ausser an den Hugenotten, durch Einfalt und Aberglauben gethan hat." Als er sie besuchte, fand er sie krank und im Bette. Er setzte sich zu ihren Füssen aufs Bette, entschuldigte seinen Besuch damit, daß weil er sich einmal vorgenommen, das Merkwürdigste zu Paris und Versailles zu sehen, er sie unmöglich habe vorbei gehen können. Er fragte sie hierauf: Was ihre Krankheit sey? Mein Alter ist meine Krankheit — antwortete sie mit schwacher Stimme. „Dieser Krankheit sind wir alle unterworfen, wenn wir lange leben — versetzte der Zar und verließ sie. In der Tapetenfabrike der Gobelins bewunderte er die vortrefliche Arbeit dieser gewürkten Tapeten. Im Namen des Regenten wurden ihm vier große Haute-Lisse Stücke überreicht, die man 60000 Rthl. an Werth schätzte. In der königlichen Bibliothek besah er mancherlei Seltenheiten, und freute sich über die angenehmen Geschenke, die man ihm mit den in Kupfer gestochenen Vorstellungen der königl. Gebäude und Gärten zu Versailles, und den Feldzügen Ludwig des Vierzehnten

machte. Dies nützliche Andenken kam nie aus seinem Kabinet. Nirgends wurde er aber mehr überrascht, als in dem königl. Münzhofe. Er war hier ein sehr genauer Beobachter, und nachdem er alles gesehen, sich nach allem erkundigt hatte, wünschte er das Medaillenprägen mit der Schwungpresse sehen zu können. Der Münz-Intendant ließ also silberne und goldne Rundbleche von gehöriger Medaillendicke bringen, und rief dem Münzmeister zu, einen Medaillenstempel herzugeben. Was für einen? fragte dieser; gleichviel, antwortete der Intendant, den nächsten den besten. Denselben setzte man sogleich in die Schwungpresse, belegte ihn mit dem Rundblech von Golde, und ließ ihn prägen. Peter trat zur Presse nahe hinzu, und sah die Medaille herausnehmen. Wie angenehm ward der Monarch nicht überrascht, als er die goldne Medaille noch ganz warm aus der Presse vom Intendanten empfieng, und auf der einen Seite derselben sein wohlgetroffenes Bildniß, auf der andern aber ein sehr schmeichelhaftes Kompliment in der emblematischen Vorstellung der fliegenden Fama und eines Flusses mit der Ueberschrift fand: Crescit eundo — je weiter er gehet, je größer wird er. Lange blieb er in stiller Erwartung stehen, betrachtete die Medaille genau, zeigte sie seinen Reisegefährten, und sagte zu ihnen auf Russisch: „Das bin ich, wahrlich, das bin ich.“ Indessen fuhr man mit Prägung dieses Schaustücks fort; die vornehmsten aus dem Gefolge bekamen goldne, die übrigen silberne Abdrücke. Der Stempel zu dieser Medaille war bereits gemacht, als der Zar noch in Holland war, und man

Nachricht bekam, daß er nach Paris kommen würde. Als er das Grabmaal des Cardinals Richelieu besah, umarmte er dessen Bildniß und sagte: „Ach! daß du nicht mehr lebst, ich wollte dir die Hälfte meines Reichs geben, damit du mich die andere Hälfte regieren lehrtest.“ Er besuchte — den 19. Jun. — die Akademie der Wissenschaften. In seiner Gegenwart wurden mancherlei Experimente gemacht, und verschiedene Maschinen vorgezeigt. Nach seiner Zurückkunft in seine Staaten wünschte er ein Mitglied dieser Akademie zu werden. Man nahm ein so würdiges Mitglied mit Vergnügen auf, das mancherlei von ihm selbst verfertigte Abhandlungen über das Seewesen, und Plane und Karten, die unter seinen Augen gezeichnet waren, einschickte.

Vor seiner Abreise aus Paris schloß Peter einen Freundschaftstraktat mit Frankreich, in welchem der König von Preußen mit eingeschlossen war, vermöge dessen Peter versprach, seine Kriegsvölker aus Meklenburg zurückzuziehen.

Mit neuen, vielfachen Kenntnissen versehen, kehrte der Zar nach Petersburg zurück. Um die Aufnahme und Vergrößerung dieser neuen Stadt, wobei er sich Amsterdam zum Muster genommen, zu befördern, waren alle Güterbesitzer, geistliche sowohl als weltliche, alle Klöster und Edelleute berechtigt, nach einer ihren Besitzungen angemessenen Größe Häuser, auf den ihnen angewiesenen Plätzen, zu erbauen. Damit der Anbau von Petersburg auf keine Art gehindert, oder in die Länge gezogen werden möchte, hatte Peter für Mate-

rialien ſowohl, als für Baulente geſorgt. Von dem italieniſchen Baumeiſter Treſſino konnte jeder, ohne Aufenthalt, den Riß zum Bau ſeines Hauſes nach ſeiner Nummer bekommen. An dem Ausfluß der Fontanka hatte Peter ſich ſeine Sommerwohnung oder Sommerhof, und einen geraumen Hof mit Springwaſſern, Grotten, Alleen, Parterren, Teichen und vielen prächtigen Auszierungen erbauet. Zwiſchen der Admiralität und dem Sommerhof, an der groſſen Newa, der Feſtung gegen über, legte er ſeinen Winterpallaſt, oder Winterhof von zwei Stockwerken an. Auf der Feſtung, oder ſogenannten Petersburger Seite, war nach und nach die Interimsſtadt, meiſt mit hölzernen Häuſern und von Fachwerk, die Kollegien, die Wohnungen ſeiner Miniſter, die öffentlichen Kaufbuden, das Rathhaus, verſchiedene Märkte, eine Gewehrfabrike angelegt, einige hundert Bürgerhäuſer gebauet, und die Straßen von den ſchwediſchen Gefangenen gut gepflaſtert worden. Peter ſah es gern, wenn Ruſſen ſowohl als Ausländer ſich in und um dieſe Stadt anbaueten. Er war gewöhnlich bei Legung eines neuen Grundſteins dabei, und pflegte ſodann auf glückliche Vollendung des Baues, und das Wohlergehen des Bauherrn, einen Pokal mitzutrinken. Auf eine ſehr angenehme Art überraſchte ihn ſeine Gemahlin, daß ſie an einem abgelegenen Ort 25 Werſte von der Reſidenz, ſüdoſtwärts in dem Dorf Sara, in der Stille ein Luſtſchloß von Stein erbauen, und die Gegend durch die herrlichſten Anlagen verſchönern ließ. Nach zwei Jahren war alles in dem beſten

Stand, ohne daß ihr Gemahl etwas davon wußte. Sie brachte wie von ohngefehr das Gespräch auf diese Gegend, wo er gewiß ein Lusthaus und einen Landhof anlegen würde, wenn er sie sehen oder kennen würde. Peter fuhr mit seiner Gemahlin dahin; unterwegs zog ein neuer durch einen Busch ausgehauener ebner Weg, und die gerade Aussicht nach den Duderhofischen Bergen, die ganze Aufmerksamkeit des Zars an sich. Zu seinen Reisegefährten sagte er ganz vergnügt: „Die Gegend, wohin uns meine Cathinka — Katharina — führt, muß wirklich eine schöne Gegend seyn, weil ein so schöner Weg dahin leitet.“ Als er nach vielen Krümmungen die letzte Anhöhe erreicht hatte, fiel ihm mit einemmale in der Ferne ein schönes neues steinernes Gebäude von zwei Stockwerken in die Augen, in einer Gegend, die er vorher noch nie betreten hatte. „Hier ist die Gegend — sagte seine Gemahlin — als sie auf den Platz dieses neuen unvermutheten Lustschlosses ankamen — die ich so sehr rühmte, und dies ist das Landhaus, das ich für meinen Herrn gebauet habe.“ Peter küßte seine Gemahlin mit Inbrunst; sie überraschte sie ihn auf eine angenehmere Art, und dankte er ihr recht herzlich für diese so unerwartete Freude. Es war nicht ein bloßes Landhaus, das sie ihm schenkte, sondern dies Schloß war auch mit dem nöthigsten Hausrath versehen, der Garten nach den Regeln der Kunst angelegt, und die Aussicht aus den Fenstern des Gebäudes gewährte reizende Gegenstände nach der ent-

fernten Landfläche, in deren Mitte man Petersburg wie auf einem Teller liegen sah.

Da Peter nunmehr wieder anfieng für sein Vaterland und für seine Unterthanen zu leben, so widmete er den größten Theil seiner Beschäftigung der Untersuchung der Klagen, welche das Volk gegen die Regierung führte, suchte diesen abzuhelfen, und verschiedene Unordnungen, die während seiner Abwesenheit eingeschlichen waren, abzuschaffen; zu dem Ende war er bereits um vier Uhr im Senat zugegen, um die Anklage und Vertheidigung der Schuldigen anzuhören und zu untersuchen. Da sich aber die Verbrecher häuften, und die Verhöre zu viel Zeit wegnahmen, setzte er ein außerordentliches Gericht nieder, welches über die Verbrecher erkennen, und dem Befinden nach sie verhältnißmäßig bestrafen mußte.

Bei allen diesen glücklichen Unternehmungen, bei dem sichtbaren Wohlstand, worin sich Rußland seit Peters Regierung befand, mußte es allerdings für ihn äußerst kränkend seyn, daß sein Sohn, Zarewitsch Alexej, ihm so vielen Verdruß durch sein unanständiges Betragen verursachte, und durch Unwissenheit, Faulheit und Aberglauben alle die vortreflichen Einrichtungen seines großen Vaters so gern vernichtet hätte, wenn er Macht dazu gehabt hätte.

Liebreich erinnerte ihn sein Vater, ein andrer Mensch zu werden; er suchte Liebe nach Ruhm und eine Begierde nach lobenswürdigen Unternehmungen ihm einzuflößen. „Stellt euch vor, mein Sohn, sagte er

zu ihm, in was für einen Zustand sich Rußland vor meiner Regierung befand. Dies weitläuftige Reich war ohne Künste, ohne Gesetze, ohne nühliche Kenntnisse, ein Gegenstand der Verachtung, ein Spott gesitteter Nationen. Unsre zahlreichen, aber schlecht disciplinirten und noch schlechter kommandirten Kriegesheere wurden von einer Handvoll kriegerischer Soldaten zu Grunde gerichtet. Man sah keine Schiffe in unsern Seehäfen, keine Manufakturen in unsern Städten; unsere Felder lagen unbebauet und wüste; unsere Unterthanen waren elende Sklaven und ihre Unwissenheit so groß, daß ihnen Ruhm, Ehre, Schönheit, Geschmack und Genie nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Ihr wißt es, mein Sohn, was ich gethan, euch ein blühendes Reich zu hinterlassen. Ich rufe das erstaunte Europa hierüber zum Zeugen an, das mich fast in allen seinen Ländern bis zu der niedrigsten Art von Handwerksleuten herabsteigen gesehen; ja das mich selbst als einen Handwerksmann, und als einen solchen beobachtet, der mit einem unermüdeten Eifer die ersten Grundsähe nühlicher Kenntnisse eingesammlet, wovon unsre Landsleute nicht den geringsten Begrif vorher gehabt. Sehet die Frucht von meinen Arbeiten und von meiner Standhaftigkeit! Man hat die durch meine Bemühungen in diesem Reich veranstalteten Veränderungen für Wunder, für Zauberei gehalten. Alle vorher unbeweglichen Staatskörper wurden auf meinem Befehl neu belebt. Ich schuf das Seewesen, Soldaten und Generale. Unsere Waffen, die über ein kriegerisch Volk und

über einen unerschrockenen Eroberer triumphirten, werden jetzt von denen gefürchtet, die sie am meisten verachteten. Ich bin gewissermaaßen der Schiedsrichter der benachbarten Staaten, und das Gleichgewicht des Kriegs und des Friedens befindet sich in meinen Händen. Ich schreibe jetzt Norden Gesetze vor. Die Nationen, welche sich gegen mich verschworen, konnten meine Eroberungen mir nicht entreissen, und mitten unter dem Feuer der Schlachten, bot ich meinen wüthenden Feinden, ja selbst der Natur Troz, und ließ diese neue Hauptstadt meines neuen Reichs erbauen, als ein Siegeszeichen meiner großen Unternehmungen. Wissenschaften, Handlung und Künste wurden durch mich in Rußland naturalisirt; und so befreite ich mein Reich von dem Schandfleck der Barbarei, womit es vorher gebrandtmarkt war. Ihr, mein künftiger Nachfolger, seyd also die Stüze meines Namens, gehet fort auf den Wegen der Größe und des Ruhmes, die ich euch gebahnt habe. Werdet ein andrer Mann, und euch kann ich es wohl sagen, erhebt euch bis zu mir. Wo schicken sich diese groben Sitten, die Kälte, die ich an euch bemerke, dies unthätige Leben und die Unempfindlichkeit, womit ihr euch wohl noch gar groß macht, für den Erben einer Krone. Ich konnte den Verstand meiner Unterthanen erleuchten, ihre üblen Gewohnheiten abschaffen, neue Menschen aus ihnen machen, und sollte nicht die nemliche Gewalt über meinen eignen Sohn haben! Ich bitte euch daher, wie nur ein Vater seinen Sohn bitten kann, befreiet

mich von diesem meinen Kummer, bedenkt und erfüllt die Pflichten, wozu euch eure Geburt, euer Vater, dessen Nachfolger ihr seyd, und der Thron, den ihr besteigen werdet, auffordern."

Alle diese Erinnerungen, welche vom Vater mehr als einmal wiederholt wurden, machten auf den verstockten Sohn nicht den mindesten Eindruck. Peter sah vorher, daß, wenn dieser ausgeartete Prinz einmal nach ihm zur Regierung kommen würde, alle seine Unternehmungen und Verbesserungen von ihm umgeworfen, und das Reich in seine erste Barbarei zurücksinken würde; er nahm sich daher vor, ihn von dem Thron auszuschließen, und zu bereden, sich in ein Kloster zu begeben, und den geistlichen Stand, wozu er mehr Anlage zu haben schien, zu erwählen. Der Prinz schien darin gern seine Einwilligung zu geben; allein in Abwesenheit seines Vaters, bei dessen Reise nach Frankreich, verband er sich mit verschiedenen russischen Herren, welche mit der gegenwärtigen Regierung mißvergnügt waren, und flüchtete in Gesellschaft seiner schönen Finnländerin, seines Beichtvaters, Stallmeisters, Haushofmeisters und vier Hausbedienten, nach Wien, und weil er hier bei dem Kaiser, seinem Schwager, nicht sicher zu seyn glaubte, nach Neapel. Der Vater entdeckte bald seinen Aufenthalt, und schickte zwei Bevollmächtigte an ihn ab, die ihn nach Rußland zurückzubringen suchen sollten. Als er zurückgekommen war, mußte er feierlich in Gegenwart vieler Großen der Krone entsagen, und es wurde hierüber

ein eignes Manifeſt bekannt gemacht. Alle ſeine Anhänger wurden eingezogen, und der Vater beſorgte immer, der Sohn möchte neue Verbrechen begehen, oder er hatte ſie in ſeinen Augen ſchon wirklich begangen. Der Prinz wurde enger verwahrt, ein eignes Gericht angeſtellt, welches die Verbrechen des Zarewitſch noch einmal unterſuchen mußte, und ihn zum Tode verurtheilte. Peter ließ durch den General Weide ſeinen Sohn enthaupten.

Nach Karl des Zwölften Tode, den er beweinte, und bei der traurigen Nachricht, wie er geſtorben, ſagte: „Ach, Bruder Karl, wie bedaure ich dich!“ nahmen die Feindſeligkeiten gegen Schweden wieder den Anfang, weil der Baron Görz ſeine großen Projekte nicht realiſiren konnte, ſondern das Opfer der ſchwediſchen Nation ward, die ihn als einen gefährlichen Projektenmacher hinrichten ließ. Gegen Schweden und deſſen Bundesgenoſſen ſchickte Peter den Admiral Apraxin mit 40000 Mann. Der Prinz von Heſſen ſtand mit 14000 Mann zu Fuß und 6000 Reutern vor Stockholm zur Bedeckung der Hauptſtadt. Die Ruſſen landeten in Schweden, und drangen bis drei Meilen von Stockholm vor. Es wurden von ihnen eine groſſe Menge Städte, Dörfer und Güter verbrannt und verwüſtet, unter andern auch neun Eiſenbergwerke zu Grunde gerichtet, für deren Erhaltung die Schweden, für ein einziges, vergebens dreimalhunderttauſend Thaler geboten hatten. Indeſſen

schickte Peter doch zwei Gevollmächtigte auf den Kongreß nach Nystädt. Die Schweden, die einmal im Gedränge, von Leuten, Geld und Schiffen entblößt waren, mußten sich am Ende allen Bedingungen unterwerfen, die ihnen der russische Beherrscher vorschrieb. Auf dem durch Frankreichs Vermittelung — den 10. Sept. 1721 — zu Nystädt geschlossenen Frieden, trat Schweden an Rußland, Liefland, Esthland, Ingermannland und Karelien ab; dagegen machte sich Peter anheischig, an Schweden zwei Millionen Thaler zu zahlen, und ihm Finnland wieder herauszugeben, den Theil ausgenommen, den sich Rußland bei der Grenzscheidung vorbehielt. Jetzt nach so vielen Siegen, und welches noch mehr sagen will, nach so vielen Verbesserungen in seinen Staaten, nahm Peter den kaiserlichen Titel an, den ihm alle europäische Mächte, anfangs Dänemark allein ausgenommen, gern bewilligten, und ihn als Kaiser und Selbstherrscher aller Russen anerkannten.

Den Frieden widmete Peter ganz mehrern nützlichen Einrichtungen in seinen Staaten. Er legte viele Manufakturen an, und schrieb gewöhnlich die Einrichtungen derselben selbst vor. Es stiegen allenthalben Gießhäuser, Pulvermühlen, Papiermühlen, Druckereien und so viele andere Fabriken hervor. Er errichtete eine Akademie, um geschickte Leute in allen Theilen der Seewissenschaft zu bilden. Bei der feierlichen Einweihung derselben sagte Peter zu einigen Großen, die in der Nähe standen: „Meine Freunde seid doch

Nacheiferer und Gefährten meiner Arbeiten. Unterſtützt meine Unternehmungen. Wir müſſen jetzt das Genie der Künſte und Wiſſenſchaften in dieſem Reich zu erlangen ſuchen. Dies Genie verkennt, als ein ſtolzer Rieſe, den Zwang, und fliehet die froſtige Gleichgültigkeit; blos durch unabläſſige Bemühungen und beſtändige Verehrung kann man zum Beſitz deſſelben kommen. Aus Griechenland, ſeinem Vaterland, verbannt, iſt es an den vornehmſten europäiſchen Höfen herumgereiſet, überhäufte mit Ruhm die Nationen, die mit ſeiner Gegenwart beglückt wurden; ſeine Gegenwart iſt immer die Epoche der Größe und der Macht der blühendſten Staaten. Bisher hatte das barbariſche Moſkau ſeine Thore ihm nicht geöfnet; ich rief es, ſuchte es überall, wo ich es nur zu finden hoffte. Jetzt iſt es Zeit, Vortheile von demſelben zu ziehen. Die Nacht unſerer Unwiſſenheit hat es bis jetzt ſchon vertrieben, unſere ſchimpflichen Vorurtheile verbannt, unſere Sitten gemildert, uns Reiz für einen angenehmen Umgang verſchafft, unſere Städte bereichert, unſere Feldzüge beglückt, und wird mit der Zeit dies Reich zur höchſten Staffel des Glanzes erheben.“

Gewiſſe Unruhen, welche in Perſien entſtanden, indem ein gewiſſer Myrr Weiß, der ſich göttlicher Offenbahrungen rühmte, und ſich für einen Propheten ausgab, der ſeine Landsleute von den Unterdrückungen des perſiſchen Königs befreien wollte, hielt Peter für bequem, für ſeine Perſon Vortheile daraus zu ziehen. Huſſein, zweiter Sohn Abbas des Zweiten, regierte

damals in Persien, ein schwacher und schläfriger Prinz, der das Staatsruder den Händen seiner Verschnittenen überließ. Er zitterte auf seinem Thron, wie er von dem glücklichen Fortgang der Unternehmungen des Rebellen hörte, aber Peter vermehrte noch mehr sein Schrecken, da er ihm den Krieg ankündigte. Er verlangte nemlich Genugthuung, wegen der Grausamkeiten, welche die Parthei des Myrr Weiß an russischen Kaufleuten ausgeübt hatte, und wegen der Beleidigungen, die den Moscowitischen Karavanen, die nach Sina reisten, von den Tatarn zugefügt worden. Die Flotte bekam sogleich von dem Kaiser Befehl, auf dem Fluß Wolga bis nach Astrakan zu segeln, bei welcher Stadt sich ein Heer von 80000 Mann versammelte. Der Kaiser reiste mit seiner Gemahlin selbst dahin. Der Weg gieng durch eine große und dürre Wüste. Die nothwendigsten Lebensmittel, sogar das Wasser fehlte zuweilen einige Tage. Viele Soldaten starben vor Mattigkeit und Hunger. Viele wollten verzweifeln, allein sie schienen neuen Muth und neue Kräfte zu bekommen, als sie sahen, wie ihr Kaiser selbst zu Fuß gieng, selbst mit Schweiß und Staub bedeckt war, und ihnen wegen ihrer Muthloßigkeit die gerechtesten Vorwürfe machte. Fünf bis sechs der abgemattetsten Soldaten nahm die Kaiserin selbst in ihren Wagen, unterredete sich mit ihnen auf das freundschaftlichste, und sprach ihnen Trost zu. Indessen war der angebliche persische Prophet in seinen Eroberungen glücklich, und Peter nahm dem Schach Hussein die Festung

Derbent, eine an dem abendländiſchen Ufer des caſpiſchen Meeres in Armenien, an den Grenzen von Daghestan gelegene Stadt. Die Türken hatten Luſt mit den Ruſſen Krieg anzufangen, allein die Sache ward durch die Franzoſen vermittelt. An des abgeſetzten Schach Huſſein Stelle, war deſſen Sohn Tahmaſp oder Thamaſib an die Regierung gekommen, welcher ſich genöthigt ſah, um nur endlich einmal Frieden zu bekommen, an die Ruſſen die Provinzen Daghestan, Schirwan, Ghilan, mit den Städten Baku und Derbent abzutreten, und den Türken, welche dieſe Unruhen gleichſam benutzten, die Provinzen Erivan, Tauris und Caſchin zu überlaſſen.

Peter hatte bald nach der Hinrichtung ſeines ungerathenen Sohns, in Anſehung der Thronfolge, ein Reichsgrundgeſetz feſtgeſtellt, das vom ganzen Reich beſchworen ward, nach welchem — den 5. Febr. 1722 — es dem regierenden Landesherrn allezeit frei ſtehen ſoll, zu ſeinem Nachfolger zu ernennen, wen er will. Die Tugenden und Verdienſte ſeiner geliebten Katharina beſtimmten ihn, ſie zur Nachfolgerin zu ernennen. Er ließ ſie zu dem Ende — den 18. Mai 1724 — in Moſcau feierlich krönen.

Noch vor dieſer Feierlichkeit hatte Peter immer geklagt. Schon im Winter 1723 hatte er ſich eine Krankheit in der Harnröhre zugezogen, die ihm von Zeit zu Zeit ein Brennen bei dem Harnen und einen inwendig brennenden Schmerz verurſachte. Der Kaiſer entdeckte dies Uebel niemanden, fuhr fort hitzige Ge-

tränke zu trinken, und die Krankheit nahm dergestalt zu, daß er sich nach Hülfe umsah, aber mit Uebergehung seines Leibarztes Blumentrost, wandte er sich an einen Pfuscher, welcher das Uebel noch weit schlimmer machte, indem die Krankheit, mit Zurückhaltung des Urins und dem unerträglichsten Schmerzen, noch weit heftiger ausbrach. Die beiden Leibärzte Blumentrost und Bidlov übernahmen jetzt die Kur, und waren so glücklich, den Monarchen binnen fünf Monaten völlig wieder herzustellen; allein, eine wider Willen der Aerzte von dem Kaiser angestellte Wasserfahrt und dabei erfolgte heftige Erkältung beförderte seinen Tod. Er starb zu Petersburg den 8. Febr. 1725.

Er erlebte also nicht die Einweihung seiner Akademie der Wissenschaften, die nach der Angabe des großen Leibnitz eingerichtet war. Peter hatte zum Unterhalt derselben jährlich 25000 Rubeln bestimmt. Die gelehrtesten Männer ihres Zeitalters sollten Mitglieder derselben werden. Unter andern waren Nicole de l'Isle und dessen älterer Bruder de l'Isle la Croyere, beide aus Paris, als Professoren der Astronomie und Geographie; die beiden Brüder Nicolaus und Daniel Bernoulli aus Basel, für die Mathematik und Analyse; Leutmann aus Sachsen, für die Mechanik und Experimentalphysik und so mehrere andere für die Akademie der Wissenschaften bereits verschrieben, und hatten auch den Ruf unter sehr annehmlichen Bedingungen angenommen. Die Einweihung dieser Akademie ge-

schah in Gegenwart der Kaiserin Katharina den 1. August 1726.

Peter der Große, welchen Beinamen er in dem ganzen Umfang dieses Worts, als Mensch, als Regent, als Held, als Geschäftsmann und als Erschaffer eines ganz neuen Staats verdient, wird von der spätesten Nachkommenschaft bewundert und angestaunt werden. Von Natur mit einem starken und dauerhaften Körper versehen, wohnte in diesem Körper eine schöne Seele, die sich von den Vorurtheilen seines Zeitalters los zu machen suchte, und Dinge unternahm, worüber seine Zeitgenossen erstaunten, und welche die Nachwelt bewundern wird. Gewisse Grausamkeiten, die er beging, und wozu er gewissermaßen gezwungen ward, wird man ihm gern verzeihen in Rücksicht des vielen Guten, das er that. Eine wilde barbarische Nation, die er umzuschaffen sich vorgenommen hatte, mußte erschüttert, und diejenigen hart bestraft werden, welche so viele Triebfedern in Bewegung setzten, seine guten Absichten zu hindern. Das von seiner großen Nachfolgerin, Katharina der Zweiten, ihm errichtete würdige Denkmaal, wird noch späten Jahrhunderten seinen Ruhm verkündigen.

Bibliothek Berlin

Chemnitz,
gedruckt bei Johann Carl Wesselhöft.

Gallerie

aller merkwürdigen Menſchen,

die

in der Welt gelebt haben.

Zweites Heft.

Chemnitz,

bei Karl Gottlieb Hofmann,

1794.

. Thomas . Aniello geb 16..

ums Leben gebracht d. 16. Jul. 1647.

Thomas Aniello

oder

Masaniello.

Ad extremum ruunt populi in exitium, cum extrema
cuera iis imponuntur.

Tacitus.

Chemnitz,
bei Karl Gottlieb Hofmann,
1794.

BIBLIOTHEK
BERLIN

In dem jungen Mann ohne alle Erziehung, ohne Umgang, ohne Ausbildung liegen öfters die gröſsten Anlagen versteckt, die ſich erſt nach einem gewiſſen Zeitraum plötzlich entwickeln, und nach der Lage der Umſtände für den aufbrauſenden Kopf von guten oder ſchlimmen Folgen ſind, zu ſeinem Glück oder Unglück ausſchlagen. Die Geſchichte ſtellt uns mehrere dergleichen Kraft- und Wundermänner auf, deren Glücksepoche gewöhnlich nur von kurzer Dauer war, und ſich entweder mit einem ſchmählichen Tod, oder wenigſtens mit Verachtung ſchnell endigte. Aber öfters iſt nicht Ehrgeiz daran Schuld, der zu groſsen und auffallenden Handlungen anreizt, ſondern eine gewiſſe Wuth, der äuſſerſte Grad der Verzweiflung, thut hierin Wunder, die demjenigen um deſto unbegreiflicher ſcheinen müſſen, je weniger er mit der Veranlaſſung und dem Zuſammenhang gewiſſer kleiner Umſtände bekannt iſt.

Schnell verbreitet ſich der Geiſt des Aufruhrs unter einem Volk, das ſich frei zu ſeyn dünkt, und im Grunde Sklavenketten trägt, ſobald nur einer ſich an die Spitze des Pöbels ſtellt, und ſagt, ich bin der Mann, der euch

frei macht, ich fühle Kraft genug in meinem Arm, die Fesseln zu zerbrechen, womit die Mächtigen der Erde, durch List, durch Anmaßungen, durch Gewohnheiten und vermöge der Gewalt des Stärkern, euch gefangen halten. Gegenwärtig ist der Zeitpunkt da, wo ihr euer natürlichen Freiheit — denn ihr seyd ja freigeborne Menschen — euch bedienen könnt. Ich will euer Anführer seyn! Folgt mir und meiner Leitung! Kommt! Zeigt der Welt, daß es noch freie Menschen giebt, die zwar ihre Freiheit verlieren konnten, aber auch Kraft genug in sich selbst fühlten, ihre natürlichen Rechte zu behaupten.

Wer den Menschen, seine Verhältnisse und Bedürfnisse, seine Wünsche und Hoffnungen, seine Plane und Aussichten kennt, der wird sich wahrlich nicht wundern, wenn eine solche Sprache ihm behaglich ist. Er erwacht gleichsam aus einem Taumel, worin ihn Mangel und Druck eingewiegt hatte. Unbekannt mit dem, was eigentlich Freiheit ist, unbekannt mit den politischen Verhältnissen, unbekannt mit dem nothwendigen und heilsamen Unterschied der Stände, träumt er sich in der Einbildung glücklich, wenn er frei wäre, und nach dieser baut er so herrlich Luftschlösser, als sie kein spanischer Romanschreiber sich erdenken kann. Nichts ist ihm dann zu theuer, nichts zu ehrwürdig, nichts zu heilig, das er nicht willig aufopfern sollte, um nach diesem Schattenbilde zu jagen.

Wenn einmal der Pöbel so gestimmt ist, und er kann leicht so gestimmt werden, so darf er nur einen Anführer

haben, und er folgt willig. Kommen ausserdem gewisse äussere Umstände dazu, welche diese Stimmung begünstigen und erleichtern, so kann er in seiner Zügellosigkeit, in seinen Grausamkeiten und seinen Gewaltthätigkeiten unendlich schnelle Fortschritte machen, und es ist blos ein rascher und thätiger Entschluß von Seiten der Obern erforderlich, ihn in seiner Wuth aufzuhalten.

Der unruhige Geist der Einwohner von Neapel, hat mehr als einmal Veranlassungen zu grossen Empörungen gegeben. Es ist nicht zu leugnen, daß der Druck der spanischen Statthalter, die Vervielfältigung der Auflagen und ihr übertriebener Stolz sehr viel zu dem Mißvergnügen einer Nazion beitrug, welche einen natürlichen Hang zur Revoluzion hatte. Kaiser Karl der Fünfte ertheilte zwar dem Volk grosse Privilegien, um es von allen Unruhen und Empörungen abzuhalten. Dies war sicher das einzige Mittel, ein Volk in Zaum zu halten, das so viel Neigung äusserte, sich von der Herrschaft seines Oberherrn loszumachen. Aber leider wichen die Nachfolger dieses Wohlthäters der Neapolitanischen Nazion von diesem einzigen Wege ab, und ihre stolzen Minister, die sie dort als Statthalter bestellt hatten, mißbrauchten das Zutrauen ihres Herrn, und schienen ein Vergnügen daran zu finden, von diesem Volk sklavischen Gehorsam zu fordern. Gerade das unrechte Mittel wählten sie, indem sie glaubten, jenen Hang zu Neuerungen durch unerschwingliche Abgaben ihnen zu benehmen, es dadurch zu entkräften, und verfehlten so den rechten Zweck, indem

ein bis zur Verzweiflung gebrachtes Volk, weder Gesetze, noch Gewalt, weder Majestät, noch Oberherrschaft, weiter respektiret.

Die öftere Veränderung dieser kleinen Despoten, denen der Madriter Hof gleichsam Vollmacht gab, in Neapel nach Belieben zu schalten, trug nicht wenig dazu bei, das Unglück und den Druck der Einwohner zu vergrößern. Das Volk und der Adel lebten in Zwietracht und gegenseitigem Mistrauen. Die Einnehmer der Abgaben standen bei dem Volk in der äussersten Verachtung, weil sie als die nächste Veranlassung ihres Unglücks angesehen wurden. Beide der Landmann und der Bürger fühlten den Druck der Abgaben um so mehr, da zu den alten noch immer neue hinzugefügt wurden.

Gegen die Mitte des sieben zehnten Jahrhunderts — 1646 — ward der Admiral von Kastilien, damaliger Statthalter von Neapel, zurückberufen, weil er aus Besorgung eines allgemeinen Aufstandes die Miethsteuer erlassen hatte. Sein Nachfolger in diesem wichtigen Posten als Vizekönig war der Herzog von Arcos. Dieser Mann war von seinem König, oder vielmehr von dessen Günstling, Don Haro, zu dieser Würde erhoben worden, weil man ihm Einsicht und Entschlossenheit genug zutraute, das wieder gut zu machen, was sein Vorfahr schlecht gemacht hatte, weil man von ihm erwartete, daß er gelinder Wege sich bedienen, das Volk zu regieren, es in Schranken zu halten, und auf eine weniger drückende Art die Abgaben beitreiben würde. Allein als seiner

Höfling wußte der Herzog eine gefällige Aufſeite anzunehmen, und verband damit die gefährlichen Grundſätze eines Machiavels. Sein Stolz kannte keine Grenzen, und die Verachtung des Volks, deſſen unumſchränktes Oberhaupt er ſich zu ſeyn dünkte, übertraf alle Vorſtellung.

Während der beiden Regierungen unter Philipp dem Dritten und Philipp dem Vierten waren nahe an achtzig Millionen an auſſerordentlichen Steuern erhoben worden; dahin aber nicht einmal Bedrückungen von ſo mancherlei Art, welche darunter nicht begriffen ſind, gehören. Aufs höchſte waren die Abgaben geſtiegen, und die gegenwärtigen Zeitumſtände erforderten noch eine Vermehrung derſelben. Spaniens Krieg mit Frankreich koſtete der erſtern Macht unermeßliche Summen. Die Franzoſen droheten, durch Toſcana einzubrechen; der Herzog ſah ſich genöthigt, ihnen ein verhältnißmäßiges Heer entgegen zu ſtellen. Hierzu waren die gewöhnlichen Abgaben bei weitem nicht hinreichend; um daher dieſe auſſerordentlichen Koſten zu beſtreiten, verlangte der Vicekönig von den Ständen ein Geſchenk von anderthalb Million Thalern. Auf die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe waren bereits ſehr groſſe Abgaben gelegt; Obſt und Gartenfrüchte blieben bis dahin blos davon verſchont.

In einem ſo heiſſen Lande, als Neapel, ſind Obſt und Gartenfrüchte die liebſte und gemeinſte Nahrung für den groſſen Haufen. Es war ſchon vor mehrern Jahren der Verſuch gemacht worden, eine Abgabe darauf zu legen; allein das fortwährende Murren des Volks nö-

thigte den damaligen Statthalter, Grafen von Benavente, zur schnellen Aufhebung derselben. Gegenwärtig, da abermals eine Auflage darauf gelegt werden sollte, war der nemliche Fall; die Klagen des Volks wurden darüber so laut, daß der Vicekönig, als er nach der Kirche fahren wollte, sogar angehalten und dringend gebeten ward, eine Auflage zurückzunehmen, die für den grossen Haufen allzu drückend seyn würde. Der Herzog schien durch das Bitten des Volks erweicht zu seyn, er versprach die Wünsche desselben zu erfüllen, im Grunde war er aber nichts weniger als geneigt, einer Bitte Gehör zu geben, die seiner Meinung nach eben so gut Unzufriedenheit, als Ungehorsam verrieth. Ihm dünkte ein solches Murren unbedeutend zu seyn, das durch einen Machtspruch, allenfalls auch durch Bestrafung der Urheber zum Stillschweigen gebracht werden könnte.

Allein zwei Umstände vermehrten seine Furcht und seine Besorgnisse. Zu Palermo hatte ein gewisser Joseph Alessi wegen Theurung des Brods einen fürchterlichen Volksaufstand erregt, der sich zwar mit dem Tode des Alessi und mit Besänftigung der Menge noch so ziemlich glücklich endigte, immer aber genugsam zeigte, wie viel das Volk ausrichten könnte, wenn es anders zusammen halten wollte. Ein Unglück von grösserer Wichtigkeit, das ihn näher angieng, machte den Herzog noch bestürzter, noch furchtsamer. Auf dem Admiralschiff der spanischen Flotte, die im Hafen zu Neapel lag, kam in der Nacht Feuer aus. Vierhundert Menschen verloren dabei

ihr Leben, das Schiff selbst flog in die Luft, und nebst einer großen Menge Kriegsbedürfnisse wurden zugleich dreihundert tausend Dukaten in die Tiefe des Meers versenkt. Diese unglückliche Begebenheit schien nicht durch einen Zufall sich ereignet zu haben, sondern allem Vermuthen nach waren dabei Einige im Spiel, welche das Feuer mit Fleiß hatten anlegen lassen. Es wurden auch einige Verdächtige vom Herzog eingezogen.

Jene ausserordentlichen Vorfälle trugen nicht wenig zur Vermehrung der Gährung bei, die einmal unter dem Pöbel herrschte. Der Vicekönig wußte eigentlich nicht, wie er sich dabei verhalten sollte. Es wäre freilich das klügste gewesen, den Fruchtzoll sogleich abzuschaffen; allein seine Rathgeber stellten ihm vor, daß jene Drohungen des Pöbels — denn schon waren überall Zettel angeschlagen, welche das Volk zum Aufruhr aufforderten — eigentlich nichts zu bedeuten hätten, indem es bei blossen Drohungen bleiben würde.

Der Entschluß des Vicekönigs war gefaßt, und er glaubte alles gethan zu haben, wenn er die Feier des Johannisfests diesmal untersagte, um allen Auflauf des Volks zu verhindern. Indessen hatte man die Unzufriedenheit sich thätig merken lassen, indem man zweimal nach einander die auf dem Markt stehende Zollbude — den 1. Jul. 1647 — in Brand steckte. Die Verwegenheit des Pöbels nahm zu, da die Nachricht aus Sicilien einlief, daß man den dasigen Vicekönig, den Marki de los Veles, mit den Waffen in der Hand gezwungen,

die Zölle abzuschaffen. Es traf sich ausserdem in Neapel der schlimme Umstand, daß die Pächter des Fruchtzolls bereits 60000 Dukaten für Pacht voraus bezahlt hatten, und diese daher auf die Beitreibung desselben bedacht seyn mußten. Das Volk kehrte sich wenig hieran, und drang noch mehr nicht blos auf die Abschaffung des Obstzolles, sondern auch auf die Herabsetzung aller andern früher eingeführten Zölle.

Um dies ihr Vorhaben nach Wunsch auszuführen, hatte nur blos die aufgebrachte Menge einen entschlossenen und verwegenen Anführer nöthig; und dieser Mann, der alle zu einem Anführer erforderlichen Eigenschaften an sich hatte, hieß Thomas Aniello, den man gewöhnlich Masaniello nennte, wie man im gemeinen Leben gemeiniglich die Namen zu verkürzen pflegt. Dieser junge Mann war etwan vier bis fünf und zwanzig Jahr alt, äusserst arm, lebte vom Fischhandel, indem er erst Fische einkaufte, und sie dann mit einem geringen Profit wieder verkaufte, und dieser Handel sollte ihn mit seiner Frau und vier Kindern ernähren. Dies sein Unglück ward in der Art noch vergrößert, daß er blos durch einen einzigen Unfall, indem seine Frau mit unverzolltem Mehl ertappt wurde, aus mittelmäßigen Vermögensumständen in die elendeste Lage versetzt wurde. Dies machte ihn rasend; er mußte, um diese Strafe zu erlegen, welche auf Kontrebande von der Art gesetzt war, alles verstossen, wovon die nothdürftigsten Mobilien und aller sein Hausrath nicht einmal ausgenommen war. Seine Rache

erſtreckte ſich nicht blos auf den nächſten Urheber ſeines Unglücks, auf die Zollbedienten, ſondern er wünſchte ſich weit nachdrücklicher zu rächen, und der Vicekönig ſelbſt ſollte es empfinden, wie weit die Rache eines gemeinen Mannes gehen könnte, ſo bald ihm alle Hülfsquellen verſagt ſind, ſo bald ihm der Verluſt ſeines Lebens ſehr unbedeutend iſt, und die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs ſeiner Unternehmungen ihm Muth macht, ſeinen Arm ſtählt, und ihm die herrlichſten Ausſichten einer glücklichen Zukunft eröfnet.

Allein ein Mann, der noch ſo viel tapfern Muth, noch ſo viel Entſchloſſenheit, noch ſo vielen feſten Karakter beſitzt, kann unmöglich den beſten und überlegteſten Plan ausführen, ſo bald er nicht von mehrern unterſtützt wird, welche mit ihm gleiche Bedürfniſſe fühlen, gleiche Geſinnungen, Wünſche und Hoffnungen haben, und bereit ſind, zum allgemeinen Beſten ſelbſt ihr Leben aufzuopfern. Doch, wie konnte ein Mann, als Maſaniello, deſſen Kleidung die äuſſerſte Dürftigkeit verrieth, der keine Schue an ſeinen Füſſen hatte, der auf Freunde und Bekannte nicht die mindeſte Rechnung machen konnte, weil dieſe allerdings Bedenken tragen würden, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen, wie konnte ein armer Fiſchhändler nur hoffen, daß er irgend einen Beiſtand bekommen würde. Doch das Zuſammentreffen von gewiſſen Umſtänden macht öfters ſelbſt Unmöglichkeiten möglich.

Masaniello voll von dieser Entschlossenheit, gieng in eine Kirche. Sein Blick war wild, seine Mienen sahen verstört aus, und sein ganzes Wesen verrieth mehr als zu deutlich, daß er mit einem äusserst wichtigen Projekt beschäftigt sey. Perrone, der Anführer einer Banditenbande, hatte sich gerade jetzt mit einem seiner Kameraden hierher geflüchtet. Bekannt und vertraut mit den Physiognomien der Menschen, bemerkte er unter den schlechten Lumpen dieses jungen Mannes, dessen schlanker Wuchs, angenehme Gesichtsbildung und ein gewisses Feuer in seinem Auge, gleich für ihn einnahm, Verstand und Genie. „Warum siehest du so verstört aus?" Fragten ihn beide Banditen. „Befreien muß ich diese Stadt, oder am Galgen sterben!" Diese Antwort des Masaniello mit einer Entschlossenheit und einem Muth, mußte allerdings beide Banditen zum Lachen bringen, weil das Aeussere des Mannes so wenig seinem Entschluß entsprach. „Ihr lacht — fuhr er daher fort — allein wüßte ich nur zwei oder drei, die mit mir gemeinschaftliche Sache machten, ich schwöre es euch bei Gott, bald wollte ich euch zeigen, wer ich bin und was ich vermag." „Was wolltest du denn thun?" fragte Perrone. „Wollt ihr mir beistehn?" versetzte Masaniello „Warum nicht" sagten die Banditen. „Gebet mir die Hand darauf" sagte Masaniello. Sie schwuren hierauf alle drei bei einem Marienbilde einander den feierlichsten Eid, alle Gefahren gemeinschaftlich zu theilen und sich wechselseitig beizustehen.

Mangel an den dringendsten Lebensbedürfnissen für sich und seine Familie, brachten den Masaniello zu diesem Entschluß, machten ihn wüthend, und reizten ihn zur fürchterlichsten Rache. Vier Tage vor dem Frohnleichnamsfest 1647 hatten die Zollbedienten ihm seine Fische weggenommen, weil er sie verkaufen wollte, ohne den gewöhnlichen Zoll dafür zu bezahlen; allein er war wirklich diesmal ausser Stand, ihn zu bezahlen. Nach diesem Auftritt, welcher den Masaniello ganz wüthend machte, ereignete sich jene vorher beschriebene Scene in der Kirche.

Von diesem Augenblick suchte sich Masaniello einen grössern Anhang zu verschaffen; die Frucht- und Obsthändler, welche über den neuen Zoll schon schwierig waren, konnten von ihm leicht beredet werden, daß sie sich künftig weigern sollten, den Zoll zu bezahlen. Gieng er vor ihnen vorbei, flüsterte er ihnen: Ohne Zoll! ohne Zoll! in die Ohren, welches auch die gute Wirkung hatte, daß der Marktmeister Anacierio, um die Folgen eines grössern Aufruhrs zu verhindern, versprach, die Käufer von dem gewöhnlichen Zoll für diesmal frei zu sprechen, und den Bittenden die Versicherung gab, daß er für die baldige gänzliche Abschaffung dieser neuen Auflage sorgen wolle.

Eines zweiten Kunstmittels bediente sich Masaniello, indem er den auf dem Markt versammelten Kindern versagte, wie sie diese und jene Viktualien und Lebensbedürfnisse laut in den Strassen um einen geringen

Preis ausrufen sollten. Z. B. Ein Maaß Oel für einen Bajocco; ein weiß Brod, sechs und dreißig Unzen; sechs Pfennig ein Pfund Rindfleisch; vier Pfennige eine Kanne griechischer Wein, und gemeiner Wein für zwei Pfennige. Dadurch sollten die Erwachsenen aufmerksam werden, und sich mit dem Anführer vereinigen. Bemerkungswerth ist es, daß die Lebensmittel um den vom Masaniello bestimmten Preis während des Aufruhrs wirklich verkauft wurden.

Diese Kinder mußten auch nach seiner Anweisung ausrufen: Gelobet sey Gott und die heil. Jungfrau del Carmine! Lange lebe der Pabst, lange lebe der König von Spanien und alle, die uns wohlfeile Zeiten verschaffen, aber verflucht sey die üble Regierung! — Die meisten Leute, welche sich recht klug dünkten, hielten Masaniello für einen Narren; allein er gab ihnen zu verstehen, daß bald der Fall anders kommen, wo man sehen würde, was er für ein Mann sey.

Das Fest der Maria del Carmine, im Monat Julius, war vor der Thüre. An demselben wurde ein hölzernes Haus erbauet, und solches mit verdorbenem Obst bestürmt und zuletzt mit hölzernem Gewehr eingenommen. Dies war ein Jubel für den gemeinen Haufen, so wohl aus der Stadt, als vom Lande. Masaniello übte die Lazaren, welche gewöhnlich über ihre Gegner die Alarben den Sieg davon trugen. Drei Wochen war man mit Uebungen und Zurüstungen beschäftigt gewesen und endlich erschien der fe-

heute Julius, der zu dieser Feierlichkeit bestimmte Tag.

Gerade an diesem Tage war weniger Obst als sonst in die Stadt gekommen. Es war auch nicht bestimmt worden, ob der Verkäufer und Eigenthümer des Obsts, oder der Käufer, den darauf gelegten Zoll entrichten sollte. Es entstand ein Streit, als man sich über diesen Punkt nicht vergleichen konnte, zwischen einem Schwager des Masaniello und einem andern, der ihm Feigen abkaufen wollte, indem dem erstern nicht einmal so viel Geld dafür geboten wurde, als er Zoll dafür bezahlen sollte. Gott giebt uns Ueberfluß — sagte Masaniellos Schwager aus Puzzuoli, indem er zwei große Säcke voll Obst auf die Erde schüttete — allein die schlechte Regierung verursacht Theurung. Und wenn ich auch gar nichts für meine Waaren haben soll, will ich sie lieber Preis geben.

Dies war der Anfang des Aufruhrs, und wahrscheinlich diese Scene vom Masaniello mit seinem Schwager verabredet. Masaniello sprang jetzt unter der Menge hervor und rief mit lauter Stimme: Ohne Zoll! Ohne Zoll! Der Marktmeister Anacierio war in der Nähe, und glaubte dies Geschrei des aufgebrachten Pöbels durch seine gebietherische Stimme sehr bald zu stillen; allein er betrog sich diesmal. Das erbitterte Volk wollte von keinem Machtspruch etwas wissen. Er ward vom Pöbel mit Obst ziemlich unsanft begrüßt, kaum konnte er sich in eine Kutsche retten und zum Vicekönig flüchten.

Damit war die Sache noch nicht abgethan. Im Gegentheil verſammelte ſich nur noch immer das Volk in gröſsern Haufen um den Maſaniello, fluchte über die Zölle und ſchrie ohne Aufhören: „Gott gebe dem König von Spanien langes Leben, und die böſe Regierung hole der Teufel!“ Dieſe gute Stimmung des Volks glaubte Maſaniello benützen zu müſſen. Er ſprang auf den höchſten Marktiſch, worauf man Früchte zu verkaufen pflegte, und redete die Verſammlung mit lauter, durchdringender Stimme ſo an: „Seyd fröhlich, meine Brüder und Freunde! dankt Gott und der heil. Jungfrau Maria del Carmine, daſs nun die glückliche Stunde eurer Erlöſung vorhanden iſt. Ich, armer Barfüſſer, will euch als ein anderer Moſes von der Tyrannei der Zölle, die euch Andere aus Geiz auflegten, unter denen ihr bisher ſchmachten mußtet, befreien und von der Dienſtbarkeit erretten. Auch der Apoſtel Petrus war blos ein armer Fiſcher, allein durch ſeine Stimme errettete er Rom und zugleich mit dieſer Stadt die ganze Welt von der Dienſtbarkeit des Teufels, und führte dafür die chriſtliche Freiheit ein. Jetzt wird ein anderer Fiſcher die Stadt Neapel, und mit derſelben ein ganzes Königreich von den Laſten der Zölle und Auflagen erlöſen, und demſelben jene wohlfeile Zeiten wieder verſchaffen, welche daſſelbe in den blühendſten Zuſtand verſetzen werden. Ihr ſelbſt müßt aber auch das Joch von eurem Halſe abzuwerfen ſuchen, welches bisher euch zu Boden drückte. Ich ſcheue den Tod nicht, frage nichts darnach, wenn man mich auch in Stücken

zerreißt und meinen Körper durch die Straſſen ſchleift. Man mag immer meinen Leib aufs Rad legen, meinen Kopf, als den Kopf eines Rebellen, auf den Pfahl ſtecken; ſo laß ich mir dies gern gefallen, ſterbe ruhig, indem ich verſichert bin, daß ich mir durch dieſe That ewigen Nachruhm verſchaffen werde. Kann man wohl ſein Blut, ſein Leben, für etwas rühmlichers, als für die Wohlfahrt ſeines Vaterlandes aufopfern!"

Durch eine ſolche aus dem Herzen geſprochene Rede wurden die Gemüther noch mehr erbittert. Piene, Anführer der Alarben, vereinigte ſich mit Maſaniello. Die Sache bekam mit einemmal eine ernſthaftere Geſtalt. Die Zollhütte auf dem Markt wurde zuerſt verbrannt, hierauf verbreiteten ſich die Aufrührer in die Hauptſtraſſen und zündeten die übrigen Zollhäuſer an. Ein durchdringendes Geſchrei: „Es lebe der König! allein es ſterbe die ſchlechte Regierung!" erſcholl durch die Lüfte. Die Zahl der Unzufriedenen nahm zuſehens zu. Sie erbrachen das Gefängniß San Giacomo, und ließen alle Gefangene los.

Jetzt wäre es vielleicht noch Zeit geweſen, wenn der Vicekönig anders Muth und Entſchloſſenheit gehabt hätte, dem Uebel mit bewafneter Macht zu ſteuern; allein dies war der Fall nicht. Die Unzufriedenen waren jetzt vor dem Pallaſt des Vicekönigs, verlangten mit lauter Stimme nicht blos die Abſchaffung des Fruchtzolls, ſondern aller übrigen Zölle. Der Vicekönig zeigte ſich am Fenſter, und verſprach den Wunſch des Volks zu erfüllen, den

Obſtzoll ganz abzuſchaffen, und den Frucht- und Mehlzoll zu vermindern. Damit war das Volk nicht zufrieden, verlangte den Vicekönig ſelbſt zu ſprechen. Als die Wache das Eindringen des Volks in den Pallaſt verhindern wollte, ſtürzte nur deſto wüthender die Menge in den Pallaſt ein. Der Vicekönig kam dabei ſelbſt in die größte Gefahr. Seine Gemahlin war ſchon auf das neue Kaſtell geflüchtet, und der Vicekönig ſah ſich nach irgend einem Zufluchtsort in ſeinem Pallaſt um, weil er beſorgte, daß die wüthende Menge ſich endlich ſeiner eignen Perſon bemächtigen würde. Fürchterlich ſchallte es in ſeine Ohren, wenn das Volk ihm entgegen brüllte: Gott erhalte den König! der Teufel hole die ſchlechte Regierung! Die Wache, die mehr zum Staat als zum Schuz vor dem Pallaſt ſtand, ward mit leichter Mühe zurück getrieben, und einige hundert Mißvergnügte drangen bis vor die feſt verſchloſſenen und verwahrten Zimmer des Vicekönigs. Es wurden ſchon Anſtalten zur Aufſprengung des lezten Zufluchtsorts des Vicekönigs gemacht; einer, der mit einer Hellebarde ein vergittertes Fenſter einſtieß, das in der Thüre befindlich war, hinter welcher der Vicekönig ſtand, würde denſelben beinah ſelbſt getroffen haben, wenn ihn nicht einer ſeiner Freunde ſchnell fortgeriſſen hätte. Jezt eilte der Vicekönig mit ſeiner Geſellſchaft, ſich ſo ſchnell als möglich nach dem neuen Kaſtell zu begeben.

Auf die Nachricht, daß nach dem Einlaß ſeiner Gemahlin die Brücke aufgezogen ſey, beſchloß er, nach der

St. Ludwigskirche ſich zu begeben. Ehe er ſich aber in ſeinen Wagen ſezte, zeigte er ſich noch einmal dem Volke am Fenſter, bat es, ſich ruhig zu verhalten, warf verſchiedene Zettel herunter, von ſeiner Hand unterzeichnet, und mit dem königl. Siegel beſiegelt, worin die Abſchaffung des Obſtzolls und die Erniedrigung des Mehlzolls zur Hälfte mit ausdrücklichen Worten bewilligt ward. Allein dies half wenig oder nichts, indem das Volk ſelbſt mit dem Vicekönig zu ſprechen wünſchte. Indeſſen richteten diejenigen, welche in den Pallaſt eingedrungen waren, die ſchrecklichſten Verwüſtungen an. Mit den Sachen, welche ſie fanden, bereicherten ſie ſich nicht, aber ſie machten ſie unbrauchbar, und warfen die Stücken zu den Fenſtern herab; doch rührte man nichts von den Sachen an, die dem Kardinal Trivultio gehörten, weil dieſer bei dem Volk beliebt war.

Der Vicekönig kam glücklich aus ſeinem Pallaſt, und war auch ſchon in ſeinen Wagen geſtiegen, als er ſich mit einemmal von mehrern umringt ſah; einige ſchlugen den Kutſcher von ſeinem Sitz, andere zerſchnitten die Stränge, und noch andere ſprangen auf den Wagen und droheten, ihn mit ihren Meſſern zu erſtechen, wenn er ſich nicht nach ihrem Willen bequemen wollte. Sie drangen auf die gänzliche Abſchaffung der Zölle, und fanden es für unerträglich, daß ſich der Herzog darüber noch erſt lange beſinnen könnte, der wirklich mancherlei Mishandlungen von ihnen, vornemlich von dem Pione ertragen mußte.

Endlich bequemte ſich der Vicekönig, aus dem Wagen

zu steigen. Viele begegneten ihm mit der größten Ehrerbietung. Viele von dem Adel suchten ihn zu bereden, daß er sich nach der St. Ludwigskirche begeben möchte, um dort die gänzliche Abschaffung der Zölle auf das feierlichste zu beschwören. Der Herzog, ein feiner Hofmann, war selbst in dieser bedrängten Lage auf Mittel bedacht, zu entkommen, und sich von seinem Versprechen loszumachen. Vielleicht mit Ueberlegung hatte er, ehe er aus dem Pallast gegangen, einige hundert Dukaten bei sich gesteckt; diese warf er jetzt unter das Volk. Freilich hörte er laut rufen: „Wir wollen uns durch keine Dukaten abspeisen lassen, sondern verlangen Abschaffung der Zölle!" Aber es waren auf der andern Seite viele beschäftigt, das Geld aufzusammeln, indessen er sich mit einigen von seinem Gefolge nach der Kirche flüchtete. Kaum war er darin, als die Thüre verschlossen und fest verwahrt wurde.

So sehr auch dem Katholiken seine Gotteshäuser heilig sind, da sie ihm ja selbst eine Freistätte verschaffen, vergaß der Pöbel doch diesmal seine eignen Grundsätze, und schien in seiner Raserei sogar an die Heiligkeit seiner Religion nicht zu denken, wie er ja schon die Heiligkeit und Unverletzlichkeit seines Fürsten vergessen hatte. Man war schon damit beschäftigt, die Kirche aufzusprengen, und kehrte sich wenig an die Versicherung des Vicekönigs, die Abgaben auf die Früchte abzuschaffen, als der Kardinal Filomarino, Erzbischof von Neapel, ein Freund des Volks, sich zeigte. Er stellte sich vor die Thüre des

Kloſters, ſprach mit der verſammelten Menge als ein Vater zu ſeinen Kindern. Er wußte es bei dem Vicekönig ſo weit zu bringen, daß dieſer durch den Marcheſ. von Torrecuſo ihm eine ſchriftliche Verſicherung ſchickte. Der Kardinal zeigte das Papier dem Volk vor. Ein lauter Jubel erſcholl; der Vicekönig fuhr in ſeinem Staatswagen ab, begleitet von einer unzähligen Menge Menſchen.

Aber wie kurz war dieſe Freude. Das Papier, welches nun laut und öffentlich vorgeleſen ward, enthielt weiter nichts, als die Verminderung des Frucht- und Obſtzolls zur Hälfte. Das Volk wollte raſend werden, daß man es auf die Art getäuſcht hatte. Man hörte ein lautes Gemurmel, daß man dieſen Schimpf rächen müſſe. Umſonſt bemühete ſich der General, ſein Anſehen beim Volk dazu anzuwenden, es zufrieden zu ſtellen. Umſonſt bot der Kardinal dem Maſaniello einen jährlichen Gehalt von zweitauſend vierhundert Skudi an, wenn er das Volk beruhigen und die unter demſelben befindliche Gährung in der Geburt erſticken würde. Es ward abgeſchlagen, weil er für ſich kein Geld verlangte, ſondern die Forderungen des Volks blos durchſehen wollte.

Der Vicekönig erwartete jetzt nichts gewiſſer als den fürchterlichſten Aufſtand, den er durch nichts zu hintertreiben wußte. Er ſelbſt war blos auf ſeine eigne Rettung bedacht. Mit genauer Noth entwich er zuerſt auf das Kaſtell St. Elmo, und da er ſich auch hier nicht ſicher glaubte, begab er ſich gegen Abend unter ſtarker Bedeckung ins neue Kaſtell.

Indeſſen raſte das Volk in der Stadt herum. Es erbrach die Gefängniſſe — zwei ausgenommen, wo blos Mörder und Straſſenräuber ſaßen — und befreiete die Gefangenen, welche ſich ſogleich zu den Aufrührern geſellten. Hierauf zündeten ſie die Mehlwage an, und machten ſchon Miene, mehrere königl. Gebäude in Brand zu ſtecken, als noch der Fürſt Tiberio Caraffa, den ſie als einen Freund des Volks zu ihrem Beſchützer gewählt hatten, zur rechten Zeit ihr Vorhaben vereitelte. Er ſuchte, ſo viel er nur konnte, das Volk zu beſänftigen, doch weil er ſich ſelbſt vor dem Zorn des Volks nicht ſicher glaubte, entfernte er ſich gegen Abend in der Stille, und begab ſich ebenfalls zu ſeiner eignen Sicherheit in das neue Kaſtell.

Man ſchätzte ſchon die Zahl der Unzufriedenen über 50000 Mann, welche bis jetzt keinen Anführer hatten, der ihnen doch ſo nöthig war, wenn ſie anders einen gu[illegible] Erfolg von ihren Unternehmungen erwarten wollten. Wer ſchickte ſich dazu wohl am beſten, als Maſaniello, der erſte Urheber eines ſo kühnen Projekts, das wider Erwartung ſo ſchnell zum Beſten des Volks ausgefallen war. Maſaniello, dieſer arme Fiſcher, in Lumpen gekleidet, noch vor wenig Stunden kaum eines Blicks gewürdigt, ward einmüthig zum Anführer gewählt. Dieſe allgemeine, einſtimmige Erklärung des Volks, war ihm eines Gottes Stimme, er nahm den Ruf willig an, und erfüllte jetzt die Pflichten, die ihm ſein neues Amt auferlegte, mit aller Treue und Redlichkeit. Er wählte

ſich bei ſeinem ſchweren Poſten zwei Gehülfen, einen gewiſſen Julio Genuino, der ſchon bei einer andern Gelegenheit, Rädelsführer des Volks geweſen war, und den Bandit Perrone, den wir ſchon vorher kennen gelernt haben. Maſaniello traf ſogleich gute Einrichtungen, daß mit der Pöbel keine Ausſchweifungen begehen möchte. Es wurden von ihm ſtarke Wachen ausgeſtellt, er ließ die Sturmglocke läuten, Hausſuchung thun und allen Vorrath von Pulver und Gewehr wegnehmen. Ein gewiſſer Krämer, der ſein Pulver nicht hergeben wollte und ſogar einen Mörſer vom Fenſter herabgeworfen, damit einen vom Volk erſchlagen, mußte dafür mit dem Leben büſſen, indem man ſein Haus anzündete, bei welcher Gelegenheit noch mehrere durch die Gewalt des Pulvers in die Luft geſprengt wurden.

Der Vicekönig ließ noch in der Nacht im neuen Kaſtell Rathsverſammlung halten, um wo möglich ein fürchterliches Ungewitter von ſich abzuwenden. Spät in der Nacht wurde ein Edikt aufgeſetzt: daß ein Brod von vier Pfennigen, das bisher kaum vier und zwanzig Unzen wog, von nun an drei und dreißig ſchwer ſeyn, der Obſtzoll aber ganz und gar aufgehoben werden ſollte; damit es gleich den andern Morgen früh angeſchlagen werden könnte. Er verſtärkte die Wachen am St. Lorenzthor, ſchickte Eilboten nach Rom und Madrit, und bat um die ſchleunigſte Hülfe. Mit den Künſten der ſpaniſchen Politik bekannt, gab er noch nicht die Hofnung auf, daß die Sache ſchnell zu ſeinem Vortheil eine andere Wen-

dung nehmen konnte, indem er sich ganz auf trügliche Unterhandlungen mit dem Volk verließ, und einen Zwiespalt zwischen Adel und Volk zu erregen hoffte. Diese Nacht war eine der fürchterlichsten, welche die Einwohner von Neapel durchwacht, und jedermann war begierig auf die Folgen und auf den Ausgang des folgenden Tages.

Kaum brach der Tag an, als Trommeln und Trompeten sich von allen Seiten hören ließen. Bewafnete zogen mit ihren Fahnen durch die Strassen. Die Landleute kamen in grossen Haufen von den benachbarten Gegenden nach der Stadt gezogen; ihre Waffen bestanden aus Sensen, Sicheln und Schaufeln. Selbst die Weiber und Kinder nahmen an diesen militärischen Aufzügen Theil, wenn die erstern auch weiter nichts als eine Gabel, oder einen Besen, oder ein Stück Holz in der Hand hatten, und die andern sich mit Steckenpferden und hölzernen Degen versehen hatten. Bei ihrem Herumziehen riefen sie: „Lange lebe der König von Spanien, verflucht sey die böse Regierung! Weg mit den Zöllen! Die Hunde, welche uns beschützen sollten, haben sich in Wölfe verwandelt, und die unschuldigen Lämmer selbst zerrissen. Die Zeit ist da, daß die Blutigel und Feinde unserer Stadt das wieder ausspeien, was sie so gierig verschlungen haben.“

Wie so sehr hatte sich Neapel binnen kaum vier und zwanzig Stunden verändert. Die ganze Stadt war ein Schauplatz des Krieges. Der Gang der Gerechtigkeit war gehemmt, die Priester hatten von ihrem Ansehen

viel verloren, indem man über ihre Prozessionen lachte, und sogar das Blut des heil. Januars nicht weiter respektiren wollte. Alle Geschäfte lagen, die öffentlichen Gebäude waren verschlossen, nur die Zeughäuser nicht. Niemand wagte seinen Laden zu öfnen. Jeder mußte sich entweder vertheidigen, oder mit den Unzufriedenen gemeinschaftliche Sache machen.

Dieser grosse Haufe, der auf nichts weniger als auf Erziehung Anspruch machen konnte, der fortgetrieben wurde durch den Instinkt sich frei zu sehen, oder wenigstens sich von allen Zollabgaben loszumachen, mußte sich nothwendig allen Arten von Ausschweifungen überlassen, so bald er nicht durch einen Anführer in Schranken gehalten wurde, der die Kunst verstehet, sich Ansehen zu verschaffen, die strengste Ordnung zu beobachten, und auf die genaue Erfüllung seiner Befehle pünktlich zu halten. Dieser Mann war Masaniello. Alle seine Befehle wurden streng vollzogen, dabei eine Ordnung und Pünktlichkeit beobachtet, weil er jede Ausschweifung auf das härteste bestrafte.

Der Vicekönig besorgte jetzt nicht ohne Grund einen allgemeinen Aufstand, denn es fehlte nur sehr wenig, daß er es jetzt noch nicht war. In einer Rathsversammlung ward beschlossen, dem Masaniello die schriftliche Versicherung von der gänzlichen Abschaffung der Zölle zu geben. Der Anführer des Volks erklärte sich: daß jetzt nicht blos die Rede von Abschaffung der Zölle, sondern von der Erhaltung ihrer alten, ihnen entrissenen, Privilegien sey,

worauf man gegenwärtig schlechterdings dringen müsse. Ueberdem verlangte das Volk eben so viel Stimmen bei den Berathschlagungen zu haben, als der Adel, und einige begehrten sogar, der Vicekönig sollte ihnen das Kastell St. Elmo einräumen. Der Herzog von Arcos, der seinen gefangenen Feind den Herzog von Matalone in Freiheit gesetzt hatte, wählte diesen nebst mehrern Grossen, zu dem Volk zu reden, und eine Vermittelung zu Stande zu bringen. Diese Herren verfügten sich auf den Markt und sprachen mit dem Volk; allein dasselbe blieb bei seinen ersten Forderungen, und verlangte noch überdem die Auslieferung des Originals der Privilegien, welche König Ferdinand zuerst der Stadt verliehen und hernach Kaiser Karl der Fünfte bestätigt hatte. Das Volk wandte sich an die beiden Herzoge von Roccella, den Vicekönig zur Auslieferung jenes Originals geneigt zu machen. Der Herzog konnte aber weiter nichts als eine Abschrift des Privilegiums dem Volk schaffen. Darüber geriethen die Unzufriedenen in Wuth, vornemlich da man ihnen kurz vorher eine blosse Kopie anstatt des Originals aufdringen wollte; sie schwuren dem ganzen Adel die fürchterlichste Rache, und machten damit den Anfang, daß sie den Herzog in Verhaft nahmen, der aber auf Vorbitte des Banditen Perrone sogleich wieder auf freien Fuß gestellt ward. Den andern Tag begab er sich verkleidet auf seine Güter.

Indessen beschlossen Masaniello mit seinen Gehülfen, die Häuser derer zu vertilgen, welche von dem Volk für Blutigel ihres sauren Schweisses gehalten wurden. Sech-

zig Häuser der spanischen Beamten standen auf der Liste, welche niedergerissen werden sollten. Dem Mehlzollpächter Geronimo Fetitia traf zuerst die Reihe. Er wohnte in dem Quartier Porta nuova. Nachdem seine Wohnung rein ausgeplündert war, verbrannten sie die auf die Strasse hinausgeworfenen Sachen zu Asche: „Dies ist unser Schweiß und Blut — riefen sie dabei — so sollen die Seelen dieser Blutigel in der Hölle brennen.“ Felice Vasile, vordem ein armer Becker, der durch die königl. Pachtungen ein reicher Mann geworden war, hatte ein ähnliches Schicksal. Er wohnte nahe bei Spirito Santo. Man plünderte sein Haus, das mit vielen Kostbarkeiten und unglaublichen Schätzen angefüllt war. Alles ward hinaus auf die Strasse getragen und dort zusammen verbrannt. Der spanische Rath Antonio di Angeli, der ehedem ein Volksfreund gewesen war, verließ sich noch jetzt auf die Gunst desselben, und achtete daher nicht auf die Warnung, die man ihm gab, seine besten Sachen in Sicherheit zu bringen. Allein, so sehr er vordem die Liebe des Volks hatte, eben so sehr war er jetzt bei demselben verhaßt, weil es bekannt geworden, daß er zur Errichtung vieler neuer Zölle Veranlassung gegeben. Auch sein Pallast ward vom Pöbel geplündert, ohne daß derselbe auf seine unschätzbare Büchersammlung, viele Handschriften, Dokumente und Obligationen Rücksicht nahm, alles wurde ohne Unterschied dem verzehrenden Feuer überliefert; sogar seine beiden Staatswagen, vier Pferde und zwei Maulesel fanden bei dem erbitterten Volk keine

Gnade. Nach der Reihe folgten nun die Häuser des Ritter Antonio Miraballo und des Marktmeisters Andrea Anacierio.

Es ist nicht zu beschreiben, wie viele kostbare Gemälde, Tapeten, Mobilien, Spiegel, Küsten voll Juweien, Säcke voll gemünzten Geldes, zerstört oder unbrauchbar gemacht wurden. Allein es verdient Bewunderung, daß dieser Haufen roher Menschen, die sich die nothdürftigsten Lebensbedürfnisse nicht verschaffen konnten, und mit dem fürchterlichsten Feinde dem Hunger zu kämpfen hatten, keine Kostbarkeit, keine Kleinigkeit entwendeten, sondern alles, wie es ihnen ihr Anführer befohlen hatte, vertilgten. Strenge wurden diejenigen bestraft, welche diesem Befehl ungehorsam waren. So wurde ein armer Kerl, der einen Teppich entwendet hatte, auf der Stelle niedergehauen, und ein anderer, der ein silbern Gefäß und ein Gemälde gestolen, aufgehangen. Sogar derjenige, der blos Mitleiden äusserte, mußte besorgen, daß das Volk ihn als einen Verräther des Vaterlandes behandelte.

Am folgenden, oder am dritten Tag des Aufruhrs, fuhr man fort, seine Wuth an den Feinden des Volks, wie man sie nannte, auszulassen. Der Pallast des Herzogs von Caivano, der bei der kleinen Pforte von St. Clara lag, ward nun rein ausgeplündert. Der Sachen waren so viel, daß ein Feuer nicht hinreichend war, sie in Asche zu verwandeln, man zündete also noch zwei an. Unter seinen Mobilien fanden sie auch

sehr kostbare Gemälde, welche ebenfalls ins Feuer geworfen wurden, die geistlichen allein ausgenommen, welche sie in die Klöster schickten. Es würde zu weitläuftig seyn, die Häuser und Hausbesitzer alle namentlich aufzuführen, welche so unglücklich waren, ihr Vermögen und ihr Eigenthum zu verlieren, wenn sie nicht vorher so vorsichtig gewesen waren, das Vornehmste in Sicherheit zu bringen. Nur noch ein paar will ich nennen. Johann Zavaglio, war anfangs ein armer Zollschreiber, schwang sich aber sehr bald in die Höhe, so daß er zu einem so unermeßlichen Vermögen gelangte, daß sich seine jährlichen Einkünfte auf sechzig tausend Kronen beliefen, und er das Herzogthum Ostuna in Apulien kaufen konnte. Sein von ihm ganz neu erbauter Pallast war einer der schönsten in Neapel. Der reichste unter allen war Bartholomäo d'Aquino, in dessen Pallast Kostbarkeiten zu finden waren, der sich kein König zu schämen Ursach haben durfte.

Indessen drang das Volk auf das Original der Privilegien König Ferdinands und Kaiser Karl des Fünften und auf die Einräumung des Thurms St. Lorenzo, worin sich viele Kanonen, kleines Gewehr und Munition befand. Die Mönche waren bereits aus dem Kloster abgezogen, und es befanden sich ausser einigen Standespersonen, die hier Sicherheit gesucht hatten, im Thurm nicht mehr als etwan sechzig spanische Soldaten, zur Vertheidigung. Da sie sich nicht freiwillig ergeben wollten, fiengen die Aufrührer den Thurm zu

belagern an, und erreichten nach drei Stunden ihren Zweck. Die Soldaten erhielten einen freien Abzug, und wurden vorher, da sie hungrig waren, vom Masaniello gut bewirthet. Er ließ sogleich mit der großen Glocke Sturm läuten, damit sich noch mehrere vom Volk zu seiner Fahne versammlen möchten. Da sie das wahre Original des Privilegiums immer noch nicht erhalten hatten, suchten sie in dem Gerichtssaal darnach, und als sie es nicht fanden, warfen sie allen Hausrath zu den Fenstern heraus. Doch nahmen sie davon des Königs Bildniß aus, welches sie ehrenvoll zum Fenster hinaushiengen und dabei riefen: „Gott gebe dem König langes Leben und strafe die böse Regierung!“

Masaniello hatte jetzt mehrere Kanonen und Pulver und Blei im Ueberfluß, und konnte die Wachen vortheilhaft vertheilen. Die Weiber selbst bezeigten den größten Antheil, den sie an der neuen Regierung und an der Freiheit nahmen. Gleich andern Amazonen errichteten sie selbst unter sich eine Kompagnie, versahen sich mit Gewehren, und wählten aus ihrem Geschlecht einige der beherztesten und angesehensten zu Offizieren.

Der Vicekönig litte an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel, weil das Volk dafür sorgte, daß keine Eßwaaren auf das Kastell hinaufgebracht werden konnten. In dieser äussersten Noth wußte der Herzog zu keinem andern Mittel seine Zuflucht zu nehmen, als dem Masaniello durch den Erzbischof das wirkliche Original des verlangten Privilegiums überreichen zu lassen.

Allein eine Verschwörung gegen den Masaniello, die noch bei Zeiten entdeckt wurde, vereitelte des Vicekönigs Vorhaben.

Der Herzog von Matalone, der den Vicekönig haßte, und es sehr wohl wußte, daß ihn dieser blos darum in Freiheit gesetzt, um von dem Volk zu Grunde gerichtet zu werden, sann auf die fürchterlichste Rache. Der Bandit Perrone nahm sich seiner an, da ihn Masaniello verurtheilen wollte; dies brachte ihn zuerst auf den Gedanken, ob er diesen Perrone nicht zu seinen Absichten gebrauchen könnte. Er bot ihm zwölftausend Zechinen zur Belohnung, wenn er ihm zur Ausführung seines Plans, den Masaniello zugleich mit dem Vicekönig zu stürzen, die Hände bieten wollte. Perrone willigte ein, und war sogleich bereit, jenen Plan des Matalone nach Wunsch ausführen zu helfen.

Indessen brach der vierte Tag des Aufruhrs an, aber die Wuth des Pöbels war noch nicht gestillt, vielmehr raste er eben so fürchterlich, als in den erstern Tagen. Der Pallast des Herzogs von Caivano war zwar schon ausgeplündert, allein Masaniello hatte erfahren, daß noch viele Kostbarkeiten in demselben verborgen seyn sollten, daher er seiner aus sieben bis acht tausend Mann bestehenden Leibwache den Befehl ertheilte, dahin zu gehen, und genau nachzusehen, ob dort noch einiges von Werth zu finden sey. Sie giengen und fanden wirklich ganze Kammern voll von den herrlichsten Tapeten, und mehrern Kostbarkeiten, welche sie sämmtlich

verbrannten. Zuletzt rissen sie den ganzen Pallast ein, nachdem sie so viele marmorne Bildsäulen zerschlagen und in dem Garten alles verwüstet hatten. Nicht blos Männer und Weiber, sondern sogar die kleinsten Kinder bemüheten sich um die Wette, auch etwas zur Zerstörung der Palläste beizutragen. Wie Unsinnige liefen viele Weiber mit Bündeln Holz oder Stroh auf den Köpfen umher und riefen in den Strassen: „Blos diese Hand voll Stroh haben wir noch in unsern Häusern übrig und weiter nichts, und das wollen wir auch noch zur Verbrennung der Häuser dieser Bluthunde aufopfern, die sogar das Mark aus unsern Beinen durch Auflegung unerträglicher Zölle gesogen haben.“ Die Eltern trugen ihre kleinsten Kinder zum Feuer hin, gaben ihnen Schwefel in die Hände, und zeigten es ihnen, wie sie ihn ins Feuer werfen sollten. Dabei riefen sie laut: „Diese unschuldigen Kinder, denen die Blutigel das Brod aus dem Munde gerissen, sollen sich zuerst an ihnen rächen!“ Und wenn der Schwefel ins Feuer geworfen war, setzten sie noch hinzu: „So müssen diese Hunde vertilgt werden! Gelobt sey Gott! Lange lebe der König!“

Der Vicekönig that so viel er nur immer konnte, bei dieser für ihn äusserst schlimmen Lage der Umstände, mit dem Masaniello einen Vergleich einzugehen. Der Erzbischof machte dem Masaniello und dessen Räthen in der Kirche del Carmine den Vorschlag des Vicekönigs zur gütlichen Beilegung der Misverständnisse be-

kannt, und versicherte an Eidesstatt, daß das Privilegium, welches er in Händen hatte, und dem Volk vorzeigte, wirklich das Original wäre. Genuino, vielleicht bereits bestochen, erkannte die Aechtheit desselben. Indessen riethen doch einige kluge Köpfe, man sollte sich vorläufig die Einräumung des Forts St. Elmo ausbedingen. Masaniello sah die Vortheile für sich und das Volk augenscheinlich ein, und drang strenge auf diesen ersten und wichtigen Punkt, ohne dessen Erfüllung kein Vergleich mit dem Vicekönig statt finden könnte. Allein Genuino war dagegen, und wußte mit vielem Anschein von Recht seine Meinung zu behaupten. „Das getreue Volk von Neapel — sagte er — hielt sich allerdings von Karl dem Fünften selbst dazu berechtigt, sich zu vereinigen und die Waffen zu ergreifen, seine Freiheiten damit zu vertheidigen. Allein bei dieser rechtsmässigen Vertheidigung ist kein Funke von Aufruhr zu spüren. Eben so war es, als das Volk 1547 sich widersetzte, die Inquisition, welche man einführen wollte, anzunehmen. Selbst Rechtsgelehrte waren damals für das Volk. Aber sich Einräumungen von Festungen auszubedingen, das ist nie erlaubt, das ist Eingriff in die Majestätsrechte, das ist offenbare Empörung."

Das einzige Wort Empörung wirkte so stark auf den Masaniello, der blos eine gerechte Sache vertheidigen zu dürfen, für erlaubt hielt, daß er sich augenblicklich erklärte: „Ich verlange also diese Bedingung nicht. Eher will ich sterben, als irgend etwas zu thun,

wodurch ich den Namen Empörer mir zuziehen könnte.“ Masaniello war für seinen König, nie nannte er dessen Namen, ohne sein Haupt zu entblössen. Die schlechte Administration war blos der Gegenstand, worauf er sein Augenmerk ganz hinrichtete.

Nun wurde in Gegenwart einer großen Menge folgendes vorgelesen:

Philipp von Gottes Gnaden König ꝛc.

Don Rodrigo Ponze de Leon, Herzog von Arcos.

Wir versprechen hiermit durch gegenwärtigen, immerwährenden Freiheitsbrief dem getreuen Volk dieser getreuen Stadt Neapel, daß alle in der Stadt oder dem Königreich seit Kaiser Karl dem Fünften, glorwürdigsten Gedächtnisses, eingeführte Zölle und Auflagen völlig abgeschaft und zernichtet seyn sollen; wir versprechen ferner eine ewige Verzeihung und Vergessenheit alles dessen, was bei gegenwärtiger Revolution vom Anfang an, bis auf gegenwärtige Stunde vorgegangen ist, und soll solches alles todt und vergessen seyn; auch sollen alle vorgegangene Beleidigungen, wenn auch solche gleich von dem beleidigten Theile nicht verziehen werden, vergessen seyn, und geben wir beiden Theilen vier Jahre Zeit, sich wieder zu versöhnen. Gegeben im neuen Kastell, den 10. Jul. 1647.

Der Herzog von Arcos

Donato Kopola

Sekretair des Königreichs.

Das Volk war mit dieſer Erklärung nichts weniger als zufrieden. Es wollte nichts von einer Revolution wiſſen, wodurch es zu Rebellen gemacht würde, und alſo in jedem Fall nach den Geſetzen ſtrafbar war. Es wollte jetzt von keinem Vergleich etwas wiſſen. ſo lange ihm ein ſolcher Vorwurf gemacht werden könnte; kurz es fand dabei ſo viel Erinnerungen, daß es darauf ſchlechterdings drang, daß alles für nichtig und nicht geſchehen erkläret werden müßte.

Der Erzbiſchof that zwar ſein möglichſtes, die aufgebrachten Gemüther zu beſänftigen. Doch hier war alles vergebens, indem das Volk durchaus die Waffen nicht eher niederlegen wollte, als bis man die Wünſche deſſelben erfüllt hätte. Der Erzbiſchof ſchickte daher einige Abgeordnete an den Vicekönig, ihm den Wunſch des Volks bekannt zu machen. Indeſſen blieb der Erzbiſchof in der Kirche, unterhielt ſich mit dem Maſaniello, und bewirkte durch ſeine einnehmende Beredſamkeit viel Gutes, indem er ſechs und dreißig bereits zum Brand beſtimmte Häuſer vom Untergang rettete. Bei dieſer Gelegenheit lernte der Prälat den Maſaniello genauer kennen. Dieſer geringe Mann erwies dem Kardinal alle die Ehre, die ſeinem Stande zukam; nicht anders als knieend unterredete er ſich mit ihm, doch vergab er dabei nichts von ſeiner eignen Würde, die ihm vom Volk ſelbſt war übertragen worden. Maſaniello zeigte mit einem Anſtand, der bezauberte, ſeine Einſichten und Kenntniſſe, die man bei einem Mann von ſeinem

Stande und seiner Erziehung nicht erwartete. Der Prälat konnte sich nicht enthalten, diesem Mann öffentlich die Hochachtung zu bezeigen, die er so ganz verdiente. Dies hatte für Masaniello den besten Erfolg, den er sich nur wünschen konnte. Allgemein ward er jetzt vom ganzen Volk zum Oberhaupt ausgerufen. Dieser arme Fischverkäufer in seiner leinenen zerrissenen Kleidung, in bloßen Füssen, schrieb Neapel und vielleicht bald dem ganzen Königreiche Gesetze vor, wenn diese Verwandelung länger als wenige Tage gedauert hätte. In der Rede, die Masaniello an das Volk hielt, erklärte er sich: „daß er das Zutrauen habe, daß nun bald alles einen glücklichen Ausgang gewinnen würde. Was ich bisher gethan habe, was ich noch thun werde, thue ich zum Besten dieser Stadt, zum Besten meines Vaterlandes. Allein ich arbeite blos für Undankbare. Wenn eure Forderungen erfüllt seyn werden, dann vergehen nicht drei Tage, und man wird mich durch Meuchelmord hinrichten. Wie den Körper eines Missethäters wird man auch meinen Körper durch Neapels Strassen schleifen. Denket daran, daß ich euch dies vorher verkündigt habe!“

Diese Vorhersagung des Masaniello schien eher in Erfüllung zu gehen, als er vielleicht glaubte. Das Geld, welches der Herzog von Matalone dem Perrone gegeben, den Plan einer Verschwörung gegen den Masaniello auszuführen, that die erwünschte Wirkung. Es erschienen mit einemmal fünfhundert bewafnete Ban-

biten vor der Kirche del Carmine zu Pferde. Nach ihrer Aussage waren sie darum gekommen, dem Volk Hülfe zu leisten. Masaniello, der nichts arges vermuthete, empfieng sie sehr freundlich; allein er wollte sich doch den Vorschlag des Perrone, daß man diese Leute an einem besondern Ort einquartieren müsse, nicht gefallen lassen, so wenig er zugab, daß sie zu Pferde blieben. Dadurch wurde nun freilich der ganze Plan des Perrone mit einemmal vereitelt; doch stellten sich die Banditen, als wenn sie demselben Folge leisten wollten. Indem sie aber bei der Kirche vorbei auf den Markt zu zogen, gaben sieben von ihnen Feuer auf den Masaniello, der unter einem Haufen von mehr denn zehntausend Menschen stand. Höchst sonderbar ist es, daß keiner von diesen so geübten Schützen ihn traf; denn, was auch die Geschichtschreiber einmüthig erzählen, daß einige Kugeln auf die Brust angeschlagen, ihn aber nicht verwundet hätten, weil er das Bild der Maria del Carmine am Halse getragen, so kann man so etwas als ein offenbar erdichtetes Märchen, um diese ausserordentliche Begebenheit noch wunderbarer zu machen, nicht glauben.

Man denke sich jetzt ein aufgebrachtes Volk, das auf den Masaniello sein ganzes Vertrauen setzte, ihn als einen Heiligen verehrte, und sich für ihn aufgeopfert hätte; man denke sich, in welche Wuth dies Volk gerieth, da man ihm den entreissen wollte, den es über alles liebte und verehrte. Und da kein einziger Schuß getroffen, da ihr Schutzgott gesund und unversehrt in ihrer Mitte stand,

welcher Jubel, welches Freudengeschrei! Welche Rache an die Verräther, an die Mörder! Jeder hielt es für Pflicht, sie zu verfolgen, sie niederzumachen, wo er sie nur fand. Da war kein Ort, kein Altar so heilig, der sie schützte. Selbst in der Kirche vor dem hohen Altar wurden zwei niedergestoßen, und einer unter dem Stuhl, auf welchem der Kardinal-Erzbischof saß. In der ersten Wuth wurden mehr als dreißig sogleich todt geschossen. Viele suchten sich in das Franciscanerkloster Santa Maria del nova zu verbergen, mußten aber herausgegeben werden, und wurden enthauptet, ihre Köpfe aber auf Pfähle gesteckt. Vorzüglich suchte man den Perrone, den Anführer dieser Bande lebendig zu bekommen. Perrone, der zu entfliehen suchte, wurde ergriffen und vor seiner Hinrichtung auf die Folter gelegt, damit man die nähern Umstände von der im Werk gewesenen Verrätherei erfahren möchte. Unter der Marter sagte er aus: „der Herzog von Matalone habe ihn und die übrigen Banditen bestellt, den Masaniello zu ermorden, und den bereits mit acht und zwanzig Tonnen Pulver unterminirten Markt in die Luft zu sprengen, auch die Wasserleitungen zu vergiften.“ In wie fern die beiden letzten Aussagen der Wahrheit gemäß, wird wohl schwerlich mit Bestimmtheit ausgemacht werden; höchst unwahrscheinlich sind sie wenigstens beide. Perrone und sein Bruder wurden enthauptet und ihre Köpfe an Pfähle gesteckt. Man durchsuchte nachmals die Kirche und alle verdächtige Oerter, und fand wirklich noch verschiedene Banditen, welche das

nämliche Schickſal hatten, als ihre Brüder. Unter andern ſollte einer gerade umgebracht werden, als er ſehr wichtige Dinge zu entdecken verſprach, wenn man ihm das Leben ſchenken wollte. Maſaniello verſprach ihm das Leben, und der Bandit bekannte: „daß ſich die folgende Nacht mit den fünf hundert Banditen noch viele Kompagnien zu Pferde würden vereinigt haben, dann wäre den Abend, wenn ſich das meiſte Volk auf dem Markt verſammelt hätte, die Mine angeſteckt worden, wodurch über hundert und funfzig tauſend hätten ihr Leben verlieren müſſen, ohne den Schaden in Anſchlag zu bringen, welchen das Einſtürzen ſo vieler Gebäude würde verurſacht haben.“ Nach der Erzählung ſollen wirklich beim Nachgraben hundert und funfzig Centner Pulver ſeyn gefunden worden.

Nachdem die meiſten Banditen waren hingerichtet worden, gab Maſaniello Befehl, die eigentlichen Urheber dieſer fürchterlichen Verſchwörung, nemlich den Herzog von Matalone, deſſen Bruder Don Joſeph und den Herzog Gregorio Caraffa, aufzuſuchen. Der Herzog von Matalone und Don Gregorio hielten ſich bei den Kapuzinern zu S. Ephrem verſteckt, waren aber, als dort bewafnete Bürger hingeſchickt wurden, bereits entflohen. Joſeph Caraffa hielt ſich in dem Franciskanerkloſter Maria della nuova verborgen. Die Mönche hatten ihn ſo gut verſteckt, daß ihn die Abgeſchickten bei der erſten Durchſuchung nicht fanden. Allein er verrieth ſich ſelbſt, indem er an den Vicekönig einen Zettel ſchrieb, worin er ihm

seine gefährliche Lage vorstellte, und ihn bat, zu seiner Rettung ein paar blindgeladene Kanonen abfeuern zu lassen, indem dadurch das Volk nach dem Markt würde gelockt werden, und er Zeit gewinnen, aus den Händen des Pöbels zu entkommen. Diesen Zettel gab er einem Laienbruder zur Bestellung, und damit er nicht verrathen werden könnte, mußte er ihn unter die Fußsohle binden. Allein das Volk schöpfte Argwohn, als der Mönch zum Kloster hinausgieng, hielt ihn an, zog ihn nackend aus, fand den Zettel, und entdeckte zugleich das ganze Geheimniß. Der Bote wurde halb todt geschlagen, und das Volk suchte noch genauer im Kloster nach. Die bestürzten Mönche riethen dem Don Joseph zu schleunigster Flucht. Er entsprang mit vier von seinen Bedienten in Mönchskleidern, und flüchtete in die Wohnung einer öffentlichen Buhldirne. Ihr versprach er alles, was er im Vermögen hatte, wenn sie ihn nicht verrathen würde. Sie that es aber doch, und überlieferte ihn seinen Verfolgern. Bis an den Platz Cirigliò schleppte man ihn durch die Strassen. Er versprach zwölftausend Kronen, wenn man ihm das Leben schenken würde. Niemand achtete darauf, sondern der grosse Haufen schrie: „Fort, fort mit dem Schelm, dem Verräther, er muß sterben!“ Man brachte ihm viele Stiche bei, und er sank entkräftet nieder; der Kopf ward ihm mit einem Fleischermesser abgehauen. Ein ähnliches Schicksal hatten seine vier Bedienten. Die Köpfe wurden auf Stangen gesteckt und dem Masaniello überbracht. Dieser Volksanführer freute

ſich über dieſen Triumph, und ſtrich hohnlächelnd den Knebelbart des Herzogs. In einem eiſernen Käfich wurde deſſen Kopf und der eine Fuß, mit dem er dem Erzbiſchof einſt im Streit einen Stoß verſetzt, über das Thor St. Gennaro, welches zum Pallaſt Matalones führt, mit der Unterſchrift aufgehängt: „Dies iſt Don Joſeph Caraffa, Feind des Vaterlandes und Verräther des getreueſten Volks.“ Mitten auf dem Markt ward deſſen Körper auf einen Pfahl geſteckt, und hundert und funfzig Banditenköpfe auf eben ſo viel Pfählen wurden in einem Kreis herumgeſtellt. Von allen Orten hörte man von der Menge rufen: So müſſen die Verräther umkommen!

Der Adel gerieth durch dieſen Auftritt in die gröſte Furcht, und beſorgte nicht ohne Grund unter ähnlichen Umſtänden auch eine ähnliche Behandlung. Die Zahl der Unzufriedenen war bereits an hundert und vierzehntauſend bewafnete Männer geſtiegen, welche alles wagten, um die mit Blut erkaufte Freiheit zu behaupten. Der Vicekönig ward jetzt noch mehr eingeſchränkt, indem auf Befehl des Maſaniello nicht blos keine Lebensbedürfniſſe auf das neue Kaſtell gelaſſen wurden, ſondern ſogar das Waſſer, welches durch Röhren dahin geleitet, abgeſchnitten wurde. In dieſer äuſſerſten Noth wendete ſich der Vicekönig an den Erzbiſchof ſchriftlich, mit der Bitte, ſein Anſehen bei dem Maſaniello dahin zu verwenden, ihm vorzuſtellen, wie er ganz unſchuldig ſey, mit dem Herzog von Matalone in keiner Verbindung geſtanden,

und ganz auf der Seite des Volks, geneigt wäre, zum Besten desselben alles zu thun.

Masaniello immer noch nicht sicher, daß abermals Banditen in die Stadt hereinkommen möchten, verwandelte in drei Stunden die ganze Stadt in eine Festung, indem alle Strassen mit Gräben und Pallisaden verwahrt und alle Zugänge mit gehöriger Mannschaft bewacht wurden. Er ließ einen Befehl ausgehen, daß Jedermann in den Fenstern die Nacht durch Licht halten, und auf den Strassen Wachfeuer brennen sollten. Alle seine Befehle wurden mit einer Pünktlichkeit vollzogen, darüber man sich allerdings wundern muß. Wenn er Befehl gab, daß dieser oder jener Pallast geplündert und niedergerissen werden sollte, so geschah es augenblicklich. Wenn er einer Menge von mehr als hundert tausend Menschen Stille gebot, so rührte sich keiner, und diese ganze grosse Masse schien wie erstorben zu seyn. Er versprach dem, welcher den Matalone todt oder lebendig schaffen würde, eine Belohnung von dreißig tausend Kronen.

Alle diese Szenen glichen einem Wunderwerk mehr als natürlichen Begebenheiten, weil sie sich so selten in der Welt zutragen. Es war beinah unglaublich, daß ein armer Fischer, auf den Niemand sah, der noch vor wenig Tagen in den Augen, nicht blos der Grossen, sondern auch der Bürger und geringen Volksklasse ein ganz unbedeutender Mensch war, nun mit einemmal eine grosse Stadt unumschränkt beherrschte. Er, der noch vor wenig Tagen in Lumpen gekleidet, ritt jetzt mit majestäti-

ſcher Mine auf einem ſtolzen Pferde durch die Stadt, und nur ein Wink, und es ward ſein Befehl vollzogen, ein einziges Wort, und man gehorchte ihm. So beherrſchte er eine Stadt, worin mehr als ſechs hundert tauſend Menſchen ſich befanden, ohne je die Regierungskunſt gelernt zu haben; führte ein groſſes Heer an, ohne etwas von der Kunſt Krieg zu führen, zu verſtehen. Er, der nie nach den Regeln Beredſamkeit gelernt, konnte alle Rednerkünſte aufbiethen, ſeinen Zweck zu erreichen. Er wußte mit einer natürlichen Beredſamkeit, welche bezauberte, ſeine Zuhörer einzunehmen. Er ſchilderte ihnen mit den lebhafteſten Farben die Unterdrückung ihres Vaterlandes, ihre klagenden Weiber, ihre abgelebten Eltern, ihre hungrigen Kinder, ihre dürftigen Freunde, den Stolz der Groſſen, den Ueberfluß der Mächtigen, und den Geitz derer, die für ſie ſorgen ſollten. Und nach dieſer treffenden Zeichnung, die ganz nach dem Leben kopirt war, verſprach er ihnen im Ton eines Propheten und mit der Zuverſicht eines Redners, die gewiſſe Freiheit, den erwünſchten Ueberfluß, den Untergang ihrer Feinde, den unfehlbaren Sieg, die Flucht der Beſatzung und eine gerechte Rache. Man kann ſich leicht vorſtellen, welchen Eindruck dies auf die erbitterten Gemüther machen mußte. Und dieſer Schwarm, trunken von Freiheit, durfte es nicht wagen, irgend eine Art von Ausſchweifung zu begehen, wenn er nicht die fürchterlichſte Ahndung vom Maſaniello befürchten wollte.

Aufmerksam auf alles, wodurch sein großer Plan scheitern konnte, sorgte Masaniello dafür, daß keines von allen solchen Projekten ausführbar war, die ihn stürzen konnten, und er wußte Mittel vorzuschlagen, jene zu ersticken. So gab er am fünften Tage wegen der einschleichenden Banditen den Befehl, daß keine Mannsperson, wer der auch immer seyn wollte, einen Mantel, langen Rock, Schlafrock, oder überhaupt eine lange Kleidung tragen, die Weiber ihre damals üblichen Reifröcke ablegen sollten. Es war freilich ein ganz lustiger Anblick, wie alle Weltpriester und Ordensgeistliche, der Kardinal-Erzbischof selbst davon nicht ausgenommen, in einem kurzen Kamisol herumgiengen. Wie jeder, selbst die edelsten Neapolitaner, dem armen Fischer, jetzt Beherrscher von Neapel, ihre Unterwürfigkeit bezeigten.

An diesem Tage wurden die Wachen an den Thoren und in den Strassen verstärkt, mehrere Kanonen in Bereitschaft gehalten, und der Adel erhielt Befehl, alles Gewehr an das Volk abzuliefern und alle entbehrliche Bedienten zum Dienst auf die Wache zu schicken. Masaniello legte auch einen kleinen Zoll auf alle Eßwaren, und bestimmte geringe Preise für die Waaren, nach Verhältniß der sehr verminderten Abgaben. Er ließ die Bildnisse Kaiser Karl des Fünften und des damals regierenden Königs Philipp des Vierten unter kostbaren Umhängen aufstellen, und darunter das Wappen der Stadt. Bei solchen Aufstellungen rief das Volk laut: Lange

ihe der König von Spanien, und der Teufel hole die ſchlimme Regierung!

Indeſſen war die Noth in dem Kaſtell auf das höchſte geſtiegen, der Vicekönig gab alle Projekte auf, durch ſeine Hofränke und Kabalen den Maſaniello zu berücken, ſo wie der Erzbiſchof den Herzog ermahnte, nachzugeben und den Frieden zu erkaufen, um welchen Preis dies immer geſchehen möchte, weil er unter ſolchen Umſtänden vom Hofe gewis Verzeihung erhalten würde. Der Herzog ſah ſich auf die Art genöthigt, dem Erzbiſchof, der einmal beim Volk beliebt war, die Ausführung jedes Plans zu überlaſſen, wie er ihn nur für zuträglich finden würde.

Der Erzbiſchof machte von dieſer Vollmacht ſogleich Gebrauch, ließ den Maſaniello und ſeine beiden Räthe Genuino und Arpaja zu ſich rufen, und entdeckte ihnen die Abſicht des Vicekönigs. Es ſcheint beinah unglaublich zu ſeyn, wie Maſaniello, dieſer ſchlaue Mann, es nicht merkte, in welchen Schlingen man ihn fangen wollte. Indeſſen, wenn man bedenket, daß er ſich ganz auf den Rath des Genuino verließ, und dieſer nach ſeinem Eigennutz handelte, ſo wird man ſich nicht wundern, daß Maſaniello ſich berücken ließ.

Beide Theile verglichen ſich ſehr bald über die Friedenspunkte. Selbſt das Gerücht, als wenn dreizehn königliche Galeeren nach Neapel zuſteuerten, unterbrach die Friedensunterhandlungen nicht, ſondern machte vielmehr, daß dieſe nur deſto eifriger fortgeſetzt wurden,

indem der Vicekönig wohl wußte, daß er einen so schnellen Beistand nicht erwarten könnte. Der Vicekönig stellte sich aber, als wenn er dies nicht wüßte, und ließ dem Prinzen Jannetino Doria, dem Befehlshaber der Flotte, sagen, er möchte ja nicht vor Schliessung der Traktaten in den Hafen einlaufen, wies ihn auch einzig an Masaniello, da er um Erfrischungen bat. Dies mußte nothwendig dem Masaniello schmeicheln, noch mehr aber, daß den andern Tag der Prinz ihn als Oberbefehlshaber des Volks begrüssen ließ.

Der Vergleich war nun gemacht, und weil das Volk nicht blos die Unterschrift des Vicekönigs, sondern auch des ganzen Staatsrathe verlangte, wurde auch dies demselben bewilligt. Der Jubel war allgemein, als das Volk eingeladen ward, die Verlesung der Traktaten in der Kirche del Carmine mit anzuhören. Der Kardinal Erzbischof saß vor dem großen Altar in einem kostbaren Armstuhl, vor ihm standen der Notarius, der den Traktat ablas, und Masaniello in einem Kleide von Silberstück, neben ihm seine beiden Räthe, Genuino und Arpaja.

Nachdem diese Vergleichspunkte abgelesen waren, bestieg Genuino die Kanzel, und stellte seinen Zuhörern vor, daß sie nun endlich das erlangt, wonach sie seit der Regierung des Herzogs von Ossuna mit so vieler Mühe gestrebt hätten. Damals wäre es umsonst gewesen, etwas zu erlangen, allein jetzt wären sie durch die Gnade Gottes und der heil. Jungfrau del Carmine

zu ihrem Zwecke gekommen. Er ſchloß mit dem Wunſch, daß alle aus Herzensgrund dem Höchſten dafür preiſen und zum Lobe des allmächtigen Gottes das Te Deum laudamus anſtimmen möchten.

Der Erzbiſchof that jetzt Maſaniello den Vorſchlag, ob er nicht bei dem Vicekönig, der ihn gern kennen lernen möchte, einen Beſuch ablegen wollte. Anfangs war Maſaniello zweifelhaft, was er thun ſollte, bald entſchloß er ſich, mitzugehen. Dieſer Entſchluß bewirkte den feierlichſten Zug, den man ſich nur denken kann. Maſaniello befahl ſogleich den Hausbeſitzern, ihre Häuſer mit köſtlichen Tapeten und Zeugen zu ſchmücken, und die Straſſen, wodurch der Zug gieng, rein kehren zu laſſen. Maſaniello in einem koſtbaren Gewand von Silberſtück gekleidet, beſtieg ein Pferd, das ihm der Erzbiſchof hatte reichen laſſen. Er hatte ſtatt ſeiner gewöhnlichen Mütze einen Hut mit einer Feder auf, und in der Hand einen bloſſen Degen. Hinter ihm fuhr der Erzbiſchof in ſeinem Wagen, zur rechten Seite deſſelben ritt Maſanielles Bruder, Matteo von Amalfi, zur linken, der neu erwählte Advokat des Volks, Antonio Arpaja, beide in koſtbaren mit Gold beſetzten Kleidern. Nach dieſen folgte, als erſter Rath des Volks, Giulio Genovino, in einem Tragſtuhl, ſeines hohen Alters halber.

Während des Zuges rief die frohlockende Menge unaufhörlich: Lange lebe der König von Spanien, der Kardinal Filomarino, und das getreue Volk von Neapel.

Indeſſen hatte Maſaniello durch einen ſeiner Hauptleute ſeine Ankunft dem Vicekönig melden laſſen, der ihm einen Hauptmann von ſeiner Leibwache zur Bewillkommnung entgegen ſchickte, und ihm ſagen ließ, daß er ſich zum voraus auf deſſen Ankunft freue. Als man dem neuen Kaſtell nahe war, winkte Maſaniello der ihm folgenden bewafneten Menge, die man wenigſtens zu Fuß und Pferde funfzigtauſend rechnen kann, ſtellte ſich im Sattel, und ſobald alles ſtill war, fieng er zu reden an:

„Meine lieben, die ihr mir am nächſten ſtehet, und alle die ihr hier gegenwärtig ſeyd. Mit allem Recht haben wir Urſach, dem Allerhöchſten Dank zu ſagen, für die Wiedererlangung unſerer alten Freiheiten. Wer hätte dies noch vor kurzem denken ſollen? Ein Traum ſcheint es noch gegenwärtig zu ſeyn, und doch verhält es ſich in der That ſo. Nächſt Gott dem Allmächtigen, und der heiligen Jungfrau Maria del Carmine, haben wir ſolches der väterlichen Sorgfalt unſers treuen Hirten und Erzbiſchofs dieſer Stadt zu verdanken.“ Hierauf fragte er das Volk: Wer iſt nun unſer Herr? und ſagte: „antwortet mit mir Gott.“ Mit einer Stimme antwortete das Volk: Gott. Maſaniello fuhr fort „und die heilige Jungfrau del Carmine, Philipp der Vierte, König von Spanien, der Kardinal und Erzbiſchof Filomarino und der Herzog von Arcos.“ Alles dies wiederholte das Volk mit lauter Stimme.

Maſaniello zeigte hierauf die von dem ganzen ſpaniſchen Rath bekräftigten Privilegien Ferdinands und Kaiſer Karl des Fünften, und fuhr fort: „Von jetzt an ſind wir frei von allen Laſten, die uns bis dahin niederdrückten; alle Zölle ſind jetzt abgeſchaft. Unſere alte vom König Ferdinand ertheilte und von Kaiſer Karl dem Fünften uns beſtätigte Freiheit iſt wieder hergeſtellt. Ich für meine Perſon verlange weiter nichts, als das Beſte des Vaterlandes und das Wohl euer aller. Sr. Eminenz iſt meine ihm oft geſagte, oft heilig zugeſchworne Meinung bekannt genug. Als er, beim Anfang unſers gerechten Unternehmens, mir aus ſeinen eignen Mitteln, blos aus Verlangen, die Ruhe des Vaterlandes wieder herzuſtellen, monatlich zweihundert Scudi anbot, wenn ich nicht weiter gehen und euch zu beſänftigen ſuchen würde; lehnte ich ſtets mit der tiefſten Ehrerbiethung ein ſolches Anerbiethen ab. Die heiligſte Verſicherung geb ich euch, daß ich nie meine alte gewöhnliche Fiſchertracht würde abgelegt, und gegenwärtige prächtige Kleidung würde angezogen haben, wenn mir nicht Sr. Eminenz bei Strafe des Bannes ſolches befohlen hätten. Dieſe Drohung war einzig Schuld daran, daß ich ablegte meine Lumpen, in denen ich geboren und erzogen worden bin, in denen ich auch zu leben und zu ſterben wünſche. Wenn mir Gott einmal die Gnade verliehen hat, in dem ſtürmiſchen Meer unſers geängſtigten Vaterlandes, die vorige allgemeine Freiheit wieder auszufiſchen, ſo kehre ich zurück zu meinem Fiſch-

handel, ohne für mich und die meinigen einer Nadel werth zu behalten. Ich verlange von euch weiter nichts, als daß ein Jeder ein Ave Maria für mich betet, wenn ich gestorben bin. Versprecht ihr mir dies?"

„Ja! Ja! — antwortete der ganze Haufen — aber erst nach hundert Jahren."

„Ich danke euch dafür herzlich; und um der Liebe willen, die ich zu euch trage, muß ich euch noch folgende Ermahnung geben: Legt die Waffen nicht eher nieder, als bis die Bekräftigung des heutigen Vertrags von Spanien gekommen ist. Trauet dem Adel nicht, denn er ist euer Todfeind. Jetzt gehe ich zum Vicekönig. Sehet ihr mich in einer Stunde, längstens bis morgen früh nicht wieder, so erfüllt die ganze Stadt mit Blut und Brand! Wollt ihr das thun?"

„Wir wollen es!"

„Gut! Alles was bis jetzt geschehen ist, ist mit Einwilligung des Vicekönigs geschehen. Durch die Abschaffung der Zölle leiden die königlichen Einkünfte nicht den mindesten Schaden. Der uns so abgeneigte Adel leidet dabei am meisten. Er kann nun wieder betteln gehen. Diese unersättlichen Wölfe, diese Zollerfinder, die von unserm Schweiß und Blut sich mästeten, können jetzt wieder von ihrem eigenen Fett zehren. Der Verlust ihrer Güter ist Gott angenehm, unserm König nützlich und der Stadt vortheilhaft. Von jetzt an wird Philipp unser wahrer Monarch. Was wir in Zukunft geben werden, und wir wollen eine Ehre darein setzen,

unſer Aeuſſerſtes zu thun, wird für ihn allein ſeyn. Nicht ſo wie bisher, da wir Millionen aufbrachten, und doch nur der geringſte Theil davon in den königl. Schatz kam. Der Vicekönig freuet ſich daher über das, was geſchehen iſt, eben ſo ſehr, als wenn er den Untergang aller ſeiner Feinde erlebt hätte."

Das Volk war wie betäubt, ſelbſt die weit Entfernten, die nichts von der Rede verſtanden hatten, wurden von einem ähnlichen Enthuſiasmus mit fortgeriſſen. Maſaniello war über dieſe Stimmung des Volks gerühret, und bat den Kardinal, demſelben ſeinen Segen zu geben, welches er auch that. Maſaniello begab ſich nun mit ſeinen beiden Freunden und dem Kardinal in den innern Schloßhof, weil aber hier ein ſo großes Gedränge war, daß Niemand durch konnte, winkte er blos mit der Hand, und Jedermann zog ſich zurück. Der Vicekönig kam ihnen zum Empfang entgegen, Maſaniello fiel dem Herzog von Arcos zu Füſſen und ſagte: „Ich bin gekommen, mich in die Hände Er. Excellenz zu überliefern, Sie können nun mit mir machen was Sie wollen." Der Vicekönig ſpielte jetzt die Rolle des feinſten Hofmanns, hob ihn auf das freundlichſte auf, umarmte ihn einigemal, nannte ihn einen Retter des Volks. Kurz er verſchwendete gleichſam Schmeicheleien, um ihm zu ſagen, wie angenehm ihm ſein Beſuch ſey, und wie viel er ihm wirklich zu verdanken habe.

Indeſſen — da die Unterredung des Vicekönigs mit dem Maſaniello etwas lange dauerte, — entſtand

unten auf dem Platz vor dem Schloßhofe ein fürchterliches Getümmel der Menge, welche besorgte, es geschähe ihrem Anführer etwas zu leide. Der Vicekönig zeigte sich daher mit dem Kardinal und Masaniello dem Volke am Fenster. „Hier bin ich, ich lebe und bin frei. Friede! Friede!" rief Masaniello dem Volke zu. „Friede! Friede!" schallte die Stimme des Volks nach. — Viele von der Menge liefen nach den benachbarten Glocken und fiengen zu läuten an, welches dem Masaniello nicht gefallen wollte; er gebot Stille.

„Jetzt will ich Ex. Ex. zeigen — sagte Masaniello zum Vicekönig — wie folgsam das neapolitanische Volk ist." Er rief mit lauter Stimme: „Gelobt sey Gott und die heil. Jungfrau del Carmine! Es lebe der König von Spanien, Sr. Eminenz unser Erzbischof, Sr. Excellenz der Herzog von Arcos und das getreue Volk von Neapel!" — „Sie sollen ewig leben!" schrie der ganze Haufen. Hierauf legte er einen Finger auf den Mund und rief: „Stille!" und Niemand gab einen Laut von sich. Er befahl bei Leibesstrafe, daß Jedermann nach Hause gehen sollte. Alle giengen. Eine solche Folgsamkeit war dem Vicekönig völlig unerwartet.

Der Herzog von Arcos besprach sich hierauf noch mit dem Masaniello, wegen der feierlichen, eidlichen Beschwörung der Vergleichsartikel in der Kathedralkirche, wozu der nächste Sonnabend — der 14. Jul. — angesetzt ward, beschenkte ihn mit einer schönen goldnen

Kette, und empfahl ſich ſeiner fernern Freundſchaft beſtens. Bei dem Abſchied fiel Maſaniello wieder vor dem Vicekönig nieder, ward von ihm abermals aufgehoben und bis zum Wagen begleitet. Maſaniello nahm ſeinen Platz neben dem Kardinal, die Dienerſchaft des Herzogs folgte dem Wagen mit Fackeln, die ganze Stadt war erleuchtet und das Läuten aller Glocken gab dieſem Abend ein gewiſſermaſſen heiliges Anſehen. Noch dieſen Abend befreite Maſaniello den Markis von S. Erme, der vom Lande nach der Stadt kam, aus den Händen derer, die ihn und ſeine Begleitung für Banditen gehalten, und darum in Verhaft hatten bringen wollen.

Gleich den andern Morgen erſchien Maſaniello wieder in ſeiner alten Fiſchertracht, ohne darum etwas von ſeinem Anſehen zu verlieren. Auf der toledischen Straſſe ward eine Bühne errichtet, worauf die von ihm beſtellten Richter Recht ſprachen. Maſaniello blieb in ſeiner kleinen Hütte wohnen, und ward darin eben ſo verehrt, als wenn er einen groſſen Pallaſt bezogen hätte. Alle Bittſchriften wurden vermittelſt einer Pike zum Fenſter hereingereicht. Sieben Sekretaire waren beſtändig beſchäftigt, ſeine Befehle niederzuſchreiben und zehn Scharfrichter ſtanden ihm zu Dienſten, die Todesurtheile zu vollziehen. Strenge war er, wenn jemand es wagte, ſeine Befehle zu übertreten, aber dabei konnte jeder ungehindert ſeine Geſchäfte treiben, ohne befürchten zu dürfen, darin gehindert zu werden.

Hatte Masaniello irgend auf jemand einen unversöhnlichen Haß geworfen, so war der Adel gerade die Klasse von Menschen, die er unerbittlich verfolgte. Einige von den Oberhäuptern des Adels hatten ihm für seine Person sehr vortheilhafte Bedingungen anbiethen lassen. Er schlug sie alle mit dem Zusatz aus: „Gott möchte ihn vor diesem Menschengeschlecht bewahren, mit dem er weder Friede noch Stillstand zu haben wünsche."

Gewis nicht ohne Grund zeigte sich Masaniello gegen Matalonen am allerbittersten. Es war ihm noch nicht genug, daß man seinen Pallast rein ausgeplündert, all sein baar Geld, das in den Klöstern versteckt war, weggeholt hatte, sondern er drang sogar darauf, daß sein Haus, welches bereits zum Waisenhaus bestimmt war, in Flammen aufgehen sollte. Und da er seine Person nicht bekommen konnte, durchstach er aus Rache die gemalten Bildnisse des Herzogs und seines Vaters, riß ihnen die Augen aus, hieb die Köpfe ab, und nagelte solche selbst an den Pfahl, woran des unglücklichen Don Josephs Körper hieng. Die Unterschrift dazu war: „Herzog von Matalone, Empörer gegen seinen König und Verräther des getreuesten Volks von Neapel."

So wenig auch sonst Masaniello stolz zu seyn schien, mochte doch die große Ehre, welche ihm der Vicekönig erwiesen, ihn dahin vermocht haben, diesen zu fragen, warum der Kardinal Trivultio noch keinen Besuch abgestattet hätte. Eine solche Erkundigung, welche der Vicekönig dem Kardinal gleich wissen ließ,

war für den letztern der gemessenste Befehl. Der Kardinal machte nun bei Masaniello seine Aufwartung und bekam von dem Generalkapitain des Volks von Neapel — so pflegte er sich bei seinen Befehlen zu unterzeichnen — das Kompliment: „Ob Ew. Eminenz mich gleich sehr spät besuchen, so ist mir dennoch der Besuch angenehm." Nachdem der Kardinal Abschied genommen hatte, ward er von 200 Musketiers nach seiner Wohnung zurückbegleitet. Der Vicekönig überschickte dem Masaniello durch einige Edelleute verschiedene Geschenke, und dessen Gemahlin verehrte seiner Frau einige schöne Kleider und verschiedene Kostbarkeiten.

Masaniello, der nie die Kunst zu regieren gelernt hatte, verstand sie doch meisterhaft. Er wußte sich beständig in seiner Würde zu erhalten, und hatte das Glück, daß [illegible] ihm willig blinden Gehorsam leistete. Aeusserst streng war er gegen diejenigen, welche es wagten, seine Befehle zu übertreten, oder die sich Laster und Verbrechen zu Schulden kommen ließen, worauf nach den gewöhnlichen Gesetzen Strafen gesetzt sind. Seine Aussprüche in streitigen Fällen zeigten öfters von so großem Verstand, daß sie verdienen bemerkt zu werden. Ein armes Mädchen bat um Rache gegen den Mörder ihres Vaters; der Bruder des Mörders erbot sich, wenn der Letztere Gnade fände, das Mädchen ohne Heurathsgut zu ehelichen. Masaniello erwiederte: „Dies könnte vielleicht eine Bedrückung mehr für das arme Mädchen seyn: aber jener zahle ihr zweihundert Scudi Heurathe-

gut aus, und gebe ihr vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit; bittet sie dann für den Mörder, und ehlicht den Bruder, so will ich jenem verzeihen und diesen zum Hauptmann machen." Alles geschah.

Am siebenten Tag der Empörung des Nachmittags sollte die für ganz Neapel so wichtige Feierlichkeit, die Beschwörung des getroffenen Vergleichs vollzogen werden. Schon den Morgen war der Zusammenfluß von den benachbarten Orten nach Neapel ausserordentlich groß. Die meisten von dem Landvolk trieb die Neugierde in die Stadt, sie wollten doch den Mann sehen, der von einem armen Fischverkäufer sich bis zum höchsten Oberbefehlshaber von Neapel in so kurzer Zeit hinaufgeschwungen hatte. Sie sahen, sie bewunderten und verehrten stillschweigend in dem Mann ihren Herrn und Gebiether, der ohne Kriegesheere so grosse Dinge hatte ausrichten können.

Die Zeit rückte immer näher heran, daß diese Feierlichkeit vor sich gehen sollte, indessen Masaniello befohlen, daß die Strassen, wodurch der Zug gehen würde, rein gehalten und die Häuser derselben mit schönen Tapeten behängt werden sollten. Der Vicekönig schickte dem dermalen Beherrscher von Neapel einen grossen Theil seiner Dienerschaft entgegen, nebst zwei der schönsten Pferde aus seinem Stall, eins für Masaniello, das andere für seinen Bruder. Beide hatten kostbare Kleider an und bestiegen diese Pferde. Masaniello hielt in der rechten Hand einen entblößten Degen, in der linken das Privile-

gium Kaiser Karl des Fünften. Sein Bruder trug den Vergleich, der noch heute feierlich beschworen werden sollte. Arpaja und Genouino, nebst den Vornehmsten aus dem Volk, folgten. Die Menge drängte sich dergestalt, daß der Zug kaum durchkommen konnte, daher gab Masaniello den Befehl: daß bei Lebensstrafe Niemand von seinem Ort sich bewegen sollte.

So gieng der Zug langsam fort bis zum Vicekönig, um diesen nach der Domkirche abzuholen. Nach einem kurzen Aufenthalt bei demselben, brachen sie vom Kastell auf, indem der Vicekönig, dessen Rath in Begleitung einiger hundert Soldaten sich an diesen feierlichen Zug anschlossen, und von allen Seiten von einer unglaublichen Menge Volks begleitet wurden. Das Läuten aller Glocken und die kriegerische Musik machte diese Szene äusserst feierlich, wozu das laute immerwährende Rufen: lange lebe der König! nicht wenig beitrug. Andere riefen spanisch: Lange lebe der König, der jetzt erst anfängt in der That König zu seyn!

Unter diesem lauten Jubel kam der Zug bei der Domkirche an, wo der Erzbischof mit seiner Geistlichkeit die Vornehmsten empfieng und zum hohen Altar begleitete. Der Vicekönig und dessen Rath ließen sich auf für sie bestimmten Stühlen nieder. Masaniello stellte sich auf die Stuffen vor den Erzbischöflichen Stuhl, behielt den bloßen Degen stets in der Hand, und als der Staatssekretär Donato Copola den Vergleich vorlas, unterbrach er ihn öfters, indem er dem Volk gewisse Punkte erklärte,

die ihm etwas unverſtändlich oder zweideutig zu ſeyn ſchienen. Deſto unbegreiflicher muß es ſeyn, daß ein gewiſſer Artikel von dem Maſaniello ſo wohl, als von ſo vielen Zuhörern, entweder überhört, oder ganz unrecht verſtanden ward. Es heißt nemlich in dem vierzehnten Artikel: „Alle Zölle, ſie mögen von Seiten des Hofes oder der Stadt ſelbſt, auf Anordnung des Hrn. Vicekönigs, des Adels, oder auch des Volks errichtet ſeyn, werden für aufgehoben erklärt. Man verſpricht die Aufrechthaltung des gegenwärtig erlangten Beſitzes aller Arten von Zoll, ſo wohl von Seiten des Hofes, als der Stadt, wie auch aller neuen Impoſten und Auflagen, die in Zollhäuſern erhoben werden; jedoch bleiben diejenigen Abgaben ausdrücklich ſtehen, welche zu Kaiſer Karl des Fünften Zeiten bezahlt wurden, auch diejenigen, die irgend einzelnen Bürgern an Zahlungsſtatt angewieſen werden.“ Hier ſind blos zwei Fälle möglich, entweder hat Maſaniello dieſen Punkt unter gewiſſen Einſchränkungen bewilligt, oder man muß annehmen, daß vermöge einer eignen Erklärung damals der letzte Theil dieſes Artikels anders verſtanden worden ſey.

Sobald man mit Ableſung dieſes Vergleichs fertig war, ſchwur der Vicekönig nebſt allen Mitgliedern aufs Evangelium und das Blut des heiligen Januars, daß ſie dieſen Vergleich nicht blos zu allen Zeiten unverbrüchlich halten, ſondern auch nächſtens die Beſtätigung in Madrit zu bewirken ſuchen wollten. Hierauf folgte ein feierliches Te Deum. Während dieſer Handlung ſchickte Maſa-

niello verſchiedentlich Edelknaben, die neben ihm ſtanden, zum Vicekönig, und begehrte von ihm theils unſchickliche, theils unbillige Dinge. Er begehrte zum Beiſpiel auch noch für die Zukunft die höchſte Gewalt in der Stadt, er verlangte eine Leibwache, die er nach Verlangen verſtärken oder vermindern dürfte. Kurz, er verlangte Dinge, die ihm der Vicekönig blos aus Zwang bewilligte, damit er ihn nicht etwan verleiten möchte, ganz zurückzutreten. Nach Endigung der ganzen Feierlichkeit, hielt Maſaniello eine Rede, die auf der einen Seite ohne Zuſammenhang war, auf der andern Seite ſich aber ganz für die gegenwärtigen Zeitumſtände ſchickte.

Das neapolitaniſche Volk — ſagte er unter andern — das ſonſt tapfer und klug handelte, hat gegenwärtig dieſe rühmliche Eigenſchaft gänzlich verloren. Die unerträglichſten Laſten und Auflagen ertrug es zur Verwunderung der ganzen Welt mit der größten Geduld, indem die Nazion nicht von dem König, dem ſie gern noch mehr gegeben hätte, ja Gut und Blut für ihn aufgeopfert, ſondern von deſſen Beamten und den eignen Mitbürgern auf eine unglaubliche Art durch Zölle und Schatzungen gedrückt worden. Und bei dem allen erwies ſich dies Volk gegen ſeine Könige immer mit Treue und Unterwürfigkeit, und war auch für die Zukunft auf eine ähnliche Art geſinnt und bereit, jedes Ungemach geduldig zu ertragen, damit der König nicht den mindeſten Verdacht eines Ungehorſams auf daſſelbe werfen ſollte; aber leider mußte dies getreue Volk mit dem größten Unwillen ge-

wahr werden, daß die unermeßlichen Summen, die im Namen des Königs für Zoll und Abgaben gehoben wurden, nicht einmal in seine Hände kamen, sondern einigen unersättlichen Wölfen zu Theil wurden, welche reiche Leute wurden, da sie vorher weiter nichts als Bettler waren. Das getreue Volk faßte daher den Entschluß, die Stadt von dieser Unreinigkeit zu säubern, weil diese Leute nicht blos den gehorsamen Unterthanen des Königs, sondern selbst dem Landesherrn unersetzlichen Schaden verursachten, indem von allen diesen Einkünften und Gefällen nur der geringste Theil in des Königs Schatzkammer floß, weil diese Wölfe alles verschlucken. Daher käme es auch, je mehr sie für den König aufbringen müßten, je größern Mangel an Gelde dieser verspürte. Man hätte glauben sollen, daß mit mehr als hundert Millionen Geldes, so viel das Königreich Neapel binnen noch nicht sechzehn Jahren aufgebracht, nicht blos ganz Niederland und Frankreich, sondern sogar das ottomannische Reich hätte bezwungen werden können. Demungeachtet giebt das getreue Volk von Neapel dem König und dem Vicekönig die Versicherung, die bisherigen Abgaben zu vermehren, doch blos unter der Bedingung, daß das Volk in Zukunft alles zu liefernde Geld selbst in die Schatzkammer liefere. Ich für meinen Theil glaube zuversichtig, daß das getreue Volk von Neapel sich dadurch unmöglich die Ungnade des Königs zuziehen sollte, sondern vielmehr Lob und Ruhm verdiene, weil es doch als getreue Unterthanen sich betrage. Hiermit schliesse ich

meine Rede und betheure zugleich feierlich, daß alles, was ich bisher gethan, zur Ehre Gottes, zum Nutzen des Königs und des Vicekönigs und zum Besten des ganzen Volks geschehen sey."

Die Wärme, womit er dies sagte, und der wahre Antheil, den er daran nahm, brachte Masaniello so in Enthusiasmus, daß man es ihm anmerken konnte, wie sehr er dadurch bewegt worden; das laute Jubelgeschrei, das von allen Orten ertönte, trug dazu nicht wenig bei. Sein Eifer für die gute Sache machte, daß er noch einmal zu reden anfieng, und feierlich erklärte: Jetzt habe er unter Gottes Beistand seinen Zweck erfüllt, und halte es nunmehr für Pflicht, seine Würde niederzulegen und in seinen vorigen armseligen Stand sich wieder zu begeben; damit nicht Jemand auf die Gedanken gerathe, er habe diesen Schritt mehr aus Interesse, als zum Besten seines Vaterlandes gethan. Jetzt fieng er seine Kleider zu zerreissen an, und bat den Vicekönig und Kardinal, ihm dabei zu helfen. Allein sie hielten es für nothwendig, ihn davon abzuhalten. Der Zug begab sich in der nemlichen Ordnung wieder zurück. Ein lauter Jubel erschallte von allen Orten, die ganze Nacht durch brannten Freudenfeuer. Den Armen eröfnete sich jetzt die glücklichste Aussicht von der Welt, und so viel auch die Reichen dabei verloren, mußten sie sich doch ebenfalls vergnügt anstellen.

Masaniello ward beinah vergöttert, noch immer hatte er die Oberherrschaft in Händen, und es schien,

als wenn er von Tag zu Tage ſtrenger würde. Am achten Tag nach dem Ausbruch der Empörung begieng Maſaniello ſo manche grauſame und widerſinnige Handlungen, daß man es nur zu bald merken konnte, daß ſein Gehirn in Unordnung gerathen ſey. Es läßt ſich nicht mit Gewisheit beſtimmen, woher dieſe ſeine Verirrung gekommen ſey. Einige wollen, daß der übermäſſige Gebrauch ſtarker Getränke daran am meiſten Schuld ſey, andere halten den Ehrgeiz für die Urſache. Allein weit leichter läßt ſich dieſe traurige Veränderung, durch ſeine ſchnelle Erhebung, durch beſtändige Furcht und Hofnung, durch die neue, ungewohnte Lage, worin er urplötzlich verſetzt wurde, und durch das Zuſammentreffen ſo mancherlei Umſtände erklären, ohne daß die nächſte Veranlaſſung dazu genau beſtimmt werden könnte. Allein höchſt unwahrſcheinlich iſt es, was einige Schriftſteller behaupten, daß der Vicekönig ihm ein tollmachendes Getränk habe reichen laſſen.

Die erſte Anwandelung von ſeiner Verrückung äuſſerte ſich ſchon, wie wir geſehen haben, nach der feierlichen Beſtätigung des Vergleichs, ſo deutlich, daß ſie jeder genaue Beobachter merken mußte. Am folgenden Tage nahm ſie noch mehr zu. Die ſeltſame Unterredung des Maſaniello mit dem Erzbiſchof, da derſelbe ihn um die Erlaubniß bat, nach Kalabrien zu reiſen; indem Maſaniello dem Prälaten eine Begleitung von vierhundert Mann zu Lande, und da er die Reiſe zu Waſſer machen wollte, Fahrzeuge, und zuletzt ſogar

einen Beutel voll Dublonen anbot, ihn auch unter Drohungen nöthigte, fünf hundert davon zu behalten; dies verrieth zu sehr die Unordnung seines Gehirns. Als bald nachher ein Ritter von Aversa, aus dem Hause del Tufo, in einer gewissen Angelegenheit zu ihm kam, bewilligte er zwar sein Gesuch, gab ihm aber einen Stoß mit dem Fuß und sagte: „Gehe hin, ich mache dich zum Fürsten von Aversa.“ Er ließ an dem Morgen dieses Tages einer Beckerin ihr Haus anstecken, weil sie das Brod zu leicht gebacken hatte. Er zwang Verschiedene, grosse Summen zum Dienst des Staats herzugeben. Verschiedene reiche Privatpersonen fragte er erst: Ob sie ihrem König treu wären? und sobald sie es bejaheten, zwang er sie, verhältnißmäßig Handschriften über wichtige Summen auszustellen. Dem Vicekönig ließ er durch des Kardinals Prediger, den Pater Rossi, sagen: Er möchte dem Volk die Niederlegung der Waffen anbefehlen, weil er nicht weiter vermögend wäre, dasselbe in Ordnung zu halten. Kaum hatte der Vicekönig diesen Befehl des Masaniello vollzogen, als sich derselbe sogleich anders erklärte, daß er noch lange nicht Willens sey, die Regierung niederzulegen. Der Vicekönig mußte nachgeben, da er ihn bedrohen ließ, ihm den Kopf vor die Füsse zu legen. Masaniello fluchte unaufhörlich auf die spanischen Beamten, blos von der Person des Königs sprach er mit Ehrfurcht, und entblößte jederzeit sein Haupt, wenn er dessen Namen nennte.

Auf der andern Seite machte er wieder ganz gute Verordnungen, hielt es für seine erste Pflicht, Gerechtigkeit zu handhaben, und alle die hart zu bestrafen, welche so verwogen waren, seine Befehle zu übertreten. So zeigte er sich, nachdem seine Launen gestimmt waren, als einen Tirannen und Despoten, als einen guten Gesetzgeber und billigen Richter. Aber bei der geringsten Anwandlung seiner Krankheit, mußte es mancher brave, rechtschaffene Mann fühlen, daß ein Verrückter sein Oberherr sey.

Der Erzbischof war der einzige Mann, vor dem Masaniello nicht nur Ehrfurcht bezeigte, sondern dessen Erinnerungen er auch genau befolgte; und wirklich wendete dieser noch manche Ungerechtigkeiten ab, die begangen worden wären, wenn er sie nicht widerrathen hätte. Der Erzbischof schlug auch dem Masaniello eine Spatzierfahrt nach Puzzuoli vor, welches Anerbiethen er nach einigen Bedenklichkeiten annahm, weil er wohl selbst einsah, daß er Zerstreuung nöthig hätte. Doch wußte der Kardinal unter irgend einem Vorwand es von sich abzulehnen, daß er ihn nicht sogleich begleiten könnte; doch versprach er ihm, bald nachzukommen.

Masaniello begab sich nun ohne Hut und Degen, den einen Fuß nur mit einem Strumpf bedeckt, des Nachmittags um vier Uhr in den Pallast des Vicekönigs. Er nöthigte den Herzog, mit nach Puzzuoli zu fahren. Der Vicekönig entschuldigte sich, unter dem Vorwande

heftiger Kopfschmerzen, nicht mitfahren zu können, bot ihm aber seine eigne Schaluppe an.

Es folgten derselben an vierzig kleinere Fahrzeuge, und auf den meisten ließ sich Musik hören. Es war ein sehr glänzendes Schauspiel, wie dieser lange Zug zwischen Puzzuoli und Chiaja hin und her fuhr. Mehr als dreissig tausend Menschen hatten sich am Ufer versammelt. Hier vollendete Masaniello vollends die schon angefangene Zerrüttung seiner Vernunft, indem er zwölf neapolitanische Maas Wein zu sich nahm.

Auch die Gemahlin des Masaniello spielte an diesem Tage eine sehr glänzende Rolle. Sie stattete in einem Kleide von Silberstück, mit einer goldenen Kette und andern Kleinodien behängt, bei der Vicekönigin einen Besuch ab. In einer dem Herzog von Matalone ehemals gehörigen prächtigen Kutsche, wurde sie nach dem Pallast gefahren, in Begleitung ihrer nahen Verwandtinnen, alle Fischerinnen. Sie wurden, als vornehme Damen, von der Vicekönigin sehr wohl empfangen, und beim Abschied reichlich beschenkt.

Nachdem Masaniello zurück nach Neapel gekehret war, befahl er dem Ritter Cosmo Fonseca, verschiedene Marmortafeln mit der Inschrift:

„Masaniello von Amalfi, Vorgesetzter und Generalkapitän des getreuen neapolitanischen Volks, befiehlt hierdurch, künftig nicht mehr ihm, sondern allein dem Herzog von Arcos zu gehorchen."

zu verfertigen, damit sie hin und wieder aufgerichtet werden könnten.

So neigte sich also jene merkwürdige Epoche des Masaniello immer mehr zum Ende. Hätte er am Sonnabendabend, nachdem der Vergleich eidlich war bestätigt worden, sogleich seine hohe Würde niedergelegt, wäre er in seinen vorigen Stand zurückgekehrt, so blieb sein Andenken beim Volk stets in Ehren, und jeder würde einen Mann bewundert haben, der, ohne die geringste Rücksicht auf die Verbesserung seines Zustandes, so grosse Dinge ausrichtete, und dem Volk Vorrechte wieder verschafte, die demselben unter mancherlei Vorwand waren genommen worden. So aber fuhr er noch, ungeachtet der eierlichen Erklärung, sich nicht weiter in Regierungssachen zu mischen, immer noch fort, als oberster Herrscher zu befehlen. Am Montag, als am neunten Tag, erschien er des Morgens ganz früh zu Pferde, mit entblößtem Degen, ritt durch die Strassen, und verwundete viele, die ganz schuldlos waren. Er that noch viele Aussprüche, wenn ihm Rechtsfälle vorgelegt wurden, allein die meisten entschied er in der Art, daß er dem Schuldigen die Todesstrafe zuerkannte.

Bis dahin hatte Masaniello immer eine Achtung und Ehrfurcht für den König geäussert, die aber durch seine Erklärung gegen den Fürsten Cellomare sehr vermindert wurde. „Es ist kein Mensch unter der Sonne — sagte er zu demselben — dem ich nicht den Kopf vor die Füsse könnte legen lassen. Wenn ich über den größten Monar-

chen bis jetzt noch nicht ein solches Urtheil gefällt habe, ist es blos darum geschehen, weil ich nicht genau weiß, ob er den Herzog von Matalone in Schutz genommen; wenn ich aber höre, daß dies geschehen ist, so soll sogleich sein ganzes Land verheert und ausgeplündert werden."

Indessen fuhr der Herzog von Sangro, Don Ferrante Carracciolo, ein Mann, der in Neapel in grossem Ansehen stand, vor dem Masaniello vorbei, ohne diesem irgend eine Art von Höflichkeit zu erweisen. Dies nahm Masaniello sehr übel auf, befahl ihm, aus dem Wagen zu steigen, und sagte zu ihm: „Er sollte Anstalten machen, daß der Adel fünf neue Advokaten erwähle, und die neu erwählten sollten nach der Sitte gekleidet seyn." Als er im königl. Stall so viele Pferde sah, sagte er: „diese Pferde gehören Privatpersonen und nicht dem Könige zu." Als der Stallmeister ihm bedeutete, daß sie wirklich dem Könige zugehörten, und unter der Aufsicht des Oberstallmeisters stünden, sagte er: „Was Carlo! was Stallmeister! ich bin alles und Niemand ist über mir." Er nahm wirklich sechs der schönsten Pferde weg, schenkte sie seinen Freunden, auf dem Markt besann er sich wieder anders, und ließ sie wieder zurück nach dem Stall bringen. Er befahl den Franciskanern, die in der Hospitalkirche dem Generalintendanten, Don Giovanni Ponco de Leon, zugehörigen Sachen auszuliefern und auf den Markt zu bringen, doch ließ er sie noch denselben Abend zurück nach der Kirche tragen. Dem Generalintendanten ließ er sagen: „Er sollte sogleich das Königreich verlassen, weil

man ihn nicht mehr nöthig habe. Er habe die öffentlichen Diebe des Königs bereits rechtschaffen durch das Feuer bestraft."

Unter solchen Umständen hielt sich der Vicekönig in seinem Pallast nicht weiter sicher, sondern eilte wieder nach dem neuen Kastell. Es war kein Scherz nicht, unter den Befehlen eines Rasenden zu stehen, dessen Wink hundert und funfzig tausend Mann folgten. So ließ er dem vorhergenannten Herzog von Sangro unter harter Strafe anbefehlen, sich auf dem Markt einzufinden und ihm die Füsse zu küssen. Einen ähnlichen Befehl erhielt auch dessen Bruder der Oberstallmeister. Sie versprachen zu kommen, allein sie packten ihre besten Sachen ein und flohen damit auf das Kastell zum Vicekönig.

Indessen war es hohe Zeit, daß sich mit einemmal die Szene veränderte. Genuino und Arpaja, die nie Masaniellos wahre Freunde gewesen waren, legten mit einemmal die Maske ab. Er hatte beide mehr als einmal gemißhandelt, und sie mußten besorgen, daß bei irgend einer üblen Laune ihr Todesurtheil von ihm gesprochen werden könnte. Daher waren sie jetzt seine erklärtesten Feinde. Sie giengen von ihrem Anführer ab, und versprachen dem Vicekönig, von jetzt an nur blos von ihm Befehle anzunehmen, so bald er ihnen die Versicherung würde gegeben haben, daß er selbst den beschworenen Vergleich halten wollte.

Als dies verabredet war, machte man mancherlei Plane, wie man sich des Masaniello versichern könnte.

Es ward sogleich eine abermalige Spatzierfahrt nach Puzzuoli verabredet und wirklich vorgenommen. Sein erster Sekretär, Vitale, ein Mann von vielen Einsichten und Kenntnissen, der seinem Herren ganz ergeben war, ward unter einem Vorwand auf das Schloß gelockt. Indessen ward auf dem St. Augustinplatz von den beiden Vorstehern mit Wissen des Vicekönigs eine Volksversammlung zusammenberufen. Auf derselben ward Masaniellos Absetzung bereits beschlossen, und in Vorschlag gebracht, ihn auf eine Festung in Verwahrung bringen zu lassen.

Das wünschte nun freilich der Vicekönig nicht, weil da noch immer die Hoffnung übrig blieb, daß seine Anhänger ihn wieder frei machen, oder, ehe er in Verwahrung gebracht, sich an ihn anschliessen und mit ihm noch genauer verbinden könnten. Es war ihm daher sehr erwünscht, als ein gewisser Ardizzone, einer von den Hauptleuten über die Ottinen, nebst drei andern, nemlich Salvador und Carlo Cattaneo, zwei Brüder, und Andreas Rama sich anboten, den Masaniello umzubringen.

Masaniellos Verirrung des Verstandes nahm indessen mehr zu als ab, und er gab so viele offenbare Beweise des Wahnsinns, daß man ihm wirklich Ketten anlegen mußte, aus Besorgniß, sich und andern Schaden zu thun. Zu verschiedenen malen hatte er sich mit seinen Kleidern in die See getaucht, um sich abzukühlen, dann mit seinem Degen um sich geschlagen, und zu rasen angefangen. Doch gegen Morgen des folgen-

den Tages — es war der zehnte und auch der letzte der Revolution — schien er wieder ganz vernünftig zu werden, so daß man kein Bedenken trug, ihm die Ketten wieder abzunehmen, doch trug man Sorge, ihn genau zu bewachen. Dieser Tag war ein Feiertag, der heil. Jungfrau del Carmine gewidmet, alles strömte zu dieser Kirche, auch Masaniello fand sich dort ein, indem er gewußt, seine Wächter einzuschläfern.

Am frühen Morgen dieses Tages gieng Vitale, der die Nacht im neuen Kastell geschlafen hatte, nach dem Thor Chiaja. Unterwegs begegnete er einigen bewafneten Bürgern. Vitale, der nichts von der Verschwörung wider seinen Herrn ahndete, fragte sie: „Auf wessen Befehl sie sich bewafnet hätten?" Sie antworteten der Wahrheit gemäß: „Auf Befehl des Vicekönigs." Vitale erklärte ihnen sogleich: „Daß er dies auf dem Markt anzeigen würde, und sie sollten ihr Verbrechen mit dem Leben büßen." Der Hauptmann dieser Bürgerwache stieß ihm sogleich den Degen in den Leib, und ein Soldat gab ihm mit einem Flintenschuß vollends den Rest. Sein Kopf ward hernach auf einen Pfahl gesteckt.

Masaniello wartete in der Kirche auf den Erzbischof, der an diesem feierlichen Tage selbst das Hochamt zu halten pflegte. Kaum hatte sich derselbe eingefunden, als Masaniello gegen ihn den Wunsch äusserte, daß er einen bereits an den Vicekönig aufgesetzten Brief bestellen lassen möchte. Er erklärte sich auch gegen den

Kardinal, daß er leider merke, daß er vom Volk verlassen und verrathen sey, daß man ihm nach dem Leben stehe, daher wäre noch sein letzter Wunsch vor seinem nahen Ende, daß der Herzog einen feierlichen Ritt durch die Stadt mit ihm halten möchte. Der Kardinal schickte den Brief sogleich an den Vicekönig, umarmte den Masaniello, und unbekannt mit allen den Planen des Herzogs, sprach er ihm Trost zu.

Der Erzbischof begann jetzt das Hochamt, wobei mehr als achttausend Menschen zugegen waren. Nach Endigung desselben bestieg Masaniello die Kanzel. Mit einem Kruzifix in der Hand redete er zum Volk in den kräftigsten Ausdrücken, empfahl sich demselben, und bat mit vieler Rührung, man möchte ihn nicht verlassen, da er zum besten desselben so viel gethan. Das Volk hörte ihn mit vieler Aufmerksamkeit an, da er aber sehr bald wieder in seinen vorigen Wahnsinn fiel, da er manche Unanständigkeiten und Albernheiten vorbrachte, wurde es unwillig, lachte ihn aus, und verließ nach und nach die Kirche.

Der Kardinal schickte einige Mönche an ihn, welche ihn auf eine gute Art von der Kanzel herunter bringen musten. Er fiel dem Kardinal zu Füssen, und bat, daß man einen Priester an den Vicekönig senden, und der Abgeschickte in seinem Namen der bisherigen Oberherrschaft entsagen möchte. Der Prälat erfüllte seine Bitte. Durchdrungen von Mitleiden empfahl er den bedaurungswürdigen Mann einigen Ordensleuten, in

ihrem Kloſter für ihn Sorge zu tragen. Sie nahmen ihn willig an, wieſen ihm in ihrem Kloſter eine Schlafſtelle an, und reichten ihm ein reines Hemde, weil alle ſeine Kleider von Schweiß durchnäßt waren.

Maſaniello ſchien jetzt weniger ruhiger zu ſeyn, und hatte ſich an das Fenſter eines Saals geſtellt, von welchem die Ausſicht auf die See gieng, um hier friſche Luft zu ſchöpfen. Indeſſen ſuchten, nach einer Verabredung mit dem Vicekönig, die vier Verſchworenen den Maſaniello in der Kirche auf, weil ſie gehört, daß er da ſeyn ſollte. Laut riefen ſie in dem Tempel, daß es von dem hohen Gewölben fürchterlich wiederſchallte: „Lange lebe der König von Spanien! Niemand gehorche weiter, dem Maſaniello!“ Als ſie ihn in der Kirche nicht fanden, giengen ſie ins Kloſter, und nach dem Saal, wo er ſich aufhalten ſollte. Signor Maſaniello! Signor Maſaniello! riefen ſie, als wenn ſie in ihren Angelegenheiten mit ihm etwas zu ſprechen hätten. Er, der nichts Böſes ahndete, hörte kaum ſeinen Namen, als er ihnen entgegen gieng und zu ihnen ſagte: Sucht ihr mich? Hier bin ich, mein Volk! Als Antwort, gaben ſie alle vier Feuer auf ihn. Indem er niederſtürzte, waren dies ſeine letzten Worte: O ihr Verräther! Ihr Undankbaren!

Mit einemmal veränderten die Neapolitaner, welche ihren Maſaniello abgöttiſch verehrten, die alle ihr Leben für ihn aufzuopfern nur noch vor wenig Tagen verſprochen hatten, ihre Geſinnung. So ſehr ſie ihn anfangs

liebten, ſo ſehr verachteten ſie ihn jetzt, und trugen ſogar kein Bedenken, mit ſeinem Körper Mißhandlungen vorzunehmen. Ein Fleiſchhauer hieb des Maſaniellos Kopf mit einem Beil ab, dieſer wurde dann auf einen Spieß geſteckt, und ſo in Prozeſſion durch die Kirche del Carmine getragen, worin ſich wieder an achttauſend Menſchen verſammlet hatten. In eben der Kirche, wo noch vor wenig Tagen Maſaniello als unumſchränkter Beherrſcher des Volks ſelbſt der Regierung Geſetze vorzuſchreiben wagte, wo er als Abgott des Volks, als Wiederherſteller der Freiheiten deſſelben, bewundert, und beinah göttlich verehrt wurde, in der nemlichen Kirche wagte es Niemand, zu fragen, wer hat unſern Anführer ermordet. Im Gegentheil änderte ich mit einemmal die Sprache des Volks, welches jetzt rief: „Lange lebe Spaniens Monarch! Niemand unterſtehe ſich bei Strafe des Hochverraths Maſaniellos Namen zu nennen. Er iſt todt, er iſt todt!“ So brüllten die Unſinnigen durch die Straſſen. Während dieſes Jubelgeſchreis, warf ſich ein Theil über den todten Leichnam her, und ſchleifte ihn durch die Stadt. Zuletzt, nachdem ſie ihre Wuth genugſam gekühlt hatten, warfen ſie den mit Blut und Koth beſudelten Körper in ein Loch zwiſchen den Thoren von Nola und Capua, ſeinen Kopf aber in einen von den Graben von Neapel. Indeſſen waren vier Edelleute beſchäftigt, die beſchimpften Gliedmaſſen des Don Joſeph aus dem eiſernen

Käflich herauszunehmen, und ſie in der nahgelegenen Kirche ehrbar zu beerdigen.

Niemand war wohl mehr und aufrichtiger über den Mord des Maſaniello vergnügt, als der Vicekönig, der ſich gleich, nachdem er die Thäter reichlich belohnt hatte, nach der Domkirche erhob, und bei der Ausſtellung des Bluts des heil. Januars Lobgeſänge zum Himmel anſtimmen ließ. Das Volk äuſſerte laut ſeine Freude, vornemlich da er demſelben die Verſicherung gab, daß der am eilften beſchworne Vergleich, in Anſehung der Aufrechthaltung der Privilegien Karl des Fünften, unverbrüchlich gehalten werden ſollte. Nun war der Pöbel ganz ausgelaſſen. Niemand dachte daran, daß Maſaniello allein dem Volk jene groſſe Vorrechte verſchaft, und ſchon deshalb wenigſtens ein Bedauren ſeines unglücklichen Schickſals verdiene. Allein man war ſogar ſo grauſam, ſeine Gattin und ſeine nächſten Verwandten zu mißhandeln, und äuſſerte ſeine Freude, als ſie gefänglich eingezogen wurden.

Doch jener Taumel des wahnſinnigen Volks war bald verſchwunden, und mit ihm zugleich alle jene groſſe Erwartungen, worauf es ſich Hofnung machte. Es waren keine vier und zwanzig Stunden nach Maſaniellos Ermordung verfloſſen, als das Brod ſchon um zwölf Unzen kleiner war. Einige vormalige Freunde des Maſanielles wurden jetzt aus ihrem Schlaf, aus ihrer Betäubung erweckt, und die ganze Bürgerſchaft vereinigte ſich ſehr bald mit dieſen wenigen. Nun war Ma-

niello nicht mehr der Verräther des Vaterlandes, son-
rn er war in den Augen der Neapolitaner wieder der
retter deſſelben. Sein erſt vor kurzem beſchimpfter
örper ward aus dem Graben hervorgezogen, von dem
chmutz geſäubert, der Kopf ſauber mit dem Leich-
m verbunden, und nun mit Thränen von Tauſenden
neht, die jetzt erſt ſeinen Verluſt fühlten und ihn bey-
it fühlten, weil ſie die Folgen davon gewahr wurden.

Jedermann beeiferte ſich, ſein Andenken zu erhalten,
d alle Maler waren beſchäftigt, Bildniſſe von ihm zu
hmen, damit ſie deſto ſchneller vervielfältigt werden
nnten. Der erſt ſo ſehr mishandelte Körper ward jetzt
inah göttlich verehret. Maſaniello ward für einen Hei-
gen gehalten, man rieb die Roſenkränze an ihm, als
geweihten Reliquien, und Tauſende rieſen im Tu mel
nes Enthuſiasmus: Heiliger Maſaniello, bitte für uns.
ene pünktlich eingetroffene Vorherſagung ſeines Todes-
ges und der mit ſeinem Körper vorgenommenen Behand-
ung, galt in den Augen des groſſen Haufens eben ſo viel,
s die Weiſſagung eines Propheten.

Maſaniellos Leichnam erwartete jetzt noch ein pracht-
olles Begräbniß. Sein Körper ward mit einem königl.
Mantel bekleidet, ſein Haupt mit einem Lorberkranz ge-
hmückt, in die rechte Hand gab man ihm einen Feld-
errnſtab, in die linke einen bloſſen Degen. In dieſem
önigl. Staat ward er öffentlich ausgeſtellt. Unter Läu-
ung aller Glocken trugen acht Prieſter ſeinen Sarg, dem
ehr als achtzig tauſend Menſchen folgten. Der Vice-

König kränkte sich innerlich über diese Feierlichkeit, die er nicht hindern konnte, und durfte sich nicht einmal seinen Unwillen merken lassen, vielmehr schien er Antheil an dieser Feierlichkeit nehmen zu müssen, indem er selbst acht von seinen Edelknaben mit Wachsfackeln und seine ganze Leibwache zur Begleitung hinschickte, um diesen Zug desto feierlicher zu machen, und um nicht den mindesten Verdacht auf sich kommen zu lassen, als wenn er eigentlich an der Ermordung des Lieblings des Volks Schuld wäre.

Königl. Bibliothek Berlin

Von so kurzer Dauer war die glänzende Laufbahn eines Mannes, der zum Gebiether nicht geboren zu seyn schien, der aber gewis unter andern Umständen, bei einer glücklichern Erziehung und unter andern Verbindungen ein sehr grosser Mann hätte werden können. Jetzt führet er in der Geschichte den sehr unrühmlichen Namen eines Rebellen, und würde bei einer veränderten Lage der Vater des Vaterlandes geheißen haben.

Gallerie

aller merkwürdigen Menſchen,

die

in der Welt gelebt haben.

Drittes Heft.

Chemnitz,

bei Karl Gottlieb Hofmann,

1794.

Alexander Pope

geb: d: 8. Jun. 1688.

gest: d: 30. Mai. 1744.

Alexander Pope.

C'est, je crois, le poëte le plus élégant, le plus correct, et ce qui est encore beaucoup, le plus harmonieux, qu'ait eu l'Angleterre.

Voltaire.

Chemnitz,

bei Karl Gottlieb Hofmann,

1794.

ÖFF. WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Groſe Dichter ſind eine eben ſo ſeltne Erſcheinung, als es zu allen Zeiten etwas gewöhnliches war, daß ganze Schaaren von ſo genannten Dichtern ihr elendes Machwerk für Poeſie, ihre ſchlechten, fehlerhaften Reime, für Verſe, ihre entlehnten Brocken und Gedanken für eigne Erfindung ausgaben. Durch dergleichen elende Reimſchmiede wird die edle Dichtkunſt herabgewürdigt. Der groſe, originelle Dichter, und wie wenige giebt es da unter allen Nationen und Völkerſchaften, behält einen immerwährenden Nachruhm, indeſſen die mittelmäſſigen öfters noch eher in Vergeſſenheit gerathen, als der Tod ſie von der menſchlichen Geſellſchaft trennt. England, ſo reich an originellen Schriftſtellern überhaupt, iſt es nicht weniger an Dichtern. Einer der erſten und hervorſtechendſten iſt unſtreitig Pope, der in mehrern Dichtungsarten als ein wahres und immerbleibendes Original ſich gezeigt hat, ſelbſt bei der Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit ſeiner Gedichte. Sein Nachruhm wird ſo lange dauren, als es kultivirte Menſchen auf dem Erdboden geben wird, und ſeine Verdienſte werden nur dann nicht geſchäzt werden, wenn die Revolutionen der Zeiten etwan nach Jahrhunderten eine allgemeine Barbarei hervorbringen ſollten.

Alexander Pope ward geboren zu London den 21ten Junius — nach andern fiel sein Geburtstag auf den 8ten Julius — 1688. Sein Vater Alexander Pope war mit Edithe Turner, einer Tochter Wilhelm Turner, eines Edelmanns aus der Provinz York, verheirathet. So angesehen auch diese Familie war, hatte sich Popens Vater doch der Kaufmannschaft gewidmet, und in London etablirt. In England schändet es überhaupt den Adel nicht, wenn er Handel treibt. Der Ausbruch der Revolution unter Jakob dem Zweiten, wobei dieser König seine Krone verlor, brachte den Kaufmann Pope zu dem Entschluß, seine Handlung niederzulegen, und blos von den Interessen seines ansehnlichen Vermögens, das sich auf funfzehn bis zwanzig tausend Pfund Sterling belief, zu leben. Er, der der katholischen Religion zugethan war, konnte nach den englischen Gesetzen keine Grundstücke kaufen, und die Liebe zu seiner Religion und zu seinem katholischen König erlaubte ihm nicht, sein Kapital der Regierung anzuvertrauen.

Der junge Alexander Pope war von seiner Jugend an von einer so zärtlichen und schwächlichen Leibesbeschaffenheit, daß die Eltern Bedenken trugen, ihn ausser dem Hause erziehen zu lassen. Diesen Mangel an körperlicher Stärke ersetzte die Natur reichlich durch ein glückliches Genie, womit sie ihn begläckt hatte. Er war zum Dichter geboren, doch konnte er nicht genau die Zeit angeben, wenn er zum erstenmal Verse gemacht. Von seiner Tante lernte der junge Pope lesen, und

zwei oder drei Pedanten brachten ihm die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften bei, deren Unterricht aber so beschaffen war, daß er eher einen Ekel, als einen Geschmack an den Wissenschaften bekommen konnte. Nur einer von seinen Lehrmeistern, der mit ihm englische und lateinische Dichter las, war so glücklich, sie ihm auf eine Manier zu erklären, daß er Vergnügen daran fand.

In seinem achten Jahr fielen ihm zwei schlechte Uebersetzungen der Iliade und der Metamorphosen in die Hände, die er mit grosser Begierde las. Noch in spätern Jahren dachte er mit Vergnügen an diese Lektüre, und konnte es sich noch sehr gut erinnern, wie er den Homer und Ovid mit einander zu vereinigen suchen wollte. Zum erstenmal sah er in seinem zehnten Jahr ein Schauspiel, und fiel sogleich darauf, die Iliade in ein englisches Trauerspiel zu bringen, wußte auch einige von seinen jugendlichen Freunden zu bereden, dasselbe vorzustellen. In seinem zwölften Jahr las er den Waller, Spenser und Dryden. Dieser letztere Dichter ward sein Lieblingsdichter, von ihm lernte er die Regeln der Dichtkunst, er blieb immer sein vornehmstes Muster, und er machte es sich zur strengen Pflicht, seine Gedichte fleißig zu studiren. Um diese Zeit war es vermuthlich, daß er einen seiner Freunde bat, ihn auf das Kaffehaus mitzunehmen, das Dryden zu besuchen pflegte, um wenigstens das Vergnügen zu haben, diesen großen Dichter zu sehen. Hierauf scheint er

ſpäter in einem Brief an Wycherley anzuſpielen. „Nie habe ich Bekanntſchaft mit ihm gehabt: Virgilium tantum vidi. Wenn ich etwas früher wäre geboren worden, würde ich ſein Freund geworden ſeyn und ihn geliebt haben; denn ich höre nicht blos von Ihnen, ſondern auch von M. Congreve und dem Ritter Trumbull, daß ſeine perſönlichen Eigenſchaften eben ſo ſchätzbar geweſen ſind, als ſeine dichteriſchen Verdienſte.

Die ſchwächliche Geſundheit des jungen Pope beſtimmte den Vater, mit ſeiner Familie London zu verlaſſen und auf das Land zu ziehen. Er wählte dazu Binfield, ein Dorf in dem Wald zu Windſor gelegen. Hier konnte ſein Sohn ſich ganz nach ſeinem Geſchmack beſchäftigen. Er las blos ſolche Schriftſteller, die ihm Vergnügen machten, und in ſeinem funfzehnten Jahr verſtand er die griechiſche und lateiniſche Sprache ſehr gut. Bald nachher wünſchte er, nach London reiſen zu können, um daſelbſt die franzöſiſche und italieniſche Sprache zu lernen. Seine Eltern willigten nur ſchwer in ſeinen Wunſch, weil ſie zu bekümmert um ſeine ſchwächliche Geſundheit waren. Endlich erlangte er doch von ihnen, was er wünſchte. Leidenſchaftlich beſchäftigte er ſich jetzt mit Erlernung dieſer beiden Sprachen, und machte darin unglaublich ſchnelle Fortſchritte. Nun ſtanden ihm alle Schätze des Parnaſſus zu Gebiet, er las Dichter in der griechiſchen und römiſchen, in der engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Sprache, und ſtudirte die Kritiken, welche über dieſelben verhanden

waren. Die fünf Jahre, die er auf die Art durchlebte, schienen ihm die schönsten in seinem ganzen Leben zu seyn.

Schon sehr frühzeitig zeigte er sein grosses Talent, das er für die Dichtkunst hatte. Im seinem zwölften Jahr verfertigte er eine Ode über die Einsamkeit. Dies Gedicht verräth nicht blos sein Genie zur Dichtkunst, sondern schildert auch einige Züge seines Karakters meisterhaft. Auch in seiner frühen Jugend machte er einige Verse über das Stillschweigen, und einige Nachbildungen des Ovid und Homer. Im vierzehnten Jahr übersetzte er das erste Buch der Thebaide des Statius. Er überschickte M. Cromwel dieselbe im Manuscript, mit der Bitte, alle Fehler genau am Rande zu bemerken, und ja recht strenge damit zu verfahren. Er schrieb zu dieser Zeit noch mehrere Kleinigkeiten, die er aber in einem gesetztern Alter verbrannte, weil er sie nicht für würdig hielt, daß sie ins Publikum gebracht würden.

Popens Aufenthalt zu Binfield verschafte ihm die Bekanntschaft des Ritter Wilhelm Trumbull, der in der Nachbarschaft auf einem Landgut lebte. Sie stifteten mit einander eine genaue Freundschaft, und der Ritter machte Popen mit allen schönen Geistern bekannt, die sich damals vorzüglich auszeichneten. Garth, Congreve und Walsh, bemerkten mit Vergnügen die Talente unsers jungen Dichters, und munterten ihn auf, etwas vorzügliches zu leisten. Walsh gab ihm den Rath,

ſich vorzüglich Mühe zu geben, korrekt zu ſchreiben, weil hierin die meiſten großen engliſchen Dichter fehlten.

Einer von Popens Freunden, aus den damaligen Zeiten, der Dichter Wycherley, darf nicht vergeſſen werden. Er ſtand von 1704 bis 1710 mit ihm im Briefwechſel. Warburton urtheilt von dieſen Briefen des Pope, die er an ſeinen Freund geſchrieben, daß ſie ſo wohl in Anſehung der ganzen Gedankenreihe, als auch des Ausdrucks, einen Mann von geſetztern Jahren, nicht aber einen jungen Menſchen von ſechszehn Jahren verriethen, ſo viel Ernſt, ſo viel Beurtheilungskraft, ſo viel Geſchmack herrſche in denſelben. Dagegen bemerkte man in des Wycherley ſeinen ein Haſchen nach ſo genanntem Witz, eine kindiſche Affektation, und vermiſſe alle Ordnung und Zuſammenhang mit dem Ganzen. Pope wurde von ihm gebeten, die Durchſicht ſeiner Werke zu übernehmen, ehe er ſie drucken ließe. Ich empfehle Ihnen — ſchrieb er unter andern an ihn — lieber Freund, äuſſerſte Strenge gegen meine Werke. Dies iſt das einzige Mittel, daß die Kritiker alsdann weniger an mir tadlen werden. Mir muß es weit angenehmer ſeyn, wenn mein Freund unter vier Augen mir meine Fehler vorhält, als wenn ich mich den boshaften Urtheilen meiner Feinde blos ſtelle, indem ich von meinen erbitterten Richtern recht gut weis, daß ſie ſelbſt ehemals ſchlechte Verſe gemacht haben.

Pope, ſechszehn Jahr alt, wie man denken kann, ohne groſſe Menſchenkenntniß und Erfahrung, hielt die Betheurungen und Verſicherungen eines alten Dichters für Wahrheit, und zeigte ihm mit aller der Schonung, die man von ſeinem delikaten Karakter erwarten konnte, eine Menge Fehler und Wiederholungen, die er, nach ſeinem guten und richtigen Geſchmack, ſehr leicht finden konnte. Ein ſolches aufrichtiges Geſtändniß nahm Wycherley von ſeinem Freund nicht zum Beſten auf. Er ſuchte ſich wegen der öftern Wiederholungen in ſeinen Gedichten zu entſchuldigen. Die Folge davon war, wie ſich ſehr bald erwarten läßt, daß der Briefwechſel zwiſchen beiden bald gänz aufhörte, nie aber hörte bei Popen die Liebe und Freundſchaft auf, die er für ſeinen Freund Wycherley hatte. Unter den Briefen unſers jungen Dichters an M. H. Crommel, der ihr gemeinſchaftlicher Freund war, findet man einige Stellen über dieſen Gegenſtand, die ſeinem Karakter Ehre machen. „Ich weis — ſagt er unter andern in einem Brief an ihn — wie ſehr Sie mich lieben, daher es mir erlaubt ſeyn wird, Ihnen mein Herz zu öfnen, und Ihnen zu ſagen, daß Jemand dem M. Wycherley Unwahrheiten, in Abſicht meiner, hinterbracht hat, welche, wie ich befürchte, bei ihm Eingang gefunden. Wenn dies ſich wirklich ſo verhält, wie ich glaube, iſt er mehr denn zu ſehr für ſeine Leichtgläubigkeit beſtraft worden, indem er mit einem ſchlechten Menſchen in Verbindung getreten iſt.“ Aus dieſer Stelle ſcheint es beinah, als wenn Wycherley be-

reits gegen Popen eingenommen, ehe dieser seine Schrif-
ten kritisirte. Die Kritik seiner Gedichte gab dann vol-
lends zum schnellen Bruch zwischen beiden Veranlassung,
wie man aus einem andern Brief an Cromwel sehen kann.
„Ich glaube, daß M. Wycherley es nicht übel nehmen
wird, wenn ich ihm meine Dienste anbiete, ob er gleich
in seinem letzten Brief mir zu verstehen gegeben, daß er
die Stadt verlassen, und bis zu seiner Zu-
rückkunft mein Diener sey. Aus Ihrem Brief
vermuthe ich, daß Sie noch mit ihm in Verbindung
stehen, und daher bitte ich Sie, ihm die Versicherung zu
geben — welches Sie recht gut thun können, ohne die
Gesetze der Wahrheit zu beleidigen — daß ich für ihn
noch alle die Achtung und Liebe habe, die ich bisher für
ihn gehabt habe. Bis jetzt begreife ich noch nicht, was
mich von ihm entfernt hat; allein in der Folge kann mein
Freund auch sichere Rechnung darauf machen, daß ich ihm
nie meine wahre Meinung sagen werde, so sehr er mich
auch darum bitten sollte. Ich glaubte, daß nie ein
Mensch so argwöhnisch seyn könnte, daß er gegen alle
eigne Erfahrung einen Freund so sehr mißkennen sollte.
Keinem Menschen Glauben beizumessen, ist vielleicht eine
Regel der Klugheit, oder der Sicherheit, allein eine solche
Maxime ist nichts weniger, als edelmüthig. Ich kenne
nur eine einzige Verfahrungsart, in den Freundschafts-
verbindungen, welche man schließt, sich keiner Gefahr
blos zu stellen. Diese bestehet darin: nichts was wir
thun oder sprechen, geheim zu halten; allein nichts zu

thun, nichts zu ſprechen, was geheim bleiben muß. Dreiſt kann ich es behaupten, daß ich mich gegen M. Wycherley auf die Art betragen habe. Allein ich vergebe ihm ſeine Eiferſucht, die ihm zur andern Natur geworden zu ſeyn ſcheint, und ich werde nie ſein Feind werden, was er auch von mir ſagen mag.“ Hat Wycherley hernach ſeine Uebereilung eingeſehen, oder hat ihn Cromwel von ſeinen Vorurtheilen abgebracht, iſt nicht beſtimmt zu ſagen, wenigſtens ſcheint es, daß er in der Folge Popen viel Achtung bewieſen.

Pope war ſechszehn Jahr alt, als er ſeine Schäfergedichte verfertigte. Er theilte ſie ſeinen Freunden zur Durchſicht mit, und alle fällten das einſtimmige Urtheil, daß ſie verdienten gedruckt zu werden. Walsh urtheilte von ihnen in einem Brief an Wycherley: „Ich habe ſie mehr als einmal mit vollkommener Zufriedenheit durchgeleſen. Die Vorrede verräth viel Verſtand und Gelehrſamkeit, und die Verſe ſind leicht und flieſſend. Der Verfaſſer ſcheint ein ganz eignes Genie für dieſe Art von Dichtkunſt zu haben, und verräth dabei eine Beurtheilungskraft, die weit über ſein Alter gehet. Er ahmt den Alten nach, allein ſeine eignen Gedanken, die er dabei eingemiſcht, ſtehen dieſen nicht ganz nach. Ohne Schmeichelei kann man ſagen, daß Virgil in einem ſolchen Alter nicht ſo gut würde geſchrieben haben.“ Dieſe Schäfergedichte verfertigte Pope 1704, gab ſie aber erſt 1709 heraus. Während dieſer Zeit benutzte er die Erinnerun-

gen seiner Freunde, verbesserte hin und wieder, und gab ihnen die letzte Feile.

Diese vier Idyllen hat Pope nach den Jahreszeiten benennt. Die erste, den Frühling, hat er dem Ritter Trumbull; die zweite, den Sommer, dem Doktor Garth; die dritte, den Herbst, Wycherley; die vierte, den Winter, dem Andenken der Frau Tempest gewidmet. Diese Dame war aus einer alten Familie in der Provinz York. Walsh hatte für sie viel Achtung. Dieser ihr Freund hatte ihre Verdienste in einer Elegie gerühmt, und wünschte, daß Pope ein gleiches thun möchte. Diese Dame starb in der Nacht des grossen Sturms 1703, und in der Ekloge wird auch auf diesen besondern Vorfall angespielt.

Zu gleicher Zeit erschienen von einem andern Dichter, Namens Philips, ebenfalls Schäfergedichte. Zwischen beiden Dichtern, wie dies zu geschehen pflegt, schien eine Art von Eifersucht obzuwalten. Pope war davon am weitesten entfernt, wie er sich darüber in einem Schreiben an Cromwel erklärt. Zu leugnen ist aber wohl nicht, daß Pope über die übertriebenen Lobsprüche, welche der Ritter Steele dem Philips gab, etwas mißvergnügt seyn mußte. Der Ritter lieferte im Guardian verschiedene Abhandlungen über das Schäfergedicht, erwähnte aber dabei der Schäfergedichte des Pope mit keinem Wort, doch lobte er den Philips beinah übertrieben. Pope nahm dies übel, und war auf eine kleine Rache bedacht. Er ließ in den Guardian eine Abhandlung einrücken, worin er seine

Schäfergedichte mit des Philips seinen auf eine ironische Art verglich. Man muß sich wirklich wundern, daß unser Dichter in diesem Punkt, was die Schäfergedichte betraf, eifersüchtig seyn konnte, man müßte denn glauben, daß er sie für besser als seine übrigen Gedichte hielt, weron damals kein einziges, nach seinem eignen Geständniß, in Absicht der Versification und der Harmonie korrekt war.

Zu Popens Schäfergedichten gehört auch noch eine geistliche Ekloge, der er den Namen Messias gab. Unser Dichter las einige Stellen in dem Propheten Esaias, über die Geburt des Erlösers und über seine glückliche Regierung, und wunderte sich, daß er so viel Aehnlichkeit mit dieser Weissagung und dem Gedicht des Virgil Pollio fand, dies brachte ihn auf die Idee, auf die glorreiche Geburt des Messias eine Ekloge zu schreiben. Er vereinigte darin alles Erhabene in Ansehung der Zusammensetzung der Bilder, und verband diese Komposition mit der edelsten und reinsten Versifikation. Er ahmte dem Esaias nach, und übertraf den Virgil. Der Ritter Steele schrieb darüber an ihn folgenden Brief: „Ich befinde mich hier in der Einsamkeit, zwischen Hamstaed und London, in einem Hause, wo der Ritter Sedley gestorben ist. Dieser Umstand hat mich in ein tiefes Nachdenken versetzt, über die Art von Beschäftigung der schönen Geister. Man sagt von Sedley, daß er das Talent besessen habe, einen Trieb zur Keuschheit einzuflössen. Aber ohne ein Urtheil über den gegenwärtigen

Zuſtand dieſes Mannes zu fällen, glaube ich, daß er es lieber würde geſehen haben, daß er das Talent gehabt, folgendes vortrefliches Gebet zu thun: O du, der du mit einer feurigen Kohle die Lippen des Eſaias berührest, habe die Gnade und belebe meine ſchwache Stimme. Jeden Vers, worauf Sie Anſpielung gemacht, habe ich genau geprüft, und nach meiner Meinung haben Sie vollkommen das Erhabene des heiligen Textes getroffen. Nur an einem einzigen Ort ſcheinen Sie das Original nicht erreicht zu haben, er trocknet auf immer die Thränen von unſern Augen. Es iſt ſchön; allein es liegt noch mehr Feuer im prophetiſchen Ausdruck: der Ewige wird die Thränen von allen Augen trocknen. Wenn Sie in dieſem Stück meiner Meinung ſind, werden Sie dieſe Stelle etwas abändern." Pope benutzte die Erinnerung ſeines Freundes, und veränderte dieſe Stelle ſo: Er trocknet jede Thräne von allen Augen.

Der Wald von Windſor, ſchon berühmt durch Cowley und Denham und den Aufenthalt Popens, verdiente eine Verewigung durch ſeine Verſe. Unmöglich kann man dies Gedicht leſen, ohne die nemlichen Empfindungen zu haben, welche der Verfaſſer dabei gehabt hatte. Man bewundert die Schilderungen, die Bilder, die Gemälde; alles hat Leben. Der erſte Theil dieſes kleinen Gedichts erſchien im Jahr 1704, und der zweite 1713. Der Verfaſſer widmete daſſelbe dem Lord Lansdown, wie man dies aus einem Brief an denſelben ſieht. „Ich ſage

Ihnen den verbindlichſten Dank — heißt es darin — daß Sie mir erlaubt haben, meinem Gedicht, der Wald zu Windſor, ihren Namen vorzuſetzen, welches demſelben zur größten Zierde gereicht."

Im Jahr 1708 verfertigte Pope ein Gedicht auf den Namenstag der heiligen Cecilie, welches eines der ſchönſten Stücke dieſer Art iſt. Es beſtehet aus ſieben Strophen.

Zur Abwechſelung wollen wir dem Leſer eine kleine Begebenheit erzählen, welche Popen 1709 auf der Landkutſche begegnete. Pope erzählt ſie ſelbſt in einem ſehr naiven Ton ſeinem Freunde Cromwel mit dieſen Worten: „Am Morgen, als ich Sie verließ, befand ich mich, wie ich dies vorher ſagte, ganz allein auf einem ſehr unbequemen Wagen. Welch eine traurige Veränderung, jetzt hier, und geſtern in einer ſo angenehmen Geſellſchaft! Ich nahm meine Zuflucht zu einem Buch, das einzige Hülfsmittel, das mir noch übrig blieb, und ich fieng an Bekanntſchaft mit Ihrem Moraliſten zu machen. Allein kaum hatte ich einige kalte Tröſtungen über die Mühſeligkeiten des Lebens und über die Ungewißheit der menſchlichen Schickſale geleſen, als ich bemerkte, daß mein Fuhrwerk ſtille hielt. Ich hörte von der einen Seite die ſchreckliche Nachricht, daß eine kranke Frau in den Wagen einſteigen würde. Ich war darüber beſtürzt; allein ganz neuerlich mit allen Unterſtützungen der Philoſophie verſehen, nahm ich mir vor, das Größte von allen Uebeln, eine kranke Frau, ſtandhaft zu ertragen. Es verſchafte

mir gewissermaßen noch einigen Trost, als ich aus der Stimme der Frauensperson und aus der Art, wie sie sich setzte, schloß, daß sie noch jung und wohlgebildet wäre. Kaum hatte sie ihren Schleier zurückgeschlagen, als ich ein allerliebstes Gesicht sah, und welches noch mehr meine Verwunderung vergrößerte, sie nennte bei dem gewöhnlichen Gruß mich bei Namen. Nie hatte ich mehr Ursach, mich über die Natur zu beklagen, die mir ein kurzes Gesicht verliehen, als damals, da ich durchaus nicht errathen konnte, wer die schönen Augen seyn mußten, die mich so genau kannten. Es blieb mir auch keine Zeit übrig, meine Unwissenheit zu verbergen, indem meine junge Schöne mit der liebenswürdigsten Offenherzigkeit mir sagte, daß sie in unserer Nachbarschaft wohne, wo sie seit kurzen sich verheirathet hätte; sie habe in der Stadt die Aerzte um Rath gefragt, was sie bei ihrer Krankheit thun sollte, und sie wollte nun sehen, ob die reine Luft und ein liebenswürdiger Gatte ihr die vorige Gesundheit wieder geben könnten. Ich muß Ihnen nur sagen, daß mein Vater mir einigemal das Studium der Medicin empfohlen hat, allein der Ehrgeiz, ein Arzt zu seyn, hat nie bei mir statt gefunden, als gerade in diesem Augenblick. Ich wagte es, ihr einige Früchte vorzuschreiben, welche ich durch einen Zufall in der Tasche hatte, und sie nahm sie mit desto grösserm Vergnügen von mir an, weil die Aerzte ihr sie nicht verboten hatten. Mit einem Wort, ich führte sie in Versuchung, und sie aß. Durch diesen guten Erfolg dreuste gemacht, wurde ich durch ein

ſehr merkwürdiges Beiſpiel noch verwegner, ich ahmte die Galanterie der alten Schlange nach, und ungeachtet meiner ſchlechten Figur, unterhielt ich mich mit ihr mit aller nur möglichen Luſtigkeit. Dies hatte die beſte Wirkung, indem ſie wenigſtens eine Stunde lang nicht die mindeſten Beſchwerden fühlte. In ihrem Geſicht zeigte ſich wieder ihre natürliche Farbe, und ſie war ſo gefällig, zu geſtehen, daß meine gute Aufnahme ſie ſogleich kurirt hätte. Mit einem Wort, ich machte die angenehmſte Reiſe von der Welt.“

Pope war nicht von der Art, daß er über ſeine natürlichen Fehler roth ward. Die Natur hatte ihn in Anſehung eines ſchönen Körpers ſehr kärglich begabt, und er war der erſte, der darüber ſcherzte, ſo wie über die Delikateſſe ſeines Temperaments. Im engliſchen Zuſchauer macht er ſich ſelbſt über ſeine kleine Perſon luſtig, und beſchreibt umſtändlich eine ganze Geſellſchaft von kleinen Leuten. Man findet in einem ſeiner Briefe an Cromwel über dieſen Gegenſtand eine ſehr luſtige Stelle: „Der Tod hat erſt ganz kürzlich — ſchreibt er — ſeine Herrſchaft über einige Perſonen von meiner Gröſſe ausgeübt. Ich höre, daß der Lord Lumley und M. Litton mich in dieſem Stück übertroffen haben; und ob ich gleich gegenwärtig, ohne Eitelkeit, mich für die kleinſte Perſon in England halten könnte, ſo ſehe ich doch mit einer Art von Verdruß, daß zwei Helden von meiner Gröſſe ſchimpflich auf ihrem Bette haben ſterben müſſen: anſtatt daß es ſich beſſer für ſie geſchickt hätte, wenn ſie mit

Kranichen gekämpft, dirſe alten Feinde unſerer Vorfahren der Pygmeen. Ihr Rieſen dürft euch nicht weiter vor dergleichen Zufällen fürchten, denen wir armen kleinen Leute ausgeſetzt ſind. Doch die Sache ſelbſt intereſſirt euch vielleicht mehr, als ihr glaubt, weil alle Aerzte darin übereinſtimmen, daß das Sterben unter den Fröſchen, eine epidemiſche Krankheit unter den Menſchen andeute.“

Das Gemälde, welches Pope von ſeinen Nachbaren auf dem Lande macht, hat ebenfalls Bezug auf dieſen Gegenſtand, und zeigt, welch ein groſſes Talent er beſaß, die Menſchen nach dem Leben zu ſchildern: „Man hält mich auf dem Lande für einen ganz guten Mann; freilich kein groſſer Jäger bin ich, allein wer bewundert auch gerade dieſe Leibesübung, überdem erlaubt mir meine Leibesconſtitution eben ſo wenig, mich derſelben zu widmen, als viel zu trinken. Die Leute ſagen freilich, daß es für mich ein Unglück wäre, daß ich ſo krank ſey, und ich halte es für ein Unglück, daß ſie ſich ſo wohl befinden. Ich mag nichts von dem ſagen, was die von mir gefaßte gute Meinung zerſtören könnte. So lange als ich hier bin, habe ich auch nicht ein einziges mal eine Stelle aus einem lateiniſchen Autor angeführt, aber ich habe ohne Buch ein Lied des M. Thomas Durfey auswendig gelernt, welches der einzige Dichter iſt, der Aufſehen in dieſer Gegend macht. Er macht unſere Feten erſt fröhlich, denn ohne ihn würde ein ſolcher Mangel an Liedern ſeyn, daß man den Vicar, oder mich, darum bitten müßte, welche zu machen. Jeder, er mag ſeyn, wer er will, iſt an der

beſten Tafel unſers Landadels ſehr willkommen, wenn er nur einige Rapſodien vom Durfey auswendig weis. Wer ihn tadeln wollte, dem würde es eben ſo gehen, als denen, welche ehemals den Homer in einen üblen Ruf bringen wollten. Und wer ſollte es auch wagen, von dem Uebels zu ſprechen, der ſo vielen Menſchen zu eſſen giebt. Eben ſo gut kann man verhältnißmäſſig vom Durfey ſagen: wer wird es wagen, einen zu tadeln, der ſo vielen Menſchen zu trinken giebt? O! Mein Herr, das iſt ein Ruhm, den weder Sie, noch ich, jemals werden erreichen können: weder Sie mit Ihrem Ovid, noch ich mit meinem Statius, werden allen Landedelleuten ein zufriedenes Behagen und ein Lächeln abnöthigen, noch weniger von ihnen Bewunderung erzwingen. Dieſe Gedichte, ſagen ſie, ſind zu gelehrt, warum macht man nicht lieber ſcherzhafte Liebeslieder? Aber wir bleiben bei unſerm alten Durfey,"

Zu den lyriſchen Gedichten, die Pope herausgegeben, gehören auch noch Brutus und Eſther, wenigſtens werden ſie ihm beide zugeſchrieben.

Junge Leute, welche zu ſchreiben anfangen, pflegen ſelten dazu feſte Grundſätze mitzubringen, daher es denn auch kommt, daß ſie ſelten etwas erträgliches liefern. Pope war wahrlich nicht in dieſem Fall. Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß er ein tiefes Studium der Regeln bei ſeinen frühern Arbeiten anwendete, und davon, wie der Erfolg ſelbſt beweiſet, den beſten Gebrauch machte. Er war erſt zwanzig Jahr alt, als er ſeinen Verſuch über

die Kritik herausgab. Nach dem Feuer, der lebhaften Einbildungskraft und der Leichtigkeit, die in diesem Werk herrscht, hält man es für die Arbeit eines jungen Menschen; nach der Gründlichkeit, Bestimmtheit, Korrektheit, die darin anzutreffen ist, fühlt man sich gedrungen, es für das Werk eines erfahrnen und gelehrten Mannes zu halten. Aus diesem Versuch lernt man die Grösse seines Genies und die unendlichen Abstufungen des menschlichen Geistes kennen; die Ursachen unserer Irthümer und falschen Meinungen; die Quellen, woraus man schöpfen muß, um seinen Geschmack zu bilden; worin eigentlich die Schönheit eines geistreichen Werks bestehet; mit welcher Vorsicht man lesen muß, um gute Schriften von den schlechten zu unterscheiden, und worin überhaupt die Kennzeichen bestehen, wonach man eine gute Kritik und einen guten Schriftsteller beurtheilen soll.

Mit so vielem und gerechten Beifall auch dieser Versuch von Leuten, die Geschmack hatten, aufgenommen wurde, so fehlte es doch auch nicht an scharfen Kritikern darüber. Einige warfen demselben Mangel an Ordnung vor, welches auch Addison im Zuschauer that, der sonst dies Gedicht lobt. „Der vor einigen Monaten erschienene Versuch über die Kritik — sagt Addison — ist ein Meisterwerk in seiner Art. Die Bemerkungen folgen, wie in Horazens Dichtkunst, nicht nach einer methodischen Regelmäßigkeit, die man von einem prosaischen Schriftsteller verlangt. Einige davon sind nicht gemein, allein sie werden auf eine so deutliche und faßliche Manier vor-

getragen, daß der Leſer ihnen ſeinen Beifall nicht verſagen kann. Die gewöhnlich bekannten und allgemein angenommenen Regeln, werden in ein ſo ſchönes Licht geſtellt, und mit ſo paſſenden Anſpielungen erläutert, daß ſie dadurch allen Reitz der Neuheit bekommen, und daß ſelbſt der Leſer, dem ſie ſchon bekannt ſind, dadurch von ihrer Wahrheit und Gründlichkeit noch mehr überzeugt wird."

Es fanden ſich noch andere Kritiker ein. Unter andern ein gewiſſer Dennis, welcher in dieſem Verſuch heterodoxe Meinungen zu finden glaubte. Was findet man nicht alles, wenn man es finden will! Seine Vergleichungen zwiſchen Glauben und Vernunft, Ausfälle gegen den Aberglauben, die Lobpreiſung des Erasmus, brachten die eifrigen Katholiken gegen ihn auf, welche darüber ein lautes Geſchrei erhoben, indeſſen Dennis und andere ihm ein Verbrechen daraus machten, daß er zur römiſchkatholiſchen Kirche gehörte. Dies iſt das gewöhnliche Schickſal derjenigen, welche zwiſchen zwei Partheien ein Gleichgewicht erhalten wollen, die um ſo ſicherer die Pfeile von beiden Theilen zu erwarten haben. Pope machte ſich, wie man dies ſchon von ihm erwarten kann, in einem Brief an ſeinen Freund, darüber luſtig. „Es iſt ſicher das erſtemal, daß ein ſchöner Geiſt wegen ſeiner Religion angegriffen iſt, wie Sie finden werden, daß dies der Fall bei mir iſt, in beiliegender Abhandlung. Und Sie wiſſen ja ſchon, mein Herr, wie ich von der andern Seite von meinen eignen Religionsverwandten bin

beurtheilt worden. Kann ich nicht mit vollem Recht die Stelle im Virgil vom armen Mann auf mich anwenden:

— Quid jam misero mihi denique restat?
Cui neque apud *Danaos* usquam locus: et super ipsi
Dardanidae infensi poenas cum sanguine poscunt.

„Indessen sind Sie, mein Herr, zum Glück unparteiisch, indem Sie wohl wissen, daß weder beim Protestanten, noch beim Katholiken, der Verstand ausschließlich zu finden ist.

Pope vertheidigt sich wegen beider Beschuldigungen ganz vortreflich. In Ansehung der ersten zeigt er, daß man ihn nicht recht verstanden, sondern blos einige Stellen aus dem Zusammenhang herausgerissen, um ihm Meinungen anzudichten, die er doch nicht gehabt. So vertheidigt er sich auch in Ansehung dessen, was er vom Aberglauben gesagt, daß derselbe in dem gegenwärtigen Zeitalter dergestalt verbreitet sey, daß daraus die gänzliche Zerstörung des römischen Reichs erfolgen könnte, indem er ganz deutlich zeigt, daß er weiter nichts gesagt, als was jeder vernünftige Mann behaupten, und ihm gern zugeben würde.

Pope vertheidigte sich gegen alle Eiferer der Kirche, zu der er sich bekannte, und ohne in diesem Stück nach Vorurtheilen zu urtheilen, muß man unsern Dichter für einen guten Katholiken halten, weil er äusserlich als ein solcher lebte, und auch als ein guter katholischer Christ gestorben ist. Der Bischof von Rochester, Franz Atterbury hatte einmal mit Popen eine Unterredung über die

Religion, wobei Swift zugegen war. Unſer Dichter ſagte, er wagte es zwar nicht, ſich zum Advokaten ſeiner Religion aufzuwerfen, allein er hätte ſo viel Vertrauen zu der gerechten Sache und zu der Wahrheit ſeines Glaubens, daß er ſich ſtark genug fühlte, die Gegengründe einiger Ketzer zu widerlegen.

Der Biſchof las ihm einige Stellen aus Tillotſons Predigen vor, und ſagte dabei, daß dieſe Gründe ſo vortreflich wären, daß man unmöglich auf der Stelle, ſelbſt nicht einmal nach langem Nachdenken, darauf fallen könnte, und daß ſie ihm ſo ſtark zu ſeyn ſchienen, daß ein Mann von ſeinen Kenntniſſen ſehr leicht dadurch überführt werden könnte. Pope hörte ganz ruhig die Stelle mit an, die ihm der Biſchof vorlas, und nachdem er damit fertig war, fragte er ihn, wie ſich wohl ein Nicole, ein Arnaud, ein Boſſuet dabei würden verhalten haben. Er hielt Tillotſons Predigen für bloſſe Raiſonnements die unmöglich zur Regel des Glaubens dienen könnten; daß die Authoritäten, die er dabei zum Beweiſe anführe, nicht die geringſte Beziehung auf ſeinen Gegenſtand hätten, weil die Katholiken ſie ebenfalls zum Beweis für ihre Behauptungen anführen könnten. Ohne auf den Glauben Verzicht zu thun, könnte man ſich unmöglich mit Argumenten behelfen, welche alle Dogmen über den Haufen werfen, die doch die Kirche zu glauben befiehlt. Er ſetzte hinzu, daß es einem wahren Gläubigen eben ſo leicht wäre, die Tranſubſtantiation, als die Dreieinigkeit, die Menſch-

werdung, die wunderbare Empfängniß und andere unbegreifliche Geheimnisse zu glauben. Er beschwur hierauf den Bischof, nicht sich damit zu begnügen, einen Theil der Religion zu glauben, sondern alle Dogmen zu glauben, aus Furcht, der Kirche und der heil. Schrift ungehorsam zu werden, und seine ewige Seligkeit dabei aufs Spiel zu setzen. Ja er sagte ihm sogar, daß wenn ein Todter auferstünde, um damit eine andere, von der katholischen verschiedene Religion, beweisen zu wollen, er ihm doch keinen Glauben beimessen würde. „Und ich betheure vor Gott, daß mein einziger Wunsch wäre, daß sie und ich, diese Nacht, welche sehr kalt zu werden scheint, völlig entkleidet und nackend wären, daß wir beide äusserst elend würden, sogar kein Brod hätten, blos um sie von meiner Meinung zu überführen."

Indessen sollte ich glauben, daß es nicht viele Mühe machen würde, aus den Briefen des Pope an seine Freunde zu sehen, wie er nichts weniger als ein gemeiner Katholik war, der die Meinungen des großen Haufens begierig annahm. Als Atterbury an ihn bei Gelegenheit des Todes seines Vaters schrieb, und nun auch ein Wort von Freiheit mit einfließen ließ, die er jetzt hätte, seine wahre Meinung ohne Zwang zu sagen, erklärte er sich gegen diesen Prälaten in seiner Antwort, er habe noch eine Mutter, die ihn eben so zärtlich liebe, und wenn er seine Religion verlassen sollte, so würde ihr diese Trennung schmerzhafter seyn, als jede andere.

„Und was mich betrift — fuhr er in seinem Brief fort — sehe ich noch gar nicht die Vortheile eines solchen Abentheuers (denn das ist wahrlich kein kleines und unbedeutendes, was auch die positive Theologie davon sagen mag) ein. Bloß Gott kann es wissen, ob eine solche Veränderung zu meinem geistlichen Wohl etwas beitragen würde. Ich wenigstens weis es, daß ich die besten und rechtschaffensten Absichten in der Religion habe, wozu ich mich gegenwärtig bekenne, als ich nur immer in jeder andern Religion haben könnte. Ein Mann von einer solchen Denkungsart, sollte der wohl eine Veränderung rechtfertigen, wenn er auch beide Religionen für gleich gut hielt? Einem solchen Mann würde es vielleicht leicht seyn, sich mit einer andern christlichen Gemeinschaft zu verbinden, allein es würde, wie mich dünkt, mit manchen Schwierigkeiten verbunden seyn, der andern zu entsagen. Ew. Herrlichkeiten gaben mir vor einiger Zeit den Rath, die besten Bücher zu lesen, worin die streitigen Punkte der Artikel zu finden, welche beide Kirchen von einander trennen. Soll ich Ihnen ein Geheimniß entdecken? Dies that ich schon in meinem vierzehnten Jahr, denn ich liebte einmal Lektüre, und mein Vater hatte keine andern als theologische Bücher. Ich lief also alle Schriften durch, welche von beiden Seiten unter der Regierung Jakob des Zweiten geschrieben waren. Ich erhitzte mein Gehirn; und das Resultat davon war, daß ich wechselsweise, je nachdem ich von der einen, oder von der andern Confession eine

Schrift las, bald Katholik, bald Protestant würde. Ich besorge, daß alle dergleichen Grübler sich in dem nemlichen Fall befinden werden; und wenn sie sich besinnen, sind sie weniger bekehrt, als verwirrt. Sie sehen, wie wenig Ehre Sie mit meiner Bekehrung einlegen würden. Und überdem bilde ich mir ein, daß wir beide, Ew. Herrlichkeit und ich, einerlei Religion haben, wenn wir uns nur einander recht verstehen; und daß alle vernünftige Christen zu unserer Klasse gehören, wenn sie nur beständig offenherzig mit einander sprechen, und nichts weiter thun wollten, als Gott zu dienen, und ruhig mit ihren Nebenmenschen zu leben..... Dies ist mit wenig Worten meine Meinung in Absicht der Politik und der Religion. In Absicht der Politik begehre ich bloß ein ruhiges Leben unter der Regierung zu führen, der ich Gehorsam schuldig bin; und in Absicht der Religion bemühe ich mich, Friede in meinem Gewissen zu behalten, in der Kirche zu welcher ich mich bekenne. Ich bin der Meinung, daß alle kirchlichen Verfassungen und Regierungsformen von Gott kommen, so bald die Einrichtung derselben gut ist, und wo das der Fall nicht ist, überlasse ich der Güte Gottes die Sorge, die nöthigen Veränderungen damit vorzunehmen. Man würde mir unrecht thun, wenn man mich für einen Katholiken hielt, denn ich tadle laut die irrdischen Usurpationen des Ansehens der Päbste, und verabscheue ihre unrechtmäßige Macht, die sie sich über die Fürsten und ihre Staaten anmaßen. Ich bin ein

Katholik in dem genaueſten Sinn dieſes Worts ..... etwas, was ich ſo gern zu ſehen wünſchte, iſt nicht ein Römiſcher, nicht ein Franzöſiſcher, nicht ein Spaniſcher, ſondern ein wahrer Katholik."

Bei einer andern Gelegenheit ſchrieb Pope über eben dieſe Materie an einen ſeiner Freunde: „Nach meiner Meinung würde es ein ſehr weſentlicher Dienſt ſeyn, den man unſerer Religion erzeigen könnte, wenn man frei und öffentlich einen lebhaften Abſcheu und eine gerechte Verachtung für gewiſſe kleine Dienſte und den ſo genannten frommen Betrug bezeigte, der die Religion ſo wenig bedarf, und welche doch ihren Feinden ſo furchtbare Waffen in die Hände gegeben haben. Durch nichts giebt man ihnen mehr freien Spielraum, als durch die grauſame Verſicherung derer, welche behaupten, daß wenn man ſich nicht zu dem nemlichen Glaubensbekenntniß halte, man nicht ſelig werden könne. Sie verſtoſſen nicht allein gegen die Wahrheit, ſondern ſie verrathen zugleich eine unverantwortliche Unwiſſenheit. Und doch wiſſen ſie dieſe Unwiſſenheit mit ſo vielen Einſchränkungen zu verbrämen, daß es ſcheint, als wenn dieſe Worte blos darum erfunden ſind, damit die Geiſtlichen ihre allmächtigen Bannſtrahlen nach Belieben auf die Ungläubigen ſchleudern können, nicht aber um beſtimmt eine allgemeine Verdammniß gewiſſen Leuten aufzulegen. Denn ſelbſt in unſerer Kirche giebt es nur eine kleine Anzahl von wahren Gläubigen; daher man eine gewiſſe Unterabtheilung annehmen muß;

denn der Janseniſt wird vom Jeſuiten, der Jeſuit vom Janſeniſten, der Scotiſt vom Thomiſten, und ſo weiter, verdammt. Ich will zugeben, daß eine jede von dieſen Partheien Irthümer hat; allein ich kann doch unmöglich glauben, daß dieſe Irthümer von ſo großen Folgen ſeyn ſollten, um deswegen alle Empfindung der Liebe gegen das menſchliche Geſchlecht zu verbannen, welche das große Band iſt, wodurch Gott uns mit einander verbindet. Bei dieſer Gelegenheit wollte ich meine Misbilligung und Verachtung einer ſo empörenden Meinung bezeigen, weil ich leider weis, daß man ſie gewöhnlich meinen Glaubensgenoſſen beizulegen pflegt."

Pope hatte bis in ſein zwanzigſtes Jahr an kein regelmäſſiges Studiren gedacht, und ſuchte in einer Folge von ſieben Jahren dieſen Fehler wieder gut zu machen. Er pflegte zu ſagen, daß er binnen dieſer Zeit vieles habe verlernen müſſen, was er in einem doppelt ſo großen Zeitraum gelernt habe. Doch ſchränkte er ſich dabei nicht blos auf ein trocknes Studium ein, ſein Geiſt war zu thätig. Im Jahr 1710 verfertigte er ſeinen Tempel des Ruhms. Er ahmte darin dem engliſchen Dichter, Chaucer, der im vierzehnten Jahrhundert lebte, nach. Beide Dichter baueten ihr Gebäude auf demſelben Grund auf, allein die Architektur und die Verzierungen beider Tempel ſind doch ſo unendlich von einander unterſchieden, als ein gegenwärtiges modernes Gebäude von einem nach gothiſchem Geſchmäck gebaueten. Popens Tempel ſtellt ein Vierek

vor, mit offnen Thoren, nach den vier Weltgegenden gerichtet. Dieser Tempel ist die Wohnung der Eroberer, der Helden und der Weisen. In dem Heiligthum desselben sind die Büsten des Homer, Virgil, Pindar, Horaz, Aristoteles und Cicero aufgestellt. Die Göttin des Ruhms befindet sich mitten unter ihnen; ein großer Haufen Anbether verehret sie.

Dies Gedicht erhielt den Beifall der Kenner, so bald es 1712 im Druck erschien. Der Ritter Steele schrieb darüber seine Meinung an den Verfasser: „Ihren Tempel des Ruhms habe ich zweimal durchgelesen, und nichts darin bemerkt, was meiner Meinung nach ein Fehler seyn könnte; allein ich habe einige tausend Schönheiten darin gefunden.“ Der Ritter Trumbull drückt sich darüber auf die nemliche Art aus: „Herzlich danke ich Ihnen für das Geschenk, das Sie mir mit Ihrem Tempel des Ruhms gemacht haben, in den Sie schon getreten sind, in dem Sie, wie ich Ihnen vorhersage, so wenig ich sonst ein Freund von Weissagungen bin, mit denen stets bleiben werden, die, der Unsterblichkeit gewis, mit den Jahren ihren Ruhm und ihren Glanz vermehren sehen.

Andere kritisirten dies Gedicht sehr scharf. Man warf dem Dichter sein übermässiges Feuer der Einbildungskraft vor, ohne die Wahrscheinlichkeit zu beobachten, und tadelte die schlechte Ordnung, die in diesem Gedicht herrsche. Bei der Beschreibung der Bildsäulen, welche den Tempel von aussen verzieren, hätte er nicht

alles genug verſinnlicht. So wurde ihm auch der Mangel der Einheit vorgeworfen. Der vorher beſchriebene Tempel verſchwindet, und Pope läſt einen andern, nach der Beſchreibung des Ovid, erſcheinen, welcher mit dem erſten keine Aehnlichkeit zu haben ſcheint.

Bald hernach verfertigte Pope eine Ode, der ſterbende Chriſt zu ſeiner Seele, auf Anrathen ſeines Freundes Steele. Der Dichter war mit fünf bis ſechs Gelehrten in Geſellſchaft geweſen; und das Geſpräch fiel auf die bekannten Verſe, welche der Kaiſer Hadrian kurz vor ſeinem Tode herſagte; alle hielten ſie für einen Beweis einer gar zu großen Luſtigkeit, die dem Karakter des Kaiſers in dieſer Lage wenig Ehre machte. Die Verſe ſelbſt heiſen:

Animula, vagula, blandula,
Hoſpes comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca?
Pallidula, rigida, nudula,
Nec, ut ſoles, dabis jocos!

Pope fand darin nichts ſcherzhaftes, ſondern die ernſthafteſten Betrachtungen, wie ſie nur ein Sterbender in des Kaiſers Lage machen konnte. Selbſt die Diminutiven, der ſich der Kaiſer dabei bedient, verrathen, ſeiner Meinung nach, nichts weniger als Scherz, ſondern vielmehr eine gewiſſe Unruhe und Anhänglichkeit. Davon nahm Steele Gelegenheit, den Dichter zu bitten, ein ähnliches Gedichte eines ſterbenden Chriſten zu verfertigen.

In demſelben Jahr erſchien auch Popens ſinnreiches Gedicht, der Lockenraub. Caryl, Sekretär der Königin von England, Gemahlin Jakob des Zweiten, gab zu dieſem kleinen Gedicht Gelegenheit, weil er dadurch die Familie des Lord Petre mit der Frau Fermor wieder ausſöhnen wollte, welche wegen einer eben ſo großen Kleinigkeit zerfallen waren. Schon im Jahr vorher machte Pope den erſten Verſuch in zwei Geſängen, nannte ſich aber bei Herausgabe dieſes Gedichts nicht. Da es ſehr gut aufgenommen wurde, gab er es vermehrt in fünf Geſängen heraus, und ließ die Sylphen und Gnomen nach dem Syſtem des Grafen von Gabalis darin auftreten.

Die Engländer nahmen es mit allgemeinem Beifall auf. Dr. Berkley ſchrieb bei dieſer Gelegenheit an den Dichter: „Durch einen Zufall habe ich hier — in Livorno — Ihren Lockenraub zum erſtenmal geſehen. An Ihren andern Gedichten bewunderte ich bereits Ihre Manier, Ihren Styl, Ihre Bilder, Ihre Beurtheilung und Ihren Verſtand; aber an dem gegenwärtigen Gedicht bewundere ich auſſerdem Ihre unerſchöpfliche Erfindung, die ſinnreichen Anſpielungen und die unzähligen Schönheiten, die Sie auf eine eben ſo überraſchende, als natürliche Art, bei einem dem Schein nach ſo trocknen Gegenſtande anzubringen wiſſen.“ Allein es erſchienen auch Kritiken über dies Gedicht.

Auſſerdem hat Pope mehrere jugendliche Arbeiten herausgegeben, wovon man nicht genau die Zeit ihrer

Erſcheinung beſtimmen kann. Dahin gehören die Ueberſetzungen einiger Stellen aus dem Ovid, Nachahmungen verſchiedener Stücke aus engliſchen Dichtern, nemlich nach dem Chaucer, Spenſer, Waller, Cowley und andern. Dieſe und andere kleine Gedichte anzuführen, würde die Grenzen unſers Plans überſchreiten.

Aus Popens Briefen ſieht man, daß er ſeine Freunde zärtlich liebte, ſo wie ſeine Freundſchaft von allem Eigennutz frei war. „Ich kann dreuſt behaupten — ſagt er von ſich — daß weder Eitelkeit noch Intereſſe den mindeſten Antheil an Freundſchaftsergießungen haben, welche ich in einem Brief auszudrücken ſuche. Wenn irgend ein Beweggrund mich verbinden könnte, einem großen Herrn zu ſchmeicheln, ſo würde dies blos darum geſchehen, um dieſe demüthige Verbindlichkeit einem Freunde zu erſparen, der ſeines Schutzes nöthig hätte.“ Wer fühlt nicht die Delikateſſe dieſer Dewdungsart!

Als der Biſchof von Rocheſter in den Tower geſetzt war, ſchrieb Pope an ſeinen Freund Gay. Sie ſcheinen gerührt zu ſeyn über die Unruhe und Beſtürzung, die ich mir ſo deutlich merken ließ, als ich erfuhr, daß ein Mann in das Gefängniß ſey geſetzt worden, den ich ſo ſehr liebe. Ich bin doch wirklich unglücklich daran; wenn ich irgend einen Gegenſtand gefunden habe, dem ich meine Liebe, meine Achtung ſchenken kann, ſo ſtirbt er, wie Hr. Craggs, oder er wird ins Gefängniß geſetzt, wie der Biſchof. Gott wolle mein Gebet erhören,

daß ich zu ſeinem Beſten thue, daß er eben ſo unſchuldig ſeyn möge, als wofür ich ihn halte."

An ſeinen kranken Freund Gay ſchreibt er: „Ich kann keine Ausdrücke finden, um die große Unruhe anzudeuten, welche ich in Abſicht Ihrer empfinde. Sie mögen aus einem einzigen Zug darüber urtheilen, daß die Beſorgniß, meine Mutter zu verlieren, die quälen, den Sorgen, die mich da beunruhigten, doch im mindeſten nicht jene bange Unruhe ſchwächten, welche ich in Abſicht Ihrer empfinde. Ohne den ſehr dringenden Beweggrund, der mich hier feſſelt, würde ich zu Hampſtäd eine Wohnung bezogen haben, damit ich täglich bei Ihnen ſeyn könnte . . . . . Gott verlängere Ihr Leben, und verhelfe Ihnen wieder zu Ihrer Geſundheit. Dies wünſche ich ſelbſt um meinetwegen; denn ich fühle es, daß ich Sie jetzt weit ſtärker liebe, als damals, da Sie noch geſund waren, ob ich Sie gleich immer ſehr geliebt habe. Wenn ich ſo unglücklich ſeyn ſollte, meine arme Mutter zu begraben, auf der andern aber ſo glücklich, meine Wünſche in Anſehung Ihrer Geſundheit erfüllt zu ſehen, ſo hoffe ich, daß wir den Reſt unſerer Tage mit einander werden zubringen können. Wenn etwan die reinere Luft eines heitern Klima, als etwan die mittägige Gegend von Frankreich zur Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit etwas beitragen ſollte, ſo bin ich nicht abgeneigt, mich mit Ihnen dahin zu begeben . . . . Mein lieber Gay, laſſen Sie ſich nicht durch Leiden niederdrücken. Gott iſt ein beſſerer Freund

als der Hof *), der nicht einmal mit einem rechtlichen Mann darf in Parallele gestellt werden. Ich versprache Ihnen eine unbegrenzte Freundschaft, wie es auch immer gehen mag, und wünsche nichts so sehr, als Ihre baldige Wiederherstellung."

D. Swift war auch ein Freund von Pope, den der Dichter sehr liebte; die Briefe, die er an ihn geschrieben, sind die besten Beweise einer aufrichtigen Freundschaft. „Ich kann Ihnen — schreibt Pope an Swift — nicht treu genug ausdrücken, was ich für Sie fühle. Sie sind wo anders, als auf Becher eingegraben, die Sie mir überschickt haben. Ich könnte sie, ungeachtet der schmeichelhaften Inschrift in die Themse werfen, ohne daß meine zärtliche Freundschaft für den Geber nur im mindesten geschwächt würde. Nichts von Außen wird je meine Zuneigung zu Ihnen vermehren, oder vermindern können, obgleich diese meine Zuneigung in Absicht meiner mit mancherlei Unruhe verbunden ist. . . . . Ich fühle dies, daß ich Ihnen alles Gute wünsche, in jeder Lage, worein Sie noch kommen könnten. Da es fast eben so gut ist, ob man gehaßt, oder geliebt wird, in Absicht der Unruhen, welche alle die empfinden, welche eine gefühlvolle Seele haben, wenn sie außer Stand sind, ihrem Freunde

*) Sey nur ein Freund vom Hofleben, und wünschte, am Hofe sein Glück zu machen.

Gutes zu thun, oder denen, welche sie lieben und ehren, Erquickung zu verschaffen. So lange ich hier auf der Erde seyn werde, wird immer etwas meinem Glück fehlen, so lange ich nemlich einen Freund, als Sie sind, entbehren muß. Sie sind in Beziehung auf mich ein Glied, das ich verloren habe, und das in einem andern Lande begraben wird; ob ich gleich von Ihnen getrennt bleiben muß, so lassen mich doch tausend Aehnlichkeiten fühlen, daß Sie vormals einen Theil von meinem Ich ausgemacht haben. . . . . Täglich unterhalte ich mich in meinem Herzen von Ihnen und mit Ihnen, und ich habe dabei keine andere Mühe, als daß ich das, was ich denke, niederschreibe. Je mehr ich mich derjenigen Periode des Lebens nähere, wo man von den reizendsten Gegenständen spricht, finde ich an nichts weiter Vergnügen, destomehr stütze ich mich aber an die kleine Anzahl von Freunden, die mir übrig geblieben sind. Ich wünschte wohl, daß wir die letzten Jahre unsers Lebens zusammen zubringen könnten."

Indem man Popen aus den Briefen kennen lernt, die er an seine Freunde schrieb, lernt man zugleich den Karakter dieser Freunde kennen. Dahin gehört auch mit allem Recht der Doktor Arbuthnot. Nichts ist wohl interessanter, als der letzte Brief, den dieser an seinem Freund Pope schrieb. „Von unserer genauen Vereinigung an, haben wir nicht jenen Verdacht, jene Eifersucht gekannt, die nur zu oft die innigsten Verbindungen zerreißt. . . . Aufrichtig gestehe ich es Ihr

nen, daß ich Ihren Talenten, welche die Welt bewundert, alle Achtung erzeige, allein meine Freundschaft gründete sich auf ganz andere Eigenschaften. Ich mag Sie nicht ermüden, indem ich sie Ihnen alle der Reihe nach aufzähle; aber erlauben Sie mir, als die letzte Liebe und Freundschaft von Ihnen mir auszubitten, daß Sie standhaft bei der Verachtung und dem Haß bleiben, den die Natur Ihnen gleichsam vor dem Laster gegeben hat. Seyn Sie in Absicht Ihres eignen Interesses auf Ihrer Hut, bemühen Sie sich mehr zu verbessern, als zu tadlen, wenn Sie gleich die Wahrheit sagen sollten, indem man das eine ohne das andere unmöglich thun kann." Pope antwortete seinem Freund: „Unsere Freundschaft ist darum beständig gewesen, weil sie sich auf tugendhafte Grundsätze gründete, und eben daher ward sie durch kein Mißtrauen, durch keine Empfindung der Eitelkeit, noch weniger durch einen Beweggrund des Interesses unterbrochen."

Garth, Rowe, der Doktor Parnell, Blount, Digby und mehrere andere, gehörten auch zu den Freunden, mit denen Pope in der genauesten Verbindung lebte, die er alle vor sich sterben sah, Swift allein ausgenommen. Gegen das Ende seines Lebens suchte er auch nicht ihre Stelle mit andern wieder auszufüllen. Die Gründe, warum er dies that, waren sehr natürlich, und verrathen eine sehr genaue Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen. „Sie wollen von mir wissen — schreibt er an Swift — ob ich nicht einige neue

Freunde anwerben wollte, an die Stelle derer, die nicht mehr ſind. Dies halte ich beinah für ein unmögliches Unternehmen; denn unſere Freunde ſind uns nicht allein wegen ihrer Jahre entriſſen worden, ſondern wir haben auch mit uns ſelbſt eine ſo große Veränderung erfahren, daß, wenn wir auch die nemlichen Freunde wieder bekommen ſollten, ein zweites Wunder erforderlich ſeyn würde, damit wir auch die Annehmlichkeiten ihres Umgangs genieſſen könnten. So wie aber ein Fluß durch den immerwährenden Lauf ſeiner Waſſer die Blumen und die Pflanzen, welche an ſeinen Ufern ſtehen, mit fortreißt, und nur Schlamm und Schilf zurückläßt, ſo müſſen wir auch mit den Jahren viele vortrefliche Dinge entbehren, und eine kleine Anzahl mittelmäſſiger Freuden nehmen ihre Stelle ein, allein es bleibt uns nichts übrig, was den Gegenſtand unſerer Wünſche und Erwartungen ausmachen könnte. .... Nach einer genauen Prüfung iſt mein Herz keines neuen Eindrucks empfänglich. Diejenigen, welche ich heute annehme, ſind morgen ſchon wieder verlöſcht, und das Bild der Freunde, die ich ſeit zwanzig Jahren verlohren habe, ſtellt ſich meinen Blicken zu lebhaft dar, als das Bild der Perſonen, welche ich täglich ſehe."

Ein ſehr frappanter Beweis von Popens feſtem Karakter in Abſicht der Freundſchaft, dünkt mir, beſteht darin, daß er ſich nie mit ſeinen Freunden verzürnt hat. Drei machen davon nur eine Ausnahme, und in Abſicht derſelben darf er ſich wahrlich keine Vorwürfe

machen. Der eine iſt Wicherley, dem die Aufrichtigkeit unſers Dichters auffiel. Aus dem nemlichen Grund ward Cromwel kalt, der nemliche Fall war bei Addiſon, mit dem aber ſein Zwiſt etwas zu weit gieng.

Im Jahr 1710 ereignete ſich im Engliſchen Miniſterium eine groſſe Revolution. Die Whigs, welche ſeit zehn Jahren die Staatsgeſchäfte beſorgten, wurden von der Frau Maſham, von Harley, hernach Graf von Orford und von Mortimer verdrängt, ſo daß die Torys die Oberhand behielten. Beide Partheien hatten auf einander einen Groll, die eine gab der andern die gefährlichſten Abſichten Schuld. Jede von dieſen Partheien hatte Männer von Verdienſten, die es mit der einen hielt, beide munterten die Wiſſenſchaften auf, oder ertheilten wenigſtens den Gelehrten das ihnen gebührende Lob. Swift war einer von den Schriftſtellern, den die Torys gebrauchten, und Addiſon ſchrieb zum beſten der Whigs. Pope ſtand mit beiden in Verbindung, aber er beobachtete immer eine gewiſſenhafte Neutralität, indem es ihm Ehre brachte, daß er von den Torys ein Whig und den Whigs ein Tory genennt wurde. Aus ſeinen Briefen ſiehet man ganz deutlich, daß er von aller Partheilichkeit durchaus kein Freund war. So ſchrieb er an Blount in einem ſehr kritiſchen Zeitpunkt: „Bei Gelegenheit des Todes der Königin konnte ich mich unmöglich enthalten, in London herumzugehen, nach dem angebornen Trieb zur Neugierde, der beinah allen Menſchen eigen iſt, die ſich um ihre eigenen Angelegen-

heiten nicht bekümmern, um nur fremde Dinge wiſſen zu wollen. Ich für meine Perſon danke Gott, daß ich, nach meiner Lage, über alle Verbindungen, welche Staatsrevolutionen betreffen, mich wegſetzen kann, ſo wie ich nach meiner Philoſophie mich darum nicht bekümmere. Die gegenſeitige Liebe der Menſchen unter einander, und ein allgemeines Wohlwollen gegen alle, das ſind Punkte, die mir ſehr am Herzen liegen, und die, meiner Meinung nach, nie aus Vorliebe der einen, oder der andern Regierungsform müſſen aus den Augen geſetzt werden. Ich hoffe, daß dieſer Streit eine gute Wendung nehmen wird, und wünſche von Herzen, ſo wenig ich dadurch einen perſönlichen Vortheil für meine Perſon zu erhalten ſuche, daß jene Uneinigkeiten der Whigs und Torys bald beigelegt werden möchten; daß beide Partheien ſich eben ſo ſehr liebten, wie ich jede von ihnen liebe, oder wenigſtens ſich eben ſo wenig ſchaden, ſo wenig ich einer von beiden zu ſchaden ſuche. Ich wünſche, daß unſere Katholiken nicht weiter beunruhigt werden, und auch die Proteſtanten nicht weiter beunruhigen. Damit will ich ſagen, daß der Mangel der Macht bei uns, kein zu mächtiges Hinderniß werde, einen zu gefährlichen Plan unſerer Parthei zu verhindern, als der Mangel des Willens auf ihrer Seite. Ich bin verſichert, daß wenn alle Whigs und Torys von dem Geiſt eines Katholiken, den ich kenne, beſeelt würden, alle Katholiken ſich dabei wohl befänden; und wenn alle Katholiken von dieſem

Geiſt immer wären beſeelt worden, würden alle Uebrigen ſich dabei wohl befunden haben, und der teufliſche Geiſt der Verfolgung würde uns nie ſeyn vorgeworfen worden.

Obgleich durch die Revolution vom Jahr 1710 die Torys das Uebergewicht bekommen hatten, ſtand Pope doch noch immer mit der andern Parthei in Verbindung, vornämlich mit Steele und mit Addiſon. Der letztere hatte um dieſe Zeit ſeine berühmte Tragödie, Cato, ganz nach republikaniſchen Grundſätzen geſchrieben, welche 1713 zum erſtenmal aufgeführt wurde. Der Prolog, ganz in Popens Manier, verräth viel Stärke und einen ganz zur Freiheit geſtimmten Karakter. Der Prolog und die Tragödie wurden von beiden Partheien mit gleichem Beifall aufgenommen. Der Cato wurde vom Dennis ſtark kritiſirt, der überhaupt jedem Schriftſteller von Anſehen ſchaden wollte. Pope nahm Addiſons Parthie, und ſchrieb gegen den Feind deſſelben eine kleine ſatiriſche Schrift.

Addiſon war einer von denen, welche Popen am meiſten aufmunterten, eine Ueberſetzung der Iliade zu veranſtalten, denn damals ſchienen ſie wenigſtens die beſten Freunde zu ſeyn. „Ich bin gewis — ſchreibt Addiſon an Popen in dieſer Angelegenheit — daß das Werk, wovon Sie mit mir geſprochen haben, ſich ſelbſt empfehlen wird, ſobald man nur Ihren Namen auf der Subſcriptionsanzeige ſiehet; und wenn Sie glauben, daß ich etwas zur gröſſern Verbreitung derſelben beitragen kann, ſo will ich mich gern dieſem Geſchäft unterziehen. Da

ich fol: darauf bin, daß man es weiß, daß Sie mein Freund ſind, ſo werde ich gerade jetzt Gelegenheit nehmen, es zu zeigen. Ich bin gewiß, daß Ihre Ueberſetzung unſere Sprache bereichern und unſerm Vaterlande Ehre machen wird. Dieſe meine Vorausſagung gründe ich auf die gute Aufnahme, die mehrere von Ihren Schriften bereits gehabt haben. Ich wünſchte blos, daß Sie auf einen beträchtlichen Vortheil für Ihre Bemühung Rechnung machen könnten. Wenn dieſer mein Wunſch Ihre Großmuth beleidigen ſollte, ſo bitte ich um Verzeihung, indem ich aus Intereſſe für Sie mich blos dieſer Sache ſo annehme. Dies Werk wird Ihnen viel Zeit koſten, und wenn Sie ſich nicht daran machen, wird es ſchwerlich von einem andern unternommen werden können; wenigſtens kenne ich von meinen Zeitgenoſſen keinen, den ich dazu für fähig halte.“

Addiſon änderte aber ſehr bald ſeine Meinung. Es ſcheint, als wenn er ſchon um dieſe Zeit ſeinen Freund in Verdacht gehabt habe, daß er es mit den Torys hielte. Philips, der mit Popen in Anſehung der Eklogen wetteiferte, ſagte öffentlich auf einem Kaffeehauſe: daß Pope mit dem Doktor Swift und einigen andern ein Komplott gemacht, gegen die Whigs zu ſchreiben, und ſie und ihre Freunde Steele und Addiſon um allen ihren Ruhm zu bringen. Der letztere ſchien auf dergleichen Reden nicht zu achten, denn er verſicherte ſeinen Freund, daß er von alle dem nichts glaube, er hoffe, daß ihre Freundſchaft dadurch nicht gehemmt werden würde, er bäte nur, daß

von weiter nicht zu reden. Lord Halifax wünſchte, daß jene Mißverſtändniſſe gehoben werden möchten. Indeſſen nahm die Kälte zwiſchen Addiſon und Pope merklich zu, und Verdacht und Mißtrauen zeigte ſich bei dem erſtern ganz deutlich. Philips wußte ſeine Eigenlieb' rege zu machen, und ihm Eiferſucht einzuflöſſen. Jervas, ein berühmter Mahler und Freund von Popen, ſchrieb an den letztern: „Ich hatte mit Addiſon eine Unterredung, die Sie hätten mit anhören ſollen. Er gab mir die Verſicherung, daß er nicht blos ſeinen Kredit, ſondern alle Künſte anwenden wollte, Ihnen einige Dienſte zu erweiſen: er meinte damit nicht ſeine Kunſt in der Poeſie, ſondern ſeinen Einfluß am Hofe. Und er fühlt es, daß nichts für ihn ſelbſt vortheilhafter ſeyn würde, als wenn er ſich ganz zu Ihrem beſten verwendete, vornämlich da ſich ein Gerücht verbreitet hat, daß er es nicht gern ſehen würde, wenn man Sie als Dichter zu ſehr erheben ſollte. Er verſicherte, daß es wahrhaftig nicht ſeine Schuld wäre, wenn das gute Verſtändniß und die aufrichtige Freundſchaft nicht weiter, wie ſonſt, Statt finden ſollte. Er beſorgte, der Doktor Swift möchte Sie während jener Animoſität, woran Sie zu groſſen Antheil nahmen, zu weit führen. Aber gegenwärtig gehet alles gut, und Sie ſind, ſelbſt nach ſeiner Meinung, der Gefahr entgangen."

Pope dankte für das Anerbiethen ſeines Freundes und für deſſen Verwendung bei ſeinem Freunde, den er nicht gern verlieren wollte. Sie lebten auch wirklich eine

Zeitlang mit einander in einem ziemlichen Einverſtändniß. Er überſchickte ihm auch noch 1715 eine Epiſtel über deſſen Abhandlung von Medaillen, worin er unter andern ſagte: „daß nach einer langen Folge von gekrönten Dichtern, die Nachkommenſchaft zwiſchen Virgil und Addiſon einen Unterſchied machen würde.“ Dies brachte Addiſon am meiſten auf, und von jetzt an ward er Popens erklärter Feind.

Unſer Dichter fieng die Ueberſetzung der Ilias 1713 an. Beinah war er mit dieſem wichtigen Werk zu Ende, als einige Leute ihn muthlos zu machen und das Publikum gegen ihn einzunehmen ſuchten, indem ſie verbreiteten, daß er die griechiſche Sprache nicht ganz in ſeiner Gewalt habe. Pope ſchrieb ganz richtig an Addiſon über dieſe Verbreitungen: „Entweder verſtehen dieſe Leute die griechiſche Sprache, oder ſie verſtehen ſie nicht. Verſtehen ſie die Sprache nicht, ſo können ſie unmöglich über die Richtigkeit meiner Ueberſetzung urtheilen; verſtehen ſie aber dieſelbe gründlich, ſo werden ſie hoffentlich nicht eher über meine Arbeit ein Urtheil fällen, als ſie dieſe genau geprüft haben.“

Man wollte ſchlechterdings Popens Werk in einen üblen Ruf bringen, indem man es hin und wieder tadelte, allein er ſetzte ſich über alle dieſe Hinderniſſe muthig weg. Aus verſchiedenen Stellen ſeiner Briefe ſiehet man, daß er ſich alle Mühe gab, ſeinen Homer dem Publikum auf eine Art zu übergeben, daß derſelbe mit Beifall aufgenommen wurde, nicht blos in Abſicht der Ueberſetzung,

ſondern auch in Abſicht der Erläuterungen dieſes Schrift-ſtellers.

Er ſuchte alle Hülfsmittel auf, die ihm dazu Dienſte leiſten konnten. Er reiſte zu dem Ende 1714 nach Oxford. Seine Reiſe dahin und ſeine dortige Lebensart beſchreibt er ſelbſt ſehr naiv in einem Brief an eine Dame: „Meine letzte Reiſe ließ mich alle Reitze einer ſanften Melancholie genieſſen, der ich ſo empfänglich bin. Nachdem ich in dem Walde, meinem Lieblingsgehölz, herumgeſtrichen, und mich aller der Vergnügungen zurückerinnert, die ich hier genoſſen, beſtieg ich eine kleine Anhöhe von Hügeln, deren Spitzen mit Geſträuch bewachſen ſind, deren Fuß von Flüſſen bewäſſert wird, die ſchlängelnd dahin laufen. Unterwegs horchte ich mit Vergnügen dem angenehmen Geräuſch zu, das von verſchiedenen Waſſerfällen und von dem lieblichen Säuſeln der Winde entſtehet. Bald nachher ward ich vom dunkeln Grün von Stonor überraſcht, nachdem die Schatten der Nacht ſich allmälig zu verbreiten anfiengen. Der Mond erſchien am Horizont heller, als ich ihn je geſehen habe, und vermittelſt ſeines ſchönen und hellen Scheins, konnte ich meine Reiſe fortſetzen, ohne eine andere Geſellſchaft als meine Gedanken zu haben, welche mich hinreichend beſchäftigten. Bis Oxford hatte ich noch eine Meile zu machen, als alle Glocken in verſchiedenen Tönen ſich hören lieſſen. Die Uhren der Kollegien, welche einander antworteten, ſchlugen eilf Uhr. Alles dies war eine vortrefliche Vorbereitung zu dem Leben, das ich in dem Innern der alten

Mauern, zwiſchen den ehrwürdigen Gallerien und gelehrten Portiken der Univerſität führen ſollte. Es fehlte mir weiter nichts, als ein ſchwarzes Kleid und Handſchue, damit ich eben ſo gelehrt, als meine Kollegen ſcheinen möchte. Ich beobachtete genau die Stunden des Kollegiums, war in Büchern vergraben, und wohnte in dem älteſten und traurigſten Ort der Univerſität, konnte mich ſicher berühmen, daß ich für die Welt todt ſey, eben ſo, als ein Eremit in ſeiner Einſiedlei. Wenn Etwas noch gegenwärtig bei mir ganz klein iſt, ſo iſt es eine geringe Portion von jener beſcheidenen Eitelkeit, welche man an den Heiligen lobt, wenn die Mönche ihres eignen Ordens ihre Frömmigkeit und ihre Abziehung von allem Sinnlichen erheben. Denn ich ward mit einer gewiſſen Achtung aufgenommen, welche die Gelehrten, dieſer müſſige Theil des menſchlichen Geſchlechts, blos gegen ihres Gleichen zu verſchwenden pflegen. Dieſe Leute werden für Männer gehalten, welche die öffentlichen Geſchäfte lenken, welche durch ihre Munterkeit, durch ihren Witz bezaubern, welche durch ihren Kredit viel ausrichten können. Ich muß aufrichtig geſtehen, daß man mir eine auſſerordentliche Achtung bezeigte, ſo daß ich ſelbſt zu mir ſagte: Haſt du etwan ein Kollegium geſtiftet, oder eine von den dort befindlichen Bibliotheken vermacht? Ich hielt es eben nicht für rathſam, zurück in die Welt zu gehen, und den einzigen Ort zu verlaſſen, wo ich eine ſo groſſe Rolle ſpielen konnte.“ Während ſeines Aufenthalts in Oxford bekam er öfters den Doktor Clarke zu ſprechen.

Der erste Band der Iliade erschien 1715, mit einer Vorrede und einem Versuch über das Leben des Homers, welches Popen viel Ehre macht. Dies unsterbliche Werk ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Swift schreibt sein Urtheil darüber an seinen Freund: „Ich habe Ihren Homer von Anfang bis zu Ende in zwei Abenden durchgelesen. Wenn er allen so gut gefällt, als mir, so bleibt ihren Wünschen gewis weiter nichts übrig, so wohl in Ansehung der Vortheile, die Ihnen dadurch zuwachsen, als in Ansehung des grossen Ruhms, den Sie dadurch erlangen. Indessen kann ich Ihnen ein paar schlechte Verse und zwei oder drei etwas dunkle Stellen unmöglich vergeben. Von der letztern Art habe ich etwan zwanzig bis dreißig gefunden."

Der Doktor Berkley, in der Folge Bischof von Cloine, so bekannt durch seine Schriften, und die berühmte Madame Dacier, bewunderten diese Uebersetzung, und verkannten nicht die in den Noten beigebrachte Gelehrsamkeit. Die meisten Critiker und Journalisten liessen Popen Gerechtigkeit wiederfahren, blos seine persönlichen Feinde und die damaligen erklärten Feinde des Homers hatten viel daran auszusetzen.

Durch diese Uebersetzung der Iliade wurden Popens Glücksumstände ungemein verbessert. Die ansehnlichen Subscriptionen nicht mitgerechnet, bezahlten ihm die Buchhändler für den Verlag zwölfhundert Pfund Sterling Honorar, und die Subscription brachte ihm fünf tausend Pfund Sterling ein; welches beinah eine

Summe von 40000 Rthlr. nach unſerm Gelde aus-machte.

Doch ſo viel unſer Dichter dabei auf der einen Seite an Vermögen und an Ruhm gewann, eben ſo ſehr ward auf der andern Seite ſeine Ruhe durch Neider und Feinde geſtört. Dennis und Addiſon wurden darüber ſeine erklärteſten Gegner. Steele machte zwar einen Verſuch, ſeinen Freund Pope mit Addiſon wieder auszuſöhnen, indem er zwiſchen beiden eine Zuſammenkunft veranſtaltete, wobei ihr gemeinſchaftlicher Freund Gay zugegen war; doch der Erfolg entſprach nicht ſeinen Erwartungen. Anfangs machte man ſich gegenſeitige kalte Höflichkeitsbezeigungen. Addiſon war von Natur zurückhaltend und finſter, wenn er nicht durch Wein und Unterredung erhitzt wurde. Steele erinnerte ihn an ſein Verſprechen, ſich mit Popen wieder auszuſöhnen, und ſagte das nämliche zu dem letztern, damit ſich beide verſtändigen möchten. Pope wünſchte auch die Urſache zu wiſſen, in welchem Stück er ihn beleidigt haben ſollte. Er ſagte unter andern, wenn darin mein Verbrechen beſtehet, daß ich eine Ueberſetzung der Iliade veranſtaltet habe, ſo glaube ich nicht, erſt darüber ſo zu ſagen den Befehl des Hrn. Addiſon nöthig zu haben. Er bat hierauf Addiſon, frei und offenherzig mit ihm zu ſprechen, wenn es auch mit etwas Strenge geſchehen ſollte, welches er weit lieber ſehen würde, als wenn er aus Politik oder aus Gefälligkeit einen Fehler verſchwiege. Pope ſchwieg, und wollte nun hören, was Addiſon vorbringen würde, und der letzte

hielt dies Schweigen für einen beleidigenden Angrif, weil er von Popen erwartete, daß er ſich zuerſt erklären ſollte. Addiſon mußte alle ſeine Kunſt anwenden, ſeinen Zorn zu verbergen, deſſen heftigſter Ausbruch ſo nah war. Der Erfolg von dieſer ganzen Unterredung, die eigentlich eine Verſöhnung zum Zweck haben ſollte, war, daß ſie noch feindſeliger ohne Komplimente und ohne Höflichkeitsbezeigungen auseinander giengen. Pope war darüber ſo aufgebracht, daß er auf der Stelle in dieſer Rückſicht Verſe machte, die er dem Addiſon zuſchickte.

Man giebt Popen Schuld, daß er dieſe für Addiſon ſo beleidigende Verſe, nach dem Tode deſſelben, öffentlich bekannt gemacht habe, allein ſie wurden ohne Wiſſen des unſchuldigen Dichters 1727 gedruckt.

Nach der Herausgabe der Iliade beſorgte er ebenfalls eine Ueberſetzung der Odyſſe; allein in Anſehung der Anmerkungen dazu, vereinigte er ſich mit Broome und Fenton, denen er neun hundert Pfund Sterling für ihre Bemühung gab, und von den Buchhändlern bekam er nur für ſich ſechshundert.

Im Monat November 1715 erhielten gewiſſe alte gegen die Katholiken gegebene Geſetze ihre vorige Kraft, wodurch Pope ſich genöthigt ſah, ſeinen Wohnort im Walde zu Windſor zu verlaſſen, und nach London zu ziehen. Sein Freund Edouard Blount hielt es für das rathſamſte, auf eine Zeitlang England zu verlaſſen. Pope ſchrieb kurz vor ſeiner Abreiſe an ihn einen Tröſtungsbrief bei den gegenwärtigen Umſtänden. „Dieſer Brief iſt aus

dem Walde von Windſor geſchrieben, von dem ich bald Abſchied nehmen muß. Wir nehmen Abſchied von unſern Nachbarn, gerade ſo, als wie die Kameraden in einem Gefängniß, die man zum Galgen abführt, von denen, welche einige Wochen nachher den nemlichen Weg gehen müſſen. Ich trenne mich mit zärtlicher Theilnahme von M. D. und von dem alten Ritter Trumbull, als von einem wahren Propheten, welcher mir die künftigen Unglücksfälle vorher geſagt hat, den er vielleicht noch entgehen kann. Mir fällt dabei ein:

— Nos dulcia linquimus arva,

ja man kann noch hinzuſetzen:

— Nos patriam fugimus.

In dieſer und in einer jeden andern Sache unterwerfe ich mich dem Willen des Himmels; ich habe meine Maasregeln gefaßt, daß ich immer als ehrlicher Mann werde leben können, und ich hoffe, daß weder Sie noch ich jemals über einander werden erröthen dürfen. Ich liebe mein Vaterland, und es mag auch kommen wie es will, werde ich doch immer Wünſche zu ſeinem Beſten zum Himmel ſchicken.

Dem Dichter ſcheint die Veränderung des Orts, ſo ſehr er auch Philoſoph war, nicht ſo ganz behagen zu wollen. „Ob ich gleich die Scene meines Lebens verändert habe, — ſchreibt er an ſeinen Freund — indem ich den Wald bei Windſor mit den Ufern der Themſe vertauſcht; dieſe Veränderung auch eine groſſe Epoche in meinem Leben macht, indem ſie eine ſehr merkwürdige

Periode in einer ſehr unwichtigen Geſchichte genennt wer-
den könnte; ſo können Sie doch nicht glauben, mit wel-
cher edlen Ruhe, mit welcher Standhaftigkeit ich von
einem Theater auf das andere gegangen bin. Ich bin im
eigentlichſten Verſtande ein Weltbürger geworden, in dem
Sinn des Plato, ſo daß ich ganz gleichgültig meinen
vorigen Wohnort verlaſſen, und eben ſo gleichgültig den
gegenwärtigen beziehen kann. Die verfloſſene Zeit und
die vergangenen Vergnügungen ſcheinen mir nicht mehr
ein Traum zu ſeyn, als diejenigen, welche ich gegenwär-
tig genieſſe. Meine Unthätigkeit iſt wenigſtens dazu gut,
daß mein Blut ruhig bleibt, und die Dunkelheit, worin
ich mich befinde, verſchaft mir wenigſtens den Vortheil,
daß ſie meinen Schlaf befördert. Von Zeit zu Zeit ſtelle
ich einige Betrachtungen an, über die Vergnügungen,
die ich im Umgang mit meinen Freunden genoſſen habe,
ich erinnere mich derſelben noch ſo ziemlich genau, ſo wie
die von den Banden des Körpers befreiten Geiſter ſich
unſerer erinnern; das will ſo viel ſagen, ohne ihre eignen
Beſchäftigungen zu unterbrechen, oder unſere Angelegen-
heiten ganz aus den Augen zu laſſen, ſondern indem ſie
uns alles Gute anwünſchen, und in der Hofnung leben,
daß ſie einmal mit uns wieder in Verbindung kommen
werden. Man muß ein Philoſoph, oder ein Ordens-
geiſtlicher ſeyn, wenn man die Welt mit Gleichgültigkeit
betrachten will; doch jeder vernünftige Menſch muß über
dieſe Welt lachen, oder über ſie böſe werden; der, welcher
über ſie lacht, wird für ſtolz gehalten; der über ſie böſe

iſt, ſcheint einen ſchlechten Karakter zu haben. Hieraus folgt, daß wenn man nach der Politik handeln will, man immer zufriedener zu ſeyn ſcheinen muß, als man wirklich iſt, alles bewundern und loben, mit einem Wort, man muß mehr dem Schein nach, als in der That ein Narr ſeyn. Auf die Art leben wir in der vollkommenſten Eintracht mit unſern Familien, ruhig mit unſern Nachbarn, geehrt von unſern Herren und beglückt von unſern Gebietherinnen.

Nächſt der Poeſie war die Mahlerei eine der angenehmſten Beſchäftigungen, woran Pope ein beſonders Vergnügen fand. Von Jugend auf legte er ſich darauf, und nachdem er mit dem Mahler Jervas Bekanntſchaft gemacht, welche hernach in die vertrauteſte Freundſchaft übergieng, bildete er erſt ſeinen Geſchmack, und ſah, daß er darin noch nicht die Vollkommenheit erreicht, die er zu haben wünſchte. Jervas war einer von Popens vertrauteſten Freunden, wie man aus ihren Briefen ſiehet, als der erſte 1716 nach Irland gereiſt war, und ſich geraume Zeit beim Doktor Swift aufhielt. Indeſſen bewohnte Pope deſſen Haus in London, wo der Anblick der Meiſterwerke, mit denen es ausgeziert war, ihm manche Erholungsſtunde von ſeinen Arbeiten verſchafte.

Jervas und Popens Freundſchaft war auf Achtung gegründet. Pope hatte hinreichende Kenntniſſe von der Mahlerei, um ſich mit ſeinem Freunde von der Kunſt zu unterhalten, und Jervas war nicht unerfahren in gelehrten Kenntniſſen, um von Popen Unterricht anzunehmen.

Er war ganz verſchieden von jenen Mahlern, die blos das Mechaniſche ihrer Kunſt verſtehen, er hatte die Dichter ſtudiert, und vornämlich die Schriftſteller geleſen, woraus man das menſchliche Herz und die verſchiedenen Leidenſchaften genau kennen lernen kann. So erkannte man gleich an ſeinen Bildniſſen die Hand eines philoſophiſchen Mahlers. Sie waren alle voller Ausdruck, voller Leben, voll Beſtimmtheit und eigenthümlichen Karakter. Man empfand, wenn man ſie ſah, daß der Dichter einen wirklichen Gegenſtand vor ſich gehabt hatte. Er mahlte einen Mund, welcher ſprach, ein Geſicht, welches empfand, Augen, welche dachten. Seine Portraits waren nicht Bilder der Einbildungskraft, ſie waren wirklich von der Natur entlehnt.

Pope kannte das Genie ſeines Freundes Jervas, und wünſchte ihm Geſchmack an hiſtoriſchen Gegenſtänden einzuflöſſen. Dies ſiehet man aus einer Stelle eines Briefes an ihn: „Ich wünſchte, daß Sie hiſtoriſche Stücke mahlen möchten. Sie haben genug für Privatperſonen gearbeitet, arbeiten Sie nun auch fürs Publikum, und ſchränken Sie, wie die meiſten Ihrer Kollegen, Ihre Kunſt nicht auf Geſichter ein. Die Alten ſchmeicheln ſich ebenfalls, daß Sie ihnen werden Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Dieſe Bildſäulen, deren Anſchauen bei Ihnen ſo ſchöne, ſo edle Ideen erregt hat, verlangen als einen Beweis der Erkenntlichkeit von Ihrer Seite, daß Sie ſie allen Nationen bekannt machen, in einem Werk, das Sie über ihren Karakter herauszugeben willens ſind.

Wenigſtens hoffe ich, daß Sie dieſen Plan noch nicht aufgegeben haben."

Die erſte Ausgabe von Popens ſämmtlichen Werken erſchien 1717. Im November des nemlichen Jahrs verlor Pope ſeinen Vater. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb er an ſeinen Freund Blount: „Ich bin jetzt auſſer Stand geſetzt, die mir vorgelegte Frage zu beantworten, indem ich über den Verluſt meines beſten Vaters ganz niedergebeugt bin. Stets an die Geſetze der Mäſſigkeit gebunden, mußte ihm ein langes Leben ſehr angenehm ſeyn. Er lebte dabei ſo fromm, daß ein plötzlicher Tod für ihn nichts ſchreckliches haben konnte. Er ſtarb wirklich plötzlich; und ich bitte Gott von Herzen, daß er mich auf die nemliche Art von der Welt nehmen möge, wenn ich eben ſo leben werde, als mein Vater."

Einige Satyriker fanden es für gut, Popens Familie zu verläumden. Dieſe Verläumdungen widerlegte er in einem Brief an den Doktor Arbuthnot: „Mein Vater war nicht dazu geboren, aus Stolz Stellen zu ſuchen; Prozeſſe fielen bei ſeinem Erbtheile nicht vor; indem er eine edle Frau heurathete, heurathete er mit ihr nicht zugleich Zwietracht. Er nahm keinen Antheil an den Verheerungen eines bürgerlichen und Religionskrieges. Als ein tugendhafter Mann, lebte er während ſeiner Laufbahn unſchuldig. Er ſah nie die Höfe der Könige, nie die Tribunale der Juſtitz; nie legte er einen Eidſchwur ab, nie wagte er es, eine Lüge zu ſagen. Indem er nicht gelehrt war, kannte er auch nicht die Schulſubtilitäten; nie ſprach

er eine andere Sprache, als die des Herzens. Die Natur machte ihn zum wohlhabenden Mann; die Erfahrung machte ihn klug; und Mäßigkeit und Leibesübungen erhielten seine Gesundheit. Während seines ganzen Lebens wußte er nichts von Krankheiten. Er starb in einem Augenblick, ohne einen Laut von sich zu geben. O Himmel! Laß mich so wie ihn leben und sterben! Die Kinder der Könige würden dann nicht so glücklich seyn, als ich."

Bald nach dem Tode seines Vaters suchte sich unser Dichter einen angenehmen, einsamen Wohnort auf, zu Twickenham, einem kleinen Dorf an der Themse, drei Meilen von London gelegen. „Die Geschichte meiner Versetzung und Einrichtung, die Sie von mir verlangen — schreibt er an einen seiner Freunde — erforderte ein ganzes Buch, wenn ich alle Projekte, Schwierigkeiten und Revolutionen aufzählen wollte, die während dieser meiner wichtigen Lebensepoche vorgefallen sind, und sie würden noch mehr als einen Band einnehmen, wenn ich alle meine Bilder der Einbildungskraft, wie ich diese oder jene Verzierung im Garten, manche Bequemlichkeiten im Wohnhause einrichten wollte, darstellte und eben so lebhaft beschriebe. Nach dem Willen des Schicksals und der Götter wohne ich an den Ufern der Themse, in einer Gegend zwischen Richemond und Twickenham. Hier lebe ich bereits ein ganzes Jahr, ohne mich in London eine bestimmte Zeit aufzuhalten, etwan alle Monat zweimal werfe ich einen flüchtigen Blick auf alle Herrlichkeiten in der Stadt."

In den letzten Lebensjahren der Königin Anna entwarfen Pope, Swift und Arbuthnot ein Projekt, eine Satyre über die mancherlei Mißbräuche beim Studieren zu schreiben. Um ihre Absicht desto eher zu erreichen, waren sie willens, den berühmten Cervantes sich dabei zum Muster zu nehmen, und unter dem Schleier einer erdichteten Begebenheit ihre Kritik zu verbergen. Alle drei waren zur Ausführung eines solchen Projekts sehr wohl aufgelegt. Der Doktor Arbuthnot besaß ausgebreitete Kenntnisse in den Wissenschaften, Pope war ein Meister in den schönen Wissenschaften, und Swift verband mit vieler Gelehrsamkeit eine große Weltkenntniß; alle hatten Geist, Witz und Laune. Doch das ganze Unternehmen gerieh in Stocken, indem sie weiter nichts als den einen Theil des Lebens des Scriblerus gemeinschaftlich ausarbeiteten.

Nachdem Pope die Uebersetzung des Homers beendigt hatte, übernahm er die Herausgabe der Werke des Shakespear. Seine Freunde baten ihn alle dringend, er möchte ja einen korrekten Abdruck von allen dramatischen Stücken des Vaters des englischen Theaters besorgen. Pope wollte sich anfangs dazu nicht verstehen; denn weil er nie fürs Theater geschrieben, glaubte er, daß ihm ein solches Unternehmen nicht gelingen würde. Man stellte ihm vor, daß eine solche Arbeit nicht eine große Kenntniß von Regeln erfordere, woran Shakespear sich selbst nicht immer genau gebunden, es käme dabei blos darauf an, daß man die Fehler verbesserte, welche

die Schauspieler in diesen grosen Dichter hereingebracht, indem sie bald etwas ausgelassen, zuweilen aber auch ganze Szenen hineingeschoben, um sich beim Volk beliebt zu machen. Man stellte ihm ferner vor, daß seine vornehmste Sorge dahin gehen müßte, den Text selbst lesbarer zu machen, und ihn von vielen Dunkelheiten und Ungereimtheiten zu reinigen, schwere Stellen zu erläutern, die Szenen und die Dialogen gehörig abzutheilen, und diesen Originaldichter seinen Landsleuten in einem geschmackvollern Aeusserlichen zu liefern. Pope that sein Möglichstes bei der neuen Ausgabe des Shakespear alle jene Erinnerungen zu benutzen, allein alle Forderungen konnte er unmöglich erfüllen.

Pope nahm nicht den geringsten Antheil an jenen verwüstenden Aktionen des Südmeers, und ohne dabei viel zu verlieren, strebte er nicht, wie mancher, von dem Unglück Anderer Nutzen zu ziehen. Armuth und Dürftigkeit waren die Folge jener unsinnigen Raserei, sehr viele waren völlig zu Grunde gerichtet, wovon unser Dichter Gelegenheit nahm, seine Weisheit zu zeigen. Die Römischkatholischen hielten diesen Umstand für günstig, ihre Religion zu verbreiten. Sehr viele Missionarien von allen Orden kamen von Italien und Frankreich blos in der Hofnung nach England, hier Proselyten zu machen. Bei dem gemeinen Haufen fanden sie vermittelst ihres Geldes Eingang. Sie brachten einen jungen Burschen bei einem Künstler von ihrer Religion in die Lehre, unter der Bedingung, daß er ordentlich

die Meſſe beſuchen ſollte; andern ſchoſſen ſie kleine Summen von zwanzig Pfund Sterling vor, um ſich zu etabliren; für andere bezahlten ſie kleine Schulden bis zehn Pfund, alles unter der einzigen Bedingung, die katholiſche Religion anzunehmen. Einige von dieſen Miſſionarien machten mit Pope Bekanntſchaft, der ſich eigentlich in ihre Sachen nie miſchen wollte, und ihnen geradezu ſagte, daß ſie ſich gegen die im Reich eingeführten Geſetze vergiengen, und ihren Obern gegen den Befehl des heil. Paulus ungehorſam wären, zugleich verletzten ſie ihr Gelübde; allein ſie beriefen ſich auf die Diſpenſationen, die ſie von Rom hätten. Sie ſuchten ihn ſogar zu bereden, England zu verlaſſen, indem ſie ihm die Erlangung hoher geiſtlicher Würden vorſpiegelten, allein er gab ihnen kein Gehör. Blos das einzige ſagte er einmal: Daß wenn ſeine Religion in England die herrſchende werden würde, ſo wollte er ſich zum Prieſter weihen laſſen.

Popens groſſe Talente und ſein ausgebreiteter Ruhm, mußten ihm ſchlechterdings Neid zuziehen, und ihn den Angriffen derer blos ſtellen, welche den Glanz ſeines wahren Verdienſtes mit neidiſchen Augen betrachteten. Dies iſt das Schickſal eines jeden glücklichen Schriftſtellers. Man verſpottet ihn, wenn er nicht dem erwarteten Erfolg entſpricht; und zeichnet er ſich zu ſeinem Vortheil aus, ſo ſuchen die Kritiker wenigſten ſeinen moraliſchen Karakter verdächtig zu machen, wenn es ihnen nicht gelingt, ſeine Schriften mit Recht

tadeln zu können. Man schiebt seinen Ausdrücken selbst beliebige Erklärungen unter, man schreibt ihm verhaßte Absichten zu, und seine unschuldigsten Handlungen sucht man in einem gehässigen Licht darzustellen. Wenn der gute Schriftsteller von allem Tadel frei seyn wollte, müßte er aufhören ein Mensch zu seyn. So machten die Feinde Popens auf ihn eine Satyre, Popiade, worin sie seine Uebersetzung des Homer sehr tadelten.

Seine Freunde verbanden sich mit ihm, diese unberufenen Tadler in dem lächerlichsten Licht darzustellen. Es kam die bekannte witzige Abhandlung vom Niedrigen, oder von der Kunst in der Poesie zu kriechen, heraus. Die Wuth seiner Feinde, die sich in dieser und mehrern andern Satyren getroffen fühlten, nahm noch mehr zu, und kannte jetzt keine Grenzen mehr. Sie nannten ihn ungescheut einen Unwissenden, einen Narren, einen Todschläger, ein Ungeheuer, einen Giftmischer. Es sollen zwei und sechszig dergleichen Scharteken gegen ihn erschienen seyn. Unter seinen Feinden befanden sich Personen von Stande, unter andern Lord Harvey, ein Sohn des Grafen von Bristol, der hernach Verse gegen ihn machte. Diese Verschwörung reizte Popen zur Rache, seine Geduld nahm ein Ende, und er war so schwach, oder so verwegen, sich zu rächen. In dieser Absicht nahm er sich vor, seine Dunciade herauszugeben. Doch ehe er seinen Plan wirklich ausführte, theilte er sein Projekt seinem Freunde und seinem Arzt, dem D. Arbuthnot, mit. Dieser, dem die Ruhe und

die Gesundheit seines Freundes viel werth war, gab ihm den Rath, eine so mächtige Parthei nicht noch mehr zu reizen. Dieser Rath gab Gelegenheit zu der merkwürdigen Epistel an diesen Doktor, worin Pope alles zusammenhäuft, um nur seine Feinde verächtlich und lächerlich zu machen, seine eigne Unschuld aber in ein desto helleres Licht zu setzen.

Pope hatte schon vor der Herausgabe seiner vermischten Schriften die Dunciade entworfen. Swift rettete noch diesen Entwurf vom Feuer, wozu er vom Verfasser bestimmt war, und bat seinen Freund, diesen schönen Plan ganz zu vollenden. Swift hatte in Absicht der Noten keinen geringen Antheil daran. Pope schrieb zur Entschuldigung wegen der wirklichen Ausführung seines Plans an seinen Freund Arbuthnot: „Abscheu vor dem Laster, ist, Gott sey Dank, der einzige Abscheu, den ich kenne; er ist aufrichtig und von Dauer. Aber wie mir dünkt, ist es unmöglich, einen gerechten Abscheu vor dem Laster zu haben, wenn man die Lasterhaften nicht haßt, so wie man die Tugend nicht aufrichtig lieben kann, wenn man nicht rechtliche Leute liebt. Sie zu verbessern, ohne sie bestrafen zu wollen, ist eine durchaus unanwendbare Sache. Die besten Lehren, die besten Gesetze können unmöglich von großem Nutzen seyn, wenn sie nicht durch gute Beispiele eine gewisse Kraft erhalten. Die Laster im allgemeinen anzugreifen, ohne bestimmte Personen zu berühren, ist freilich die beste Art, ohne alle Gefahr zu streiten, allein

auch ohne allen Erfolg. Allgemeine Sätze ſcheinen dunkel und unbeſtimmt zu ſeyn, wenn man ſie nicht mit bekannten und auffallenden Beiſpielen in Vergleichung ſtellt. Lehren ſprechen zur Vernunft, welche bei den meiſten Menſchen verhärtet iſt; Beiſpiele ſind Gemälde, welche auf die Sinne Eindruck machen, die Leidenſchaften erregen, und ihnen zu allgemeinen und mächtigen Beweggründen dienen, ihre Sitten zu verbeſſern. Ein jeder Laſterhafter ſetzt ſich an die Stelle desjenigen, der bereits ein Gegenſtand der Verachtung geworden iſt; und dies iſt daher das einzige Mittel, dergleichen Leute in Furcht zu jagen; wenn man ſie beſtraft, ſo verbeſſert man ſie. Dies iſt ein Merkzeichen, woraus ich ſehe, daß meine Schriften einiges Gute geſtiftet haben, ſo gering auch dies ſeyn mag, weil ſchlechte Menſchen darüber in Wuth gerathen. Dies iſt denn auch der einzige Troſt für mich, und die größte Aufmunterung, darin fortzufahren, weil ich ſehe, daß mancher, der ſich aus Schande nichts macht, durch meine Satyren ſich getroffen fühlt."

Die Wiederherſtellung des Reichs der Dummheit, oder des ſchlechten Geſchmacks, iſt der Inhalt der Dunciade. Dies Gedicht erſchien zum erſtenmal 1728, und binnen ſechs Monaten wurden fünf bis ſechs Auflagen davon gemacht. Pope arbeitete jetzt an einer völlig umgearbeiteten Ausgabe, und bat ſeinen Freund Swift um Anmerkungen dazu. „Die Dunciade — ſchreibt er an ihn — ſoll mit aller typographiſchen Schönheit gedruckt

werden. Man muß alſo dies Werk mit alle dem verſehen, wodurch es Aufſehen machen kann, nemlich mit Prolegomenis, mit Teſtimoniis Scriptorum, mit einem Indice Authorum und mit Notis Variorum.“ In der erſten Ausgabe war Theobald der Held des Gedichts, welcher Poyen wegen ſeiner Ausgabe des Shakeſpear angegriffen hatte; in dieſer zweiten umgearbeiteten trat an deſſen Stelle Colley Cibber, ein gekrönter und vom Hofe beſoldeter Dichter, der ein beſſerer Schauſpieler als Dichter war. Wenn es wahr iſt, was Cibber in einem Brief an Poyen ſagt, warum ihn dieſer an den Pranger geſtellt habe, gereicht Poyen dies Betragen gewis nicht zur Ehre. Cibber machte auf der Bühne die Rolle eines Petitmaitres, worin er viel Stärke hatte, und ſtichelte dabei nach ſeiner ſatyriſchen Laune auf eine Komödie, die unter dem Namen Gay herauskam, woran Pope und Arbuthnot einigen Antheil haben ſollten, die aber nicht nach Wunſch ausgefallen war. „Nachdem das Stück aus war — ſagt Cibber — kömmt Hr. Pope zu mir hinter das Theater, mit blaſſem Geſicht, mit zitternder Stimme, und ſtellt mich zur Rede, warum ich ihn auf eine ſolche Art hätte beleidigen können. Dieſe Frage begleitete er mit einer Menge Schimpfwörter, wie ſie nur aus dem Munde eines Mannes kommen können, der ſeinen Verſtand verlohren hat. Weil er ſich dieſer Komödie ſo ſehr annahm, war zu erwarten, daß er Vater zu dieſem Kinde ſeyn mußte. Nachdem ich mich von meiner Ver

kürzung etwas erholt hatte, sagte ich zu ihm: „„Hr. Pope, sie sind ein so ausserordentlicher Mann, daß ich mich schämen muß, ihnen so zu antworten, wie sie es verdienen; aber weil sie mich auf eine so empfindliche Art beleidigt haben, verspreche ich ihnen, bei Wiederholung des Stücks, das noch einmal zu sagen, was sie so übel genommen haben.“ “ Ich hielt Wort, und der Beleidigte glaubte, er könnte sich besser mit der Feder, als mit der Zunge rächen. Dies ist die Veranlassung, die mir seinen Haß zugezogen hat.“

Hiermit waren seine Feinde noch nicht zufrieden, sondern sie breiteten noch dazu aus, daß Pope Schläge bekommen hätte. Diese Geschichte ward mit so vielen Umständen erzählt, daß sie höchst glaubhaft zu seyn schien, und was das Schlimmste war, sie erschien auch im Druck.

„Am verwichenen Donnerstag — das ist das angebliche Faktum, nach der satyrischen Erzählung — es war gerade ein schöner Abend, gieng Hr. Pope, ein großer Dichter, wie man sagt, zu Hainwalks spazieren, und meditirte auf neue Verse, zum allgemeinen Besten. Zwei Leute, deren Namen wir nicht wissen, begegneten ihm. Sie erkannten ihn sogleich an seinem Gesicht, und an seinem Rücken, und spazierten zugleich mit ihm. Das Gespräch führte sie auch unter andern auf die Dunciade, welches Pope ein artiges Gedicht nannte. In diesem Augenblick warf einer von den beiden Herren den armen Dichter Pope zu Boden, indessen der andere eine

grose Ruthe unter dem Rock hervorzog, die er, wie man sagt, aus einem Stallbesen herausgerissen hatte. Mit dieser fürchterlichen Ruthe zerhieb er die blossen Posteriore des armen Dichter Pope so fürchterlich, daß viel gelbes Blut herunter floß, wie dies der Doktor Arbuthnot, sein Arzt, versichert hat, und diese ungewöhnliche Farbe daher erklärte, weil sich viel Galle mit dem Blut müßte vermischt haben. Nach dieser unmenschlichen Geisselung, giengen die beiden Leute weg, und liessen den armen Meister Pope auf der Stelle liegen, der sich in seinem gelben Blut herumwälzte. Mamsel Blount, ein sehr mitleidiges Frauenzimmer, eine nahe Nachbarin des Hrn. Pope zu Twickenham, gieng zufälliger Weise hier vorbei, nahm diesen kleinen Mann in ihre Schürze, zog ihm die Hosen auf, trug ihn an das Ufer des Flusses, und ließ ein Fahrzeug kommen, um ihn nach Hause bringen zu lassen. Man sagt, daß seitdem Meister Pope in eine grosse Geistesverwirrung gerathen sey, wie man vermuthet, durch die vorhin beschriebene Geisselung. Diese hat ihn so übelraunisch gemacht, und ihm den Kopf so verwirrt, daß er von weiter nichts, als von Federn, Tinte und Papier träumt. Sein Arzt, Doktor Arbuthnot, dem die Ursache dieses Zufalls unbekannt war, erlaubte ihm dergleichen haben zu können; doch der Gebrauch derselben ward ihm hernach von dem gelehrten Doktor Hale von Lincol'ns-Inn-Fields verboten, und nach dem Zustand, worin er sich gegenwärtig befindet, hofft

er, unter Gottes Beiſtand, den Kranken wieder vernünftig zu machen.“

„Jeder Chriſt wird dem unglücklichen Dichter, ob er ſich gleich nicht zu unſerer Religion bekennt, wegen dieſes traurigen Zufalls, ſein Mitleiden gewis nicht verſagen. Aber wir müſſen dabei zugleich die weiſe Vorſehung bewundern, welche es zuließ, daß man dieſen Menſchen beſſerte, der aus Mangel an Verſtand andere verbeſſern wollte, deſſen Thorheit ihn ſo weit verleitete, daß er von weiter nichts ſprach, von weiter nichts träumte, als von Federn, Tinte und Papier, davon er doch einen ſo ſchlechten Gebrauch machte, welches zuletzt die Urſach an ſeinem Unglück war. Wir leben der guten Hofnung, daß wenn er ſeine Vernunft wird wieder bekommen haben, er davon einen beſſern Gebrauch machen, und an den Spruch des Propheten denken werde: Es iſt mir heilſam, daß ich bin gezüchtigt worden.“

Popen war bei dieſer öffentlichen Beſchimpfung nicht wohl zu Muthe; er ließ ſogleich unter dem 14. Junius 1728 folgendes bekannt machen: „Da ich nach einer ſkandaleuſen Erzählung, die in den Londner Straſſen iſt ausgerufen worden, am verwichenen Donnerſtag zu Hamwelks mit Ruthen ſoll gehauen worden ſeyn, ſo mache ich dem Publikum hiermit bekannt, daß ich aus meinem Hauſe zu Twickenham an dieſem Tage nicht gekommen bin,

und dieſe ganze Erzählung von böſen Leuten iſt erdacht worden.“

Die vorhergenannte Mamſel Blount war eine Geliebte von unſerm Dichter. Dies Frauenzimmer verband alle Reitze der Schönheit mit einem gebildeten Verſtand. Sie fand Geſchmack an Wiſſenſchaften, und war mit dem Intereſſe ihrer eignen Nation genau bekannt. Sie liebte die Künſte, fand ein Vergnügen daran, ein groſſes Kriegsheer mit allen ſeinen groſſen Bewegungen zu bemerken, von Univerſitäten, Baukunſt und Mahlerei ſprechen zu hören, und war am liebſten mit Gelehrten in Geſellſchaft. Pope lernte ſehr bald die Verdienſte dieſes liebenswürdigen Mädchens ſchätzen. Sie wurden immer genauer mit einander bekannt, und ſie erlaubte ihm ſogar, ſich ihren Anbeter nennen zu dürfen. Die Gleichheit des Geſchmacks und der Neigungen trug ſehr viel dazu bei, dieſe beiden Herzen mit einander zu vereinigen. Doch bitte ich meine Leſer, dabei gar keinen Verdacht zu haben, als wenn irgend eine ſtrafbare Handlung zwiſchen beiden vorgefallen wäre. Popens Figur und ſchwächliche Geſundheit war für beide ein Gegenmittel der Liebe. Nachdem der Dichter ſeine beſten Freunde verloren, und keine neuen Verbindungen ſchlieſſen wollte, beſaß ſie ganz ſein Herz, ſie allein war der Gegenſtand, mit dem er ſich beſchäftigte. Seine körperlichen Schwachheiten, ſeine Eigenheiten, ſeine Launen, würden vielleicht ein anderes Frauenzimmer ver-

dürftig gemacht haben. Sie ſah nur auf ſeine groſſen Verdienſte, und bemerkte darüber ſeine kleinen Fehler nicht. Pope belohnte dies Frauenzimmer reichlich; ſie ward ſeine Univerſalerbin.

Nachdem der Sturm, der wegen der Dunciade über ihn ausgebrochen war, ſich etwas gelegt hatte, arbeitete er an ſeinem Verſuch über den Menſchen. Im Jahr 1731 gab er ſeine Epiſtel: Ueber den guten und ſchlechten Geſchmack des Gebrauchs der Reichthümer, heraus. Pope widmete dieſe Epiſtel Richard Boyle, Grafen von Burlington, ſeinem vertrauten Freunde. Er wählte dieſen ſo richtigen Kenner des guten Geſchmacks, der den Werken ſeines Freundes immer Gerechtigkeit wiederfahren ließ. In dieſer Epiſtel ſchildert er einen gewiſſen Timon, und ſeine Feinde glaubten darin den Herzog von Chandos zu finden, welches dem Dichter vielen Verdruß machte, ſo gut er ſich auch zu entſchuldigen ſuchte. In dem folgenden 1732 Jahr erſchien ſeine Epiſtel über den wahren Gebrauch der Reichthümer. Dies Gedicht war dem Lord Allen Bathurſt, einem wollüſtigen Philoſophen, gewidmet, der aber wegen ſeines guten Geſchmacks und wegen ſeiner weiſen Oekonomie ein ſehr ſchätzbarer Mann war.

Um die nemliche Zeit gab Pope eine Nachahmung oder eine Parodie der erſten Satyre im zweiten Buch des

Horaz heraus, zu deren Bekanntmachung ihm seine Freunde am meisten riethen. Ich mag nicht genau bestimmen, ob Pope gleich damals alle seine Nachahmungen herausgab, so viel ist aber richtig, daß damals schon viele gedruckt waren.

Eine Dame von Stande und vielem Geist, vermuthlich die bekannte Frau Wortley Montaigu, bezog manche Stellen in diesen Pieces, ob sie gleich nicht namentlich genannt wurde, auf sich, und war darüber sehr betroffen. Diese Dame ist wegen ihres poetischen Verdienstes, noch mehr aber deshalb berühmt, weil sie in England zuerst in der Inokulation der Pocken eine ganz neue Methode, bekannt gemacht hat, die sie in Konstantinopel lernte, wo ihr Gemahl im Anfang der Regierung Georg I. Abgesandter war. Beide, Pope und diese Dame, standen mit einander in genauen Verbindungen. Doch merkte Pope, daß sich diese Dame nach einiger Zeit in Rücksicht seiner merklich änderte, daher kam es, daß stufenweis Gleichgültigkeit auf Achtung, und Haß auf Gleichgültigkeit folgte, und zwischen beiden erfolgte ein nur zu merklicher Bruch. Die Dame benutzte alle Gelegenheiten, von dem Dichter übels zu sprechen, indem sie von ihm ausbreitete, daß er kein Griechisch verstünde, daß er Leute bezahlt, die für ihn den Homer übersetzt hätten, und daß sein ganzes Verdienst blos darin bestünde, diese Uebersetzung in Verse gebracht zu haben. Sie schildert ihn als einen unruhigen

Kopf, einen gefährlichen Menſchen, als einen Spion und Agenten, den der Römiſche Hof darum hielt, um im Staat Unruhen anzufangen. Auf der andern Seite ſoll ſich wieder Pope auf Rechnung dieſer Dame luſtig gemacht haben. Er verbreitete mit einigen andern von ihr, daß ſie, während der Geſandtſchaft ihres Gemahls in Konſtantinopel, ins Serail gegangen, und ſich dort einige Tage aufgehalten habe. Ein aufgebrachtes Weib iſt gewöhnlich in ihrer Rache unverſöhnlich; ſie ſchickte Popen Verſe zu, worin ſie ihm ſeine niedrige Geburt und ſeine gebrechliche Geſtalt verwarf, auch dabei ſeine Schriften herunter machte. Popen that es in der Folge leid, daß er dieſe Dame ſo ſehr beleidigt hatte.

Ein neues Unglück begegnete Popen, ſeine Mutter ſtarb 1733. Aus verſchiedenen Stellen ſeiner Briefe ſiehet man, daß er ſie hochgeſchätzt und geliebt hat. Vielleicht übertraf ihn Keiner in Anſehung der kindlichen Liebe. Sie ſtarb im 93. Jahr. Seine Zärtlichkeit ging ſo weit, daß er den berühmten Richardſon bat, ihr Gemälde zu entwerfen. „Meine arme Mutter iſt geſtorben — ſchreibt er an ſeinen Freund — Gott habe Dank, daß ihr Tod eben ſo ſanft geweſen iſt, ſo rein ihr Leben war. Ihr Tod koſtete ihr keine Klage, nicht einmal einen Seufzer; auf ihrem Geſicht ſah man ſo viel Ruhe, ſo viel Zufriedenheit, daß man ſich darüber freute. Wollte ein Mahler ein Heiligenbild mah-

len, ſo müſte er ſie abmahlen; und Sie würden mir den gröſten Gefallen erweiſen, wenn Sie mit Ihrer Kunſt einem Freund dienen, und zu mir kommen wollten, meine Mutter abzumahlen. . . . . Wenn ich nicht von Ihrer Liebe überzeugt wäre, würde ich dies nicht geſchrieben haben. Ja, unter gegenwärtigen Umſtänden würde es mir unmöglich geweſen ſeyn, ſo viel zu ſchreiben."

Da er nach dem Tode ſeiner Mutter ganz einſam lebte, nahm er ſeine Zuflucht zu Zerſtreuungen, und beſuchte öfteren ſeine Freunde. Er ſchrieb daher an ſeinen Freund Bethel: „Ich befinde mich ganz wohl; allein mein Haus iſt für mich ein trauriger Aufenthalt, und ich ſehe mich genöthigt, dieſen Sommer bald hier, bald dort herumzuirren. Ich bin nur vier Tage zu Twickenham geblieben, weil mir meine Wohnung zu melancholiſch war. Ich war vierzehn Tage in Eſſex, gegenwärtig bin ich in Dawley bei Lord Bolingbroke, der ſich Ihnen empfehlen läßt, und will dann nach Cirencester zum Lord Bathurſt reiſen. Nach meinem Plan werde ich hierauf mit dem Lord Peterborough eine Reiſe nach Southampton machen."

Um dieſe Zeit ſuchte man Popen zu bereden, daß er ſich in Irland häuslich niederlaſſen möchte. Swift machte ihm die beſten Vorſchläge, und wünſchte, daß er ſie eingehen möchte. „Ich ſchmeichle mir — ſchreibt

er an ihn — von der Trennung, die Sie haben erfahren müssen, einige Vortheile zu ziehen. Ich glaubte, daß Sie nun weiter kein Band an England binden würde. Doch meinen Vorschlag, daß Sie in Irland Ihren Wohnort aufschlagen möchten, haben Sie nicht angenommen, indem Sie zum Grund anführten, man würde Sie durch das gute Essen und Trinken tödten. Schon so manche Beweggründe habe ich angeführt, Sie zu uns zu ziehen. Alle Gemüthspersonen würden sich ein Vergnügen daraus machen, Sie mit Ehre zu überhäufen." Pope antwortete darauf: „Ich würde herzlich gern dreihundert Meilen machen, um Sie nur zu sehen, allein ich scheue mich vor dem Meer. Meine Brust ist so schwach, daß wenn ich die Seekrankheit ausstehen müßte, ich besorgte, darüber zu sterben. Und wenn ich ja dieser Gefahr entgehen sollte, so könnte ich doch die Schwelgereien und übertriebenen Lebensarten Ihrer Landsleute unmöglich aushalten. Ich mag weder von dem einen, noch von dem andern Gerichte etwas genießen. Ihre hungrigen Dichter werden wohl alles aufzehren, wenn sie können. Ich will lieber mit geringer Kost zufrieden seyn, und von Narren getadelt, als mit feinen Gerichten und Lobsprüchen überhäuft werden. — Ich habe dies ganze Jahr nichts geschrieben. Ich muß Ihnen aufrichtig und frei gestehen, daß sich meine ganze Denkungsart nach dem Tode meiner Mutter sehr verändert hat. Eine

ſeit vielen Jahren zur andern Natur gewordne Gewohnheit, wirkt ſtärker, als alle Gründe. Ich mag immer zu mir ſagen, daß ich jetzt freier und ungebundener lebe, ſo fühle ich doch zu ſehr, wie verlaſſen und einſam ich bin. Meine ganze Beſchäftigung beſteht jetzt darin, daß ich über das Vergangene Betrachtungen anſtelle, ohne für die Zukunft Plane zu entwerfen."

Seinen Verſuch über den Menſchen gab Pope zum erſtenmal 1733 heraus. Dies iſt eins ſeiner herrlichſten Gedichte, dadurch er ſich einen immerwährenden Ruhm verſchaft. Dies Gedicht beſteht aus vier Epiſteln, die dem Lord Bolingbroke gewidmet ſind. Pope gab dieſe Epiſteln anfangs einzeln heraus, ohne ſich dabei als Verfaſſer zu nennen, welches zu folgendem luſtigen Streich Veranlaſſung gab. Ein gewiſſer Dichter, der einige Verſe gemacht, und unter andern ein Singeſtück, das in Muſik geſetzt werden ſollte, damit es bei Hofe könnte aufgeführt werden, beſuchte Popen, und dieſer fragte ſeinen Gaſt, ob er keine gelehrten Neuigkeiten wüßte. Eben nichts — ſagte der ſchöne Geiſt — das verdiente genannt zu werden. Ich habe wohl die erſte Epiſtel eines Gedichts geleſen, welches Verſuch über den Menſchen betitelt iſt, und der Verfaſſer bedroht das Publikum mit einer Fortſetzung. Allein es iſt das

elendeste Ding, das vielleicht je ist gedruckt worden; die Poesie darin ist abschreckend, die Philosophie unerträglich; kurz es ist darin weder Ordnung, noch Verbindung, noch schicklicher Uebergang anzutreffen. Wenn ich wüßte, daß sie dies Gedicht noch nicht gesehen, wollte ich es ihnen wohl herbringen. Ich habe es gesehen — war Popens Antwort — ehe es einmal gedruckt war; denn ich bin selbst davon Verfasser, und ich habe an diesem Werke mehrere Jahre gearbeitet. Ich halte die Dichtart ganz dem Gegenstand angemessen, und kann mir unmöglich vorstellen, daß Jemand, der die Harmonie und den Numerus verstehet, die Versification tadlen sollte. Diese Antwort war für den Kritiker ein Donnerschlag; er ward roth, stand auf, nahm seinen Hut, und gieng, kam auch nie wieder zu unserm Dichter.

Bei dem Versuch über den Menschen hat Pope ein ander System, als Leibnitz bei seiner Theodicee zum Grunde gelegt. Popens Grundsatz ist, daß die göttliche Weisheit von allen möglichen Systemen das beste gewählt. Doch behauptet Pope nicht, daß Gott schlechterdings wäre genöthiget worden, nach dem vollkommensten System die Welt zu erschaffen. Er habe dabei ganz nach freier Wahl gehandelt, wäre durch nichts, als durch seinen Willen bestimmt worden. Wie, fragt man, befindet sich bei diesem Sy-

ſtem der Fatalismus? Nach dieſem Princip, ſchließt der philoſophiſche Dichter, rührt alles moraliſche Uebel vom freien Willen her; eine weſentliche Eigenſchaft einer Kreatur, wie der Menſch iſt. Er ſetzt hinzu, daß das moraliſche Uebel ſich mit den Eigenſchaften Gottes genau verträgt, weil alles, was nach unſerm beſondern Syſtem Uebel iſt, in Verhältniß des Ganzen gut iſt, das will ſo viel ſagen, daß das beſondere Uebel für das Ganze gut iſt. Dieſen Satz beweiſet er durch mehrere Schlußfolgen, die man in der erſten Epiſtel lieſet, und ſchließt daraus, daß alles, was da iſt, gut ſey.

Hierbei iſt zu bemerken, daß Pope nie das leibnitziſche Syſtem geleſen, nie von der vorherbeſtimmten Harmonie hat ſprechen hören. Warburton bemerkt, daß er ſein Syſtem vom Plato entlehnt habe. Dieſer ſcharfſinnige Philoſoph wollte die Vorſehung gegen die Einwendungen der Atheiſten vertheidigen, und bediente ſich dabei folgender Schlußfolge: Unter unzähligen möglichen Welten, welche dem Verſtande Gottes gegenwärtig waren, wählte er gerade die, welche er wirklich erſchaffen, die noch beſtehet, welche, der Natur der erſchaffenen Dinge gemäß, Veränderungen unterworfen iſt, die aus einer Miſchung von Gutem und Böſen beſtehen. Wenn aber dieſe Welt die beſte iſt, muß alles Uebel, das darin vorhanden,

nur auf einzelne Gegenstände Bezug haben; es muß nur verhältnißmäßig klein seyn, und zur größern Vollkommenheit des Ganzen beitragen. Folgt daraus, daß Plato ein Fatalist war? Er war es gewis nicht, und sein Argument hat nicht den mindesten Bezug auf Fatalismus. Es ist wahr, Leibnitz hat ebenfalls diese Idee aufgefaßt, allein er wollte auf dies System seine Lehre vom Fatalismus bauen. Plato sagt: Gott hat die beste Welt gewählt. Leibnitz sagt: Gott mußte die beste Welt wählen. Plato setzte bei Gott die Freiheit voraus, zwischen zwei gleich guten Sachen zu wählen. Leibnitz hielt diesen Satz für absurd, und wenn so etwas wirklich Statt finden könnte, könnte Gott durchaus nicht wählen. Der erste ist ein eifriger Vertheidiger der Freiheit Gottes; der andere, ungeachtet er in seiner Theodicee viele Ausflüchte zu nehmen sucht, ein versteckter Fatalist. Ungeachtet des wesentlichen Unterschieds zwischen dem System des Plato und dem des Leibnitz, kann man doch aus beiden diese wichtige Folgerung herleiten, daß diese Welt die beste ist; weil alles in dieser Welt, selbst das Uebel, zur größern Vollkommenheit des Ganzen beiträgt.

Warburton giebt Popen schuld, daß er viele von seinen Gedanken in seinem Versuch von Pascal entlehnt habe. Racine greift Popen in seinem Gedicht über

die Religion nicht verſteckt, ſondern offenbar an. Der Herr von Ramſay ſucht dagegen Popen und ſeine Religion zu vertheidigen. Ramſay ſchreibt unter andern an einen Freund von Popen: „Man hat mir verſichert, daß eine Prinzeſſin, eine Bewundererin ſeiner Schriften, zu der Zeit, da ſie England beherrſchte, den Dichter zu bereden geſucht habe, die Religion ſeiner Väter nicht zu verlaſſen, ſondern nur dem Schein nach die biſchöfliche anzunehmen. Sie wollte ihn ſogar von dem gewöhnlichen Schwur diſpenſiren, und ihm dann einen anſehnlichen Poſten verſchaffen. Allein alle dieſe Vorſchläge wies er mit einer unerſchütterlichen Standhaftigkeit ab. Ein ſolches Opfer bringt wahrlich weder ein Ungläubiger, noch ein Deiſt.“

Dieſe Prinzeſſin, wovon Ramſay redet, kann unmöglich die Königin Anna ſeyn, denn Pope war kaum ſechs und zwanzig Jahr alt, als ſie 1714 ſtarb. Es iſt freilich wahr, daß der Graf Orford, Großſchatzmeiſter unter der Königin Anna, der aus Popen viel machte, öfters es ſich hat merken laſſen, daß es ihm leid thäte, daß der Dichter blos wegen ſeiner Religion kein öffentliches Amt bekleiden könnte; aber nie hat er ihm eine Penſion angebothen. Aber beim Anfang der Regierung Georgs I., ließ Lord Halifax Popen zu ſich kommen, und äuſſerte, daß er es immer mit dem größten Leidweſen bemerkt, daß man

einem so großen Dichter, als er wäre, nie durch etwas ausgezeichnet hätte. Es mache ihm unendliches Vergnügen, daß er gegenwärtig im Stand wäre, ihm angenehme Dienste zu erweisen; wäre er gesonnen, diese anzunehmen, so wollte er ihm eine Pension verschaffen, die ihn zu nichts verbinden sollte. Pope bedankte sich für diese Gefälligkeit, und bat sich blos darüber eine kurze Bedenkzeit aus. Nach Verlauf von drei Monaten bedankte sich Pope noch einmal bei diesem Herrn, und berührte den Punkt in Ansehung der Pension nur obenhin. So ruhete die Sache, bis Craggs Staatssekretär wurde; dieser neue Minister sagte zu Popen auf eine sehr verbindliche und freundschaftliche Art, daß er dreihundert Pfund Sterling jährlich zu seiner Disposition hätte, ohne daß er nöthig hätte, darüber Rechnung abzulegen, diese wollte er ihm geben, ohne daß es Jemand erfahren sollte. Doch Pope lehnte abermals dies Anerbiethen auf eine höfliche Art ab; er versprach aber dem Minister Craggs, daß wenn er irgend einmal Geld nöthig haben sollte, er davon Gebrauch machen würde.

Wenn man Popens Briefe mit Aufmerksamkeit lieset, findet man überall Züge, welche die Religion, die Tugend und das allgemeine Wohlwollen der Menschen betreffen, aber nirgends findet man, daß er wahre christliche, evangelische Gesinnungen äussert.

So ſchreibt er an ſeinen Freund Steele: „Ich mache damit den Anfang, womit die weiſten Menſchen beſchlieſſen, nemlich mit einer völligen Ueberzeugung von der Eitelkeit aller ehrgeizigen Plane, und von der Unzulänglichkeit der Vergnügungen zum dauernden Glück. Wenn eine Schwächlichkeit, heftiger als gewöhnlich, mich erinnert, daß in kurzem meine Maſchine ſtill ſtehen könnte, bin ich darüber eben ſo wenig beſtürzt, als jener ehrliche Irländer, der nach einem ſchrecklichen Sturm einige Jahre in ſeinem Bette zubrachte, und als er von einigen erinnert ward, daß das Haus bald einfallen würde, hierauf zur Antwort gab: Was gehet mich das Haus an, ich bin ja nur ein Miethsmann. Ich glaube, daß dann die rechte Zeit zu ſterben iſt, wenn man gar keinen Kummer hat; äuſſerſt ſchwach, als ich gegenwärtig bin, kann ich aufrichtig ſagen, daß ich durch dieſen Gedanken im mindeſten nicht niedergeſchlagen werde, wie ſo viele Leute, für die ich auch nicht die mindeſte Achtung habe, weil ſie die Annehmlichkeiten dieſer Welt unaufhörlich genieſſen wollen.“ An Addiſon ſchreibt Pope: „Himmel! Was iſt doch der Menſch für ein ſonderbar Geſchöpf! Seine Seele, der edelſte Theil von ihm, ſtimmt ſo wenig mit ſich ſelbſt überein: und welchen Veränderungen iſt ſein Körper nicht auf der andern Seite unterworfen? Jede Neuigkeit verändert ſeinen Ideengang, und jeder Wind hat Einfluß

auf ſeine Leibeskonſtitution. Mit Krankheiten und Schmerzen hat er zum Theil zu kämpfen, indeſſen Zweifel und Schrecken ihn auf der andern Seite beunruhigen. Was für Mühe giebt man ſich nicht, ſich die Zeit zu vertreiben, die von ſo kurzer Dauer iſt! Wie viel Mühe giebt man ſich nicht, ehrgeizige Projekte auszuführen, in einem ſo kurzen Zeitraum, womit das Leben begrenzt iſt, wovon der Schlaf beinah die eine Hälfte wegnimmt. Die ganze Dauer unſerer Exiſtenz iſt in den Augen desjenigen, der ſie uns gegeben hat, kaum ein Augenblick. Der ſo denkt, wird die Welt und die elende Größe derſelben unmerklich verſchwinden ſehen. Wie leicht wäre es da bei einem ſolchen Gedanken in Unthätigkeit zu gerathen, unſere Begierden zu unterdrücken, und der Freundſchaft auf immer Abſchied zu geben. Aber ungeachtet dieſer Betrachtungen werden wir uns wieder beſinnen, wir werden den Eindrücken unſers Intereſſes und unſerer Leidenſchaften nachgeben, wir werden aufhören Philoſophen zu ſeyn, um wieder Menſchen zu werden. — Wenn man die Annehmlichkeiten des Lebens einige Jahre genoſſen hat, wenn die Chimären des Glücks, dem man ſo lange nachgelaufen iſt, uns nicht länger täuſchen können, dann fängt man an, auf Ruhe bedacht zu ſeyn. Es iſt gleichſam eine Reiſe, die wir zu endigen wünſchen, wenn wir nur ein Wirthshaus unterwegs antreffen, wenn uns ja die

Nacht überraſchen ſollte.“ Aus dieſen Stellen ſiehet man, daß Pope als ein Philoſoph dachte, dem die Meinungen ſeiner Kirche und ſeiner Religion nicht eins fielen, ſondern ſchon wußte, was er davon denken ſollte.

Im Jahr 1727 ließ der Buchhändler Curll Popens Briefe, die er an Cromwel geſchrieben, drucken. Curll bekam ſie von einer Dame, der ſie Cromwel anvertrauet hatte, welches Popen ſehr verdroß. Zwei Jahre hernach gab derſelbe Buchhändler des Dichters Briefe an Wycherley heraus. Im Jahr 1735 kam eine neue Sammlung von ſeinen Briefen an verſchiedene Perſonen heraus, welches ihn vermeinlich beſtimmte, ſie ſelbſt 1737 alle bekannt zu machen.

Pope gab 1738 zwei ſatyriſche Dialogen heraus, welches die letzten Stücke in dieſer Art ſind, wenn man das vierte Buch der Dunciade davon ausnimmt.

Die immer ſchwächliche Geſundheit unſers Dichters nöthigte ihn, den Winter 1739 eine Reiſe nach Bath und Briſtol zu machen. Hier blieb er drei Mo-

nate, und beſchäftigte ſich gröſtentheils mit ſeinen Freunden durch eine ſchriftliche Unterhandlung, vornemlich mit Warburton, der ſein vertrauteſter Freund geworden war, nachdem er den Verſuch über den Menſchen vertheidigt hatte. Warburton ließ auch von dieſem Werk in Cambridge eine lateiniſche Ueberſetzung beſorgen; ob ſie aber wirklich erſchienen iſt, iſt mir nicht bekannt. Johann Sayer gab 1752 zu Oxford einen Verſuch von dieſem Werke in lateiniſchen Verſen heraus.

Im Sommer 1741 kamen Pope und Warburton, nachdem ſie erſt eine kleine Reiſe gemacht hatten, nach Oxford, wo der erſte nur einen Tag blieb. Warburton blieb noch einen Tag länger, er hatte ſich vorgenommen nach London zurückzureiſen, doch wollte er unterwegs einen guten Freund beſuchen. An demſelben Tag ließ der Vicekanzler der Univerſität durch einen angeſehenen Mann bei ihm anfragen, ob er wohl geſonnen ſey, die theologiſche Doktorwürde anzunehmen. Die Antwort entſprach einem ſo verbindlichen Anerbiethen. Zu gleicher Zeit trug man Popen die Doktorwürde der Rechte an, die er aber ausſchlug, weil ein paar Leute ſo viele Schwierigkeiten machten,

daß die Promotion des Warburton wieder zurück gieng. Warburton bat seinen Freund, er möchte doch die ihm von der Universität angetragene Würde nicht aus Freundschaft für ihn ausschlagen. Pope antwortete darauf: „Ich will entweder mit Ihnen, oder gar nicht Doktor werden.“

Aus den Briefen an Warburton siehet man, daß sich Pope in seinen drei letzten Lebensjahren mit der Durchsicht seiner Schriften beschäftigte, um eine neue Ausgabe von seinen Werken herauszugeben. Diese Arbeit ward aber öfters durch seine schwächliche Gesundheit unterbrochen, welches ihn nöthigte, in den Jahren 1741. 42 und 43 nach Bath und Bristol zu reisen. Warburton half ihm bei dieser Beschäftigung treulich, und vermeinlich bei der neuen Ausgabe seines Homers. Er sah die Vorrede und den Versuch über das Leben und die Schriften des griechischen Dichters durch. Warburton gab nach dem Tode seines Freundes dessen sämmtliche Werke in 10 Bänden in 8. heraus.

Popens Kräfte nahmen merklich ab, und er machte den 12 December 1743 sein Testament. Die vorher schon genannte Martha Blount setzte er zur Universal-

erbin ein, ſetzte aber ſeinen Freunden anſehnliche Legate aus, und vergaß auch nicht ſeinen treuen Diener J. Séarl. Der letzte Brief, den er an Warburton ſchrieb, iſt vom April 1744. Bald darauf — den 30 Mai — ſtarb er an einer Bruſtwaſſerſucht, in einem beinah ſechs und funfzig jährigen Lebensalter.

Wenn wir Popen aus ſeinen Schriften beurtheilen wollen, kann er mit Recht auf den Namen eines tugendhaften Mannes Anſpruch machen. Seine Briefe und ſeine letztern Schriften ſind ganz moraliſch. Er vermeidet jedes Wortſpiel, wodurch Swift ſo viel Ruhm erlangte. Seiner Einbildungskraft giebt er freien Lauf, weiß ſich aber zur rechten Zeit zu mäſſigen. Die Konſtitution ſeines Körpers und die Verfaſſung ſeiner Seele verſchaften ihm frühzeitig die Fertigkeit, vorſichtig und zurückhaltend zu ſeyn. Die ſchlechte Behandlung, die er von ſo vielen Gegnern ertragen mußte, befeſtigten noch mehr dieſe Geſchicklichkeit, und machten ihn geſchmeidiger als Swift, in Anſehung ſeiner Urtheile über Menſchen und Vorfälle. Es herrſcht beinah eben ſo viel Harmonie in ſeiner Proſe, als in ſeinen Verſen, und ſeine Stimme war

ſo ſanft, daß ihn Southern nicht anders, als die kleine Nachtigall zu nennen pflegte. Seine Manieren waren ungezwungen und einnehmend. Er empfieng ſeine Freunde mit einer Artigkeit, welche bezauberte, und mit einer Großmuth, die ihm Ehre machte. Vergnügen wohnte unter ſeinem Dach, und Eleganz herrſchte an ſeiner Tafel. Auffallende Widerſprüche bemerkt man ganz ſichtbar an Popen: Seine Neigung zur Einſamkeit und ſein unerſättlicher Durſt nach Ruhm; ſein Streben nach Glücksgütern und ſeine Gleichgültigkeit gegen die Großen; ſeine zärtliche Liebe des andern Geſchlechts und ſeine auffallende Abneigung vor ihren Fehlern; die Heiterkeit ſeines Geiſtes, verbunden mit einem gewiſſen düſtern Humor; ſeine edle Denkungsart, nach welcher es ihm unmöglich war, über große Schriftſteller neidiſch zu ſeyn, und dann wieder die ſchwache Seite ſeines Karakters, daß ihn mittelmäſſige Kritiker ſeiner Schriften beleidigen konnten; ein Herz voll Religion und Frömmigkeit, das aber zugleich zur Satyre und Heftigkeit aufgelegt iſt. Mit einem Worte, erhabene Talente kann man Popen durchaus nicht abſprechen, aber leider iſt es zu bedauern, daß er davon nur zu oft einen ſchlechten Gebrauch gemacht. Er war unſtreitig ein Genie der erſten Größe und

ein vortreflicher Dichter. Er war ein zärtlicher Sohn, ein treuer und ſtandhafter Freund. Alle die Fehler, welche mit der Wohlanſtändigkeit ſtreiten, und welche die Menſchheit entehren, waren ihm gänzlich unbekannt. Er war beſcheiden, großmüthig, und wußte ſich in alle Leute zu ſchicken; allein Beleidigungen ſeiner Gegner konnte er durchaus nicht vertragen, ſondern ahndete ſie mit der fürchterlichſten Rache.

Berlin Bibliothek

Gallerie

aller merkwürdigen Menschen,

die

in der Welt gelebt haben.

Viertes Heft.

Chemnitz,

bei Karl Gottlieb Hofmann,

1795.

CHRISTINE

Christine

Königin von Schweden.

Chemnitz,
bei Karl Gottlieb Hofmann.
1795.

ÖFF. WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Gustav Adolph, dieser große Eroberer und menschenfreundliche Sieger in den neuern Zeiten, kam nach dem Tode seines Vaters im siebenzehnten Jahre seines Alters zur Regierung. In diesem jugendlichen Alter gab er schon so viele Beweise von Fähigkeit und Klugheit zur Regierung, daß der Vormundschaftsrath und die Reichsstände kein Bedenken trugen, ihm die Regierung sogleich zu übergeben, ob er gleich nach den Reichsgesetzen noch nicht volljährig war. Zu seiner Gemahlin wählte er die Prinzessin Marie Eleonore, Tochter des Churfürsten zu Brandenburg, Johann Sigismund. Unter den protestantischen Prinzessinnen konnte er kein würdigeres Frauenzimmer finden, denn von Seiten ihrer Schönheit und ihres vortreflichen moralischen Karakters ward sie gewiß von keiner von ihren Zeitgenossen übertroffen. So selten die ehelichen Verbindungen unter fürstlichen Personen, die nur zu oft wegen politischer Absichten geschlossen werden, glücklich ausfallen, fand doch hier eine eben so seltene als rühmliche Ausnahme statt. Sie liebte ihren Gemahl zärtlich und ward wieder von ihm mit Zuneigung geliebt.

Die Königin beschenkte ihren Gemahl zuerst mit einer Prinzessin, die aber nur eine kurze Zeit am Leben blieb;

das zweite mal kam sie mit einem todtgebornen Sohne nieder. Dieser Umstand machte den König besorgt, daß seine Gemahlin nun wohl unfruchtbar bleiben möchte. Doch nach einiger Zeit verschwand des Königs Besorgnis, und er sah der Niederkunft seiner Gemahlin mit Freuden entgegen. Der König und die Königin hatten beide vor der Niederkunft sehr merkwürdige Träume, und diese sowohl als die Verkündigung der Astrologen, liessen die Geburt eines Prinzen erwarten, ein Wunsch, der dem König allein übrig zu bleiben schien. Die Königin kam den achten Dezember 1626 nieder. Sonderbar war es, daß das neugeborne Kind ganz mit Haaren bewachsen war, das Gesicht, die Arme und die Füsse allein davon ausgenommen, und eine grobe Stimme hatte, daß man es daher für einen Knaben hielt, allgemein bekannt machte, die Königin wäre mit einem Prinzen erfreuet worden. Sogar dem Vater und der Mutter ward diese falsche Nachricht hinterbracht. Man entdekte nur zu bald den Irrthum, und die Prinzessin Katharine, Schwester des Königs, trug das neugeborne Kind in weiblicher Kleidung zu ihrem Bruder, und enträthselte ihm die sonderbare Täuschung. Der König schien darüber nicht im mindesten bestürzt zu seyn, sondern sagte in einem ganz ruhigen Ton: „Wir wollen Gott für dies Geschenke danken, meine Schwester. Ich hoffe dies Mädchen soll mir den Verlust eines Knaben ersezen. Ich bitte nur den Himmel mir dies Kind zu erhalten, da er es mir einmal geschenkt hat. Es wird einmal ein schlaues Mädchen werden — sezte er lachend hinzu — da es uns schon jezt betrogen hat.“

Christinens Geburt war also wirklich sehr sonderbar, aber es ereigneten sich auch nach derselben ganz seltsame Erscheinungen, welche vermuthen liessen, daß sie in der Folge eine große Rolle spielen sollte, weil die Vorsehung selbst so sichtbar sie vor den augenscheinlichsten Lebensgefahren beschützte. Einige Tage nach ihrer Geburt fiel ein Balke bey dem Bette nieder, worin sie schlief, ohne daß ihr dadurch der geringste Schade zugefügt wurde. Durch die Unachtsamkeit ihrer Wärterinnen, that sie zuweilen, wie sie selbst von sich schreibt, sehr schwere Fälle, die ihr aber weiter keinen Schaden thaten, als daß sie auf der einen Seite etwas schief ward, welchen Fehler sie aber durch die Kleidung zu verbergen wußte.

Der Vater liebte diese seine Tochter mit einer ganz besondern Zärtlichkeit, weil sie schon in ihrer Jugend so viel männliches und heroisches verrieth; dagegen konnte sie ihre Mutter nicht leiden, weil die weit lieber gesehen hätte, dies Mädchen wäre ein Sohn geworden. Gustav, der schon damals mit auswärtigen Kriegen beschäftigt war, welche machten, daß er öfters von seinem Vaterlande abwesend seyn mußte, ließ diese seiner geliebten Tochter, bald nach ihrer Geburt von den versammleten Reichsständen huldigen, damit, wenn er etwan im Krieg bleiben sollte, kein Streit wegen der Thronfolge entstehen möchte.

Christine war zwey Jahr alt, als sie der Vater mit nach Calmar nahm. Der Gouverneur wagte es nicht, ohne die besondere Erlaubnis des Königs, die Kanonen lösen zu lassen, weil er besorgte, die Prinzessin möchte sich darüber

erschrecken. Gustav gab dem Anfragenden zur Antwort: „Laß sie immer lösen; sie ist ja die Tochter eines Soldaten und muß sich daran gewöhnen.“ Das Kind äusserte über den Knall des Geschützes durch Klopfen in die Hände seine Freude, und würde gern gesehen haben, wenn das Donnern wäre wiederholt worden. Diese so sichtbare Unerschrokkenheit der Kleinen machte dem Vater die sichtbarste Freude, und von diesem Augenblick mußte seine Tochter ihm bei allen Musterungen seiner Truppen Gesellschaft leisten. Und die Prinzessin bedauert es in ihrem eigenen Leben, daß der Tod ihres Vaters sie gehindert hätte, unter einem so guten Meister die Kriegskunst zu lernen.

Die protestantischen Fürsten erboten sich von Gustav Beystand, um sie wider die Unterdrückung des Hauses Oestreich vertheidigen zu helfen. Der große Mann kam und half. Der König ließ vor seiner Abreise die Stände versammlen, nahm einen beweglichen Abschied, empfahl ihnen seine vierjährige Tochter und weinte. Das Kind hatte eine kleine Abschiedsrede auswendig gelernt. Der König schien darauf nicht zu achten, Christine zog daher ihrem Vater am Kleide zu sich, damit er darauf hören sollte. Plözlich erwachte er aus seiner Betäubung, worin ihn der schmerzhafte Abschied und die nahe Trennung von seinem Vaterlande gestürzt hatte, nahm das Kind auf seine Arme und drükte der Kleinen den Abschiedskuß auf die Lippen, welche er mit seinen Thränen benezte.

Christine war so gerührt über den Abschied, noch mehr über die Abreise ihres Vaters, daß sie einige Tage unauf-

bärlich weinte und ſich über dieſe Trennung nicht zufrieden geben wollte. Bei weitem ſo ſchmerzhaft war ihr nicht die Abreiſe ihrer Mutter, welche ihrem Gemahl bey ſeinen Feldzügen Geſellſchaft leiſtete. Die Erziehung und Aufſicht über ſeine Tochter, trug der König während ſeiner Abweſenheit dem Pfalzgrafen Johann Caſimir auf, der mit ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Katharine verheurathet war, welche gemeinſchaftlich mit ihrem Gemahl für das Beſte der Chriſtine ſorgen ſollten. Dieſe ſeine einzige Tochter hatte er bereits von den Ständen und der Armee, für ſeine einzige Erbin und Königin von Schweden erkennen laſſen, in dem Fall, wenn er während ihrer Minderjährigkeit ſterben ſollte. Zu dem Ende war ein Vormundſchafts- und Regierungsrath ernannt, doch war ſeine Gemahlin von der Vormundſchaft ausgeſchloſſen und es den Ständen blos überlaſſen, die Volljährigkeit der Königin, ſeiner Tochter, nach Verhältnis ihrer Fähigkeiten und Kenntniſſe zu beſtimmen. Ganz beſonders empfahl er ſie der Vorſorge ſeines Freundes und Vertrauten, des Großkanzler Axel Oxenſtierna, indem er wußte, daß er ſie ſehr guten Händen übergeben hatte.

Nachdem Guſtav die beſten Verfügungen in ſeinen Staaten gemacht, eilte er 1630 nach Deutſchland, ſeinen Glaubensgenoſſen, den Proteſtanten ihre Gewiſſensfreiheit zu ſichern, und ſie vor der Unterdrückung ihrer Feinde zu beſchützen. Es gehört nicht hierher, ſondern in die eigne Biographie Guſtav Adolphs, welchen Ruhm er durch ſeine Klugheit und Tapferkeit in dieſem Feldzuge erworben, und wie vielen Dank die deutſche Nazion, ihm für eine ſo große Auf-

opferung ſchuldig iſt, die er theuer genug mit ſeinem Tode — 1632 — in der Schlacht bey Lützen bezahlen mußte.

Kaum erhielten die Schweden Nachricht von dem Tode ihres guten Königs, als ſich die Stände verſammelten, und Chriſtinen zur Königin ausriefen. Der Marſchall des Reichstages machte vermöge der Artikel der Reichsgeſetze und der Verordnung des verſtorbenen Königs, dies den verſammelten Ständen bekannt. „Wer iſt dieſe Tochter Guſtavs? — unterbrach ihn Larſſon aus dem Bauernſtande — Wir kennen ſie nicht; man muß ſie uns zeigen.“ Der Landmarſchall brachte Chriſtinen, und ſtellte ſie mitten unter die Stände. „Ja, ſie iſts. — ſagte der Bauer, der ſo eben die Einwendung gemacht hatte — das iſt ganz die Naſe, die Stirne, das ſind die Augen Guſtav Adolphs. Sie ſoll unſre Königin ſeyn!“ Die Stände riefen ſie nun einmüthig zur Königin aus, und ſezten ſie auf den Thron.

Die Vormundſchaft während der Minderjährigkeit der Königin ward fünf Männern übertragen. Sie waren: Der Baron Gabriel Oxenſtierna; Guſtavſon, jüngſter Bruder des Großkanzlers. Da dieſer aber frühzeitig ſtarb, ward deſſen Stelle mit dem Grafen Brahe wieder beſezt. Man bewunderte ſeine Redlichkeit, Tapferkeit und Einſicht, und ſeine Gabe, ſich bey Jedermann beliebt zu machen, tadelte aber ſeinen Geiz und Eigenſinn. Graf Jakob de la Gardie ein geborner Liefländer, Großmarſchall. Seine Dienſte, die er bereits dem Reiche erwieſen, waren zu bekannt, ſeine Freimüthigkeit und Offenherzigkeit eben ſo empfehlungswürdig, ſo ſehr man wünſchte, daß er weniger ungeſtüm und ge-

schwänig seyn möchte. Der Exadmiral Karl Karlson, ein natürlicher Bruder des Königs Gustav. Er war ein Mann, den man lieben, mußte wegen seiner Rechtschaffenheit, Tapferkeit und Ergebenheit, die er gegen das königl. Haus bewies. Nimmt man nun noch seine gelehrte Kenntnisse, und seine Standhaftigkeit bey seiner Religion dazu, so mußte man ihn bewundern. Doch verdiente unter den fünf Vormündern der Großkanzler den ersten Platz. Er war groß als Staatsminister, der das Interesse der verschiedenen europäischen Höfe genau kannte. Da er diesen wichtigen Posten schon seit seinem vier und zwanzigsten Jahre verwaltete, hatte er sich eine ungemein große Menschenkenntnis erworben, er wußte jeden nach seinem Verdienst zu belohnen, munterte die Gelehrten durch Belohnungen auf, weil er selbst Kenner und Freund der Wissenschaften war. Dessen Vetter der Großschatzmeister, Baron Gabriel Oxenstierna nahm die fünfte Stelle unter den Vormündern ein. Der Großkanzler, von dem Christine selbst gesteht, daß sie die Kunst zu leben und zu regieren von ihm gelernt habe, besorgte mit einer beinahe uneingeschränkten Gewalt alle inländische und auswärtige Reichsangelegenheiten, mit so vieler Vorsicht und Klugheit, daß Schweden während Christinens Minderjährigkeit sich in Ansehen erhielt, und eine innerliche Ruhe genoß.

Man sorgte nicht wenig für die Erziehung einer Fürstin, die zum Thron bestimmt war, und von der ihre Unterthanen mit so großem Recht so viel erwarteten. Schon Gustav hatte seinen Günstling, den Reichsrath und königl. Oberhofmeister Axel Banner, zum vornehmsten Hofmeister der

Prinzessin ernannt. Im Grunde war dies wohl weiter nichts als eine Ehrenstelle, indem er nicht zum Lehrer geschikt war, sich aber wegen seines guten Karakters beym Monarchen beliebt gemacht hatte. Dagegen besaß der zweyte Hofmeister, der Reichsrath Gustav Horn, sehr ausgebreitete Kenntnisse. Beinah alle europäische Sprachen verstand er, und hatte auf seinen Reisen gewisse feine Manieren angenommen, wodurch er sich bey jedermann beliebt machte, so wie man seine Rechtschaffenheit mit Recht bewunderte. Den Unterricht in der Religion genoß die Prinzessin von Johann Matthiä. Dieser Hofgeistliche hatte sich nicht blos auf theologische Wissenschaften gelegt, sondern war in keinem einzigen Fache der Litteratur fremd. Seine Schülerin rühmt diesen Mann wegen seines sanften Karakters und wegen seiner Gelehrsamkeit, die nichts weniger als Pedanterie verrieth.

Die Erzieher und Lehrer der Prinzessin hatten keine Freiheit, nach ihrem eigenen Plan den Unterricht einzurichten, sondern die Reichsstände schrieben ihnen, wie billig, hierin Gesetze vor. Sie wurde zufolge dieses Plans in der Religion unterrichtet, die in Schweden für wahr gehalten ward. Beym Unterricht und der Erziehung nahmen aber zugleich die Vormünder Rücksicht auf den von Gustav selbst entworfenen Plan. Nach demselben wünschte der Vater, daß seine Tochter gerade so als ein Prinz erzogen werden sollte, daher bekam sie keine Anweisung in den gewöhnlichen weiblichen Handarbeiten, und äusserte auch, welches sonderbar zu seyn scheinet, einen natürlichen Widerwillen dafür. Aber ihre Liebe zum Lernen kannte beinah keine Grenzen; jeden Un-

terricht in den Sprachen und Wiſſenſchaften nahm ſie begierig an, und machte darin unglaublich ſchnelle Fortſchritte. Es hatte das Anſehen, als wenn ſie den natürlichen Karakter ihres Geſchlechts abgelegt, indem ſie alle Strapazen ertragen konnte, welche nur wenige Mannsperſonen zu ertragen fähig ſind. Weder Hitze noch Kälte, weder Hunger noch Durſt machten ihr Beſchwerden, wenn ſie in die Nothwendigkeit geſetzt wurde, ſie zu ertragen.

Sie war ſieben Jahr alt, als ans Moskau Geſandten kamen, der jungen Königin zu ihrer Thronbeſteigung Glück zu wünſchen, und den unter der vorigen Regierung mit dem Großfürſten geſchloſſenen Frieden zu beſtätigen. Ihre Vormünder befürchteten, der Anblick dieſer Geſandten von einem ſo barbariſchen Anſehen, würde die Königin bey der Audienz aus der Faſſung bringen. Allein man betrog ſich, ſie benahm ſich dabei beſſer als man erwartete.

Nachdem der Großkanzler Oxenſtierna nach dem Tode des großen Guſtav den Krieg in Deutſchland ſo gut es ſich thun ließ, doch eben immer noch glüklicher, als man erwartete, fortgeſezt, kam er 1636 nach Schweden zurük, da er zuvor die Kriegsgeſchäfte ſehr guten Händen überlaſſen hatte. Chriſtine bekam nun an dieſem großen Staatsmann einen Lehrer in der Regierungskunſt, und ſeine Schülerin machte, ſo wie in allen übrigen Dingen, alſo auch darin ſehr große Fortſchritte, welche alle Erwartungen ihres Lehrers weit übertrafen. Es war nicht das Werk des Gedächtniſſes, womit ſie auſſer ihrer Mutterſprache, die lateiniſche, deutſche und ſchwediſche in der Vollkommenheit erlernt hatte,

daß ſie darin ſchreiben und ſprechen konnte, ſondern es entwickelten ſich auch nach und nach die Kräfte ihres Verſtandes. Dies ſah man vornemlich bey dem vortreflichen Unterricht des Großkanzlers in der Staatskunſt, wobey die junge Königin nicht alles auf ihres Lehrers Autorität annahm, ſondern öfters den ſtrengſten Beweis verlangte, und bey vorkommenden Zweifeln immer ſehr paſſende Einwendungen zu machen wußte.

Ihre Mutter ſchien nach dem Tod ihres Gemahls ihrer Tochter etwas gewogener zu werden, und wußte ihre Vormünder auch dahin zu bringen, daß ſie ihr einen Theil der Aufſicht über dieſelbe anvertrauten. Doch ſahen ſie auch ſehr bald ein, daß ihre Nachſicht in dieſem Stücke für die junge Königin nicht eben vortheilhaft wäre. Daher wurde alles wieder auf den nämlichen Fuß geſetzt, und die verwittwete Königin, verdrüßlich über ihren mislungenen Plan, gieng heimlich nach Dänemark.

Chriſtinens erſter Vormund ſtarb 1641. Man glaubte, es würde ihr angenehm ſeyn, wenn man ihren Vetter, den Prinzen Karl Guſtav dazu in Vorſchlag brächte. Allein ſie wollte nicht gern das Anſehen haben, als wenn ſie ſich ſelbſt einen Vormund ſezte, daher achte ſie jeden, den man ihr dazu vorſchlug, und hielt alle für verdienſtvolle Leute, doch glaubte ſie, daß unter allen dieſen am leichteſten durchs Loos eine Wahl zu treffen wäre. Auf die Art bekam die erledigte Stelle der Graf Brahe.

Da die Königin ſechzehn Jahr alt war, — 1642 — faßte das Vormundſchaftskollegium den Entſchluß, ſie im Reichsrath einzuführen, damit ſie auf die Art den Sitz der

Geschäfte kennen lernen möchte; und bald nachher wurde auf dem Reichstag beschlossen, sie für volljährig zu erklären; allein sie weigerte sich die Regierung anzutreten, weil sie sich zu einem so wichtigen Geschäft noch nicht stark genug fühlte. Doch nahm sie an allen Geschäften und Berathschlagungen des Staatsrath Antheil, und zeigte durch mehrere Proben, daß sie Verstand und Fähigkeit genug habe, ein so gutes Volk als die Schweden, zu regieren.

Indessen die Königin einen so warmen Antheil an den Reichsgeschäften nahm, versäumte sie es nicht, immer grössere Fortschritte in den Sprachen und Wissenschaften zu machen. Nächst den schon genannten europäischen Sprachen hatte sie sich auch auf die lateinische und griechische gelegt. In der letztern las sie die beiden grossen Geschichtschreiber, einen Thucidides und Polybius. Von ihnen lernte sie die so interessante Geschichte, die sie beschreiben; von ihnen und durch den Umgang mit so vielen trefflichen Männern, die sich an ihrem Hof aufhielten, Menschenkenntniß.

So vorbereitet und mit so vielen vortreflichen Kenntnissen versehen, welche den meisten Königen fehlen, trat sie 1641 die Regierung an. Sie ward nicht als Königin, sondern auf Vorstellung des Großkanzlers, als König angenommen. Diese neue Königin ward nicht blos von ihren Unterthanen und ersten Staatsbedienten, sondern selbst von den fremden Gesandten, die sich an ihrem Hofe aufhielten, bewundert, welche unerschöpflich in ihrem Lobe waren, wie dies die Berichte an ihre Souverains bezeugen.

Beim Antritt ihrer Regierung hatte der Krieg in Deutschland bereits vierzehn Jahre fortgewährt. Frankreich war in diesem Kriege Schwedens Bundesgenosse. Der Krieg mit Dänemark war auch in diesem Jahre angefangen, und versprach für die Folge sehr grosse Vortheile. Weil aber Dänemark bald nachher gute Friedensbedingungen in Vorschlag brachte, ward er unter Vermittelung des Großkanzlers Oxenstierna 1645 zu Brömsebroo geschlossen. Durch diesen Frieden gelangte Schweden zum Besitz von Gotland, Oesel, Jemteland und Herjedalen; Halland aber nur auf fünf und zwanzig Jahr, nach Verlauf dieser Zeit es wieder an Dänemark abgetreten werden sollte, gegen Ersatz einer Provinz von gleichem Werth. Die Befreiung der schwedischen Schiffe vom Sundzoll war auch in diesem Frieden mit eingeschlossen. Nach Beilegung einer so wichtigen Sache, konnte die Königin den deutschen Krieg noch lebhafter fortführen als vorher.

Sie erkannte die einleuchtenden Verdienste ihres Großkanzlers Oxenstierna nur zu sehr, daß sie nicht bald nach dem geschlossenen Frieden daran hätte denken sollen, sich einigermassen gegen ihn dankbar zu beweisen. In der Versammlung des Staatsraths trat sie unerwartet auf, und las eine von ihr selbst verfertigte Lobrede auf Oxenstierna ab. Sie dankte ihm in derselben auf die verbindlichste Art, für die Dienste, die er an vier und dreißig Jahren ihrem Vater und ihr erwiesen. Sie bittet ihn, seine Erhebung in den Grafenstand, nebst dem Geschenke eines ansehnlichen Landgutes als einen geringen Beweis ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen. Ueberhaupt, so sehr in diesem Fall, Oxenstierna diese

Standeserhebung verdiente, war Chriſtine nur allzu freigebig mit Ertheilung des Adels; während ihrer Regierung zählt man an vierhundert, welche zu Edelleuten gemacht wurden, worunter freilich viele waren, die diese Würde nicht verdienten. Doch muß man bedenken, wie viele in dem deutſchen Kriege ſich als tapfere und verdienſtvolle Männer betragen, welche öfters auf keine andere als dieſe Art belohnt werden können.

So hervorſtechend auch die Königin den Oxenſtierna ehrte, ſo mißtrauiſch war ſie gegen ihn. Seine Feinde, deren er viele hatte, weil er ein rechtſchaffener, thätiger und brauchbarer Mann war, der nicht gern andere, als ihm ähnliche Männer beförderte, hatten der Königin durch ihr Einflüſtern die nächſte Veranlaſſung zum Mißtrauen gegen ihn gegeben.

Grotius, dieſer durch ſeine ausgebreitete Gelehrſamkeit, durch ſeine in ſo viele Fächer einſchlagende Schriften ſo berühmte Mann, war ſo glücklich geweſen, aus dem Gefängniß zu kommen, worin ihn eine wüthende Religionsparthei verſchloſſen hielt. In Frankreich ward er anfangs mit Freuden aufgenommen, trat aber hernach unter Guſtav Adolphs Regierung in ſchwediſche Dienſte. Er ward ſchwediſcher Geſandter am franzöſiſchen Hofe, und leiſtete ſeiner Monarchin ſehr wichtige Dienſte. Doch auch er hatte am ſchwediſchen Hofe Feinde, und Oxenſtierna konnte ihn nicht weiter ſchützen, und da man ihm einen jungen unerfahrnen Franzoſen an die Seite ſetzte, merkte er zu gut, daß es darauf angeſehen ſei, ihn zu verdrängen. Er bat um ſeine Abrufung, reiſte nach Stockholm, ward von der Königin ſehr gnädig aufgenommen und

um die Wahl gelassen, welche Staatsverwaltung er anzunehmen willens sei. Doch Gretins merkte es zu bald, daß viele von den Grossen seine erklärten Feinde waren, er zog daher eine geruhigere Lebensart dem geräuschvollen Hofleben vor, und forderte seinen Abschied. Christine beschenkte ihn vor seiner Abreise mit zwölf bis funfzehn tausend Thalern an Kurfermünze. Gretins genoß nicht die Früchte, welche er sich von einer stillen einsamen Lebensart versprach, er starb unterwegs in Deutschland. Die Königin kaufte der Wittwe seine hinterlassene Bibliothek und Handschriften ab.

Der junge Graf Magnus de la Gardie, erster und vermögender Günstling der Königin, ward an des Gretins Stelle als ausserordentlicher Gesandter nach Paris geschickt. Sie liebte ihn so zärtlich, daß sie ihn gewiß zu ihrem Gemahl würde genommen haben, wenn ihr Stolz eine solche Verbindung je erlaubt hätte; allein durch die Vermählung des Grafen mit der Prinzessin Maria, Tochter des Pfalzgrafen Johann Casimir, welche ganz ihr Werk war, wurde sie mit ihm verwandt. Der Graf war dafür dankbar. Das Lob seiner Königin erscholl überall. „Sie ordnet alles selbst an — sagt er von ihr — ohne den Rath eines Ministers. Zwischen den Wissenschaften und Staatsgeschäften theilt sie täglich ihre Zeit regelmäßig. Nicht wie andere Frauenzimmer wendet sie den größten Theil des Tages auf den Putz, sondern liebt in ihrem Anzuge das Einfache."

Etwa um diese Zeit entging die Königin einer sehr großen Lebensgefahr. Sie wohnte gerade dem Gottesdienst in ihrer Schloßkapelle zu Stockholm bei, als ein wahnsinniger

Mensch sich durch die Wachen durchdrängte, und bis an den Ort kam, wo die Königin knieend ihr Gebet verrichtete. Er stieß mit einem bloßen Messer, das er unter dem Mantel verborgen, auf sie zu. Zum Glück weicht die Königin diesem Stoß aus. Man hält den Unglücklichen fest, merkt aber bald, daß er nicht Mörder aus Absichten werden wollte, sondern ein armer Mann war, der seinen Verstand verloren hatte. Man muß dabei der Königin große Gegenwart des Geistes bewundern, welche ihr Gebet ganz ruhig fortsetzte.

Die Königin wünschte nun nichts so sehr, als daß ein dauerhafter Friede zu Stande kommen möchte. Sie hatte zu dem Ende den Reichsrath, Graf Johann Oxenstierna, einen Sohn des Großkanzlers nach Osnabrück geschickt, dem der Hofkanzler, Adler Salvius, als Gehülfen mitgegeben wurde. Diesem letztern schenkte Christine ihr völliges Vertrauen, weil er mit ihr ganz übereinstimmend dachte, daß unter den gegenwärtigen Umständen ein baldiger Friede sehr billig wäre. Einer ganz andern Meinung war der Großkanzler, er glaubte, daß man bei der gegenwärtigen Lage noch an gar keinen Frieden denken müßte, wenn man nicht anders selbst etwas zum Nachtheil des Schwedischen Ruhms unternehmen wollte. Es war es denn ganz natürlich, daß der Sohn die Meinung seines Vaters durchzusetzen suchte, weil sie, auch nach seiner Ueberzeugung die beste war. Die Feinde des Großkanzlers mußten der Königin es sehr wahrscheinlich vorzustellen, daß hierum dessen Sohn der Schließung des Friedens mancherlei Hinderniße in den Weg legte, weil nach dem Frieden des Ansehen des Vaters nothwendig fallen müßte, indem man ihn

denn nicht so viel brauchte. Ja man hatte den Großkanzler sogar in Verdacht, daß sein Plan dahin ginge, daß er einen andern Sohn, der damals Statthalter von Livland war, der Königin zum Gemahl zu geben wünsche. Viele Große, die alle seine Freunde waren, wünschten, daß sein Projekt möchte ausgeführt werden, indem sie lieber unter einem Schweden von altem Adel, als unter dem Franzosen de la Gardie und dem Doktor Matthiä, den damaligen beiden Günstlingen der Königin, stehen wollten.

Da die Friedensunterhandlungen zu Osnabrück, nicht mit der Schnelligkeit, als die Königin wünschte, fortgingen wurden, befahl sie, daß sobald die Hauptbedingungen würden erfüllt werden, man mit der Beschließung des Friedens nicht weiter wie bisher zögern sollte; denn im Weigerungsfall würde der Ungehorsame ihre Ungnade sehr zu erwarten haben. Ihr Unwille gegen die Oxenstierna ging weiter, als man vermuthen konnte, und zum Glück erfuhr der Graf in Osnabrück alle die seinen Machinationen, die man zu seinem Untergang in Bewegung setzte. Dem Großkanzler war es höchst unangenehm, wie seinem Sohn in Osnabrück von Seiten seiner Monarchin begegnet wurde; eine solche Verhinderung glaubte er nicht besser abwenden zu können, als wenn er um Niederlegung seines Postens gerade zu einer Zeit bat, da er für Schweden beinah ganz unentbehrlich war. Die Königin, welche die Verdienste ihres Großkanzlers zu wenig kannte, ertheilte ihm die verlangte Dimission, und gab ihm auch, so wie er es verlangte, die Erlaubniß, außer Schweden leben zu dürfen. Doch Christine sah sich bald genöthigt, diese

dem Großkanzler gute Worte zu geben, seine Stelle wieder anzunehmen, weil der Reichsrath ihr vorstellte, daß dieser Mann nicht blos bei dem Geschäft der Friedensunterhandlungen, sondern auch sonst als ein einsichtsvoller und erfahrner Staatsminister, völlig unentbehrlich sei. Er ließ sich erbitten, und der Gesandte, sein Sohn, überschickte der Königin eine Vertheidigungsschrift, welche Christinen die Augen öfnen mußte, da sie nun wohl einsah, daß sie selbst durch ihre sonderbare Verhaltungsbefehle an Salvius, den geschwindern Fortgang des Friedens gehindert, und einen Mann im höchsten Grad beleidigt hatte, der doch mit allem Recht so grosen Anspruch auf Schätzung und Belohnung seiner Dienste machen konnte.

Weder der Vater noch der Sohn verdienten das Mißtrauen, welches die Königin gegen sie gefaßt hatte. Christine sah es auch recht gut ein, daß beide Männer anerkannte Verdienste hatten, daß beide ihr beinah unentbehrlich wären, ihr einmal gefaßter Unwille aber blieb derselbe, und nie schenkte sie ihnen die Gunst wieder, worin sie vorher bei ihr gestanden. Der Großkanzler hatte zwar noch immer vielen Einfluß auf die Staatsverwaltung, allein die Königin ließ es sich nur zu deutlich merken, daß sie nicht gesonnen sei, sich von ihm beherrschen zu lasen, sondern nur dann seinem Rath folgen wolte, wenn sie denselben für zuträglich fände. Christine that diesem würdigen Mann eben so grosses Unrecht, als dessen Sohn, dem Gesandten, der nach den Unterweisungen seines Vaters gebildet, die ausgebreitetesten Kenntnisse mit dem rechtschaffensten Karakter verband. Mit der strengsten Treue

und Gewissenhaftigkeit beobachtete er alle die Pflichten, die mit seinem wichtigen Gesandtschaftsposten verbunden waren. Demungeachtet war sie mit ihm nicht zufrieden, woran zum theil ihre Vorliebe vor den Salvius, anderntheils aber auch gewisse Vorurtheile Schuld waren, welche sie mehr auf die Seite der Franzosen zogen.

Diese Liebe für die Franzosen, ihren damaligen Bundesgenossen, war auch Schuld daran, daß sie einen weit vortheilhaftern Frieden ausschlug, den man ihr anbot, wenn sie es sich gefallen lassen wollte; der Krone Frankreich davon keinen Antheil nehmen zu lassen. Allein ihre Ehre und ihre Freundschaft erlaubten keinen solchen Schritt, wodurch sie vielleicht ihre Besitzungen hätte erweitern können, der ihr aber zum größten Nachtheil gereichen mußte. Ihre Truppen in Deutschland waren, selbst nachdem Torstenson wegen Kränklichkeit seine Würde als Befehlshaber niedergelegt hatte, immer noch tapfer, beinah unüberwindlich. Zwei neue Feldherren, Wrangel und Königsmark, im Kriegshandwerk wohl erfahren, ersetzten die Stelle der abgehenden Anführer, und machten den Schwedischen Waffen einen unsterblichen Ruhm. Der Kaiser setzte diesen kostspieligen und blutigen Krieg mit sehr ungleichem Glück immer fort. Baiern machte mit Frankreich und Schweden — 1647 — einen Vergleich, nach welchem der Kurfürst Neutralität versprach, ob er gleich den Kaiser zur Fortsetzung des Kriegs am meisten aufgemuntert hatte. Doch diese dem Schein nach versprochene Neutralität war nur von kurzer Dauer, indem der Kurfürst, so bald sich die Französischen Truppen unter dem Turenne zurückgezogen hatten, je-

nen Stillſtand dadurch brach, daß er ſich wieder mit dem Kaiſer vereinigte. Schweden beklagte ſich laut darüber, weil die Brechung des Stillſtandes blos diesen Staat galt, nicht aber Frankreich. Chriſtine beſorgte irgend eine Verrätherei von Seiten der letztern Macht, überſchwemmte mit ihren verſtärkten Truppen Baiern, ſchickte Königsmark nach Böhmen, wo derſelbe viele Koſtbarkeiten und Schätze eroberte, indeſſen der Pfalzgraf, Carl Guſtav, ein Vetter der Königin, mit einem ganz friſchem Heer nach Deutſchland eilen mußte.

Dieſe für den Kaiſer ſo traurige Lage, da er Gefahr lief nächſtens ſeine Erbländer in den Händen der Schweden zu ſehen, die Unmöglichkeit, dieſen Truppen ein verhältnißmäſiges Heer ſogleich entgegen zu ſtellen; ſelbſt der Mangel an Geld, Volk und Lebensbedürfniſſen beſchleunigte den Frieden, worauf beinah ganz Europa ſchon lange ſo ſehnlich gewartet hatte. Sieben Jahre wurden mit Unterhandlungen dieſes ſo merkwürdigen weſtphäliſchen Friedens zugebracht, der nun wirklich zu Schwedens Ehre — den 24 Oct. 1648 — zu Stande kam. Er wurde in den beiden weſtphäliſchen Städten, Münſter und Oſnabrück, gemeinſchaftlich geſchloſſen, und bekam davon den Namen des weſtphäliſchen Friedens.

Die Truppen der Königin von Schweden hatten mehr als hundert Städte, Feſtungen und Schlöſſer in Deutſchland inne. Zum Erſatz wurden ihr durch den Frieden zugeſtanden, der Beſitz von ganz Vorpommern mit der Inſel Rügen, noch einen groſen Theil von Hinterpommern; die Stadt und den Hafen Wismar im Herzogthum Pommern; das Erzbisthum Bremen und das Bisthum Verden, beide unter dem Titel

eines Herzogthum, wodurch zugleich Schweden zur deutschen Reichslandschaft gelangte, und drei Stimmen auf dem Reichstage bekam. Ausserdem erhielt die Königin von den deutschen Reichsständen fünf Millionen Reichsthaler, zum Ersaz der aufgelaufenen Kriegskosten.

Die Königin sorgte durch diesen Frieden nicht blos für sich, sondern auch für ihre Bundesgenossen. Der Elsaß und andere Landschaften wurden an Frankreich feierlich abgetreten, Der Landgraf von Hessenkassel, bekam die Abtey Hirschfeld, so wie auch einen Theil der Grafschaft Schaumburg, nebst sechs malhundert tausend Reichsthaler. Die protestantischen Fürsten, vornehmlich der Kurfürst von Brandenburg, wurden wegen ihres Verlusts hinreichend schadlos gehalten, und der Kurfürst von der Pfalz bekam größtentheils die Länder wieder, welche ihm von Baiern waren abgenommen worden. Durch diesen Frieden wurde auch die Freiheit der Deutschen Reichsstände wieder hergestellt, und es wurden ihnen alle die Rechte zugestanden, welche sie vor 1619 gehabt hatten, zugleich wurden die protestantischen Fürsten durch Vergrößerung ihrer Besitzungen gegen alle Unterdrückung gesichert, welche Religionshaß und Verfolgung von Seiten der Katholiken etwan hervorbringen konnte.

Wollte die Königin vermöge der Macht, die sie durch ihre Siege in Händen hatte, noch mehr für die Protestanten thun, so wäre ihr dies gerade bei diesem Frieden etwas leichtes gewesen. Die Protestanten in Böhmen, Oestreich und den übrigen Erbländern, lebten schon seit vielen Jahren wegen ihrer Religion unter dem Druk ihrer anders denkenden into-

leranten Mitchriſten. Ein einziges Wort, ein Artikel der ins Frieden mit eingerückt wurde, konnte ſie davon befreien; allein man drang nicht ſcharf darauf, um nicht den ganzen Frieden zu erſchweren, und ſo wurde die fernere Behandlung dieſer Unglücklichen dem Wilkühr des Kaiſers überlaſſen. Die ſchwediſchen Geſandten drangen auch darauf, daß der ſogenannte geiſtliche Vorbehalt, im Religionsfrieden zu Augsburg 1555 feſtgeſetzt, nach welchem ein Römiſch-katholiſcher Erzbiſchof oder Biſchof; ſo bald er zur proteſtantiſchen Religion übergienge, ſeine Würde, doch unbeſchadet ſeiner Ehre, verlieren ſollte, abgeſchaft werden müßte. Allein mit allen ihren Vorſtellungen richteten ſie nichts aus, ſondern erlangten blos ſo viel, daß auch proteſtantiſche Biſchöfe und Prälaten, im Fall einer Religionsveränderung, davon nicht ausgenommen werden ſollten.

Dieſe Begebenheit — ich meyne den weſtphäliſchen Frieden, und alle die groſſen und wichtigen Folgen, die für die Proteſtanten und überhaupt für ganz Europa damit verbunden waren — iſt gewiß eine der merkwürdigſten in der neuern europäiſchen Geſchichte, man mag entweder auf das, was vor dieſem Frieden vorangieng, oder auf die Folge deſſelben ſehen. Die Proteſtanten erlangten dadurch eine Gewiſſens- und Religionsfreiheit, die ihnen bis dahin noch immer ſtreitig gemacht worden war, weil die katholiſchen Fürſten durch ihre gröſſere Macht ihnen manche Rechte und Freiheiten genommen, oder wenigſtens verſucht hatten, ſie nach und nach zu unterdrücken. Jene Beſorgniß war nun dadurch verſchwunden, daß viele proteſtantiſche Fürſten, durch die Secularisirung vieler

geistlicher Fürstenthümer dergestalt an Macht gewonnen, daß jene Besorgnisse nicht weiter zu befürchten waren. Die Königin hätte gewiß noch weit mehrere Vortheile für die Protestanten durch diesen Frieden auswirken können, wenn sie mit der Abschliessung desselben nicht so sehr geeilt hätte. Auf der andern Seite kann Christine auch einigermassen entschuldigt werden, indem Spanien bereit war, dem Hause Oestreich thätigen Beistand zu leisten, wodurch die damalige politische Lage von Europa eine ganz andere Gestalt würde erhalten haben. Sie verdient daher schon für das, was sie wirklich geleistet hat, den wärmsten Dank von allen Freunden einer aufgeklärten Religion und einer vernünftigen Gottesverehrung. Sie verdient dafür tausendfachen Dank, nicht blos von allen Protestanten, sondern selbst von den Katholiken, die es nach und nach einsahen, daß auch bei ihnen viele Mißbräuche abgeschaft werden konnten. Die heilsame Reformation in verschiedenen katholischen Ländern von aufgeklärten Fürsten veranstaltet, würde sicher nicht zu Stande gekommen seyn, wenn die Protestanten nicht dazu die nächste Veranlassung gegeben hätten.

Salvius, ein Mann von bürgerlicher Geburt, der das ganze Vertrauen der Königin hatte, ward zur Belohnung seiner Dienste bei Schliessung des Friedens zum Reichsrath ernennt, und bekam darüber viele Neider, welche der Königin sogar öffentlich Vorwürfe zu machen schienen, warum sie einen Mann von so niedriger Abkunft, zu einer so hohen Würde erhoben hätte. Allein die Königin bedeutete ihnen, daß sie willens sei, das Verdienst überall zu belohnen, sie möchte es bei denen von hoher oder niedriger Geburt antreffen.

Durch den Tod des polnischen Königs Wladislav IV. — den 20 Mai 1648 — eines nahen Verwandten der Königin Christine, sah sich die Republik Polen genöthigt, einen andern König zu wählen. Schon damals wirkten fremde Mächte auf die Königswahl, je nachdem ihr Interesse mehr oder weniger im Spiel war. Christine wünschte, daß einer von den beiden Brüdern des verstorbenen Königs gewählt werden möchte, und beide baten ihre Verwandtin um ihr Vorwort. Unter solchen kritischen Umständen bat sich die Königin ihres Großkanzlers Rath aus, welcher es nicht für rathsam hielt, sich öffentlich weder für den einen, noch für den andern zu erklären. Zu dem Ende bekam ihr Gesandter in Warschau für beide Prinzen Empfehlungsschreiben mit dem Befehl, es für einen von beiden nicht eher einzureichen, als bis der eine gewisse Hoffnung hätte, daß ihn die Wahl treffen würde. Johann Casimir, der jüngste von den beiden Prinzen, der vorher Cardinal gewesen war, wurde zum König gewählt. Die Königin lebte mit demselben in dem besten Vernehmen; allein ihr Nachfolger König Carl Gustav ward mit ihm in einen Krieg verwickelt, bis durch den Frieden zu Oliva — den 3 Mai 1660 — Johann Casimir auf Schweden, und die Republik Polen auf Liefland und Esthland Verzicht that.

Doch wir kehren zurück zu dem westphälischen Frieden. Bei dem Schluß desselben hatte Christine ein Kriegsheer in Deutschland, das man an siebenzigtausend Mann stark rechnen konnte. Dies große Heer mußte nach dem Frieden entlassen werden. Die Franzosen waren gerade damals mit den Spaniern in einen Krieg verwickelt, und wünschten, einen Theil

deſſelben zu bekommen, ehe die Oeſtreicher Gelegenheit hätten, den gröſten Haufen an ſich zu ziehen. Dabei fanden aber mancherlei Schwierigkeiten ſtatt, weil dieſe Sache geheim betrieben werden mußte, auch Schweden nur unter der Bedingung an Frankreich die Truppen abzutreten geſonnen war, daß es im erforderlichen Fall ſie immer wieder bekommen konnte. Indeſſen konnte vor der Hand aus der ganzen Sache nichts werden, da der Pfalzgraf Carl Guſtav das ganze Heer bis 1650 beiſammen behalten mußte, weil man manche Friedenspunkte in der Zeit nicht erfüllen wollte.

Höchſt ſonderbar war es, daß Pabſt Innocentius X. nichts von dieſem Frieden wiſſen wollte, der den Proteſtanten ſo viele Vortheile zu wege brachte, dem päpſtlichen Stuhl aber manche Verringerung von ſeiner Macht und ſeinen Einkünften zuzog. Der heilige Vater vergaß ſich etwas, indem er glaubte, daß er noch im ſiebenzehnten Jahrhundert durch einen bloßen Machtſpruch eben ſo viel ausrichten könnte, als in jenen barbariſchen Zeiten, wo die Ausſprüche des Pabſts ſo viel als Götterausſprüche galten. Der Königin Chriſtine war es einerlei, ob ihr der Pabſt in jener merkwürdigen Bulle, worinn er den weſtphäliſchen Frieden für ungültig erklärte, den Namen einer Königin beilegte, oder nicht, ſie war zufrieden mit dem Dank der Proteſtanten, mit dem Bewußtſein für die Menſchheit etwas groſſes ausgerichtet zu haben. In dieſer Rückſicht nahm ſie es auch nicht ſo genau, wenn ſie auch von den Deutſchen Reichsfürſten zum Theil nicht die ganzen Summen erhielt, die ihnen im Frieden zur Beſtreitung und Tilgung der Kriegskoſten zugeſprochen waren.

Chriſtine konnte nach Endigung dieſes ſchweren Kriegs ſich ganz mit ihrem Lande und mit der Verbeſſerung deſſelben beſchäftigen. Sie, welche die Liebe ihrer Unterthanen in einem ſo vorzüglichen Grad beſaß, konnte um ſo ſichrer und glücklicher an die Vervollkommnung derſelben arbeiten. Ihre Unterthanen wünſchten auch nichts ſo ſehr als ihre Königin ganz glücklich zu ſehen, und um ihr Glück noch vollkommener zu machen, wünſchten ſie ihr einen würdigen Gemahl. Schon ihr Vater Guſtav Adolph hatte die Idee, ſeine Tochter dereinſt mit dem Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, zu vermählen. Es wurde in dieſer Angelegenheit auch nach dem Tode des Vaters, da ſie ſchon Königin war, mit dem Reichsrath mancherlei Unterhandlungen getroffen, allein die Sache kam aus dem Grunde nicht zu Stande, weil die Großen beſorgten, ſie möchten unter einem ausländiſchen König viel von ihren Rechten verlieren, auch die Königin überhaupt keine Luſt bezeugte, ſich zu vermählen. Aus dem nehmlichen Grunde bekamen mehrere Bewerber um dieſe ſchöne, kluge, und reiche Braut, ſogleich abſchlägige Antwort, unter denen ich nur den König von Portugall Johann IV. den König von Spanien Philipp IV. den König von Polen Wladislaus IV. und deſſen Bruder Johann Caſimir II. nennen will.

Nur ein einziger Prinz ſchien ſelbſt in ihren Augen den Vorzug zu behalten. Dies war ihr naher Verwandter, ihr Vetter, der Pfalzgraf Carl Guſtav. Er verband mit den Vorzügen und Reitzen einer körperlichen männlichen Schönheit ſo viele vortrefliche Eigenſchaften, daß er den Beſitz einer ſo ſchönen Prinzeſſin verdiente, auch ſich bei den Schwedin be-

liebt gemacht hatte, und sie selbst diese Verbindung wünschten, weil er in ihrem Lande war geboren worden. Die Prinzessin hatte in der Jugend einmal im Scherz zu ihm gesagt, daß sie ihn heirathen würde, und da der Pfalzgraf in der Folge sie daran erinnerte, gab sie zur Antwort, daß sie in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre ihm hierüber eine bestimmte Antwort geben wollte. Doch gab sie ihm die Versicherung, daß sie ihn in der Folge zu ihrem Nachfolger bestimmt habe, selbst dann, wenn Ursachen vorhanden sein sollten, daß sie sich mit ihm nicht vermählen könnte.

Es vereinigten sich immer mehrere Umstände, daß Christine mit den Jahren den festen Entschluß faßte, sich nicht zu vermählen. Dies hinderte sie aber nicht, ihr Versprechen zu halten, das sie dem Prinzen Karl Gustav, in Ansehung der Zusicherung der Nachfolge im Reich, gegeben hatte. Vielmehr trug sie schon im Jahr 1649 auf einem Reichstag zu Stockholm öffentlich vor, daß, da sie bei sich keine Neigung bemerke, sich zu vermählen, so wollte sie doch wenigstens mit den Ständen in Ansehung der Nachfolge das Nöthige verabreden, und schlüge in dieser Rücksicht ihren Vetter, den Prinzen Karl Gustav, zu ihrem Nachfolger vor, und bat die Stände, wenn sie nichts wichtiges gegen die Person dieses ihren nahen Verwandten einzuwenden hätten, ihr ihre Bitte zu gewähren.

Ein solcher Antrag war den Ständen von ihrer Königin ganz unerwartet, und die Reichsräthe thaten ihr möglichstes, ihre Monarchin von einem solchen Entschluß abzubringen. Allein sie wußte ihren ganzen Vortrag mit einer so eindringen-

den Beredſamkeit zu unterſtützen, indem ſie den Räthen vorſtellte, daß, da ſie die lezte von ihrem Hauſe wäre, es allerdings zum Beſten des Reichs nothwendig wäre, ſchon frühzeitig auf einen Nachfolger im Reich bedacht zu ſein. Sie wußte es zu gut, daß unter den Großen mehrere Partheien wären, welche eine andere Regierungsform einzuführen ſuchen würden, wodurch denn weiter nichts als Zwiſt und Uneinigkeit entſtehen müßte. Daher wäre ihr Vorſchlag, noch bei ihrem Leben recht frühzeitig einen Nachfolger zu beſtimmen, durchaus nothwendig, wenn ihnen ſelbſt anders das Wohl des Reichs am Herzen liege. Vergebens ſtellten ihr die Reichsräthe vor, daß ſie gern ihren Wunſch erfüllen, und nach ihrem Tode den von ihr vorgeſchlagenen Prinzen Karl Guſtav zum König machen wollten, nur fänden ſie es nicht für rathſam, daß ſchon jezt bei ihrem Leben ihm die Nachfolge in der Regierung zugeſichert würde, indem dieſe Vorſchnelligkeit manche unangenehme Folgen nach ſich ziehen könnte. Die Königin beantwortete dieſen Einwurf dadurch ſehr gut, daß ſie für alle dieſe angeblichen Folgen verantwortlich ſein wollte, die daraus entſtehen könnten, allein ſezte ſie hinzu — in dem Fall, wenn vor meinem Abſterben kein Nachfolger ernannt würde, könnten ſehr unangenehme Folgen für das Reich und für meine Unterthanen erfolgen, die nicht ſo bald beigelegt werden möchten. Sie ſtellte weiter vor; daß ſo bald dieſer Prinz zum Nachfolger ernannt würde, dadurch ſogleich dem König von Polen alle Hoffnung benommen würde, ſeine Anſprüche auf Schweden gelten zu machen.

Die Sache war nun so weit, daß die Reichsräthe wenigstens jenen Vorschlag in Ueberlegung ziehen, und denn darüber beschliessen wollten. Der Bischoff Matthiä stellte der Königin die Verbindlichkeit vor, nach welcher sie sich vermöge der Reichsgesetze vermählen müßte. Doch die Königin erklärte sich, daß sie wohl kein Mensch in der Welt zwingen würde, sich zu vermählen, sondern daß sie hierüber ganz frei und ungebunden handeln dürfte.

Die Königin blieb standhaft auf dem einmal gefaßten Entschluß, und wollte sich durchaus nicht davon abbringen lassen; daher erfolgte denn endlich die Einwilligung der Reichsstände in ihre Bitte. Der Pfalzgraf Karl Gustav ward förmlich zu ihrem Nachfolger ernannt; der Groskanzler allein wollte hierzu nicht seine Einwilligung geben, doch ließ er sich zuletzt, weil der Wiederspruch ihm doch nichts helfen würde, zur Unterschrift der darüber ausgefertigten Urkunde bereden. Zufolge seinen Einsichten in die Politik hielt es der Groskanzler nicht für zuträglich, daß das Reich auf das Haus des Pfalzgrafen kommen sollte, weil selbst Gustav Adolph, der so etwas vorhergesehen, ihn gebeten, alles beizutragen, daß Schweden nicht an eine ausländische Familie falle.

Nachdem wegen der Nachfolge dieses Prinzen das Nöthige war beschlossen worden, kam Karl Gustav 1650 aus Deutschland zurück. Man wies ihm von jetzt an gewisse Einkünfte zu seinen Hofstaat an, und gab ihm den Titel, Königl. Hoheit. Er versprach hierauf der Königin, nachdem er ihr als ein Unterthan Gehorsam geschworen, nichts ohne den Willen des Reichsraths vorzunehmen, und wenn er in der Folge die Re-

gierung antreten würde, keine Veränderungen zu machen, sondern nach den Reichsgesetzen die vier Stände bei ihren Rechten und Freiheiten zu schützen. Der Prinz begab sich hierauf nach der Insel Oeland, wo er mit der Jagd sich die Zeit vertrieb, und auf die Ausbesserung und Verschönerung seines Schloßes so viel wandte, als ihm seine Einkünfte erlaubten. Auf die Art lebte er entfernt von einem Reich, das er einmal beherrschen sollte.

Nun erst, nachdem diese wichtige Angelegenheit zu Stande gebracht war, ließ die Königin sich zu Stokholm auf die glänzendste Art krönen, wie es ihrer eignen Neigung zur Pracht und dem damaligen Zeitalter angemessen war. Beim Ausgang aus der Kirche bestieg die Monarchin einen kostbaren Wagen, der von vier weissen Pferden gezogen ward, vor dem ihr Schazmeister hergieng und goldne und silberne Schaumünzen unter das Volk warf. Dieser Wagen hatte die Gestalt eines Triumphwagens, und die Königin verdiente auch die Ehre des großen Triumphs, weil sie für ganz Europa so viel gethan hat, wovon noch bis jezt der Nuzen zu einleuchtend ist, als daß ich viel Worte machen sollte, die Vortheile zu zeigen, welche die Protestanten durch den Westphälischen Frieden erhalten haben. Der Großkanzler Oxenstierna that den Vorschlag, man sollte die Königin Christine als einen König betrachten und so nennen.

Die Königin richtete nicht blos ihr Augenmerk auf die Angelegenheiten ihres Reichs, sondern sie bekümmerte sich auch um andere Staaten, in sofern dabei ihr Interesse in Betrachtung kommen konnte; oft war vielleicht auch die dem

weiblichen Geschlecht angeborne Neigung, die Neugierde schuld daran. In Frankreich herrschte unter dem Namen eines ersten Staasministers, der Kardinal Mazarin unumschränkt, und zog sich durch sein despotisches Betragen den Haß aller gutdenkenden, redlichen Menschen zu. Er wagte es sogar, die Prinzen von Conde und Conti, nebst dem Herzog von Longueville in Verhaft nehmen zu lassen. Conde ersuchte die Königin Christine sich seiner und der beiden übrigen Prinzen anzunehmen. Sie that es auch, obgleich die Mutter des Königs, Regentin von Frankreich, sie bereits in Freiheit gesetzt hatte. Man siehet aber doch daraus, wie gewogen sie einem Mann war, der die Achtung von ganz Europa mit so vielem Recht verdiente. Als sie seine Freiheit erfuhr, wünschte sie ihm in einem besondern Schreiben dazu Glück, und sagte unter andern, daß sie es wagte zu gestehen, daß bei der allgemeinen Freude Frankreichs, und unter so vielen Personen, die ihm ergeben wären, wenige an dem Glück seiner Freiheit gröſsern Antheil nehmen könnten, als sie.

Christine hatte auf den Kardinal Mazarin einen gewißen Haß, wenigstens eine Abneigung geworfen, deßhalb sie sich alle Mühe gab, ihm gänzlich vom Hofe zu vertreiben. Ihr Arzt Bourdelot scheint sie am meisten gegen ihn aufgebracht zu haben; allein Mazarins Ansehen bei Hofe war noch zu groß, sein Anhang zu stark, als daß sie mit allen ihren Kunstgriffen etwas gegen ihn hätte ausrichten sollen. Der französische Hof brachte es dahin, daß der schwedische Resident Rosenbane zurück berufen werden mußte, weil er von dem Kardinal in allzufreien Ausdrücken gesprochen hatte. Mazarin ward zuletzt,

weil die Gegenparthei ſiegte, aus dem Reiche verbannt. Doch wußte er aus dieſem ſeinem Exil die Staatsgeſchäfte zu lenken, und wartete blos auf eine ſchickliche Gelegenheit, wie er mit Ehren wieder nach Frankreich kommen könnte. Dieſe ereignete ſich, als Ludwig XIV. volljährig wurde. Chriſtine ſuchte durch ihren Geſandten Palbitzki, in Paris, dieſe Zurückberufung zu hintertreiben, indem ſie ihm die Vollkraft gegeben; daß er das in dieſer Rückſicht abgelaſſene Schreiben nur erſt dann übergeben ſollte, wenn er ſich davon eine gute Wirkung verſprechen könnte. Allein er überreichte es gerade zu einer Zeit dem Parlement, da bereits der Hof die Zurückberufung des Kardinals beſchloſſen, und jede Vorſtellung dagegen doch nur vergeblich geweſen wäre.

In Schweden ſelbſt hatte Chriſtine genug zu thun, weil ſeit 1650 die Stände unter ſich uneins waren, und über die Regierung der Königin mißvergnügt zu ſeyn ſchienen. Das Volk ſah es mit Unwillin an, daß viele Krongüter denen vom Adel gegeben würden, und ihre Monarchin Pracht und Freigebigkeit in einem ſo hohen Grad liebte, daß ſie ſich in keinem Stück einſchränkte, obgleich der Schatz bereits erſchöpft war. Der hohe Adel konnte es nicht gleichgültig mit anſehen, daß viele der wichtigſten Staatsbedienungen ohne Rückſicht auf Geburt, nur blos ſolchen, wenn ſie auch von dem niedrigſten Stande waren, ertheilt wurden, die ſich durch ſtrenge Ergebenheit bey ihr beliebt zu machen wußten.

Schweden war durch einen langen Krieg, wobei es freilich nichts verloren, ſondern vielmehr noch einiges gewonnen hatte, dermaſſen erſchöpft worden, daß von Seiten der Re-

nachin eine große Sparſamkeit erforderlich war, um die zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. So gefährlich es auch nach dem Frieden in Schweden ausſah, wäre doch, durch eine verhältnißmäſige Einſchränkung von Seiten der Königin, in kurzer Zeit dieſe bedenkliche Lage zu ihrem und des Reichs Vortheil verändert worden. Allein eine Einſchränkung ſtritt ganz mit ihrer natürlichen Neigung zur Pracht, Freigebigkeit und Verſchwendung. Um dieſen Hang zu befriedigen, reichten die gewöhnlichen Staatseinkünfte nicht zu, ſie ſah ſich daher genöthigt, Schulden zu machen. Eine Einwilligung von den Reichsſtänden dazu erhielt ſie um deſto eher, weil dieſe untereinander uneins, viele von den Reichsräthen abweſend waren, und ihre Macht nach und nach dergeſtalt geſtiegen war, daß ſie alles durchzuſetzen vermochte.

Aus dem allen war zu vermuthen, daß nächſtens eine große Veränderung im Reich vorgehen würde. Graf Magnus de la Gardie, der größte Günſtling der Königin, galt bei ihr alles in allem, von ihm hieng die Vergebung der höchſten Staatsbedienungen ab, an ihn mußte man ſich wenden, wenn man irgend eine Gnadenanweiſung bei der Königin zu ſuchen hatte. Es kann aber bei dem allen nicht geleugnet werden, daß Chriſtine, die ſich um die eigentliche Staatsverwaltung ſelbſt bekümmerte, das Ganze lenkte, und die einzelnen Theile deſſelben ſelbſt ordnete, viele weiſe und nützliche Einrichtungen in Schweden veranſtaltet hat, deshalb man ihr Andenken ſtets ſegnen wird. Vorzüglich verdienen bemerkt zu werden ihre Verordnungen, wegen einer durchgängig gleichen Verwaltung der Gerechtigkeit, dahin denn auch die verbeſſer-

ten Geſetze und die weiſe Einrichtung mit gehören, welche vorſchreiben, wie man in Anſehung des gerichtlichen Verfahrens nach den Regeln der Billigkeit ſich verhalten ſoll. Es war in der That zu loben, daß ſie die Adlichen nicht ausſchlieſſungsweiſe zu den höchſten Staatsbedienungen beförderte, ob ſie gleich nach den ſchwediſchen Geſetzen allein Anſpruch darauf machen konnten. Sie gab zu verſtehen, daß ſie geſonnen ſey, ohne auf Stand und Geburt zu ſehen, Jeden nach ſeinen Verdienſten, Talenten und Tugenden den Zugang zu Staatsbedienungen zu verſichern. Nächſt dem trug ſie auch ſehr viel zur weitern Ausdehnung und Erweiterung der Handelsgeſellſchaften bei, und ſuchte durch heilſame Verordnungen die üppige Pracht des Adels einzuſchränken, ohne jedoch mit ſich ſelbſt den Anfang zu machen, welches Beiſpiel vielleicht am meiſten gewirkt haben würde.

Mit ſo groſſem Eifer ſich auch die Königin der Regierung angelegen ſeyn ließ, ſo ſehr ſie auch die Kunſt ſtudiert hatte, die verſchiedenen und mannigfaltigen Theile der Staatsgeſchäfte, durch gehörige Vertheilung ihrer Zeit, zum Theil ſelbſt zu beſorgen, und ſo vielen Geſchmack ſie auch daran zu haben ſchien, über eine ſo gute Nation zu regieren, als die Schweden ſind, ergab es ſich doch aus mehrern Aeuſſerungen gegen ihre vertrauteſten Freunde, daß ſie eine weit gröſſere Neigung zum ſtillen Privatleben habe, als zum regieren, welches gewiß ſeine groſſen Beſchwerden hat, ſobald man den ſchimmernden Glanz der Majeſtät und das blendende der Königl. Macht davon wegnimmt. Dieſe ihre Neigung zur Ruhe und Stille eines ungebundenen Privatlebens, bemerkte zuerſt der franzö-

fische Gesandte Chanut in Stockholm. Er wendete seine ganze Beredtsamkeit dazu an, Christinen alle die nachtheiligen Folgen vorzustellen, welche ein solcher Schritt für sie haben könnte, und wie nur zu bald Reue auf diesen Schritt folgen könnte, der, wenn er einmal gethan, schwerlich wieder zurückzunehmen sei.

Doch Christine wollte durchaus ihren Entschluß durchsetzen, und machte ihn auch dem Groskanzler mit dem Bedeuten bekannt, daß er es so bald als möglich dem Prinzen Karl melden möchte, damit er nach der Residenzstadt käme, und die Regierung anträte. Sobald der Prinz den Vorsatz der Königin erfuhr, bemühete er sich, so wie bereits alle Grossen gethan hatten, sie von einem Vorhaben abzubringen, dessen Ausführung sie gewiß früh oder spät bereuen würde. Allein gerade dieser Widerstand trug noch mehr dazu bei, ihren Entschluß wirklich auszuführen. Endlich schien sie durch die Bitten der Grossen und des Volks erweicht zu seyn, versprach die Regierung noch zu behalten: Der Prinz Karl erklärte sich, daß er Gott zu bitten pflege, daß die Königin ihn überleben möchte, und nie die Regierung bei ihrem Leben annehmen würde.

Ein allgemeiner lauter Jubel verbreitete sich durch die Residenz bei der Nachricht, daß Christine noch ferner die Königin ihrer getreuen Schweden bleiben wollte. Um diese Freude noch lebhafter zu erkennen zu geben, wurden öffentliche Feierlichkeiten angestellt, woran die Königin selbst Antheil nahm. Der junge Adel stellte ein Turnier an, vor dem ein glänzender Aufzug gegeben wurde. Die Königin theilte die bei solchen Gelegenheiten ausgesetzten Preise aus.

Dieſe öffentliche Freude ſtörte ein Umſtand, woraus ein groſſes Unglück hätte entſtehen können. Chriſtine beſuchte in Begleitung ihres Admirals Flemming des Morgens um vier Uhr den Hafen zu Stockholm, um die daſelbſt erbaute Flotte zu beſichtigen. Beide giengen auf einem kurzen und ſchmalen Brete. Der Admiral glitſchte mit dem Fuß aus, das Bret fängt an zu ſinken, Flemming fällt und ziehet die Königin mit ins Waſſer. Obgleich dieſes Unglück nah am Ufer geſchah, ſo war es doch hier dreyßig Klaftern tief. Ihr erſter Stallmeiſter Anton Steinberg ſprang ſogleich ins Waſſer, und ergriff die Königin noch zum Glück bei ihrem Kleide, indeſſen der Admiral ſie beim Unterrock zu faſſen bekam und herauszog. Sie wurde gerettet, ob ſie gleich viel Waſſer in ſich gezogen hatte. Jedermann bewundette bei dieſer Gelegenheit die Gegenwart des Geiſtes dieſer Fürſten, die ſo wenig über dieſen Vorfall erſchrocken zu ſeyn ſchien. Sie war mehr um die Rettung des Admirals, als um ihre eigne beſorgt. Man konnte ſie nicht dazu bringen, daß ſie auf einen ſolchen Schrecken ſich zu Bette legen ſollte, ſondern ſie ſpeißte ſelbſt dieſen Tag öffentlich, und erzählte dieſes groſſe Unglück, in einem ſo luſtigen Ton ihren Gäſten, daß man ſich darüber billig wundern mußte.

Chriſtine hatte, wie bereits vorher iſt bemerkt worden, eine gelehrte Erziehung genoſſen, wie ſie damals alle Prinzen zu erhalten pflegten. Allein ſie benutzte dieſen jugendlichen Unterricht vielleicht beſſer, als alle Prinzen in Europa. Sie war unter den Fürſten die gelehrteſte Königin ihres Zeitalters, und übertraf alle Fürſten in Anſehung ihrer gelehrten

Kenntniſſe. Sie hatte ſich mit der Gelehrſamkeit überhaupt bekannt gemacht, und verband damit eine große Kenntnis der ſchönen Künſte. Sie konnte die lateiniſche, deutſche, ſchwediſche, franzöſiſche und holländiſche Sprache mit vieler Fertigkeit ſprechen. Sie las die griechiſchen Schriftſteller in Original, und war in der italieniſchen und morgenländiſchen Sprache nicht fremd. Unter den Kirchenvätern ſchäzte ſie vornemlich den Gregor Nazianzenus hoch. Mit einem unvergleichlichen Gedächtnis verband ſie vielen Witz und eine geſunde Beurtheilung, und man bewunderte allgemein ihre natürliche Beredſamkeit, ihren Scharfſinn und ihre wichtigen Urtheile, die ſie über gelehrte Sachen fällte.

Die Königin liebte beſonders den Umgang mit gelehrten Männern, und fand in dieſer Art von Unterhaltung ein ganz beſonders Vergnügen. In ihrem eignen Lande, wo ihr Vater den Gelehrten Aufmunterung genug verſchafft, fand ſie viele gelehrte Männer. Was nur in ihrem Vermögen ſtand, trug ſie dazu bey, daß man in ihrem Vaterlande die Gelehrten ſchäzte, daß man die Gelehrſamkeit lieb gewann. Zu dem Ende errichtete ſie — 1640 — eine hohe Schule zu Abo in Finnland. Die Univerſität Upſal vermehrte ſie mit anſehnlichen Einkünften, beſuchte ſie öfters, und war bey den gewöhnlichen Disputirübungen zugegen. Auf ihre Veranſtaltung ward auch zu Stockholm eine Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften geſtiftet, und es wurden ſieben neue Schulen errichtet. Sie verlieh talentenvollen jungen Schweden Stipendiengelder, und bewilligte ihnen gern Penſionen, um durch Reiſen ins Ausland ihre Kenntniſſe noch zu vermehren.

Allein bei dem allen fühlte es Chriſtine zu ſehr, daß im Auslande die Gelehrſamkeit weit mehr zu Hauſe ſei, daher ſie ſich denn alle Mühe gab, auswärtige Gelehrten unter ſehr annehmlichen Bedingungen in ihr Vaterland zu ziehen. Zu dem Ende unterhielt ſie mit den größten Gelehrten und berühmteſten Schriftſtellern in Europa einen Briefwechſel, den ſie nach den Verhältniſſen und Kenntniſſen des Gelehrten einzurichten ſuchte. Descartes, der die Philoſophie umſchuf, und die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche in Verachtung zu bringen ſuchte, war zu berühmt, als daß Chriſtine nicht mit ihm Bekanntſchaft hätte machen und nach Stockholm einladen ſollen, um von dem Erfinden dieſer neuen Philoſophie, ſelbſt Unterricht zu empfangen. Er kam 1649 nach Stockholm, und fieng ſeinen philoſophiſchen Unterricht bey der Königin des Morgens um fünf Uhr an, weil die übrigen Stunden des Tages bereits beſetzt waren. Der Philoſoph wollte der Königin ſein Lehrgebäude beliebt machen, und die Königin machte ihm ſo viele vernünftige Einwendungen, die ihrem Verſtande zur wahren Ehre gereichen, unter andern ſagte ſie ſehr richtig: die alten Thorheiten wären ſo viel werth, als die neuen. Die Königin ſchätzte ihn immer als einen großen Mann, allein ſie bedauerte, daß er zu wenig Geſchmack an der griechiſchen Gelehrſamkeit und den Alterthümern fand. Deskartes ſtarb in Schweden wenig Monate nach ſeiner Ankunft — 1650 — weil er die rauhe Witterung des Landes nicht ertragen konnte. Die Königin bedauerte ſeinen Verluſt und ehrte ſein Andenken ſtets.

Salmasius, dieser berühmte Critikus seines Zeitalters, dessen gelehrte Schriften eben so bekannt sind, als sein übertriebener Stolz, kam nach dem Descartes — 1650 — nach Schweden. Die Königin, von der Gelehrsamkeit dieses großen Mannes bezaubert, räumte ihm einige Zimmer auf ihrem Schloß ein, damit sie ihn in der Nähe haben, und sich mit ihm zu allen Zeiten von gelehrten Dingen unterreden könnte. Ihre Achtung für diesen Mann gieng so weit, daß sie ihn sogar in seiner Krankheit besuchte, da er auf seinem Zimmer im Bette bleiben mußte. Er blieb nun ein Jahr in Schweden, kehrte dann nach Leyden zurück, weil er keinen längern Urlaub von seinen Vorgesetzten genommen, und unerachtet der vortheilhaftesten Anerbietungen der Königin, dennoch sein Wort nicht brechen wollte. Er starb zwey Jahr darauf in Spaa. Auch dieses gelehrten Mannes Andenken ehrte die Königin stets, und schrieb unter andern an dessen hinterlassene Wittwe, sie habe ihren verstorbenen Gemahl als ihren Vater geliebt, und werde ihn nie vergessen.

Die Schweden waren neidisch, daß ihre Monarchin im Auslande ihre Gnade verschwende, und die eingebornen gelehrten Männer dadurch gewißermaaßen zurücksetze, und den Fortgang der Wissenschaften in Schweden selbst hemme, und Männer von Talenten abschrecke auf Beförderung in ihrem Vaterlande zu hoffen. Sie hatten Salmasius im Verdacht, daß er bey der Königin den ersten Grund zur Gleichgültigkeit gegen die Religion gelegt habe. Allein dieser Verdacht war wohl ungegründet, weil hieran wohl mehr Franzose Michon aus Sens gebürtig, schuld war, der in der Folge den Na-

men Bourdelot annahm. Unter der Qualität eines Arztes wurde er vom Salmasius der Königin vorgestellt und empfohlen. Er verstand im Grunde nicht viel mehr von der Arzneykunde, als von andern Wissenschaften; allein sein Anstand, seine Hofmanieren, waren für ihn die beste Empfehlung, und denn hatte er die grose Kunst gelernt, sich unentbehrlich zu machen. Er spottete über alles, über die Gelehrten, die sie bey sich hatte, und zuletzt auch über die Religion. Ein witziger Einfall war ihm mehr werth, als hundert wichtige Gründe, die er zu verlachen kein Bedenken trug. Ausser diesen rühmlichen Eigenschaften konnte er auch noch manches hübsche Liedchen singen, und dazu auf der Cither spielen, selbst in der edlen Kochkunst war er nicht unerfahren. Mit einem Wort Bourdelot war ein vollkommner Petitmaitre. Mit diesen schönen Sachen konnte er bey jedem Frauenzimmer Eingang finden, und wenn er wollte, auch allenfalls sein Glück machen; allein unbegreiflich bleibt es beinah, wie die gelehrte Christine sich von diesem Windbeutel konnte einnehmen lassen. Nachdem die Königin ihn in der Folge zu ihrem Leibarzt ernannt, suchte er sich noch fester in ihrer Gunst zu setzen. Er warnte die Königin vor dem vielen Studieren, welches ihrer Gesundheit nicht anders als nachtheilig seyn müßte; er warnte sie vor den Gelehrten, die sie nach Stockholm hatte kommen lassen, und erklärte sie alle insgesammt für Pedanten. Die Königin warf die Bücher weg, und hielt ihren Arzt für den Erretter ihres Lebens, weil sie sich jetzt weit munterer fühlte, als vor dem, da sie sich täglich mit gelehrten Arbeiten beschäftigte. Einen solchen glücklichen Augenblick benutzte

Bourdelot, und entfernte nach und nach die Naude, Vossius, Heinsius, Bochart, Cortius vom Hofe; ja selbst der von der Königin so sehr begünstigte Graf Magnus de la Gardie, fiel durch ihn in Ungnade. Gerade da dieser Abentheurer bey der Königin in größter Gnade stand, schien sich alles gegen ihn zu verschwören, um ihn aus diesem Posten weg zu drängen. Die Großen schämten sich, von ihm gleichsam abhängen zu müssen, und trugen ihrer Monarchin nicht ganz ungegründete Beschuldigungen wider ihn vor; Die Aerzte nannten ihn einen unwissenden Fuscher, und die Geistlichkeit erhob laut ihre Klagen über ihn, als einen Gotteslästerer und Atheisten. Dieser allgemeine Haß gieng so weit, daß man seinen Untergang geschworen hatte, und er es zuletzt nicht wagen durfte, sich ohne eine starke Begleitung öffentlich sehen zu lassen. Die Folge von dem war, daß die Königin selbst ihn nicht mehr schützen konnte, und ihn daher unter dem Vorwande, als wenn sie ihn mit wichtigen und geheimen Aufträgen nach Frankreich schicken wollte, vom Hofe entfernte. Sie beschenkte ihn noch mit dreyßig tausend Thalern, vergaß ihn aber sehr bald, weil sie vielleicht jetzt einsah, wie vielen Schaden ihr ein Mann gethan, dem sie ziemlich leichtsinnig ihr ganzes Vertrauen geschenkt hatte. Der Kardinal Mazarin, dem er vielleicht manche geheime Nachrichten von Schweden mochte hinterbracht haben, verlieh ihm eine Abtei, wo er bald in eine tiefe Schwermuth fiel, und auf eine elende Art starb.

Nachdem dieser offenbare Feind der Wissenschaften fort war, fieng die Königin ihre gewöhnlichen gelehrten Beschäf-

tiungen wieder an, und ſetzte den Umgang mit gelehrten Männern ununterbrochen fort. Iſaäc Voſſius, der wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit und wegen ſeiner paradoxen Meinungen bekannt iſt, wurde ihr Bibliothekar, bekam aber ſeinen Abſchied, ſobald Bochart, den er ſelbſt empfohlen hatte, nach Stockholm gekommen war. Huet kam in Bocharts Geſellſchaft nach Schweden, gefiel der Königin ungemein, und ſie trug ihm eine anſehnliche Penſion an; doch Huet hatte die Königin bereits kennen gelernt, daß ſie ſehr veränderlich war, und dann ſtanden ihm auch nicht die Franzoſen an, welche Chriſtinen ganz zu beherrſchen wußten, daß er alſo ein jedes Anerbieten höflich abwies. Der gelehrte Franzoſe Naudé war ihr Bibliothekar, und verdiente wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe mit allem Recht dies Amt. Der tiefdenkende Mathematiker Paskal überſchickte der Königin ſeine neu erfundene Rechenmaſchine, die Leibnitz in der Folge verbeſſerte.

Mit den größten Gelehrten, die es ſich nicht wollten gefallen laſſen, ſie zu beſuchen, unterhielt ſie wenigſtens einen Briefwechſel, erhielt von ihnen ihre Schriften, und beſchenkte ſie gewöhnlich mit goldnen Ketten und Schaumünzen. Ich darf nur die Gaſſendi, die Balzac, Valois, Saran, Guiet, und Scudery nennen. Unter andern franzöſiſchen Gelehrten ſchätzte Chriſtine vorzüglich den Menage hoch; er war auch ein Mann der ihr gefallen mußte, weil er mit Lebhaftigkeit und Witz eine nicht gewöhnliche Gelehrſamkeit verband. Sie ließ ihn zu ſich kommen, und fand auch im Umgang den witzigen und launigten Mann, deſſen Briefe ſie mit ſo vielem Vergnügen zu leſen pflegte.

Christine schäzte nicht ausschließlich die Gelehrten von Frankreich allein, sondern sie bekümmerte sich auch in andern Ländern um Gelehrte, und ließ sie zu sich kommen, wenn die Bedingungen, die ihnen gemacht wurden, ihren Wünschen entsprachen. Unter den Deutschen verdient vorzüglich Herrmann Conring genannt zu werden; ein Mann, dessen Aeusseres, da er klein und ausgewachsen war, nicht viel versprach, dessen lebhafter Geist, ungeheure Gelehrsamkeit und ausgebreiteten Kenntnisse aber sehr bald, beim ersten Umgang den Mann in seiner ganzen Größe zeigten. Wie gern hätte es Christine gesehen, wenn er auf beständig in Schweden geblieben wäre; allein Conring reißte zurück nach Helmstädt, nachdem ihn die Königin zu ihrem Rath und ersten Leibarzt ernannt, und nebst ansehnlichen Geschenken, ihm einen jährlichen Gehalt von sechszehnhundert Thalern angewiesen hatte.

Johann Freinsheim kam etwas früher nach Schweden als Conring. Die Königin machte ihn zum Professor zu Upsal. Für eine lateinische Rede, die er in ihrer Gegenwart hielt, schenkte sie ihm tausend Thaler. Daß diese Rede zum Lobe der Königin war, wird man ohne mein Erinnern wenigstens vermuthen. Freinsheim gieng wegen seines schwächlichen Gesundheitzustandes zurück nach Straßburg, bekam aber von der Königin seine Pension fort.

Johann Heinrich Böcler ebenfalls aus Straßburg, ward von der Königin zum Professor der Beredsamkeit in Upsal ernannt, konnte es aber nicht lange daselbst aushalten, wegen der immerwährenden Mißhandlungen der Studierenden. Die Königin konnte ihm seinen Abschied, als er darum bat,

nicht verweigern, ließ ihm aber eine jährliche Penſion von achthundert Thaler, nebſt dem Karakter ihres Raths und Hiſtoriographen; auſſerdem ſchenkte ſie ihm noch bey ſeiner Abreiſe viertauſend Thaler und eine goldne Kette von zweyhundert Dukaten an Werth. Johann Scheffer und Meibom gehörten auch zu den Gelehrten, welche Chriſtine an ihren Hof gezogen hatte.

Mit königlicher Freigebigkeit belohnte Chriſtine die Gelehrten, und fand daher viele Verehrer, die oft unwürdig ihre Gnade zu mißbrauchen ſuchten. Ferrari, ein berühmter Redner in Padua, bekam für eine lateiniſche Rede zum Ruhm der Königin gehalten, von ihr eine goldne Kette, die tauſend Goldgülden werth ſein konnte.

Unglaubliche Koſten wendete ſie auf Vermehrung der königl. Bibliothek in Stockholm. Hieb Lndelph reiſte auf ihren Befehl nach Rom, um wo möglich die von den beiden Brüdern und Erzbiſchöffen zu Upſal Johann und Olaus Magnus, dahin mitgenommenen Urkunden und Schriften die ſchwediſche Geſchichte betreffend, irgendwo aufzufinden. So wenig ſie darin den Wunſch der Königin erfüllen konnten, ſuchten ſie doch andere nützliche und ſeltene Bücher für ſie aufzukaufen. Iſaac Voſſius reiſte auf Koſten der Königin nach Frankreich, Deutſchland, und den Niederlanden, um für ſie alte Handſchriften aufzukaufen, ſie mochten auch koſten was ſie wollten. So kaufte er in Paris die Bibliothek des königl. Raths Petau für 40000 Livres. Gilbert Gaulmin beſaß eine Sammlung morgenländiſcher Bücher, welche er auf Anrathen des Voſſius der Königin ſchenkte, dieſe ihm aber dafür dreißigtauſend Gulden

schenkte, ob gleich diese Sammlung nur zwanzigtausend werth war. Vossius selbst verkaufte der Königin seine Bibliothek für zwanzig tausend Gulden, mit der Bedingung, daß er darüber zeitlebens die Aufsicht, mit einer Pension von fünfhundert Gulden behalten sollte. Nicolaus Heinsius reißte für die Königin in Italien umher, um dort seltene Bücher und Handschriften aufzukaufen. Er handelte dabei als der ehrlichste Mann, sah blos auf den Nutzen seiner Monarchin, ohne an seinen eignen zu denken, und gerieth sogar in ihrem Dienst zum höchsten Grad der Dürftigkeit, da sie in einigen Jahren ihm seine Pension nicht richtig hatte bezahlen können, und ihm daher einige tausend Thaler schuldig geblieben war, welche er doch in der Folge erhielt.

Durch einen solchen ungeheuren Kostenaufwand brachte die Königin nicht allein eine sehr große, sondern weil der Aufkauf von gelehrten Männern geschah, auch eine unschätzbare Bibliothek zusammen, die nicht wie die Bibliotheken mancher Fürsten unbenutzt und ungebraucht einige Zimmer füllen, sondern der gelehrten Besitzerin selbst Vergnügen und Unterhaltung verschafte. Die alten Handschriften allein rechnete man an achttausend Stück. Mit dieser Büchersammlung war zugleich eine Sammlung von alten und neuen Werken der Kunst verbunden. Dahin gehören Bildsäulen, Gemälde, Münzen und verschiedenen Naturalien.

Christine hielt diese Stunden für die angenehmsten, welche sie in den Bibliotheksälen verweilen, die Werke der Alten studiren, die Antiken, Gemälde und andere Kunstwerke genau betrachten, und gleichsam in das Genie des

Künſtlers eindringen konnte. In zweifelhaften Fällen befragte ſie die Gelehrten und Künſtler, welche an ihrem Hofe lebten, die ſie mit Geſchenken überhäufte, und ſie gewiß noch weit anſehnlicher würde belohnt haben, wenn ihre eignen ökonomiſchen Umſtände einen gröſſern Aufwand verſtattet hätten.

Dieſe gelehrten Beſchäftigungen hinderten die Königin nicht, ihre Staats- und Reichsangelegenheiten zu beſorgen. Nachdem der Graf Magnus de la Gardie durch die Verläumdungen des Bourdelot in Ungnade gefallen war, ſchenkte ſie ihrem Großkanzler Oxenſtierna ein neues Zutrauen, und fragte ihn öfterer als ſonſt bey wichtigen Staatsgeſchäften um Rath. Allein ſo viel ſich auch der Großkanzler und ſelbſt der Reichsrath Mühe gab, die Wiedereinſetzung des Grafen de la Gardie in ſeine vorige Würde von der Königin zu erlangen, blieb ſie doch in dieſem Stück unerbittlich, ſo viel man auch that, die Unſchuld des in Ungnade gefallenen Staatsbedienten ihr darzuthun.

An die Stelle dieſes gefallenen Günſtlings trat ſehr bald — 1652 — ein anderer, nemlich der ſpaniſche Geſandte Pimentel, der durch die tiefſte Ergebenheit gegen die Königin, durch eine genaue Erforſchung ihres Karakters, ihrer Wünſche und Plane, ſehr ſchnell ſich in ihre Gunſt und Gewogenheit feſtſezte. Dieſer Geſandte wußte Chriſtinen ganz von Frankreich abzuziehen, und ſie auf die Seite Spaniens und des Kaiſers zu bringen. Da ſie ohne ihn nicht leben konnte, da er ſtets in ihrer Geſellſchaft war, und ſie beinah auf allen ihren Schritten begleitete, da ſie ſich ganz von ihm

lenken ließ, war es ihm, als einen schlauen Hofmann etwas leichtes, ihr die katholische Religion von einer Seite zu zeigen, die für sie reizend und glänzend seyn mußte. So wie diese ihre Anhänglichkeit zum spanischen Gesandten zunahm, vermehrte sich der Haß der Schweden gegen diesen Mann, von dem sie glaubten, und vielleicht auch nicht ohne Ursache glaubten, daß er ihrer Nation einen unwiderbringlichen Schaden brächte. Die Geschenke welche ihm die Königin reichen ließ, die Vertraulichkeit, welche sie öffentlich gegen ihn äußerte, alles dies regte [illegible] den Großen Neid und Haß gegen diesen königl. Liebling. Alles dies bestimmte Christinen, daß sie einen Mann, den sie wirklich liebte, noch in dem nämlichen Jahr zurück nach Spanien reisen ließ. Doch durch einen glücklichen oder unglücklichen Zufall bekam sein Schiff auf der See eine Oefnung, und es blieb ihm unter solchen Umständen weiter nichts übrig, als zurück nach Stockholm zu reisen, wo er noch ein halbes Jahr bei der Königin blieb.

Der dänische Graf Corfiz Ulfeld und der polnische Vicekanzler Radzieiowski, nahmen damals beide ihre Zuflucht zur Königin, und Pimentel suchte durch sein Vorwort sie bei seiner Gebietherin zu empfehlen. Die Schweden selbst hielten Ulfeld nicht für strafbar, daher konnte sich die Königin desto leichter für ihn bei seinem Hofe verwenden; auch für Radzieiowski legte sie eine Vorbitte ein, weil er die Ursache seiner Ungnade blos in dem unerlaubten Umgang des Königs von Polen mit seiner Gemahlin zu finden glaubte.

Der Graf von Montecuculi lebte damals in Stockholm als Kaiserlicher Gesandter, er kam auf Empfehlung des Piementel bei der Königin in Ansehen. Sie ertheilte ihm den von ihr 1631 gestifteten Amarantenorden. Merkwürdig ist es, daß die Ritter, auch das schöne Geschlecht bekam diesen Orden, sich bei der Aufnahme eidlich verbinden mußten, im ehelosen Stande zu bleiben, wenn sie noch nicht verheirathet waren, in dem Fall aber, wenn sie schon in der Ehe lebten, nach dem Tode ihrer Gemahlinnen sich nicht zum zweytenmal zu vermählen.

Der englische Gesandte Whitelock kam 1653 nach Stockholm, wo er von der Königin sehr gut aufgenommen wurde. Die Schweden waren gegen Cromwel, der unter dem Namen eines Protektors unumschränkt über England herrschte, nicht wenig erbittert, weil ihm am meisten die Hinrichtung Karls des Ersten zur Last gelegt wurde, die er doch so leicht hätte verhindern können. Daher wendete der Gesandte seine ganze Beredsamkeit an, der Königin zu zeigen, wie gerecht dies Verfahren der englischen Nation unter den damaligen Umständen wäre, und bemühte sich, sie dahin zu bringen, mit den Engländern, oder vielmehr mit Cromwel in ein Bündniß zu treten. Doch die Königin war eben so klug als vorsichtig, als daß sie sich sogleich hierüber hätte deutlich erklären sollen. Sie sprach mit dem Gesandten von Philosophie, Tanz und Lustbarkeiten, ohne ihm eine befriedigende Antwort zu geben. Erst als sie erfuhr, daß Cromwel vermöge seiner Klugheit sich gewiß behaupten würde, daß der Kardinal Mazarin selbst im Namen Frankreichs mit ihm

ein Bündniß geschlossen, trug auch sie kein Bedenken, den Wunsch des englischen Gesandten zu erfüllen. So sehr sie sich auch Karl des Zweiten angenommen, hielt sie es doch für rathsamer mit einem mächtigen Tyrannen in guten Verständniß zu leben, als einem unglücklichen Prinzen noch weiter beizustehen, für den sich vor der Hand keine günstigen Aussichten eröfneten.

Ein solches kluges Betragen ward mit Recht bewundert, und ihre Unterthanen schmeichelten sich, daß sie unter ihrer Regierung glücklicher werden würden, als unter einer der vorhergehenden. Man vergaß zwar die kleinen Fehler einer Königin, die zum Theil durch ihr Alter und Temperament sich entschuldigen liessen, und man erwartete von der Zeit, die alles verändert, daß diese Flecken nach und nach ganz verschwinden, und man sie im Glanz der reinsten Tugend erblicken würde.

Es könnte scheinen, als wenn ihre eignen Unterthanen ihr hätten schmeicheln und nicht die Wahrheit von ihrer Monarchin sagen wollen; allein man beträgt sich, auch Ausländer, die in der Nähe sie kennen zu lernen Gelegenheit hatten, fällen von ihr ebenfalls ein sehr günstiges Urtheil. Ebanut, französischer Gesandter am schwedischen Hof, schickte 1648 folgende Schilderung nach Paris, wovon ich nur einiges anführen will.

„Nach dem äussern zu urtheilen, denkt die Königin Christine erhaben von der Gottheit, und ist dem Christenthume aufrichtig ergeben. Alles was dem Evangelium nicht anpassend ist, hält sie für Träumereien, und kann es durchaus nicht leiden, wenn man die Lehre von der Gnade verläßt, um auf

gut heidnisch zu philosophiren. In Ansehung der Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken, äussert sie viel Mässigung; sie scheint überhaupt keinen grossen Gefallen an diesen Streitigkeiten zu haben und bekümmert sich auch weniger darum, als um die philosophischen Meinungen der Heiden und Juden. Bei ihrer Andacht äussert sie vornehmlich ein Vertrauen auf Gott, indem sie sich ganz auf seinen Schutz verläßt. Sie liebt nicht die ceremoniele Andacht, und beträgt sich in diesem Punkt etwas frei. Stets ihrem Geist gegenwärtig, äussert sie eine unglaubliche Liebe einer hohen Tugend, worin sie ihr höchstes Vergnügen sezt. Mit dieser rühmlichen Eigenschaft verbindet sie auch die nach Ruhm, und wünscht nichts sehnlicher, als Tugend und Ehre miteinander vereinigen zu können. Zuweilen gefällt es ihr, wie die Stoiker, von jener Erhabenheit der Tugend zu reden, welche unser höchstes Gut in diesem Leben ausmacht. Ueber diese Materie spricht sie mit einem bewundernswürdigen Nachdruck: wenn sie davon mit Personen redet, mit denen sie vertraut umgeht, und auf die eigentliche Würdigung kommt, wie man von allen menschlichen Dingen urtheilen muß, so ist es ein ungemein Vergnügen zu sehen, wie sie so wenig an ihre Krone denkt, sondern ohne Umstände sagt, die Tugend sei das höchste Gut, wonach alle Menschen, ohne Rücksicht des Standes streben müßten. Doch unter diesen Geständnissen vergißt sie nicht lange, daß sie Königin ist. — Wenn sie in ihrer Rathsversammlung ist, so fällt es ihren Staatsbedienten schwer, zu entdecken, auf welche Seite sie sich neige. Sie bewahrt treu das Geheimnis, läßt sich durch die Berichte, die man ihr mittheilt, nicht sogleich

einnehmen, und eben daher scheint sie es denen, die schnell etwas durchsehen wollen, mistrauisch zu seyn. Sie ist freilich etwas argwöhnisch, übereilt sich nie in ihren Urtheilen, sondern nimmt sich Zeit, die Wahrheit zu untersuchen, und vermuthet oft, daß man sie mit Argliſt hintergehen wolle. Allein eben diese Zurückhaltung hindert so wenig den Gang der Geschäfte, und sie hat den Vortheil, daß sie sich nie übereilt. Ihre eignen geheimen Staatsangelegenheiten theilt sie niemanden mit, allein in Ansehung der öffentlichen Staatsgeschäfte, welche das Wohl ihres Landes betreffen, berathschlagt sie sich mit ihren Räthen. Die Natur — fährt er fort, indem er auf ihre äusserlichen Gaben und auf ihre Lebensart zu reden kommt — versagt ihr keine von den Eigenschaften, welche einem jungen Herren Ehre machen würden. Sie ist unermüdet in der Arbeit auf dem Lande, sogar daß sie auf der Jagd zehn Stunden zu Pferde bleibt; weder Frost noch Hitze fallen ihr beschwerlich; ihr Essen ist ungekünstelt, schlecht zugerichtet, und ohne Leckerei. Niemand in Schweden versiehet vielleicht so gut, als sie, einen Haasen im Lauf mit einer Kugel nieder zu schiessen. Sie paradirt auf einem Pferde, ohne daß sie sich darauf etwas einbilden sollte. Mit ihrem Hofftauenzimmer läßt sie sich selten in Gesprächen ein, weil Uebungen und Staatsgeschäfte sie davon zurückhalten. Bei gewissen Gelegenheiten erscheinen zwar auch Frauenzimmer, allein sie läßt dieselben, nach der ersten Höflichkeit, in einem Winkel des Zimmers sieben, und unterredet sich lieber mit Mannspersonen. Wenn sie mit Personen zusammen kommt, von denen sie nicht viel lernen kann, bricht sie kurz ab, und spricht nicht mehr

mit ihnen, als was sie nothwendig mit ihnen zu sprechen hat. So wenig sie daher auch mit ihren Hofbedienten spricht, so sehr sind sie ihr doch von Herzen zugethan. Sie versteht nehmlich die Kunst, mit Sanftmuth zu ihnen zu reden, und sich freigebiger gegen sie zu betragen, als es die Staatseinkünfte erlauben. Sie findet ein grosses Vergnügen daran, sie höflich durchzuziehen, ohne sie jedoch zu beleidigen, indem ihr Witz nicht beissend, sondern sehr fein und treffend ist. Besser wäre es aber in jedem Fall, wenn sie diesen Spott unterliesse, weil doch diejenigen, welche verspottet werden, in der Vermuthung stehen, dass man sie verachten wolle. Doch nur selten erlaubt sie sich solcher Satyren, indem ihre Geschäfte und ihr Studiren ihr nur wenig Zeit übrig lassen, die sie auf solche Scherze verwenden könnte. Mit ihrer Zeit ist sie sehr haushälterisch, indem sie gewöhnlich nur fünf Stunden schläft. Weil diese kurze Zeit nicht hinreichend ist, ihre Kräfte zu erhalten, pflegt sie, vornehmlich im Sommer, gewöhnlich noch eine Stunde nach Tische zu schlafen. Mit ihrem Anzuge und Putze bringt sie nur eine kurze Zeit zu, und ihre Toilette ist sehr bald gemacht. Sie ist gewöhnlich in einer Viertelstunde völlig angekleidet; blos an feierlichen Tagen wird auf den Anzug etwas mehr Zeit verwendet: gewöhnlich lässt sie ihr Haar glatt aufkämmen und ein Band darum flechten. Diese nachlässig herunterhangende Haare kleiden sie sehr gut. Um die Erhaltung der Schönheit ihres Gesichts ist sie so wenig bekümmert, dass sie im Wind und Regen, in der Sonnenhitze in der Stadt mehr als auf dem Lande, frei und unbedeckt ist. Zu Pferde pflegt sie, selbst bei der schlimmsten

Witterung weiter nichts, als einen Hut mit Federn aufzuſetzen. Ein Fremder würde ſie wahrlich in ihrer ungariſchen Kleidung, die ſie auf der Jagd zu tragen pflegt, für keine Königin halten. Man kann ihr allerdings dieſe geringe Sorge für ihre Perſon zum Fehler anrechnen, weil ſie dadurch ſehr leicht ihre Geſundheit einer Gefahr bloßſtellen könnte. Ehre und Tugend ſind die Haupttriebfedern, welche ihre Handlungen beſtimmen. Sie ſucht weit mehr Vergnügen darin, ihren Namen durch außerordentliche Verdienſte, als durch Eroberungen berühmt zu machen; indem ſie ihren Ruhm mehr ſich ſelbſt, als der Tapferkeit ihrer Unterthanen verdanken will."

Der P. Mannerſchied, Beichtvater des Geſandten Pimentel, machte ſeinem Hofe folgende Schilderung von der Königin Geſtalt: „Ihre Leibeslänge iſt etwas unter dem Mittelmäßigen; ſie hat eine breite Stirne, groſſe und feurige Augen, einen ſehr angenehmen Blik, eine Habichtsnaſe, einen kleinen und artigen Mund." Nun etwas aus ihrem Privatleben, nach der Schilderung dieſes Geiſtlichen: „Sobald ſie aufgeſtanden iſt, beſchäftigt ſie ſich fünf Stunden mit dem Leſen verſchiedener Schriften. Offene Tafel zu halten, iſt für ſie eine Qual. Gewöhnlich bleibt ſie nur eine halbe Stunde bey der Tafel ſitzen. Sie trinkt blos Waſſer, unbekümmert um ihre Küche, ißt ſie alles, was man ihr vorſetzt. Sie rühmt ſich, den Tod nicht mehr zu fürchten, und erklärte ſich öfters, daß ſie ohne die mindeſte Unruhe in der Welt lebe, weil ſie nicht wüßte, wodurch ihre Gemüthsruhe geſtört werden ſollte. Der Morgen iſt für die Staatsangelegenheiten beſtimmt, und ſie wohnt regelmäßig den Sitzungen des Staatsraths bey,

und läßt sich sogar durch kein Aderlaß, durch kein Fieber davon abhalten. Alle öffentliche Angelegenheiten gehen alle durch ihre Hände. Die fremden Gesandten werden an keinen Staatssekretär gewiesen, sondern betreiben ihre Unterhandlungen mit der Königin selbst. Sie beantwortet die Reden, welche die fremden Minister an sie halten selbst, und es ist gewiß ein grosser, würdiger Anblick, wenn man die grossen Schweden, die tapfern Krieger und Vertheidiger ihres Vaterlandes, die in Deutschland solche Wunder thaten, in der Gegenwart ihrer Königin verstummen siehet. Die Königin liebt alle Nationen, indem sie die Tugend überall hochschätzt, wo sie dieselbe antrift. Die Gesetze der Gerechtigkeit beobachtet sie heilig. Sie pflegt zu sagen: Sie habe nur selten Verbrechern, die den Tod verdient hätten, das Leben geschenkt; aber Thränen pflege sie immer über den zu vergiessen, dem sie nach den Gesetzen die Todesstrafe zuerkennen müßte. Sie hält ihr Versprechen unverbrüchlich. Ihre Urtheile über verschiedene Dinge sind unvergleichlich und treffend." Dieser katholische Geistliche bedauert weiter nichts, als daß die Königin nicht der wahren, römisch-katholischen Religion zugethan wäre. Er sezt hinzu, daß mit der Veränderung der Religion der Königin, auch zugleich die Niederlegung ihrer Regirung verbunden wäre; indem die Reichsgrundgesetze des Königreichs Schweden es verlangten, daß das Oberhaupt derselben der einmal im Reich eingeführten Religion zugethan seyn müßte.

Diese Zeugnisse der Fremden an Christinens Hof beweisen wenigstens, welche Achtung und Liebe sie sich bey jedem zu erwerben gewußt, wie sehr sie die Kunst ganz in ihrer

Gewalt gehabt, dem Hohen und Niedern Ehrfurcht und Liebe einzuflößen. Allein sie verdient billig einen Platz unter den guten Regenten, indem sie bei allen ihren Fehlern, doch überwiegend mehr Gutes, wenn auch nicht ihrem eignen Vaterlande, doch den Protestanten in Deutschland erwiesen hat. Es war bey einer ältern Regierung sicher zu erwarten, daß sie die Ursachen der Unzufriedenheit ihrer Unterthanen über sie, wo nicht völlig aufgehoben, doch wenigstens vermindert haben würde. Allein sie begann freiwillig eine ganz neue Laufbahn, verließ den glänzenden Thron mit aller seiner Herrlichkeit, that Verzicht auf Macht und Herrschaft, und zog sich zurück in ein ruhiges Privatleben, wo sie in dem stillen Genuß einer philosophischen Muße, im vertrauten Umgang mit den Wissenschaften und Künsten, ihre ganze Glückseeligkeit zu finden hoffte.

Im Februar des Jahres 1654 berief die Königin die Mitglieder des Reichsraths nach Upsal, und machte ihnen ihren Entschluß bekannt, daß sie nach wiederholter Ueberlegung entschlossen sei, die Regierung nieder zu legen, und die Krone an den Prinzen von Schweden abzutreten. Die Reichsräthe thaten ihr möglichstes, ihre Königin von diesem Entschluß abzubringen. Und der Großkanzler Oxenstierna trug kein Bedenken, der Königin geradezu ins Gesicht zu sagen, daß ihr Leser Entschluß, noch ehe drei Monate verflossen wären, gewiß gereuen würde. Selbst Karl Gustav, ihr Nachfolger bemühete sich, sie auf andere Gedanken zu bringen, weil er eben das vermuthete, was der Großkanzler ihr freimüthig gesagt hatte.

Da sie aber demungeachtet standhaft auf ihren Vorsatz beharrte, kamen im May die Reichsstände in dieser Rücksicht in Upsal zusammen, um bei dieser wichtigen Angelegenheit das Nöthige zu verabreden, nachdem sie nochmals, aber vergebens, einen Versuch gemacht, ihre Königin von diesem Entschluß abzubringen. Sie erklärte sich nemlich in einer Rede, daß dies einmal ihr fester Wille wäre. Es wurden ihr hierauf zweimal hundert und vierzigtausend Reichsthaler jährliche Einkünfte bewilligt, und ihr sogar freygestanden, dieselben auch ausser Schweden, wo sie nur wollte zu verzehren. In Ansehung ihrer Person wurde ihr verstattet, frey und ganz nach ihrem Gefallen zu leben, ohne jemanden unterworfen zu seyn, oder nöthig zu haben, irgend Einem von ihren Handlungen Rechnung abzulegen zu dürfen.

Am 16ten Junius 1654 legte sie hierauf feierlich im Reichsrath die Regierung nieder. Von da gieng sie im königlichen Schmuck in die Versammlung der Reichsstände. Es wurden beide Urkunden, sowohl von ihrer Abtretung der Krone, als von der Uebergabe derselben an den Prinzen Karl öffentlich vorgelesen, und dabei die Ceremonie beobachtet, daß der Königin, auf ihren eignen Geheiß, ihr königlicher Schmuck abgenommen wurde. Hierauf hielt sie eine rührende Rede an die Stände, worin sie zeigte, wie viel ihr Vater zum Besten des Reichs gethan, und wie sehr sie sich bemüht habe, zum Wohl desselben alles beizutragen, so viel in ihrem Vermögen gestanden. Sie empfahl den Prinzen Karl Gustav den Ständen, als einen vortreflichen Regenten, unter dessen Regierung die schwedischen Unterthanen

gewiß glücklich leben, und ihm auch den gebührenden Gehorsam gern leisten würden.

Die ganze Versammlung ward hierdurch bis zu Thränen gerührt. Die Rede der Königin ward von Rosenhane im Namen der Stände beantwortet, und die Sprecher der Stände küßten Christinen hierauf kniend, gleichsam zum Abschiede, die Hand. Mit eben so vielem Anstande als Beredsamkeit redete hierauf die Königin den künftigen Thronfolger, den Prinzen Karl Gustav, an. Sie stellte ihm die großen schwedischen Könige seine Vorgänger, als Beispiel der Nachahmung auf, und erklärte öffentlich, daß sie ihn blos wegen seiner Verdienste, nicht aber wegen seiner Verwandtschaft mit ihr, zum Nachfolger gewählt habe. Sie empfahl ihm besonders ihre Mutter — so wenig sie sich sonst um dieselbe zu bekümmern pflegte —, empfahl seiner Freundschaft und Liebe die Stände und Reichsräthe, und äusserte ein Vertrauen in seiner Klugheit, daß er mit der ganzen Zufriedenheit seiner Unterthanen das Schwedische Reich regieren würde.

Der Prinz bat sie jezt noch einmal, den Thron wieder einzunehmen, den sie so eben verlassen wollte; und nachdem sie ihren Entschluß nicht verändern wollte, führte er sie zurück in ihr Zimmer. An dem nämlichen Tage ward der Prinz gekrönt, allein bei weitem nicht mit der Pracht, als die Königin Christine, indem diese die kostbarsten Geräthschaften der Krone, deren Werth man auf anderthalb Millionen Thaler schäzte, bereits fortgeschafft hatte. Es gieng so

weit, daß man sogar die Tapeten borgen mußte, womit man das Schloß und die Kirche verzieren wollte.

Christine ließ sich gleich nach Niederlegung der Regierung merken, daß sie willens sei, Schweden zu verlassen. Und weil sie vorzüglich von Seiten des Bauerstandes große Schwierigkeiten fand, stellte sie sich, als wenn sie blos willens wäre, nach Spaa ins Bad zu reisen. Es wurden zwölf Kriegsschiffe ausgerüstet, um die Königin nach Deutschland überzuführen. Allein dieser große Aufwand war vergebens, indem sie ganz unerwartet erklärte, sie wäre willens durch Dänemark zu reisen. Auch dieser ihr Wunsch ward erfüllt. Der König beschenkte sie vor ihrer Abreise nicht blos mit allen seinen kostbaren Mobilien, welche er auf seinem Schloß in Oeland gehabt hatte, sondern noch überdies mit funfzig tausend Thalern, und mit einem diamantenen Schmuck, der an sieben und dreißigtausend Thaler geschäzt wurde. Die Königin legte bei ihrer Abreise Mannskleider an, um ohne allen Zwang reisen zu können. Als sie an die damalige schwedische Grenze kam, wo ein kleiner Bach Schweden von Dänemark schied, sprang sie voller Freude aus ihrem Wagen und über den kleinen Bach herüber, indem sie sagte: „Gott Lob! nun bin ich endlich einmal frei und ausser Schweden, wohin ich nie zurück zu kehren gedenke."

Im Julius kam sie in Hamburg an, wo sie zwar dem öffentlichen Gottesdienst beiwohnte, allein mit einem Leichtsinn, der nur zu sichtbar in die Augen fiel, indem man sogar auf dem Stand wo sie gesessen, Virgils Gedichte fand, worin sie während der Predigt gelesen hatte. Man sprach

in Schweden ziemlich laut davon, daß sie willens sei, ihre Religion zu verändern, und wenn dieser Fall wirklich eintreten sollte, verlangte die schwedische Geistlichkeit, daß man alsdenn ihr nicht weiter ihre Pension auszahlen sollte. Doch da der König einmal erklärt hatte, daß er sich nicht weiter um ihr Betragen bekümmern wollte, gab er nicht zu, daß hierüber etwas zu ihrem Nachtheil beschlossen ward. Christine gieng hierauf durch Westphalen, über Holland, nach Antwerpen, wo sie von dem damaligen Gouverneur der Spanischen Niederlande, Leopold Wilhelm, Erzherzog zu Oestreich, völlig ihrem hohen Stande gemäß empfangen und bewirthet wurde. Ihren prächtigen Einzug in Brüssel hielt sie den 23sten December 1654, und den folgenden Tag bekannte sie sich in dem innern Gemach des Erzherzogs insgeheim zur römischkatholischen Religion. Der Dominikaner Pater Gnemes, der vorher bei dem Gesandten Pimentel in Schweden Sekretär gewesen war, nahm in Gegenwart des Erzherzogs, des Grafen Fuensaldagna, des Gesandten Pimentel, des Grafen Montecuculi und des Staatssekretär Navarra, das Glaubensbekenntniß von ihr an.

Wie war es möglich — muß hier jeder Kenner des menschlichen Herzens, und jeder seiner Beobachter des geheimen Ganges der Gesinnungen ausrufen — daß eine so kluge und gelehrte Prinzessin, welche mit den geschmackvollsten Schriften und Kunstwerken der Griechen und Römer so vertraut war, und die durch den Umgang mit so vielen gelehrten Männern ihren Verstand noch mehr ausgebildet, und sich so mannigfaltige Kenntnisse erworben hatte, einen solchen

Schritt thun konnte? Es kann seyn, daß die Jesuiten, welche Mittel fanden, sich an ihrem Hof einzuschleichen, ihr die katholische Religion von einer schönen Aussenseite vorzustellen, und mancherlei irdische Vortheile ihr vorzuspiegeln gewußt haben, wenn sie sich zu der Annahme derselben entschliessen könnte. Ueberhaupt liegt in diesem Punkt die Wahrheit hinter einem dicken Schleier verborgen, und man weiß es nicht bestimmt, wie man zuerst Gelegenheit gefunden, ihr die katholische Religion annehmbar vorzustellen. So viel ist aber gewiß, daß Bourdelot ihr zuerst Gleichgültigkeit gegen die Religion überhaupt einzuflößen wußte; und dann war denn freilich der Uebergang zu jeder andern Religion leicht, vornemlich zur katholischen, welche ganz dazu gemacht zu seyn scheint, die Sinne zu berauschen. Unter den geheimnisvollsten Ceremonien, mit großer Pracht verbunden, fühle sich der Geist gleichsam über das Irrdische erhaben, und unter Begleitung einer harmonischen Musik, wird es wie in eine andere Welt versetzt.

In Brüssel hielt sich Christine bis im September 1655 auf, und reißte dann nach Inspruck, wo sie im November ankam. Der Pabst, der sich ganz die Bekehrung einer so großen Königin zueignete, machte den Cardinälen in einem Konsistorium die baldige Ankunft der Königin in Rom bekannt. Indessen war des Pabsts Protonotarius, der Domherr und Aufseher der vatikanischen Bibliothek, Lucas Holstenius, bereits nach Inspruck abgegangen, vor demselben die Königin ihr Glaubensbekenntnis ablegen sollte. Diese Feierlichkeit geschah den dritten November in der Kathedralkirche.

Nachdem ſie vor dem Hochaltar niedergekniet, hielt der päbſtliche Legat eine kurze Rede an ſie, worauf ſie das in lateiniſcher Sprache abgefaßte Glaubensbekenntniß, ſo, wie man es ihr vorſagte, vermutlich nachſprach, und hierauf von dem Legaten von dem Kirchenbann losgeſprochen wurde. Die Königin küßte hierauf dem Legaten die Hand, hörte das Hochamt und eine Predigt mit an, nach deren Endigung funfzig Kanonen abgefeuert wurden. Den Abend wurde eine Oper geſpielt und ein Feuerwerk gegeben.

Wenn es wahr iſt, wie es wenigſtens Chevreau verſichert, daß die Königin zu denen, die ſie in die Oper begleitet, geſagt haben ſoll: „Es iſt nicht mehr als billig, meine Herren, daß Sie mir eine Komödie ſpielen laſſen, nachdem ich Ihnen heute ein Poſſenſpiel gegeben habe," ſo beweiſet nichts mehr den Leichtſinn der Königin als dieſe freie Erklärung. Nachdem Chriſtine in Loretto geweſen, und dem dortigen Marienbilde eine Krone von ſehr großem Werth verehrt hatte, kam ſie den 19ten December in Rom an, wo ſie prächtig empfangen wurde. Man wieß ihr erſt Zimmer in dem päbſtlichen Pallaſt an, hernach wurde ihr aber der farneſiſche Pallaſt zur Wohnung eingeräumt. Gerade an dem Weihnachtsfeſt empfieng ſie in der vatikaniſchen Kirche vom Pabſt die Firmelung, die Kommunion und den Segen. Bei der Firmelung gab ihr der Pabſt den neuen Namen: Chriſtina Maria Alexandra, da ſie vorher Chriſtina Guſtava geheißen.

Der Pabſt machte während der Anweſenheit der Königin in Rom einen ſehr großen Aufwand und die reichſten Lö-

mischen Familien suchten sich darin zuvor zu thun. Dies geschah nicht sowohl der Königin zu Ehren, als vielmehr darum, andere protestantische Fürsten aufzumuntern, dem Beispiel der Königin von Schweden zu folgen. Die Römer bewunderten Christinens Witz und Verstand, und ihre ausgebreiteten Kenntnisse. Aber man nahm es ihr übel, daß sie sich nicht anständig genug beim öffentlichen Gottesdienst betrug, und sogar während desselben mit den Kardinälen laut sprach, und auf eine ausgelassene Art lachte. Man machte in Rom Satyren auf sie, und ihre Leute, die sie aus ihrem Dienst fortjagte, sagten viele nachtheilige Sachen von ihr aus.

Dies und vielleicht noch manche andere Ursachen bestimmten sie, Rom zu verlassen, und nach Frankreich zu reisen. Im September 1656 kam sie zu Fontainebleau an, wo sie der Königin vorgestellt wurde. Einige Tage nachher hielt sie in Mannskleidern zu Pferde einen öffentlichen Einzug in Paris, der an Pracht und Glanz wenig seines Gleichen gehabt hat. Es wurden ihr viele Gedichte in lateinischer Sprache übergeben, und überhaupt suchten alle Gelehrte auf irgend eine Art ihr ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Der Hof hielt sich damals zu Compiegne auf, wohin sich Christine ebenfalls begab. Auf dem Wege dahin empfieng der Cardinal Mazarin Christinen zu Chantilly. Er stellte ihr den König und seinen Bruder, als zwei Herren vom hohen Adel vor; doch da sie deren Bildnisse bereits öfters in Paris gesehen hatte, erkannte sie dieselben sogleich. Der König unterhielt sich mit ihr auf eine Art, daß sie mit ihm vollkommen zufrieden war. Anfänglich schien sie etwas zurückhaltend zu seyn, doch

nach einigen Tagen gab sich diese Schüchternheit. Sie begleitete den König auf eine wilde Schweinejagd, und sah im Jesuiterkollegium eine Tragödie vorstellen; ob sie gleich an dem ersten Vergnügen wenig Wohlgefallen bezeugte, und sich über das Trauerspiel der Jesuiten aufhielt.

Im September des Jahres 1656 reißte sie nach Italien zurück, und weil damals in Rom die Pest wüthete, hielt sie sich meistentheils zu Pesaro auf. Doch Frankreich hatte für Christinen zu viel Reize, daß sie im September des folgenden Jahres dahin zurück kehrte. Unter dem sonderbaren Vorwande, den König auf einem Ballet tanzen zu sehen, machte sie die Reise nach Frankreich; allein der Kardinal Mazarin besorgte nicht ganz ohne Grund, daß sie blos darum gekommen wäre, einen Frieden zwischen Spanien und Frankreich zu vermitteln. Im Oktober dieses Jahres ließ sie ihren Oberstallmeister den Marquis Monaldeschi, wegen Argwohn der Untreue und der Verrätherei hinrichten, ohne auf die vielfältigen Vorbitten Rücksicht zu nehmen, die zur Erhaltung seines Lebens ihr überreicht wurden. Ganz unschuldig war er in keinem Fall, doch ist es eine andere Frage, ob diese Strafe seinem Verbrechen angemessen war.

Sie wurde indessen von dieser Zeit, ziemlich kalt an dem französischen Hof behandelt. Es wurden ihr, da sie von Fontainebleau nach Paris zurückgekehrt war, einige Zimmer in dem Pallast des Kardinals Mazarin eingeräumt, damit sie es merken sollte, daß man es gern sähe, wenn sie Paris bald verlassen würde. Man bewunderte Christinen nicht mehr so stark, als anfänglich, weil der Reiz der Neuheit ver-

ſchwunden war, und ſie merkte es nur zu deutlich, daß es dem franzöſiſchen Hofe lieb ſeyn würde, wenn ſie bald einen andern Wohnort wählte.

Ganz unerwartet und gewiß ohne dabei politiſche Umſtände zu Rathe zu ziehen, fiel ſie darauf, den Protektor Cromwel in England zu beſuchen. Es war zu erwarten, daß ihr Beſuch gewiß ausgeſchlagen werden mußte, indem er als ein erklärter Feind der römiſchkatholiſchen Religion, unmöglich mit Wohlgefallen eine Königin in ſeinem Reich und ihm zur Seite ſehen konnte, welche die proteſtantiſche Religion abgeſchworen, und die katholiſche auf eine ſo feierliche Art angenommen hatte. Cromwel, der feinſte Hofmann ſeines Zeitalters, empfieng die Abgeſandten der Königin mit der größten Höflichkeit, und wußte ſie durch lange und gekünſtelte Reden von dem Hauptpunkt abzubringen, ſo daß ſie zurück reißten, ohne den Zweck ihrer Geſandſchaft erfüllen zu können.

Weil Chriſtine ihre Abſicht nicht erreichte, reißte ſie — im Maymonat 1658 — nach Rom zurück, nachdem ſie von dem Kardinal Mazarin eine anſehnliche Geldſumme, als Rückſtand der franzöſiſchen Hülfsgelder an Schweden, bekommen hatte. Doch dieſe Summe war immer nach Verhältniß ihrer beſtimmten Einkünfte ſehr geringe, welche wegen des ſchwediſchen Krieges nicht regelmäßig eingeſchickt wurden. Sie nahm daher zu dem Wiener Hof ihre Zuflucht, dem ſie durch den Grafen Sentinelli den Antrag thun ließ, daß er ihr vier und zwanzigtauſend Mann unter den Befehlen des Montecuculi überlaſſen möchte, um damit Pommern zu er-

obern, deſſen Einkünfte ſie ſich auf Lebenszeit ausbedung, dafür denn aber auch nach ihrem Tode dieſe Provinz an das deutſche Reich fallen ſollte.

Schon waren die Unterhandlungen in dieſer Sache ſehr weit gediehen, als die Königin ſie mit einem mal abbrach, weil der Pabſt Alexander VII. ihr einen jährlichen Gehalt von zwölftauſend Scudi anwies, und den Kardinal Azzolini zu ihrem Oberhofmeiſter ernannte. Doch gab ſie deßhalb die Hofnung noch nicht auf, ihre rückſtändigen Forderungen und jährlichen Einkünfte von Schweden beizutreiben, vielmehr ſchickte ſie ihren Sekretär Daviſſon in dieſer Rückſicht nach Stockholm, der aber wenig oder nichts zu ihrem Vortheil ausrichten konnte. Nach dem Tode des Königs Karl Guſtav — 1660 — entſchloß ſie ſich daher, ſelbſt nach Schweden zu reiſen, und ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Als ſie auf dieſer Reiſe im Auguſt nach Hamburg kam, erfuhr ſie ſchon, daß man ihre Ankunft in Schweden eben nicht gern ſehen würde, indem man es ſich ziemlich laut ſagte, daß ſie damit umgienge, den ſchwediſchen Thron wieder zu beſteigen. Sie wurde zwar, ſobald ſie in Schweden ans Land getreten war, von dem Hofmarſchall Linde im Namen des Königs empfangen; doch ließ ſich derſelbe es ganz deutlich merken, daß ſie ihre Reiſe nach Stockholm nicht fortſetzen möchte. Dieſe Warnung, die noch dazu mit einer Drohung begleitet ward, trieb die Königin nur noch mehr an, ihre Reiſe zu beſchleunigen.

Sie erſchien in Stockholm, wo man ſie mit königlicher Pracht empfieng, und ihr die nämlichen Zimmer einräumte,

die ſie vorher bewohnt hatte. Sie drang hierauf auf die richtige Abtragung ihrer Einkünfte, welche ihr nach vielen dagegen gemachten Einwendungen, weil ſie zur römiſchkatholiſchen Religion übergetreten ſei, doch endlich bewilligt wurden. Allein das konnte man ihr nicht vergeben, daß ſie gleich nach ihrer Ankunft in die Reſidenz in ihrer Kapelle täglich Meſſe leſen ließ. Sie machte, im Fall der junge König, der damals erſt vier Jahr alt war, ohne Erben ſterben würde, aufs neue Anſpruch auf die Krone; allein man zwang ſie, daß ſie eine neue Entſagungsurkunde ausſtellen mußte. Mißvergnügt daß ſie auch keinen einzigen von ihren Planen durchſetzen konnte, reißte ſie im May 1661 von Schweden wieder ab, und blieb beinah ein ganzes Jahr in Hamburg.

In der Mitte des Jahrs 1662 traf ſie wieder in Rom ein, nachdem ſie vorher in Hamburg ſo glücklich geweſen war, den berühmten Peter Lambicius zur Annahme der katholiſchen Religion zu bewegen, ſo wenig auch ſonſt ihre Projekte gelingen wollten, in Schweden und Dänemark und ſelbſt in Hamburg den Katholiken die freie Religionsübung zu verſchaffen. Zum Regieren gewöhnt, mochte ſie ſich gern in politiſche Händel miſchen, und trug mehrern europäiſchen Fürſten die untereinander Streitigkeiten hatten, ihre Vermittelung an, die ſelten dem davon erwarteten Erfolg verſprach. Sie fühlte jetzt mehr als jemals, wie thöricht ſie gehandelt, freiwillig einen Thron verlaſſen zu haben, zu deſſen Beſitz ſie nie wieder gelangen konnte, ob ſie ſich gleich immer von Zeit zu Zeit ſchmeichelte, daß günſtigere Umſtände ihr dazu

einmal noch Hofnung geben könnten. Sie fühlte zu sehr, wie viel sie verloren hatte, indem sie selbst sagte: „Eine Königin ohne Land gleicht einer Gottheit ohne Tempel, der man dann nicht weiter Gebete und Opfer darbringt.“ Nach langen Unterhandlungen bewilligte ihr endlich der Reichsrath, daß wenn sie nach Schweden zurückkommen wollte, ihr frei stehen sollte, nach ihrer Art ihren Gottesdienst zu beobachten, jedoch nicht öffentlich. Im Jahr 1666 kam die Königin wieder nach Hamburg, um Schweden näher zu seyn, weil sie von hieraus ihre Streitigkeiten mit dem Reichsrath schneller zu beendigen glaubte, und weil sie vielleicht auch willens war, noch einmal nach Schweden zu reisen, um noch einen lezten Versuch zu machen, zu dem Besitz einer Krone wieder zu gelangen, deren Abtretung ihr bald nach diesen unüberlegten Schritt leid war.

Von Hamburg aus machte sie wirklich eine zweite Reise — 1667 — nach Schweden, die aber nicht ganz nach ihrem Wunsch ausschlug. Sie kam aber nicht weiter, als bis Nordköping, ob man gleich bereits alle Anstalten zu ihrem Empfange in Stockholm gemacht hatte. Sie erlangte von dem Reichsrath wenigstens so viel, daß ihr und ihrem Gefolge eine freie Religionsübung verstattet würde, wo sie sich in Schweden niederlassen wollte, auch sollten ihr ausser ihren bestimmten jährlichen Einkünften jährlich funfzigtausend Thaler ausgezahlt werden, damit auf die Art nach und nach die noch restirenden Schulden getilgt werden könnten.

Da auch diese Reise nicht nach ihren Erwartungen ausgefallen war, reißte sie nach Hamburg zurück. Hier feierte sie die Thronbesteigung Clemens des Neunten, mit dem sie als Kardinal in dem freundschaftlichsten Vernehmen gestanden, auf eine Art, die für die Hamburgischen Einwohner allerdings anstößig seyn mußte. Sie ließ dem Pabst zu Ehren ein Feuerwerk abbrennen, ihren Pallast erleuchten, der mit dem Namen und Wapen des Pabsts verziert war. Unter andern Vorstellungen bei dieser Illumination ward das Bild der Kirche im bischöflichen Ornat dergestalt vorgestellt, wie es die Ketzerei mit Füssen trat, und eine Hostie, welche von den Engeln angebetet ward. Die Matrosen, welche durch die Wohlthätigkeit der Königin an diesem feierlichen Tage reichlich mit Wein waren traktirt worden, den Christine aus 2 Brunnen springen ließ, traten jetzt auch hinzu, dies neue ungewohnte Schauspiel zur Ehre des Pabstes zu sehen, und berauscht vom Wein, fanden sie manche Vorstellungen und Sinnbilder nach ihrem lutherischen Glauben für kezzerisch, daß sie uneingedenk der Wohlthaten, die sie so eben genossen hatten, mit Steinen nach dem Pallast der Königin warfen, und Miene machten zu stürmen. Die Bedienten der Königin glaubten den Pöbel zu vertreiben, wenn sie blind unter denselben schössen, da er eben hierdurch nur noch erbitterter ward, und mit brennenden Strohwischen den königlichen Pallast anzustecken drohte, gebrauchte die Dienerschaft der Königin ebenfalls Ernst und fiengen an, unter das Volk Feuer zu geben, wodurch einige getödtet, andere verwundet wurden. Die Königin entkam, da der Pöbel bei der gebrauchten Ge-

walt nur noch erbitterter ward, mit genauer Noth, durch eine Hinterthüre, in die Wohnung des französischen Gesandten Terlon. Durch die getroffenen Anstalten von Seiten der Obrigkeit ward endlich der Pöbel auseinander gejagt und zur Ruhe gebracht. Die Königin ließ unter die Verwundeten zweitausend Thaler austheilen, und eine Nachricht von diesem ganzen Vorfall öffentlich bekannt machen.

Indessen hatte Johann Casimir die polnische Krone niedergelegt, weil er es müde war, die Regierung mit so vielem Verdruß fortzuführen. Christine, bei der die Neigung zu herrschen, nichts weniger als abgenommen hatte, befand sich auch unter den Bewerbern um diese vakante Krone. Sie glaubte, daß der Prior Hacki vom Cistercienser-Orden, der von Geburt ein Pole war, am meisten zu ihren Absichten beförderlich seyn würde. Sie glaubte ihre Sache keinem besser anvertrauen zu können, als dem Pabst und dessen Nuntius und sie wußte ihre Nebenbuhler so ins Dunkel zu stellen, daß es ganz das Ansehen zu haben schien, als wenn sie ihren fein angelegten Plan glücklich ausführen würde. Ja sie schien sogar die beiden Einwendungen in Betreff ihres Geschlechts und ihres ehelosen Lebens mit Zufriedenheit zu beantworten; indem sie wegen des ersten Einwandes mehrere Beispiele aus der polnischen Geschichte anführte, wo auch Prinzessinnen den Thron bestiegen. Diese waren freilich immer vermählt gewesen, allein sie glaubte, daß bey ihr eine Ausnahme statt finden könnte, indem sie bereits ein mächtiges Reich mit Zufriedenheit regieret, und jezt bey einem gesetztern Alter

weit mehr Kraft dazu fühlte. Dem Nuntius gab ſie die geheime Inſtruktion, daß wenn ihr eheloſer Stand das einzige Hinderniß ſeyn ſollte, er den Magnaten die Hofnung machen könnte, ſie würde durch Bitten des Pabſts und durch Zureden von ihrer Seite, ſich zu einer Vermählung mit einem Fürſten gewiß bereden laſſen. So ſehr ſich auch der Pabſt Mühe gab, durch ſeine Empfehlung ihr die meiſten Stimmen zu verſchaffen, war deſſen und ſeines Nuntius Bemühen völlig vergebens, und die Polen wählten 1669 einen gewiſſen polniſchen Herrn, Michael Coribut von Wiesnowicky zu ihrem König.

Da Karl XI. 1672 die Regierung wirklich antreten ſollte, ſchickte Chriſtine den Marki del Monte, ihren erſten Kammerherrn, als auſſerordentlichen Geſandten nach Stockholm. Er ſollte vornemlich auf die Beſtätigung und Erfüllung des Reichstagſchluſſes vom Jahr 1668 in Anſehung der ihr und ihrem Gefolge zugeſtandenen freien Religionsübung in Schweden dringen. Auch hatte er Vollmacht bekommen, wie er ſich in Abſicht ihren alten Forderungen zu verhalten hätte, und auf welche Art dieſe rückſtändigen Geldſummen am beſten abgetragen werden konnten. Chriſtine erhielt beinah alles, was ſie für ſich begehrte; allein in Anſehung der politiſchen Angelegenheiten, war ſie nicht ſo glücklich, und ihre Vorſchläge, weil ſie den Pabſt mit einmiſchte, wurden verworfen.

Aeuſſerſt kränkend mußte es für Chriſtinen ſeyn, daß der junge König von Schweden ſich durch Frankreichs Geld und Liſt zum Krieg gegen Holland verleiten ließ, woraus ein be-

ſonderer Krieg mit Brandenburg, und denn hieraus mit dem deutſchen Reich und mit Dänemark entſtand. Weil bey dieſer Gelegenheit ihre Ländereien von den Feinden verwüſtet wurden, verlor ſie einen groſſen Theil ihrer jährlichen Einkünfte, und die auſſerdem für ſie beſtimmten Gelder, wurden ihr ebenfalls nicht ausgezahlt, weil man ſie nöthiger zur Beſtreitung der Kriegeskoſten gebrauchte. Umſonſt flehete ſie in dieſer Noth den Kaiſer um Hülfe an, der ihr ſogar einen Sicherheitsbrief zu einer Reiſe nach Hamburg verſagte.

Da von dieſer Seite keine Hülfe zu erwarten war, wandte ſie ſich an den Franzöſiſchen Hof. Sie that durch den Kardinal von Bouillon dem Hof Vorſchläge, wie es anzufangen ſey, daß ihre jährlichen Einkünfte von zweymalhunderttauſend Thaler, von den franzöſiſchen Hülfsgeldern abbezahlt werden könnten, und ihre übrigen Forderungen, die über neun Millionen Thaler geſtiegen waren, ebenfalls bewilligt würden. Indeſſen hatten ſich die Angelegenheiten von Schweden durch die Siege des Königs über die Dänen, eine ſo vortheilhafte Wendung genommen, daß in dem Frieden zu Nimegen Schweden ſeine verlorne Länder in Deutſchland beinah ganz wieder erhielt. Von dieſer Zeit erhielt die Königin ihre Einkünfte von Schweden richtiger.

Chriſtine hatte den Charakter faſt aller Proſeliten angenommen, die von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Religion übergehen. Auch ſie war eifrig in ihrer Religion, und ſuchte mehrere Proſeliten zu machen, worunter ich nur den vorher

ſchen genannten Lambecius und die berühmte Madam Dacier, nebſt ihrem Gemahl nennen will. Allein ſo gern ſie es auch ſah, daß recht viele in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche aufgenommen werden möchten, ſo mißbilligte ſie doch die bekannte Aufhebung des Edikts von Nantes. „Glauben Sie — ſchrieb ſie an Terlon — wohl, daß jezt die Zeit ſey, die Hugonotten zu bekehren, und ſie in einem Jahrhundert zu guten Katholiken zu machen, in welchem man in Frankreich die Ehrerbietung und Unterwürfigkeit ſo ſichtbar verletzt, welche man der Römiſchen Kirche ſchuldig iſt, die der einzige und unumſtößliche Grund unſerer Religion iſt, weil ſie es iſt, der unſer Heiland das glänzende und rühmliche Verſprechen gethan hat, daß die Pforten der Höllen ſie nicht überwältigen ſollen.“ Zum herrſchen geboren, miſchte ſie ſich noch gern in politiſche Angelegenheiten, und ſo ſelten auch dergleichen Unterhandlungen ihren Wünſchen entſprachen, ſetzte ſie doch dieſelbe immer aufs neue fort, um nur dieſen ihren Hang auf die Kabinetter der Groſſen zu wirken, befriedigen zu können.

Chriſtine fuhr in ihrem Privatſtande fort mit den größten und berühmteſten Gelehrten im Briefwechſel zu ſtehen, und ſie zu gelehrten Arbeiten aufzumuntern, wozu ſie ihnen zuweilen ſelbſt den Plan vorlegte, zuweilen übernahm ſie auch die Koſten eines ſolchen gelehrten Werks. Sie ſelbſt machte ſich durch Schriften bekannt. Die wichtigſte darunter iſt ihre eigne Lebensgeſchichte, die ſie im Jahr 1631 angefangen, aber ſie nicht einmal bis zum Antritt ihrer Regierung fortgeführt hat. Was dieſem Aufſatze in Anſehung der Zeit mangelt, er

ſetzen zwey andere, die unter ihrer Aufſicht und mit ihren Zuſätzen geſchrieben ſind, nemlich: Geſchichte desjenigen, was nach dem Tode des groſſen Guſtav, ſowohl in Deutſchland als in Schweden, bis zur Niederlegung der Krone durch Chriſtinen, im Jahr 1654 vorgefallen iſt, und: Nachricht von demjenigen, was ſich während der Regierung der Königin zugetragen hat.*)

Eine gefährliche Krankheit hatte ſie zu Roms allgemeiner Freude bereits überſtanden, als ſie nach nicht langer Zeit ein härterer Rückfall traf. Sie bereitete ſich unerſchrocken zu ihrem Ende, bat alle, die ſie beleidigt zu haben glaubte, um Vergebung, und erhielt ſogar Verzeihung vom Pabſt, den ſie ſich durch empfindliche Ausdrücke zum Feinde gemacht hatte. Sie ſtarb den 19 April 1689 auf eine ruhige Art, unter den Zubereitungen eines Carmelitermönchs.

Vermöge ihres Teſtaments verlangte ſie ohne allen Pomp begraben zu werden, indeſſen ließ ihr der Pabſt ein prächtiges Leichenbegängniß halten. Ihr Grabmal ſollte aus dieſer ſimpeln Aufſchrift beſtehen:

D. O. M.

Vixit Chriſtina Annos LXIII.

allein Innocenz XII und Clemens XI, lieſſen in der Pe-

*) Dieſe Aufſätze befinden ſich im Anfang des dritten Bandes der Memoires pour ſervir a l'hiſtoire de Chriſtine par M. Arckenholz.

terskirche, wo man sie beigesetzt hatte, ein kostbares Monument ihr zu Ehren errichten. Nach ihrer Verordnung wurden für sie zwanzigtausend Seelenmessen gelesen, und noch ausserdem täglich drey zum ewigen Andenken, vermöge einer dazu gewidmeten Stiftung.

Ihr Universalerbe war der Kardinal Azzolini, der aber zwey Monate nach ihr starb, worauf diese auf eine halbe Million Thaler geschätzte Erbschaft, auf dessen Neffen fiel. Ihr Nachlaß bestand vornemlich aus einer unschätzbaren Sammlung von alten Handschriften, Münzen, Bildsäulen und Gemälden, welche in der Folge sehr zerstreuet wurden.

Bibliothek

Ende des ersten Bandes.

Gallerie

aller merkwürdigen Menschen,

die

in der Welt gelebt haben.

Zweiter Band.

Ninon von Lenclos.
August Herrmann Franke.
Ewald Friedrich, Graf von Herzberg.
Friedrich II. König von Preußen.

Chemnitz,
bei Karl Gottlieb Hofmann,
1797.

ÖFF. WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK BERLIN

Gallerie

aller merkwürdigen Menſchen,

die

in der Welt gelebt haben.

Fünftes Heft.

Chemnitz,

bei Karl Gottlieb Hofmann.

1795.

NINON de LENCLOS.

geb: 1615. gest: d: 17. Octob: 1706.

Ninon von Lenclos.

L' indulgente et ſage Nature
A formé l' ame de Ninon,
De la volupté d' Epicure
Et de la Vertu de Caton.

St. Evremont.

Chemnitz,
bei Carl Gottlieb Hofmann.
1795.

ÖFF. WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Der Herr von Lenclos war nichts weniger, als wie einige vorgeben, ein Lautenschläger, sondern er hatte Zutritt zu den angesehensten Familien, und stand mit den merkwürdigsten Personen seines Zeitalters in Verbindung. Dessen Gemahlin stammte aus dem Geschlecht der Abra de Raconis ab. Ninon war die einzige Frucht aus dieser Ehe, welche 1615 geboren ward. Der Monat und der Tag ihrer Geburt läßt sich aber nicht bestimmen, weil hierüber die nöthigen Data fehlen.

Die Erziehung dieses liebenswürdigen Kindes, welches von der Natur mit so vielen Reizen ausgerüstet war, und so viele Anlagen zum Verstand und Witz empfangen hatte, bekam nach den Neigungen und Leidenschaften der Eltern eine ganz besondere Richtung. Der Mutter ihr Herz glühete voll Andacht, es war ganz erfüllt mit religiösen Betrachtungen, und sie hielt es für das höchste Glück ihrer Tochter, wenn sie dereinst sich dem geistlichen Stand widmete, um auf die Art der Gottheit näher zu kommen, und in diesem irrdischen Leben bereits ein himmlisches zu führen. Diese fromme Schwärmerin suchte nach diesen Grundsätzen ihre Tochter zu bilden, und sie von Jugend auf zu einem Stande vorzubereiten, den sie für ihren kleinen Liebling für den glücklichsten hielt. Der Vater war von einer ganz entgegengesetzten Denkungsart,

er wollte seine Tochter nicht zu einer heiligen Schwärmerin, sondern zu einem liebenswürdigen Mädchen bilden, die durch Wiz und Kenntnisse in der grossen Welt glänzen und einen Mann vom Stande glücklich machen sollte. Die vortreflichen Anlagen, die er bei seiner Tochter fand, ihre Begierde, sich viele Kenntnisse zu verschaffen, und der glückliche Erfolg der seine Bemühungen begleitete, munterten ihn auf, diesem Mädchen einen solchen Unterricht zu geben, als wie man Knaben zu geben pflegt; doch hütete er sich, alles was nach Pedanterie schmeckt, davon zu verbannen. Er lehrte sie nicht Philosophie nach dem System, sondern Philosophie des Lebens.

Im zwölften Jahr las Ninon den Montagne und dessen ernsthaften Nachahmer den Charon. Umsonst bemühete sich die Frau von Lenclos, ihrer Tochter an geistlichen Schriften Geschmack beizubri[illegible] umsonst empfahl sie ihr solche Bücher, welche sie am g[illegible]ckesten hielt, ihren Zweck recht bald erfüllt zu sehen. Alle ihre Versuche blieben fruchtlos, ja ihre Tochter gieng sogar so weit, daß sie nicht blos fortfuhr an profanen Schriften Vergnügen zu finden, sondern sogar ihre Lieblingsbücher mit in die Kirche nahm, und daran weit mehr Erbauung fand, als an allen Gesang- und Gebetbüchern. Der Leitung ihrer Mutter allein überlassen, wäre sie aller Wahrscheinlichkeit eine andächtige Nonne geworden, unter der Führung ihres Vaters aber bildete sie sich zu dem geschmackvollsten Frauenzimmer ihres Zeitalters.

Frankreichs Hauptstadt schien nichts von jenen Kriegen zu fühlen, welche der König damals führte, nichts von jenen tausend Verwirrungen, welche dies Reich von innen und aus-

sen zerrissen. Wenigstens sah man in Paris tausend Lustbarkeiten abwechseln, die gar nicht das tiefe Elend der unweit grössern Menschenklasse vermuthen liessen. Unter andern feyerlichen und lustigen Gesellschaften, die ganz nach den Grundsätzen Epicurs dachten und handelten, hatte sich damals eine in dem Viertheil der Stadt, den man Marais nennt, versammelt. Die Mitglieder dieser Gesellschaft waren nicht alle reich; allein jeder mußte doch eine reiche Portion Witz und ausgebreitete Kenntnisse mitbringen, wenn er als angenehmer Gesellschafter sollte aufgenommen werden.

Der Herr von Lenclos auch Mitglied dieser Gesellschaft, führte seine Tochter bald in dieselbe ein. Die Ninon ward von allen bewundert. Sie war schön, wohlgebauet und zum verblenden weiß; ihre grossen schwarzen Augen athmeten Wollust, allein sie straften zugleich jeden Frechen, der Miene machte, sie zu verführen. Ihre Sprache bezauberte, und alle ihre Bewegungen waren mit einer Anmuth verbunden, welche Bewunderung abnöthigte. Mit diesen körperlichen Reizen, verband sie zugleich ein Talent, das damals unter ihrem Geschlecht nicht eben allgemein war; sie spielte die Laute, ein Instrument, welches damals sehr beliebt war, worauf ihr Vater ihr ebenfalls Unterricht gegeben hatte. Mit wahrem Gefühl spielte Ninon dies Instrument, und im Tanzen übertraf sie keine von allen ihren Nebenbuhlerinnen.

Mit einem Wort, Ninon schien sich zum vollkommensten Frauenzimmer ihres Jahrhunderts zu bilden — denn sie durchlebte beinah ein volles Jahrhundert — indem sie ausser jenen Kenntnissen, welche man an dem schönen Geschlecht bewundert,

ſich auch auf verſchiedene Sprachen gelegt hatte. Sie konnte alſo die beſten Schriftſteller im Original leſen, und bei einem glücklichen Gedächtniß, war es ihr leicht, ganze Stellen daraus herzuſagen. Sie hatte durch dieſe Lectüre ihren Geſchmack ſo ausgebildet, daß ihr Urtheil für das Urtheil eines Kenners galt. Jeder drängte ſich daher zu ihrer Geſellſchaft, und ihre Unterhaltung mit Wiz und Laune gewürzt, war die angenehmſte, die man ſich nur denken kann. Hiermit verband ſie den vortreflichſten Karakter, der ſich durch Sanftmuth, Redlichkeit und einem geſezten Weſen beſonders auszeichnete. Ihr zärtliches Herz war zur Freundſchaft geſtimmt, und zu allen Dienſtleiſtungen bereit, ſo daß es ſchwer bleiben wird, zu beſtimmen, ob ſie mehr wegen ihrer Schönheit, als wegen ihrer Verdienſte bewundert und verehrt ward.

Ein ſolches Mädchen voller Reize und Lebhaftigkeit und Wiz und Laune, mußte ein ganzes Heer von Liebhabern und Anbetern haben. Unter allen dieſen Verehrern der Ninon, ſoll ein gewiſſer Herr von Saint-Etienne, oder nach andern der junge Graf v. Coligny, der den 9 Februar 1649 bei dem Angriff vor Charenton blieb, die erſte Gunſtbezeugung von ihr erhalten haben. Wenn der junge Graf ein feines Gefühl hatte, und der proteſtantiſchen Religion im Ernſt ergeben war, mußte er dieſe Gunſt wirklich ſehr theuer bezahlen, indem ſie ihn unter keinen andern Bedingungen anhören wollte, als wenn er die römiſch-katholiſche Religion annehmen würde. Er ſchwur aber erſt im Jahr 1643 ſeine Religion ab, und hatte lange vorher, da Ninon ſechszehn oder ſiebenzehn Jahr alt war, den Genuß der Liebe erhalten. Coligny hatte

wahrscheinlich andere politische Ursachen dabei zum Augenmerk, als er sich zu diesem Schritt entschloß, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß Ninon ihm die erste Veranlassung dazu gegeben.

In dem Taumel der Liebe hatten sich Coligny und Ninon ewige Treue geschworen, ohne zu bedenken, ob sie auch jenen Schwur halten würden oder könnten. Ninon äußerte zuerst einigen Kaltsinn gegen ihren Liebhaber, und ihre Liebe verwandelte sich in bloße Freundschaft. Ninon empfand die Liebe an ihren Wirkungen. Sie sah diese Leidenschaft als eine blinde, maschinenmässige Regung an, welcher der Wohlstand und die Ehre einen gewissen Adel geben. Diese metaphysische Liebe schien nach ihrem Gefühl eben so nichtig zu seyn, als die bezauberten Schlösser und Ungeheuer in den Romanen. Die Leidenschaft der Liebe schien ihr ein bloßer Dunst, eine Begierde nach Vergnügungen zu seyn; Die Liebe — sagte sie einmal zum Abt von Chateauneuf — scheint mir weiter nichts als ein gewisser Geschmack zu seyn, der sich auf die Sinne gründet, ein blindes Gefühl, das nichts verdienstliches in dem Gegenstand voraus setzt, der es erweckt, noch denselben zu einer Erkenntlichkeit verbindet; mit einem Wort, sie ist ein Wahn, dessen Dauer nicht von uns abhängt und dem Ueberdruß und der Reue unterworfen ist.

Ninon stellte über sehr wichtige Angelegenheiten Betrachtungen an, als man sie kaum von einem Mann erwarten konnte. Es war ihn auffallend, in wie wenig Verhältniß die Pflichten stehen, die man von beiden Geschlechtern verlangt. Ich sehe — sagte sie zu ihren Freunden — daß man uns die allerkleinsten Geschäfte auferlegt hat, und daß sich die Manns-

personen das Recht vorbehalten, sich mit Dingen von Wichtigkeit zu beschäftigen; in diesem Augenblick mache ich mich zur Mannsperson.

Nach dieser ihrer eignen Erklärung muß man also Ninon nicht weiter als ein Frauenzimmer betrachten, das seine Launen hat, sich mit Kleinigkeiten beschäftigt, und ängstlich an ein gewisses Ceremoniel klebt. Hiernach muß man ihren Karakter, ihre Grundsätze und die meisten von ihren Aeusserungen beurtheilen, wenn man sie richtig beurtheilen will.

Die damals berühmte Marion von Lormes stimmte in vielen Stücken mit den Neigungen und Grundsätzen der Ninon überein, und diese Gleichheit brachte zwischen diesen beiden Frauenzimmern eine Bekanntschaft hervor, die sehr bald in Freundschaft überging. Marion von Lormes war ein eben so liebenswürdiges Mädchen als Ninon. Der Kardinal von Rich hielt sie nur für ein wenig besser, als eine gewöhnliche Buhldirne, und niemand wird auch darüber mit ihm zanken, weil man Jedem seine eignen Meinungen lassen muß. Ihre guten Eigenschaften machten sie so beliebt, daß man gern die Schwachheiten ihres Herzens in Verhältniß ihrer Tugenden übersah. Man legte ihr allgemeinen Verstand und Witz bei, und die Reize ihrer Gestalt verschafften ihr bey allen, welche auf Geschmack Anspruch machen, eine gewisse Achtung, in dem sie sogar in der Wahl ihrer Liebhaber ausserordentlich vorsichtig war.

Beide Frauenzimmer hatten beinah gleiche Freunde, gleiche Bekanntschaften, und eben dadurch wurden sie nun noch genauer verbunden. Hofleute und Gelehrte bewarben sich um

die Bekanntſchaft dieſer Mädchen, und die Zuſammenkunft, worin die feinſten epikuriſchen Lehrſätze vorgetragen wurden, waren wechſelsweiſe bald bei der einen, bald bei der andern. Dieſe Geſellſchaft beſtand vornemlich aus dem Grafen von Moſſons, in der Folge bekannt unter dem Namen des Marſchalls von Albert, dem Grafen Pallun, hernach Marſchall von Clerambaut, dem Markis von Crequi, dem Kommandeur von Sourre, dem Markis von Vardes, dem Ritter von Grammont, dem Herrn von Toulongeon und deſſen Bruder, Seint-Evremont, dem wollüſtigen Desbarreaux, dem Herrn von Elbeuf, Sarrazin, Voiturette, Deſpreaux und mehreren andern. Zu dem Vergnügen dieſer wollüſtigen Geſellſchaft trug Scarron vornemlich in dem Frühling ſeiner Jahre nicht wenig bey.

Dieſe ganze Geſellſchaft beſtand aus liebenswürdigen Perſonen, welche über das Glück des Grafen von Coligny nicht neidiſch wurden; denn die meiſten bemerkten, daß Ninon nach ihrem Karakter unmöglich fähig ſeyn könnte, ſich einer einzigen Leidenſchaft zu ergeben, und folgerten daraus, daß ſie noch nicht die Hofnung aufgeben dürften, dem begünſtigten Liebhaber einmal folgen zu können. Ninon erklärte ſich auch bald nach der Trennung von ihrem erſten Liebhaber, daß die Regeln und Pflichten der Liebe zwiſchen beiden Geſchlechtern gleich wären, daß man in dieſem Punkt von ihr eben nicht mehr, als von den meiſten Mannsperſonen erwarten dürfe, und daß ſie blos für die Freundſchaft Beſtändigkeit und Treue bewahren dürfte.

Der franzöſiſche Adel hatte ſchon damals das Steife abgelegt, das aus den Zeiten des Ritterweſens übrig geblieben war, und etwas Freies in ſeiner Lebensart angenommen, daß es der Ninon eben nicht ſchwer ward, ihr Lehrgebäude im Punkt der Liebe vorzutragen, und es ihren Freunden annehmbar darzuſtellen. Und ſolchen verliebten Leuten, die ſie zu ihren Schülern hatte, konnte man alles verſchwazen, vornehmlich wenn ſie ihnen einige Hofnung gab, daß ſie auch einmal an die Reihe der erhörten Liebhaber kommen könnten.

Nicht Jeder, der ihr von Liebe verſchwazte, ward erhört. Man mußte, wenn man anders bei einem ſolchen Geſuch glücklich ſeyn wollte, ihr immer mehr Liebe, als Ehrfurcht und Bewunderung einzuflößen wiſſen. Der Abt Nacenis, ihr Verwandter, und der Abt Boisrobert, der ein guter Freund von ihr war, beide aber mit dem Kardinal von Richelieu viel zu thun hatten, ſprachen öfters mit ihm von den Vorzügen der Ninon. Der Kardinal wünſchte ſie daher zu ſehen und ſprechen zu hören. Der Kardinal beſchäftigte ſich täglich mit ſeinen Staatsangelegenheiten und den Wiſſenſchaften, widmete aber auch täglich einige Augenblicke ſeinen Liebeshändeln. Doch war er nicht immer in der Kunſt zu gefallen glücklich und mußte öfters andern, die weit unter ihm waren, den geliebten Gegenſtand überlaſſen.

Boisrobert traf die Veranſtaltung, daß Ninon mit ihrer Freundin nach Rüel, einem Marktflecken, drei Stunden von Paris, wo der Kardinal ein Luſtſchloß hatte, kommen mußte. Beide willigten gern darin, weil ſie ſelbſt gern mit einem

Mann näher bekannt zu werden wünschten, der das ganze erstaunte Europa auf sich zog. Der Kardinal ließ für diese beiden Mädchens die galanteſten und kostbarſten Luſtbarkeiten anſtellen, blos um Ninon zu gewinnen. Allein ſie ließ ſich weder durch dieſen Glanz, noch durch die Vorſpiegelung eines künftigen Einflußes auf den Kardinal blenden und verwarf die Seufzer dieſes groſſen Liebhabers.

Der Kardinal dachte jezt an Rache, daß er die Marion von Lormes weit mehr verehrte als die Ninon, weil er glaubte, daß es eben nicht ſchwer halten würde, von dieſer die lezte Gunſtbezeugung zu erhalten. Allein er betrog ſich auch diesmal. Marion liebte einen jungen Parlamentsrath, Jakob de la Valler, von Desbarreaux. Sie wollte alſo von den Vorſchlägen des Kardinals nichts wiſſen, obgleich Ninon ſelbſt ſie zu bereden ſuchte, in dieſem Punkt nachgebender zu ſeyn, und ſogar den Auftrag hatte, ihr von Seiten des Kardinals für eine Nacht fünf tauſend Thaler anzubiethen. Allein auch dies Anerbiethen ward ausgeſchlagen. Der Kardinal brach nun mit einemmal den Umgang mit der Marion und der Ninon ab, und zeigte ſich auch in dieſem Stück als ein Mann von groſſem Geiſt.

Der Ninon Freund, der bekannte Scarron, war durch einen Schlagfluß in einen ſehr unglücklichen Zuſtand verſezt worden. Er lebte erſt in der Vorſtadt Saint-Germain, wo er das Bad gebrauchte. Bei allen ſeinen Schmerzen verließ ihn der Witz nicht. Ninon brachte ganze Tage bei ihrem kranken Freunde zu, und zog dadurch bald die Vornehmſten

vom Hofe und der Stadt zu ihm in sein Haus, wodurch sie ihm keinen geringen Dienst leistete.

Die vorher beschriebene epikurische Gesellschaft in dem Marais ward immer kleiner, indem nicht blos Scarron, sondern auch Nicolaus Vanquelin Desyreteaux, der 1648 im 80sten Jahr zu Paris starb, dieselbe ebenfalls nicht weiter besuchte. Ninon wußte, daß dieses Mannes ökonomische Umstände nicht die besten waren, sie entschloß sich daher ihn zu besuchen; allein auf welche angenehme Art ward sie nicht überrascht. Denn wie sehr erstaunte sie nicht, da sie den guten Mann als einen Schäfer erblickte, einen Schäferstab in der Hand haltend, einen Brodsack umgehängt und dabei einen Strohhut mit rosenrothen Taffent gefüttert auf dem Kopf trug. Anfangs glaubte Ninon der Philosoph hätte seinen Verstand verloren; allein Desyreteaux belohnte sie bald eines bessern. Eine liebenswürdige Gattin, deren Gestalt und Wiz bezauberten, hatten diesen Mann ganz umgeschaffen.

Zu diesem lieben Weibchen war er auf eine ganz besondere Art gekommen, wie er es der Ninon selbst erzählte. An einem Abend fand dieser berühmte Epikurer ein junges Mädchen vor seiner Thüre in Ohnmacht liegen. Er ließ sie sogleich in sein Haus bringen, und ihr die nöthigen Arzneymittel reichen, damit sie sich wieder erholen sollte. Sie kam zu sich, und bei dem Anblick einer vollkommenen Schönheit, blieb der Alte nicht gleichgültig. Ueberdem sang dies Mädchen vortreflich und spielte meisterhaft die Harfe dazu, davon er vollends als ein Liebhaber der Musik bezaubert ward. Er beschloß mit diesem Mädchen die übrigen Tage seines Lebens in

der Einſamkeit zuzubringen. Das gute Kind ließ ſich dies gefallen, da ſie vorher mit ihrem Bruder in den Wirthshäuſern der Vorſtädte von Paris herumzuziehen pflegte, und auf eine kümmerliche Art ſich ernähren mußte. Die junge Dupuis — ſo hieß das Mädchen — war eine Theaterſchäferin, und der Liebhaber ſpielte in ſeinem ſiebenzigſten Jahre die Rolle des Corydons. In einer ſolchen Lage traf ihn die Ninon bei ihrem unerwarteten Beſuch an.

Ninon bemühte ſich nicht, ihn von dieſer Lebensart auf die vorige zurück zu bringen, indem ſie die leztere in dieſem Augenblick bei weiten nicht für ſo reizend hielt, als die er ſelbſt erwählt hatte. Jene Zerſtreuungen, woran die Weltleute ihr Vergnügen finden, blenden und verführen, ſo lange die Seele einen Augenblick ſich der verführeriſchen Kunſt ergiebt, ſo bald aber dieſer Sinnenbetrug verſchwindet, laſſen ſie das Herz leer.

Ninon blieb immer eine Freundin des Deſpreteaux, beſuchte ihn öfters, und fand kein geringes Vergnügen in dieſer zärtlichen Mummerey, die er bis an den lezten Augenblick ſeines Lebens beibehielt. Seine Geliebte mußte ihm in ſeiner Todesſtunde ſein Leibſtückchen ſpielen, damit er auf eine vergnügte Art in die eliſäiſchen Felder übergieng. Dieſer ſonderbare Mann trug ſein ganzes Leben durch ein gelbes Band auf ſeinem Hut, wie er ſagte, blos aus Liebe zu der artigen Ninon, welche es ihm gegeben hätte."

Hieraus läßt ſich ſchon ſchlieſſen, daß Ninon, die von Jugend auf ſolche Lehrmeiſter gehabt, Grundſätze angenommen, welche den Grundſätzen ihrer Mutter geradezu entgegen wa-

ren. Schon lange lebte sie von dieser Mutter abgesondert, die sie doch eben so sehr liebte, als sie von derselben geliebt ward. Entgegengesezte Gesinnungen brachten zwischen beiden eine Zwietracht hervor, allein die Natur behielt ihr Recht bei. Die Frau von Lenclos lebte so wohl von ihrem Gemahl als von ihrer Tochter abgesondert. Diese Trennung rührte blos daher, weil diese gute Mutter besorgte, daß ihre Tochter, die sich ganz mit weltlichen Dingen beschäftigte, ein Raub der Wollust und eine Beute der schändlichsten Verführer werden würde. Sie fiel jezt in eine Krankheit, und sahen nun auf andere Gedanken zu gerathen. Kaum erfuhr Ninon die mißliche Lage ihrer Mutter, als sie dieselbe besuchte. Jezt schränkte sie sich im Genuß der Vergnügungen ein, ob sie sich gleich denselben nicht ganz entsagte. Die Mutter bemerkte gerührt diese Aenderung ihrer Tochter, sie fühlte es, daß sie ihr bis dahin unrecht gethan hatte, und hatte auf ihrem Todtenbette noch die Freude, eine Tochter neben sich zu sehen, von der sie zärtlich geliebt ward, die alles beizutragen schien, ihre Wünsche zu erfüllen.

Ninon konnte bei aller ihrer Philosophie nicht den Anblick einer sterbenden Mutter ertragen, Gram und Schmerz bestürmten ihren unruhigen Geist. Diese sterbende Mutter suchte das Gemüth ihrer betäubten Tochter zu erweichen, um sie von einer Lebensart abzubringen, welche früh oder spät sie unglücklich machen würde. Die Betrübniß und mehrere schlaflose Nächte, hatten die Seele der Ninon so erschlafft, daß sie nach dem Tode ihrer Mutter sich fest vornahm, der Welt zu entsagen. Selbst ihr Vater konnte sie von diesem ihrem Vor-

haben nicht abbringen, ſie begab ſich wirklich in ein Kloſter in einer Vorſtadt von Paris, mit dem feſten Entſchluß, hier ihr Leben zu endigen.

Es iſt bekannt, daß ſelbſt der gerechte Schmerz durch die Länge der Zeit gemildert wird. Und ſo war es denn auch von dem aufgeweckten Karakter der Ninon zu erwarten, daß nach und nach jene Betrübniß nachlaſſen, und ſie zulezt in die Arme ihrer Freunde und Freundinnen zurückkehren würde. Die Marion von Lormes zweifelte anfangs freilich, ob ſie auch ihre Freundin zu einer Zurückkehr in die Welt bereden würden. Allein St. Evremont kannte die Ninon zu gut, und ſah es vorher, daß ſeine Freundin nur zu bald ein ſolches einſames Leben überdrüßig werden würde. Nach einem kurzen Widerſtreben, welches vielleicht blos zum Schein geſchah, kehrte Ninon zurück in die Welt, vielleicht mit einem eben ſo ſtarken Vorſaz, nie dem Vergnügen zu entſagen, als ſie kurz vorher das Kloſterleben gewählt hatte.

Die kurze Zeit, die ſie in der Einſamkeit zugebracht, hatten die Triebe zur Wolluſt bei ihr nicht erſticken können. Kaum trat ſie wieder in die Welt, kaum genoß ſie die Vergnügungen deſſelben wieder, als ſie auch alle wieder erwachten. Und jezt war es ihr unbegreiflich, wie es eine Zeit geben konnte, da ſie dieſelben in einem für ſie gehäſſigen Licht betrachtete. Liebe war jezt ihre Hauptleidenſchaft, doch eine ſolche Liebe, die frei von Tirannei, frei von einem eitlen Gepränge war, verbunden mit der ſchmeichelhaften Vorſtellung, daß ſich dieſe Schwachheit leicht entſchuldigen ließe.

Dieser Entschluß der Ninon verursachte bei allen ihren Freunden und Freundinnen die aufrichtigste Freude. Frauenzimmer vom höchsten Stande trugen gar kein Bedenken, die Bekanntschaft und Freundschaft eines Mädchens zu suchen, das wegen ihrer Reize und Kenntnisse so allgemein berühmt war. Sie entfernte von ihren Gesprächen und aus dem Umgang jenes pedantische Wesen, welches so viele Gelehrten ihres Zeitalters noch beibehielten, und eben deshalb verächtlich wurden. Sie wußte nichts von Affektation und jener Ziererei, wodurch kleine Geister sich ein gewisses Ansehen zu geben suchen. Von ihr und ihrem Umgange war alles gezwungene und unnatürliche entfernt, sie suchte in der Gesellschaft durch wahren Witz zu glänzen, und frei von dem gewöhnlichen Komplimentenzwang, wußte sie jenen unnützen Wortkram durch richtige Beurtheilung und feine Kenntnisse zu ersetzen.

Alles, was Ninon sprach, schien die größte Glaubwürdigkeit und Wahrheit zu haben, und ihr Vortrag war eben so angenehm, als unterhaltend. Schlichen sich manchmal Leute in diese Gesellschaft ein, die weder artig, noch fein, noch frei sein konnten, so blieben sie bald ohne Erinnern von selbst weg, weil diese Gesellschaft nicht für sie passend war. Eine natürliche und ungezwungene Manier, die bei dieser Gesellschaft eingeführt war, schreckte jeden ab, der sich drein nicht finden konnte, und das Verdienstliche davon nicht einzusehen im Stande war. So wurde sehr bald die richtige Beurtheilung und der zarte und feine Geschmack der Ninon, bei allen ihren Freunden zur andern Natur.

Einige Liebschaften der Ninon, die bald auf einander folgten, verursachten zwischen zwei Mitbuhlern einen ganz ungewöhnlichen Streit, der sich schwerlich oft zu ereignen pflegt. Ninon hatte lange geduhlt, aber niemals die Frucht dieser Liebe empfunden, jezt sollte sie Mutter werden. Zwei angesehene Männer, der Marschall von Estrees und der Abt Dessiat, beide erhörte Liebhaber der Ninon, stritten sich auf eine sehr ungewöhnliche Art, wer Vater zu dem Kinde wäre, womit Ninon schwanger gieng. Sie selbst konnte und wollte hierin keinen Ausspruch thun, weil beide ein gleiches Recht dazu hatten, daher schlug sie vor, das Glück sollte hierin entscheiden. Beide Theile würfelten mit drei Würfeln, und das Glück erklärte den Marschall zum Vater, der auch auf eine bessere und anständigere Art in der Folge für das Kind sorgen konnte, als der Abt, der sich vielleicht um dasselbe gar nicht würde bekümmert haben.

Der Marschall bestimmte diesen ersten Sohn von der Ninon zum Seewesen, der hernach auch unter dem Namen des Ritters de la Boissiere, Schiffskapitain wurde. Die Liebe zur Musik erbte er von seiner Mutter, und selbst in seinem hohen Alter — er starb zu Toulon — verlor er die grosse Liebe zu Vergnügungen nie. Sein Kabinet war mit allen Arten von Instrumenten und Werken der besten Meister angefüllt. Alle Tonkünstler, die zur Zeit seines Aufenthalts in Toulon aus Italien nach Frankreich giengen, oder wieder nach Italien zurückkehrten, sprachen allezeit bei ihm ein, und wurden auf das beste aufgenommen, wenn sie sich nur so willfährig bezeigten, und sich vor ihm hören liessen.

Das Glück, in welchem Ninon, ihre ganze Lebenszeit durch, diesen Sohn leben sah, erlaubte ihr niemals die Schwachheit zu bereuen, der er das Leben zu danken hatte. Wie glücklich würde sie gewesen sein, wenn sie in der Folge nicht zum zweitenmal wäre Mutter geworden, und nicht dadurch das größte Unglück hätte erfahren müssen.

Der Tod des Kardinals von Richelieu und das Absterben Ludwig XIII. hatten gewissermaßen eine Staatsrevolution hervorgebracht. Die ersten Jahre der Regierung unter der Minderjährigkeit Ludwig XIV. wurden mit den Lustbarkeiten eines liebenswürdigen Hofes und mit fröhlichem Jubel der Unterthanen zugebracht. Die Franzosen damals eben so geneigt zu den Vergnügungen, als zur Ehre, beschäftigten sich blos mit diesen beiden Gegenständen.

Dies war für Ninon eine glückliche Zeit, wo ihr feuriger Geist und ihre empfindsame Seele gleichsam in Wollust schwamm. Die Natur, die sie ganz zum Vergnügen schien erschaffen zu haben, war ihr gewissermaßen diese Pflicht schuldig. Die französische Nation, die durch einen freiern und ungebundenern Umgang mit dem Frauenzimmer, und durch die Liebe und den Fleiß zu den Wissenschaften, in Ansehung der geselligen Annehmlichkeiten aufgeklärter geworden war, legte schon damals den Grund zu einer Bewunderung, welche, da Wissenschaften und Künste unter den Franzosen immer mehr angebaut wurden, so weit gieng, daß Jedermann sie darüber beneidete.

Gerade damals war es, da Ninon von den liebenswürdigsten Personen von Paris gleichsam belagert ward, und sich blos darum für glücklich hielt, weil es in ihrer Gewalt stand,

einige glücklich machen zu können; doch dies geſchah ohne Eigennutz, ohne Niederträchtigkeit. Ninon unterſcheidet ſich dadurch gewiß von allen Weibern, daß, wenn ſie auch durch Wollust trunken, mitten in dem Strom ihrer Schwachheit dahin gerissen wurde, ſie doch noch immer Geſchmack an denjenigen Vergnügungen beibehielt, die zwar nicht ſo lebhaft, aber der Vernunft doch angemeſſener ſind. Stets zärtlich für ihre Liebhaber geſinnt, beobachtete ſie ſorgfältig den Wohlſtand und blieb immer ihren Freunden treu. Sie theilte mit ihnen alle Augenblicke jedes Tages, ihre Vergnügungen, ihre Sorgfalt, ihre Aufmerkſamkeit und ihr Herz. Selbſt der liebenswürdigſte Liebhaber hatte nie das ausſchlieſſende Recht, ſie allein zu beſitzen. Und nach dem Art von Chateauneuf hatten ihre Liebhaber keine gröſſern Mitbuhler, als ihre Freunde zu befürchten.

Der Marki's von Sevigne fand an ſeinem ziemlich ſchönen und witzigen Weibe, die vielleicht allzuviel Achtung verlangte, nicht die Reize, die ihn hätten feſſeln können, allein bei der Ninon fand er tauſendmal mehrere. Der junge Herr von Vaſſe ſtellte öfters groſſe Mahlzeiten und Luſtbarkeiten für Ninon in Saint Cloud an, bei welchen ſich allezeit der Marki's von Sevigne, als ihr gemeinſchaftlicher Freund einfand. Er kannte Ninon zu gut, er wußte, daß die Galanterie ſeines Nebenbuhlers ein ſchwaches Mittel war, ſich ein Herz verbindlich zu machen, das blos ein Sklave von ſeinem eignen Geſchmack war. Der Marki's von Sevigne glaubte, er verletzte nicht die Pflichten der Freundſchaft, wenn er noch immer der Nebenbuhler ſeines Freundes blieb; und Ninon glaubte,

daß es mit den Pflichten der Dankbarkeit stritte, wenn sie ihn seinem freigebigen Nebenbuhler, dem Herrn von Vasse vorzöge.

Der Markis verlor bald nach seinem Glück sein Leben in einem Duell mit dem Ritter Albrecht. Ninon betrübte sich, als sie diese Trauerpost erfuhr, aber nach ihrem lebhaften Temperament vergaß sie leicht dergleichen Unglücksfälle, und neue Liebhaber ersezten auch sehr bald den Verlust der ältern. Der Herr von Vasse erreichte darum seinen Zweck doch nicht, er gefiel nicht weiter, und Ninon war so aufrichtig, daß sie ihm dies selbst gestand.

Es gieng ganz natürlich zu, daß der junge Herzog von Enguien, der damals mit dem Grafen von Miossons und Saint Evermont sehr genau bekannt war, durch diese Freunde die Ninon kennen lernte. Eine gelehrte Gesellschaft, die er vorher besuchte, hatte ihn nur mittelmäßig gefallen. Das Haus der Ninon, in welches er sich führen ließ, schien ihm sehr von dem akademischen Tempel unterschieden zu seyn. Es kostete nicht viel Mühe, daß er sich verführen ließ, da sein Geist bereits schon gefesselt war, und der Ueberwinder von Rocrey konnte sich nicht wider eine Zärtlichkeit vertheidigen, die zum Ruhm der Liebhaberin und zum Glück beider Kämpfer gereichte.

Die Helden der Kriegsgöttin sind nicht alle Venushelden. Ein erhabener Geist trägt nichts zu dem Treffen bei, woran die Tapferkeit keinen Theil hat. Der junge Prinz, zum unsterblichen Helden geboren, war kein grosser Liebeshelb, ob er gleich wegen seines starken Ansehens und seiner äussern Kraft

sehr viel erwarten ließ. Ach! gnädiger Herr — rief Ninon einmal in seinen Armen aus — sie müßen recht tapfer seyn.

So wenig sie also mit ihm zufrieden zu seyn, Ursache hatte, dauerte doch der vertraute Umgang mit demselben und hernach die Freundschaft fort. Ihr Umgang verschafte dem Prinzen Nutzen und ihre Liebe Vergnügen. Ninon war eben so sehr darauf bedacht Hochachtung als Liebe zu verdienen, daher suchte sie bei ihren Liebhabern ein gewisses Ansehen zu erlangen, und bemühete sich, sie selbst von den Pflichten ihres Standes zu unterrichten. Welchen Eindruck muß ein solcher Rath nicht machen, der mit Genie und Witz verbunden und mit Wahrheit gesprochen wird? So wußte die berühmte Aspasie den Perikles zu unterrichten.

Der junge Prinz brachte auf die Art alle Augenblicke bei der Ninon zu, die ihm seine wichtigen Beschäftigungen übrig ließen. Und selbst, da er hernach Prinz von Conde ward, gab er ihr noch immer Beweise der aufrichtigsten Freundschaft, indem er sogar, wenn er ihr auf der Straße begegnete, seinen Wagen halten ließ, ausstieg, und sich an den Schlag ihres Wagens begab, um sich mit ihr zu unterhalten.

Der Prinz von Marsillac, hernach Herzog de la Rochefoucault, besuchte mit dem Herzog von Enguien öfters die Ninon, und konnte sich nicht enthalten sie wegen ihrer Schönheit und Talente zu bewundern. Er war damals noch kein so großer Philosoph, als er mit der Zeit wurde, er suchte vielmehr in allen Ausschweifungen der Jugend eine Ehre, bis ihn die Frau de la Fayette bekehrte, und ihn zu einem andern Menschen machte. Der Prinz ward bald der vertraute Freund

der Ninon, und die Freundschaft zwischen beiden dauerte bis an seinen Tod. Es war zu bewundern, wie dies Mädchen mit Personen vom höchsten Stande umgieng, ohne dabei im mindesten auf ihren Eigennuz zu sehen. Das Gefühl ihres eignen Herzens und das Verdienst, das sie bei ihren Liebhabern wahrzunehmen glaubte, bestimmte sie allein, dieselben glücklich zu machen.

Es läßt sich leicht erwarten, daß Ninon unter einigen Weibern Feinde bekommen mußte, die über diese Achtung eifersüchtig waren. Vornehmlich wurden die sogenannten Devoten, die den Schein der Frömmigket und Tugend anzunehmen wissen, ihre erklärtesten Feinde. Sie waren es, welche der Königin Regentin das Leben der Ninon und ihre ganze Aufführung von der schlechtesten Seite schilderten. Anna von Oestreich war schwach genug, daß sie einem solchen Gerücht leicht Glauben beimaß, und daher willens war, die Ninon in das Kloster der Neujungfern zu schicken: allein der berühmte Bautrü sagte ihr, daß sie weder eine Jungfer, noch eine Nonschweser wäre. Daher ließ sie der Ninon von einem ihrer Leibwache blos befehlen, sich in ein Kloster zu begeben, in welches sie wollte. Ninon konnte ohngefähr merken, von wem dieser Streich kam, und sah voraus, daß ihre Freunde der Königin leicht dies Vorurtheil benehmen würden. Sie nahm also diesen ganzen Befehl für weiter nichts als Scherz auf, und gab dem Ueberbringer desselben die Antwort: Sie erkenne die Güte des Hofes in ihrem ganzen Umfange, da man ihr die Wahl des Klosters freigelassen, daher sie sich ohne Mühe entschließen würde in das Kloster der grossen Francis-

carmelmönche zu geben. Pfui die Garſtige! ſagte die Königin Regentin, als ſie erfuhr, wie ihr Befehl war aufgenommen worden. Doch der Herr von Guitaut, Hauptmann ihrer Leibwache, gab der Königin die Verſicherung, daß es blos ein Spaß von Ninon wäre, die wegen ſo vielen guten Eigenſchaften ihres Herzens und Geiſtes tauſend Ehrerbietungen verdiene. Viele hohe Standesperſonen beſtätigten dies Zeugniß, und da die Königin erfuhr, daß die vornehmſten Herren ihres Hofes, und ſogar der Herzog von Enguien ihr die Aufwartung mache, beruhigte ſie ſich, und wollte durchaus von denen nichts weiter wiſſen, die noch immer bemüht waren, ſie anzuſchwärzen.

Indeſſen giengen die glücklichen Tage, in welchen das Reich in Frieden zugebracht hatte, vorüber, und es folgten traurige Zeiten; indem zur Beſtreitung der Kriegskoſten die gewöhnlichen Staatseinkünfte nicht zulangten, und auſſerordentliche Auflagen gemacht werden mußten, worüber manche ihre Unzufriedenheit äußerten. Es wurden Satiren auf die Regierung, und auf die Miniſter gemacht, und man trug kein Bedenken zu einer Empörung das Volk zu reitzen. Damals war Frankreich noch nicht bis zur Revolution reif geworden.

Ninon ſuchte auf alle Art ihre Liebhaber davon abzuhalten, mit dieſen Unzufriedenen gemeinſchaftliche Sache zu machen; ſie vermied daher auch das Haus des Scarron, weil ſie erfahren, daß hier die Anführer ſich verſammleten. Zu ihrer größten Betrübniß mußte ihr eigner Vater der Herr von Lenclos ſich zur Parthei der Uebelgeſinnten geſellen, und alle Vorſtellungen von ihrer Seite konnten ihn davon nicht abbringen.

Man gab sich recht viel Mühe, die Ninon mit in dies Komplott zu ziehen, indem man ihr vorstellte, daß das allgemeine Beste dadurch befördert würde. Allein sie war zu klug, und keine Vorstellungen waren im Stande, sie eines andern zu überzeugen. Vielmehr nahm sie sich vor, ganz von der Bühne der grossen Welt indessen abzutreten, und den Markis von Villarceaux ihren damals begünstigten Liebhaber, auf seinem Landgut nicht weit von Paris gelegen zu begleiten, wo sie drei Jahre zubrachte. Es ist beinah unerklärbar, wie ein Frauenzimmer, das an rauschenden Vergnügungen so sehr gewöhnt war, sich entschliessen konnte, sechs und dreißig Monate auf dem Lande in der Einsamkeit zuzubringen, wenn man nicht annehmen will, daß der Umgang ihres Liebhabers sie für alle diese Entbehrnisse schadlos gehalten hat.

Ueber diese Standhaftigkeit der Ninon, äusserte Saint Evremont seine Verwunderung, und überschickte ihr deshalb eine Elegie, die man in seinen Werken findet. Er stellte darin vor, wie sehr sie ihre Leidenschaft hätte einschränken, und so lange von der Stadt entfernt leben können. Allein ihre Zurückkunft rührte blos daher, weil nun in Paris die Ruhe wieder hergestellt war.

Das Glück, welches der Herr von Villarceaux genossen, hatte bis dahin keiner von den vorigen Liebhabern der Ninon gehabt, und es waren darüber, wie man leicht erwarten kann, nicht wenige eifersüchtig. Es war ein wahrer Triumph für ihn, daß er eine Ninon drei Jahre lang gefesselt, und doch noch als Liebhaber mit ihr in der Residenzstadt erschien. Sei-

ne Gemahlin war beinah rasend darüber, und konnte unmöglich den Haß verbergen, den sie wider Ninon hatte.

Ein ganz sonderbarer Vorfall ereignete sich bei der Frau von Villarceaux. Sie hatte gerade eine grosse Gesellschaft bei sich, und einige von ihren guten Freundinnen, verlangten ihren Sohn zu sehen, den sie zärtlich liebte. Er erschien mit seinem Hofmeister. Man rühmte sein Aeusseres, und schloß daraus auf die Fähigkeiten seines Geistes. Die Mutter verlangte daher, ihr Sohn sollte einige Proben seines Fleißes ablegen, und bat den Hofmeister, er möchte ihren Sohn examiniren, und ihm etwan das fragen, was er in der lezten Stunde mit ihm gehabt hatte. Quem habuit succeſſorem Belus Rex Aſſyriorum? fragte sogleich der Lehrer mit einem italiänischen Accent. Und die Antwort des jungen Herrn war ganz richtig: Ninum. Die bloſe Aehnlichkeit des Namens mit derjenigen, welche das Herz ihres Gemahls ihr entzogen hatte, brachte die Frau von Villarceaux dergestalt auf, daß sie ganz wüthend ward, ohne sich um die Frage und Antwort, die sie doch beide nicht verstand, vorher zu erkundigen. Das sind schöne Lehren — sagte sie, — die man meinem Sohn giebt, wenn man ihm die Thorheiten seines Vaters vorsagt! Ich schlieſſe von der Antwort des Markis auf die Dummheit der Frage. Das Einwenden des Hofmeisters half nichts, so viel er auch vorstellte, daß ihr Sohn, auf eine solche Frage gar keine andere Antwort hätte thun können, war diese eifersüchtige Frau doch nicht zu besänftigen. Die ganze Stadt erfuhr diesen lächerlichen Auftritt, und Niemand darüber lachte mehr darüber als Ninon mit ihren Freunden und dem Herrn von

Villarceaux. Moliere benuzte dieſe komiſche Geſchichte und wußte ſie in einer Szene ſeiner Luſtſpiele ſehr gut anzubringen.

Indeſſen war der Herr von Lenclos noch mit genauer Noth den traurigen Folgen entgangen, welche er ſich wegen ſeiner Verbindungen hätte zuziehen können. Er freuete ſich, da er ſeine Tochter wieder in der Hauptſtadt ſah. Er war gewiſſermaſſen ſchuld daran, daß ſie in einem ſolchen Ruf ſtand, ihre glückliche Lage ſchrieb er ganz dem guten Erfolg der Lehren zu, die er ihr gegeben hatte, und da er täglich mehrere Verdienſte an ihr entdeckte, fieng er ſie auch immer mehr zu ſchätzen an.

Allein nicht lange genoß er dieſe Freude und das Vergnügen, das er aus dem Umgang ſeiner Tochter empfand, ſie ſollte nur von kurzer Dauer ſeyn. Er ward auf das Krankenlager geworfen, und ſein Zuſtand war ſo beſchaffen, daß die Aerzte ſehr bald die Hofnung aufgeben mußten, ihn wieder herſtellen zu können. Er ſelbſt fühlte eine ſolche Abnahme ſeiner Kräfte, die ihn ein nahes Ende vermuthen ließen. In dieſem Zuſtande ließ er ſeine Tochter zu ſich kommen, weil er ſich vorgenommen, in ſeiner Gegenwart als ein Philoſoph zu ſterben.

Tritt näher zu mir her, Ninon — ſagte er mit einer ſchwachen Stimme, die öfters unterbrochen ward — Du ſiehſt, daß alles, was mir in dieſem Augenblick übrig bleibt, blos ein trauriges Andenken an Vergnügungen iſt, die mich verlaſſen, die ich verlaſſen muß. Ihr Beſitz war für mich von keiner langen Dauer, und blos in dieſem einzigen Stück habe

ich Urſache mich über die Natur zu beſchweren. Aber ach! wie vergebens iſt mein Bedauern nicht! Du, die du noch Leben haſt, benutze die koſtbare Zeit, und werde nie, was die Zahl betrift, ſondern blos wegen der Wahl deiner Vergnügungen gewiſſenhaft.

Kaum hatte er dieſe Rede geendigt, die ſo ganz von der verſchieden war, welche die ſterbende Frau von Lenclos an ihre Tochter gehalten, als er noch einmal ſeine geliebte Tochter umarmte, und den lezten Seufzer aus ſeiner Bruſt ausſtieß. Ninon verlor den zärtlichſten Vater, allein ſein ruhiger und ſanfter Tod hatte für ſie nichts fürchterliches. Die philoſophiſche Sicherheit, welche der Herr von Lenclos wenigſtens in ſeinen lezten Augenblicken zu beſitzen ſchien, erwekte keine von denen Regungen, von welchen die Einbildungskraft und die Sinne in ſolchen Umſtänden gemeiniglich beſtürmt werden. Er war ſelbſt nach den Grundſätzen der Ninon als ein Weiſer geſtorben, daher war ſie auch nicht verbunden, über ſeinen Verluſt, ſelbſt als ſeine Tochter und Schülerin, allzuſehr zu trauern.

Das Vermögen ihres Vaters war bei weitem nicht ſo anſehnlich, als ſie erwartete, und als es wirklich hätte ſein können, wenn er nicht allzu viel auf ſeine Vergnügungen gewendet, und in Dingen eine Ehre geſucht hätte, worinn damals ſo manche Franzoſen eine Ehre ſetzten. Ninon war ſelbſt nach dem Tode ihres Vaters feſt entſchloſſen, nie Ketten einer ehelichen Verbindung zu tragen, die, wenn man ſie auch noch ſo leicht ſchildert, doch immer Ketten bleiben. Das Kapital, das ihr noch übrig blieb, that ſie auf Intereſſen aus, doch

dergestalt, daß sie nie das Kapital wieder bekam, sondern es als todt Kapital verlieh. Sie zog davon an sieben bis acht tausend Livres jährliche Einkünfte.

Nach der Zurückkunft der Ninon vom Lande in die Stadt, wunderte sie sich am meisten darüber, daß die liebenswürdige Demoiselle von Aubigne sich mit dem Scarron verheirathet hatte. Scarron war damals ein Mann, der mit vielen Schwachheiten zu kämpfen hatte, der nichts weniger als schön, nicht einmal erträglich war. Seine Braut mußte sich also blos in seinen Witz und in sein aufgewecktes Wesen verlieben, das ihm selbst bei allen Schmerzen seiner Krankheit nicht verließ.

Allein auch die Gemahlin, oder vielmehr blos die Gesellin des Scarron, hatte auch eine gute Portion Witz, den sie anzubringen wußte, wenn es Zeit war. Der Name Ninon war ihr bekannt, und die Bekanntschaft ihres Gemahls mit derselben, machte ihr Hofnung, daß sie bald ihre Freundin werden würde. Sie wurden bekannt, besuchten sich einander, und bald ward zwischen beiden ein festes Freundschaftsband geknüpft. Es war wohl sehr begreiflich, daß ihre gemeinschaftlichen Neigungen sie bald mit einander vereinigen mußten. Beide waren unerschöpflich an witzigen Einfällen, beide hatten anerkannte Verdienste, beide hatten sich ausgebreitete Kenntnisse erworben, und beide liebten das Vergnügen, gesellschaftliche Zusammenkünfte, und den Umgang mit Mannspersonen, ohne darüber neidisch zu werden, wenn ein Liebhaber von der einen abgieng, und sich zu der andern gesellte. So sah Ninon ohne den geringsten Unwillen, daß der Herr

von Villarceaux, auch für ihre Freundin Liebe äuſserte, und von derſelben beglückt wurde. Es war nicht etwan eine verſtellte Freundſchaft, welche aus Intereſſe geſchloſſen, und aus eigennützigen Abſichten zum Schein fortgeſezt wurde, ſondern ſie war ſo innig und wahr, und gründete ſich auf gegenſeitige Neigungen, Wünſche und Vergnügungen; kurz beide ſchienen nur ein ganzes auszumachen. Es wäre daher nicht nöthig geweſen, daß die Frau von Scarron und der Herr von Villarceaux ihre Liebſchaft vor der Ninon zu verbergen ſuchten, und Furcht und Aengſtlichkeit äuſſerten, als dieſelbe verrathen ward. Ninon vergab gern, und beide fanden vor ihr Gnade. Sie entzog ihnen deshalb ihre alte Freundſchaft und Liebe nicht.

Indeſſen iſt es ſchon bekannt, daß Ninon gern in Anſehung ihrer Liebhaber Veränderung liebte. Jezt hatte der Herr von Villarceaux ſeine verliebte Rolle lange genug bei ihr geſpielt. Ein anderer Liebhaber trat an ſeine Stelle, aus dieſem folgten wieder mehrere. Der beſchränkte Raum dieſer Biographie erlaubt nicht, ſie alle namentlich anzuführen; alſo nur die vornehmſten, die auſſerdem keine unwichtige Rolle in der politiſchen Welt geſpielt haben.

Herr von Gourville hatte ſich durch die Verbindung mit den Häuſern Conde und Rochefaucault, nicht blos bereichert, ſondern er fieng auch an Einfluß und Anſehen zu bekommen, als ihn das Intereſſe für ſeine beiden Wohlthäter zwang, Paris zu verlaſſen. Gerade um dieſe Zeit liebte er Ninon, ward wieder von ihr geliebt, und genoß in ihren Armen Vergnügungen, worüber man öfters die wichtigſten Pflichten zu ver-

geſſen pflegt. Allein er zog die Pflichten der Freundſchaft den der Liebe vor, und ſuchte eine Leidenſchaft zu bekämpfen, die um ſo ſtärker und heftiger war, weil er jezt erſt den Anfang gemacht hatte, ſie zu befriedigen.

In der Lage worin der Herr von Gourville Paris verließ, war es ihm unmöglich, ſeinen ganzen Reichthum mitzunehmen, ſondern er mußte darauf bedacht ſeyn, ihn, bis auf ſeine Zurückkunft einer ſichern Perſon anzuvertrauen. Ihm war ein groſſer Bußprieſter bekannt, der durch ſeine ſtrengen Sitten ſich den Ruf eines heiligen Mannes erworben hatte: Sein baares Vermögen beſtand in zwanzigtauſend Thaler. Dieſe wollte er dem erwähnten Prieſter aufzubeben geben; allein er änderte mit einemmal ſeinen Plan, trennte die Summe, gab die Hälfte dem Prieſter, und die andere Hälfte der Ninon in Verwahrung. Ninon nahm das Zutrauen ihres Liebhabers als den ſicherſten Beweis ſeiner Liebe und Hochachtung auf.

Sobald er nach Paris zurückgekommen war, gieng er zuerſt zu dem heiligen Mann, und forderte ſeine zehntauſend Thaler, worüber er ſich nun freilich keinen Schein hatte geben laſſen, zurück. Der heilige Mann wollte von keinem Empfang jener Summe etwas wiſſen, und Gourville mußte noch zufrieden ſein, daß der Scheinheilige nicht böſe ward, und von der Obrigkeit Genugthuung verlangte, weil durch ſolche Beſchuldigungen der Geruch ſeiner Heiligkeit allerdings verdächtig werden konnte. Er ſchwieg und verſchmerzte ſeinen Verluſt, worüber er niemanden anders als ſich ſelbſt Vorwürfe machen konnte. Noch ſchäzte er ſich glücklich, daß er ſich nicht einem

Böſewicht anvertraut hatte, der unter der Larve der Frömmigkeit, ſelbſt die Vorſichtigſten zu berücken wußte.

Da Gourville ſo ſchändlich von dem Prieſter war betrogen worden, konnte er von der Ninon beinah nichts beſſers erwarten, weil ſie als ein freies und ausgelaſſenes Frauenzimmer Vergnügungen liebte, die ſie leicht in Verſuchung kommen führen, das ihr anvertraute Geld anzugreifen. Er ſchwebte zwiſchen Furcht und Hofnung. Indeſſen wunderte ſich Ninon, die es wußte, daß er bereits ſeit einigen Tagen in Paris wäre, daß er noch nicht zu ihr gekommen ſei. Sie ließ ihn daher zu ſich bitten, und dieſe Einladung entfernte von ihm allen Verdacht, den er auf ſie geworfen hatte. Kaum hatte er ſich in ihre Arme geworfen, als ſie zu ihm ſagte: „Ach Gourville! in ihrer Abweſenheit iſt mir ein groſſes Unglück begegnet. Ich bekla[illegible]e, wenn ſie mich noch lieben — ſezte ſie hinzu, denn ſie bemerkte nur zu deutlich die Unruhe, welche er ſelbſt als Hofmann nicht zu verbergen wußte, indem dieſer zweite Verluſt ihm eben ſo unerwartet als empfindlich war. — Dieſem Unglück kann nicht wieder abgeholfen werden. Die Neigung, die ich bis jezt für ſie hatte, iſt verſchwunden, aber das Andenken an ſie iſt noch nicht verſchwunden. Hier ſind die zehntauſend Thaler, die ſie mir bei ihrer Abreiſe anvertrauten. Nehmen ſie dieſelben wieder an ſich, aber begehren ſie nicht mehr mein Herz, das ich nicht weiter an ſie verſchenken kann. Herr von Gourville war auf der einen Seite vergnügt über ſein Geld, auf der andern unwillig über das Betragen der Ninon, doch konnte er ihr mit

Recht keine Vorwürfe machen, weil er zu lange von ihr entfernt gewesen war.

In dieser Freude über seinen bereits für verloren gehaltenen Schaz, erzählte er ihr das unredliche Betragen des Priesters. Darüber verwundere ich mich nicht — versezte Ninon — allein sie hätten mich wegen dieses Betrugs nicht auch in Verdacht haben sollen. Ich mag sie nicht fragen, was sie eigentlich von mir gedacht haben, indem ich besorgen müßte, sie könnten mich beleidigen, wenn sie mir die Wahrheit gestünden; indessen trug der sehr grosse Unterschied zwischen mir und ihm und unserer beiden Ruf nichts wider mich bei.

Ninon hatte bei der ganzen Sache weiter nichts gethan, als was jeder ehrliche Mann in ähnlichen Fällen ebenfalls thun würde; doch weil gerade der heilige Mann so unredlich verfahren, gereichte ihr dies Betragen zu grosser Ehre. Ninon äusserte ihre Verwunderung darüber, und hielt es wohl gar für einen Schimpf, daß man sie wegen einer solchen Handlung lobte.

Einer von den Liebhabern, die auf den folgten, dem sie so eben den Abschied gegeben hatte, machte sie zum andernmal zur Mutter. Der Herr von H...ay, berühmt durch die Leidenschaft, welche er die Kühnheit gehabt bei Hofe bekannt zu machen, oder die er vielleicht nur erdichtet hatte, um sich derselben zu ehrgeizigen Absichten zu bedienen, war Vater des andern Kindes, welches Ninon zur Welt brachte. Er durfte nicht erst als der Marschall von Estrees zu den Würfeln seine Zuflucht zu nehmen, um seine Vaterschaft zu beweisen. Es fand sich kein Nebenbuhler ein, und die Sorge für die

Auferziehung des Kindes zu ſorgen, wurde ihm von Niemanden ſtreitig gemacht.

Die ſo berühmte nordiſche Fürſtin, die Königin Chriſtine von Schweden, hatte bekanntlich ihre Krone niedergelegt, um frei von allen Geſchäften ganz den Wiſſenſchaften zu leben, und ſich ihren eignen Neigungen zu überlaſſen. Auf ihren Reiſen konnte ſie unmöglich Paris übergehen, dem damaligen Siz der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Sie bekümmerte ſich nur wenig um das geräuſchvolle Hofleben, und ſie fand ſich blos denn daſelbſt ein, wenn es die ſtrenge Etikette erforderte. Unter allen merkwürdigen Dingen, die ſie in Paris zu ſehen wünſchte, ſchien ihr Ninon eine der merkwürdigſten Frauensperſonen zu ſeyn, von der ſie ſo viel gehört hatte, und die ſie nun ſelbſt kennen lernen wollte, um die verſchiedenen Urtheile, die ſie über dieſelbe gehört, zu prüfen. Der Marſchall von Albrecht, und einige Gelehrte waren vornemlich Schuld daran, daß Chriſtine ein Frauenzimmer, als die Ninon, kennen zu lernen wünſchte. Sie ward wirklich in ihrer Erwartung nicht betrogen, ſondern ſie verließ ſie nach einer ziemlich langen Unterredung mit einer Zufriedenheit, welche erwarten ließ, daß Ninon die Königin ganz befriedigt habe. Vornemlich gefiel der Königin der Ausdruck der Ninon, dieſe Weiber ſind Janſeniſten in der Liebe, ganz ausnehmend, worunter ſie ſelbſt verſtand, welche damals in Paris durch ihre außerordentliche Affektation und ſcheinbare Sprödigkeit ſich allgemein die Verachtung aller Vernünftigen zuzogen. Die Königin bemerkte ſehr bald bei der Ninon eine Neigung zur Galanterie, wegen ſie ſelbſt keine Feindin war, und

dadurch wurden sie sehr bald Freundinnen. Beide wußten das eigentliche Verdienstliche der Mannspersonen zu schätzen, und aus diesen gegenseitigen Erklärungen entstand sehr bald eine Vertraulichkeit, welche die Sympathie ihrer Seelen verrieth.

Wie viele beneideten Ninon nicht über die Ehre, daß sie das Glück gehabt eine philosophische Königin in ihrer Wohnung zu sehen. So schmeichelhaft aber auch diese Ehre, konnte sie bei ihr doch nicht einen gewissen Stolz, eine Eigenliebe erwecken, die ihrem Geschlecht gewöhnlich so natürlich ist. Ninon hatte zu viele Kenntnisse sich verschaft, als daß äusserlicher Glanz und leere Titel bei ihr Eindruck machen konnten. Sie sah auf wesentliche Verdienste, und konnte diese sehr bald von den falschen unterscheiden. Eben daher kam es, daß sie Christinen schätzte, nicht weil sie einmal eine Krone getragen, und davon noch den Titel führte, sondern weil sie an der Königin Verdienste gewahr wurde, welche bei dem andern Geschlecht selten anzutreffen sind.

Frankreich war nie galanter und witziger gewesen, als zu der Zeit, da ein junger König auf dem Throne saß, der einen prächtigen Hof hielt und um sich her lauter Vergnügen verbreitete. Der ganze Hof und die demselben nahe waren, schienen glücklich zu seyn, und man opferte nur der Liebe zu den Vergnügungen und Künsten, indem man damals noch nicht vorhersehen konnte, wie der Aufwand eines wollüstigen und verschwenderischen Königs, Frankreich zum Verderben führen würde. Die verderbten Sitten des Hofes verbreiteten sich unter die höhern Stände, und von diesen giengen sie in der

Folge zum Bürgerſtande über, und verſchonten ſogar die niedrigen Hütten des Landmanns nicht.

Moliere war es, der auf eine feine und treffende Art, die Sitten ſeines Zeitalters lächerlich zu machen ſuchte, und Ninon war die erſte, welche dieſem komiſchen Genie Beifall gab, da er den Anfang machte, ſich auf eine ſehr vortheilhafte Art dem Publikum als Schauſpieler und Schauſpieldichter zu zeigen. Die Herren von Bachaumont und Chapelle waren damals die berühmteſten Wollüſtlinge von Paris, und beide die vertrauteſten Freunde der Ninon. Durch den letztern machte ſie zuerſt Bekanntſchaft mit Moliere. Beide lernten ſich bald genauer kennen, aus der Bekanntſchaft ward bald eine dauerhafte Freundſchaft. Moliere fühlte es zu gut, welchen Eindruck er durch ſeine Luſtſpiele auf das Publikum mache, und welchen Nutzen er damit ſtifte, ſo wie es Ninon recht wohl wußte, wie viel ſie durch Rath helfen, wie ſehr ſie ſich auf ihre Einſicht und auf ihren Verſtand verlaſſen konnte. Daher ſagte ſie auch zu dem Saint-Evermont: „Alle Abend danke ich Gott für meinen Verſtand, und bitte ihn alle Morgen, mich vor den Thorheiten meines Herzens zu bewahren.“ Es gereicht Ninon allerdings zur wahren Ehre, daß ſie mit einem ſo groſſen Mann, als Moliere wirklich iſt, in beſtändiger Freundſchaft ſtand.

Als Moliere eines ſeiner Meiſterwerke, das Luſtſpiel Tartüffe, verfertigt hatte, las er deſſelbe ſeiner Freundin, der Ninon vor, weil er gern ihre Meinung über ſeine Stücke hörte, und da beſſerte, wo ſie ihm rieth, noch etwas die Feile zu gebrauchen. Sie lobte es, und gab ihm Beifall, wie ge-

treu er die Natur getroffen, und den feinsten Betrügern die Larve abgerissen hätte. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie ihm eine Geschichte, die sich unter ihren Augen zugetragen hatte, wovon kein anderer als ein frommer Betrüger der Held war. Diese Erzählung trug sie mit solchen treffenden Bemerkungen vor, daß Moliere davon gerührt, äusserte, daß jezt nachdem er die Ninon über diese Materie sprechen gehört, er es nicht wagen würde einen Betrüger auf die Bühne zu bringen, wenn das Stück nicht bereits ausgearbeitet, und auch schon einigemal gegeben wäre.

Einer von Ninons liebsten Grundsätzen war: Man muß sich mit Lebensmitteln, aber nicht mit Vergnügungen im voraus versehen, und von den leztern sich täglich so viele machen, als Zeit und Umstände verstatten. Nach diesem Grundsaz unterbrach sie nie ihr wollüstiges Leben, sondern sezte es mit den Mannspersonen fort, die sie beglücken wollte. Der Herr von Saucourt, stand bei allen Weibern, die ihn kannten, in dem Ruf einer besondern Geschicklichkeit, und war auch vielleicht wegen dieser Tugend bei der Ninon ganz wohl angeschrieben. Sie bekam wegen dieser Bekanntschaft mit einem so berühmten Mann viele Neider unter den Weibern. Dies gab auch vielleicht Gelegenheit, daß sie Saucourt von selbst verließ, den sie gewiß sehr ungern verlor.

Der Leichtsinn ihres Herzens vermehrte sich nun täglich mit der Neigung zum Vergnügen und zur Veränderung. Ninon lebte mit der ungebundensten Freiheit, indem sie die nemlichen Rechte, als die Mannspersonen, geniessen zu können glaubte. Sie leitete ihre Liebhaber ganz nach ihrem Sinn,

und machte sich mit ihnen manchen Spaß. Der Markis de la Chatre war seit einiger Zeit der Favoritli-haber bei der Ninon, und mit einemmal rief ihn seine Pflicht, seine Geliebte plötzlich zu verlassen. Eine solche Trennung mußte ihm erschrecklich sein, weil er die Folgen davon vermuthete. Ninon bemerkte dies beim Abschied, und wollte ihm seinen Argwohn benehmen. Nein Grausame — versetzte er — sie werden mich vergessen, ich kenne ihr Herz zu gut. Jezt sind sie mir noch getreu, und sagen mit Wahrheit, daß sie mich lieben; allein sobald ich abwesend bin, wird ein Anderer gleich wieder meine Stelle einnehmen. Die Liebe, die sie bei andern erwecken, ist himmelweit von der verschieden, die sie selbst fühlen. Stets werden sie vor meinen Augen schweben, entfernt von ihnen werden mir alle Gegenstände verhaßt vorkommen. Hören sie an, Ninon — fuhr mit einemmal der Markis fort, dem jezt etwas einfiel, woran vielleicht noch niemand in ähnlichen Fällen gedacht hatte — sie sind auf so mannigfaltige Art ein ganz ausserordentliches Frauenzimmer, und eben daher muß in meiner Lage ein ganz ausserordentliches Mittel angewendet werden, wenn ich beruhigt seyn soll. Ich verlange von ihnen, daß sie mir schriftlich eine unverbrüchliche Treue versichern. Ich selbst will ihnen die Form vorschreiben, wie ich diese Schrift eingerichtet wünschte. Vergebens machte Ninon manche Einwendungen dagegen, er setzte die Schrift auf, und verließ sie nicht eher, als bis sie nach seinem Wunsch sich unterschrieben hatte. Nun schien der Markis ruhig zu seyn, und gieng dahin, wohin ihn seine Pflicht rief.

Kaum war der Markis einige Tage von Paris abwesend, als Ninon von einem Manne verfolgt wurde, der ihr schon lange von Liebe vorgesagt hatte, und zum Unglück so beschaffen war, daß ein Frauenzimmer leicht in Versuchung gerathen konnte, ihm ihre Gegenliebe zu schenken. Er glaubte die Abwesenheit seines Nebenbuhlers benutzen zu müssen, er machte ihr eine förmliche Liebeserklärung. Ninon dachte an ihr Versprechen, und schlug ihm geradezu das ab, was er von ihr zu haben wünschte. Doch der Liebhaber ließ sich hierdurch nicht abschrecken, weil er zu gut das weibliche Herz kannte, er ward um so zudringlicher und dreuster. Zum Unglück für Ninon, mußten sie ihre Augen verrathen, deren Blicke der forschende Liebhaber nur zu gut verstand.

Die gute Ninon ward überwunden, so fest sie sich auch vorgenommen hatte, jedem Angrif muthig zu widerstehen. Sie konnte sich aber unmöglich während der verliebten Unterhaltung, während der Hitze der Liebe, enthalten, in einer Art von Begeisterung auszurufen: Ach! Ach! — — — — — das gute Zettelchen, das la Chatre hat. Der Markis war neugierig die Auflösung dieses Räthsels von ihr zu hören. Er freuete sich, daß er so glücklich gewesen war, diesen ihm gefährlichen Nebenbuhler auszustechen, und machte diese lustige Geschichte bald in allen Gesellschaften bekannt, so daß der Zettel des la Chatre bald zum Sprüchwort wurde.

Ninon ärgerte sich über die Unbedachtsamkeit ihres neuen Liebhabers, und nahm sich vor, recht böse zu seyn, so bald er wieder zu ihr kommen würde. Allein, was wollte sie machen, als er kam, sich ihr zu Füssen warf, so jung und reitzend als

er war, ja sie in Ausdrücken um Vergebung bat, die auch bei dem Unempfindlichsten bis zum Herzen dringen mußten. Sie vergab gern, weil er zu reitzend war, und sie nicht aufhören konnte, ihn zu lieben. Erst als er weggieng rief sie ihm noch oben von der Treppe nach: Herr Graf, wir sind deswegen noch nicht ausgesöhnt!

Durch diese und ähnliche Geschichten kam Ninon ganz natürlich in den Ruf der Koketterie. Um die Sache nicht noch schlimmer zu machen, schwieg sie, ohne sich dagegen zu vertheidigen. Ihre Freunde billigten ihre Aufrichtigkeit in diesem Stück. Sie hatte die Ehre ihren Namen in gewissen Liederchen zu sehen, und mit vielen Standespersonen vom ersten Range das nemliche Schicksal, obgleich diese bei ihren Liebschaften behutsamer verfuhren. So machte der Herr v. Tonreille ein witzig seyn sollendes Epigramm auf die Ninon, weil diese seiner schwülstigen Uebersetzung des Demosthenes keinen Beifall abgewinnen konnte.

Wenn aber Ninon selbst über die ehrwürdigsten Dinge der Religion spottete, wenn sie sich nicht scheuete ihren Witz über heilige Dinge auszuschütten, welche die Vernunft glauben muß, ohne das Geheimniß selbst enträthseln zu können, so kann dies ihr Betragen auf keine Art entschuldigt werden. Die Frau von Sevigne machte sich daher alle rechtliche Leute zu Freunden, da sie sich in einem ihrer Briefe mit Recht beschwert, daß Ninon in Ansehung dieses Punkts sehr gefährlich sei.

Wie rechtmäßig war daher die Furcht dieser vernünftigen Mutter nicht, als sie bemerkte, daß ihr Sohn mit der Ni-

nen in Bekanntschaft kam, und besorgen mußte, daß er durch diesen Umgang alle gute Grundsätze bald aus dem Gedächtniß verlieren würde, sobald er sich verleiten ließ, ihren Grundsätzen zu folgen.

Weder seine Mutter noch die Frau de la Fayette, konnten den jungen Grafen von seinem einmal gefaßten Entschluß abbringen. Er liebte, und ward sehr bald, weil er reizend war, und viel Verstand besaß, von der Ninon wieder geliebt. Doch wenn er erhört werden wollte, sollte er ihr ebenfalls ein Opfer bringen. Sie verlangte nemlich von ihm alle Briefe, welche er von der berühmten Schauspielerin Champmele bekommen. Diese Briefe wollte sie dem ersten Liebhaber des armen Mädchens zuschicken, damit derselben wegen ihrer Untreue sie nach Verdienst züchtigen könnte. Der Graf übergab die Briefe der Ninon, allein seine Mutter, die noch viel Gewalt über ihn hatte, brachte es doch so weit, daß er sich entschloß alles zu thun, sie wieder zu bekommen. Er war auch so glücklich sie theils durch Gewalt, theils durch List wieder zu erhalten, und verbrannte sie auf der Stelle.

Dieser Liebeshandel schien von langer Dauer zu seyn, weil die Mutter des Grafen alles mögliche anwendete, ihn von seiner Krankheit zu heilen. Ninon machte es auch diesmal so, wie sie es gewöhnlich mit ihren Liebhabern zu machen pflegte, sie verwandelte ihre Liebe in Freundschaft. Nun machte sie eine herrliche Beschreibung von dem Grafen: „Er hat eine Seele von Brey, einen Körper von nassem Papier, und ein Herz von einem mit Schnee fricassirten Kürbis.“ Selbst da er aufgehört hatte, ihr Liebhaber zu seyn, lebten

sie miteinander in dem besten Vernehmen, daß einige glaubten, sie wären noch so vertraut mit einander, als vordem. Allein Ninon erklärte sich darüber gegen Personen, welche sie in Verdacht hatten: Zwischen mir und dem Grafen gehet nichts böses weiter vor, wir leben miteinander als Bruder und Schwester.

Ninon hielt sich über alles auf, was ins lächerliche fiel. Wie gegenwärtig, veränderte sich auch damals die Mode beinah mit jedem neuen Morgen. So wurden die Kopfzeuge durch etwas verdrängt, was man Hurlû-brelû nannte. Diese Mode kleidete nicht alle Weiber. Eine gewisse Fr. v. Ch... hatte das Unglück, darin noch häßlicher auszusehen, als sie wirklich war. Ninon machte die Bemerkung, sie gleiche einem Frühlingsliede in der Scheune, wie ein Ei dem andern.

Die Frau von Dufresney, die Gattin des ersten Kammersekretärs bei dem Minister von Louvois, war Hofdame bei der Königin geworden. Denn was kann die Maitresse eines Ministers, — als Louvois war, nicht alles werden. Um ihrentwillen hatte man eine ganz neue Stelle bei Hofe errichtet, welche sie unter die Dames d'Atour setzte, aber über alle Kammerweiber erhob. Als Ninon hörte, daß viele Weiber neidisch waren, und sich über diese Wahl beschwerten, sagte sie: „Der Minister hat sich bei dieser Gelegenheit wie Caligula verhalten, der sein Pferd zum Consul machte."

Die bekannte Scudery ward ebenfalls das Opfer des Spasses der Ninon. Ihre häßliche Gestalt war fast eben so berühmt als ihr Witz. Da sie Ninon sah, sagte sie, daß sie wie eine siebenzigjährige — Septante — aussähe. Dies setzte

me Wort ward damals sehr spaßhaft befunden, vielleicht würde es uns auch jezt noch so vorkommen, wenn dergleichen Einfälle bei der Wiedererzählung nicht alles Salz verlören.

Ninon war wegen ihrer lustigen Einfälle fast eben so berühmt, als die Frau von Cormiel. Vornehmlich zeigte sie ihren muntern Geist, und ihren feinen Verstand bei Tische, wo sie gewöhnlich so ausgelassen war, daß man von ihr zu sagen pflegte, sie wäre von der Suppe an schon betrunken, da sie doch fast meistens weiter nichts als Wasser trank. An der Tafel war es, wo sie dasjenige Getränk so häufig verschwendete, welches Homer der Helena vergiessen läßt, um alle ihre Gäste zu bezaubern, und welches wahrscheinlich weiter nichts war, als das reizende Gespräch dieser Prinzessin.

Es ist nun unbegreiflich, daß Ninon, dem bekannten geistlichen Redner, dem grossen P. Bourdalue, den die Frau von Sevigne den grossen Pfau zu nennen pflegte, wirklich den Streich gespielt haben soll, den man sich erzählt. Sie hätte nemlich das Herz dieses Mannes erforschen wollen, ob es auch so rein, als seine Beredtsamkeit wäre. Um darüber eine Probe anzustellen, hätte sie ihn rufen lassen, um als eine kranke und schwache Person sich mit ihm von geistlichen Dingen zu unterhalten. Als er gekommen, hätte er ein Frauenzimmer gefunden, das mit aller Kunst, die die verführerische Liebhaberei nur an die Hand geben kann, geschmückt gewesen. Er hätte die Falle gemerkt, die man ihm legen wollen, und zu ihr gesagt: „Ich sehe daß ihre Krankheit nur im Herzen, und nicht im Gemüth ist; was ihren Körper betrift, scheint er mir bei vollkommener Gesundheit zu seyn. Ich bitte

den groſſen Seelenarzt, daß er ſie heilen möge.“ Sogleich hätte er ſich wieder entfernt. Dieſe ganze Erzählung ſcheint blos aus einem Mißverſtändnis entſtanden zu ſeyn. In einem damals bekannten Liede, wird eines Prieſters gedacht, welcher Ninen von ohngefähr an irgend einem Ort angetroffen, und ſie zur Buſſe ermahnt habe. Daraus hat man vielleicht jenes Märchen erdichtet.

Ninons Liebhaber waren nicht immer Perſonen aus den höchſten Ständen, oft wählte ſie ſich welche von den untern, ſo bald ſie ſolche Eigenſchaften an ſich hatten, welche ihren Wünſchen entſprachen. Ein gewiſſer Tänzer Peceurs war ſo lang nach ihrem Geſchmack, daß er ſogar der glückliche Nebenbuhler von dem Grafen von Choiſeul wurde. Dieſer ihr Liebhaber hatte ſich damals noch nicht ſo ſehr durch Tapferkeit, als durch Redlichkeit und ſtille Tugenden bekannt gemacht, und erweckte daher bei Ninon blos Empfindungen der Hochachtung und Ehrfurcht. „Er iſt ein ſehr würdiger Herr — pflegte Ninon zu ſagen — allein er macht Niemals Luſt zu Lieben.“ Des Grafen Nebenbuhler, der genannte Tänzer war kühn und verwegen. Er traf ihn oft bei der Ninon, und wenn er ihn dann auf eine höhniſche Art aufziehen wollte, bekam er eine Antwort, die ihn nicht mehr in der Ungewißheit ließ, daß er ein furchtbarer Nebenbuhler wäre.

Der Tänzer Peceur kam einmal zur Ninon in einem Kleide, das Aehnlichkeit mit den Uniformen hatte, wie man ſie damals zu tragen pflegte. Der Graf kam dazu, und wollte ihn darüber aufziehen, indem er ihn auf eine höhniſche Art fragte: „Vater, welchen Zahnen dienen ſie, und zu wel-

chem Corps haben sie sich geschlagen?" Der Tänzer antwortete: Ich kommandiere ein Corps, unter welchem sie schon lange dienen — Je commande un corps, où vous servez depuis longs tems — Eine witzige Antwort, die im Deutschen nicht treffend übersezt werden kann. Ninon trennte sich nach und nach ganz von dem Grafen, und überließ sich andern Leidenschaften, wohin sie ihr veränderlicher Karakter fortriß.

Bei allen ihren Ausschweifungen, merkte man doch keine sichtbare Zerstörungen an ihrem Körper, sie behielt noch in einem Alter ihre Schönheit, wo sie bei den mehrsten von ihrem Geschlecht längst abgeblühet ist, und ihr Verstand schien täglich eine neue Schwungkraft zu bekommen. Noch sonderbarer ist es aber, daß ihr eigner Sohn sich in sie verliebte, da sie schon über sechzig Jahr alt war, und ein Opfer dieser seiner traurigen Leidenschaft werden mußte.

Der Herr von G . . . ay hatte diesen zweiten Sohn unter dem Namen des Ritters von Villiers erziehen lassen. Es war verabredet, daß dieser junge Mensch nie seine Mutter sehen sollte. Allein seine gute Erziehung bewog den Vater, der Ninon vorzustellen, daß sie dem angeblichen Ritter erlauben möchte, sie dann und wann zu besuchen, damit er durch ihren Umgang noch mehr ausgebildet werden möchte. Ninon besaß ein besonders Talent, junge Leute zum gesellschaftlichen Umgang zu bilden, und man konnte es sogleich den jungen Herren ansehen, ob sie bei ihr in die Schule gegangen waren.

Der Ritter von Villiers besaß eine reizende Gestalt, und verband mit derselben viel Verstand und Wiz. Ninon

hatte ſich zwar vorgenommen, ihm nie zu entdecken, daß ſie ſeine Mutter wäre, allein ihre mütterliche Zärtlichkeit konnte ſie unmöglich ſo in Zaum halten, daß ſie ihm nicht einen gewiſſen Vorzug gab, daß ſie ihm merken ließ, daß ſie ihn mit mehr Vergnügen, als andere, bei ſich ſähe. Der Ritter merkte dies zu gut, und empfand auch ſchon vorher Liebe für ſeine Wohlthäterin, die ſich mehr aus Dankbarkeit und Erkenntlichkeit, als aus thierischen Trieb erklären ließ. Ihre Blicke, die er für Blicke der Zärtlichkeit und Liebe hielt, waren blos Aeuſſerungen des mütterlichen Vergnügens, die nichts weniger, als eine ſträfbare Liebe verriethen.

Ninon merkte nur zu bald dieſe Leidenſchaft ihres Sohnes, und ſuchte ſie durch eine gewiſſe Strenge wenigſtens einzuſchränken. Sie wußte ihn dahin zu bringen, daß er ihr bedeuten wollte, ſie nicht mehr zu lieben, ſondern ſie blos als ſeine Freundin hochzuſchätzen. Doch was helfen alle Schwüre eines Liebhabers, den eine Leidenſchaft beherrſcht, die er nicht unterdrücken kann. Er hatte freilich verſprochen nicht weiter zu lieben, allein er konnte ſein Verſprechen nicht halten. Ninon glaubte jetzt mit ihm aus einem ernſthaftern Tone zu ſprechen. Als er ſich in ihrem Kabinet befand, ſagte ſie zu ihm: „Unſinniger, es ſind nunmehr mehr als fünf und ſechzig Jahre verfloſſen, daß ich auf die Welt gekommen bin. Stehet es mir jetzt wohl noch an, eine Leidenſchaft, wie die Liebe, anzuhören? Kann man in meinem Alter lieben, oder geliebt werden? Bedenken ſie, mein Herr, das Lächerliche ihrer Begierden, und das Gefährliche, wenn ſie mich verleiten wollen.“

Diese ernsthafte Vorstellung konnte seine Liebe doch nicht vermindern. Die unglückliche Mutter vergoß Thränen, welche ihr Sohn für sichere Kennzeichen seines Sieges ansah. Warum fließen diese Thränen — sagte er — sind sie Beweise des Mitleidens oder der Zärtlichkeit? wird sich nun mein Schicksal ändern? Ihr Schicksal ist entsetzlich — sagte sie — Unsinniger lassen sie mich gehen, wenn sie nicht den Rest meines Lebens vergiften wollen. Was sprechen sie da? versetzte er. Höre ich jetzt die so zärtliche, philosophische Ninon. Hat sie nur blos für mich diesen Schatten der Tugend angenommen? nun für mich ihr Herz, ihren ganzen Karakter verändert? Sie treiben wahrlich ihre Grausamkeit zu weit. Nie äußerten sie solche Härte. Und warum diese Thränen? fließen sie aus Gleichgültigkeit, oder aus Haß? wagen sie es dann nicht ein Gefühl zu groß....

Halten sie inne, mein Herr — fiel ihm Ninon ein — nur von mir hieng es ab, ihre Freundin zu werden, daher jene Blicke, daher diese Thränen. Dadurch entstanden bei ihnen Begierden, die sie gleich in der Geburt hätten ersticken müssen. Lernen sie mich besser kennen. Ich höre sie nicht wieder an! Entfernen sie sich von mir, und lassen sie mich allein, damit ich mir in der Einsamkeit Vorwürfe wegen meines Betragens machen kann.

Seit dem gerieth ihr Sohn in eine gewisse Wuth, worüber sich seine Mutter nicht wenig betrübte, und wünschte, daß sie ihm ein Geheimniß sogleich entdeckt hätte, welche Entdeckung alle jene Unruhen gewiß verhindert haben würde. Sie entdeckte ihr Vorhaben dem Vater des Ritters, welcher

nichts dagegen hatte, sondern selbst einsah, daß diese Entdeckung unter solchen Umständen nothwendig wäre.

Sie meldete daher dem Ritter schriftlich, er möchte um die und die Zeit sie besuchen. Er erschien. Seine Kleidung war gut gewählt, weil er sich einen gewissen Sieg versprach. Ninon war ganz allein. Sie war niedergeschlagen, aus ihren Augen sprach ein gewisser Kummer, den sie nicht verbergen konnte. Er fällt nieder zu ihren Füssen, benezt ihre Hände mit seinen Thränen und schweigt. „Unglücklicher — sagte sie zu ihm — es giebt gewisse Zufälle, die alle menschliche Vernunft übersteigen. Umsonst habe ich mich bemühet, ihrer strafbaren Leidenschaft eine andere Richtung zu geben. Und nun nöthigen sie mich ein Geheimniß ab.“ Wollen sie mich noch einmal betrügen? — unterbrach er sie — In ihren Augen bemerke ich keine Liebe mehr! Sie sind ungerecht. Sie glauben, mich noch heilen zu können. Allein sie betrügen sich; meine Leidenschaft hat zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß ich derselben entsagen könnte — „Halten sie ein — unterbrach ihn Ninon — diese strafbare Leidenschaft, wird doch die heiligsten Pflichten nicht verdrängen. Halten sie ein, beben sie zurück vor Schrecken. Wissen sie, wer sie sind, und wer ich bin? Die Geliebte, die sie verlassen“ .... Und wer ist sie — fragte der Ritter — diese Geliebte? ... Ist ihre Mutter — antwortete Ninon — sie haben mir das Leben zu danken; mein Sohn ist es, der zu meinen Füssen seufzt, der mir von der Liebe verschwazt. Ich mußte ihnen unter solchen Umständen dies Geheimniß entdecken. Ihr Vater, der Herr von G ... ay trug Bedenken, sich darüber zu erklären. O! Mein

Sohn, du nöthigst mich, die Schande deiner Geburt zu entdecken. Man wollte dir dieselbe verbergen. Du hast es nicht erlaubt. Erkenne deine Mutter, mein Sohn, und vergieb ihr, daß sie dir das Leben gegeben hat.

Durch diese Erklärung schien der Ritter ganz betäubt zu sein, den sie fest an sich drückte. Kaum einmal wagt er es, den süssen Namen Mutter auszusprechen. Er hat keine Empfindung der Natur, die Hitze der strafbarsten Liebe brennt noch in seinen Adern; doch suchte er jene Regungen zu verbergen. Noch einmal blikt er seine Mutter an, schlägt dann die Augen nieder, reißt sich von ihrer Brust loß und entfliehet. Er läuft in den am Hause befindlichen Garten, und durchstößt seine Brust mit dem Degen. Ninon läuft nach, und findet ihren Sohn mit dem Tode kämpfend. Selbst in diesem Augenblick des Verscheidens bemerkte sie noch in seinen Augen Liebe. Es schien, als wenn er sich noch bestreben wollte, mit ihr zu sprechen. Allein seine Kräfte verliessen ihn. Er verschied.

Ein solcher unerwarteter Schlag betäubte die unglückliche Mutter. Zum Glück eilten auf ihr Geschrei Leute herbei, die sie abhielten, sich in Verzweiflung zu stürzen. Von jezt an beschäftigte sie sich ganz mit dem Umgang ihrer Freunde, Leichtsinn verschwand, und sie nahm ein gesezteß Wesen an. Allein ihr Hang zur Liebe verlangte stets eine Befriedigung dieser Leidenschaft, welche nur zugleich mit ihrem Tod aufhörte.

Der berühmte Abt von Chaulieu, der Anakreon des damaligen Zeitalters, scheint bei der Ninon glücklicher gewesen zu sein, als sein Lehrmeister Chapelle, ja man hat alle Ursache zu glauben, daß sie ihn erhört habe; ob es gleich damals hieß,

daß ſie keinen eigentlichen Liebhaber mehr gehabt hätte. Der Baron von Vanier, der im Jahr 1683 in England von dem Prinzen Philipp von Savoyen erſtochen ward, ein Sohn des berühmten ſchwediſchen Generals, war der lezte von ihren Liebhabern, die man als ordentliche gekannt hat. Nachdem Chapelle einigemal Verſuche, wie wohl vergebens gemacht hatte, ihre Liebe zu gewinnen, ſuchte er ſich auf eine ſehr unbillige Art zu rächen, indem er ſie mit ſeinen witzigen Einfällen beſtraſte. Ninon lachte mit ihren Freunden über ſeine ſcherzhaften Einfälle, anſtatt daß ſie darüber hätte böſe werden ſollen.

Schon lange hatte ſie von ihrem Freunde, dem Herzog de la Rocheſoucault gelernt, daß das Alter die Hölle der Weiber iſt. Vor dieſer Hölle hatte ſie ſich aber nie entſezt. Sie dachte zu philoſophiſch, als daß ſie den Verluſt eines Gutes hätte bedauren ſollen, das ſie ſo wenig ſchäzte und in Vergleichung mit ihrem Verſtande beinah für nichts achtete. Freilich konnte ſie ſich auch weit weniger als manche andere über das Verderben beſchweren, welches die Zeit mit ihrer Schönheit anrichtete. Mit ihr ſollte — ſagt Saint-Evremont — die Natur den Anfang machen, zu beweiſen, daß es möglich ſei, nicht alt zu werden. Ob ſie gleich in das Alter trat, welches man das hohe und gebrechliche zu nennen pflegt, ſo hatte ſie doch niemals den Ekel und die Häßlichkeit davon. Sie behielt ſogar alle ihre Zähne, und faſt alles das Feuer ihrer Augen, ſo daß man in den lezten Jahren ihres Lebens von ihr ſagte, daß man in ihren Blicken noch die ganze Geſchichte ihres Lebens leſen könnte.

Nichts war damals berühmter, als die Gesellschaft der Ninon, wegen der ausgesuchten Wahl der Personen, woraus sie bestand. Die Frau de la Fayette, und die Frau de la Sabliere fanden sich sehr regelmässig ein, und zwar mit dem berühmten Herrn de la Rochefoucault, der bis an seinen Tod die Ninon mit der stärksten Freundschaft und Hochachtung verehrte. Die Frau von Sevigne, die Frau von Grignan, die Frau von Coulanges, die Frau von Torp und die Herzogin von Vouillon selbst, zogen ihr Haus allen andern vor, und wurden nie des Vergnügens satt, sie zu sehen und zu hören.

Man versammelte sich im Winter Abends um fünf Uhr in einem Zimmer, das mit den Gemälden ihrer vornehmsten Freunde und ihren besten Freundinnen ausgeziert war. Im Sommer bewohnte sie eine Reihe anderer Zimmer, die auf den Wall giengen, worunter sich ein Saal befand, worin die ganze Geschichte der Psyche abgemalt war. Um neun Uhr des Abends entfernte sich die Gesellschaft, damit sie bei Zeiten die Ruhe geniessen konnte. Sie wohnte lange in der Tournellsstrasse, daher bekamen ihre besten Freunde den sonderbaren Namen Tournellsvögel.

Der Graf von Charleval hielt es für ein Glück, diesen Namen zu führen. Seine grosse Liebe zur süssen und geruhigen Wollust, und sein feiner Verstand und Wiz, hatten ihn der Vertraulichkeit der Ninon würdig gemacht. „In einem schon hohen Alter hatte sein Geist noch alle Jugendreize und sein Herz noch alle Güte und Zärtlichkeit gegen alle wahre Freunde behalten.“ So rühmte ihn Ninon in einem Brief an den Saint-Evermont, in welchem sie ihm den Tod ihres

gemeinschaftlichen Freundes meldete, und setzte noch hinzu: „Sein Leben und das meinige, so wie ich nemlich jezt lebe, kamen in vielen Stücken mit einander überein. Ein solcher Verlust ist grösser, als wenn man selbst stürbe.“

Saint-Evremont war bei Hofe in Ungnade gefallen, und eilte nach London, um dort ein ruhiges Alter zu beschliessen. Ninon vergaß ihren alten Freund nicht, und verwendete auch anfangs, da er noch Lust bezeugte in sein Vaterland zurück zu kehren, ihr ganzes Ansehen, ihm zu diesem Zweck beförderlich zu seyn. Die Herren von Lionne, von Langun und der unnachahmbare Graf von Grammont, alle drei Freunde von Ninon, interessirten sich vergebens bei Hofe für den Saint Evremont.

Ninon unterhielt stets mit diesem ihrem alten Freund einen Briefwechsel, worin sie sich von ihrer Lieblingsmaterie, der Moral des Epikurs, unterredeten. Die Lebensumstände dieses Philosophen, welche er ihr erzählte, war gewissermaßen die Zergliederung ihrer eigenen Vergnügungen und der Moral, wornach sie selbst gelebt hatte, vielleicht weniger nach Grundsätzen, als aus ihrem natürlichen Triebe. Er schilderte seine Freundin, er malte sich selbst, indem er das Bild des griechischen Philosophen darstellte.

Im neun und siebenzigsten Jahr lernte Ninon einen gewissen Abt Ged... kennen, welcher ihre und der Frau de la Sabliere Bekanntschaft suchte. Er bewunderte der Ninon Geschmack und Einsicht, woraus sehr bald eine gewisse Hochachtung entstand. Der junge Schüler fühlte gewisse Triebe für Ninon, welche man für unmöglich zu halten berechtigt ist.

wenn man an das Alter des geliebten Gegenstandes denkt. Er zündete in ihrem Herzen einen schwachen Funken derjenigen Feuers an, das beinah schon gänzlich verlöscht war. Doch Ninon erhörte ihn nicht, sondern vertröstete ihn bis auf den Zeitpunkt, wenn sie achtzig Jahr sein würde, in der Erwartung, daß gegen diese Zeit seine Leidenschaft würde nachgelassen haben, doch diese Frist schreckte den verliebten Abt nicht ab, sondern er zwang seine Wohlthäterin, das Versprechen zur bestimmten Zeit zu halten.

Der Ninon Haus war ein Sammelplaz von allen Künsten und Verdiensten. Es war daher ganz natürlich, daß man daselbst den berühmten Herrn von Fonteuelle sah, der schon damals einen sehr grossen Ruhm in den Wissenschaften erworben hatte. Durch ihn ward der berühmte Hughen bei der Ninon, während seines Aufenthalts in Paris, eingeführt, als er gerade Abgesandter der Generalstaaten von Holland in Frankreich war. Dieser grosse Mathematiker empfand so viel Vergnügen daran, sie zu sehn, sie singen zu hören, daß er darüber ausser sich ward, da sie überdies ihren Gesang mit der Laute begleitete.

Im Jahr 1696 bekam Ninon einen neuen Anfall von einer Krankheit, den sie bereits vor einigen Jahren gehabt hatte. Diese Unpäßlichkeit zog damals weiter keine schlimmen Folgen nach sich, als daß sie dadurch etwas geschwächt wurde. Allein ihre Philosophie brachte sie dahin — wie sie sagt — mit dem Tage, an dem sie lebt, zufrieden zu sein, den andern Morgen den vorigen Tag zu vergessen, und in einem baufälligen Körper, wie in einem gesunden zu wohnen. Auf die-

se Art brachte sie den Rest ihres Lebens zu, dessen Ende sie ohne Schrecken immer näher kommen sah. „Wenn man glauben könnte — sagte sie — wie die Frau von Cheverneuse, daß man, wenn man stirbt, alle seine guten Freunde in jener Welt anträ-fe, und mit ihnen spräche, so wäre es angenehm zu denken."

Die Frau Scarron war indessen zur Marquisin von Maintenon erhoben worden, nachdem sie sich mit dem Könige insgeheim verbunden hatte. Doch diese alte Freundin der Ninon war dadurch nicht stolzer geworden, vielmehr bot sie ihr eine Wohnung neben der ihrigen in Versailles an. Sie wollte, wie man sagt, dem Könige dadurch das Vergnügen verschaffen, eine Person öfters zu sehen und zu hören, welche im fünf und achtzigsten Jahr, ihrer schwachen Leibesumstände ungeachtet, noch immer eine gewisse jugendliche Lebhaftigkeit des Witzes und den so feinen und vollkommenen Geschmack besaß, der zu allen Zeiten weit mehr zu ihren ausgebreiteten Ruf beigetragen, als alle ihre Reitze und Schwachheiten. Doch Ninon, die zur Freiheit geboren war, und die vie ihre stille Philosophie der Hofnung des höchsten Glücks aufopfern wollte, dankte ihrer Freundin herzlich für ein Anerbieten, wovon sie in ihrer gegenwärtigen Lage unmöglich Gebrauch machen könnte, weil sie iezt zu alt wäre, die Kunst sich zu verstellen zu lernen. Alles was man von ihr erlangen konnte, bestand darin, daß sie sich einmal auf der Emporkirche in der Schloßkapelle zu Versailles einfand, wo der König vorbei gehen mußte, damit er wenigstens seine Neugierde stillen könnte; dies Wunder unter seiner Regierung zu sehen.

Ninon war auch eine vertraute Freundin von der Frau von Arouet, der Mutter, des in der Folge so berühmt gewordenen Voltaire. Sie wünschte den Knaben zu sehen, von dem man ihr so viel lobenswürdiges gesagt hatte. Der Abbe Chateauneuf führte ihn bei ihr ein. Sein ganzes Wesen, der entscheidende Ton, mit dem er sprach, und vorzüglich seine

witzigen Antworten gefielen ihr. Ninon unterhielt sich mit dem Jüngling über den Jansenismus, und beurtheilte ihn richtig. Ninon entdekte in ihm den aufkeimenden grossen Mann: um diesem Keim die nöthige Nahrung und Wärme zu geben, vermachte sie ihm in ihrem Testament zweitausend Franken in Büchern. Ein so richtiges und treffendes Urtheil konnte Ninon über einen jungen Menschen fällen, der einer der größten und merkwürdigsten Männer in der Folge wurde

Königl. Bibliothek Berlin

Nach und nach wurden die Gesundheitsumstände der Ninen immer bedenklicher und schwächer, und man erwartete stündlich ihren Tod. Sie selbst erwartete ihn, aber standhaft und gelassen, ohne daß sie sich vor demselben fürchtete. Sie wollte alle Pflichten dieses schrecklichen Augenblicks erfüllen, und ihre Vernunft blieb sich gleich. Sie starb den 17ten Okt. 1706.

Die Briefe welche unter ihrem Namen an den Martis von Sevigne geschrieben sind, rühren höchst wahrscheinlich von ihr her; allein es ist eine andere Frage: ob sie auch wirklich an den genannten Herrn geschrieben sind. Mir scheint es vielmehr, daß sie dieselben aufgesezt hat, um unter diesem Vehikel ihre Meinungen zu sagen, ob sie gleich nicht dabei die Absicht gehabt zu haben scheint, dieselben ins Publikum zu bringen. Sie haben den Karakter einer schönen, fliessenden Schreibart, allein es fehlt ihnen öfters Wahrheit und Bestimmtheit. Die Schilderungen sind zum Theil treffend, und in allen herrscht etwas interessantes und empfehlendes, was nur zu sehr verräth, daß niemand anders, als Ninon diese Briefe geschrieben hat.

Bücher-Anzeige.

Bei Wilhelm Rein in Leipzig, sind in der letzten Jubilatemesse folgende neue Verlagsartikel erschienen.

Geschichte der Herzogin von Portsmuth, oder geheime Liebschaften Karls des Zweyten, Königs von England, m. 1. K. 8. 12 gr.

Diese aus dem Privatleben Karls des Zweyten, ausgehobene und nach le Noble frey bearbeitete Geschichte, wird sowohl den forschenden Freund der Geschichte, als auch den bloß Unterhaltung suchenden Leser befriedigen, indem durch sie das wichtige Räthsel von Karls blinden Anhänglichkeit an Frankreich und seiner strafbaren Vernachläßigung seiner eigenen Nation aufgelößt, und zugleich in der Herzogin von P. ein Weib aufgestellt wird, das von der reinsten, liebenswürdigsten Tugend nach und nach zu den größten Lastern übergehen, und den schwachen Karl zum Vortheil Ludwigs XIV. um Herz und Hand, Gesundheit und Ruhe, um Gut und Geld, ja endlich sogar um sein Leben betrügen konnte.

Die Saal-Nixe. Eine Sage der Vorzeit, m. K. 8. 20 gr.

Leser, welche an romantischen Darstellungen und Sagen der Vorzeit Geschmack finden, werden dieses Werkchen wahrscheinlich nicht ohne Vergnügen lesen,

indem der Verf. nicht bloß durch inneres Interesse, sondern auch zugleich durch einen reinen und anziehenden Styl zu fesseln gewußt hat.

Nelkenblätter von G. F. Rebmann. 4ter Theil. 8. 20 gr.

Die drey ersten Bändchen dieser Nelkenblätter haben bereits so viele Freunde gefunden, daß eine neue Empfehlung derselben hier sehr überflüßig seyn würde, besonders, da ihnen schon in der Allgem. d. Bibl. ein bleibendes rühmliches Denkmal errichtet worden ist. Folgende Stücke machen den Inhalt dieses vierten Bändchens aus:

I. Hochverräther durch Kabale.
II. Papiere eines Menschenfeindes.
III. Zwey weibliche Seeräuber. Wahre Geschichte, abentheuerlicher als Roman.
IV. Spaziergänge. 1. Abendspaziergang im Schoner Grunde. 2. Tharand. 3. Die Elbbrücke am Tage. 4. Die Elbbrücke bey Nacht.

Gesellschaftliche Lieder für frohe Menschen, nach bekannten Melodien. 8. geh. 5 gr.

So allgemein bekannt auch diese Gesänge schon geworden sind, so wird man sie doch hier gern von neuem wieder abgedruckt sehen, da sie in einer Sammlung erscheinen, die vor allen andern zur Beförderung der geselligen Freude zweckmäßig und bequem ist. Je sorgfältiger der Herausgeber bey der Auswahl dieser Lieder war, je mäßiger ward auch die Anzahl derselben, und je leichter läßt sie sich nun von den Freunden des Gesanges bey sich führen. Für ihren innern Werth bürgen übrigens die Namen: Schiller, Jünger, Blumauer, Langbein, Meisner, Claudius, Stollberg u. a.

Thanatologie, oder Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber. Ein Lesebuch für Kranke und Sterbende von M. J. B. N. Hacker, Prediger zu Haseloff. 1ster Th. 8. 20 gr.

Gewiß nicht bloß Kranke und Sterbende, sondern auch ein großer Theil gesunder Leser wird dieses Buch nicht ohne Nutzen lesen; da der Verf. über die für uns alle so wichtigen Gegenstände, Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit, nicht nur gründlich und befriedigend, sondern auch auf eine trauliche und wohlthätige Weise zu unterhalten weiß. — Man erwarte hier nicht lauter lange und tiefsinnige Betrachtungen über jene schon genannten Gegenstände, denn diese zu lesen, glaubt der Verf. mit Recht, seyen Kranke und Sterbende am wenigsten geschickt. Auch nicht eigentliche Verhaltungsregeln und Ermunterungen zur Geduld und Standhaftigkeit bey Krankheiten und im Tode aus bloßen Gründen der Vernunft und Religion; sondern mehr eine Bildergallerie aus der Menschengeschichte, die leichter dahin führt. Er hat aus vielen Schriften das Betragen der Menschen bey Krankheiten und in der Todesstunde, ihre letzten Worte, ihre Aeußerungen über die Wahrheiten der Religion, und vieles andere was hierauf Bezug hat, gesammelt, und stellt alles als Gemälde vielerley Gattung auf. Findet nun der Kranke auch nicht an allen sein Wohlgefallen, so wird er doch gewiß bey einem oder dem andern nachdenkend verweilen, und angenehme Empfindungen werden seine eigene traurige Lage zu seiner Freude erleichtern. Einzelne auffallende Stellen, aus den besten Schriften über Tod und Unsterblichkeit ausgehoben, werden selbst bey gesunden Lesern das heilsamste Nachdenken erwecken und befördern. — Zur

leichtern Uebersicht des Ganzen folgen hier noch die Hauptrubriken des Inhalts.

I. Kurze Stellen über Leben, Tod, Grab und Unsterblichkeit, aus Young, Herder, und andern beliebten Schriftstellern.

II. Gedanken und Aeußerungen Sterbender über Tod, Grab und Unsterblichkeit. Z. B. des Sokrates, Cäsars, Friedrich des Großen u. s. w.

III. Letzte Stunden edler Menschen, aus der Verlassenschaft ihrer Freunde. Z. B. Gellerts, Blums, Laudons, Colignys, Sturms u. s. w.

IV. Briefe von Sterbenden an ihre hinterlassenen Freunde. Z. B. der Lady Rowe, der Anna Boleyn, des Grafen Peerwentwater an seine Gemahlin u. s. w.

V. Gedichte über Tod, Grab und Ewigkeit — von Salis, Klopstock, Niemeyer, Voß, Schubart, Kleist, Schiller, Göcking, Moritz, Jakobi und Caroline Rudolphi.

VI. Anekdoten von Kranken und Sterbenden aus verschiedenen Schriften gesammelt.

VII. Andere Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber.

VIII. Trost und Beruhigung bey Krankheiten und im Tode.

IX. Todtenfeyer bey den Gräbern edler und großer Menschen.

Blanka von Burgund, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 7 gr.

Wie stark das Interesse dieses Trauerspiels seyn müsse, wird jeder errathen, der nur einigermaßen mit der Geschichte der unglücklichen Königin Blanka, Ge-

mählin Pedros des Grausamen von Castilien, bekannt ist. — Ein vollkommenes Muster der Tugend und bewundernswürdigen Geduld, ward sie das Opfer einer verworfenen Buhlerin, vor deren Augen sie auf Pedros Befehl den Giftbecher leeren mußte. — Treffende, mit richtiger Haltung gezeichnete Charaktere, und ein ungezwungener Dialog, voll Kraft und Wahrheit, zeichnen diese dramatische Arbeit vor vielen andern aus, und sichern ihr einen allgemeinen Beyfall.

Im vorigen Jahre waren neu:

Kurzgefaßte Entlarvung der großen Wahrheiten in einem kleinen Auszuge durch einen Weltbürger zur Berichtigung über Hungarns Angelegenheiten und Geschichte. gr. 8. Philadelphia. 6 Gr.

Die hungarische Nation hat zwar seit kurzem mehr als einen Vertheidiger gegen schriftstellerische Verläumder, welche wider sie auftraten, gefunden; aber der Vers. dieser Erklärung der sogenannten großen Wahrheiten gehört ohnstreitig zu denen, welche die meiste Aufmerksamkeit verdienen: denn was er in diesen Blättern sagt, verräth die genaueste Kenntniß von dem Charakter, der politischen Verfaßung und Geschichte dieser Nation, zu deren richtigen Beurtheilung diese kleine Schrift daher gewiß viel beytragen wird. —

Ueber die richtige Beurtheilung und weise Benutzung einiger widrigen Zeitumstände. Ein Versuch in Predigten über epistolische Texte, vor einer Stadtgemeine gehalten. 8. 6 gr.

Diese vier Predigten athmen durchgängig den Geist des wahren, reinen Christenthums und einer gesunden

Philosophie des Lebens, und sind in einem so populären Tone abgefaßt, daß jedermann sie ohne Anstrengung zu fassen und zu beherzigen vermag. Uebrigens sind sie über folgende Sätze gehalten:

I. Man kann nicht immer vergnügt seyn.

II. Trost und Belehrung für Eltern, welche ihren Kindern nichts erübrigen können.

III. Schickt euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit: es ist Krieg.

IV. Schickt euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit: es herrscht der Geist des Aufruhrs und der Zwietracht unter den Menschen auf Erden.

Wahre Christusreligion, wie sie sich jetzt auch ohne Glauben an Wunder und Weissagungen an dem Gewissen der Christen und Nichtchristen rechtfertigt, mit Anmerkungen von J. E. Schmidt, Prediger zu Crußow in der Ukermark. Nebst einem Schreiben des Herrn D. Semler über wahre Christusreligion. 8. 20 gr.

Bey diesem, in unsern Tagen sehr zur rechten Zeit erschienenen Werke, liegt eigentlich das vortrefliche Gespräch zwischen Jesum und einem Ausländer zum Grunde, welches der verewigte D. Semler in seinem Werke zur Beantwortung des Wolfenbüttelschen Fragmentisten „vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" entwarf, und welches als das Resultat seiner vieljährigen mühsamen Untersuchungen über die christliche Religion zu betrachten ist. Wahrscheinlich würde dieses rührende und merkwürdige Gespräch bey weitem mehr Eindruck auf das Publikum gemacht haben, wenn es nicht gerade einem großen und gelehrten Werke ein-

verleibt wäre, das im Grunde nur von wenigen gelesen werden könnte. Da Semlers Schriften immer eine Menge von Vor- und Hülfserkenntnißen voraussetzen; und auch schon in Hinsicht ihres Vortrags fast durchgängig einen sachverständigen Commentator bedürfen, wenn sie vom größern Publikum gehörig verstanden werden sollen, so hat der Herr Pred. Schmidt, der schon als ein geweihter Schüler der kantischen Philosopie bekannt ist, gewiß kein geringes Verdienst dabey, wenn das erwähnte Gespräch über wahre, allgemein beseligende Christusreligion künftig allgemeiner gelesen, verstanden und beherzigt wird, wofür er sich manches stillen und herzlichen Dankes versichert halten darf.

Gemälde aus der Gallerie des achtzehnten Jahrhunderts. Von dem Verfasser des Laubthalers. 8. 14 gr.

Franz Ehrenbergs glückliche Gabe im Erzählen und Darstellen häuslicher Scenen und Begebenheiten ist schon durch den allgemein beliebten Leipziger Frauenzimmerkalender bekannt; dieser neue Beytrag zur angenehmen und unterhaltenden Lectüre bedarf daher keiner weitern Empfehlung. Er enthält folgende Stücke:

I. Der alte Commerzienrath. Ein Familiengemälde.
II. Der Schauspieldirector. Ein Künstlergemälde.
III. Tarquin und Lucretia.
IV. Das verrätherische Wortspiel. Eine wahre Geschichte.

Blicke in's Morgenland. Geschichte und Mährchen. 8. 8 gr.

Enthalten 1. Abassai. 2. Die beyden Schlangen. 3. Todtenbelebung.

Prosaische Schwänke aus den Zeiten der Minnesinger; herausgegeben vom heil. Abt Gervasius Gottschalk im Kloster zu St. Gallen. 2tes Bändchen. 8. 21 gr.

Dieses mit ungemein vieler Laune geschriebene Werkchen ist folgenden Inhalts:

Erstes Bändchen.

Die ungewünschte Brautsteuer.
So einfältig ist man nun freylich nicht mehr.
Die seltne Liebe und die noch seltner Strafe.

Zweytes Bändchen.

So klug wollten wir alle seyn.
Der lustige Minnesinger auf Erden und in der Hölle.
Das unverhofte Amen.

Gallerie

aller merkwürdigen Menschen,

die

in der Welt gelebt haben.

Sechstes Heft.

Chemnitz,

bei Karl Gottlieb Hofmann.

1795.

Fromlitz sculp.

AUGUST. HERMAN̄. FRANKE.

gebd. 12. Maerz 1663. gest. el. 8. Jun: 1727.

August Hermann Francke.

Chemnitz,
bei Carl Gottlieb Hofmann.
1795.

ÖFF. WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

August Hermann Franke ward geboren zu Lübek den 12 März a. St. welches iſt der 22 n. St. des Jahres 1663. Sein Vater Johann Franke, Doktor der Rechte, war damals noch Syndikus bey dem dortigen Domkapitel und geſammten Landſtänden des Fürſtenthums Ratzeburg. Seine Mutter Anna, war eine Tochter David Glorin, älteſten Rathsherrn zu Lübek. Im dritten Jahr kam der junge Franke mit ſeinen Eltern nach Gotha, wo ſein Vater bey dem damaligen Herzog Ernſt dem Frommen, als Hof- und Juſtizrath angeſtellt wurde. Er verlor ſeinen Vater ſehr frühzeitig, nemlich den 30 April 1670.

Den erſten Unterricht erhielt er zu Hauſe von Privatlehrern, beſuchte hierauf das Gymnaſium zu Gotha, machte in den Sprachen und Wiſſenſchaften ſo groſſe Fortſchritte, daß er bereits im dreizehnten Jahr in Selekte ſaß, und ein Jahr nachher von ſeinen Lehrern für würdig erklärt ward, auf eine Univerſität zu gehen. Allein ſeine Verwandten trugen billig Bedenken, ihn in einem ſo zarten Alter fortzuſchicken, daher er zwar das Gymnaſium nicht weiter beſuchte, aber deſto mehr unter Anleitung des Subkonrektors Heſſen zu Hauſe ſtudirte, und ſich ſonderlich auf Philoſophie legte.

Im ſechszehnten Jahr gieng Franke nach Erfurt, wo ein älterer Freund ſeiner Familie, Konrad Rudolph Herz, ihm zum Theil Privatvorleſungen in der Logik, Metaphyſik, Geo-

graphie und Geschichte hielt. Hier trieb er auch die hebräische Sprache mit Fleiß, worin er noch ziemlich zurück war. Nach einem kurzen Aufenthalt in Erfurt begab er sich nach Kiel. Hier nahm sich der Dr. Christian Kortholt seiner besonders an, er wohnte in seinem Hause, und aß an seinem Tisch. Metaphysik und philosophische Moral waren seine Lieblingswissenschaften. Bei dem berühmten Morhof hörte er Physik und Naturgeschichte, und sezte unter ihm die Humaniora weiter fort. Indessen versäumte er die theologischen Wissenschaften nicht, und studirte vornemlich die Rethorik des Aristoteles, um sich in der Kunst zu predigen zu üben. In Kiel genoß er das Schabellische Familienstipendium. „Meine Theologie war in meinem Kopf — sagt Franke in der Schilderung über sich selbst — nicht in meinem Herzen. Sie war eine todte Wissenschaft, die mein Gedächtnis und meine Phantasie beschäftigte. Wenn ich die heil. Schrift las, geschah es, damit ich gelehrt werden möchte, nicht um ihren Innhalt auf mich anzuwenden. Ich suchte sehr viel darin, alles aufs Papier zu schreiben, und hatte auch wirklich viele ansehnliche Volumina von Collegien zusammengeschrieben. In mein Herz etwas zu schreiben, das war mir ein zu seltner Gedanke."

Nach drei Jahren gieng er über Hamburg nach Gotha zurück. Er merkte, daß er im Hebräischen noch sehr zurück wäre, benuzte daher zwei Monate lang in Hamburg den Unterricht des gelehrten Esra Ezard in dieser Sprache. Er bedauerte, daß er nicht länger in Hamburg bleiben konnte, weil Familienangelegenheiten ihn nach seiner Vaterstadt zurück riefen, wo er sich anderthalb Jahr aufhielt. Hier studierte er

unabläſſig für ſich, las den hebräiſchen Kodex ſechsmal durch und legte ſich mit groſsem Fleiß auf die franzöſiſche und engliſche Sprache.

Ein gewiſſer Wichmannshauſen, der in der Folge Profeſſor der hebräiſchen Sprache in Wittenberg geworden iſt, ſtudierte damals in Leipzig, dieſer wünſchte einen Stubengeſellſchafter, der ihn in der Hebräiſchen Sprache unterrichten könnte. Franke nahm dieſen Antrag an, und gieng gegen Oſtern 1684 nach Leipzig. Olearius, Rechenberg und Cyprian waren hier ſeine Lehrer, deren Vorleſungen er beſuchte, ſich zu dem groſſen Predigerkollegium hielt, und ſich öfters hören lieſs. Neben der Theologie und Philoſophie, ſtudirte er für ſich die griechiſche Sprache, und nahm auch Unterricht in der rabiniſchen und italieniſchen. Er machte mit den meiſten damaligen Profeſſoren Bekanntſchaft, und bei einer gewiſſen Gelegenheit lernte er auch den alten Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Kanzler den frommen Abasverus Fritſch kennen.

Im Jahr 1685 promovirte er als Magiſter, habilitirte ſich in eben dem Jahr durch eine Diſputation de Grammatica hebraea, und fieng ſogleich an, Vorleſungen zu halten. Franke fand, daß das Studium der Bibel beſſer und zweckmäßiger, als bisher, könnte eingerichtet werden. Er beſprach ſich darüber mit einem damaligen Privatdocenten Paul Anton, der in der Folge Profeſſor der Theologie in Halle wurde. Die Sache kam bald zu Stande, und dies Collegium philobiblicum fand unglaublichen Beifall, und ſtiftete keinen geringen Nutzen, indem es auf die beſſere theologiſche Lehrart unglaublichen Einfluß hatte. Es wurden dazu Sonntags ein paar Stunden nach

dem gewöhnlichen Nachmittagsgottesdienst genommen, und einmal ein Kapitel aus dem alten und dann eins aus dem neuen Testament gewählt, welches erst philologisch, dann praktisch erklärt wurde. Es fanden sich sehr bald so viele Zuhörer ein, daß der Doktor Alberti, Professor der Theologie, genöthigt ward, sein Auditorium dazu herzugeben, weil das anfangs dazu bestimmte Zimmer zu eng ward. So ausgemacht es auch war, daß diese Vorlesungen — welche auch noch fortdauerten, da Franke bereits Leipzig verlassen hatte — von sehr großem Nutzen für die Zuhörer waren, fehlte es doch nicht an solchen Leuten, welche aus Neid dieselben verdächtig zu machen suchten, und geflissentlich verbreiteten, daß darin die gefährlichsten Ketzereien gelehrt würden. So ist es aber immer gegangen, und geht leider jezt um kein Haar besser. Kluge und einsichtsvolle Männer, welche es wagen, sich den Vorurtheilen ihres Zeitalters zu widersetzen, werden Ketzer genannt, um sie bei dem großen Haufen von einer gehässigen Seite vorzustellen. Da muß immer die reine Lehre zum Vorwande dienen, indem so manche die alte zu vertheidigen und zu erhalten für Pflicht halten, indessen ihre eigne Unwissenheit, ihr Stolz und ihre Herrschsucht, eigentlich die Triebfedern sind, weshalb sie so und nicht anders handeln.

Des Molinos zwey bekannte Schriften Guida spirituale und della communione cotidiana übersezte Franke aus dem Italienischen ins Lateinische, wozu ihm eine damalige Disputation de Quietismo contra Molinosum, Gelegenheit gab. Durch diese Uebersetzung billigte Franke nicht alle Lehren, welche Molinos vorbrachte, wie dies seine Feinde zu behaupten

ſuchen; allein er geſtand gern, daß viel erbauliches und nützliches in denſelben wäre. „Werde ich denn ein Heide — erklärte er ſich darüber ſelbſt — wenn ich ſage, daß in Ciceros Büchern de officiis ſehr viel Gutes ſtehet? Warum mußte man mich denn verläumden, und zum Katholiken machen, weil ich in dem Buch eines Römiſchkatholiſchen viel nützliche Bemerkungen fand?“

Als Franke zum zweitenmal — um Michaelis 1687 — das Schabelliſche Stipendium empfieng, äuſſerte der Collator den Wunſch, daß er es gern ſehen würde, wenn er eine zeitlang nach Lüneburg gienge, wo er von dem dortigen Superintendenten Sandhagen, in Anſehung ſeiner eigentlichen Beſtimmung, noch ſehr viel lernen könnte. Franke ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen, und reiſte über Magdeburg, wo er mit dem damals berühmten Chriſtian Scriver bekannt wurde, nach Lüneburg.

In Lüneburg gieng mit Franken eine ſehr groſſe Veränderung vor, wozu ſeine gegenwärtige Lage gewiß nicht wenig beitrug. Er kam nemlich aus dem geräuſchvollen Leipzig, wo er in ſo manchen Verbindungen ſtand, in eine Stadt, worin er ein kleines, einſames Stübchen bewohnte, und beinah weiter keinen Umgang hatte, als mit ſeinem Gönner, dem Superintendenten Sandhagen, der als ein eifriger, praktiſcher Chriſt zu bekannt war, daß er nicht auf ſeinen Zögling und jungen Freund, einen kraftvollen und bleibenden Eindruck machen ſollte.

Franke macht von dieſer wichtigen Periode ſelbſt die Bemerkung: „Von dieſer Zeit an, ſagt er — damals war er

vier und zwanzig Jahr alt — ist es mir mit dem Christenthum ein Ernst, und von da an leicht geworden, alles ungöttliche Wesen und alle weltliche Lüste zu verläugnen. Gottes Ehre, die Beförderung seiner Erkenntniß unter den Menschen, ist mir seitdem wichtiger, als alles gewesen, und ich habe angefangen, Beförderung, Ehre und Ansehen vor der Welt, Reichthum, gute Tage und Ergötzlichkeiten für nichts zu achten. Seit der Zeit habe ich aber auch angefangen, mehr um des Guten willen zu leiden." Der Beifall, den Franke in Leipzig hatte, seine wirklichen damals schon ausgebreiteten Kenntnisse, öfneten ihm eine sehr glänzende Laufbahn, und seine damalige Begierde, etwas Großes in der Welt zu werden, schien mit seinem Streben sich immer geschickter zu machen, bald seinen so sehnlichen Wunsch in Erfüllung zu bringen. Allein bey veränderten Gesinnungen strebte er nach einem noch rühmlichern Ziel. Er wollte auch ein wahrer Christ werden. Alle seine Zweifel über religiöse Wahrheiten verschwanden, überzeugt von den Wahrheiten, die er vortrug, thaten sie auf ihn und auf seine Zuhörer eine desto stärkere Wirkung, und er empfand sehr bald die Folgen von dieser Ueberzeugung.

Um die Fastenzeit 1688 reiste Franke nach Hamburg und blieb daselbst bis gegen Weihnachten. Weil ihm der Collator des Stipendiums abermals freistellte, sich eine Universität zu seinem Aufenthalt zu wählen, so nahm er sich vor nach Leipzig zu gehen. Vorher reiste er aber nach Dresden zu Spener, den er bereits in Leipzig kennen gelernt hatte, wohnte bey diesem würdigen Manne zwei Monate, und aß an seinem Tisch.

Durch den Umgang mit diesem praktischen Theologen, der es sich angelegen seyn ließ, wahres und thätiges Christenthum immer mehr auszubreiten, bestärkte er sich immer weiter in seinem Vorsaz, diesem würdigen Beispiel zu folgen.

Zu dem Ende sezte er in Leipzig seine philobiblischen Vorlesungen fort, welche nun noch weit stärker besucht wurden, als das erstemal. Mit diesem Beifall, den ihm seine Zuhörer schenkten, nahm auch der Neid und die Verfolgung der Gegenpartei zu, welche durch die schädlichsten Verläumdungen ihm Hindernisse bey seinen besten Absichten in den Weg zu legen suchte. Gegen Ende des Jahres 1689 that er einige kleine Reisen in das Mannsfeldische und Altenburgische, bey welcher Gelegenheit er den Geheimenrath von Seckendorf kennen lernte. In Zeitz machte er Bekanntschaft mit dem berühmten Christoph Cellarius, und in Jena mit dem damaligen Theologen Dr. Bechmann, Dr. Bayern und Dr. Sagittarius. In Erfurt besuchte er den dortigen Senior des Ministeriums Dr. Breithaupt, mit dem er bereits in Kiel eine vertraute Freundschaft errichtet hatte. Zulezt reißte er nach Gotha zu seinen Verwandten.

Im Anfange des folgenden 1690 Jahres kam er wieder in Leipzig an, und sezte seine Vorlesungen mit einem rühmlichen Eifer fort. Allein diese wurden bald nachher durch den Tod seines Verwandten des Dr. Glorin unterbrochen, weil er sich genöthigt sah, nach Lübeck zu reisen, um dort einige Familiengeschäfte zu besorgen. Nach Endigung derselben, war es sein fester Vorsaz, nach Leipzig zurück zu kehren, allein eine Einladung zu einer Gastpredigt nach Erfurt und seine darauf er-

folgte Wahl als Diakonus an der dortigen Augustinerkirche, änderte nothwendig seinen Plan.

Er wußte es sehr gut, daß manche im Ministerium ihm zuwider waren, allein in der Hofnung, daß er durch liebreiches Betragen und freundschaftlichen Umgang diese seine Feinde sich geneigt machen würde, nahm er diese Stelle an, und hielt am ersten Pfingsttage dessen Jahres, den 2 Jun: seine Antrittspredigt. Seine ganz neue und verständliche Art zu predigen gefiel, sein Beifall nahm sichtbar zu. Nicht blos die Mitglieder seiner Gemeine, sondern sehr viele Fremde besuchten seine Predigten fleissig, und fanden, daß sie lehrreicher waren, als die andern. Mit diesem Beifall nahm aber auch die Zahl seiner Feinde immer mehr zu, und man war ernstlich darauf bedacht, einen Mann zu stürzen, der durch seinen Beifall es sehr bald dahin bringen konnte, daß alle übrige Kirchen leer blieben. Hierzu fand sich sehr bald eine Gelegenheit.

Franke predigte thätiges Christenthum, er hielt also wenig von den äussern Kirchenceremonien, in so fern dieselben zu einem wirklich frommen Leben nichts beitragen. Sein Vortrag kam aus dem Herzen und gieng auch wieder zum Herzen, und ward begierig von der zuströmenden Menge verschlungen. Unter seinen Zuhörern befanden sich Einheimische und Fremde, Lutheraner und Katholiken. Einige von den letztern wurden von seinem Vortrag dergestalt gerührt, daß sie ihrer väterlichen Religion entsagten, und sich zu der lutherischen bekannten. Breithaupt und Franke hielten, nach den Nachmittagspredigten, in ihrem Hause Wiederholungen dieser Predigten, woraus

man ebenfalls Gelegenheit nahm, sie Dinge zu beschuldigen, woran sie nie gedacht hatten.

Frankens Feinde behielten die Oberhand. Es kam auf ihre Vorstellungen von Mainz ein churfürstliches Reskript, worin es hieß: „weil M. Franke Urheber einer neuen Secte seyn sollte, Ihre Churfürstl. Gnaden aber solcher Verwirrung nicht länger zusehen wollten, so sey Ihr ernster Wille, daß man M. Franken so fort von seinem Dienst removiren, und aus der Stadt schaffen sollte." Mit Recht beschwerte sich Franke beym Magistrat über eine solche Verfügung, ihn ungehört zu verurtheilen. Man gab ihm den Rath, er sollte seine Dimission fordern. Er antwortete darauf: „der Gottlose flucht, und niemand jagt ihn. Der Gerechte aber ist getrost, wie ein junger Löwe!" Alle Vorstellungen blieben ohne Wirkung, und der arme unschuldige Mann ward nach einem Rathsconclusum vom 18 September 1691 seines Amts entsezt. Franke gehorchte sogleich, und gab noch an demselben Tage ein Schreiben ein, worin er mit eben so viel Bescheidenheit als Freimüthigkeit vorstellte: „wie unbillig und unverantwortlich es sey, jemanden zu verdammen, den man weder gehört, noch auch die gegen ihn eingegebenen Gravamina mitgetheilt, und ihm dennoch als einen Unschuldigen, Unverhörten, Unüberwiesenen das Gesuch zu versagen, von seiner Verurtheilung nach allen göttlichen, weltlichen und natürlichen Rechten, seine Defension zu führen, was man doch Dieben und Mördern nicht versagen würde." Es erfolgte hierauf gar keine Antwort. Seine Freunde waren über den Verlust eines Mannes, den sie so sehr verehrten, untröstlich. Mit Thränen in den Augen

nahmen sie von dem Abschied, den sie als einen Vater liebten. Die Bürger gaben Bittschriften bei dem Stadthalter ein, wurden aber zur Belohnung für die Verwendung eines unschuldigen Mannes einige Tage eingesetzt. Sogar die Augustiner Schulkinder überreichten ein demüthiges Bittschreiben, thaten vor dem Stadthalter einen Fußfall, richteten aber eben so wenig aus. Franke verließ den 27 September 1691 Erfurt, und reißte nach Gotha zu seiner Mutter und Schw[illegible]

Es war zu erwarten, daß ein so brauchbarer Mann, der durch Kabalen seiner Feinde seines Amts entsetzt war, sehr bald eine andere Stelle wieder bekommen würde. So war es auch wirklich, noch an dem nämlichen Tage, da er das Hofrescript wegen Entsetzung seiner Stelle und Verlassung der Stadt Erfurt erhielt, wurde ihm von Seiten des Churbrandenburgischen Hofes gemeldet, daß in dem Falle, wenn man ihn in Erfurt nicht dulden wollte, er im Brandenburgischen Schuz finden sollte. Daher kam es, daß er die Anerbietungen der Herzoge von Gotha, Coburg und Weimar, so annehmlich sie auch waren, ausschlug, indem er sich auf seinen Freund Spener ganz verließ, der nun auch von Dresden verdrängt, und Probst und Konsistorialrath in Berlin geworden war. Man ließ es auch nicht bey bloßen Versprechungen bewenden, sondern nach zwey Monaten erhielt er das Pastorat in der Amtsstadt Glaucha bey Halle. Sein Vorgänger im Amt M. Richter war abgesezt worden, nachdem man ihn wegen Ehebruch und anderer Unordnungen angeklagt, und gefänglich eingezogen hatte.

Indeſſen war man damit beſchäftigt, in Halle eine Universität zu errichten, wo bereits ſeit 1690 eine Ritterakademie angelegt war. Der ſo berühmte Thomaſius, den die Theologen aus Leipzig vertrieben, las bereits in Halle moraliſche und philoſophiſche Kollegien mit ſo großem Beifall, daß der in ſeinem Hauſe dazu beſtimmte Platz kaum alle die Zuhörer faſſen konnte, welche hinkamen, ihn zu hören. Auf Speners Vorſchlag ward der bisher als Senior in Erfurt geſtandene Dr. Breithaupt, nach Halle berufen, er bekam eine theologiſche Profeſſur, ward Direktor eines theologiſchen Seminariums und magdeburgiſcher Konſiſtorialrath; Francke aber bekam neben ſeinem Paſtorat zu Glaucha eine Profeſſur der griechiſchen und orientaliſchen Sprachen. Er reißte zu dem Ende von Gotha über Halberſtadt, Quedlinburg und Magdeburg nach Berlin, blieb bis zum Anfang des Jahres 1692 daſelbſt, kam den 7 Januar in Halle an, hielt im Februar ſeine Antrittspredigt, und eröfnete nach Oſtern ſeine akademiſchen Vorleſungen.

Seine neue Gemeine war, da er ihr Prediger ward, ungemein verwildert, indem auf der einen Seite die gröbſte Unwiſſenheit, auf der andern aber die größte Armuth daran Schuld war. Das erſte, was er that, um der erſtern abzuhelfen, war, daß er öffentliche Catechiſationen in der Glauchaiſchen Kirche hielt. Ganz in Beziehung auf ſeine Gemeine ſchrieb er das Glauchaiſche Gedenkbüchlein.

Es fand ſich auch ſehr bald eine Gelegenheit, daß er für die Verminderung der Armuth ſorgte, wenigſtens zu verhindern ſuchte, daß die armen Kinder nicht ganz verwilderten, und geradezu in die Fußſtapfen ihrer armen Eltern traten.

Damals war an gar keine Armenpflege nicht zu denken; denn beinah erst nach einem Jahrhundert, nachdem tausend Schwierigkeiten überstanden werden mußten, kam so etwas eigentlich zu Stande, und es ist zu erwarten, daß diese Anstalt durch die milden Beiträge der Hallischen Bürger, durch die verhältnißmäßige Vertheilung der Aufseher, immer vollkommener wird gemacht werden. Aber wenn werden wir die Zeiten erleben, wo man blos nöthig hat, Alte und Kranke auf öffentliche Kosten zu erhalten, alle übrige aber eine Ehre darin setzen, sich mit ihrer Hände Arbeit zu ernähren? Zu Frankens Zeiten war es üblich, weil man sich nicht täglich von einem Heer Bettler wollte bestürmen lassen, daß jeder Hauswirth einen Tag in der Woche festsetzte, an welchem er allen Bettlern eine kleine Gabe, oder ein Stück Brod austheilte. Weil die Nachbarn der Pastoratwohnung den Donnerstag dazu gewählt, so war es natürlich, daß die Armen sich auch an dem nemlichen Tage, an dem Hause des Pastors einfanden. Eine zeitlang ließ Francke Brod unter sie vertheilen. „Bald — sagte er — bedachte ich hierbei, daß dies eine erwünschte Gelegenheit wäre, den armen Leuten, bey denen mehrentheils große Unwissenheit ist, und viel Bosheit vorzugehen pflegt, auch an ihrer Seele durch Unterricht zu helfen.“ Es war im Anfang des Jahres 1694, da die Armen ebenfalls vor seinem Hause warteten, und ihm dieser Gedanken einfiel, den er schnell auszuführen bedacht war. Er ließ sie alle in seinen Hausflur kommen, hieß die Alten auf der einen und die jungen Leute auf die andere Seite treten, und fieng nun an den letztern einige Fragen aus dem Catechismus vorzulegen, schloß seinen

Vortrag, der kaum eine Viertelſtunde dauerte, mit einem kurzen Gebet, und ſagte ihnen, daß er es alle Donnerſtage ſo halten wolle.

Bey dieſer Gelegenheit lernte er die große Unwiſſenheit dieſer armen Kinder kennen, er ſah nun ein, mit wie vieler Schwierigkeit es allerdings verbunden iſt, dem wirklichen Nutzen zu ſchaffen. „Es ward mir — erklärt er ſich ſelbſt darüber — immer einleuchtender, daß dem chriſtlichen und gemeinen Weſen der größte Schade daraus erwachſe, wenn ſo vieles Volk, gleich dem Vieh, ohne alle Erkenntniß dahin gehe, inſonderheit aber, daß ſo viel Kinder, wegen der Armuth ihrer Eltern, weder zur Schule gehalten würden, noch ſonſt einige gute Erziehung genöſſen, dagegen in der ſchändlichſten Unwiſſenheit und in aller Bosheit aufwüchſen, ſo daß ſie bei zunehmenden Jahren zu nichts zu gebrauchen wären, und ſich auf Stehlen, Rauben und andre böſe Thaten begeben müſſen.“ Der vortreffliche Mann ſuchte daher den armen Kindern zu helfen, er gab ihnen auf eine Zeitlang das Schulgeld, fand aber leider zu bald, wie er ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht hatte; das Schulgeld holten ſie freilich richtig ab, allein entweder giengen ſie nicht in die Schule, oder ſie benutzten den Unterricht nicht.

Eben ſo leid und noch mehr gieng ihm die Noth derer zu Herzen, welche ſich ſchämten, andere um ein Almoſen anzuſprechen, und lieber die äuſſerſte Noth erwarteten, ehe ſie einen ſolchen Schritt thun wollten. Franke war nichts weniger als ein reicher Mann, ſeine Einkünfte waren ſehr geringe, und er würde im Anfang bei dem Antritt ſeiner neuen

Stelle gar nichts gehabt haben, wenn ihm nicht ein reicher Mann in Magdeburg zwanzig Thaler geschenkt hätte. Von seiner Seite konnte er also wenig, oder gar nichts thun, daher ließ er bey einigen wohlhabenden wöchentlich etwas einsammeln, welches aber auf der einen Seite nicht zureichte alle Armen zu befriedigen, auf der andern aber auch bald unterblieb.

Diesen Armen beizustehen, lag ihm so sehr am Herzen. Als er einmal in seinem N. Testament die Stelle las: „Gott kann machen, daß allerley Gnade unter euch reichlich sey, daß ihr in allen Dingen volle Genüge habt, und reich seyd zu allen guten Werken.“ wurde er darüber ganz niedergeschlagen und betrübt. „Wie kann Gott machen“ — dachte er bei sich, nach seinem eignen Geständniß — ich wollte gern manchen Armen Gutes thun, wenn ich etwas dazu hätte. Nun muß ich manchen leer und ohne Hülfe von mir gehen lassen.“ Gerade während dieser Betrachtungen erhielt er von einem auswärtigen Freunde einen Brief, worin dieser klagte: „er müsse mit den Seinigen in Kummer verderben; borgen könne und wolle er nicht. Wer ihm etwas um Gotteswillen gäbe, von dem wolle er es dankbar annehmen.“ Was that Francke, um einem Mann zu helfen, der sich im äußersten Grad des Elends mit seiner Familie befand. Den ganzen Tag von Morgen bis zum Abend mit Amtsgeschäften überhäuft, widmete er einen Theil der Nacht seinem Freunde, entzog sich eine Zeitlang sein Abendessen, und schrieb seine biblischen Anmerkungen. Er ließ diese Schrift auf seine Kosten drucken, und widmete den ganzen Ertrag, der sich

auf anderthalb hundert Thaler belief, seinem leidenden Freunde. „Nun — sagt er — lernte ich verstehen, wie Gott machen könne, daß man reich werde zu guten Werken.“ Durch eigne Thätigkeit und Aufopferung! Wahrlich der schönste Kommentar, der je über diese Stelle geschrieben ist.

Hier könnte man nun freilich die Frage aufwerfen, warum Franke diese ganze Summe der einzigen Familie gab, die noch dazu auswärts lebte, da doch neben ihm so viele Nothleidende lebten, die ebenfalls auf seine Unterstützung Rechnung machten? sie läßt sich nach meinem Bedünken nicht besser beantworten, als dadurch, daß es seine Gewissenhaftigkeit nicht zuließ, von dieser Summe, die doch einmal jener Familie bestimmt war, auch andern etwas zufliessen zu lassen.

Mit dem Anfange des Jahres 1695 versuchte Franke auf eine andere Art, seine Mitbürger zur Wohlthätigkeit aufzumuntern. Er ließ in seiner Wohnstube eine Büchse befestigen und darunter schreiben: „So jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schleußt sein Herz vor ihm zu; wie bleibt die Liebe Gottes bey ihm?“ — und darunter stand: „Ein jeglicher nach seiner Willkühr, nicht mit Unwillen oder Zwang. Denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.“ Es legten manche Wohlthäter ein, aber größtentheils nur eine Kleinigkeit. Nach einem Vierteljahre legte die Kommissionsräthin Knorrin, vier Thaler sechszehn Groschen mit einem mal ein, ohne nur daran zu denken, wozu sie dadurch die nächste Veranlassung geben würde. „Das ist ein ehrliches Kapital, sagte Franke, da-

von muß man etwas rechtes ſtiften. Ich will eine Armenſchule damit anfangen.“ Dieſer Gedanke gehet ſogleich in That über. Er kauft noch an demſelben Tage für zwei Thaler Bücher, nimmt einen armen Studenten an, der für ſechs Groſchen wöchentlich, dieſe Kinder täglich zwei Stunden unterrichten ſoll. Allein von ſieben und zwanzig Büchern die er ausgetheilt hat, werden nur vier wieder in die Schule gebracht. Dadurch läßt ſich der thätige Mann nicht abſchrecken, er kaufte für die noch übrigen ſechszehn Groſchen noch einmal Bücher, giebt ſie aber den Kindern nicht mit nach Hauſe, ſondern wenn die Schule aus iſt, müſſen ſie dieſelben zurück laſſen. Zur Haltung der Schule beſtimmt er einen Saal vor ſeiner Studierſtube, ließ auch hier eine Büchſe befeſtigen, mit der Aufſchrift: „Zur Information armer Kinder und der dazu nöthigen Bücher und anderer Zubehör.“

Die Sache nimmt ihren guten Fortgang. In dem erſten Sommer war ſchon die Anzahl der Kinder bis auf ſechzig geſtiegen. Manche Bürger ſchickten ihre Kinder in dieſe Schule, und bezahlten wöchentlich einen Groſchen Schulgeld. Nun wurden die Schulſtunden bis auf fünfe täglich vermehrt, und der Lehrer konnte auch beſſer bezahlt werden.

Frankens Thätigkeit ward auch auswärts bekannter, und mancher ward dadurch bewogen, ihn künftig zu unterſtützen. Es liefen nicht nur in dieſem Sommer hundert und mehr Thaler ein, welche er zur Vergrößerung ſeiner Armenſchule anwendete; ſondern er erhielt auch fünfhundert Thaler zur Unterſtützung armer Studenten, welche er ganz zu dieſem Behuf beſtimmte.

Der Platz in der Pfarrwohnung war nun zu enge, es ward von dem nächsten Nachbar eine Stube gemiethet, und zu Anfang des Winters eine zweite. Es wurden jetzt zwei Lehrer angenommen, einer unterrichtete die Armen, der andere die Bürgerkinder täglich vier Stunden, wofür jeder freie Stube und freies Holz, und wöchentlich sechszehen Groschen bekam. Franke wollte die Kinder nicht blos unterrichten, sondern auch erziehen lassen. Dieser Gedanke brachte ihn auf den Entschluß, ein Waisenhaus zu errichten. Ein sehr grosser Gedanke, und wie sollte er ausgeführt werden! Ein Freund verehrte fünfhundert Thaler dazu, um von den Zinsen fürs erste eine Waise zu unterhalten. Franken wurden vier vater- und mutterlose Geschwister in Vorschlag gebracht, davon er ein Kind nehmen sollte. „Da wagt ichs — schrieb er — auf Gott, und nahm sie alle vier (es war am 5ten November) und weil sich zur Erziehung des einen andre gute Leute erboten, fand sich an dessen Stelle bald ein viertes. So hatte ich also vier Kinder; die that ich zu christlichen Leuten, und gab für jedes wöchentlich einen halben Thaler. Da ich einmal angefangen hatte, Waisen in Gottes Namen aufzunehmen, so ließ ichs auch getrost darauf ankommen, deren noch mehr dazu zu thun. Gleich den Tag darauf fanden sich noch zwei Kinder; des nächsten Tages wieder eins; zwei Tage darnach abermals eins, und nach acht Tagen noch eins; so daß den 16ten November 1695 schon ihrer neun beisammen waren.“ Neubauer war zum Aufseher dieser Kinder bestellt. Es kamen in diesem Jahr noch mehrere hundert Thaler ein, daher konnte das Reichenbachische Haus, worin

man bis jezt blos einige Stuben gemiethet hatte, für dreihundert und fünf und sechzig Thaler gekauft werden. Es ist noch jezt unter dem Namen der Mittelwachischen Schule bekannt.

In diesem Jahr ward auch schon mit einem Institut der Anfang gemacht, das noch jezt in dem königl. Pädagegium fortdauert. Eine adliche Dame verlangte für ihre und einiger Freunde Kinder einen Hauslehrer; Franke fand kein taugliches Subjekt dazu, er schlug ihr also vor, diese Kinder nach Halle zu nehmen, und unter seiner Direktion unterrichten und erziehen zu lassen. Nach und nach erweiterte sich dies Institut. Doch wohnten die Zöglinge noch unter verschiedenen Aufsehern hie und da zerstreut.

Acht Tage nach Pfingsten im Jahr 1696. ward das Reichenbachsche Haus bezogen. Nach sieben Wochen war schon die Anzahl der Waisen bis auf achtzehn vermehrt worden. Jedes Kind bekam sein eignes Bette; „dies — sagt der Selige — hielt ich von Anfang an aus wichtigen Ursachen für nothwendig." Dem Aufseher Neubauer ward noch ein Hausverwalter Müller zugegeben.

Bis dahin hatten die armen Studenten wöchentlich etwas an Gelde bekommen, Franke hielt es aber für rathsamer, daß dies Geld in einen Freitisch verwandelt würde, weil er fand, daß dies Geld nicht immer zu den wesentlichsten Bedürfnissen angewendet wurde. Am 13ten Septemb. ward der Tisch mit 14 Studenten angefangen, aus welchen man die Lehrer zu den Schulen nahm. Nicht blos diese Anstalt, sondern auch der Anwachs der Waisenkinder, der Ar-

nen und Bürgerkinder, erforderte einen größern Raum, es ward also 1697, das dem Reichenbachischen nächstgelegene Lehmannische Haus für dreihundert Thaler zugekauft, und mit dem erstern verbunden. Im Junius wurden schon 42 Studenten gespeißt, und die Zahl der Waisenkinder war auf 52 gestiegen.

Franke war aber nicht blos darauf bedacht, die armen Kinder zu erhalten, sondern seine Sorge erstreckte sich überhaupt über alle, die Unterricht und Erziehung verlangten. Weil Halle ein Grenzort ist, befindet sich diese Stadt in der unangenehmen Lage, daß von allen Orten Arme herzuströmen, es war daher wirklich ein sehr großes Verdienst, daß Franke am ersten darauf bedacht war, wie diese Leute dem Publikum nicht zur Last fallen sollten. Er war der erste, der eine Almosenordnung für die Amtsstadt Glaucha entwarf, die im Julius d. J. vom Kurfürsten confirmirt, und hernach auch die Grundlage der noch fortdauernden vorzüglich guten Almoseneinrichtung in der Stadt Halle geworden ist, wo sie im Jahr 1707 eingeführt ward, die aber in den neuern Zeiten ausserordentlich verbessert worden ist.

Die Vermehrung der Waisenkinder sowohl, als der dürftigen Studirenden, beschleunigten in diesem Jahr Frankens Entschluß, ein eignes Waisenhaus zu bauen. Ihm wurden vornehmlich die holländischen Waisenhäuser angerühmt, weil in Deutschland damals noch nichts vorzügliches in der Art war. Neubauer, der Aufseher der Elternlosen, ein sehr einsichtsvoller und thätiger Mann, bekam den Auftrag, in dieser Absicht nach Holland zu reisen, die dortigen Institute genau zu besehen,

und ſich Erfahrungen zu ſammlen, welche hier könnten angewendet werden. Er reißte zu dieſem Zweck im Junius ab, und kam im folgenden Jahr in demſelben Monat wieder zurück.

Im April des Jahres 1698 — von welchem Jahr man gewöhnlich die Exiſtenz des eigentlichen Waiſenhauſes datirt — ward das Wirthshaus zum goldnen Adler, welches den Plaz einnahm, wo jezt der Speiſeſaal, und das gegenüber liegende Haus für die Waiſenkinder und die Knabenſchule liegt, für beinah zweitauſend Thaler erkauft. Der Plaz, auf welchem jezt das Vordergebäude Fronte macht, war damals eine grüne Anhöhe, um welche Schenken und Wirthshäuſer faſt einen halben Cirkel formirten. Ein gewiſſer Einnehmer Oeſe machte Anſtalt, daſelbſt ein Gebäude aufzuführen, wodurch dem neuerkauften Hauſe die Einfahrt wäre benommen worden. Nach langen Streitigkeiten mit Oeſe, indeſſen Neubauer aus Holland zurückgekommen war, ward dieſer Plaz von zwei Commiſſarien der Regierung, die damals noch in Halle war, abgemeſſen und übergeben.

Am 24 Julii legte man den Grundſtein zu dem jezigen Hauptgebäude. Es war allerdings ein groſſer Muth erforderlich, einen ſo ſchweren Bau, bei ſo ungewiſſen Einkünften zu vollenden. Sonderbar war es, daß ein Arbeiter eine kleine Weimariſche Münze aus dem Schutt grub, ſie Neubauern brachte, der darauf die Innſchrift fand: Jehova, Conditor, Condita Coronide Coronet. Jehovah, der Erbauer vollende den Bau. Alles gieng beſſer von ſtatten, als man vermuthete, es liefen ſo viele reiche Beiträge ein, daß die Arbeiter

auch nicht einmal unbezahlt weggehen durften. Am 13 Julii des folgenden 1699 Jahres kam das Gebäude unter Dach.

Indessen hatte man zu Lichtenstein zur Erleichterung der Wirthschaft ein Bauergut erkauft, in dessen Garten man einen Steinbruch fand, wodurch man die Steine umsonst erhielt. Auch gab der König hunderttausend Mauersteine und dreißigtausend Dachsteine zum Bau. Der Waisen waren nun schon an hundert, und täglich wurden zwei und siebenzig Studenten gespeist. In der güldenen Krone, welches noch gegenwärtig dem Waisenhaus gehört, wurde in einem daselbst befindlichen Saal mit der Jugend, die den Unterricht genoß, eine Prüfung angestellt. Ihre Anzahl belief sich am Ende des Jahres an fünfhundert.

Der Kandidat J. H. Elers gab Veranlassung zur Anlegung eines Buchhandels für Rechnung des Waisenhauses. Den ersten Artikel dieser neuen Handlung war eine Predigt von Franken, von der Pflicht gegen die Armen. Alle diese Anstalten wurden von dem Kurfürsten, Friedrich, nachmaligen ersten König von Preußen mit ansehnlichen Privilegien begnadigt, welche 1701 erneuert und noch näher bestimmt, auch von den erhabenen Nachfolgern bei jedem neuen Regierungsantritt bestätigt sind. Im August dieses Jahres reiste Francke nach Berlin, wohnte bei seinem Freund Spener, und machte daselbst manche Bekanntschaften, die in der Folge für ihn von grossem Nutzen waren.

Das Hauptgebäude des Waisenhauses war zwar schon bereits 1699 unter Dach, allein im folgenden Jahre wurde es erst hinlänglich ausgebauet, um bewohnt werden zu können.

In dem untern Stockwerk ward der Raum, welchen jezt die Apotheke einnimmt, zum Speisesal bestimmt, und am 29. Apr. mit einem Frühstück von zweihundert Personen eröfnet. Die Buchhandlung bekam, ungeachtet ihres geringen Anfangs, im August desselben Jahres, gleich den Ort angewiesen, den sie gegenwärtig noch einnimmt. Die obern Zimmer bezogen die Waisenkinder, die bisher noch neben der Glauchaischen Pfarrwohnung gewohnt hatten. Man machte einen Anfang zu einer Bibliothek und einer Naturaliensammlung, wozu ebenfalls einige Zimmer angewiesen wurden. Die bisher zerstreuten Pädagogisten bekamen die durch Anbau sehr vergrösserten zuerst angekauften Häuser, oder die jetzige Mittelwachische Schule zu ihrer Wohnung, wo das Pädagogium dreizehn Jahr geblieben ist. Eine weibliche Erziehungsanstalt war ebenfalls schon errichtet. Unter andern that eine gewisse Fräulein von Schaberg mit Aufopferung aller in ihrer Familie genossener Vortheile und Bequemlichkeiten dieser Erziehungsanstalt für Kinder weiblichen Geschlechts von begüterten Eltern grossen Nuzzen durch ihren Unterricht und durch ihre unermüdete Treue.

Aus dem Gesagten sieht man, daß dieser thätige und arbeitsame Mann sehr grosse Verdienste hatte, die durch eine beispiellose Uneigennüzzigkeit einen noch grössern Werth erhielten. Allein eben weil er so viel that, weil er mehr that, als für ihn eigentlich Pflicht war, so war es ganz natürlich, daß sich Leute fanden, die ihn beneideten, die ihn wegen seiner Meinungen verdächtig machten, und kein Bedenken trugen, jeden öffentlich vor ihm zu warnen. Weil man ihn in Leipzig,

Wittenberg und Erfurt für heterodox hielt, fanden ſich auch in Halle unter der Geiſtlichkeit viele, die aus Einfalt oder heiligem Eifer, die Ausſprüche derer nachbeteten, die man damals in der theologiſchen Welt für Orakel hielt.

Der Dompredigter Schrader und der M. Roth predigten gleich im erſten Jahr, da Franke nach Halle gekommen war, gegen ihn, und hielt es für Pflicht, Jeden vor ſeiner und ſeiner Kollegen Lehre zu warnen. Da dieſe Streitigkeiten zwiſchen ihm und ſeinen Freunden und dem Halliſchen Miniſterium ſehr heftig wurden, bekam der erſte Kanzler der Univerſität, der von Seckendorf, von Berlin aus den Auftrag, dieſe Streitigkeit zu unterſuchen, und er war ſo glücklich, ſie mit vieler Klugheit beizulegen. Er ſuchte beide Theile mit einander zu vergleichen, und es wurde darüber am 27. November ein Receß errichtet.

Indeſſen, je glücklicher Franke mit ſeinen Anſtalten war, je größere Freunde und Beförderer derſelben er ſich dadurch verſchafte, deſto erbitterter wurden ſeine Feinde. Seine heftigſten Gegner Schrader und Roth waren zwar nach Dresden und Leipzig befördert, und der Halliſche Superintendent Dietrich war ein gelehrter und friedliebender Mann, allein es gab damals andere im Miniſterium, die um deſto mehr ihn verfolgten, je unwiſſender ſie ſelbſt waren, und je weniger ſie auf Beifall verſtändiger Leute rechnen konnten. Der Eine predigte unter andern über das Thema: ob die Weiber Menſchen ſeyn? Ein Anderer erklärte am Oſtertage weitläuftig, was es bedeute: Stabulum Augiae purgare? Ein anderer erzählte: „Er wolle anjetzt das Exempel der Demuth Chriſti bei Seite

ſezzen, und einen demüthigen Kaiſer anführen, welcher einsmals in eine Stadt eingeritten. Da begegnet ihm ein trunkner Bauer, welcher ihm nicht aus dem Wege reiten will, und antwortet: Des Kaiſers Naſe wäre ihm in Wege, er könnte nicht fortgehen, worauf der Kaiſer ſeine Hand an die Naſe gethan, ſie auf die Seite geſchoben — wobei dieſer erbauliche Prediger dies an ſeiner Naſe gezeigt — und geſagt: herum! Geh fort, weil dich meine Naſe hindert, ſo habe ich ſie aus dem Wege gethan. War dies nicht ein Exempel der Demuth von einem Kaiſer? Hätte er nicht Macht gehabt, dieſen Bauer einen Kopf kürzer zu machen? Aber er hat es nicht gethan. Solchen Exempeln laßt uns nachfolgen!"

Es iſt freilich kaum glaublich, daß von den Halliſchen Predigern damals ſo etwas von den Kanzeln geſagt werden konnte; allein Franke führt dies und mehrere andere Sonderbarkeiten von den damaligen Predigern zu ſeiner eignen Vertheidigung an, und Niemand wagte es, ihm zu widerſprechen. Es wurden noch ſehr viele Hebräiſche, Griechiſche und Lateiniſche Sprüche mit eingemiſcht, welche zur Erbauung der Gemeine durchaus nichts beytragen konnten, ſondern blos dazu dienten, ſich vor dem Volk ein Anſehen der Gelehrſamkeit zu geben. Es gieng die Erbitterung ſo weit, daß der Superintendent Dr. Olearius die Leute öffentlich warnte, daß ſie nicht in die Vorſtädte in die Kirche gehen ſollten; daß ſie ſich ſelbſt den Weg zur Hölle bahnten, wenn ſie hingiengen.

Unter ſolchen Umſtänden fand der Kurfürſt eine abermalige Kommiſſion nöthig, und wählte dazu einen auswärtigen Theologen, den Liefländiſchen Generalſuperintendenten Dr.

Joh. Fischer, nebst dem Geheimenrath und Magdeb. Vicekanzler Stössern von Lilienfeld, und den Geheimenrath und Prof. Juris Strok. Im Mai und Junius 1700 nahmen sie die Untersuchung dieser Sache vor, und sie errichteten einen neuen Rezeß. Von dieser Zeit an verhielt man sich wenigstens äusserlich verträglicher und sittsamer, allein eine gänzliche Aussöhnung beider Theile war wohl auf diesem Wege nicht zu erwarten. Beide Theile waren in ihrer Hitze zu weit gegangen, beide hatten gefehlt. Das Ministerium war eifersüchtig auf Franken und dessen Beifall; die meisten Stadtprediger predigten erbärmlich, Frankens weit bessere Predigtmethode gab ihm das grosse Uebergewicht über sie. Er vertheidigte sich mit Gründen auf eine bündige Art, und dessen Gegner ihre Gründe waren zum Theil unbedeutend, zum Theil aus der Luft gegriffen, daß Franke dabei nothwendig gewinnen mußte. Nachdem diese Streitigkeit von der Kommission beigelegt war, ward von allen Kanzeln der Stadt ein Danksagungsgebet verlesen, der Dr. Fischer hielt eine Friedenspredigt, und der Dr. Mieck, damaliger Stadtsyndikus, gab eine kleine Schrift heraus, die hierauf Bezug hatte.

Bald nachher — den 12 Juni 1700 — ward eine neue Kommission angestellt, welche aus den Geheimenräthen von Dankelmann, von Dieskau, von Schweinitz und dem Geh. R. und Prof. Strok bestand. Sie ward auf Veranlassung der Landstände des Herzogthums Magdeburg, welche durch den schnellen Wachsthum der Hallischen Schul- und Armenanstalten, aufmerksam darauf geworden waren, befehligt, dahin zu sehen, daß die ganze Anstalt wirklich zum Nutzen des

Landes gereichen könnte. Es wurde daher der Kommission aufgetragen zu erklären: „Wie die dem Waisenhause schon gegebene Privilegien auf keine Weise gekränkt oder aufgehoben seyn sollten, sondern Sr. Churfürstl. Durchlaucht vielmehr gewilligt sei, ein Werk, das so offenbar zum Wohl des Landes gereiche, zu fördern." So heißt es ferner: „Weil aber auch billig allen üblen Nachreden, womit die Mißgünstigen dies Werk zu beschwärzen, mithin manches christliche Gemüth abzuschrecken suchen, in Zeiten begegnet werden muß, auch in so weit der Stände ihr Suchen nicht unbillig, damit man ihnen zeige, wie mit denjenigen Geldern bisher umgegangen sei, die etwan das Land hierzu mag gegeben haben: als befinden wir vor nöthig, den rechten Grund dieses wichtigen Werks ein für allemal untersuchen zu lassen, und wollen demnach auch gnädigst committirt haben, daß ihr auch förderlichst zusammenthut, und genau untersucht, durch was für Mittel die Armenverpflegung zu Glaucha und der dazu aufgeführte Bau sowohl angefangen, als bisher fortgesezt sei? Ob und was für Ordnung dabei observirt werde? Wie viel Personen, Alte und Junge in Kleidung und Speisung unterhalten werden? Ob auch unsere dem Waisenhause ertheilte Privilegien zur Observanz gedeihen? Ob und wie viel das Herzogthum bisher zu solcher Armenverpflegung gewidmet und wirklich contribuirt habe? Ob dasjenige, was dazu gewidmet ist, zu nothdürftigem Unterhalt der anjetzo wirklich in das Waisenhaus recipirten Landeskinder zureiche? Und in Summa, ob das ganze Werk dem Lande nützlich, oder schädlich sei" —

Zufolge dieſes Auftrags legten die Kommiſſarien zuerſt Franken ſämmtliche Punkte zur ſchriftlichen Beantwortung vor, die er ſo fort einreichte, und deren weſentlicher Innhalt mit den, hernach unter den Namen „der Fußſtapfen des noch lebenden Gottes, gedruckten, völlig gleichlautend war. Die Anſtalten wurden hierauf genau von der Kommiſſion beſichtigt, und ſie ſtatteten über alles einen ſehr vortheilhaften Bericht ab.

Es ſcheint überhaupt, daß dieſe Kommiſſion wegen eines Franken ſehr nachtheiligen Berichts am Hofe, und wegen der Vermuthung, als wenn das Herzogthum Magdeburg dazu beträchtliche Beiträge liefre, iſt veranſtaltet worden. Die erſte Vermuthung oder Beſchuldigung ward durch den Bericht der Kommiſſion ſogleich widerlegt, und in Anſehung der zweiten ward bemerkt: es finde ſich gar nichts, was das Herzogthum eigentlich hierzu beigetragen habe, ſondern die bisherigen Gelder wären aus willkührlicher Freigebigkeit guter Herzen, zum Theil aus entfernten Ländern, eingeſchickt worden. Man könne alſo auſſer zwei und dreißig Thaler Kirchengeldern, und den freien Beiträgen von Particuliers gar nichts finden, was das Herzogthum ſelbſt für dieſe neuen Stiftungen gethan. Dagegen wäre binnen zwei Jahren an Magdeburgiſchen Landeskindern, die hier als Waiſen, Freiſchüler oder arme Studenten gelebt, an 3337 Thaler verwendet worden. Der Nutzen für das Land ſei in die Augen fallend. Sie machten ſich zur Pflicht, davon folgendes zu ſpecificiren. Es diene das ganze Werk nach ſeiner Hauptabſicht 1) dazu, daß ſo viele Kinder von dem Müſſiggang und

Betteln abgeführt, bei dem Wort Gottes als dem täglichen Brod erzogen, zu christlichen Unterthanen zubereitet würden; 2) es erhelle aus den nachgesehenen Rechnungen, daß in den fünf Jahren der gemachten Anstalten, an 40000 Thaler allhier consumirt oder angelegt wären, und in der Einwohner Nahrung geflossen, auch der Accise in den Stücken, die schon veracciset wären, ehe sie das Waisenhaus genösse, zu gute kämen. — Uebrigens setzen sie hinzu, habe der Direktor erklärt, wenn man fernerhin alles auf einen Kameralfuß einrichten wolle, so werde er seine Hand zurückziehen, weil alsdenn der Ruf aller derer, die dem Werk übel wollten, sich dahin erstrekken würde, daß nunmehr demselben genügsam geholfen, nachdem die Obrigkeit Mittel angeschafft, wodurch die Versorgung des ganzen Werks geschehe, da denn der bisherige Seegen und christliche Trieb bald nachlassen, und die zu besorgenden Schwierigkeiten bald anfangen würden. Sollten aber Sr. Churfürstl. Durchlaucht willens seyn, das ganze Werk sogleich durch eine ansehnliche Fundation auf den Fuß zu setzen, daß es von andern Beiträgen unabhängig würde, so werde er auch alsdann die Direktion nach seinen besten Kräften und Einsichten fortsetzen. Sie, die Kommissarien, wüßten hierzu keine Vorschläge zu thun, da die jährliche Unterhaltung wenigstens 4000 Thaler erfordern würde, es sei denn, daß Sr. Churfürstl. Durchlaucht Kammer einige Mittel vorzuschlagen hätte, und sich darneben die hiesige Landschaft dem Werke günstig bezeigte."

Die Vortheile die der Anstalt selbst durch diesen Bericht zuflossen, waren von geringer Bedeutung, aber er hatte we-

nigſtens den Nutzen, daß die Frankenſchen Stiftungen vor öffentlichen Hinderungen ihres Fortgangs lange Zeit geſichert wurden. Indeſſen liefen von Zeit zu Zeit ſehr anſehnliche Beiträge ein, welche zuweilen um deſto erwünſchter waren, wenn man oft nicht wußte, wovon unvorhergeſehene Ausgaben ſogleich beſtritten werden ſollten.

Eine ganz neue Hülfsquelle eröfnete ſich durch die Verfertigung der ſogenannten halliſchen Medicamente. Ein gewiſſer Dr. Fiſcher theilte Franken zuerſt gewiſſe Recepte und Proceſſe mit, die ausgearbeitet, und mit Nutzen gebraucht wurden. Als im December 1700 Franke einen gewiſſen Burgſtaller auf ſeinem Sterbebette beſuchte, verehrte ihm derſelbe gewiſſe chymiſche Manuſcripte, mit der Verſicherung: „man werde darin unter andern eine Anweiſung, zu einer aus dem Golde zubereitenden ſehr herrlichen Arzney, finden.“ Es war damals bereits ein Anfang zu einer Apotheke gemacht worden, doch fand es Franke nicht für rathſam, den Leuten in der Apotheke einen Verſuch der Ausarbeitung machen zu laſſen, ſondern trug dieſe Arbeit dem damaligen Arzt des Waiſenhauſes, Chriſtian Friedrich Richter, einem Bruder Leopold Albrecht Richters, auf, weil er gern wollte, daß davon nicht vorläufig viel Lermen ſollte gemacht werden. Erſt wurden nur kleine Verſuche gemacht, die aber alle fruchtlos blieben, ſo daß auch der Vorſteher der Apotheke, der alle Materialien dazu lieferte, und am beſten wiſſen mußte, wie viele Tauſende bereits darauf verwandt wären, rieth, von dieſer mißlichen Sache abzuſtehen. Franke ſchien aber zu ahnden, daß es wohl der Mühe werth wäre, beträchtliche Summen daran zu ver-

wenden. Ein neuer Versuch, der im Januar 1701 gemacht wurde, gelang. Es ward daher 1702 ein eignes, und im Jahr 1703 abermals ein zweites noch jetzt existirendes gröſseres Laboratorium angelegt, ganz besonders der Ausarbeitung des Medicaments, das hernach unter dem Namen der Goldtinktur, oder der essentia dulcis bekannt ward, gewidmet. Wegen der groſsen Kosten, die darauf gewandt waren, muſste dies Medicament anfangs theuer im Preise seyn. Der Vortheil aus diesen Medicamenten, war überhaupt für Nothleidende, nicht blos zum Besten des Waisenhauses, bestimmt. Es ward als ein Eigenthum des Franken und der Gebrüder Richter und deren Nachkommen angesehen, wie denn die Gebrüder Richter auch erklärten, Franke möchte hingehen, wohin er wolle, so würden sie ihm allezeit folgen, und das hier angefangene Gute auch anderwärts befördern helfen. Doch dieser Fall ist nicht eingetreten, und die Administratoren haben jährlich an das Direktorium Rechnung darüber abgelegt, und erklärt, daſs aller daraus erwachsender Vortheil blos zur Ehre Gottes und zum Dienst des Nächsten verwendet werden soll. Unglaublich schnell vermehrte sich der Absaz dieser Arznei, so daſs auch Franke darauf drang, den Preis derselben herab zu setzen, weil er, nachdem jene ersten starken Ausgaben ersezt waren, zu gewissenhaft war, einen zu übertriebenen zu nehmen. Freilich nach und nach verminderte sich der Absaz dieser Arznei, weil man in den spätern Zeiten jene Wirkungen davon nicht mehr verspüren wollte, oder andere Arzneimittel dieses verdrängten. Diese chemischen Versuche brachten Franken in den Ruf, als wenn er Gold machen könnte,

welches er nie versucht hat; allein seine Medicamente waren eben so gut, als das Goldmachen, weil sie ihm viel Geld einbrachten.

Eine solche reiche Hülfsquelle machte es allein möglich, daß der Stifter auf die Erweiterung der Anstalten des Waisenhauses denken konnte. Die Apotheke, die Bibliothek und das Naturalien- und Kunstkabinet erforderten nach und nach einen größern Raum, weil Beförderer dieser Stiftung immer mehr dazu schenkten. Eine Buchdruckerei, wozu die Henkelschen Druckschriften gekauft wurden, ward im Souterrain angelegt. Vordem waren die Klassen der Schulanstalt in verschiedenen dazu gemietheten Häusern sehr zerstreut, woraus das Unangenehme entstand, daß das Ganze nicht gehörig übersehen werden konnte. Nach dieser neuen Einrichtung konnte mit den Knaben eine ordentliche Handarbeit in den müssigen Stunden angefangen werden. Francke sah also damals schon ein, daß sich mit den Lehrschulen sehr wohl Arbeits- und Industrieschulen verbinden lassen. Er setzte zu dieser Absicht einen Strickmeister an, der die Knaben in Strumpfstricken unterwies. Die, welche in ihren Schulkenntnissen schon weiter waren, bekamen mehr, andere die noch weiter zurück waren, weniger Arbeitsstunden. „Der Vortheil — schreibt Francke — ist bisher noch klein; aber man ist gern mit einem geringen Gewinn zufrieden, da doch die Kinder inzwischen zur Arbeit gewöhnt werden.

In den ersten Monaten des 1701sten Jahres waren die Einrichtungen des neuen Hauses so weit fertig, daß darin zum erstenmal ein öffentlicher Examen aller Schulen gehalten

werden konnte, welches am 9ten Mai anfieng und von dieſer Zeit an alle Jahre ununterbrochen fortgeſetzt werden konnte. In eben dieſem Jahr ward Franke zum Mitglied der Königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Berlin ernannt.

Zur Beförderung wahrer theologiſcher Gelehrſamkeit, um neben ſeinen übrigen Amtsgeſchäften zugleich die Pflichten zu erfüllen, die ihm ſein akademiſches Amt auflegte, errichtete er eine neue Anſtalt, unter dem Namen des Collegii Orientalis, welche im März 1702 ihren Anfang nahm. Man wollte jungen Männern, die ſchon mehrere Jahre auf der Univerſität zugebracht, dadurch noch mehr Gelegenheit verſchaffen, ſich im hebräiſchen und den verwandten Dialekten zu üben. Die erſte eigentliche kritiſche Bibelausgabe des J. H. Michaelis, welcher Aufſeher dieſes Kollegiums war, iſt eine der vielen Früchte des vereinigten Fleißes dieſer Geſellſchaft.

Um den Anſtalten näher zu ſeyn, verließ Franke ſeine Pfarrwohnung, und bezog ein Gebäude, das man zu dem Ende erkauft hatte und welches man durch einen Gang mit dem Waiſenhaus verband, weil des Directors Gegenwart um ſo mehr erforderlich war, da die Zahl der Waiſenknaben und der Schüler, welche aus der Stadt die Schule beſuchten, täglich zunahm, und alſo auch ſeine tägliche Aufmerkſamkeit erforderte. Dies Haus dient gegenwärtig noch zur Wohnung des erſten Directors.

In dieſem Jahr ward ein Freitiſch für ſehr dürftige Studirende angelegt, welchen man hernach den extraordinairen Tiſch nannte. Ein armer Student, der hernach ein geſchickter Mann geworden iſt, hatte ſchon drei Tage gehungert, eh-

ne das Herz zu haben, jemanden um Hülfe anzusprechen. Dies gab denn Gelegenheit, daß Francke, welcher dies mit Bestürzung erfährt, sich sogleich entschließt, einen Tisch anzulegen, auf welchen Mittags zwölf Studenten sicher rechnen könnten, wenn sie in Noth wären; doch nach acht Tagen wurde noch zwölfen mehr der Tisch gedeckt, und die Zahl stieg in kurzer Zeit bis auf vier und sechzig. Es fanden sich sehr bald Mitleidige, welche dazu Beiträge gaben, ohne welche diese Freytische auch nicht hätten können fortgesezt werden.

Die Buchhandlung erweiterte sich dergestalt, daß sie ausser den hiesigen einen eignen Laden auf den Mühlendamm in Berlin eröfnen konnte, der noch gegenwärtig fortdauert. Im Junius 1703 kaufte man den großen 90 Ruthen langen Matewaisischen Garten, der in ungleicher Breite von dem jetzigen Wohnhause der Waisenmädchen bis über das Pädagogium heraustief, und jezt mit dem langen Gebäude der Studentenwohnungen und der lateinischen Schule auf der linken, der Bibelanstalt, der Bibliothek, dem Oekonomiehause, der lateinischen Schule auf der rechten Seite, und dem Pädagogium besezt ist, dazu kam im August der Poblemannsche Garten und Weinberg, den jezt die Maulbeerplantage und mehrere in der Gegend liegende Gebäude einnehmen.

Die Schüler mehrten sich mit jedem Monat, so daß neue Klassen angelegt werden mußten. Der Raum in der Kirche für die sämmtliche Schuljugend war zu klein, man veranstaltete daher im Junius eine Art von Hauskirche auf den Sälen des Waisenhauses, wo während des Kirchengottesdienstes die Kinder nach ihren Fähigkeiten unterrichtet wurden. Ehe im

Jahr 1721 das große Krankenhaus erbauet war, wurde in einem kleinern Hause, nah an der Plantage, eine Krankenpflege angelegt.

In diesen zehn ersten Jahren war die Anstalt so weit gediehen, daß in dem eigentlichen Waisenhause 125 wirkliche Waisenkinder ganz frei erhalten wurden. Das Schulseminarium für Lehrer bestand aus 75 Personen, welche sämmtlich freie Kost genossen. Der extraordinaire Freitisch versorgte 64 arme Studenten. Die Anzahl der Lernenden war über 800 und der Lehrenden 67, ohne die Inspektoren. Das königl. Pädagogium, das sich damals noch in der Mittelwachischen Schule befand, hatte 70 Scholaren, und 12 ordentliche und 5 ausserordentliche Lehrer. Die Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke waren in den blühendsten Umständen, und im Wittwenhause wurden vier Wittwen unterhalten.

Frankens alter Lehrer und Freund, der würdige Dr. Spener, war im Februar 1705 mit Tode abgegangen. Dieser Verlust war für Franken ausserordentlich empfindlich, allein er war auch zugleich eine Aufforderung mehr, thätig fortzuwirken. Diese große Anstrengung seiner Geistes- und Körperkräfte hatten auf seine Gesundheit einen nachtheiligen Einfluß. Zur Erholung trat er im Frühjahr in Gesellschaft seines Gehülfen Ehlers eine Reise an, von welcher er nach drei Monaten neu gestärkt zurück kam. Sie gieng durch das Halberstädt'sche, Braunschweigische, Hannöversche, nach Westphalen, von da nach Holland, wo er die berühmtesten Städte, besonders Utrecht, Rotterdam, den Haag und Amsterdam besuchte. Die-

ſe Reiſe blieb für ſeine wohlthätigen Stiftungen nicht ohne Seegen.

Franke und Ehlers wurden in Amſterdam zu einem ſehr reichen Mann eingeladen. Sie kamen um Abendzeit in ſein Haus, und wurden in ein dunkles Zimmer geführt, um ihn zu erwarten. „Hier, ſagte einer zu dem andern — wird ſchwerlich die Wohlthätigkeit wohnen, da man die Sparſamkeit bis auf ein wenig Licht ausdehnt.“ Dieſe Befürchtung vermehrte ſich, als der reiche Holländer kam, und ſich wohl eine Stunde mit ihnen — im Finſtern — unterhielt, auch dabei äuſſerte, er pflege gern den unnützen Lichtaufwand zu ſparen, „es ſei ihnen doch um ſprechen, und nicht um ſehen zu thun.“ Beim Abſchied rief er nach Licht, entließ ſie ſehr gütig, und gab ihnen ein paar anſehnliche Wechſel für das Waiſenhaus. Franke war offen genug, ihm mit ſeinem Dank zugleich ſeine Ueberraſchung auszudrücken. Bei einer ſo groſſen Sparſamkeit habe er kaum gehoffe, für ein ausländiſches Inſtitut einen ſo reichen Beitrag zu erhalten. „Myn her Franke — ſagte der Holländer — wer nicht im Kleinen ſparſam iſt, kann nicht im Groſſen Gutes thun. Wer nicht beim unnöthigen abbricht, hat oft das nöthige nicht genug.“

Die beträchtliche Vermehrung der Lehrlinge zog auch eine Vermehrung der Klaſſen und der Lehrer nach ſich, weil der Stifter ſehr richtig einſah, daß eine zu groſſe Anzahl die Thätigkeit des Lehrers allzeit hemme. Das Pädagogium bekam eine ganz neue Klaſſe, der man den Namen Selecta gab. Das erſte Programm ſchrieb der ſehr verdiente H. Freyer, ein Jahr nach der erſten Errichtung dieſer neuen Klaſſe. Für die lateiniſche Schule

wurden in diesem Jahr Schulgesetze entworfen und öffentlich bekannt gemacht.

Nicht blos von dem Verkauf der Medikamente, welche nach Holland und Rußland, und sogar nach Ostindien über Dänemark verschrieben wurden, sondern auch durch den Gewinn, der aus der Buchhandlung erwuchs, kamen ansehnliche Summen ein, welche zur Verbesserung und Erweiterung dieser Anstalten gebraucht werden konnten. Eben so wichtig waren die milden Beiträge an Geld, welche noch immer sehr reichlich einliefen. In dem einzigen 1708ten Jahr betrug die Summe dieser milden Gaben 6976 Rthl. ohne das in Anschlag zu bringen, was an Leinwand, Tuch, Korn u. s. w. einging.

Die deutschen Schulen nicht nur, sondern auch die Zahl der Waisen nahm zu, und machte ein eignes Gebäude für die Mädchen sowohl, als zur Mädchenschule nothwendig. Man erbaute daher das Gebäude, welches jezt neben dem sogenannten Englischen Hause dem nächsten am grossen Eßsaal ist. Im Frühjahr 1710 ward es bezogen, späterhin aber mit dem jezigen Wohnhause der Waisenmädchen vertauscht, und für Wohnung mehrer Officianten bestimmt. Das Seitengebäude rechter Hand des Eintritts in den innern Hof war 1711 vollendet. Es ist hundert Fuß lang, ist in zwei [illegible] Säle getheilt, wovon der untere zur Speisung, der obere zu [illegible]glösen Versammlungen, sonntäglichen und wöchentlichen Erbauungsstunden, und zu den vierteljährigen Prüfungen der sämmtlichen Schulen bestimmt ward. Am 4ten August ward dieser obere Saal eingeweiht, und es versammleten sich auf demselben gegen 1400 Kinder. Hier ward den andern Tag die erste Singstunde gehalten. Das Angenehme

des Gesangs zog bald eine so grosse Menge Zuhörer herbei, daß es sehr oft an Raum gebrach, obgleich der Saal an zweitausend Menschen faßte. Dieser Zufluß veranlaßte auch, daß man hernach mit dem Gesang einen ascetischen Vortrag verband.

Am 11ten November war auch der untere Saal, hundert Fuß lang, vierzig breit und zwanzig hoch, zum Gebrauch völlig eingerichtet, und es speisten nach einer feierlichen Einweihungsrede des Stifters, noch an eben diesem Tage, zum erstenmal darin gegen vierthalbhundert Personen.

Indessen wurde auch dafür gesorgt, daß das Pädagogium ein eignes Gebäude bekäme, indem bis dahin die Scholaren in grössern und kleinern Bürgerhäusern zerstreut leben musten; eben so konnten die Lectionen nicht an einem Ort gehalten werden. Es fanden sich aber doch so manche Hindernisse, welche den Bau dieses Gebäudes verzögerten. Es waren zwar Beiträge genug zum Besten des Waisenhauses eingelaufen, aber doch nicht zu diesem Behuf, daher Francke billig Bedenken trug, sie zu einem solchen Behuf zu verwenden. So waren ihm in zwei Posten viertausend Rthl. übermacht worden, wovon die Hälfte erst nach Jahresfrist ihrer Bestimmung gemäß angewendet werden sollte. Mit der andern Hälfte hatte es beinahe die nämliche Bewandniß. Dies Geld war in einem Zimmer des Waisenhauses, das damals gegen das Feld zu noch überall offen war, deponirt, und vielleicht irgend etwas davon bekannt geworden. Eines Morgens fand man Leitern angelegt, und sichtbare Spuren eines schon unternommenen Einbruchs, der, man weiß nicht wodurch, noch verhütet war.

Als man dies Franken hinterbrachte, war sein Entschluß gefaßt. „Ehe es Diebe stehlen — sagte er — soll es besser verwahrt werden. Ich will in Gottes Namen dem Pädagogium ein Haus bauen. Gott wird uns mehr geben, wenn wir es bedürfen.“ Von Stund an wurden Anstalten zum Bau gemacht. Nach einiger Zeit meldete Neubauer, der auch diesen Bau dirigirte, niedergeschlagen, daß schon ein tausend Thaler verwandt sei. „So nehmen wir das zweite“ antwortete Franke mit großer Geistesruhe. Man fuhr unabläßig fort. Schon im August ward der Anfang mit dem Richten des Hauses gemacht. Die Zeit, wo die viertausend Thaler zu ihrer eigentlichen Bestimmung angelegt werden sollten, kam heran. Die Oekonomen und Rechnungsführer konnten ihre Besorgniße nicht verbergen. Er aber blieb immer voll Hofnung, Gott könne ein gutes Werk nicht unvollendet lassen. Es sei ihm ja eben so leicht viel oder wenig zu geben. Gerade da der Zahlungstermin gekommen war, fand er, nach Endigung eines Kolleginms, eine Menge Briefe auf seinem Tisch. Der erste, den er erbricht, fängt mit den Worten an:

„Achttausend Rthlr. sind dem Waisenhause zu Halle von meiner seel. Schwester im Testament vermacht. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, dies Legat, da es unter allen ihren Legaten das erste ist, auch am allerersten auszahlen zu lassen.“

Die Zahlung erfolgte im kurzen. Die vier tausend Thaler wurden sofort an die Behörde abgeliefert. Eine eben so große Summe blieb zur Fortsetzung des Baues, und so ward von diesem Legat fast die Hälfte des Baues vollendet. Die Un-

kosten des ganzen Baues beliefen sich auf sechszehntausend Reichsthaler. Diese lieferte zwar das Waisenhaus, und erhält bis auf diesen Tag aus der pädagogischen Kasse einen jährlichen Kanon von sechshundert Thaler in Gelde, die nur dann nicht abzutragen sind, wenn eine geringe Anzahl von Scholaren die Kasse dazu ausser Stand sezte.

Das Gebäude selbst ward fast am Ende der gekauften Gärten, der Hinterseite des Hauptgebäudes des Waisenhauses gegenüber, auf einer beträchtlichen Anhöhe errichtet, die zugleich den Vortheil einer sehr gesunden Luft gewährt, und fast an allen Seiten von Feld und Gärten umgeben ist.

Im Ganzen genommen, hatte die pädagogische Verfassung die meiste Aehnlichkeit mit denjenigen, welche nach der Reformation, und nach der Aufhebung der geistlichen Orden in vielen Klostergebäuden an die Stelle des Mönchs- und Nonnenwesens getreten war. Diese alte Klostereinrichtung war mit sehr vielen Unbequemlichkeiten verbunden, und in den meisten Fällen auch der Gesundheit nachtheilig. Francke machte sich eine ganz andere Idee von dem Zusammenleben von Jünglingen in voller Kraft und der Blüte der Jahre. In dem Gebäude selbst ward für eine sehr grose Anzahl von Wohnzimmern für die Zöglinge gesorgt, so daß nie über vier, in der Regel nur drei auf einem wohnten. Zwei dieser Wohnzimmer wurden durch einen gemeinschaftlichen Ofen geheizt, in der Mitte durch ein kleines Kabinet für den Lehrer getrennt, so wie das gemeinschaftlich geräumige, und durch gegen einander überstehende Fenster lüftige Schlafzimmer durch das Bette desselben. Die Aufsicht des Lehrers bei Tag und bei Nacht, schränkte sich also auf

eine sehr kleine Anzahl von Zöglingen ein, war aber immer fortdaurend, konnte eigentliche Erziehung werden, und verleitete weniger zu einem gewissen heimlichen und versteckten Wesen, was beinah nicht ausbleiben kann, wo der Aufseher nur zuweilen kommt, um nachzusehen, ob auch kein Unfug vorgegangen sei. Die Lehrzimmer wurden von den Wohnzimmern gänzlich abgesondert, und so angelegt, daß kein Unterricht den andern störte, auch in solcher Anzahl, daß, wenn zu gleicher Zeit acht Lektionen zu geben waren, jede ihr eignes, nach Maaßgabe der Lehrlinge, größeres oder kleineres Zimmer hatte. Von diesen war ein Versammlungssaal für die ganze Schule zu Schulprüfungen, Redeübungen und religiösen Vorträgen noch abgesondert. Die Bibliothek, das Naturaliencabinet und der physicalische Apparat bekamen ebenfalls einen eignen Raum angewiesen. Davon waren die Eßsäle wieder abgesondert, und wurden durchaus zu keinem andern Gebrauch, als den ihr Name mit sich brachte, gewählt. Am 19ten April 1713 bezogen sämmtliche Lehrer und Scholaren, nebst dem verdienten Inspektor Freyer das neue Gebäude. Franke weihete das Haus durch eine rührende Anrede an die neuen Bewohner desselben ein. Kurz vorher besah Friedrich Wilhelm der Erste, bald nach seiner Thronbesteigung, bei Gelegenheit einer bei Wettin angestellten Musterung der aus Italien zurückkommenden Truppen, das Waisenhaus, so bald er mit Regulirung des Kammeretats fertig war, und bezeigte über die ganze Anstalt seine vollkommene Zufriedenheit. Im Mai eben dieses Jahres wurde Franke von Seiten der Universität als Deputirter nach Berlin geschickt, um den feierlichen Begräbniß Friedrich des Ersten

beizuwohnen. Er hielt in der Garnisonkirche eine Predigt, wobei der König mit dem ganzen Hofe zugegen war. „Der Franke ist ein guter Mann! — erklärte sich der König zu seinen Begleitern nach der Predigt — Er sagt jedem die Wahrheit!" Im folgenden Jahr bekam das Pädagogium noch zwei Flügel, worin theils für den Speisewirth Raum gewonnen, theils, ob wohl etwas später, für Kranke mehrere Zimmer abgesondert, und von dem Geräusch entfernt wurden. Unter der jetzigen Direktion des sehr verdienstvollen Consistorialraths Niemeier, hat diese Anstalt unendlich viel gewonnen, da vorher, ehe er die Aufsicht über das Pädagogium übernahm, diese Anstalt ausserordentlich in Verfall gerathen war.

Im Jahr 1714 ward das für die Alumnen der lateinischen Schule bestimmte Wohnhaus, welches den grösten Theil des langen Gebäudes einnimmt, fertig. Dahin wurden die auswärtigen Schüler gebracht, die bis dahin in der jetzigen Mittelwachischen Schule wohnten, nachdem die Pädagogisten dieselbe verlassen hatten. Hier wohnten nun wohl 9 bis 10 auf einem Zimmer, weil die Schüler theils arm waren, theils ganz von Wohlthaten lebten; die wohlhabendern wurden zu drei oder vier Personen auf kleinere Stuben placirt. Jede bekam ihren eigenen Aufseher aus der Zahl der Lehrer, der sowohl des Tages als in der Nacht mit ihnen auf demselben Zimmer war. Auch die Inspektoren der lateinischen Schule bekamen hier ihre Wohnung.

An dies Gebäude, welches Anfangs nur zwei Eingänge hatte, ward in demselben Jahr ein anderes, ebenfalls von

zwei Eingängen, gegen die Abendseite angebauet, welchem man den Namen des Untercollegiums gab, so wie im folgenden Jahr ein drittes gegen Morgen, welches das Obercollegium genannt wurde. Dies alles zusammen genommen bildete das lange Gebäude, welches den gröſsern Theil des innern Hofs linker Hand einnimmt, und noch jezt zu Wohnungen von Studenten und Schülern bestimmt ist.

Frankens Absicht bei der Anlegung des sogenannten Ober- und Untercollegiums, war folgende. Nach seinem Plan, den er 1714 darüber entwarf, wollte er eine Pflanzschule für Kirchen- und Schullehrer anlegen. Die eine Pflanzschule war für künftige Diener der Kirche. Dieses Seminarium sollte aus hundert Mitgliedern bestehen. Täglich sollte mit diesen Mitgliedern, welche wenigstens anderthalb Jahr akademische Vorlesungen muſsten besucht haben, Prüfungen angestellt werden. Jede Predigt, die sie halten wollten, muſste erst im Collegium recensirt werden. Die zweite Pflanzschule sollte ein philosophisches Seminar seyn, blos für solche bestimmt, welche ausschlieſslich Schulwissenschaften treiben und sich zu Aemtern in gelehrten Schulen vorbereiten wollten. Sie bekamen von dem Inspektor des Pädagogiums sowohl, als von dem Ephorus der lateinischen Schule Anweisung in der Lehrmethode und in den Wissenschaften selbst, die sie vorzutragen hatten. Das Obercollegium war also für Schullehrer und das Untercollegium für Kandidaten des Predigtamts bestimmt. Doch der Stifter erreichte nicht ganz den Zweck bei seiner besten Absicht.

Im Jahr 1716 ward ein Gebäude für die deutsche Töchterschule errichtet, das Anfangs zugleich zum Brauen, Dar-

sen, Malz und Kornboden bestimmt war. Die sämmtlichen Gärten, in deren vormaligen Bezirk sich jezt die Meyereygebäude befinden, gehörten noch nicht zum Waisenhause. Erst im Jahr 1718 fieng man an einen nach dem andern anzukaufen. In demselben Jahr gewann das Pädagogium sehr durch den Ankauf des Neukirchischen Gartens, woraus der jetzige Wallenplaz und der botanische Garten ist. Bis dahin war für beide die lateinische und deutsche Schule ein Aufseher, seit 1718 mit dem Tode J. J. Töllner, wurden zwei Cyboren angestellet D. Herrnschmidt, über die lateinische, und der Rektor Hofmann über die deutsche Schule.

Einem Mann als Franke, der mit so vielen und beschwerlichen Geschäften überladen war, würde man es nicht verdacht haben, die Ehre des Prorektorat anzunehmen, da ihn die Reihe traf, zu verbitten; allein er glaubte keine Amtspflicht unerfüllt lassen zu müssen, und übernahm auch diese.

Nach Endigung seines Prorectorats — den 17 Julius 1717 — welches er als kluger und vorsichtiger Mann verwaltet hatte, fühlte er sich erschöpft, und dachte auf einige Erholung und Zerstreuung. Diese bestand in einer Reise, welche er in Gesellschaft seines Sohnes, seines treuen Gehülfen Neubauers, und seines Freundes Köppen den 30 August 1717 antrat, und am 1 April des folgenden Jahres zurück kam.

Der Weg gieng uber Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach, Hirschfeld, Marburg und Giessen nach Frankfurt. Von da aus besuchte er die fürstlichen Residenzen, Idstein, Usingen und Darmstadt; dann über Wezlar, die gräflichen Häu-

ser Hachenburg, Weilburg, Laubach, Gebern und Erbach. Hierauf schlug man sich nach der Bergstrasse auf Heidelberg, Heilbronn, und besuchte die beyden gräfl. Hohenlohischen Häuser Pfedelbach und Ingelfingen, brachte auch einige Tage in Schwäbischhall zu. Ueberhaupt verweilte er in Schwaben, besonders zu Stuttgardt, Tübingen, und in den Klöstern Bebenhausen, Blaubeuren, vorzüglich aber zu Ulm über einen Monat. Der Rückweg gieng über Augsburg, Nördlingen, Bopfingen, Anspach, Nürnberg, Altdorf, Erlangen, durch das Voigtland nach Halle.

Diese Reise hatte Franke zur Stärkung seiner Gesundheit unternommen, aber er wußte auch damit noch andere Zwecke zu verbinden, welche für seine Anstalt wohlthätig werden konnten. Er wählte gerade einen solchen Strich Deutschlands, wo man schon von seiner Anstalt eine gute Meynung hatte, oder wo er es für dienlich fand, gewisse Vorurtheile wider ihn zu widerlegen.

An vielen Orten wurde dem Mann, der aus Erfurt verbannt, in Halle aufgenommen, und durch seine Anstalten die Aufmerksamkeit von beinah ganz Europa rege gemacht hatte, große Ehre erwiesen. So veranstaltete z. B. der Magistrat in Nördlingen, in Ulm, in Augsburg öffentliche Mahlzeiten, woran alle Kollegia der Stadt Theil nahmen. Am begierigsten war man, ihn zu hören. In dem ungeheuern Münster in Ulm ist die Menge so gedrängt, daß ausser der Stelle, wo er auftreten soll, nicht der kleinste Raum leer bleibt. Seine Vorträge verfehlen auch ihre Wirkung nicht. So weit sie von aller Beredtsamkeit der Schule und jenen Kunstgriffen

entfernt ſind, wodurch ſonſt die Empfindungen mehr gewaltſam aufgeregt zu werden pflegen, ſo dringen ſie doch ſo ſanft in das Gemüth ein, der Verſtand findet ſich erleuchtet, ohne daß ſich das Herz vergeſſen fühlt, und alles bekommt durch das eigne Intereſſe, womit er ſpricht, ſo viel Salbung, daß es kein Wunder iſt, wenn dieſe Beredſamkeit ganz anders wirkt, als die, welche man damals von den Kanzeln gewohnt war. Man begnügt ſich auch nicht leicht, ihn gehört zu haben; man will ſich das Andenken davon durch Leſen und Wiederleſen erneuern. Die meiſten auf dieſer Reiſe gehaltenen Predigten werden gleich an dem Ort ſelbſt gedruckt.

In Ulm wagte es der Profeſſor Funk in ſeiner Gegenwart eine Predigt voller beleidigender Ausdrücke gegen ihn zu halten, ihn als einen Mann zu ſchildern, der die Chriſtenheit verwirre, und vor deſſen Gift der Lehre man ſich in Acht nehmen müſſe, er verglich ihn z. B. mit einem Wolf, der ſich der Heerde nahe. Der Magiſtrat beſorgte von dieſer groſſen Uebereilung ihres Predigers ſchlimme Folgen, da er einen der gerechteſten Theologen einer berühmten Univerſität ſo öffentlich beleidigt hatte, und ward daher bewogen, den unbeſonnen Eiferer zur Rechenſchaft zu ziehen. Er muſte Franken eine feierliche Ehrenerklärung leiſten, und dem erſtern ward erlaubt in der Hauptkirche eine Predigt zu halten, ſo wenig es ſonſten einem Ausländer verſtattet wird, daſelbſt zu predigen. Die ganze Stadt iſt für Franken geſtimmt, es wird eine groſſe Mahlzeit auf öffentliche Koſten veranſtaltet, hierbei muſte ſich die Jugend der Stadt des Abends mit einem Fackelzuge verſammeln, und eine Cantate während der Mahlzeit vor dem Hauſe abſingen.

Selbst auf dieser Erholungsreise war dieser thätige Mann beschäftigt. Er blieb bei seiner Gewohnheit des Morgens um vier Uhr aufzustehen. Die ersten Stunden des Tages gehörten der stillen Uebung der Andacht und des Gebets. Dann gieng er heiter an die Arbeit, expedirte Briefe, die ihn in großer Menge, wo er auch war, aufsuchten oder nachfolgten; beantwortete die von Halle aus kommende Anfragen mit jedem Posttage, und überschrieb seinen Stellvertretern, Freylinghausen und Herrnschmidt, seine Meinung über wichtige den Stiftungen vorkommende Umstände. Dadurch blieb er in einer beständigen Verbindung mit seinem Werke, und die Arbeiter an demselben mit ihm. Nichts gerieth selbst durch die lange Entfernung in Stocken, wenn gleich während dieser Zeit nichts neues unternommen wurde.

Wo nun Franke auf seiner Reise hinkam, fand er überall viel Menschenfreunde, welche sich für ihn und seine Anstalten interessirten. Man hörte ihn und seine Begleiter gern von den Wohlthätern und den wirklich geleisteten Wohlthaten sprechen, und so etwas erweckte bei vielen Nacheiferung. Die Freude war groß, als er wieder zurück nach Halle kam, denn Lehrer und Lernende liebten und ehrten ihn alle als ihren Vater.

Einen seiner wichtigsten Wohlthäter verloren die Anstalten des Waisenhauses an Karl Hildebrand Freiherrn von Canstein, der den 19ten August 1719 zu Berlin starb. Er war Königl. Preuß. Oberhofmarschall, Kammerpräsident und Direktor des Kammerwesens. Gleich geschätzt wegen seiner Gelehrsamkeit, Gewandtheit in Staatsgeschäften, worin er oft als Gesandter gebraucht war, als wegen seiner ungeheuchelten Frömmigkeit,

die besonders durch grosse Liebe und Wohlthätigkeit gegen die Armen thätig ward. In Berlin, wo er am längsten lebte, war er ein vertrauter Freund Heners, und dankte ihm insonderheit die einige Liebe zum Guten, und die Befestigung in allen den frommen Entschliessungen, die zuerst eine schwere Krankheit in ihm angeregt hatte. So entstand die Bekanntschaft mit Franke, der fast ununterbrochene Briefwechsel mit demselben.

Als Canstein sein Ende herannahen sah, hatte er keinen sehnlichern Wunsch, als sich noch einmal mit seinem treuen Hallischen Freunde zu unterhalten. Man schickte eine Stafette an ihn, die am 16ten August Nachmittags ankam, und noch denselben Abend reiste Franke eiligst ab, traf am 17ten in Berlin ein, und fand den Sterbenden, wie er ihn erwartet hatte, bereit sein irdisches Tagewerk mit Freuden niederzulegen.

Er hatte das Waisenhaus zum Universalerben eingesetzt, jedoch so ansehnliche Legate für einige seiner Verwandten bestimmt, daß, da das Gut Canstein verschuldet war, Franke fast Bedenken trug, die Erbschaft anzunehmen. Ein langer erst neuerlich durch einen Vergleich geendigter Prozeß, war die Folge eines wohlgemeinten Vermächtnisses. Unmittelbar nach dem Tode des Erblassers fielen nun einige vorräthige Gelder an die Bibelanstalt, das Cansteinsche Haus aber, worin die Buchhandlung ihre Niederlage hat, nebst der ansehnliche Bibliothek an das Waisenhaus.

Jene Bibelanstalt war nach Cansteins Plan veranstaltet. Er äusserte 1710 in einem gedruckten Bogen seine Gedanken,

wie man durch ſtehenbleibende Formen, um einen ſehr geringen Preis den armen Leuten die Bibel verſchaffen könnte. Er forderte daher alle Freunde der Religion auf, ihn bei dieſer ſo heilſamen Abſicht zu unterſtützen; man könnte entweder an ihn, oder an Franken die Beiträge dazu einſchicken. Kaum war jener Bogen im Publikum bekannt geworden, ſo zeigte ſich ſeine Wirkung. Der anſehnlichſte Beitrag ward an Franken geſchickt. Er beſtand in zwölfhundert und ein und ſiebenzig Speciesdukaten — beinah vier tauſend Reichsthaler — mit dem ausdrücklichen Verlangen, den Geber nicht zu nennen. Man weiß indeſſen, daß dieſe anſehnliche Summe von dem Prinzen Karl von Dänemark, Bruder König Friedrich des Vierten, zu Beförderung des Canſteinſchen Vorſchlags gekommen war, wozu ſie auch in der Folge wirklich verwandt iſt.

Die Sache konnte ſogleich ihren Anfang nehmen. Canſtein beſchloß, das Ganze als einen Theil der Frankſchen Anſtalten, der Direktion ſeines Freundes und deſſen Nachfolgern zu übergeben, jedoch ſo, daß das Waiſenhaus weder zu den Koſten etwas beitragen, noch auch, wenn ein Vortheil zu erwarten wäre, daran Theil nehmen ſollte. Mit dem neuen Teſtament machte man den Anfang. Die erſte Ausgabe mit ſtehenden Lettern erſchien im J. 1713, wozu im folgenden der Pſalter kam. In der Folge wurden ganze Bibeln in verſchiedenem Format auf die nemliche Art im geringen Preiſe gedruckt. Dieſe Canſteinſche Bibelanſtalt wurde 1728 in das Waiſenhaus verlegt, und für dieſelbe ein eignes Haus beſtimmt.

Franke als akademiſcher Lehrer hat ſeine groſſen Verdienſte. Er ſtiftete als Profeſſor der griechiſchen und morgenländiſchen

Sprachen keinen geringen Nutzen, noch weit größern verschaffte er aber den hier Studirenden durch seine Vorlesungen, als er 1698 in die theologische Fakultät eintrat, deren Mitglied er bis nach dreißig Jahr gewesen ist. Er und seine damaligen Kollegen schienen sich zu vereinigen, die Studirenden auf den rechten Weg zu leiten, und sie zu brauchbaren Arbeitern der Kirche zu bilden, dies bewirkten sie sonderlich dadurch, daß sie ihre Zuhörer von dem auf allen protestantischen Universitäten damals unmäßig getriebenen Polemiken nach und nach abzogen, und ihnen dagegen die Exegese, Moral und praktische Wissenschaften werth machten.

Nicht dies der Geist seines Zeitalters, sondern die innigste Hochschätzung des Wortes Gottes, und die feste Ueberzeugung, daß das Studium der heil. Schrift die beste und sicherste Grundlage aller theologischen Wissenschaften sei, bestimmten Franken, daß er seine meiste und beste Zeit solchen Vorlesungen widmete, welche dem künftigen Lehrer der Kirche zur richtigen Einsicht in die heil. Schrift dienen, und ihm eine nützliche Anleitung zum rechten Gebrauch derselben geben konnten.

Nach seinem Hauptzweck hielt er am liebsten solche Vorlesungen, die theils die richtige Auslegung der heil. Schrift überhaupt zum Gegenstand hatten, theils auf einzelne Bücher derselben eingeschränkt waren, theils als Vorbereitung zur Erklärung derselben dienten. Hierher gehören alle seine hermeneutische und exegetische Kollegia, nebst der Einleitung der biblischen Bücher. Außer diesen Vorlesungen beschäftigte

er sich auch noch mit specieller Unterweisung der jungen Theologen in allem, was ihnen zur Vorbereitung auf ihre künftige Amtsführung nöthig war. Zu den praktischen Arbeiten, wodurch Franke so viel Nutzen stiftete, sind billig auch die privatlichen Stunden zu rechnen, die er sehr früh, schon vor der Inauguration der Universität anfieng, und nachher beständig fortsetzte. Hier war er ganz in seiner Sphäre, und unterhielt sich mit den Studirenden als ein Vater, der eben so sehr für die Bildung des Herzens als des Verstandes seiner Kinder sorgt. Sie waren ungemein lehrreich für die Studirenden, welche einen Schatz der vortrefflichsten Lehren daraus sammlen konnten. Diese Stunden hatten eigentlich den Zweck, den jungen Theologen das, was zum rechtschaffenen Christenthum gehört, und was besonders auf die Vorbereitung zur würdigen und der Kirche nützlichen Amtsführung einen Einfluß haben konnte, näher an das Herz zu legen. Es wechselte jedoch Franke nach seiner Klugheit in der Auswahl des Gegenstandes dieser Vorlesungen nach Zeit und Umständen ab. Franke hat sich auch Verdienste um die Universität durch seine geist- und kraftvolle Schriften erworben. Sie sind freilich nicht in dem Geist des gegenwärtigen Zeitalters geschrieben, und werden daher auch nicht viel mehr gelesen werden; allein sie haben ungemein viel Gutes gestiftet. So wie seine gerichtete und kritische theologische Schriften ebenfalls nach dem Zeitalter beurtheilt werden müssen, in welchem er schrieb. Es finden sich darin noch viele brauchbare Sachen, welche noch gegenwärtig verdienen gelesen zu werden. Allein auch die Bücher sind der Mode und den

Meynungen der Menschen unterworfen, und die neuern Schriften verdrängen die ältern.

Nun müssen wir aber auch Franken noch kennen lernen als Lehrer und Freund der Jugend. Liebe für die Jugend und Sorge für ihr Wohl gab seinen so weit verbreiteten Stiftungen ihr erstes Entstehen und ihre ganze Form. Er legte eine Armen- eine Bürger- und Volksschule an, die sich aber dadurch schon von allen ähnlichen unterschied, daß sie nicht von gemeinen Schulmeistern, sondern von lauter Studirenden besetzt, und daß Söhne und Töchter von einander abgesondert, alle in viele Klassen vertheilt, und nach ihren Fähigkeiten weiter fortgesetzt, überhaupt aber nach einem bestimmten Plan unterrichtet wurden. Sobald es daher bekannt wurde, daß junge Männer unter Frankens Direktion die Jugend unterwiesen, so kamen von vielen Gegenden Bittschriften an ihn, worin dieser würdige Mann ersucht ward, diesem und jenem Privatlehrer zu empfehlen.

Da Frankens Lehrmethode Beifall fand, suchte er ebenfalls einen Plan zu entwerfen, nach welchem junge Leute aus den höhern Ständen erzogen werden könnten; und kaum wurde dieser neue Plan bekannt, so wurden ihm aus der Nähe und Ferne junge Leute geschickt, deren Eltern ihre Kinder nach diesem Plane wollten erziehen lassen. Sein Plan wich von der gewöhnlichen Methode unendlich weit ab, und fand nicht blos deswegen Beifall, weil er neu war, sondern weil er sich wegen seiner innern Güte und Vortreflichkeit jedem Kenner von selbst empfehlen mußte.

Diese Verbesserungen, die er in Erziehung und Schulwesen zu machen suchte, lassen sich bequem unter drei Gesichtspunkte bringen. Zuerst sorgte er für bessere Lehrer. Er verband nemlich zugleich mit der Schule ein Seminarium von jungen Studirenden, woraus hernach, wenn sie gehörig vorbereitet waren, die Lehrer genommen wurden. Diese Pflanzschule lieferte sowohl für das Pädagogium als für die lateinische Schule des Waisenhauses Lehrer. Er sah ferner dahin, daß jeder Lehrer blos in dem Fach und in den Klassen unterrichtete, wozu er die meisten Kenntnisse, Talente und Neigungen hatte. Die Lehrerstellen waren nach seiner Absicht bei diesem Institut zwar stehend, aber doch nicht von der Art, daß ein Mann wünschen konnte, sein ganzes Leben darin zuzubringen. Jenes schüzte die Schule vor dem Uebel unaufhörlicher Veränderungen; dieses sicherte vor dem oft noch größerm Uebel, vor veralterten Schulmännern, die durch die Länge der Zeit, durch das Einförmige ihrer Beschäftigung, durch Familiensorgen, durch körperliche Schwächen, oft durch Stumpfwerden aller Sinne, pedantisch, mürrisch und unlustig, und zu allem eher, als zum Umgang mit der lebendigen Jugend geschickt sind, und in deren Händen gleichwohl der Unterricht bleiben muß, bis sie durch ihren Tod jungen Männern Plaz machen, oder bei allzugroßer Schwäche mit einer Pension zur Ruhe gesezt werden.

Ein zweites Augenmerk für Frankens thätigen Geist war die sittliche Erziehung und Bildung der Jugend. Nach seiner eignen Erklärung sollte es der Hauptzweck aller Erziehung bleiben „ die vertraute Jugend nicht blos zu lehren, was gut

und gottgefällig sei, sondern durch fleißige und sanfte Ermahnungen und gut Beispiel, die bei weitem das meiste ausrichten, und sich den Gemüthern am tiefsten einzuprägen pflegten, zur wirklichen Ausübung der gefaßten Lehren zu bringen. Sehr viel trägt hierzu bei, daß man die Leidenschaften und Neigungen aufs genaueste beobachte." Um die Lehrer in dieser steten Ordnung zu erhalten, traf er die Einrichtung, „daß alle, die mit den jungen Leuten zu thun haben, jedes Vierteljahr ihre Urtheile über den ganzen körperlichen und moralischen Zustand ihrer Zöglinge aufsetzen, woraus alsdann ein Auszug gefertigt, und in ein eignes Buch niedergeschrieben werden soll, damit man nicht nur wisse, wie es sich mit jedem von Zeit zu Zeit, geändert, sondern, daß auch einem jeden nach seinem Zustande besser begegnet werden könne. Denn es sei hier nicht genug, blos einen Fehler, der am meisten hervor steche z. B. Wollust und ihre verwandte Laster auszurotten. Man müsse sich eben so sehr bemühen, sie auch von andern fehlerhaften Neigungen, Hochmuth, Geiz, Neid zu entwöhnen." Vorzüglich warnte er vor Heuchelei, indem sie in Absicht der Religion selbst und ihre Ausbreitung mehr niederreisse, als offenbare Bosheit. Durchaus sanft und väterlich soll die Erziehung selbst nach seiner Vorschrift sein. Harte Zucht mache fühllos und widerspenstig. Beschämungen, rührende Vorstellungen, ernsthafte Verweise sind ihm die besten Mittel. Weit mehr, als auf strenge Zucht, rechnete er auf strenge Aufsicht. Seine Schulen gaben hierin einen Ton an, der bis dahin noch unbekannt war. Er bemühte sich durch eine hinlängliche Anzahl

von Lehrern und Erziehern alle Vortheile der Privaterziehung mit den Vortheilen der öffentlichen zu vereinigen. Er sorgte auch für die angenehme Beschäftigung der Jugend in den Stunden der Muße, woran vor ihm beinah kein Erzieher gedacht hatte.

Drittens sorgte er aber auch für die wissenschaftliche Bildung der jungen Leute, und es trift ihn wahrlich der Vorwurf nicht, als wenn er die Gelehrsamkeit verachtet hätte; er war ja selbst ein Freund der Wissenschaften. Die alten Sprachen, lateinisch und griechisch, blieben freilich die Hauptsachen. Aber darneben wurden doch die eigentlichen Wissenschaften nicht ganz vernachlässigt. Er hatte aber auch ganz eigenthümliche Ideen einer sehr guten Lehrmethode, die erst späterhin in andern Schulen nachgeahmt wurde. „Jeder Schüler soll in jeder Sprache — schreibt er — und in jeder Wissenschaft in die Klasse gesezt, und nach dem Verhältniß weiter befördert werden, worin er gerade nach dem Vorrath seiner mitgebrachten oder erworbenen Kenntnisse dazu fähig ist." „Ein Scholar — sagt er anderswo — sollte billig nicht mehr als dreierlei Dinge auf einmal und zugleich treiben, auch nicht eher zu etwas andern übergehen, als bis er das erste wohl gefaßt hat. Ueberladung und Mannigfaltigkeit verwirret. Man kann bei wenigem schneller fortrücken und früher zum Ziel kommen. — Ueberhaupt aber muß alle überflüßige Weitläuftigkeit vermieden werden. Sie nuzt nicht, sondern schadet. Schüler müssen einen Grund, aber diesen Grund gut und sicher legen." Er bringt überall darauf, Sprachkenntnisse mit Sachkenntnissen zu verbinden. Empfiehlt es den Lehrern und Erziehern, ihre Zög-

linge bei dem Unterricht und bei allen andern Gelegenheiten, nicht blos mit dem Schulmäßigen, sondern mit der wirklichen sie umgebenden Welt bekannt zu machen, „damit sie von allen zu dem gemeinen Wesen gehörenden Dingen, einen rechten Begrif erlangen, und ein jedes Ding mit ihren rechten Namen nennen lernen.“ Er will die Lehrmethode und die Wahl der Gegenstände nach der künftigen Bestimmung modifizirt haben. Er empfiehlt die Versinnlichungsmethode bei allen Arten des Unterrichts, wo sie anwendbar ist. — Alles dies ist ein redender Beweis, wie viel man Franken als Erzieher und als Schulmann zu danken hat.

Die Thätigkeit und der Eifer eines einzigen Mannes konnte eine Anstalt von einem solchen Umfang, als das Waisenhaus und die damit verbundenen Institute, entstehen lassen, welche noch nach Jahrhunderten Bewunderung verdienen werden. Was wären sie, wenn immer Männer von einer solchen Thätigkeit als Franke, die Direktion desselben verwaltet hätten. Allein leider fieng nach Frankens Tode diese Anstalt merklich zu sinken an, indem wenige von den folgenden Direkteren Frankens Geist und Thätigkeit hatten. Auch schienen sie es zu vergessen, daß man mit dem Zeitalter worin man lebt, gleichen Schritt halten müssen. Es fanden sich viele nach und nach ein, die unter dem Schein der Frömmigkeit sich bei den Direkteren Zutrauen zu erwerben wußten, und sich dann Betrügereien von der gröbsten Art zu Schulden kommen ließen. Wie viel das Waisenhaus durch solche Betrüger verloren hat, mag es vielleicht selbst nicht wissen. Viele Abentheurer nahmen zu dem Waisenhaus ihre

Zuflucht, und fanden unter der Maske der Frömmigkeit, auf dieser Anstalt reichlich ihr Brod. Doch gegenwärtig kann man der Anstalt diesen Vorwurf nicht machen. Die drei gegenwärtigen Direktoren, Schulze, Knapp und Niemeyer, sind Männer von bekannter Gelehrsamkeit, Thätigkeit und unermüdeten Eifer, das Beste des Waisenhauses und Pädagogiums zu befördern. Die neuen Einrichtungen und Verbesserungen, die sie getroffen, sprechen zu laut für sie, als daß ich nöthig hätte, zu ihrem Lobe noch etwas hinzu zu fügen. Unter Niemeyers Aufsicht erhebt sich das Pädagogium aus seinem Staub hervor, und befindet sich durch dessen Thätigkeit wieder in dem blühendsten Flor.

Nun noch ein paar Worte von den noch übrigen Lebensumständen des großen Stifters. Er verheirathete sich den 4. Junius 1694 mit Anne Magdalene, Otto Heinrich von Wurm, Erbherrn auf Hopperode, auch Wiederkaufs in Haberau der Gräflich-Hohensteinischen Güter und Gerichte, kleinen Furra und Morbach, hinterlassenen Fräulein Tochter. Sie war drei und dreißig Jahr seine treue Gattin und Gehülfin. Er zeugte mit ihr zwei Söhne und eine Tochter. Der eine Sohn August Gottlieb starb in zarter Jugend; der andere August Gotthilf, ward zuletzt Doktor der Theologie, Professor der Theologie, wie auch Consistorialrath, Inspektor des Saalkreises und Archidiakonus bei der Marienkirche, nach seines Vaters Tode, Direktor des Waisenhauses und Pädagogiums. Er starb 1769 im 72. Jahr, die Tochter war Johanna Sophia Anastasia, welche sich mit ihrem Vetter, Johann Anastasius Freylinghausen, Pastor zu St.

Ulrich in Halle und Direktor des Pädagogiums und Waisenhauses zu Glaucha verlaßt.

Franke ward am 6 December 1713 zum Pastor der Ulrichsgemeine erwählt, und auf seine Vorstellung ihm der Pastor Zierlingshausen, als Pastor adjunctus substituirt. In diesem neuen Amt suchte er ebenfalls mit Nutzen zu arbeiten, wie er dies drei und zwanzig Jahr lang bei seiner glauchaischen Gemeine gethan hatte.

In seinem drei und sechzigsten Jahr blieben die bei ihm sonst gewöhnlichen Nachtschweiße aus, und es stellte sich nach und nach die Diarrhöe ein. Im November 1726 erfolgte eine Lähmung an der linken Hand, die Diarrhöe verlor sich nach und nach, und wurde sechs Monate lang nicht weiter verspürt. Franke erholte sich jetzt wieder, konnte auch leichte Arbeiten verrichten, obgleich eine merkliche Schwachheit zurück blieb, und die gelähmte Hand nicht wieder hergestellt werden konnte. Doch den 25. Mai 1727 fand sich nicht blos die Diarrhöe wieder ein, sondern es kamen auch noch andere schmerzhafte Hämorrhoidalzufälle dazu, welche mit einer fieberhaften Hitze verbunden waren. Bei solchen bedenklichen Umständen wurden nicht blos die drei Aerzte des Waisenhauses Dr. Richter, Dr. Junker, Dr. Becker um Rath gefragt, sondern diese berathschlagten sich noch gemeinschaftlich mit dem damaligen Hofrath Hofmann, und Prof. Coschwitz. Am siebenten Tag brach das rothe Friesel am ganzen Leibe heraus, an welchem er den funfzehnten Tag — am 8. Junius 1727 — Abends gegen zehn Uhr auf eine ganz sanfte und fast unmerkliche Weise entschlief. Er

brachte sein thätiges Leben auf vier und sechzig Jahr, zwei Monat und drei Wochen.

Wir ist kein älteres Denkmal bekannt, das man diesem würdigen Mann errichtet hätte, so sehr er es auch verdient. Daher will ich blos das anführen, was 1788 das Pädagogium auf dem Platz der gemeinschaftlichen Jugendfreuden dem Stifter desselben errichtet hat. Auf einem sechs Fuß hohen Piedestal ruht eine einfache Urne, deren Obertheil das Sinnbild der Ewigkeit umwindet. Das Ganze ist vierzehn Fuß hoch. Auf der Vorderseite der Urne liest man in einem daran herabhangenden Medaillon die Worte:

Franken
dem Stifter

In der vordern Tafel des Piedestals:

Dank
und
Verehrung

Auf der gegen das Schulgebäude gekehrten Tafel desselben steht die Inschrift:

Er
hat Gutes gethan
und ist
nicht müde geworden

Auf der entgegenstehenden:

Er
erndtet
ohne Aufhören

Auf der Tafel an der Rückseite des Monuments:

Ihm
errichtet das Denkmal
im fünf und siebzigsten Stiftungsjahr
das
Pädagogium
1788

Bibliothek Berlin

So wie an der Urne:

Geboren
1663
Gestorben
1727.

Verzeichnis

der

Verlagsbücher

welche

bei Karl Gottlieb Hofmann

Buchhändler in Chemnitz

zu haben ſind.

Bis zur Michaelmeſſe 1795.

A B C Buch, ökonomisches, oder kurze Anleitung, wie ein Haus- und Landwirth besonders in den Churfürstl. Sächsl. Aemtern Chemnitz und Stollberg und angränzenden Orten seine Wirthschaft in einigen Jahren beträchtlich verbessern und seine Einkünfte vermehren kann. Auf das Jahr 1794. 8. 2 gr.

Dasselbe a. d. J. 1795. 8. 3 gr.

Acontii, J. Tridentini ad Joan. Wolfium Tigurinum epistola de ratione edendorum librorum nunc primum separatim edita. 8. 791. 10 gr.

Almanach der Revolutions-Opfer a. d. J. 794. 12. gebunden mit 15 Kupfern. Zu den heruntergesetzten Preis 12 gr.

Derselbe a. d. J. 795. mit 20 Kupfern. 12 gr.

Auch wird eben dieser Almanach noch unter dem besondern Titel verkauft:

Geschichte einiger merkwürdigen Revolutions-Opfer. 2 Theile, mit 35 Kupfern 1 thlr.

Almanach der Revolutions-Charaktere a. d. J. 1796. herausgegeben von dem geheimen Hofrath Girtanner. 8. mit 14 Kupfern von Küffnern und Riepenhausen, mit einem bunten Kupferumschlage und brochirt 1 thlr. 8 gr.

Am

Am Ende, M. T. G. Lehrbuch der christlichen Religion zum akademischen Unterricht der Jugend. Zweyte umgearbeitete und verbesserte Auflage. 8. 1 9.. 10 gr.

— — — — christliche Glaubens- Buß- und Tugendübungen, oder Betrachtungen und Gebete für Christen bey der Beicht- und Abendmahlshandlung. Neue Auflage. 8. 1793. Netto 4 gr.

Apologie der Apokalypse wider falschen Tadel und falsches Lob. 8. 1r Theil. 780. 12 gr.

Ej. 2r Theil. 781. 10 gr.

Ej. 3r Theil. 782. 12 gr.

Ej. 4r Theil. 783. 10 gr.

Barnabas, oder Versuch über das Leiden der Menschen und den Trost der Christen. 8. 775. 3 gr.

Beckmanns, J. G. gegründete Versuche und Erfahrungen von der zu unsern Zeiten höchst nöthigen Holzsaat. 1r Theil, 5te Auflage. 8. 787. 16 gr.

Desselben Anweisung zu einer pfleglichen Forstwirthschaft als 2r Theil der Holzsaat. 3te Auflage. 4 784. 16 gr.

Desselben Beyträge zur Verbesserung der Forstwissenschaft als 3r Theil der Holzsaat. 2te Auflage. 4. 769. 1 thlr.

Beyträge, vermischte, zur Theologie, Kritik und Historie. 2 Theile. 8. 777 u. 778 12 gr.

Bücke

Blicke in die Theorie und Praxis der jetzigen Arzneywissenschaft, als Einleitung zu einer Abhandlung über das Blutlassen, von M. D. 8. 792. 5 gr.

Böhle, M. F. C. Christenthum und Patriotismus, oder der Christ in seinem Gottesdienste, im Staate und in Gesellschaften. In drey Predigten. gr. 8. 793. 3 gr.

Desselben frohe Aussichten auf ein gesundes, ruhiges und glückliches Alter. Zur Beherzigung für Jünglinge und Eltern. gr. 8. 795. 3 gr.

Calender, immerwährender, für Eheleute und Eheluſtige. 12. 793. brochirt. 16 gr.

Conradi, G. C. Auswahl aus dem Tagebuche eines praktischen Arztes. gr. 8. 794. 8 gr.

Eleonore, Königin von Frankreich, oder Geschichte des zweyten Kreuzzugs, dialogisirt. 1r Th. 8. 791. 20 gr.

Derselben 2r Theil. 8. 792. 1 thl. 4 gr.

Emmert, J. H. Theatre ou choix de drames aisés pour faciliter l'étude de la langue françoise. 1r Theil. 8. 792 1 thlr.

Ej. 2r Theil. 8. 795. 1 thlr.

Ephemeriden, medicinische, nebst einer medicinischen Topographie der Grafschaft Ravensberg. 8. 793. 18 gr.

Fischers,

Fiſchers, H. A. Schreiben an ſeine lieben Landsleute, die wegen ihres Fleiſſes, auſſerordentlichen Treue gegen ihre hohe Landesobrigkeit, auch wegen ihres guten Umgangs und Betragens, ſo gar von Auswärtigen hochgeſchätzten Bauern in Sachſen, den Ackerbau und die Viehzucht betreffend. 8. 763. 6 gr.

Deſſelben zufällige Gedanken von der Möglichkeit und Nothwendigkeit der Wohlfeilheit, ohne welche alle gute Abſichten in Emporbringung eines Landes nimmermehr erreicht werden können. 8. 763. 8 gr.

Fluch, der, des Ehebettes, eine dramatiſirte Rittergeſchichte aus den Zeiten des heimlichen Gerichts von E. 8. 794. 10 gr.

Freudentheil, G. N. commentatio de codice ſacro more in reliquis antiquitatis libris ſolemni ingenue interpretando; adjectis difficultatibus Novo Teſtamento propriis, quam in concertatione ordinum Academiae Georgiae Auguſtae die 1v Jun. 1791. ordo theologorum venerabilis ad palmam proxime accedere judicavit. 8 maj. 791. 7 gr.

Gallerie aller merkwürdigen Menſchen, die in der Welt gelebt haben. 1s Heft, Peter der Groſſe. 2s Heft, Thomas Aniello. 3s Heft, Alexander Pope. 4s Heft, Chriſtine, Königin von Schweden. 5s Heft, Ninon von

Lenc'os.

Leveles, mit Portraits. gr. 8. und brochirt. 792. jedes Heft 8 gr.

Gedanken von der Erfindung des Bergwerks zu Freyberg. 8. 792. 2 gr.

— — freymüthige, an den Verfaſſer der freymüthigen Betrachtungen und ehrerbietigen Vorſtellungen über die neuen preußiſchen Verordnungen in geiſtlichen Sachen, 8. 1792. 10 gr.

Geiſel, die. Ein kritiſch polemiſches Journal; worinnen unbillige Recenſenten abgefertiget, gefährliche und verführeriſche Schriften widerlegt, und ſchlechte gründlich getadelt werden. 4 Stücke. 8. 787 u. 88. 1 thlr.

Geiſt, Sitten und Charakter der Weiber in den verſchiedenen Zeitaltern. Ein Fragment aus den Papieren eines Menſchenkenners. 8. 793. 14 gr.

Geſchichte der Frau von F... geborne von D... 8. 1774. 8 gr.

— — thüringiſche. Aus den Handſchriften D. C. Sagittarius gezogen. 8. 1772. 1 thl. 4 gr.

— — der Aſtronomie von den älteſten bis auf gegenwärtige Zeiten, in 2 Bänden. 1r Band, enthält die Geſchichte der Aſtronomie bis zu Ende des 17 Jahrhunderts. gr. 8. 792. 1 thlr. 12 gr.

— — getreue und zuſammenhängende, der franzöſiſchen Revolution für Leſer aus den gemeinen

meinen Ständen. 3 Theile. 794 und 795. jeder Theil 8 gr. 1 thl.

Geschichte der Verschwörung des Maximilian Robespierre. Aus dem Französischen. gr. 8. 795. brochirt. 18 gr.

Gretens, D. C. G. Entwurf der Forstwissenschaft, besonders in Absicht der Tangelwaldungen. 8. 1795. 12 gr.

Grotius, Hugo, sechs Bücher von der Wahrheit der christlichen Religion, mit dessen Anmerkungen aus dem Lateinischen übersetzt, nebst noch einigen andern Anmerkungen begleitet von M. C. D. Hehl. 4. 768. 1 thl. 8 gr.

Gustav der Dritte, König von Schweden. 2 Th. 8. 793. mit 2 Kupfern. 2 thl.

Hageri, M. J. G. preces sacrae, quibus schola Chemnicensis quotidie utitur. 8. 749. 1 gr.

Helwigs, C. C. von, vermehrter, auf 100 Jahre gestellter Haus-Calender, darinne zu finden, wie jeder Hausvater nach der sieben Planeten Influenz judiciren, und sein Hauswesen darnach einrichten könne. 8. 770. 3 gr.

Desselben Anhang hierzu. 8. 770. 4 gr.

Hirngespinst, das grosse, des christlichen Europa, in Ansehung der in unsern Tagen zu bewirkenden Religionsvereinigung. 8. 785. 2 gr.

Hofmanni, D. E. G. Monita de officiis miniſtri eccleſiae circa aegrotos et moribundos. 8. 775. 2 gr.
Ejusd. methodus catechetica. 8. 776. 3 gr.
Homeri Ilias graece et latine ad praeſtantiſſimas editiones accuratiſſime expreſſa, opera M. I. G. Hageri. Vol. I. 8. 778. 14 gr.
Ej. Vol. II. 8. 781. 14 gr.
Ej. Odyſſea. Vol. I. 8. 784. 16 gr.
— — — Vol. II. 8. 785. 20 gr.

Kämpfs, J. Handbuch zur praktiſchen Arzneykunde nach der neueſten und vermehrten Ausgabe von D. K. G. Th. Kertum, nun aus dem Lateiniſchen überſetzt u. mit Zuſätzen verſehen durch D. F. G. Dürr. 8. 95. 1 thl. 8 gr.
Klenſch, J. F. vom Gegenbuche. Ein Beytrag zur Sächſiſchen Bergwerkegeſchichte. 8. 780. 4 gr.
— — Sammlung vermiſchter Nachrichten zur Sächſiſchen Geſchichte. 12 Theile. 8. 1767 — 777. 5 thlr.
— — Urſprung der Bergwerke in Sachſen, aus der Geſchichte mittlerer Zeiten unterſucht. 8. 764 12 gr.
Kühns, K. G. Magazin für die Arzneymittellehre. Aus verſchiedenen Sprachen überſetzt. 1 B. 1 Stück. 8. 794. 16 gr.

Langenk,

Langens, M. C. G. auserlesene Psalmen und Lieder der neuesten und besten Dichter. 3te Auflage. 8. 794. 4 gr.

Desselben Auszug aus den symbolischen Büchern der evangelisch-lutherischen Kirche. 8. 774. 10 gr.

— — Sammlung der gründlichsten und besten Erläuterungen der heil. Schrift aus den vornehmsten Reisebeschreibungen. 2te Aufl. 8. 783. 12 gr.

Lellingii, I. Th. observationes in vaticinia Jonae et Nahumi. 8 maj. 780. 6 gr.

Ej. Baritus. 8. 3 gr.

Lexicon, musikalisches, worinne eine nützliche Anleitung und gründlicher Begrif von der Musik enthalten, die termini technici erklärt, und die vornehmsten Musici beschrieben sind. 8. 8 gr.

Ludwig XVI. vor Deutschlands Richterstuhl, oder Gemälde aller Greuel und Mishandlungen, die dieser unglückliche König erduldet hat. gr. 8. 793. 8 gr.

Magazin natürlicher, ökonomischer und curiöser Künste. 1te Samml. 8. 793. 4 gr.

Materialien zur Geschichte des Bauernkrieges in Franken, Schwaben, Thüringen ꝛc. im Jahr 1525. 1te Samml. 8. 792. 4 gr.

Desselben 2te und 3te Sammlung 8. 794. jede 5 gr.

Maximen,

Maximen, weise, aus den Werken des Philosophen von Sans-Souci, für alle Menschen, überaus lehrreich und nützlich. A. d. Franz. 8. 787 16 gr.

Mehligs, M. J. M. historisches Kirchen- und Ketzerlexikon, aus den besten Schriftstellern zusammengetragen. 2 Theile. 8. 1 thl. 16 gr.

Desselben, das erste schlimmste Buch: oder historisch-kritische Abhandlung von der Religionslästerlichen Schrift: de tribus impostoribus. 8. 3 gr.

— — prüfende Anmerkungen über D. Tellers Lehrbuch des christlichen Glaubens, in 4 Theilen. 8. 764. 16 gr.

— — kurzgefaßte Kirchengeschichte alten und neuen Testaments. Nebst beygefügten Zeitrechnungstabellen. 8. 767. 14 gr.

Meusels, I. G. historisch-litterarisch-bibliographisches Magazin. V. u. VI. Stück. gr. 8. 792. jedes Stück 12 gr. 1 thl.

— — VII. u. VIII. Stück. 794. 1 thl. 6 gr.

Morus, D. vom Nachdenken über freygelassene Handlungen. Nach Anleitung des vierzehnten Kapitels, in dem Briefe Pauli an die Römer. Aus dem Lateinischen übersetzt von Göpfert. 8. 788. 4 gr.

Ordnung des Heils. 8. 1 gr.

Pantheon der Deutschen. Erster Theil. D. Martin Luther und Friedrich II. König von Preussen. Mit 16 Kupfern. gr. 8. 794. 3 thl.

Nütze,

Rätze, J. G. Betrachtungen über die Kantische Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, nebst einer Abhandlung über den Skeptizismus überhaupt und über den Kantischen Skeptizismus insbesondere. gr. 8. 794. 16 gr.

Desselben Beilage zu Kants Kritik der praktischen Vernunft. gr. 8. 794. 10 gr.

Rams, M. J. P. die vor Gottes Augen schöne Jugend, wie sie sowohl zu würdigen Gebrauch des heil. Abendmahls vorbereitet, als auch zum wahren Glauben, christlichen Leben und seeligen Sterben angeführt wird. 8. 4 gr.

Resident, der. Ein Roman. 2 Theile. 8. 791. 1 thl. 12 gr.

Rockenphilosophie, die gestriegelte, oder Untersuchung derer von vielen superklugen Weibern hochgehaltenen Aberglauben. 5te Aufl. 8. 759. 20 gr.

Röllers Abhandlung von der Sünde wider den heiligen Geist. 8. 784. 3 gr.

Schlegels, D. J. C. T. Uebersicht der neuesten medicinischen Litteratur. 1n Bds. 1s u. 2s Stück. 8. 795. jedes Stück 12 gr. 1 thl.

Schmolkens, Benj. Gotta heiligte Betrachtungen am Sabbath, zur Erweckung der Andacht in der Stille zu Zion. 5te Auflage. 8. 1 thl. 1 gr.

Schmol-

Schmelke, B. Der mit rechtschaffenem Herzen zu seinem Jesu sich nahende Sünder, in auserlesenen Buß- Beicht- und Kommunion-Andachten ꝛc. Neue Auflage. 1794. Netto 2 gr. 6 pf.

Schneiders, L. E. chirurgische Geschichte mit theoretischen und praktischen Anmerkungen. 1r und 2r Theil. 8. jeder 6 gr. 12 gr.

Desselben 3r Theil. 8 gr.

— — 4r u 5r Th. jeder 10 gr. 20 gr.

— — 6r Theil. 8 gr.

— — 7r bis 10 Theil. jeder 6 gr. 1 thl.

— — 11r Theil. 8 gr.

— — 12r Theil. 6 gr.

Schreberi, M. I. D. lineae doctrinae fidei. h. e. articuli theologiae theticae, ut ex compendio Hutteriano facilius, a discentibus capiantur, certis jullae paediae lineis adumbrati. 8. 7 gr.

Schulmeister, der, wie er berufen wird, und nach seinen Verhältnissen gegen die Kirche, der Schule, den Pfarrer und die Gemeine. 8. 779. 5 gr.

Schusters, D. G. Schola Salernitana, oder salernitanische Schule, die Gesundheit zu erhalten, in deutsche Verse übersetzt, nebst noch einigen medicinischen Rathschlägen. 8. 750. 6 gr.

Desselben

Desselben medicinisch = chemisches Lexikon, praktisch nach den neuesten Grundsätzen der Arzneykunst abgefaßt. 8. 756. 18 gr.

— — vernünftige, naturmäßige und in der Erfahrung gegründete Methode, die meisten Krankheiten des menschlichen Leibes bald, sicher und auf eine angenehme Art zu heilen. 2 Theile. 4. 1 thl. 16 gr.

Schwarz, J. W. Versuch einer Geschichte von der Entstehung und Feyer der Sonn= Fest = und Feyertage der Christen. 792. 3 gr.

Soden, Julius Reichsgraf von, Aurore oder das Kind der Hölle. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen, mit Kupfern. gr. 8. 795. brochirt. 1 thl.

Strauffenberg, Casper von, eine Sage aus den grauenvollen Zeiten der Vorwelt. Dramatisirt. 2 Theile. 8. 95. 1 thl. 4 gr.

Tabelle, statistische. Woraus, die aus den glaubwürdigsten und neuesten Nachrichten entnommene geographische Größe, Volkszahl, Bevölkerung, die Staatseinkünfte und Ausgaben, Staatsschulden, und den Kriegszustand der vorzüglichsten europäischen Staaten, ferner der Türkey und den Nordamerikanischen Freystaaten, desgleichen der statistisch berechnete ohngefehre Werth jedes einzel=

einzelnen Mannes in diesen Ländern auf ein mal zu übersehen ist. Kpl. 791. 2 gr.

Thoemickern, I. D. advocatus prudens in foro civili, tam primae quam secundae instantiae. 4. 21 gr.

Unterhaltungen, christliche, vom und beym Donnerwetter, in Betrachtungen, Gebeten und Liedern. 8. 6 gr.

Untersuchung derjenigen Krankheiten neugeborner Kinder, welche eine chirurgische Behandlung erfodern, und der dabey anwendbaren Arzneymittel und Operationen. 8. 794. 8 gr.

Urtheil, gründlich freymüthiges, über die Begebenheiten des Freyherrn von Mortezini. 8. 782. 5 gr.

Versuch einer Churfächsischen Münzgeschichte. 2 Theile. gr. 8. 780. 1 Rbl. 18 gr.

Von der Nichtigkeit des Pabstthums, von M. H. 783. 8 gr.

Wegners, M. J. G. Anweisung zu gesunden Urtheilen über die Reformation und den Zustand der evangelisch-lutherischen Kirche in 3 Büchern. 8. 771. 14 gr.

Waldau, G. E. thesaurus bio- et bibliographicus, praelatus est I. G. Meusel. 8. 792. 20 gr.

Walpurgers,

Walpurgers, J. G. cosmotheologische Betrachtungen der Wunder und Wahrheiten im Reiche der Natur und Gnaden ꝛc. schrift- und vernunftmäßig ausgeführt. 4 Theile. 4. 4 thl. 20 gr.

— — Der große Gott im Kleinen, auf eine seiner Majestät anständige Weise, an den edlen Geschöpfen der Bienen vorgestellt. 8. 16 gr.

Webers, M. J. A. Einleitung in die Historie der lateinischen Sprache, in chronologischer Ordnung vorgetragen. 8. 16 gr.

Wielands, C. C. Versuch einer Geschichte des deutschen Staatsinteresse. 1r Theil. 8. 791. 1 thl. 8 gr.

— — 2r Theil. 8. 792. 1 thl. 12 gr.

— — 3r Theil. 8. 794. 1 thl. 12 gr.

Ej. Opuscula academica aucta passim et emendata. Fasicul. I. 8. 790. 10 gr.

Wilhelm und Julie, ein Roman für Jünglinge und Mädchen, als Beytrag zur Menschenkenntnis. 8. 792. 5 gr.

Wörterbuch, bergmannisches, worinne die deutschen Benennungen erklärt, und zugleich die in Schriftstellern befindlichen lateinischen und französischen, angezeigt werden. gr. 8. 779. 1 thl. 4 gr.

Porträts.

Christine, Königin von Schweden, von Tremlitz 4 gr.

Friedrich II. König von Preußen, von Verhelst, in 8. 8 gr.

Derselbe in 4t. ganz saubere Abdrücke 16 gr.

Gustav III. 4 gr.

Luther, von Belt 8 gr.

Ninon von Lenclos, von Tremlitz 4 gr.

Peter der Große, von Verhelst 8 gr.

Alexander Pope, von Arndt 4 gr.

Thomas Aniello, von Arndt 4 gr.

Ankündigung
eines
Gesangbuchs für Stadt- und Landschulen
nach den Bedürfnissen unserer Zeit.
Nebst einem Anhange für Landschullehrer, Seminaristen und Chorschüler.

Man fordert mit Recht von der Religion, daß sie die Begleiterin und Freundin des Menschen auf seinem Lebenswege seyn soll. Man klagt aber auch sehr, daß die ächte Liebe für Sie, besonders unter den gebildetern Ständen und in Schulen, mehr ab- als zunehme. Wie kommt es, daß die obige Forderung so wenig erfüllt wird? Wie kommt es, daß die letztere Klage so viel Wahrscheinlichkeit für sich hat? Vielleicht theils daher, weil man die Religion noch nicht glücklich genug zur Jugendfreundin des Menschen zu machen suchte; vielleicht auch theils daher, weil man, um sie dazu machen zu können, nicht immer hinlänglich bedachte, daß eine Freundin, die uns begleiten soll, doch mit uns gleichen Schritt halten müsse; vielleicht auch wohl theils daher mit, weil bey so manchen Gelegenheiten, wo das Herz offen war, und Religion durch Gesang recht gut befördert werden konnte und sollte, so gar vieles gesungen wurde, was, um es gelinde zu sagen, weder Religion enthielt, noch sie befördern konnte. Aber blicken wir auf die wenigen Erbauungsbücher für die Jugend, einige wenige ausgenommen, wie weit ist da die Religion noch hinter unserm Zeitalter, wie weit folglich hinter allen denen zurück, die sie in demselben begleiten sollte! Wie wenig kann sie in diesem

Ge-

Gewande lieb gewonnen, wie schwer so unsere Freundin werden! Und doch ist die Erste Erziehung der Jugend zur Religion, die Handhabe der Veredlung der Menschheit!!! Diese Betrachtungen bewogen uns seit mehrern Jahren ein ganz neues Gesangbuch nach Kirchenmelodien, nicht zu sammlen, sondern auszuarbeiten, und es mit einem Anhange zu versehen, in welchem wir gesucht haben, Materialien für Landschullehrer, Seminaristen und Chorschüler zu liefern, welche das verdrängen helfen soll, was bisher nicht zur Ehre der Religion, oft nicht einmal der gesunden Vernunft, bey Hochzeiten ꝛc. gesungen worden ist.

Im May 1795.

M. T. L. Kämpfe,

Katechet an der St. Salv. Kirche zu Gera, u. d. Königl. Instituts der Moral u. schönen Wissensch. auf d. Fr. Alex. Univers. ordentl. Mitgl.

und

M. J. C. F. Wokenius,

Diakonus zu Ilmenau und Pfarrer zu Mönchpfiffel im Thüringischen.

Ich habe den Verlag dieses zweckmäßigen

Gesangbuchs für Stadt- und Landschulen ꝛc.

übernommen, und wünsche um der guten Sache willen, daß dieses Unternehmen die Aufmerksamkeit unserer Landesväter und derer, die es vermögen, etwas für die gute Sache zu thun, erregen möge. Soll dieses Gesangbuch nicht, gleich einem andern Buche, einen hohen Preis erhalten, so muß die Auflage ausserordentlich groß gemacht werden. Dieß auf Geradewohl zu thun, möchte nicht vortheilhaft für mich

seyn

seyn. Was einem unmöglich ist, fällt vielen nicht schwer. Schon manches gemeinnützige Unternehmen fand besondre Unterstützung, ich hoffe also, daß dieses so wichtige, auf Beförderung ächten Religionssinnes abzweckende Unternehmen, nicht hiervon ausgeschlossen seyn werde! Ich möchte gerne dieses Gesanabuch, das grösstentheils in die Hände wenig Bemittelter kommen wird, recht wohlfeil liefern. Ich fordre, im Vertrauen auf die gute Sache, alle diejenigen auf, von denen es abhängt in allgemeinen oder Privat-Schulen, in Schulen auf dem Lande oder in der Stadt, oder wo sie sind, ein solches nützliches Buch einzuführen, eine Anzahl zu nehmen. Ich suche keine Vorausbezahlung, sondern das Wort eines ehrlichen Mannes: „So viel Exemplare nehme ich, wenn es fertig ist," ist hinreichend. Ich verspreche dann den Preis so zu machen, daß man mir das Zeugniß geben soll: ich habe auch als ehrlicher Mann gehandelt. Das Ganze wird ohngefähr ein Alphabet werden. Druck und Papier, sollen ohne ins Kostbare zu fallen, weiß, gut und stark seyn. Eine schöne allegorische Vignette wird es zieren. Auch werden, dem Anhange besonders, einige nöthige neue und schöne, zum Theil nicht sehr bekannte Chormelodien, beygefügt werden. Um das Publikum mit dem Ganzen etwas näher bekannt zu machen, füge ich den Plan und die Proben bey, so mir die Herren Verfasser vorlegten, und welche mich zur Uebernahme bestimmt haben. Sobald ich in etwas die Auflage bestimmen kann, wird mit dem Drucke angefangen.

Leipzig, im Juny 1795.

Heinrich Gräff.

Plan.

Plan.

Christliche Glaubenslehre.

I. Von Gott.
Gottes Daseyn;
Gott als Schöpfer, Erhalter, Regierer, Gesetzgeber und Herr.
Gottes Vorsehung.

II. Vom Menschen und seinen Vorzügen.
Sündhafter Zustand des Menschen.
Veränderlichkeit und Unbeständigkeit im Guten.

III. Von Christo.
Erlöser durch Lehre und Tugend.
— — durch Leiden und Tod.

IV. Von den Gaben und Wirkungen des heil. Geistes.
Theilnahme an der Erlösung Jesu Christi durch den Glauben und gute Werke.
Vergebung der Sünden.
Christliche Tugendmittel.
Gebet, Wort Gottes, Taufe, Abendmahl,
Wege der Vorsehung.

V. Von den letzten Dingen.
Zustand des Menschen nach diesem Leben.
Tod, Gericht, Auferstehung, Ewigkeit.

Christliche Sittenlehre.

I. Dankbare Liebe zu Gott, für Geburt, Erziehung, Talent und Bildung,
den Freudengenuß des Lebens überhaupt,
die Freuden des jugendlichen Lebens, und jugendliche Glückseligkeit insbesondere,
die Freuden des geselligen Umgangs,
die Freuden der Natur in den vier Jahreszeiten,
die sich offenbahrende Güte und Weisheit Gottes in der thierischen Schöpfung.
Lob Gottes am Morgen — am Abend.

II. Wohlgeordnete Selbstliebe.
Sorge für die Seele.
Zweck des jugendlichen Lebens.
Rechte Anwendung desselben.
Zweck christlicher Schulanstalten.
Verbindung der Schulwissenschaften mit der Religion.
Anfang — Schluß der Schule.
Schulprüfung. Schulstrafen.
Selbsterkenntniß und reuiges Gefühl begangener Fehler.
Beichtlieder.
Streben nach Tugend und gutem Gewissen.
Unschuld und Reinigkeit des Herzens.
Sorge für den Leib und äussern Wohlstand.
Schonung und Erhaltung der Gesundheit.
Ordnung und Reinlichkeit.
Sittsamkeit und Keuschheit.
Fleiß und Arbeitsamkeit.
Ermunterung zum Fleiße.
Streben gegen falsche Geschäftigkeit.
Streben nach wahrer Ehre.
Vermeidung der Fehler bey diesem Streben.
Mäßigkeit im Vergnügen.
Wider Zerstreuungssucht
Wider Verschwendung der Zeit.
Kluge Wahl des Umgangs.
Umgang mit Edeln und Rechtschaffnen.
Warnung vor Verführung und Modesucht
III. Allgemeine christliche Bruder, Schwester, und Nächstenliebe.
Allgemeine Fürbitte.
Beschaffenheit der Liebe gegen andre.
Gerechtigkeit und Billigkeit.
Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit.
Treue und Verschwiegenheit.
Sanftmuth und Friedfertigkeit.
Eintracht im Umgange mit Mitschülern. Bey Einführung neuer Mitschüler.
Demuth, Bescheidenheit, Höflichkeit.
Achtung gegen das Alter.

Dank-

Dankbarkeit gegen Aeltern.
— — — Lehrer.
— — — Gönner.
Pflichten gegen Vormünder.
Gefälligkeit, Dienstfertigkeit.
Mitleid, Barmherzigkeit.
Jugendliche Freundschaft.
Pflichten gegen niedre und dienende Stände.
Pflichten gegen Thiere.

Anhang

für

Landschullehrer, Seminaristen und Chorschüler.

I. Bey Geburtstagen überhaupt.
bey alten Personen; eines Vaters; einer Mutter, eines Lehrers; Kindes Freundes; nach der glücklichen Niederkunft einer Wöchnerin; eines Fürsten.

II. Bey Taufen. Vor und nach der Taufe. Bey Taufmahlzeiten.

III. Bey Trauungen und Hochzeitmahlen.

IV. Bey Begräbnissen.
Eines Vaters, einer Mutter, eines Lehrers, eines Mitschülers, eines Gatten, einer Gattin, alter Personen, einer Wöchnerin, eines Jünglings, eines Kindes.

V. Beym Abzuge von der Schule auf Universitäten, oder ins geschäftige Leben.

Probe

aus dem

Gesangbuche

für

Stadt- und Land-Schulen,

nach den Bedürfnissen unserer Zeit.

Nebst einem Anhange

für

Landschullehrer, Seminaristen und Chorschüler.

Von

M. T. L. Kämpfe,

Katechet an der St. Salv. Kirche zu Gera, und des Königl. Instituts für die Moral u. schönen Wissensch. auf der Fr. Alex. Universit. ordentl. Mitgl.

und

M. J. C. F. Wokenius,

Diakonus zu Arnstadt und Pfarrer zu Mönchpfiffel im Thüringischen.

I. Abtheilung.

Christliche Glaubenslehre.

II. Abschnitt.

Sündhafter Zustand des Menschen.

Veränderlichkeit und Unbeständigkeit im Guten.

Mel. Wie schön leuchtet der Morgenstern ꝛc.

1. O Vater, unveränderlich und selig preißt der Himmel dich, und ich auch hier auf Erden! Doch meine Unbeständigkeit ist Quelle von so manchem Leid, laß mich dir ähnlich werden! O dann müssen Seligkeiten Himmelsfreuden von der Tugend, mir auch werden in der Jugend.

2. Zeig mir der Tugend Angesicht, wie sie des Elends Fesseln bricht, zum Engel Menschen adelt; sie würdig macht, vor dir zu stehn, hier, hier schon mit dir umzugehn, wie sie als Freundin tadelt, was die Würde niederdrücket die mich schmücket, wie zum Heile sie mir einzig Rath ertheile.

3. Dann heilige mein Herz durch sie, daß ich aus falscher Absicht nie ihr Schüler möge werden! Nicht Menschenbeyfall sey mein Ziel, nicht meiner Leidenschaften Spiel, nicht Schätze dieser Erden! Nein, weil du mirs selbst geheißen, sie zu preisen durch mein Leben, und mir Kraft dazu gegeben.

4. An jedem Tag entdeckst du mir dann immer neuen Reiz an ihr, werth meiner ganzen Liebe; sie selbst so edel und so gut, wird meine Hoffnung, schafft mir Muth, reizt himmlisch meine Triebe, jedes Opfer gern zu bringen, zu erringen höhre Schätze, dran ich mich vor dir ergötze.

5. Wenn meiner Brüder Urtheil irrt, ins Bundgemisch der Welt verwirrt, dann bist auf meinem Pfade, mein Gott, mein Vater, du mein Licht, kein schimmernd

Blend-

Blendwerk täuscht mich nicht, mein Herz, voll deiner Gnade, acht auf goldnen Weges Mitte, veste Schritte, kann sich genügen. Irrthum darf es nicht besiegen.

6. Und, daß kein täuschend Selbstgefühl verrücke meines Laufes Ziel, wann' mich durch öftres Prüfen! dann zeige mir, so wie ich bin, Verlust zum Schmerz, zum Muth Gewinn, all meines Herzens Tiefen! Gott, dann lern ich: richtig sehen, vester gehen, Wanken meiden! Vestigkeit schaffe Seligkeiten. K.

IV. Abschnitt.

Christliches Tugendmittel.

Das heilige Abendmahl

Mel. Seelenbräutigam.

1. Großer Menschenfreund gegen Freund und Feind! Uns zu bessern, zu beglücken, ließest du dich Qualen drücken, zogst von uns, verkannt, doch nicht deine Hand.

2. Wehmuthsvoll beweint hast du, wie ein Freund, die so sich nicht retten ließen, deine Liebe von sich wiesen, eilten rettungslos in des Elends Schoos.

3. Unter allem Schmerz wich dein großes Herz nicht vom Vater, den du ehrtest, noch vom Worte das du lehrtest; du vergaßest dich, um das Heil für mich!

4. Starbst in Seelennoth selbst den Märtyrertod, nicht dein Wort zu widerrufen. Denen, die dir Leiden schufen, flehtest sterbend du Gottvergebung zu.

5. Ich erstaune hier, Herr, mein Heil, vor dir! Vor so hoher Liebe Größe, im Vergleich mit meiner Blöße, schwinden Geist und Sinn voll Gefühl dahin!

6. Auch für meine Ruh starbst voll Liebe du, wollt'st auch mich von Sklavenketten, und vom Sündenelend retten, auch mich glücklich sehn, auch voran mir gehn.

7. Herr, ich seh auf dich, fühl gedrungen mich, dich, so sehr ich kann zu lieben! Ohne dich, was wär' ich blieben? auch du hasts gethan, daß ich lieben kann!

8. Herr, dein Liebestod sey mir Aufgebot, nie der Christen [illegible] zu feyern, ohne Liebe zu erneuern, du liebst in den [illegible] lieb' ist mein Gebot. K.

II. Abtheilung.

Christliche Sittenlehre.

I. Abschnitt.

Dankbare Liebe zu Gott, für die Freuden des jugendlichen Lebens.

Mel. Ehr sey und Ehr dem höchsten Gut ꝛc.

1. Die ganze Schöpfung freuet sich des Schöpfers milder Güte; sie freut sich, o erhebe dich mein jugendlich Gemüthe! O fühle ganz der Freude Ruf! fühls, daß dein Vater Freuden schuf für dich in deiner Blüthe.

2. Gott ist dein Gott und will dein Glück; drum gab er dir dein Leben, und hat mit jedem Augenblick viel Gutes dir gegeben; des Guten Summe zählst du nie, allein, genießen kannst du sie, und ihn dafür erheben.

3. Trink aus den Freudenbecher! trink im Lenz mit frohen Zügen! *) doch merk dabey auf Gottes Wink: Sey mäßig im Vergnügen!! Vergiß die Rechenschaft ja nie, und leite deine Wünsche früh auf Freuden die nicht trügen.

4. Denk, jedem Menschen ist sein Theil des Glücks von Gott beschieden. Beneide nicht den andern, weil er mehr hat, sey zufrieden; doch strebe nach der Weisheit Heil, dann wird auch früh schon dir zu Theil ein gutes Loos hienieden.

---

*)

5. Nun Jugend, sprich: wie, oder wo suchst du des Lebens Freuden? In Lastern ward noch keiner froh da dendte man nur Leiden. Wohnt Tugend früh in deiner Brust: hast du am Schöpfer deine Lust, so findst du diese Freuden!

6. Empfind die Schönheit der Natur. Viel lehrt sie, macht dich weise! kommt früh der Weisheit auf die Spur zu deines Gottes Preise! So kannst du immer fröhlich seyn, dich einst mit Engeln Gottes freun, in ihrem höhern Kreise.

7. Der

*) Prov. Sal. 11. 9.

*) Die durch eine Linie getheilten Singern Lieder, können auch erforderlichen Falls getheilt werden.

7. Der Frühling deiner Lebenszeit ist Quelle vieler Freuden, du darfst an Speise, Trank und Kleid jetzt noch nicht Mangel leiden, dein Fleiß im Lernen, selbst dein Spiel, dein Umgang und dein Kraftgefühl sind Quellen deiner Freuden.

8. O sey recht dankbar! freue dich! freu dich in deiner Jugend! dein muntrer Geist bemühe sich um jede wahre Tugend! Sprich: meines Lebens werth zu seyn will ich der Tugend ganz mich weihn!! schön ist dann deine Jugend! W.

II. Abschnitt.

Christliche wohlgeordnete Selbstliebe.

Bey einer wichtigen öffentlichen Schulstrafe.

Mel. Jesu der du meine Seele ꝛc.

1. Gott, wie glücklich lebt auf Erden man im Dienst der Tugendpflicht! Er hat dann und wann Beschwerden, aber Pein und Quaal doch nicht! nicht des Fehltritts Angst und Schämen, nicht der bittern Reue Grämen, nicht des üblen Nachrufs Gift, Strafe nicht, die Fehler trift.

2. Gott, ach unser Bruder fühlet diesen Seelenfrieden nicht; Reu und Schaam die ihn durchwühlet, beuget tief sein Angesicht! Ach durch falschen Wahn verwirret, hat er sich vom Weg verirret, der, als recht, einst vor ihm stand, wo er diese Dornen fand.

3. Guter Vater, dieß Exempel stellst du uns zur Warnung auf! Auf dem Weg zum Tugendtempel irrt so leichtlich unser Lauf! Darum, laß uns Warnung hören! und sein Unglück muß uns lehren: daß ein Schritt vom rechten Pfad Fall und Reu zur Folge hat.

4. Ach wer weiß, wie oft schon waren, wir, die glauben noch zu stehn, nah dem Abgrund von Gefahren, wo wir unsern Freund jetzt sehn! Ach wir alle irrten, fehlten, wenn wir auch den Fehl verhehlten; darum laß uns gern verzeihn, und auf uns nur achtsam seyn

5. Du,

5. Du, o Vater, du verzeihest, wo nur Reu zur Beßrung ist, du, der du dich herzlich freuest, wenn ein Sünder sich entschließt, wieder um zu dir zu kehren, dich aufs neue zu verehren! nimm dich unser aller an! führ' uns all' auf rechter Bahn! R.

Schulprüfung.

Mel. Wir nach spricht Christus unser u.

1. O Herr, du forderst Rechenschaft, wie wir Talent und Gaben, und, wie wir jede edle Kraft des Geist's verwendet haben, nicht unser, wie es uns oft schien, nein, dein sind sie, uns nur geliehn!

2. Die Rechenschaft, o, fiel sie nicht uns eher aufs Gewissen, als bis wir uns vor dein Gericht zum Urtheil stellen müssen; wie elend würd' es um uns stehn, wenn wir da noch viel Mängel sehn.

3. Nein, weiser in der Beßrungszeit wird Prüfung vorgenommen, und darum sind wir alle heut an diesen Ort gekommen, uns selbst zu kennen, und zu sehn, ob fern, ob nah am Ziel wir stehn?

4. Entfern', o Gott, aus unser Herz in dieser wicht'gen Stunde, die falsche Schaam, und falschen Scherz, und Spott von unserm Munde, bey Fehlern, die ein Freund begieng; bey Warnungen, die er empfieng.

5. Behüte uns, daß nicht zur Pracht wir Wissenschaft blos zeigen, daß uns kein Tadel muthlos mache, das Ziel noch zu erreichen! Schenk uns beym Wachsthum Mäßigung bey Mängeln Schaam zur Beßerung.

*) 6. Wenn Kennern unser Fleiß gefällt, laß nicht in Stolz uns fallen! Was wär das Lob der ganzen Welt, wenn wir dir nicht gefallen! Und ist ein Sieg errungen, nun laß unsre Kraft nicht läßig ruhn!

7. Laß uns hinaus ins weite Feld der Wissenschaften schauen! Wie viel ist da noch unbestellt! Wie viel da noch zu bauen! Dieß reize unsern ganzen Fleiß und Brüdern nützen sey sein Preis.

Am

*) Diese zwey Strophen können auch am Schluß der Schulprüfung gesungen werden.

Am Schluß der Schule.

Mel. Nun danket alle Gott ꝛc.

1. O Gott, der immerdar für Zeit und Ewigkeiten mit Weisheit wirksam war, wir danken dir mit Freuden daß du uns jetzt gelehrt auch Brüdern nützlich seyn! Präg uns, was wir gehört, tief in die Seele ein!

2. Durch weise Thätigkeit auch dir, Gott, ähnlich werden; wie viel Zufriedenheit muß das nicht schon auf Erden und welches Vorgefühl von Himmelswonne seyn, wenn einst der Aerndten viel von unsrer Saat uns freun.

K.

III. Abschnitt.

Christliche Nächstenliebe.

Pflichten gegen die Thiere.

Mel. Was Gott thut das ist wohlgethan ꝛc.

1. Du setztest, Gott, gleich unter mir, in deiner Schöpfung Reihe, das mir so nah verwandte Thier, daß mich sein Dienst erfreue. Wenn ich dafür nun auch dem Thier sein Dienen leichter mache, wär' das so große Sache?

2. Schuf ich das Thier so wundervoll? Fühlt kein Geschöpf von diesen? hab ichs, daß ich es quälen soll? soll ich allein genießen? Und wenn mir iht sein Tod nur nützt, darf ich den Tod erschweren, und seinen Schmerz vermehren?

3. Du hast sie alle so gebaut, daß sie den Schmerz empfinden; kann auch bey tausenden kein Laut mir ihren Schmerz verkünden; gabst du allein Gefühl zur Pein? geht mir Geschrey von Schmerzen, roth Blut allein zu Herzen?

4. Wenn ich des Thieres Dienstbarkeit, die du mir gabst zur Ehre, tyrannisch durch Fühllosigkeit in Martersdienst verkehre, das muß ja mir, mein Gott, vor dir und Edlen hier auf Erden, zur höchsten Schande werden.

5. Des

5. Des Menschen Stärke ist nicht: Wuth! gebrauchen, heißt nicht: quälen! zur Tyranney gehört kein Muth! sie wohnt in kleinen Seelen! Barmherzigkeit *) Gerechtigkeit an jeder Art von Thieren, kann mich als Mensch nur zieren.

6. Ja Herr, du gabst mir vor dem Thier durch die Vernunft mehr Stärke; durch sie herrsch ich; doch unter dir, die Thiere sind auch Werke von dir, wie ich bedacht durch dich; dem kleinsten unter ihnen, soll auch die Erde dienen.

7. Wenn ich was mir Vernunft gebot, vergesse und verletze; so mach mir Schaam die Wange roth durch heidnische Gesetze: Man hielt Gericht und litt es nicht unrecht ein Thier zu kränken! Was soll, als Christ, ich denken?

8. O das: nützt mir im Tod ein Thier; so mög' es schnell ihn leiden! Nützt lebend mirs, wird ihm dafür sein nöth'ges Maaß an Freuden! durch dich ists da! Gott, hilf mir ja selbst jeden Misbrauch wehren, im Thier auch dich noch ehren. K.

Mel: O Vater der Barmherzigkeit ꝛc.

1. Wie kann ich würdig danken dir, o Schöpfer! dem nichts gleichet, daß du in deiner Schöpfung mir den Platz hast angezeiget, worauf ich, einem König gleich, beherrschen soll der Thiere Reich, das du mir anvertrauet.

2. Du warst's, der mir verlieh die Macht, die Thiere zu gebrauchen, doch dem, der für ihr Leben wacht, der seine Vateraugen nicht nur auf mich den Menschen lenkt, nein, auch den Blick auf Thiere senkt, soll ich auch ähnlich werden.

3. Du bist's, der aller sich erbarmt, die durch dich sind und weben, der sie mit Schöpferhuld umarmt, der ihnen, was zum Leben und zum Vergnügen nöthig ist, anweiset, und es nie vergißt, sie alle zu versorgen.

4. Drum laß mich auch barmherzig seyn, nie diese Pflicht verletzen, und denken: daß du nicht zur Pein, nein, ihren Werth zu schätzen, zum Herrn der Thiere mich gesetzt, daß ich sie sollte unverletzt erhalten und ernähren.

5. Welch

*) Sprichw. 12, 10.

5. Welch einen Undank würde ich dadurch an dir begehen; wenn mein fühlloses Herz früh sich, um seine Lust zu sehen, der Marter und der Grausamkeit eröffnete, und ihnen Leid und Schmerz zufügen wollte?!

6. Und welche Unbesonnenheit wärs, wenn mich Mordbegierde ohn allen Zweck und Nutzbarkeit zum Mord des Thiers verführte, dem vielleicht eine Spanne Zeit dein Schöpfungsplan zur Fröhlichkeit, zum Seyn nur hat verliehen!

7. Laß vielmehr Pflicht für mich es seyn, daß ich in seinen Nöthen dem Thiere helfe, seine Pein ihm lindre, will ichs tödten, wenn es zur Nahrung dienen muß; so gieb, daß mir nicht sein Genuß sey Vorwurf meiner Härte.

8. Du hast im Thierreich uns, o Gott, die Aufsicht übergeben, daß uns beständig dein Gebot im Sinne möchte schweben: Erbarmt euch, Menschen, übers Vieh das ich zum Nutzen euch verlieh, wovon ich Rechnung fodre. W.

Aus dem Anhange.

I. Abschnitt.

An Geburtstagen.

Am Geburtstage eines Lehrers.

Mel. Danket dem Herren, denn er ist sehr freundlich ꝛc.
oder:
Gott laßt uns preisen, ihm, ihm will ich ꝛc.

1. Mit Dank und Freude, die uns ganz durchdringen, laß, theurer Lehrer, dir ein Opfer bringen! Doch sieh, kanns unsre Pflicht nicht ganz erfüllen, auf guten Willen.

2. Es rührt uns innig heute zu erleben, den Tag voll Seegen, der dir einst gegeben ein Leben, so viel Seegen auszustreuen, deß wir uns freuen.

3. Heil, Tag der Wonne, Heil dir! und ihm Seegen! Oft müß' Er wieder dich zurück noch legen, bis Herzen sich zu tausenden vermehren, die ihn verehren.

4. All

4. All deine Treue, die wir wohl erfahren, drob wir dich segnen, seit so vielen Jahren, wer kann sie rechnen, nennen, und nicht fehlen? Gott kann sie zählen!

5. Er, ewig gütig, kann dirs nur vergelten, dich nur belohnen, reich, in bessern Welten daß du so viel in unerfahrner Jugend geführet zur Tugend *).

6. O segne, Vater, Ihn, der dich verehret! der deines Reiches gute Bürger mehret! der stets bereit ist, Vater, deinen Willen, treu zu erfüllen! B.

III. Abschnitt.

Bey Begräbnissen.

Am Grabe eines Lehrers.

Mel. Wer weiß wie nahe mir mein Ende ꝛc.

1. Er geht in ferne Ewigkeiten, Er, unser Lehrer, unser Freund, genießt nun ewge Seligkeiten um den jetzt unser Auge weint, o, könnten wir noch seine Lehren die uns zur Weisheit führten, hören!

2. Er lebte nur, um uns zu bessern, um unsre Einsicht, Brauchbarkeit von Tag zu Tage zu vergrößern, er lehrte ohne Bitterkeit mit Sanftmuth, wie dein Sohn, Gott! lehrte, den er so gern als Muster ehrte.

3. Und diesen hast du uns entrissen? ein Grabeshügel decket ihn? wir sollen seine Lehren missen? kannst du sie uns so bald entziehn! Der Stab zerbricht, wer soll uns leiten? der Hirte flieht, wer wird uns weiden?

4. Doch, Gott! es war dein heiliger Wille! du weißt am besten, was uns nützt. Wir halten deiner Führung stille, da uns gewiß dein Arm beschützt, er sagt' es oft: auf Leidenswegen kommt Gott mit Troste uns entgegen.

5. Er trage dann zum ewgen Lohne für seinen treuen Unterricht, im Himmel seine Lehrer Krone in unsern Herzen stirbt er nicht. Wir wollen seiner würdig leben, bis du uns wirst zu ihm erheben. W.

*) Daniel 12, 3.

Ankündigung einer Lieferung

von 24 Chodowieckiſchen Kupfer-Blättern zur deutſchen Clariſſa.

Seit einem halben Jahrhundert iſt man ſich darüber einig, daſs zu den edelſten und unvergänglichſten Monumenten, welche der menſchliche Geiſt ſich ſelbſt geſtiftet hat, auch Richardſons Clariſſa gehöre. Es iſt hier der Ort nicht, über die Anlage und Ausführung der ganzen Compoſition, über die Feinheit, Schärfe und Richtigkeit der Charakter-Zeichnung, über die Gattung der verſchiedenen Partien, über das, mit jeder Blattſeite beinah ſteigende Intereſſe, imgleichen über die Zartheit, Reinheit und Ründung des Tones viele Worte zu verlieren. Auch dem flüchtigeren Leſer muſs es ſich aufdringen, in wie hohem Grade alle dieſe Eigenſchaften dem Richardſonſchen Meiſterwerke zukommen — Eigenſchaften, welche einem Roman du jour allenfalls fehlen dürfen; nicht aber einem der Ewigkeit angehörigen Werke, nicht einem Pelegrinus Proteus, oder einer Clariſſa. Weniger anerkannt vielleicht, wiewohl nicht minder bewundernswürdig, iſt Richardſons mahleriſches Verdienſt, ſein treuer phyſiognomiſcher Sinn, das ächt genialiſche Talent, in einem einzigen, leiſen, im Vorüberfliegen gleichſam weggehaſchten Zuge die ganze Seele des Handelnden gleichſam greiflich hinzuſtellen. Um

nun

nun auch dieſs Talent des groſsen Dichters in ein helleres Licht zu ſetzen, hat der Buchhändler Heinrich Gräff in Leipzig, den beyfallswürdigen Entſchluſs gefaſst, zu meiner Ueberſetzung der Clariſſa 24 Kupfer zu liefern, welche ſich auf die intereſſanteſten, von mir ſelbſt aus hunderten ſorgfältig ausgewählten Situationen dieſes groſsen Gemähldes der menſchlichen Leidenſchaften beziehen, und von der Hand eines Künſtlers gearbeitet ſeyn ſollen, der, wie wir wiſſen, das Geheimniſs gänzlich inne hat, die Offenbarungen der Dichtkunſt durch die Sanction ſeines Grabſtichels gleichſam zu beglaubigen, und den feinſten Nüancen ihrer Schilderein noch einen höhern Grad von Anſchaulichkeit und äſthetiſcher Kraft zu gewähren. Auch ungenannt wird hier einem jeden der Name Chodowiecki einfallen — Chodowiecki, deſſen Genius dem des Richardſon innigſt zuſpricht; der einzige vielleicht, dem es gelingen dürfte, uns die zarten, oft nur angedeuteten oder hingehauchten Pinſelſtriche und Charakter-Züge des erſten aller darſtellenden Dichter bis zur höchſten Wahrheit zu verſinnlichen.

Altenkirchen am 1ſten März 1795.

Ludwig Theobul Koſegarten.

Mit

Mit Vergnügen habe ich den Antrag des Herrn Verlegers, 24 Kupfer zu Richardsons Meiſterſtück zu zeichnen und zu ſtechen, übernommen, und ihm die Verſicherung gegeben, daſs ich ſie con amore machen will. Dieſs verſpreche ich auf ſein Verlangen auch dem Publiko, das bisher meine Arbeiten mit Beyfall aufgenommen hat Ich kann dieſs Verſprechen um ſo eher erfüllen, da ich mich ſchon vor Jahren in dieſe Geſchichte ſo hineingearbeitet habe, daſs ich noch itzt aufs lebhafteſte mit den Charaktern derjenigen Perſonen bekannt bin, die in ſelbiger eine Hauptrolle ſpielen. Kurz ich werde mein möglichſtes thun, die Erwartung des Herrn Kofegartens und des Publikums zu befriedigen.

Berlin im März 1795.

Daniel Chodowiecki.

Ich füge zu dem Vorſtehenden nichts weiter hinzu, als daſs ich nicht allein dafür geſorgt habe, daſs die Liebhaber Chodowieckiſcher Blätter durchaus egale ſchöne Abdrücke auf dem beſten Schweizerpapier, ſo wie die Kupfer zu Don Quixotte ſind, erhalten ſollen, ſondern daſs ich auch einen mäſsigen Preis machen werde. Ich mache folgende Bedingungen: Wer auf das complete Werk pränumeriren will, zahlt für die

8 Bände

8 Bände Text auf Schreibpapier, die gleich geliefert werden, und den 24 Kupfern 2½ Louisd'or, und erhält nach der Folge die Abdrücke. Wer den Text schon hat, und also nur die Kupfer haben will, kann auf selbige mit 4 Rthlr. Conventions-Münze pränumeriren. Der nachherige Preis der Kupfer ist 5 Rthlr. C. M. so wie nachher das complete Werk 16 Rthlr. kosten wird. — Um auch diese Kupfer für die 2 letzten Original-Ausgaben, und für die der französischen Uebersetzung brauchbar zu machen, soll eine Nachricht dazu gedruckt werden, worin genau angezeigt wird, wohin jedes Kupfer, sowohl zum Original als auch zu den Uebersetzungen gehört. Bis O.M. 1796. sollen alle 24 Blätter fertig seyn, und bis dahin nehme ich Pränumeration an.

Leipzig den 20. März 1795.

Heinrich Gräff.

Gallerie

aller merkwürdigen Menſchen,

die

in der Welt gelebt haben.

Siebentes Heft.

Chemnitz,

bei Karl Gottlieb Hofmann,

1796.

E. F. GRAF v. HERZBERG.

geb. d. 2 Sept 1723. gest d. 27. Mai 1793

Ewald Friedrich

Graf

von Herzberg.

Semper honos nomenque tuum, laudesque manebunt.

Chemnitz,
bei Karl Gottlieb Hofmann,
1796

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn

D. Johann Karl Konrad Oelrichs

Kaiserl. Hof- und Pfalzgrafen, wirklichem geheimen Legationsrath, des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken und des Markgrafen von Baden akkreditirten Residenten am königl. Preuß. Hofe; verschiedener Gelehrtengesellschaften Mitgliede

widmet

diese Biographie

seines verewigten Freundes

mit

ehrfurchtsvollen Empfindungen

der Liebe und Dankbarkeit

der

Verfasser.

ÖFF. WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Das Geschlecht der von Herzberg, oder auch Hirschberg, nach ihrem redenden Wappen *), blühete von den ältesten Jahrhunderten in Ober- und Nieder-Sachsen und Franken. Im dreizehnten Jahrhundert gieng es zum Theil mit dem Deutschen Orden, vermuthlich zu der Zeit, als Gerhard von Herzberg von 1254 — 1274 Landmeister des Ordens in Preußen, und hernach Selbstmeister des Deutschen Ordens in Deutschland zu Marpurg war, nach Preußen und Pommern, und ließ sich an den Kuddestrom, bei Neustettin in Pommern nieder, wo die Hauptbranche desselben seit vielen Jahrhunderten den zusammenhängenden Distrikt der Dörfer: Herzberg, Lettin, Bahrenbusch, Barkenbrügge und Barken, als Lehngüter besitzt, und die Originallehnbriefe darüber seit dem Jahr 1498 von jedem Pommerschen Herzoge in Händen hat. Claus von Herzberg, der im Jahr 1528 die Lehn über diese Güter empfieng, ist in der

*) Die von Herzberg in Pommern und Preußen führen im Wappen einen Hirsch mit rothem Geweihe im weißen Felde, aus einer blau- und rothfeldigen Schachtafel springend, und drei Pfeile auf dem gekrönten Helm. Hirschberg ist durch die plattdeutsche Sprache in Hirt- und endlich in Herzberg verwandelt.

zwölften Generation der Stammvater der Pommerſchen Familie von Herzberg und beſonders der Linie unſers von Herzberg, der ſich als Staats- und Kabinetsminiſter ſo große und vielleicht von Manchem verkannte Verdienſte um den Preußiſchen Staat erworben hat.

Es würde mich zu ſehr von meinem Zweck abführen, wenn ich dies alte und erlauchte Geſchlecht von ſeinem erſten Anfang verfolgen, und alle die berühmten Männer anführen wollte, die daſſelbe aufzuweiſen hat, welche ſich vornemlich in den ſpätern Zeiten in den königl. Preußiſchen Kriegsdienſten hervorgethan haben. Sein Vater war Caſpar Dietlof von Herzberg *), ehemals Major in königl. Sardiniſchen Dienſten, der den ganzen Spaniſchen Succeſſionskrieg über in Deutſchland und Italien mit Ruhm gedient, und beſonders in den Schlachten von Hochſtedt, Calcinato und Turin ſich hervorgethan, und ſeine Mutter war Eliſabeth Chriſtine von Ketwig, aus einer alten Märkiſchen Familie. Deſſen Sohn Ewald Friedrich von Herzberg ward den 2ten Sept. 1725 auf dem altväterlichen Gut Lottin in Pommern geboren.

Des jungen von Herzberg frühere Erziehung und Bildung übernahmen ſeine Eltern ſelbſt. Da er ſehr bald Neigung zu den Wiſſenſchaften zeigte, thaten ſie ihn von ſeinem ſechsten Jahr, bei einem rechtſchaffenen und geſchickten Prediger in dortiger Gegend, Na

*) Geb. 1684. geſt. 1753.

mens Rhensius, wo er zugleich mit andern Adlichen nach seinem Stande erzogen und in den Sprachen und Wissenschaften unterrichtet ward. Hier war es, wo er die klassischen Schriftsteller der Römer, einen Cäsar, Livius rc. studirte, und dadurch den Grund zu seiner Bildung legte. Es machte ihm immer ein großes Vergnügen, wenn er auf diesen seinen ersten Unterricht zu reden kam, und er sprach dann immer mit vieler Achtung von seinem Lehrer, den er als einen zweiten Vater verehrte.

In seinem vierzehnten Jahr 1739 kam er auf das akademische Gymnasium zu Altstettin. In den drei Jahren, die er hier zubrachte, machte er sehr große Fortschritte in der Lateinischen Sprache, der Geschichte und andern Wissenschaften, so daß er kurz vor seinem Abgang eine von ihm selbst ganz allein ausgearbeitete Abhandlung *) unter dem Vorsitz des nachher verstorbenen berühmten Rektor und Professor D. Michael Friedrich Quade vertheidigen konnte.

Um Ostern 1742 verließ er diesen Musensitz, der ihm immer so werth blieb, und bezog die Universität Halle, wo er sich unter den berühmten damaligen Lehrern, einem von Ludwig, Böhmer, Wolf und Schmauß, besonders auf die Kenntniß des Deutschen Staatsrechts

*) Dissertatio Historico - Genealogica, sistens Gesta notatu digniora Imperatorum gentis Austriacae, inde ab interregno magno ad Carolum usque [illegible] ibique conscripta.

legte. Er war nicht blos einer der fleißigsten, sondern auch einer der sittsamsten Jünglinge. Sein Wirth, der vormalige berühmte Kaufmann und Bankier Dedeke, der durch mancherlei Unglücksfälle schon seit mehrern Jahren gegen seine vormalige Größe in äußerster Dürftigkeit lebt, spricht als ein betagter Greis mit vielem Lobe von seinem damaligen Hausburschen, und hörte die Nachricht von seinem Tode mit wahrer Empfindung und Theilnahme. Sein Haus war fast immer mit jungen Männern besetzt, die in der Folge mehrentheils wichtige Staatsbedienungen erhielten.

Sein anhaltendes Studium setzte ihn in den Stand; daß er den 8ten April 1745 eine vortreffliche Abhandlung *) öffentlich ohne Vorsitz mit allgemeinem Beifall vertheidigte. Zur Ablegung seines akademischen Fleißes arbeitete er eigentlich ein anderes Werk **) mühsam aus. Allein der Hof, oder vielmehr das Kabinetsministerium, welchem dies etwas weitläuftige Werk, der Gewohnheit nach, zur Censur eingeschickt werden mußte, rühmte zwar diese Arbeit sehr in der der Juristenfakultät ertheilten Antwort, fand aber nicht für gut, eine, die innern Angelegenheiten des Staats

*) De Unionibus et Comitiis Electoralibus, wodurch er sich, nach überstandenem strengen Examen, zur Doktorwürde beider Rechte qualificirte, die er aber nicht annahm. Diese Abhandlung ist wegen ihrer Sittenheit und Gründlichkeit in J. A. Hoffmanni Selectis de unionibus Electorum wieder abgedruckt worden.

**) Jus Publicum Brandenburgicum

ſo ſehr angehende Schrift drucken zu laſſen, und rieth dem Verfaſſer, eine andere Materie zu wählen, welcher Umſtand zu der eben gedachten Abhandlung die nächſte Veranlaſſung gab.

Durch dieſe Beweiſe ſeines Univerſitäts-Fleißes und ſeiner erlangten gelehrten Kenntniſſe, wurde er dem Hofe rühmlichſt bekannt, und man ſuchte gleich eine Gelegenheit, dieſen jungen mit ſo vielen Talenten verſehenen Mann nach Verdienſt zu belohnen, von dem man ſich für die Folge ſehr viel zu verſprechen, die größte Hoffnung hatte. Er verließ die Univerſität Halle 1745, und im Auguſt deſſelben Jahres wurde er bei der Geſandſchaft, die nach Frankfurt am Main zur neuen Römiſchen Kaiſerwahl abgieng, als Legations-ſekretär angeſtellt.

Nach Beendigung dieſes Geſchäfts, als er von dort zurückgekommen war, arbeitete er fleißig beim auswärtigen Departement und im geheimen Archiv. Damals bekam er von Friedrich dem Zweiten den Auftrag, aus dem geheimen Archiv Auszüge zu den Mémoires de Brandenbourg zu liefern, bei welcher Gelegenheit er vorzüglich eine Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs in der Mark, und das Memoire vom Militär-Etat der Kurfürſten von Brandenburg für ſeinen Monarchen lieferte. Der König lernte ihn dadurch als einen geſchickten jungen Mann kennen, von dem er für die Zukunft viel erwartete, ihn im

Jahr 1747 zum Legationsrath ernannte, und unter die damals gestiftete Pflanzschule von jungen Edelleuten, welche sich den auswärtigen Geschäften widmeten und darin arbeiteten, aufnahm, um sich dadurch zu den Aemtern geschickt zu machen, die er hernachmals mit so vielem Ruhm und Patriotismus bekleidete.

Zu dieser Zeit besorgte er viele der wichtigsten Geschäfte bei dem auswärtigen Departement, indem er immer weit mehr leistete, als man eigentlich von ihm forderte, und mit Treue sowohl als mit Eifer alle die Pflichten zu erfüllen suchte, die mit seinem Amt verbunden waren.

Als im Jahr 1746 bald nach dem Dresdner Frieden eine grobe Schrift eines Oestreichischgesinnten unter dem Titel herauskam: Politische Historie der Staatsfehler, welche die Europäischen Mächte in Betrachtung der Häuser Bourbon und Brandenburg begangen, verfertigte der damalige Legationsrath von Herzberg eine Widerlegung dieser Schrift, die den ganzen Beifall des Königs erhielt, allein nicht gedruckt wurde, um den Wiener Hof zu schonen. Im Jahr 1748 übergab er dem Ministerium in Französischer Sprache eine Deduktion gegen die Krone England, wegen der freien Schifffahrt der Preußischen, als einer neutralen Nation bei dem damaligen Seekrieg, die aber ebenfalls nicht gedruckt wurde. Hierdurch behauptete König Friedrich der

Zweite zum erstenmal die freie Schifffarth der neutralen Nationen.

Nach dem 1750 erfolgten Absterben des Kriegsrath und Kabinetsarchivarius von Ilgen, wurde dem Herrn von Herzberg das seit dem Kriege von 1745 verschlossen gewesene Geheime-Staats- und Kabinetsarchiv übergeben, welches alle Originalurkunden des königl. Kurhauses Brandenburg und seiner Provinzen, alle Traktaten und Allianzen und die Akten der geheimsten Negotiationen enthält. Die erste Sorge des Hrn. von Herzberg bei Antretung dieses wichtigen Postens, bestand darin, dies Archiv, das seit 1745 eingepackt war, gehörig in Ordnung zu bringen, bei welcher mühsamen Arbeit er den großen Vortheil hatte, sich von allen Rechten, Ansprüchen und Angelegenheiten des Hauses Brandenburg die nöthigen Kenntnisse zu verschaffen.

Im Jahr 1752 erhielt er von der königl. Akademie der Wissenschaften den Preis *) der Aufgabe: Ueber die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg; welche Schrift die nächste Veranlassung gab, daß er nicht allein zum Mitgliede besagter Akademie, sondern auch von dem Könige aus eigner Bewegung zum geheimen Legationsrath ernannt wurde. Nach dem Tode des ersten Staatssekretärs, des Geheimenraths Vockerodt,

*) Dieser Preis bestand in einer goldnen Medaille, welche er seinem vieljährigen Bekannten Hrn Geh. Rath Deitrich in Berlin, im Testament vermacht hat.

verfügte der König 1755, daß nebst dessen Nachfolger, Wahrendorf, auch der Hr. von Herzberg den gewöhnlichen Conferenzen des Departements der auswärtigen Angelegenheiten beiwohnen, und einen Theil der geheimen Expeditionen übernehmen mußte.

Ein Jahr vorher entwarf er, bei Gelegenheit einer mit der Krone Polen entstandenen Streitigkeit, eine: „Kurze Deduktion über des Königs von Preußen Befugniß zu Anlegung eines Bühnenwerks in der Weichsel bei Marienwerder" in Deutscher und Lateinischer Sprache, die damals im Druck bekannt gemacht wurde. Um eben diese Zeit verfertigte er auch eine sehr merkwürdige „Historie der ehemaligen Brandenburgischen Seemacht Kurfürst Friedrich Wilhelms des Großen, wie auch der brandenburgischen Besitzungen auf der Küste von Afrika, welche König Friedrich Wilhelm 1720 an die Holländer verkauft hat." Diese nur aus sechs Bögen bestehende, aber vieles ganz Unbekannte enthaltende Schrift hat der gelehrte Verfasser aus vierzig, meist in Holländischer Sprache geschriebenen Folianten, aus alten im Archiv verworfenen Akten gezogen, die Pussendorf bei Verfertigung seiner Geschichte Kurfürst Friedrich Wilhelms des Großen nicht gesehen hat *).

*) Von dieser Abhandlung hat der ehemalige Hallische Professor Pauli eine etwas unvollkommene Uebersetzung in seiner Preuß. Staatsgeschichte, Band 8. Seite 492—528. abdrucken lassen. Ein

Als der König im Augustmonat mit seinem Heer nach Böhmen und Sachsen marschiren wollte, um den geheimen Anschlägen seiner vereinigten Feinde zuvorzukommen, ließ er den Geheimenrath von Herzberg nach Potsdam kommen, und gab ihm die von seinem in Dresden befindlichen Gesandten von Malzahn in Abschrift überschickten geheimen Depeschen, welche durch den Sächsischen Kanzleisekretär Menzel in dessen Hände gerathen waren. Hieraus verfertigte der Herr von Herzberg: „Ein Précis oder Auszug der geheimen Anschläge der Höfe von Wien, Petersburg und Dresden gegen Preußen", welches allen Europäischen Höfen vor dem Ausmarsch der Preußischen Armee mitgetheilt wurde.

Nachdem der König von Preußen kurz darauf sich der Stadt Dresden bemächtigte, ließ er das Kursächsische Archiv eröffnen, und die geheime Korrespondenz des Kursächsischen Hofes vom Jahr 1746—1756, aus vierzig Bänden bestehend, wegnehmen und nach Berlin bringen, da denn der Hr. Geheimerath von Herzberg daraus in einem Zeitraume von acht Tagen in Französischer, Lateinischer und Deutscher Sprache das bekannte: Mémoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe, et sur leurs desseins dangereux contre le Roi de Prusse, avec les pièces ori-

Auszug davon findet sich in der akademischen Vorlesung vom Jahr 1781.

ginales et justificatives qui en fournissent les preuves ausfertigen mußte.

Diese aus den Originalschriften und Negotiationen des Kursächsischen Hofes gezogene Schrift, welche damals öffentlich bekannt gemacht wurde, um den Beweis des oben gedachten vor Anfang des Kriegs den Höfen mitgetheilten Précis zu führen, ist mit solcher Treue, und Wahrheit geschrieben, daß der Gegentheil die Richtigkeit der dadurch gemachten Entdeckungen nie in Zweifel ziehen können, sondern nur die Auslegung derselben zu bestreiten sich bemühete. Eine sehr große Menge von Schriften kamen zu diesem Zweck ins Publikum, welche der Geheimerath von Herzberg mit einemmale in der „Beantwortung der sogenannten Anmerkungen über die von Anbegin des gegenwärtigen Krieges bis anhero zum öffentlichen Druck gediehenen königl. Preuß. Kriegsmanifesten, Circularien und Mémoires. Berlin 1757" widerlegte. In dieser aus 200 Seiten und 4 Bogen Beilagen bestehenden Schrift, welche in einer gespaltenen Columne die Widerlegung der Oestreichischen Hauptschrift enthielt, wurden noch viele merkwürdige Stücke von der Kursächsischen geheimen Korrespondenz bekannt gemacht.

Als der König nach dem ersten Feldzug, im Januar 1757, von Dresden nach Berlin kam, und die Anstalten zum neuen Feldzug machte, bemerkte der Geheimerath von Herzberg, daß der König Preußen und Westphalen

verlaſſen, und ſeine ganze Macht zwiſchen der Weichſel und Weſer zuſammenziehen wollte, um ſie ganz gegen Oeſtreich zu gebrauchen; daher ſchrieb der Herr von Herzberg an den König den merkwürdigen anonymiſchen Brief *), und rieth ihm, gedachte Provinzen nicht zu verlaſſen, ſondern vielmehr ſeine Armee noch mit 40000 Mann zu verſtärken, und alle ſeine Kräfte mit einem mal anzuwenden. König Friedrich der Zweite, der den Verfaſſer des Schreibens bald entdeckte, fand dieſes Schreiben ſo bündig und ſo patriotiſch, daß er dem Rath, in Anſehung der Vermehrung der Armee, folgte, aber doch gedachte Provinzen verließ, wodurch er ſie verlor, und hernach der Krieg um ſo mehr verlängert wurde. Wenn er aber die Truppenvermehrung dazu angewendet hätte, die Armee des Feldmarſchalls von Lehwald in Preußen, und die verbundene Armee am Rhein zu verſtärken, ſo hätte er den Krieg mit ſeiner ſchon groſſen Armee ſiegreich in Böhmen allein führen, die Ruſſen hätten auch nicht in Preußen und die Franzoſen nicht in das Reich eindringen können, dadurch denn der Krieg nicht ſo lange, noch ſo gefährlich geworden ſeyn würde. Ob ſich gleich der König nicht in allen Stücken nach dieſem Schreiben richtete, ſo machte es doch bei ihm den vortheilhafteſten Eindruck für den Geheimenrath von Herzberg.

*) Man findet denſelben in ſeinen [illegible] Theil I. S. 11.

Im Anfange des Jahres 1757 ſtarb der Geheimerath Wahrendorf, und der König übertrug ſogleich aus eigner Bewegung dem Hrn. Geheimenrath von Herzberg nicht allein die wichtigen Stellen als erſten Geheimenrath, oder Staatsſekretär beim auswärtigen Departement, welcher alle geheimen, ſowohl Franzöſiſch- als Deutſchen und überdem auch die Schleſiſchen Expeditionen zu beſorgen hat, ſondern ließ ihm auch dabei die Aufſicht über das geheime Archivkabinet, wie vorhin. In dieſen Eigenſchaften blieb der Herr Geheimerath von Herzberg beſtändig bei dem aus den Herren Grafen von Podewils und Finkenſtein beſtehenden Kabinetsminiſterio, folgte mit denſelben, bei dem abwechſelnden Kriegsglück in den Jahren 1757—1760 dem Hofe, ſo oft derſelbe nach Magdeburg gieng, wohin er auch die Archive bringen laſſen mußte. Während der Winterquartiere des Jahres 1759 gieng er auch mit dem Grafen von Finkenſtein zum Könige nach Meiſſen.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Collin im Jahr 1757, da die ganz von Truppen entblößte Feſtung Stettin von einer Schwediſchen Armee bedrohet wurde, ſtellte der Geheimerath von Herzberg im Namen und auf Befehl des Kabinetsminiſteriums die Gefahr und die Nothwendigkeit vor, ein Corps regulirter Truppen nach Pommern zur Beſchützung dieſer Provinz zu ſchicken, mit dem Beifügen, daß der König dabei eine

Landmiliz errichten könnte, weil seine Unterthanen gern dazu hülfreiche Hand leisten, und alles dazu beitragen wurden, ehe es so weit kommen zu lassen, sich von einem unersättlichen Feind zu Grunde zu richten. Auf diese Vorstellung wurden von den Pommerschen Landständen in der Eil zehn Bataillonen Landmiliz, jedes von fünfhundert Mann, und ein paar Schwadronen Landhusaren zusammen gebracht. Es fehlte bei dieser Gelegenheit nicht an solchen Leuten, welche den Hrn. von Heinzberg in Verdacht zu bringen suchten, als wenn er die Ursache wäre, daß den Pommern die Landmiliz, und insbesondere der Unterhalt und die Montirung derselben aufgebürdet worden. Er stellt dagegen in einem Schreiben *) vom August 1757 vor, „daß er weiter nichts gethan, als dasjenige aufzusetzen, was die Herren Ministri gut gefunden und approbirt. Er sey der Meinung, daß es vernünftiger ist, mit seinem Landesherrn seinen letzten Groschen zu theilen, als alles dem Feinde zu überlassen, zumal wenn wahrscheinlicher Weise ein guter Effekt von solchen Defensionsanstalten abzusehen ist, wie jetzo die Erfahrung schon zeigt. Er hoffe auch, daß ein jeder ehrliche Pommer lieber hundert Thaler ärmer seyn, als aus einem Preußischen ein Schwedischer Unterthan würde werden wollen. Es komme auf den gänzlichen Umsturz

*) Welches eigenhändige Schreiben des Hrn. v. Heinzberg ich vor mir habe.

des Hauses Brandenburg an, dessen Erhaltung zu wünschen, wir doch alle Ursache hätten. Er kenne übrigens den elenden Zustand von Hinterpommern so gut als ein anderer, und habe es auch selbst genug empfunden. Indessen sey es eine bekannte Regel, daß man aus zweien unvermeidlichen Uebeln, das leichteste erwählen müsse, und er überlasse es eines jeden vernünftigen Ueberlegung, ob derjenige, der jetzo vielleicht hundert Thaler zur Landmiliz geben muß, es von dem Feinde so wohlfeilen Kaufs haben würde. Was ihm am meisten nahe gehe, wäre dieses, daß man meine, er würde nicht so agirt haben, wenn er sein in Pommern gehabtes Gut noch hätte: allein die so urtheilten, kannten ihn nicht, und beurtheilten ihn vielleicht nach ihrer eigenen Denkungsart. Es träfe ihn in der Kurmark viel stärker, als es ihn in Pommern getroffen haben würde. Dessen ungeachtet wolle er das Geldquantum, so ihn als Besitzer seines ehemaligen Guts in Pommern getroffen haben würde, ganz übernehmen, wie er es dem jetzigen Besitzer schon bekannt gemacht. Er hoffe also, daß man alles ungegründete Misvergnügen gegen ihn fahren lassen werde, indem gewiß Niemand mehr als er sein Vaterland liebe, und er auch nichts mehr wünsche, als die Freundschaft seiner werthen Landsleute sich zu erwerben und zu erhalten."

Diesem rühmlichen Beispiel in Anstellung der

Landmiliz folgten die Märkischen und Magdeburgischen Stände mit vierzehn dergleichen Bataillonen. Diese Landmiliz ist den ganzen Krieg über von den Ständen unterhalten worden. Diese Landmiliz besetzte und vertheidigte die Vestungen Colberg, Cüstrin, Stettin und Magdeburg während dem ganzen siebenjährigen Krieg, und führte den so merkwürdigen und gröstentheils glücklichen kleinen Krieg in Pommern und der Neumark mit den Russen und Schweden, und beschützte diese Provinzen vor feindlichen Ueberfallen. Der Geheimerath von Hertzberg hat daher in Verbindung mit den Ständen ersagter Provinzen einen ausgezeichneten patriotischen Eifer für das Haus Brandenburg gezeigt, und dadurch wohl nicht wenig zur Erhaltung der Preuß. Monarchie beigetragen, weshalb auch Friedrich der Einzige nachher so viel Erkenntlichkeit, Liebe und Freigebigkeit gegen die Provinz Pommern bewiesen.

Den ganzen siebenjährigen Krieg über besorgte der Herr Geheimerath von Hertzberg nicht allein den gröβten Theil der geheimen Staatscorrespondenz in Französischer und Deutscher Sprache, sondern auch die öffentlichen Staatsschriften, die im Namen des Hofes herauskamen, nemlich auβer den vorher schon angeführten, folgende: Réponse du Sr. de Hellen, Ministre du Roi auprès des Etats Généraux, au Mémoire que le Sr. de Kauderbach, Résident de Saxe a remis

à Leurs Hautes Puissances, le 29. Septembre 1756. — Considérations sur la conduite de la République de Pologne par rapport aux conjonctures présentes. — Déclaration du Roi pour servir de Réponse à celle de la Cour de Suède 1757. — Declaration Sr. Königl. Majestät von Preußen wegen des von Rußland gegen Dero Lande unternommenen feindlichen Anfalles, 1757. — Verstellung der Ursachen, wodurch die zwischen Preußen und Rußland angefangene Auswechselung der Kriegsgefangenen unterbrochen worden, 1760. — Diese Schriften wurden von dem Herrn Verfasser gemeiniglich zugleich in Französischer, Lateinischer und Deutscher Sprache entworfen.

Nach dem — den 2. Jan. 1762 — erfolgten Absterben der Russischen Kaiserin, Elisabeth, erhielten der Staatsminister Graf von Finkenstein und der Geheimerath von Herzberg von dem König den Befehl, zu ihm nach Breslau zu kommen, wo sie den bekannten Friedensschluß mit Rußland und Schweden zu Stande brachten. Den letztern entwarf der Geheimerath von Herzberg, der auch bereits dazu ernannt war, diesen Frieden mit einem Schwedischen Bevollmächtigten zu schließen und zu unterzeichnen; allein diese Verschickung unterblieb aus gewissen Ursachen.

Nach dem Feldzuge von 1762 hielt der König in Leipzig die Winterquartiere, wo ihm von dem Kursächsischen Geheimenrath von Fritsch im Namen seines

Hofes geheime Anträge gemacht wurden, woraus zu schließen war, daß die Höfe von Wien und von Dresden den Frieden ernstlich wünschten. Der Graf von Finkenstein befand sich schon in Leipzig, und der Geheimerath von Herzberg mußte schnell von Berlin dahin reisen. Den ersten Januar reiste der Hr. v. Herzberg auf Befehl des Königs nach dem Kursächsischen Schlosse Hubertsburg, um daselbst mit dem kaiserl. königl. bevollmächtigten Gesandten, von Cellenbach, und Kursächsischen von Fritsch, über den Frieden zu unterhandeln. Er bekam vom Könige keine schriftliche, sondern blos eine kurze mündliche Instruktion, correspondirte allein mit dem Könige, und reiste zuweilen nach Leipzig, um mündliche Instruktion einzuholen. Ihm wurde die Zeit und der Tag genau vorgeschrieben, wenn der Frieden geschlossen werden sollte.

Der so bekannte und merkwürdige Hubertsburger Friede wurde den 15. Febr. 1763 unterzeichnet, der als eine neue Epoche in der Deutschen Geschichte angesehen zu werden verdient. Es wurde dadurch der so oft verletzte Westphälische Friede, Artikel 19. bestätigt und garantirt. Der König kam aus einem gefährlichen, gegen den größten Theil von Europa geführten Kriege, ganz ohne Verlust; gab den Frieden mehr, als er ihn nahm, und hatte die Großmuth und Ehre, seine Bundesgenossen, die ihn in ihrem besondern Frieden nicht einmal genannt hatten, in seinen Frieden in

einem eignen Artikel mit einzuſchlieſſen. Die gegenſeitigen Mächte erkennen noch bis auf den heutigen Tag die billigen Grundſätze des Hubertsburger Friedens.

Der König bezeigte dem Geheimenrath von Herzberg, bei ſeiner Durchreiſe durch Hubertsburg nach Dahlen ſeine Zufriedenheit über dieſen Friedensſchluß mit dieſen alle andere Belohnungen übertreffenden Worten: „Er hat einen guten Frieden gemacht, faſt „ſo wie ich den Krieg geführt, einer gegen drei.“

Sobald der König zurück in ſeine Staaten kam, übertrug er dem Geheimenrath von Herzberg die ſchon ſeit vier Jahren durch den Tod des Grafen von Podewills, erledigte Stelle eines zweiten Staats- und Kabinetsminiſters, oder Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, und arbeitete mit dem Grafen von Finkenſtein gemeinſchaftlich. Noch drei Jahre nachher, als er Miniſter geworden, verſah er die bereits gehabten Bedienungen, als Staats- und Schleſiſcher Geheimerſekretär, wie auch das Archivcabinet, und eine Zeitlang auch die Expedition der Reichsſachen, bis ſich zu dieſen wichtigen Aemtern andere geſchickte Männer fanden.

In den Jahren von 1763 bis 1772 beſchäftigte ſich Friedrich der Einzige vornemlich damit, den Wohlſtand ſeiner durch den langen Krieg ſehr ruinirten Länder wieder herzuſtellen, zugleich nahm er aber auch an allen groſſen und wichtigen Veränderungen Euro-

pens Antheil. Unter andern schloß er ein genaues und festes Bündniß mit der großen Kaiserin Katharina von Rußland, und suchte mit ihr die Reichsverfassung und den innern Zustand des republikanischen Königreichs Polen dergestallt zu bestimmen und festzusetzen, daß dieser Staat als ein Wahlreich und bei seiner alten republikanischen Verfassung erhalten, und mit dem Interesse von Rußland und Preußen genau verbunden wurde. An den dieserhalb zwischen Rußland und Preußen geschlossenen verschiedenen Traktaten, an deren Verhandlungen auf dem damaligen Polnischen Reichstage, an der Wahl des Königs Stanislaus Poniatowsky, an der Garantie der dissidentischen Freiheit in Polen, und an allem, was damals mit Polen und der Ottomannischen Pforte vorgefallen, nahm der Minister von Herzberg großen Antheil, arbeitete die wichtigsten Depeschen und Staatsschriften aus, und bewirkte besonders dem König von Preußen die bisher von der Republik Polen verweigerte Anerkennung des Preuß. Königstitels durch einen Reichstagsschluß vom 27. Mai 1764, welche dergestalt ratificirt wurde, daß daraus keine nachtheilige Folge für einen oder den andern Theil gezogen werden, wie man nachher Polnischer Seits behaupten wollte *).

Da im Jahr 1772 die in Polen durch die sogenannte Barrer Conföderation zu weit gediehenen Unruhen

*) Man sehe Ecrits publics du C. de Herzberg, Tom. I. p. [illegible]

erforderten, gewiſſe Anſprüche an die Krone Polen geltend zu machen, ſo ſchlug der Miniſter v. Herzberg dem Könige gleich vor, die alten, aber niemals verzichenen Rechte der ehemaligen Herzoge von Pommern, welchen die Kurfürſten von Brandenburg gefolget und in ihre Rechte getreten, auf das von den Polen angemaßte Pommerellen, und die Stadt Danzig dazu anzuwenden. Zu dem Ende entwarf der Hr. v. Herzberg das bekannte „Exposó des droits de Sa Majesté le Roi de Prusse sur le Duché de Pommérellie, et sur plusieurs autres districts du Royaume de Pologne, avec les piéces justificatives", welches in Berlin 1772 in 4. in Franzöſiſcher, zugleich aber auch in Lateiniſcher und Deutſcher Sprache gedruckt wurde.

Weil aber die Umſtände damals nicht erlaubten, die Stadt Danzig zu behaupten, und der Hr. v. Herzberg von ungefähr erfuhr, daß der Ausfluß der Weichſel, der anjetzt der Stadt Danzig zum Hafen dient, eigentlich durch den Grund und Boden der dem Könige von der Krone Polen mit abgetretenen Abtey Oliva, gieng, und die Stadt Danzig der Abtey nur einen geringen Zeitzins bezahlte, ſo nahm er daher Gelegenheit, dieſen Hafen, oder Ausfluß der Weichſel, mit dem darauf haftenden wichtigen Zoll, für den König zu vindiciren, und ſolches Recht aus den älteſten und gültigſten Urkunden zu erweiſen, und zwar durch die im Januar 1772 in wenig Tagen, während einer

ſchweren Krankheit, in Franzöſiſcher und Deutſcher Sprache entworfenen Deduktion, „Beweiſe und Vertheidigung der Rechte des Königs von Preußen auf den Hafen und Zoll der Weichſel; mit einer Landkarte und Beweisurkunden.“

Die fortdauernde ſchwere Krankheit hinderte den Staatsminiſter von Hertzberg nicht, nebſt ſeinen übrigen Amtsgeſchäften, im Junius 1773 den bündigen und merkwürdigen Traktat aufzuſetzen, durch welchen die Krone Polen: „Nicht allein ganz Polniſchpreußen, auſer den Städten Danzig und Thorn, überdem noch den ehemals von der Neumark abgeriſſenen, und zu Polen geſchlagenen Netzdiſtrikt, dem Könige von Preuſſen unwiderruflich abtreten; ſondern auch dem, in dem Welauer Frieden von 1657 vorbehaltenen Rückfalle des Königreichs Preußen, nach Abgange des männlichen Stammes des Kurhauſes Brandenburg, der Lehnherrſchaft über die Diſtrikte Lauenburg und Bütow und der Einlöſung der Staroſtey Draheim, auf ewig entſagen mußte.“ Durch dieſe wichtige Acquiſition, nebſt dem Beſitz des Weichſelſtroms, wurde die vorher noch ziemlich zerriſſene Preußiſche Monarchie mehr zu einem zuſammenhängenden Körper gebildet.

Jeder unbefangene Leſer dieſer Preußiſchen Staatsſchriften wird geſtehen müſſen, daß ſie mit ſtrenger Beobachtung der Wahrheit geſchrieben ſind, daß die Anſprüche des königl. Preußiſchen Hofes darin durch

unstreitige Thathandlungen und Urkunden erwiesen, daß ihnen auch keine ausdrückliche Entsagung und eigentlich nichts entgegen stehe, als die so bestrittene, aber in den Polnischen Rechten selbst verneinend angenommene Frage: „Ob ein langwieriger Besitz die Rechte freier und unabhängiger Staaten verjähren und aufheben könne?“

Wegen kränklicher Umstände konnte der Staatsminister von Herzberg den Auftrag des Königs nicht annehmen, daß er als königl. Bevollmächtigter die neuen Grenzen mit der Krone Polen zu Stande bringen sollte, vornemlich da er die von dem Geheimenrath von Brenkenhof nachher bei dem Grenzzuge gemachten Veränderungen nicht auf sich nehmen wollte.

Der Minister von Herzberg hatte dem Hause Brandenburg durch diese ansehnliche Vergrößerung der Preußischen Macht einen unsterblichen Dienst geleistet, und denselben durch die Erwerbung von Westpreußen dadurch noch wichtiger gemacht, daß er dem Könige angerathen, den Netzstrom dergestalt zur Grenze zu nehmen, daß derselbe nachher durch den Bremberger Kanal mit der Weichsel verbunden werden konnte. Dadurch wurde die so wichtige Vereinigung des Weichselstroms, vermittelst der Netze und Warthe mit der Oder, und dieser mit der Elbe, folglich der Ostsee mit der Nordsee dergestalt befördert, daß man von Königsberg und Danzig nach Stettin und Hamburg beständig auf

Flüſſen fahren kann. Dadurch wurde eine unumſchränkte Communication mit Polen eröfnet, ſo, daß man nicht allein aus den Preuß. Landen über Stettin, Danzig, Elbing und Königsberg, alles was Polen nöthig hat, zu Waſſer dahin bringen, ſondern auch alle Produkte dieſes großen und fruchtbaren Königreichs Polen auf der Weichſel und Oder durch obengedachte Seeſtädte in die ganze Welt verfahren kann, und die Preuß. Staaten daher auch zu Kriegs- und Friedenszeiten nie einen Mangel an Korn und andern Bedürfniſſen leiden können. Dieſes alles würde nicht haben ſtatt finden können, wenn der Miniſter von Herzberg nicht Friedrich dem Großen gerathen, lieber das damalige Polniſche Preuſſen, als die Woywodſchaften Poſen und Kaliſch, auf welche der König wegen ihrer Nachbarſchaft mit Schleſien ein vorzügliches Augenmerk richtete, zu ſeiner Vergrößerung zu wählen, und wenn er nicht auch die ihm überlaſſene Grenzziehung dergeſtalt dirigirt hätte, daß er den Nehſtrom zu einer natürlichen Grenze mit Polen annahm, und die Grenze dergeſtalt richtete, daß der König Meiſter von dem ganzen Landſtrich wurde, auf welchem er die Netze durch den bei Bromberg mit großen Koſten angelegten Kanal mit dem kleinen Brahſtrom, welcher in die Weichſel fallt, und dadurch mit der Weichſel ſelbſt vereinigen konnte. Dieſe der Preuß. Monarchie geleiſteten ſo wichtigen Dienſte ſind wenig bemerkt,

und von dem Hrn. von Herzberg selbst nach seiner natürlichen Bescheidenheit wenig geltend gemacht worden, müssen aber von jedem, der das Innere der Preuß. Monarchie kennt, mit Dank erkannt werden, und Er selbst verdiente dafür ein ewiges Denkmal, das die späteste Nachkommenschaft an seine Verdienste erinnern könnte.

Als nach Absterben des Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph, der kaiserl. königl. Hof im Anfang des Jahres 1778 einen großen Theil der Kurbaierschen Erblande an sich ziehen wollte, setzte der König von Preußen sich, vornemlich auf Anrathen des Ministers von Herzberg dagegen, und ließ durch seinen Gesandten zu Wien, den Freiherrn von Riedesel, die nachdrücklichsten Vorstellungen dagegen in den Noten vom 7. Febr. und 9. Mai thun. Die ausführliche Antwort des Wiener Hofs vom 7. Mai 1778 königl. Preuß. Seits ausführlich widerlegt. Diese sämmtlichen Schriften, ferner auch die Antwort des königl. Preuß. Ministerii auf die mündliche Antwort des Fürsten von Kaunitz vom 3. Julius, desgleichen die im Monat Junius zwischen den beiden königl. Preuß. Kabinetsministern und dem kaiserl. königl. Gesandten Grafen von Cobenzl zu Berlin gepflogene, aber abgebrochene Vergleichsunterhandlung sind sämmtlich von dem Staats- und Kabinetsminister von Herzberg ausgearbeitet, und, um den ganzen Verlauf der Sache ohne Rücksicht der Welt

ver Augen zu legen, als Beilagen der königl. Preuß. Hauptschrift: Exposé des motifs etc. genannt, beigefügt werden.

Denn da der Krieg hierauf zwischen beiden Mächten ausbrach, so entwarf und publicirte der Staats- und Kabinetsminister, Hr. v. Herzberg, um die Maasregeln des Königs von Preußen zu rechtfertigen, das bekannte Exposé des motifs, qui ont engagé Sa Majesté le Roi de Prusse de s'opposer au demembrement de la Bavière. Juillet 1778, und in Deutscher Sprache unter dem Titel: „Sr. Königl. Majestät von Preußen und Kurfurstl. Durchlaucht von Brandenburg Erklärung an Ihre Hohen Mitstände des Deutschen Reichs, über die Baierische Successionsangelegenheit, und über die Ursachen, welche Höchstdieselben nöthigen, sich der widerrechtlichen Trennung des Herzogthums Baiern zu widersetzen; nebst Beilagen und Beweisschriften." Als auch kurz nachher die bekannte Urkunde Herzog Albrecht von Oestreich, wodurch er 1429 allen Ansprüchen auf Niederbaiern entsagte, aus Baiern nach Berlin geschickt wurde, so machte der Herr von Herzberg dieselbe durch einen „Nachtrag zu der königl. Deklaration vom 3. Julius 1778" in Deutscher und Französischer Sprache bekannt. So ließ er auch noch vor Ausbruch des Kriegs eine Privatschrift unter dem Titel: „Betrachtungen über das Recht der Baierischen Erbfolge" drucken. Die Oestreichischen Schriftsteller

griffen die verhin angeführte Entſagungsurkunde vielfältig an, wurden aber durch folgende gründliche Schrift widerlegt: „Abfertigung der vom kaiſerl. königl. Hofe geſchehenen Beantwortung des Nachtrags.“ Dieſe Schrift hat den Herrn von Herzberg nicht zum Verfaſſer.

Im Monat Auguſt 1778 ſchickte die Kaiſerin Königin, Maria Thereſia, den Hrn. von Thugut an den König von Preußen, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Weil der König dazu ſehr geneigt war, ließ er die beiden Kabinetsminiſter, Hrn. Grafen von Finkenſtein und Hrn. von Herzberg, nach Frankenſtein in Schleſien kommen. Dieſe Unterhandlungen geſchahen vom 13. bis 15. Auguſt in dem Böhmiſchen Kloſter Branau. Allein ſie wurden gleich den folgenden Tag abgebrochen, weil der Hr. von Herzberg bald merkte, daß ſie nur abzielten um Zeit zu gewinnen, und den Feldzug zu vereiteln. Die Urſachen ſelbſt, und die von beiden Seiten gewechſelten Memoires wurden in folgender Schrift, in Deutſcher und Franzöſiſcher Sprache, der Welt vor Augen gelegt: „Sr. K. M. von Preußen fernerweite Vorſtellung und Erklärung an Ihre Hohen Mitſtände des Deutſchen Reichs über das widerrechtliche und friedensſtöhreriſche Verfahren Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Königin von Ungarn und Böhmen, in Anſehung der Baieriſchen Erbfolge. Berlin im Oktober 1778.“

Um die wahren Umſtände der Negotiation des Grafen von Görz mit dem Herzoge von Zweibrücken zu zeigen, ließ der Staatsminiſter von Herzberg im Monat December 1778 drucken: „Die abgenöthigte Anzeige einiger neuen und wichtigen Umſtände, welche die Angelegenheit der Baieriſchen Erbfolge, beſonders den Urſprung der Convention vom 3. Januar 1778 und die Verhandlung Sr. königl. Majeſtät v. Preußen mit dem Hrn. Herzog von Pfalz-Zweibrücken, erläutert."

Da von Seiten des Wiener Hofes eine weitläuftige Widerlegung des königl. Preuß. Exposé des motifs herauskam, beantwortete der Hr. von Herzberg dieſe, während der Friedensunterhandlung zu Teſchen, durch folgende Schrift: „Des königl. Preuß. Hofes Beantwortung der zu Wien in Druck herausgekommenen, und hier gegenüber ſtehenden Hauptſchrift, welche den Titel führt: Ihro Kaiſerl. Königl. Apoſtoliſchen Majeſtät Gerechtſame und Maasregeln in Abſicht auf die Baieriſche Erbfolge, in der wahren Geſtalt vorgelegt, und gegen die Widerſprüche des Berliner Hofs vertheidigt." Dieſe Schrift zeichnet ſich beſonders durch ihre Bündigkeit und Kürze aus.

Da der Ruſſiſch-Kaiſerliche Hof ſeine Vermittelung zur Wiederherſtellung des Friedens anbot, und ſich Hoffnung zum Frieden zeigte, ließ der König die beiden Staatsminiſter, Hrn. Grafen von Finkenſtein und Hrn. v. Herzberg, im Monat November 1778 zu ſich in die

Winterquartiere nach Breslau kommen. Der Russische Gesandte, Fürst Repnin, kam im Monat December ebenfalls dahin; dieser fieng im Januar und Februar 1779 mit dem Französischen Gesandten, Baron de Breteuil, zu Wien, eine schriftliche Unterhandlung wegen des Friedens an. Sobald man über die Hauptpunkte desselben einig geworden war, wurde im Monat März ein Friedenscongreß zu Teschen eröfnet, und daselbst der bekannte Teschner Friede von den dazu bevollmächtigten Gesadten der Höfe, die dabei interessirt waren, geschlossen. Der königl. Bevollmächtigte war der Freiherr von Riedesel. Anfänglich war der Staatsminister von Herzberg dazu bestimmt; allein obgleich in der Person des Bevollmächtigten eine Aenderung vorgieng, hat derselbe an diesem Frieden doch einen sehr großen Antheil gehabt, indem er allen zu Breslau geschehenen Unterhandlungen beigewohnt, die darüber herausgekommenen Schriften entworfen, auch selbst das Friedensinstrument königl. Preußischer Seits geändert und bestimmt hat.

Der König ließ dem Hrn. von Herzberg Gerechtigkeit wiederfahren, und erkannte den großen Antheil, den derselbe am Teschner Frieden gehabt. Zum Beweise seiner Zufriedenheit verehrte er ihm ein Geschenk, welches in einem allegorischen Denkmale von Gypsmarmor bestand, welches der berühmte Bildhauer, Alexander Trippel zu Rom, in antikem Geschmack verfertigt hatte.

Der König war bekanntlich ein groſser Verehrer der Franzöſischen Sprache, und gab dieſer vor der Deutſchen den Vorzug. Gerade zu der Zeit, als das Kabinetsminiſterium ſich bei dem Könige in Breslau befand, wagte es der Staatsminiſter von Herzberg einmal an des Königs Tafel, als man ſich über dieſen Gegenſtand unterredete, gegen des Königs Meinung zu behaupten, daß die Deutſche Sprache der Franzöſiſchen, wo nicht vor, doch gleich komme, und daß die meiſten Europaiſchen Völker aus Deutſchland, und beſonders aus den Preuſſiſchen Staaten hergekommen, welches er ſogleich mit einer Stelle aus dem Tacitus: Von den Sitten der Deutſchen, erwieß, und darüber mit dem Könige einen merkwürdigen Briefwechſel hatte.

Dies gab Veranlaſſung, daß der Hr. v. Herzberg in der öffentlichen Verſammlung — den 27 Jan. 1780 — der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, bei der Feier des Geburtstags des Königs, folgende Abhandlung in Franzöſiſcher Sprache ablas, die der K. R. Dohm überſetzte: „Abhandlung, worin man die Urſachen der Ueberlegenheit der Deutſchen über die Römer zu entwickeln, und zu beweiſen ſucht, daß der Norden des alten Deutſchlands zwiſchen dem Rhein und der Weichſel, und vorzüglich die gegenwärtige Preuſſiſche Monarchie das Stammland der heroiſchen Nationen geweſen ſey, welche in der berühmten Völkerwanderung

das Römiſche Reich zerſtört, und die Hauptſtaaten des heutigen Europa gegründet und bevölkert haben.“ Dieſe ſehr ſchöne Schrift wurde, nebſt einer kurzen Nachricht von den litterariſchen Unterhaltungen des Königs mit dem Verfaſſer dieſer Abhandlung, und einigen Breslauiſchen Gelehrten, noch in demſelben Jahr in Leipzig wieder abgedruckt.

Seitdem Friedrich der Groſſe mit dem Herrn von Herzberg und dem gelehrten Profeſſor und Bibliothekar Arlet, zu Breslau, ſich über die Deutſche Sprache unterhalten hatte, ſchien er mehr als ſonſt dieſelbe zu ſchätzen. Er gab nicht blos dem Staatsminiſter von Zedlitz, Curator der Univerſitäten, auf, die Leſung der alten Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller in den Schulen, wie auch die Ueberſetzung derſelben in die Deutſche Sprache zu befördern, ſondern der König gab noch in demſelben Jahr eine kleine vortreffliche Schrift: Sur la Littérature Allemande, heraus, die an den Hrn. von Herzberg gerichtet war, welcher den Auftrag bekam, ſie überſetzen und drucken zu laſſen. Dieſe Schrift veranlaßte mehrere, unter andern die des berühmten Abt Jeruſalem zu Braunſchweig, der auf Veranlaſſung der verwittweten Herzogin von Braunſchweig, „Aufſätze über die Deutſche Litteratur“ herausgab.

Am Geburtstage des Königs 1781 las der Herr von Herzberg in einer öffentlichen Verſammlung der

Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung vor, welche eine Vergleichung Kurfürst Friedrich Wilhelms des Großen und des Königs Friedrichs des Großen enthielt. Ist ein Auszug aus der eben angeführten Geschichte der ehemaligen Brandenburgischen Seemacht.

In demselben Jahr gab der Herr von Herzberg das sogenannte Landbuch der Mark Brandenburg, unter folgendem Titel heraus: „Landbuch des Kurfürstenthums und der Mark Brandenburg, welches Kaiser Karl IV. König von Böhmen und Marggraf zu Brandenburg, im Jahr 1375 anfertigen lassen; wie auch das Register des Landschosses einiger Kreise der Kurmark vom Jahr 1451, aus den in den Brandenburgischen Landarchiven befindlichen Originalien herausgegeben und mit Anmerkungen erläutert. Berlin. 1781. gr. 4.

In demselben Jahr besorgte der Hr. v. Herzberg von der berühmten Schrift: Compte rendu au Roy des ehemaligen Französischen Finanzministers durch den K. R. Dohm eine Deutsche Uebersetzung.

Am 24 Januar 1782 verlas er an des Königs Geburtstage in der Akademie eine Abhandlung, welche unter folgender Aufschrift gedruckt wurde: Réflexions sur la force des Etats, et sur leur puissance rélative et proportionelle. à Berlin, 1782. 4. Maj. Am 30 Jan. 1783 las er ebenfalls eine sehr merkwürdige Abhandlung vor, die unter folgendem Titel erschien: Dissertation sur les Révolutions des

Etats, et particuliérement sur celles d'Allemagne. à Berlin, 1783. 4. maj., ist auch in einer Deutschen Uebersetzung zu Berlin herausgekommen. Der bekannte und berühmte Freiherr, Samuel von Pufendorf, hinterließ ein schätzbares Fragment: de rebus gestis Friderici III, Electoris Brandenburgici, in der Handschrift, welches der Herr von Herzberg verbessert und vermehrt in Folio 1784 herausgab.

In den folgenden Jahren fuhr der Staatsminister von Herzberg fort, an des Königs Geburtstagen in der Berlinischen Akademie der Wissenschaften jedesmal eine kleine, aber sehr interessante Schrift vorzulesen, um darin einige litterarische oder politische Materien kürzlich abzuhandeln, auch zugleich die Wohlthaten darzulegen, welche der König in jedem Jahr den Preuß. Unterthanen erwiesen. So ließ er im Januar 1764 eine Abhandlung drucken: Sur la forme des gouvernements et quelle est la meilleure. Im Januar 1785: Sur la population des Etats en général et sur celle des Etats prussiens en particulier. Im Januar 1786: sur la véritable richesse des états, la balance du commerce et celle du pouvoir.

Seit dem Teschner Frieden hatte der Herr von Herzberg viel mit Staatsgeschäften zu thun, indem Kaiser Joseph II seinen Plan noch nicht aufgegeben, Bayern auf eine oder die andere Art, allenfalls durch einen Tausch gegen die Niederlande zu erhalten, und

mit der Oestreichischen Monarchie zu vereinigen. Dies Projekt wurde vornemlich zu Anfang des Jahres 1784 versucht. König Friedrich der Zweyte hintertrieb es aber durch nachdrückliche Deklarationen, welche er an die Höfe von Petersburg und Paris thun lies, die der Herr von Herzberg im Januar 1785 entwarf. Er leitete es darauf dergestalt ein, daß der König den Kurfürsten von Sachsen und Hannover vorschlug, ein Bündniß zur Erhaltung des Deutschen Reichssystems zu schließen. Dasselbe kam auch wirklich den 23 Julius 1785 vornemlich durch die Bemühungen und Unterhandlungen des Herrn von Herzberg, unter dem Namen des deutschen Fürstenbundes zu Stande, und wurde zwischen den bevollmächtigten Ministern von Brandenburg, Hannover und Sachsen zu Berlin abgeschlossen, welchem auch nachher der Kurfürst von Mainz und viele andere ansehnliche Reichsfürsten beigetreten sind.

Bei dieser Gelegenheit lies der Herr von Herzberg eine Schrift drucken, die Ursachen enthaltend, welche den König von Preußen bewogen, den Reichsständen eine Assoziation zur erhaltung des Reichssystems vorzuschlagen und sich dem Tausch von Bayern zu widersetzen. Da der Wiener Hof eine Schrift dagegen drukken lies; gab der Herr von Herzberg eine „ausdrückliche Widerlegung derselben" heraus, und veranlaßte den Geheimenrath von Dohm, eine für den Wiener Hof und wider den Fürstenbund gedruckte anzügliche

Schrift eines von Gemmingen auf die verdiente Art zu widerlegen *).

In eben diesen Jahren von 1783 bis 1786 bis zum Tode König Friedrichs des Großen beschäftigte sich der Herr von Herzberg auch damit, die in Holland zwischen der sogenannten patriotischen und Oranischen Parthei entstandenen Unruhen beizulegen, und besonders den Erbstatthalter, Prinzen von Oranien Nassau, Gemahl der Prinzessin Wilhelmine von Preußen, bei seinen Vorrechten, zugleich aber auch die Republik Holland in Ruhe zu erhalten, und den gar zu großen Einfluß der Krone Frankreich in Holland einzuschränken. Die Wirkung davon hat sich erst nach dem Tode König Friedrichs des Zweiten, unter der Regierung König Friedrich Wilhelms des Zweiten im Jahr 1787 geäußert.

Da König Friedrich der Zweite im Jahr 1786 in die bekannte schwere und letzte Krankheit fiel, ließ er den Staatsminister von Herzberg den 9 Julius zu sich nach Sans-Souci rufen, wo er bei ihm bis zum 16 August, als dem Tage seines Todes, blieb, und dadurch den größten Beweis von dem freundschaftlichen Vertrauen, womit der große König ihn bis an sein Ende beehrt,

*) Die sämmtlichen Schriften, die der Herr von Herzberg damals über den Fürstenbund bekannt gemacht, stehen in dem zweiten Theil seiner Recits publiés von S. 291 — 376.

erhielt. Er hatte die Ehre, seinen Nachfolger, Friedrich Wilhelm den Zweiten, auf den Thron zu führen, der ihn gleich darauf mit dem schwarzen Adlerorden beehrte und sich durch ihn nach Preußen und Schlesien begleiten ließ, um unter seiner Beiwirkung die Landeshuldigung einzunehmen, wobei der Herr von Herzberg selbst zu Königsberg in den Adelstand erhoben wurde, und auf der Rückreise im Namen des Königs die Huldigung zu Stettin und Cüstrin, in den Provinzen Pommern und der Neumark einnahm.

Am 24 Januar 1787, als an dem Geburtstage Friedrichs des Zweiten, an welchem das Stiftungsfest der Akademie beständig gefeiert wird, las der Graf von Herzberg in der öffentlichen Versammlung der Akademie ein Mémoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II ab, darin er die politische und kriegerische Geschichte dieses großen Königs in einem kurzen aber sehr richtigen Gemälde darstellte und zugleich die Vorrede zu der von Friedrich dem Zweiten selbst hinterlassenen Geschichte abdrucken ließ.

Am 23 August 1787, da die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Zweiten in der Akademie gefeiert wurde, las der Graf von Herzberg darin ein Mémoire historique de la première année du Règne de Frédéric Guillaume II vor. Am 21sten August 1788: Mémoire sur le vrai caractère d'une bonne histoire et sur la seconde année du règne de Frédéric Guillau-

me II. Am 1 Okt. 1789: Mémoire sur la troisième année du règne de Fréderic Guillaume II, et pour prouver, que le gouvernement Prussien n'est pas despotique. Am 30 Sept. 1790: Mémoire sur la quatrième année du règne de Fréderic Guillaume II, et sur la noblesse héréditaire, und am 6 Oktober 1791: Mémoire sur les revolutions des Etats, externes, internes et religieuses.

Am 26 Januar 1792, als dem Wiederherstellungstage der Akademie und dem Geburtstage König Friedrichs des Zweiten, kündigte der Graf von Herzberg durch eine vorgelesene Rede dem Publikum an, daß die Akademie sich vorgenommen, an der Verbesserung der Deutschen Sprache nach dem Plan von Leibniz zu arbeiten. Dieser Plan ist nebst den Reden des Grafen von Herzberg und der Herren Zöllner und Merik abgedruckt worden, und die Deutschen Mitglieder der Akademie haben seit der Zeit eine Deputation unter sich errichtet, so daß ein jedes Mitglied sich bestreben soll, die Deutsche Sprache zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen.

Da König Friedrich Willhelm der Zweite den Grafen von Herzberg gleich beim Antritt seiner Regierung zum Curator der Akademie der Wissenschaften ernannte, dirigirte derselbe seitdem die Akademie mit ausgezeichnetem Eifer. Er nahm die meisten berühmten Deutschen Gelehrten zu Berlin, welche unter der vorigen Regierung von der Akademie fast ausgeschlossen gewesen, wie auch einige Französische Gelehrte zu Berlin und die be-

rühmteſten auswärtigen Gelehrten in die Akademie auf. Dadurch ſowohl, und noch mehr durch fleißige Arbeiten und öftere merkwürdige Vorleſungen und Preisaufgaben verſchafte er derſelben ein größeres Anſehen, ſo daß ſie mit den erſten Akademien Europens wetteifern kann.

Die ſeit dem Jahr 1780 von dem Grafen von Herzberg in der Akademie vorgeleſenen Abhandlungen ſtehen nicht allein in den Mémoires der Akademie, ſondern ſie ſind auch beſonders zuſammengedruckt. Sie haben nicht allein in der gelehrten Welt, ſondern auch bei allen Europäiſchen Höfen, den größten Beifall gefunden, und einen ſehr großen Eindruck gemacht, indem man dadurch die innerliche Kraft und Macht der Preußiſchen Monarchie näher und gründlicher kennen und einſehen gelernt, wie auch ihren großen Einfluß auf das Staatsſyſtem und das Gleichgewicht von ganz Europa, und die großen und rühmlichen Anſtalten, welche die Preußiſchen Monarchen zu der innerlichen Verbeſſerung ihrer Staaten verwenden.

Das nemliche Vertrauen, das Friedrich der Zweite dem Grafen von Herzberg ſchenkte, pflanzte ſich auch auf deſſen Nachfolger Friedrich Wilhelm den Zweiten fort, und er beſorgte alle auswärtige und auch viel innerliche Staatsangelegenheiten mit aller Zufriedenheit ſeines Monarchen. Im Jahr 1787 beendigte Friedrich Wilhelm der Zweite die Hollandiſchen Unruhen und befreiete dieſe Republik und das ſtatthalteriſche Haus

Naſſau-Oranien von dem überwiegenden Einfluß des Franzöſiſchen Hofes, indem er den Herzog von Braunſchweig mit einer kleinen Armee nach Holland ſchickte, und daſelbſt die bekannte Revolution bewirkte. Dieſes hatte die Folge, daß der König von Preußen mit der Krone England und der Republik Holland im J. 1788 die bekannten defenſiven Allianztraktaten ſchließen konnte, wodurch dieſe drei Bundesgenoſſen gewiſſermaßen Meiſter des Gleichgewichts von Europa wurden und ein wohlthätiges Staatsſyſtem zur Erhaltung deſſelben und des allgemeinen Ruheſtandes errichteten.

Da im Jahr 1788 zwiſchen der Ottomanniſchen Pforte und der Kaiſerin von Rußland ein Krieg entſtand, in welchem der Römiſche Kaiſer Joſeph der Zweite, der Ruſſiſchen Kaiſerin Beiſtand leiſtete, und die Türken herüber Gefahr liefen, aus Europa vertrieben zu werden, wodurch das Gleichgewicht der Macht, beſonders in Oſten und Norden, von Europa würde gefährdet worden ſeyn, ſo ſuchte der König von Preußen ſolches durch eine bewafnete Friedensmediation zu hintertreiben und ſolches Gleichgewicht mit dem Türkiſchen Reich in Europa zu erhalten. Er bot alſo mit ſeinen Bundesgenoſſen den kriegführenden Theilen ſeine Vermittelung an, welche aber von Rußland nicht angenommen wurde.

Als der König von Schweden einen Krieg zu Gunſten der Türken gegen Rußland anfing, und darüber

von Dänemark aus Norwegen angegriffen und in die gröſte Gefahr geſetzt wurde, bewirkte der König durch eine ſtarke Deklaration gegen die Krone Dänemark, daß dieſe einen Neutralitätsvergleich mit Schweden eingehen mußte, wodurch dieſer gerettet und von der Ruſſiſchen Uebermacht befreiet wurde.

Ein gleiches geſchah in Anſehung von Polen, welches faſt gänzlich unter dem Einfluß von Rußland wirkte und eben zu einem für Preußen ſehr gefährlichen Bündniß gegen die Pforte gebracht und zur Aufbringung einer Arme von hunderttauſend Mann genöthiget werden ſollte. Dieſes verhinderte der König durch ſtarke Deklarationen, welche er durch ſeine Geſandten in den Jahren 1788 und 1789 zu Warſchau machen ließ, und dadurch den Polen Muth machte, daß ſie ſich von dem Ruſſiſchen Einfluß loszuwinden ſuchten und im März 1790 ein Defenſivbündniß mit Preußen ſchloſſen, wodurch die Unabhängigkeit von Polen geſichert, und dieſer Staat damals zu einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit gebracht wurde

Man kann mit Wahrheit ſagen, daß der König von Preußen durch die Revolution in Holland Meiſter des Gleichgewichts in Süden, und in Norden dadurch geworden, daß er Polen und Schweden vom fremden Einfluß eines übermächtigen Staats befreit. Eben dieſe kluge Staatsmaxime ſuchte der König in Anſehung des Orients durch die Erhaltung des Ottomanniſchen Reichs

in Europa auszuführen, und trug deshalb in den Jahren 1789 und 1790 nochmals seine Vermittelung den beiden kaiserlichen Höfen an. Er unterstützte sie noch mehr dadurch, daß er nicht allein eine Armee in Preußen an der Russischen Grenze zusammenziehen ließ, sondern auch im Junius 1790 selbst eine Arme von hundert und funfzig tausend Mann in Schlesien zusammenzog, sein Lager zu Schönwalde aufschlug und durch eine unmittelbare Korrespondenz mit dem neuen König von Ungarn, Leopold, eine Friedensnegociation anfing, die im Junius in einem förmlichen Friedenscongreß zu Reichenbach, zwischen den Bevollmächtigten der Könige von Preußen und Ungarn mit Beistand der Gesandten von England und Holland, durch den am 27 Julius zu Reichenbach geschlossenen Friedenstraktat, dergestalt zu Stande gebracht wurde, daß König Leopold versprach, den Türken alle seine Eroberungen wieder zu geben, und den Frieden in der nemlichen Art, wie er vor Anfang des Krieges gewesen, wieder herzustellen. Dieses wurde in dem zu Czistowa zu Bulgarien zwischen den Türkischen und Oestreichischen Gesandten, unter der Vermittelung der Preußischen und Englischen Bevollmächtigten, größtentheils bestätigt, doch so, daß des Reichenbacher Friedens darin nicht gedacht wurde, auch Preußen, das in diesem Frieden ausgedungene Aequivalent nicht bekam.

Der Reichenbacher Friede hatte zur Folge, daß der

Friede zwiſchen Rußland und der Pforte nach einer vorhergegangenen Unterhandlung zu Petersburg zwiſchen den Geſandten der drei alliirten Höfe und des Ruſſiſchen Hofes im Jahr 1791 dergeſtalt zu Stande kam, daß Rußland ſich mit Abtretung des Diſtritts von Okzakow bis an den Dnieſter begnügte, und die Moldau und Wallachei und ſeine übrigen Eroberungen der Pforte wiedergab.

Ein jeder ſieht daraus, daß der König von Preußen, durch ſeine nachdrückliche und bewafnete Vermittelung, das Türkiſche Reich gerettet, und ſein Daſeyn in Europa erhalten, wie ſolches nach den Regeln einer vernünftigen und gerechten Staatskunſt zur Erhaltung des Gleichgewichts in Europa nöthig war, ob es gleich den beiden kaiſerlichen Höfen empfindlich ſeyn mochte.

Der Staatsminiſter, Graf von Herzberg, hat dieſes Staatsſyſtem, daß Preußen als eine mittelmäßige, aber ſelbſtſtändige und durch ſeine geographiſche gute Lage und gute Regierung eine innerliche Kraft habende Macht, in Vereinigung mit andern Mächten, die auf Preußen aus allen dieſen Urſachen ein unumſchränktes Vertrauen haben müſſen, das Gleichgewicht in Süden, Norden und Oſten von Europa zu erhalten, es mit den großen Mächten Europens, Oeſtreich, Rußland, England und Frankreich, in allen großen Staatshändeln mit gleichen Schritten gehn, und ſolche gewiſ-

fermaßen lenken müſſe, ſich zur Regel der Preußiſchen Staatskunſt gemacht, und darnach ſeit dem Antritt der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten, alle Verhandlungen des Preußiſchen Hofes geleitet, und es beſonders in den Friedenskonferenzien von Reichenbach, welche er allein mit den Bevollmächtigten von Oeſtreich und den beiden Seemächten gehalten, geführt.

Die Ausführung eines ſo großen Syſtems erforderte, wegen den großen Marſch- und Kriegskoſten, einen ſehr groſſen Aufwand, und geſchah alſo nicht ohne eine merkliche Verminderung des ſonſt wichtigen Preußiſchen Schatzes. Der Graf von Herzberg ſuchte daher bei dem Reichenbacher Frieden eine billige, obgleich ſchwache Entſchädigung zu verſchaffen, durch ein project conciliatoire, nach welchem Oeſtreich die ſogenannten limites de la paiy de Passarowitz, nemlich Belgrad, mit der kleinen Wallachei bis an die Alluta behalten, dagegen aber vier groſſe Kreiſe von Gallizien, zweihundert Quadratmeilen enthaltend, an die Republik Polen, und dieſe dagegen die Städte Danzig und Thorn an Preußen abtreten, und Preußen den Zoll von Ferden ſehr herunterſetzen und den Polen einen ganz vortheilhaften Commerzientraktat verſchaffen ſollte.

Dieſes project conciliatoire aber, welches für Oeſtreich, Preußen und Polen gleich vortheilhaft, der Pforte auch wenig läſtig geweſen ſeyn würde, wurde

durch den status quo strict und die Bemühungen des Englischen Gesandten und anderer, die nicht Freunde des Grafen von Herzberg waren, und ihm die Ehre eines so vortheilhaften Friedens, als sein Plan mit sich brachte, nicht gönnten, hintertrieben, so daß der König von Preußen von seiner großen Unternehmung zur Erhaltung des Gleichgewichts im Orient, in Norden zwar viel Ehre, aber keinen Vortheil, noch Kostenersatz hatte, und vielmehr den Wiener Hof durch den ihn abgezwungenen Frieden gewissermaßen beleidigen mußte, welches nachher kaum durch die zwischen Oestreich und Preußen geschlossene Allianz hat gut gemacht werden können.

Es konnte dem Grafen von Herzberg nicht anders als nahe gehen, daß sein großer Plan, dessen Ausführung er unfehlbar, leicht und gerecht hielt, ohne Nothwendigkeit scheiterte und zurückgesetzt wurde. Diese und andere Umstände, welche für das Publikum nicht gehören, gaben Veranlassung, daß im Mai 1791 in dem Kabinetsministerium des Berliner Hofes eine Veränderung gemacht und solches noch durch zwei neue Minister verstärkt wurde, um ein großes Conseil zu formiren. Dadurch ward der Graf von Herzberg bewogen, im Anfang des Julius um seine völlige Erlassung von allem Dienst anzuhalten, und da ihm solche nicht bewilligt wurde, wünschte er wenigstens die Dispensation von allen auswärtigen Angelegenheiten, weshalb ihm

weiter keine Schwierigkeiten gemacht wurden. Diese Dispensation bewilligte ihm der König auf eine sehr gnädige Art, mit Beibehaltung seiner übrigen Posten und seines bisherigen Gehalts von fünftausend Thalern. Der Graf von Herzberg hielt zwar mehrmalen bei dem König, auch um die Niederlegung und die nicht weitere Annahme seines Gehalts an, welches aber nie bewilligt wurde. Der Graf legte also blos seine Stelle in den großen Staatsrath nieder, die Curatal der Akademie und die alleinige Direktion des Landseidenbaues, welche ihm der König im Jahr 1788 auftrug, behielt er bei, und bekam auch zugleich die Erlaubniß, die Geschichte Friedrichs des Zweiten aus den Archiven zu schreiben Die sämmtlichen Staatsschriften des Grafen von Herzberg wurden unter diesem Titel zusammengedrukt: Recueil des Déductions, Manifestes, Déclarations, Traités, et autres Actes et Ecrits publics, qui ont eté rediges et publiés pour la Cour de Prusse par le Ministre d'Etat Comte de Herzberg depuis le commencement de la guerre de 7 ans 1756 jusqu'à celui de la guerre de Baviere 1778. Volume I, à Berl. gr. 8. 1788. Volume II, depuis lannée 1778 jusqu'à l'année 1789. à Berlin 1789. Der dritte Theil, welcher die im J. 1790 mit Polen und der Pforte, und zu Reichenbach mit Oestreich geschlossenen Traktaten und Negociationen enthält, und von dem Zusammenhang derselben so wahre und zuverlässige, als interessante Nachrichten giebt, ist bis-

her für das Publikum nicht öffentlich bekannt geworden.

Die großen Verdienste des Grafen von Herzberg als Staatsministers sind von so vielen anerkannt und nach Würden geschildert worden. Der verdienstvolle aber zu früh verstorbene Herr von Holzschuher schildert ihn als gelehrten Staatsmann, im zweiten Bande seiner Deductionsbibliothek, sehr treffend, folgendergestalt: „Unstreitig ist er der größte und wichtigste Schrift„steller, den in diesem Fach (in Deductionen) Deutsch„land besitzt. Ein Staatsmann, der, nebst der ausge„breiteten Staats- und Weltkenntniß, alte und neue „Staatengeschichte, das Deutsche Staatsrecht, und was „damit in Verbindung stehet, genau kennet, die Archi„ve und Befugnisse seines Monarchen viele Jahre stu„dieret, in der Diplomatik sich eine vorzügliche Stärke „erworben hat, und sehr geprüfte Kenntnisse besitzet. „Dazu kommt noch eine durchdringende Einsicht, die „Gegenstände in ihrer eigenthümlichen wahren Gestalt „und Würde darzustellen, und ein deutlicher, reiner „körnigter, sehr gedrängter, leichter und überzeugender „Vortrag. Ich überlasse größern Kennern diese unvoll„kommenen Züge eines von Herzberg auszumahlen. „Er hat vielleicht nur wenige seines Gleichen, und ist „wirklich, was er seyn soll und will, der alles mit ei„nem Blick übersiehet, überlegt, ordnet, auswählet „und bewerkstelliget, und dadurch erprobet, was ein

„einziger Mann, wie Herzberg, allein auszuführen, „für schöpferische Kräfte in sich hat. Warum, fragt „man vielleicht, sind solche Erscheinungen so gar selten?“

George Forster, ein Mann, der viel zu früh der gelehrten Welt entrissen wurde, sagt in seinen Erinnerungen aus dem Jahr 1790, von dem Grafen von Herzberg, sehr wahr: „In der That könnte man die „lange politische Laufbahn des Grafen von Herzberg ei„nen wohlgerathenen praktischen Versuch nennen, aus „einem kleinen Reich ein sehr mächtiges zu bilden. In „drei und vierzig thatenvollen Jahren hat er allein mehr „Kabinetsgeschäfte bestritten, mehr Staatsschriften aller „Art selbst verfaßt, mehr Friedens- und Allianztraktaten „entworfen, ausgefertigt, und unterzeichnet, als alle „gleichzeitige Minister in Europa, ohne sich deshalb „den innern Angelegenheiten der Preußischen Monar„chie gänzlich zu entziehen, oder der Pflege der Wissen„schaften zu entsagen. Von dem Jahr 1746 an arbei„tete der Graf von Herzberg im Departement der aus„wärtigen Affairen, und bereits im Jahr 1756 verfer„tigte er die Staatsschriften, welche die Bewegungs„gründe des Königs von Preußen zur Eröfnung des „Feldzuges, womit der siebenjährige Krieg anhob, und „insbesondere die authentischen Beweise eines gegen den „König geschlossenen Bündnisses enthielten.“

„Die Epoche seiner nützlichern und kräftigern Ein„wirkung in das Schicksal von Europa nahm aber erst

„im Jahr 1762 ihren Anfang durch die beiden Preußi-
„schen Friedenstraktaten mit Rußland und mit Schwe-
„den. Der im folgenden Jahr geschlossene große Hu-
„bertsburger Friede legte hierauf den Grund zu jener
„innern Consistenz und Stärke, wodurch ein Monarch
„von Friedrichs Geistesgröße der anerkannte Europäi-
„sche Friedenserhalter und der Wohlthäter unsers so
„lange verehrten Vaterlandes ward. Der Graf von
„Herzberg, der diese wichtigen Traktaten ohne Zuzie-
„hung eines andern Ministers, als Staatssekretair des
„großen Königs, entwerfen und vollziehen hatte, kannte
„von nun an seinem festen und auf das in Europa über-
„haupt, besonders aber in Deutschland, zu beobachten-
„de Gleichgewicht, gegründeten politischen System, bei
„der Abfassung der folgenden großen Bündnisse, getreu
„bleiben, und vollendete, diesen Grundsätzen gemäß
„den Theilungstraktat von Polen, den Cessionstraktat
„von Westpreußen, den Frieden von Teschen, den
„Deutschen Fürstenbund, und zuletzt, im Jahr 1790, den
„Reichenbacher Frieden: einer Menge kleiner Trakta-
„ten und Allianzen nicht zu erwähnen, welche insge-
„sammt aus seiner Feder geflossen sind."

„Schon diese Angaben reichen hin, um die Ueber-
„zeugung zu gewähren, daß die Lebensgeschichte dieses
„großen Staatsmannes schreiben, beinahe so viel hieße,
„als die politische Geschichte von Europa seit dem Hu-
„bertsburger Frieden entwickeln. Was Cullu seinem

„Heinrich dem Vierten war, hätten wir, ohne seine „eigenen so treuherzig geschriebenen Memoiren, in sei„nem ganzen Umfange nie erfahren. Eben so kann nur „ein Herzberg selbst erzählen, wie viel er seinem Frie„drich war; und bis er sein Versprechen löset, und die „Geschichte dieses unvergeßlichen Königs in einem nur „von ihm zu erwartenden Zusammenhange liefert, dürf„te alles, was seine Biographen von ihm schrei„ben könnten, nur unvollkommener Versuch bleiben. „Uns indessen wird es erlaubt seyn, hier bei seinem „Bildniß an das Jahr 1790 zu denken, in welchem der „Graf von Herzberg den Reichenbacher Vertrag zu „Stande brachte, worauf er sich bald von einem unmit„telbaren Antheil an den auswärtigen Angelegenhei„ten entfernte, und die dankbaren Segenswünsche aller „patriotisch gesinnten Preußen, vom König an gerechnet, „mit sich nahm. Erwägt man im Ernst den Umfang „seiner dem Staat geleisteten Dienste, so muß man „über den Einfluß dieses Einen Mannes auf die Schick„sale von ganz Europa erstaunen. Andere Grundsätze „der Politik hätten dem Preußischen Kabinet einen ganz „verschiedenen Weg vorgezeichnet, der in entscheiden„den Augenblicken die Verhältnisse aller Reiche gänzlich „hätte ändern können. Zwar sollte man denken, die „großen, wesentlichen Punkte seines Systems wären „solche von selbst einleuchtende Axiome, daß Niemand „ohne mit unheilbarer Blindheit geschlagen zu seyn,

„davon abgehen könnte; allein in der Politik, wie in „der Sittenlehre, iſt es die Uebung allein, die das theo„retiſche Schema in empfundene Wahrheit verwandelt „und mit uns ſelbſt identificirt. Wo dieſe Uebung fehlt, „kann oft die Nothwendigkeit des Augenblicks und der „Umſtände die Theorie vergeſſen machen, die des er„fahrnen Staatsmannes Polarſtern bleibt.“

Der Graf von Herzberg hat nicht blos groſſe Verdienſte um den Preußiſchen Staat, ſondern er ließ ſich auch die Verbeſſerung und Vermehrung des Seidenbaues ſehr angelegen ſeyn. Der erſte Anfang der Maulbeerplantagen und Seidencultur in den Preußiſchen Staaten geſchah bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts. Im Jahr 1712 fand ſich in Berlin ein Italieniſcher Planteur Vicenzo Ananias ein, der durch landesherrliche Unterſtützung eine groſſe Maulbeerplantage anlegte, und in drei Stuben die Seidenſpinnerei mit ſehr gutem Erfolg trieb. Es ergingen in den folgenden Jahren wiederholte Befehle, ſowohl in den Städten des platten Landes als in den Dörfern, Maulbeerbäume anzupflanzen, wovon die Unkoſten zwar der Kirche zufallen, die Vortheile von denſelben aber ihr bleiben ſollten. Allein es ſchien nicht, als wenn davon groſſer Nutzen wäre gezogen worden, welches vornemlich daher kam, weil man noch nicht recht mit der Pflanzung und Wartung der Bäume und mit der Behandlung der Seidenwürmer umzugehen wuſte. In-

dessen nahm er unter der Regierung Friedrichs des Zweiten dergestalt zu, daß bereits im Jahr 1756 sieben Centner Seide gewonnen wurden. Dies bewog den König, die Unternehmer durch Prämien noch mehr zum Seidenbau aufzumuntern, und im Jahr 1757 wurden an 280 Thaler für Prämien ausgetheilt. Es ergingen mancherlei Verordnungen, die Anpflanzung der Maulbeerbäume und die Cultur des Seidenbaues zu begünstigen. Um den Seidenbau noch mehr zu befördern, wurde nach einer Circularverordnung vom 14 November 1782, für jedes Pfund gewonnener reiner Seide 6 Groschen und für jedes Pfund Floretseide 4 Groschen als eine Prämie, außer den gewöhnlichen besondern Belohnungen, für diejenigen, so sich darin auszeichnen, versichert. Seit 1788 errichtetete Friedrich Wilhelm der Zweite eine eigne immediate Landseidenbaucommission, und bestellte zum Präses derselben den Grafen von Herzberg, der sich schon längst um die Beförderung des Seidenbaues so verdient gemacht hatte. Seit 1779 vertheilte der Herr Graf jährlich zur Aufmunterung an diejenigen gewisse Preise zu 10 und 25 Thalern, welche gewisse Pfunde Seide, durch eignen Fleiß ohne fremde Beihülfe, gewannen; als sich hernach mehrere fanden, welche sich auf den Seidenbau legten, wurden auch mehrere Preise, aber diese in kleinern Portionen vertheilt, damit mehrere daran Antheil nehmen konnten. Die Summen die er in verschiedenen Jahren darauf verwandte, belau-

fen ſich an zehn tauſend Thaler. Da einige Perſonen den Seidenbau nicht um des Gewinnſtes willen, ſondern aus Vergnügen oder Vaterlandsliebe trieben, fand der Graf von Herzberg für gut, zur Ehre und zum Andenken des Preußiſchen Seidenbaues, eine Medaille*) von Silber 1½ Loth ſchwer prägen zu laſſen, um ſie an einige Seidenbauer, wie auch an andere Gönner des Seidenbaues zu vertheilen. Der Graf von Herzberg unterhielt auf ſeinem Gute Drig ſelbſt einen ſchönen Seidenbau.

Dieſes Gut kaufte der Herr von Herzberg von den Geſchwiſtern ſeiner Gemahlin, der Freifräulein Hyme Maria von Knyphauſen **), mit der er ſich den 28 November 1752 vermählt, für 42000 Thaler, das Eingebrachte ſeiner Ehegattin, nemlich 12000 Thaler verwandte er dazu, und legte die übrigen 30000 Thaler von ſeinem Vermögen. Dieſes Gut war damals, als

*) Dieſe Medaille, welche der geſchickte Künſtler Abramſon verfertigt, ſtellt auf der einen Seite des Königs Bildniß vor, mit der Umſchrift: [illegible] und auf der Gegenſeite die Göttin des Fleißes ſteht, welche die Seidencocons aus einem Keſſel gewöhnlicherweiſe abhaſpelt, unter einem Maulbeerbaum, auf deſſen Blättern Seidenwürmer kriechen, nebenbei ein Korb mit Seidencocons angefüllt und einige Bunde Seide, mit der Umſchrift: [illegible] und unter dem Fußgeſtelle FR. MDCCLXXXIII.

**) Ihr Vater war der Geheime Etats- und Kabinetsminiſter, Friedrich Ernſt Freiherr von Ja- und Knyphauſen.

er es bekam, nur mittelmäßig, allein durch seine vortreffliche Einrichtung unterscheidet es sich von den meisten Dörfern in dieser Gegend. Durch seinen klugen Fleiß und insonderheit durch die kluge Nutzung seiner Lage nahe bei der Hauptstadt — es liegt nur eine Meile von Berlin — zu einem der wichtigsten Güter in der Mark gemacht. Dieses Landgut liegt im Teltowschen Kreise. Es wird schon in dem, von dem Herrn von Herzberg herausgegebenen Landbuch des Kurfürstenthums und der Mark Brandenburg angeführet. Merkwürdig ist es, daß die damalige Verfassung mit der jetzigen noch größtentheils, bis auf einige durch die Länge der Zeit verursachte Veränderungen, übereinstimmt. Die volle Gerichtsbarkeit und das Patronatrecht subsistiren unter andern noch. Die ganze Feldmark bestehet aus 3000 Magdeburgischen Morgen, jeden zu 180 Quadratruthen gerechnet, davon 3000 zu kultivirten Aeckern, 1000 zu Wiesen und Weide und 1000 Morgen zu Holz genutzt werden. Die Menschenzahl bestand 1790 aus 300 Personen. Die Gutsherrschaft giebt dem Landesherrn für den Ritteracker, als Surrogat von 1½ Lehnpferd, jährlich 46 Thaler 16 Groschen, eine Abgabe, welche bei einer jährlichen reinen Einnahme von etwa 6000 Thaler sehr geringe ist.

In der Mitte des Dorfs liegt hinter einem an der Sächsischen Landstraße befindlichen kleinen See das herrschaftliche aus zwei Etagen bestehende, sehr massiv,

und nach einer guten Baukunst, an einer Anhöhe erbauete Wohnhaus von 11 Fenstern, welches auf der andern Seite einen Garten mit schönen Alleen und Lusthäusern hat. Von dem Hause selbst hat man die beste Aussicht, sowohl nach Berlin, als nach Cöpenick, so daß man an vielen Seiten mehr als 12 Dörfer übersehen kann. Das Innere des Hauses unterscheidet sich von vielen Landhäusern durch die mit Geschmack und Kunst angelegten und gezierten Zimmer, in welchen sich sonderlich der berühmte Historienmahler Herr Rode hervorgethan hat. In einem hat er die vier Jahreszeiten in den Landschaften der Brihischen Gegend, auf Leinwand zwischen Boiserie, auf eine Art gemalt, welche die Bewunderung und den Beifall aller Kenner erweckt. In einer zur Bibliothek bestimmten Gallerie hat er mit Oel auf trocknen Kalk, nach der Art eines Raphael, in Medaillens gemalt, die vornehmsten Stücke der Brihischen Landwirthschaft, als den Ackerbau, die Viehzucht, Gärtnerei, Jagd, Fischerei, den Vogelfang und Seidenbau in sehr wohlgewählten und gutausgeführten symbolischen Vorstellungen, ferner die beiden schönen Züge aus der Römischen Geschichte vom Curius, wie er in seiner Bauerhütte rothe Rüben bratet, und die Samnitischen, ihm Geschenke bringenden und um Frieden bittenden, Gesandten abweiset, und vom Cincinnatus, der hinter dem Pflug gebend von den Victoren zur Diktatur gerufen wird, und im Plafond die Morgenröthe,

welche die Nacht unter dem Monde vertreibt, eine Arbeit die von jedem Kenner bewundert wird. In einem daneben befindlichen Zimmer, hat eben dieser große Maler in einem Plafond die Iris, wie sie auf dem Regenbogen sitzt, und den Jupiter Pluvius, wie er den Regen ausschüttet, gemalt. Ein Bauer, ein Berlinischer Brauer, hat darin von diesem Lein einen sehr künstlichen en bronze angestrichenen Ofen gemacht, der einen Chinesen mit einem Schirm in einer vortreflichen Draperie vorstellet. Das Zimmer selbst ist mit einer Tapete von grüner Seide bekleidet, die deswegen merkwürdig ist, weil die Seide von dem Grafen selbst gewonnen, und weil er darauf eine Art von Naturhistorie hat malen lassen, welche die Thiere vorstellt, die sich durch gewisse sonderbare Triebe unterscheiden, und den Menschen nähern, als die Ourang-Outange, andere lange Affen und Biber. Sie bilden auch viele hundert der schönsten Thiere, Bäume, Früchte und Blumen, in ihrer natürlichen und illuminirten Gestalt ab, ingleichen den Chinesischen Monarchen mit seinen Mandarinen, wie sie pflügen, und die Gemahlin desselben mit ihren Hofdamen, wie sie Maulbeerblätter pflücken, um die Nation zum Acker- und Seidenbau aufzumuntern. Noch andere Zimmer sind theils mit zierlichen Vergoldungen, theils mit schönen und merkwürdigen Gemälden von Herrn Rode und auch von andern grossen und alten Meistern, besonders von Albert Dürer,

Kranach und andern berühmten Malern, angefüllt.

Die Wirthschaftsgebäude, vorzüglich die Kühställe sind auf die vortheilhafteste und zweckmäßigste Weise angelegt. Die Bauerhäuser stehen in zwei geraden Reihen, und der Besitzer hat sie von hölzernen Fachwerk aufführen lassen. Sie sind geleimt, mit Stroh gedeckt, und haben ein ordentliches reinliches Ansehen. Das Ganze gewährt daher eine gefällige Aussicht welche Herr Rode nebst verschiedenen Gegenden in und um Vritz meisterhaft gezeichnet hat *).

Der Graf hat die Verbesserung der Viehzucht auf seinem Gut zu einem sehr hohen Grad gebracht. Die Kühwirthschaft beschreibt er selbst **). Er ließ nemlich die Ordnung der halben und nicht, wie in mehrern Schriften gesagt ist der ganzen Stallfütterung beobachten. Er hielt 70 bis 80 Melkkühe, großer, frischer Art, woven ihm jede Kuh im Durchschnitt jährlich 40

*) Gegend in Vritz von B. Rode acht Zoll breit, vier und sieben Achtel Zoll hoch. Aussicht von Vritz; gezeichnet von B. Rode, gestochen von Berger 1780, acht Zoll breit, fünf und ein Achtel Zoll hoch.

**) In der Vorrede zu der akademischen Preisschrift des Predigers Grafmann in Pommern (Berlin 1788. 8. S. 133.) über die allgemeine Stallfütterung des Viehes und die Abschaffung der Viehhaltung der Brache und die Eintheilung in vier Felder.

Thaler einträgt, da die Milch wegen der Nachbarschaft von Berlin sehr gut verkauft werden konnte. Die Zugpferde wurden beständig im Stall gefüttert. Die Ochsen, die Fohlen und das gröste Rindvieh wurde im Winter im Stall gefüttert, den Sommer über aber theils auf der Brache, theils auf den gemeinen Weiden, und nach der Erndte auf den Stoppeln gehütet, um das Futter zu sparen und die Weide zu nuhen.

Eine allgemeine Stallfütterung der Schaafe wurde vom dem Grafen als gefährlich und höchst schädlich für den Staat angesehen, und die gewöhnliche Hütung auf den Brach- und Stoppelfeldern, Wiesen, Weiden und auf den gefrornen Saaten vorgezogen. Er hielt ohngefähr tausend Stück. Die Spanische Schaafzucht betrieb der Graf anfangs nur im Kleinen, hernach aber etwas gröser. Da der Ertrag das Doppelte von den hiesigen Schaafen beträgt.

Mit dieser Viehzucht, und insbesondere mit der Kuhwirthschaft, stehet der Bau der Futterkräuter in genäuester Verbindung. Der Herr Graf hat das groſe Verdienst, den entschiedenen Vorzug der Luzerne durch seine Versuche zuerst bestätigt, ihren Gebrauch durch Aussetzung eines Preises bei der Akademie der Wissenschaften verbreitet, und nebst den Erfahrungen des Oberamtmannes Simonetti zu Boſen bei Frankfurt an

der Oder dieſelnigen dem Publikum durch den Druck mitgetheilt zu haben *).

Vorzüglich verdient auch die muſterhafte Holzerſparung und Forſtwirthſchaft auf dem Gute Brih erwähnt zu werden. Was nicht zu Acker- und Gartenland genutzt wird, hat der Graf mit Kienen- und Eiſenholz beſäen laſſen, ſo daß nur wenige ganz ſandigte Ruthen Landes unbebaut ſind. Das Eiſenholz iſt in 25 Haus vertheilt. Kein Baum wird umgehauen, ſondern er wird in der Wurzel losgegraben, und ſo durch ſein eignes Gewicht umgeriſſen. Hierdurch erſpart man eine große Menge harzigten und kienigten Holzes, und macht das Land gleich wieder zum beſäen urbar. Die Gärten ſind ſtatt der hölzernen Gehege mit Mauern von Feldſteinen, die 4½ Fuß hoch ſind, umgeben, welches zugleich die Annehmlichkeit einer guten Ausſicht gewährt. Es ſind dazu alle mittlere Steine von den Feldern durch Kinder und alte Leute geſammelt die großen aber nicht, wie gewöhnlich, mit Pulver zerſprengt, ſondern durch herumgelegtes ſchlechtes Reißholz oder Kientangen erhizt, und durch eiſerne Hammer nach ihren Adern und Lagen in geraden Schichten von einander geſchlagen werden. Die neuen geraden 30 Fuß breiten Wege hat der Graf von beiden Seiten mit

*) Oekonomiſche Erfahrungen und Nachrichten von dem Naturkund Luzerne. Berlin 1789. 8.

Pappelweiden, Obst- und Maulbeerbäumen und mit Graben einfassen lassen. Besonders zeichnet sich ein durch morastige Wiesen gezogener Damm auf der Cottbusser Straße aus, wodurch man viel gutes Land zugleich gewonnen hat.

Von dem auf diesem Gute getriebenen Seidenbau habe ich schon oben geredet. Auf einem eingegangenen Weinberge hat er nemlich eine starke Maulbeerpflanzung angelegt, wobei 6 Wochen lang im Junius und Julius, als wo es die wenigste Feldarbeit giebt, viele ganz alte oder junge Personen nützlich beschäftigt werden. Durch den Tabacksbau hat der Graf seit einigen Jahren etwa 20 bis 30 Centner gewonnen, so wie die Branteweinbrennerei und die in dem benachbarten Dorfe Ricksdorf angelegte Brauerei ihm keine geringen Vortheile verschaften.

Kaum kann man sich von der Ordnung und Genauigkeit, von der Thätigkeit und dem Kunstfleiß, womit seit 1753 dieses Gut administrirt wird, ohne Einsicht der Tabellen und Haushaltungsregister einen Begrif machen. Und doch war es nur Erholung von den überhäuften Staatsgeschäften, wenn der Herr Graf täglich zweimal sich vom Haushalt Bericht abstatten lies. Doch war es nur einmal in der Woche, gewöhnlich am Mittwoch Vormittags, wenn er sich persönlich von der Ausführung seiner in das genaueste Detail gehenden Anordnung überzeugte, und seine glücklichen Unterthanen

unmittelbar belebrte. An die Verbeſſerung dieſes Guts wendete er mehr als 50000 Thaler und ſetzte es in einen ſolchen Stand, daß es mehr als 150,000 an Werth iſt. Auſſer dieſem Hauptgut beſaß der Herr von Herzberg noch verſchiedene Güter im Neuſtettiniſchen Kreiſe. Sie ſind bei unglücklichen Zeiten gröſtentheils verpfändet geweſen, und ſeit dem J. 1725 theils von ſeinem Vater, theils aber ſeit dem J. 1752 von ihm wieder eingelöſt und an die Familie gebracht worden. Sie beſtehen in den halben Gütern Lottin, Bahrenbuſch und Barken, ferner den kleinen Buſchgütern Jeduth, Babylen, Steinburg, Neuherzberg, Strummelkamp und Naddatzenkrug, wozu noch das Erbrecht an die andere Hälfte von allen Herzbergſchen Gütern gehört. Der Univerſalerbe ſeines ganzen Vermögens iſt ſein Halbbruder, der ehemalige Rittmeiſter, Ernſt Rudolf Graf von Herzberg.

Bekanntlich war der Graf von Herzberg ein groſſer Verehrer Friedrichs des Einzigen; in ſo vielen Fällen war er ſein Rathgeber geweſen, und Friedrich betrachtete ihn als ſeinen vertrauten Freund, den er auch in den letzten Tagen ſeines Lebens ſtets um ſich hatte. Er forderte ſeine Landsleute, die Pommern auf, dieſem groſſen Mann, deſſen Wohlthätigkeit und Gnade ſie ſo vielfältig erfahren, ein ihm würdiges Denkmal zu ſetzen. Er eröfnete dazu, nachdem er ſeinen Monarchen um Erlaubniß gebeten, den 5 Auguſt 1791 eine Subſcription.

Der berühmte Bildhauer Herr Schade verfertigte eine marmorne Bildsäule von Friedrich dem Zweiten, von Carrarischem weißen Marmor in seiner gewöhnlichen Deutschen Militairkleidung, aber mit dem königlichen Mantel geziert; das Fußgestelle ist von Schlesischem Marmor 7 Fuß hoch. Diese Bildsäule sollte im September 1792 schon fertig seyn, allein es verzögerte sich damit bis 1793. Die Subscription war auch nicht so ausgefallen, als der Graf von Herzberg wünschte und erwartete. Anfänglich hatte er sich blos mit hundert Thalern unterschrieben, hernach gab er den größten Beitrag nemlich tausend Thaler dazu. Er selbst war am 10ten Oktober 1793 bei der feierlichen Einweihung dieser dem großen König zu Stettin errichteten Statue zugegen und eröfnete diese Feierlichkeit mit einer Rede *). Stettin wird also nie seinen großen König vergessen, allein auch nicht den Grafen von Herzberg, der dieser Stadt sehr gewogen war, weil sie die Hauptstadt seines Vaterlandes ist, und weil er auf dem dortigen akademischen Gymnasium den ersten Grund zu seinen Kenntnissen und Wissenschaften gelegt. Er schenkte nicht allein dieser gelehrten Anstalt manche beträchtliche Werke, sondern er gab auch jedem Lehrer derselben seit

*) Man kann davon nachsehen „die umständliche Nachricht von der dem großen König Friedrich dem Zweiten zu Stettin errichteten marmornen Bildsäule. 4. Berlin bei Decker 1793."

zwanzig Jahren eine jährliche Zulage von zwanzig Thalern.

Der Graf von Herzberg war in Anſehung ſeiner Geſundheit nicht der ſtärkſte, und wie leicht konnten auch ſeine vielen anhaltenden Geſchäfte ſelbſt die dauerhafteſte Geſundheit ſchwachen. Im Monat November des Jahres 1780 befiel ihn nach einer Blutſtürzung eine gefahrvolle Krankheit, wovon ihn die Vorſehung jedoch befreiete, ſo daß er im Anfang des Jahres 1781 ſich wieder hergeſtellt ſah. Der König war ſehr für das Leben dieſes würdigen Mannes beſorgt, und gab Befehl, daß in der Nähe ſeines Hauſes keine Wagen fahren ſollten, auch ließ er ſich durch ſeine Jäger von Zeit zu Zeit nach ſeinem Befinden erkundigen.

In den beiden letzten Jahren ſeines Lebens muſte er viel von krampfhaften Zufällen ausſtehen, womit er behaftet war. Dieſe nahmen dergeſtalt zu und wurden immer anhaltender und heftiger, bis ſie ihn endlich in den letzten Monaten des Jahres 1794 der Sprache beraubten, ſeinen Körper immer mehr entkräfteten und am 27 Mai 1795 Abends um ½ auf 11 Uhr ſein merkwürdiges Leben endigten, deſſen Summe 69 Jahr, 8 Monate und 25 Tage beträgt, wovon er beinah 50 Jahr rühmlich im Dienſt des Staats verwendete.

Die Beiſetzung der Leiche des Grafen geſchah am Mittwoch darauf, an welchem Wochentage er gewöhnlich in Preis zu ſeyn pflegte, mit allem ſeiner Würde ange-

meſſenen Anſtand. Der Herr O. C. Rath Hecker hatte das Chor der königl. Realſchule herausgeſucht, um einige Trauerarien abzuſingen. Der Herr Prediger, Dr. Koch aus Berlin, hielt im Hauſe die Standrede und in der Kirche der Prediger Wolf zu Beth vor der Brittiſchen wahrhaft leidtragenden Gemeine und einer zahlreichen Verſammlung aus Berlin im Angeſicht des vor dem Altar ausgeſtellten Sarges *).

Auf dem Sarge befand ſich folgende Inſchrift:

Sr. Excellenz
Herr
EWALD FRIEDRICH Graf von HERZBERG
Königlicher Wirklicher Geheimer Staats - Kriegs- und Kabinets - Miniſter Curator der Akademie der Wiſſenſchaften Ritter des Schwarzen und Rothen Adler - Ordens, Erbherr zu Fritz Lotzin etc.

Ein Mann
deſſen bloſſer Name ſein Lobſpruch iſt
deſſen Andenken

*) Man ſehe: Gedächtnispredigt auf den Herrn Grafen von Herzberg am Tage ſeiner Beiſetzung, den 3ten Jun. in der Kirche zu Beth gehalten, nebſt einem kurzen von der Kanzel verleſenen Abriß ſeiner merkwürdigſten Lebensumſtände von dem Prediger zu Beth, Joh. Wilh. Franz Koch. gr. 8. Berlin 1795.

die dankbare Nachwelt ehren
und
sich mit der Preussischen Geschichte
verewigen wird
geb. am 2. September 1725.
gest. am 27 May 1795.

Ein würdiger, allgemein berühmter Gelehrter und vieljähriger Freund des verstorbenen Grafen, wollte ihm eine Lateinische Inschrift zu einem steinernen Monument in seinem Gewölbe oder der Erde, das er in der Kirche zu Drib anbauen lassen, aber doch auf dem Deckel des Sarges setzen, sie ist aber nicht zu diesem Behuf gebraucht worden. Wie sehr diese vortrefliche Inschrift verdient allgemein bekannt zu werden, darüber mögen Kenner urtheilen:

Pio. Manibus
Viri. illustrissimi. excellentissimi. atque
celeberrimi
EWALD. FRID. COMITIS. DE. HERZBERG
Regis. Borussi. Administri. Status
in. sanctissimo. senatu
Academiae. scientiarum. reg. Curatoris. etc. etc.
Civis. et. Maecenatis. sine. pari
Nati. d. 11. Sept. a. CIↃIↃCCXXV
lacrymiendo. non. minus. etiam. maerendo

Sinistra. quibus. sua. patriaque. supervixit fata.
Indeque. non. sine. acerbissimo. omnium
Patriae. salutem. precantium. dolore
absumti
Denati. d. XXVII. Maji. a. CIↃIↃCCXCV
Cuius. exquisitissimam. eruditionem
mirata. est. respublica. litteraria
vt.
Incomparabilem. humanitatem. et. liberalitatem
Sui. omnesque. altum. hunc. et. egregium. virum
adeuntes. venerati., sunt
ac.
quod. maximum
Singularem.ejus. fidem. et. summum.atque.indefessum
in. rebus. agendis. publicis
semiseculare. fere. studium
F R I D E R I C V S. M.
ad. ultimos. vitae. suae. dies
suspexit
Patria. vniuersaque. Europa
cognouit
S a c r u m

Molliter. sic. ossa. tanti. viri. cubent!

Pos. ejus. L. ann. familiarissimus. O.

Aus der vorhergehenden Biographie ergiebt es sich, daß der Herr Graf von Herzberg sich von mehr als ei-

ner Seite einen sehr großen Namen erworben hat. So lange die Geschichte der Preußischen Monarchie und des großen Friedrichs Regierung im Andenken bleibt, so lange kann auch Hertzbergs Name nicht vergessen werden. Seine Theilnehmung an den Regierungsgeschäften in dieser Zeit, seine dem Lande so nützlich gewesenen Arbeiten und Rathschläge müssen seinen Namen verewigen. Eben so unvergeßlich wird er durch manche seiner Tugenden seyn.

Liebe zum Vaterlande ist eine Tugend, die wir ihm mit Recht beilegen können, die auch seine Feinde — welcher große Mann sollte nicht Feinde haben! — ihm nicht streitig machen werden. Der Geist der Vaterlandsliebe weht in seinem ganzen Leben, in seinen Handlungen und Schriften. Vaterlandsliebe war die herrschende unter seinen Tugenden, woraus mehrere andere entsprangen. Groß und lebhaft war seine Freude, wenn ihm irgend eine gute Absicht zum besten des Landes gelang; und jeder allgemeine Unfall, jede Gefahr von ferne, oder auch alles, was ihm nur fürs Land nachtheilig schien, bekümmerte sein Herz, und rührte ihn oft, wie alle wissen, die um ihn waren, zu heißen Thränen.

Fleiß und Thätigkeit war eine andere eben so unleugbar ihm eigne Tugend. Von Jugend auf daran gewöhnt, war ihm Arbeitsamkeit noch im hohen Alter eigen. Selten machte er Gebrauch von der mancherlei

Hülfe, der er sich hätte bedienen können, sondern sein Kopf allein regierte größtentheils das große Werk; nicht selten beraubte er sich der nöthigen Erholung und Ruhe, gewöhnlich währte seine Arbeit bis tief in die Nacht hinein, und fieng oft schon am frühen Morgen wieder an. Alle Gesandten des Königs von Preußen an auswärtigen Höfen müssen wöchentlich zwei mal berichten und erhalten eben so oft auf ihre Depeschen Antwort und Instruktion. Alle diese Arbeiten, die bei besondern Zeitumständen noch beschwerlicher waren, übernahm er größtentheils allein. Wenn er so, spät bis 1 Uhr in die Nacht und länger, gearbeitet hatte; so kam wohl früh um 3 oder 4 Uhr schon wieder der Courier mit neuen Depeschen: er stand denn oft allein auf, nahm sie ihm ab, fieng an zu lesen und zu arbeiten, und ließ seine Leute, die sich auch spät niedergelegt hatten, ruhen, ohne sie zu wecken.

Gutthätigkeit und Bereitwilligkeit zu helfen war auch nicht der geringste Zug in seinem vortreflichen Charakter. Aus dem Vorhergehenden haben wir schon gesehen, welche Summen er zum besten des Landes hergab. Der königl. Realschule in Berlin schenkte er zur Reparatur des Pädagogiums im J. 1793 1000 Thaler. Den durch den Brand zu Ruppin Verunglückten schenkte er 100 Thaler. Ueberhaupt schickte er bei allen in der Nachbarschaft sich ereignenden Feuersbrünsten und andern Unglücksfällen aus freien Stücken seine Bei-

ſteuer an Korn, Geld, ſelten unter dem Werth von 50 Thaler. Viele arme Gelehrte, und Studirende können ſeine Mildthätigkeit rühmen. In Berlin bekamen mehrere monatlich ein Gewiſſes. Auch Holz verſchenkte er zum öftern an die königl. Realſchule, an Arme, oder andere Perſonen, denen er gewogen war. Seine ganze Dienerſchaft hat er im Teſtament reichlich bedacht *).

So ſehr ihn ſein Stand über andre erhob, ſuchte er doch keine Ehre darin, ihn in ſeinem Betragen gegen andre geltend zu machen, Geringere verächtlich zu behandeln, oder ſie ganz von ſich zu entfernen; vielmehr begegnete er jedermann, auch des geringſten Standes, anſtändig und gütig. Jeder Tagelöhner und Dienſtbote, ja jedes Kind aus ſeinem Gute hatte zu ihm freien Zutritt. Er beſuchte zum öftern die Schule des Dorfs, munterte die Kinder auf zum Fleiß, forſchte nach ihren Fortſchritten, fragte nach den Wegbleibenden, bekümmerte ſich um die Kranken, ging ſelbſt zu

*) Sein Kammerdiener und ſein Hausſekretair bekam jeder 1000 Thaler, drei von ſeinen Bedienten jeder 300 Thaler, der vierte 200 Thaler, der Koch 5000 Thaler, Mad. Fournier 300 Thaler, die Dahlen 200 Thaler, das Waſchmädchen 200 Thaler, das Hausmädchen 200 Thaler, die Köchin 100 Thaler, der Prediger Wolf zu Veiz 150 Thaler, der Küſter 50 Thaler, der Verwalter 200 Thaler, der Jäger 50 Thaler. Das ganze Teſtament iſt im Decemberſtück 1795 der Berl. Monatsſchrift S. 497 - 515 abgedruckt.

ihnen, erkundigte sich nach ihrem Zustande, sorgte für ihre Wiederherstellung, und dies geschah noch, da er selbst schon schwach und krank war. Wenn gemeine Leute, Bauern von den benachbarten Dörfern ꝛc. ihn in der Stadt zu sprechen verlangten, und er nur irgend einen Augenblick übrig hatte, wurden sie gewiß nicht abgewiesen. Es ereignete sich oft, daß fremde Küster und Wirthschafter nach Britz kamen, um den Seidenbau oder die ökonomischen Einrichtungen zu besehen, alsdenn führte er sie Stunden lang herum, zeigte und erklärte ihnen alles, ließ sie darauf bewirthen, oder zog sie auch an seinen Tisch; denn er wußte, daß er doch der blieb, der er war, wenn er auch mit Geringeren an einem Tische aß.

Große Tugenden erregen Neid, und so hatte auch der Graf von Herzberg Feinde und Tadler genug. Allein unverantwortlich wird es ewig bleiben, daß der veraltete beständige Sekretair der Akademie, der Herr Geheimerath Formey *) statt einer gewöhnlichen Eloge auf verstorbene Mitglieder, durch den Herrn Direktor Merian, auf ihren eigenen, und über alle Mitglieder

*) Ebenderselbe, welcher in seinen Souvenirs d'un Citoyen 8. à Berlin 1789 Friedrich den Zweiten, seinen großen Wohlthäter, auf die schändlichste Art mißhandelt hat. Diese Schmähschrift ist gründlich widerlegt in: Frédéric II. Voltaire, Jean-Jacques, d'Alembert, et l'Academie de Berlin vengés du Secrétaire perpetuel de cette Academie, ou M. Formey [illegible] 8. à Paris 1789.

durch seine weitläuftige Gelehrsamkeit und groſsen Verdienste um den Preuſs. Staat sehr weit erhabenen Curator, in der letzten öffentlichen Sitzung der Akademie den 1 Oktober des verigen Jahres eine Schimpf - Schand- Spott- und Schmähschrift hat ablesen lassen. Ein biederer Deutscher Mann, da es zu beider Schande gereicht, würde wohl so etwas nie gethan haben. Des Herrn Formey Schmähschrift auf Friedrich den Zweyten wurde widerlegt, und diese auf den Grafen von Herzberg, wird nächstens unter folgendem Titel widerlegt werden: Vindiciae nominis Germanici contra impernm obtrectatorem sine pari impudentissimum Gallum gerronem Berolinensem publicum ἀχάριστον etiam criminis reum ad omnium qui adluere expectationem est mentem exaratae ab veritatis cultore sine ira et studio.

Anzeige.

Pantheon der Deutschen, 2r Theil 35 Bogen gr. 8. brochirt ist für 3 Rthlr. nunmehr in allen Buchhandlungen zu bekommen. Da das Deutsche Publikum über den Werth dieses Nationalwerks durch den fleißigen Ankauf desselben völlig entschieden hat, so ist wohl eine weitere Anpreisung gänzlich unnöthig, und ich brauche nur den Inhalt des gegenwärtigen zweiten Theils hier anzugeben. Kaiser Rudolph von Habsburg vom Hn. geheimen Hofr. Girtanner, Gottfried Willhelm Freyherr von Leibnitz vom Herrn Professor Eberhard, und Gotthold Ephraim Lessing vom Herrn Schink geschildert, machen den Inhalt aus. Kupfer sind vierzehn Stück, als drei Portraits und eilf andere von folgendem Inhalt: No. 1. Das Titelkupfer stellt des Lessingen zu Wolfenbüttel errichtet werdende Denkmal, und No. 2. die Titelvignette das Aeußere des Pantheons zu Rom vor. No. 3 Kaiser Rudolphs Gegenwart des Geistes. No. 4. Kaiser Rudolph vergiebt großmüthig seinem überwundnen Feinde. No. 5. Kaiser Rudolphs Genügsamkeit. No. 6. Kaiser Rudolph als Feldherr. No. 7. Leibnitz wählt zwischen der alten und neuen Philosophie. No. 8. Leibnitz wird Sekretair einer geheimen Gesellschaft von Alchimisten, um sich in ihren Geheimnissen zu unterrichten. No. 9. Leibnitz behauptet, daß nicht zwei Blätter einander völlig ähnlich seyn. No. 10. Leibnitz stirbt. No. 11. Lessings

Gehorsam gegen seine Eltern. Die Namen der Künstler sind: Arndt, Berger, Karcher, Kininger, Kohl, Küssner, Schubert und Schule. Der Inhalt des dritten Theils, welcher bald folgen wird, ist dieser: 1) Kopernikus vom Herrn Hofrath Lichtenberg. 2) Churfürst Moritz von Sachsen, vom Herrn Professor Woltmann. 3) Ulrich von Hutten vom Herrn Kanzleidirektor Wagenseil, und 4) Herrmanns Schlachten vom Herrn Finanzsekretair Schlenkert. Noch bemerke ich, daß auch von dem ersten Theile, welcher Luthern und Friedrich den Zweiten schildert, wieder Exemplare mit guten Kupferabdrücken zu haben sind. Chemnitz, am 1 Jn. 1796.

K. G. Hofmann

Dann ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen: Deutschlands Annalen des Jahrs 1794. Erster Band. 8. 1 Rthlr. 8 Gr. brochirt, wozu Mosers Portrait nebst dem in Kupfer gestochenen Titel beim zweyten Theile als Rest geliefert wird. — Der Titel dieses continuirenden Werks ist schon hinlänglich, um auf dasselbe aufmerksam zu machen, da es die Geschichte des Tags unsrer Nation in allen ihren Zweigen enthalt. Jeder Jahrgang wird immer zwey Bände in sich fassen, wovon der gegenwärtige Erste mit dem Jahre 1794 beginnt. Er enthält: Erstes Buch. Allgemeine Geschichte der Nation. 1. Ein-

leitung. II. Allgemeine Darstellung der Lage Deutschlands im 1794sten Jahre in Bezug auf seine Vertheidigung. 1. Aufstellung eines eigenen Reichsheers. 2. Erhöhung eines Reichscontingents. 3. Allgemeine Bewaffnung des Volks. 4. Uebrige angewandte Mittel zu thätiger Belebung des allgemeinen Vertheidigungseifers. III. Allgemeine Reichsangelegenheiten überhaupt. 1. Die königl. Preußischen Verpflegungsanträge. 2. Preußisches Subsidienheer. 3. Kaiserl. Verpflegungsanträge. 4. Wilhelmsbader Fürstencongreß. 5. Sonstige allgemeine Reichsangelegenheiten. IV. Reichstagsverhandlungen. 1. In der Reichskriegsmaterie. 2. Sonstige allgemeine Reichsangelegenheiten betreffend. 3. In einzelnen ständischen und Rekurssachen. 4. Personal der Reichsversammlung. V. Reichstagslitteratur. 1. Schriften, die allgemeinen Reichsangelegenheiten unmittelbar betreffend. a) Den Reichskrieg. b) Die Handlung mit Frankreich. c) Vermischte Gegenstände. 2) Durch einzelne Gegenstände veranlaßt. VI. Reichs-Operations-Cassa-Sachen. VII. Reichskriegsvorfälle. VIII. Friedensunterhandlungen betreffend. Zweytes Buch. Einzelne Geschichte Deutschlands. I. Geschichte der Kreisverhandlungen. 1. Des Chur und 2. Oberrheinischen, 3. Fränkischen, 4. Schwäbischen Kreises. II. Geschichte des katholischen und evangelischen Reichskörpers. III. Geschichte der freyen Reichs-Ritterschaft, mit Einschluß anderer Reichsunmittelbaren. IV. Geschichte der

einzelnen Deutschen Staaten nach den Kreisen. Drittes Buch Geschichte der Tribunale. I. Der höchsten Reichsgerichte. a) Des K. Reichshofraths. b) Des K. Reichskammergerichts. II. Der einzelnen ständischen Gerichte. Viertes Buch. I. Sittengeschichte. II. Geschichte der Volkserziehung und Volksbildung. Fünftes Buch. Denkwürdigkeiten, berühmte Deutsche betreffend. Sechstes Buch. Geschichte des Theaters. I. Geschichte der Bühnen. II. Geschichte der dramatischen Dichtkunst. Siebentes Buch. Geschichte der Musik. In dem zweyten Bande werden die übrigen nach dem Plan dieses Unternehmens angeordneten Artikel für das erwähnte Jahr ausgeführt werden. Der Herausgeber ist der berühmte Herr Reichsgraf Julius Soden in Nürnberg, und die Ausführung eines so schweren Unternehmens hat mit diesem ersten Bande, wenn auch nicht die ganze Vollkommenheit des Zwecks, doch einen Grad erreicht, der an derselben in der Folge nicht zweifeln läßt. Chemnitz, am 1 Jul. 1796.

Karl Gottlieb Hofmann.
Buchhändler.

Königl. Museum Bibliothek Berlin

Druckfehler.

Seite 21, Zeile 9 ließ Cellenbach statt Cellenbach
Seite 3[illegible], Zeile 14 ließ [illegible] statt [illegible]

Gallerie

aller merkwürdigen Menſchen,

die

in der Welt gelebt haben.

Achtes Heft.

Chemnitz,
bei Karl Gottlieb Hofmann,
1797.

FRIEDRICH der ZWEITE

König von Preussen.

geb d 24 Jan 1712. gest d 17. Aug 1786.

Friedrich der Zweite,

König von Preussen.

Groß iſt der große Mann durch ſich
Und ſeines Denkens Kraft!
Kennſt du den großen Friederich
In Heldeneigenſchaft!
Den Großen! den zufriednen Mann
Der Menſchheit Stolz und Glück!
Der, wen Er reich nicht machen kann,
Froh macht, mit einem Blick!

Gleim.

Chemnitz,
bei Karl Gottlieb Hofmann,
1797.

ÖFF. WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Ihro Königl. Hoheit

der

verwittweten Herzogin von Braunschweig,

Philippine Charlotte

unterthänigst gewidmet

von

dem Verfasser.

Man würde ungerecht handeln, wenn man nicht zur Ehre der Menschheit gestehen wollte, daß es zu allen Zeiten vortrefliche Regenten gegeben, die es sich zur Pflicht gemacht, das Wohl ihrer Unterthanen zu befördern, ihre Staaten zu beglükken und zu zeigen, daß sie des hohen Postens nicht unwürdig sind, den ihnen die Vorsehung angewiesen hat. Auch unser gegenwärtiges Jahrhundert hat mehrere rühmliche Regenten hervorgebracht, die mit Recht der Stolz ihrer Unterthanen, die Väter ihres Vaterlands genannt werden können. Unter diesen großen Männern verdient unstreitig den ersten und vornehmsten Platz, Friedrich der Zweite, König von Preussen.

Die Kronprinzessin Sophia Dorothea, Tochter des Kurfürsten Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg, nachmaligen Königs von Grosbritannien, vermählt mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preussen, war eine glükliche Mutter von vielen Kindern. Ihre beiden ersten Söhne starben, ehe sie noch ein volles Jahr alt waren, und nun brachte sie den 24 Januar 1712 unsern Friedrich zur Welt, der zwar der

der Taufe, die der reformirte Bischof von Bär mit vieler Pracht verrichtete, die Namen Karl Friedrich bekam, jedoch den ersten niemals führte. Seine erste Erziehung erhielt er unter den Augen seiner Mutter von der Wittwe des Obersten du Val de Rocoules, die bereits bey seinem Vater Oberhofmeisterin gewesen war. Sie war es, die ihm die erste Vorliebe zur französischen Sprache einflößte, die mit den Jahren zunahm, da er die Meisterwerke der französischen Nation studirte, mit den größten Männern derselben einen Briefwechsel unterhielt, und einige sogar persönlich kennen lernte.

Bei zunehmenden Jahren wurden dem Prinzen der Generallieutenant Graf Fink von Finkenstein und der Oberstlieutenant von Kalkstein zu Oberhofmeistern verordnet. Friedrich Wilhelm trat den 25 Februar 1713 die Regierung an, schränkte die übermäßige Pracht ein und bestrebte sich, nach und nach die großen Schulden abzutragen, welche unter seinem Vater waren gemacht worden. Er war ganz zum Soldaten geboren, daher bekam der preußische Staat durchaus ein militärisches Ansehen, die Finanzen wurden besser verwaltet und überall herrschte eine Ordnung und Pünktlichkeit in den Geschäften, die noch gegenwärtig musterhaft ist. Friedrich Wilhelm war ganz Soldat, und seine Kinder wurden als Soldatenkinder erzogen, das heißt, hart; frühzeitig mußten sie Strapazen und Mühseligkeiten ertragen lernen, von unten auf dienen, und sich wie jeder andere Soldat, den militärischen Strafen unterwerfen.

Bei dem Prinzen Friedrich wurde hierin keine Ausnahme gemacht, ob er gleich von Natur schwächlich war. Der Kadet

von Rentzel lehrte den Prinzen das Exerciren. Er hatte während der Lehrzeit nichts vor einem gemeinen Soldaten voraus, er trug sein Kommißhemd, seinen groben kurzen Tuchrock, seine Patrontasche, sein Ober- und Untergewehr. Auf dem Schloß that er seine Wachen selbst bey der strengsten Witterung.

Indessen wurden dem Prinzen verschiedene Lehrer gehalten, die ihn in den Wissenschaften und Künsten unterrichteten. Einer der vornehmsten war du Han de Jandun, der ihm zuerst Geschmack an der wahren Gelehrsamkeit beizubringen wußte, der das Herz des Prinzen mit dem Verstand bildete und daher mit Recht die Achtung verdiente, die ihm sein Zögling auch noch in der Folge erwies. Der Oberstwachtmeister von Senning unterrichtete ihn in der Mathematik und Festungsbaukunst, der am berlinischen Gymnasium stehende Schulkollege Curas im Schreiben und in der Geschichte. An den sogenannten ritterlichen Uebungen brachte er es in kurzer Zeit so weit, daß er allgemein bewundert ward, wer ihn nur tanzen oder reiten sah. Französische Lektüre, Dichtkunst und Musik waren seine Lieblingsbeschäftigungen in den wenigen Stunden, die ihm zu Erholungen übrigblieben. Dies frühe Studium der französischen Geistwerke, die öftere Wiederholung dieser vortreflichen Muster, bildete des Prinzen Geschmack frühzeitig, und auf die Art läßt es sich vielleicht allein erklären, wie er ein eben so großer Dichter, als großer Geschichtschreiber werden konnte.

Ein Prinz von so vielen Anlagen und Talenten wünschte die Welt kennen zu lernen, er strebte nach dem persönlichen Umgang der Männer, welche er durch ihre Schriften liebge-

wonnen hatte, um dadurch seine Kenntnisse zu vermehren. Hierzu schien ihm nichts geschickter zu seyn, als fremde Länder zu besuchen, wodurch er mehrere Zwekke zugleich erfüllen zu können glaubte. Allein sein Vater war nie dahin zu bringen, einen Wunsch ihm zu gewähren, der ihn unaufhörlich beschäftigte, und dessen Erfüllung er so sehnlich wünschte. Alles, was der Vater hoch that, bestand einzig darin, daß er seinen Sohn auf kleinen Reisen mitnahm, die aber schon deswegen nicht nach seinem Geschmack seyn konnten, weil ihm nicht erlaubt war frei zu handeln. Denn der Zwang der Etikette und des Ceremoniels, die beständigen Erinnerungen seines strengen Vaters, verbitterten ihn alles Angenehme, was mit diesen Reisen noch etwan verbunden war.

Zu dieser strengen Behandlung des Vaters kamen vielleicht noch andere Ursachen hinzu, die den Sohn bestimmten, durch eine Flucht nach England wo möglich sein künftiges Schikſal etwas erträglicher zu machen. Seine Freunde, die Lieutenants von Keith und von Katt, sollten seine Begleiter seyn; allein der Vater erfuhr alles vor der Ausführung des Projekts. Keith entwischte glücklich, Katt wurde in Berlin arretirt, nach Küstrin gebracht, und unter dem Fenster des Prinzen, der auf der Vestung gefangen saß, enthauptet.

Selbst dem Kronprinzen wurde der Proceß gemacht, die Akten nach verschiedenen Juriſtenfakultäten verschikt, und wer sollte es glauben, viele von den hochweisen Herren sprachen einem Reichsfürſten das Leben ab, entweder aus Dummheit und Unwiſſenheit, oder aus Furcht vor dem Vater. Nicht blos die Mutter und Geschwiſter des Prinzen, sondern viele Fürſten

leaten bei dem königl. Vater Fürbitten für den Sohn ein, worauf anfangs gar nicht geachtet wurde, bis der österreichische Gesandte, Graf von Seckendorf, im Namen seines Herrn des Kaisers, dem König ernstlich vorstellte, daß er unrecht thäte. Der Prinz gehöre nicht ihm allein, sondern auch dem teutschen Reich, und seine Sache müsse eigentlich auf einem Reichstage entschieden werden. Wollte er, der König, zum Nachtheil des Prinzen selbst entscheiden, so würde er sich die Feindschaft aller teutschen Fürsten zuziehen. Der König gab dem Gesandten zur Antwort: Er sei König, und habe schon in dieser Rücksicht über seinen Sohn zu gebieten. Er könnte ja mit ihm nach Preussen gehen, wo er Niemanden als Gott von seinen Handlungen Rechenschaft ablegen dürfte.

Indessen machten diese Vorstellungen doch so vielen Eindruck auf den König, daß der Prinz nicht so hart gehalten ward, und schon mehrere Freiheit bekam. Die Beschäftigungen, welche dem Prinzen während seines Aufenthalts in Küstrin angewiesen wurden, daß er bei der Kammer als Kriegsrath arbeiten müssen, waren für ihn in der Folge von großem Nutzen. Er verschaffte sich dadurch so manche nützliche Kenntnisse und Erfahrungen, wovon er als König einen guten Gebrauch machen konnte.

Der Vater war in so weit mit dem Sohn wieder ausgesöhnt; allein achtzehn Monate waren bereits verflossen, ohne daß es dem Prinzen erlaubt war, seine Mutter und seine Geschwister zu sehen, die er doch alle so zärtlich liebte. Seine älteste Schwester Friederike verschaffte ihm endlich seine Befreiung, durch die Bereitwilligkeit, mit welcher sie unter drei

ihr in Vorschlag gebrachten Fürsten, dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth ihre Hand gab. Gerade an dem Vermählungstag dieser liebenswürdigen Prinzessin erschien der Kronprinz, auf Befehl seines Vaters, bei Hofe. Er war indessen gröſſer geworden, und da er die Uniform nicht trug, kannte ihn Niemand, seine eigne Mutter nicht. Die Frau von Kameke machte die Königin zuerſt auf ihn aufmerksam, nun folgten die zärtlichſten Umarmungen, und seine geliebte Schweſter sagte ihm erſt den Abend unter vier Augen, was ſie um seinetwillen gethan.

Als der Prinz zwanzig Jahr alt war, dachte der König daran, ihn zu vermählen. Die Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig, allgemein bewundert wegen ihrer Schönheit und ihrer Tugend, ward ihm zur Gemahlin gegeben. Er weigerte ſich nicht, den Willen ſeines Vaters zu erfüllen, obgleich diese Wahl mit ſeiner Neigung nicht völlig übereinſtimmte. Das Beilager ward den 12 Jun. 1733 in Salzdahlen vollzogen. Stets verehrte der Prinz ſeine Gemahlin mit derjenigen Achtung und Liebe, die man dem Verdienſt nicht verſagen kann. „Nie, ſeit meiner Regierung — ſagt er in ſeinem Teſtament — nie betrübte mich die Königin, meine Gemahlin, ihre ausdauernde Tugend verdient Achtung und Zärtlichkeit.“

Der König ſchenkte dem Kronprinzen bald hernach die Grafſchaft Ruppin. In der Hauptſtadt derſelben ſtand des Kronprinzen Regiment. Das alte gothiſche Schloß ließ der Prinz, unter Aufſicht des berühmten Architekt von Knobelsdorf, völlig umändern und ihm ein geſchmackvolleres Anſehen geben.

Doch ehe der Bau desselben völlig geendigt war, muste er 1734 seinen Vater an den Rhein begleiten. Der König verließ, wegen einiger Anfälle vom Podagra, das Lager schon im August; allein der Prinz blieb bis zum Verlust von Philippsburg bei der Armee, brachte seines Vaters Korps bis nach Frankfurt am Main, und reiste dann über Anspach und Baireuth, wo er seine geliebte Schwester mit einem Besuch überraschte, nach Potsdam zu seinem Vater.

Nachdem der König sich wieder erholt hatte, machte der Kronprinz einige Reisen, besuchte seine Schwester die Markgrafin von Schwedt, und den unglücklichen Stanislaus, König von Polen, in Königsberg in Preussen. Friedrich erlangte sogleich die Freundschaft dieses philosophischen Königs und unterhielt sich stets mit ihm durch Briefwechsel. Nun erst konnte er zurück nach seinem Rheinsberg kehren, wo er im Schoos der Freundschaft und der Musen seine Zeit eben so vergnügt als nützlich zubrachte. In seinem Rheinsberg versammelte er mehrere Freunde, die mit ihm gleichen Geschmak, gleiche Denkungsart, gleiche Veranügungen liebten. In ihrer Gesellschaft vergaß er es, daß er Prinz war, lebte für sie als Freund, unterhielt sich mit ihnen ungezwungen, benuzte ihre Kenntnisse, Erfahrungen und Einsichten.

Diese innigliche Freunde waren: der Chevalier, hernach Graf von Chasot, den der Prinz am Rhein kennen lernte, der vorher schon genannte von Knobelsdorf, der seine Einsichten bei seiner Reise nach Italien noch vergrößerte, die er auf Kosten seines königl. Freundes machte, Jordan, der sich auf seiner Reise nach Holland, England und Frankreich, sehr viele seine

Kenntniſſe erworben hatte, und der Freiherr von Konſerling, den er gewöhnlich ſeinen lieben Cäſarion zu nennen pflegte. Hierzu kamen noch einige junge Offiziere von ſeinem Regiment, die bekannten vortreflichen Mahler Pesne und Vuiſſon, und die ſo allgemein bewunderten Muſiker Graun und Benda.

Der Prinz hielt ſich in dieſer Geſellſchaft von gelehrten, wizzigen und einſichtsvollen jungen Männern, für den glüklichſten Sterblichen. Den gröſten Theil des Morgens war der Prinz mit ſeinen Büchern beſchäftigt, bei der Mittagstafel unterhielt er ſich mit ſeinen Freunden, und die Abende waren gewöhnlich der Muſik gewidmet, wo er meiſtentheils ſelbſt ſein Lieblingsinſtrument, die Flöte, blies.

Der Prinz ſtudirte, um ſich Kenntniſſe zu verſchaffen und brachte es bald ſo weit, daß er kleine proſaiſche Aufſäzze und franzöſiſche Gedichte machen konnte, die eben ſo viel Verſtand, als Wiz und Laune verrathen. Er unterhielt mit vielen auswärtigen Gelehrten einen Briefwechſel, alles Männer, die das meiſte auf Gelehrſamkeit, Geſchmack und Kenntniſſe gegründeten Anſpruch machen konnten. Wer nennt nicht die Algarotti, Graveſande, Maupertuis, Voltaire, Manteufel, Wolf, Suhm, Rollin, Fontenelle und einige andere, mit Ehrfurcht und Dank! Wer erinnert ſich dabei nicht, wie viel ſie durch ihre Schriften Nuzzen ſtifteten, welchen groſen und bleibenden Einfluß ſie auf ganz Europa hatten, und wie viel ſie beitrugen, daß der Aberglaube verſcheucht wurde, und mehrere nüzliche Kenntniſſe allgemeiner bekannt wurden!

Der Prinz beſchäftigte ſich mit den Wiſſenſchaften und Künſten ſo, daß er darüber ſeinen groſen Zweck nie aus den

Augen ſezte. Er ſtudirte noch den gröſſern Meiſtern das Kriegsweſen theoretiſch, damit ihm die praktiſche Anwendung in der Folge leichter werden möchte. Er ſtiftete eine Ordensverbindung zu Rheinsberg, alle Mitglieder hieſſen die Ritter ohne Furcht und ohne Tadel. Der General Jouque war Großmeiſter. Dieſe ritterliche Verbindung hatte vornämlich die Abſicht, daß die Mitglieder derſelben durch Nachahmung ihrer groſſen Vorgänger ſich zu Kriegern und Helden bilden ſollten.

Vielleicht hat ſich noch kein Prinz ſo gut zur Regierung vorbereitet, als Friedrich, der den groſſen Entſchluß faßte, ſelbſt zu regieren, mit eignen Augen zu ſehen, und die groſſe Staatsmaſchine ſelbſt in Bewegung zu ſezzen. Mit ſo vielen vortreflichen Kenntniſſen und Einſichten bereichert, trat Friedrich, nach dem Tode ſeines Vaters, der den 31 Mai 1740 im zwei und funfzigſten Lebensjahre ſtarb, die Regierung ſeiner Staaten an.

Niemand ſchildert den Karakter Friedrich Wilhelms beſſer als ſein eigner Sohn. „Die Staatsklugheit des Reichs — ſagt er in den Merkwürdigkeiten der Brandenburgiſchen Geſchichte von ihm — war jederzeit von ſeiner Gerechtigkeit unzertrennlich. Er war mehr beſchäftigt, das, was er beſaß, wohl zu regieren, als ſeine Herrſchaft zu erweitern; war jederzeit zur Vertheidigung, aber nie zum Angrif von Europa in den Waffen. Er zog das Nüzliche dem Angenehmen vor; er bauete mit Verſchwendung für ſeine Unterthanen, und wendete nie die geringſte Summe auf, um ſelbſt bequemer zu wohnen. Er war vorſichtig in ſeinen Verbindungen, getreu in ſei-

nen Versprechungen, streng in seinen Sitten, scharf gegen die Sitten anderer, genau in Beobachtung der Kriegszucht, und regierte seinen Staat nach eben den Gesetzen, als seine Armee. Er hatte von der menschlichen Natur eine so gute Meinung, daß er verlangte, seine Unterthanen sollten eben solche Stoiker seyn, als er selbst. Wir haben die Familienverdrüßlichkeiten dieses großen Fürsten mit Stillschweigen übergangen. Man muß in Betrachtung der Tugenden eines solchen Vaters, gegen die Fehler der Kinder einige Nachsicht haben."

Ganz Europa war voller Erwartung auf die Regierung eines Königs, der die Aufmerksamkeit aller Fürsten auf sich gezogen hatte. Einige erwarteten von Ihm eine ganz philosophische Regierung, andere glaubten, Er würde sich nie in einen Krieg mischen, sondern fortfahren, blos für die Wissenschaften zu leben und alle Regierungssorgen seinen Staatsministern überlassen, noch andere sahen im voraus, daß der Hof zu Berlin einer der prächtigsten und glänzendsten werden würde. Alle hatten sich in ihren Hoffnungen und Erwartungen betrogen.

Kaum war der König von seinen Reisen von Königsberg in Preußen zurückgekommen, um dort die Erbhuldigung einzunehmen, kaum hatte Er einige Monate glücklich regiert, als Kaiser Karl der Sechste den 20 Oktober starb. Dieser Todesfall hatte beinahe auf ganz Europa den merkwürdigsten Einfluß. Maria Theresia, seine einzige Tochter und Erbin, sollte, vermöge der pragmatischen Sanktion, allein seine Besitzungen erben, indessen die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, und der König von Spanien unter Frankreichs Beistand ebenfalls auf diese Erbschaft Ansprüche machten.

Friedrich fand beim Antritt seiner Regierung einen Schatz von zwei und siebenzig Millionen Thalern, und sein Vater hatte Ihm ein gut disciplinirtes Heer von sechs und achtzig tausend Mann hinterlassen, daß es Ihm etwas leichtes war, die Ansprüche geltend zu machen, welche er auf einige schlesische Fürstenthümer mit Recht machte, die seinen Vorfahren von dem Hause Oestreich waren vorenthalten worden. Doch vor dem Anfang der Feindseligkeiten schlug er einen gelindern Weg ein; er ließ nämlich durch seinen Gesandten den Grafen Gotter, der Maria Thereſia den Vorschlag thun: ob ſie ihm die Fürſtenthümer Schleſiens gutwillig abtreten wollte, für zwei Millionen Thaler und einem Beistand von 30000 Mann gegen ihre Feinde, nebst der Versicherung, ihrem Gemahl Franz von Lothringen, zur Kaiserkrone beförderlich zu seyn. Erst nachdem dies Anerbieten ausgeschlagen ward, ließ Friedrich Truppen nach Schleſien marschiren, deſſen Eroberung ihm unmöglich viel Mühe machen konnte, da dies Land beinah ohne alle Vertheidigung und der Finanzzuſtand des Wiener Hofs nicht in der beſten Verfaſſung war.

Des Königs Truppen fanden in Schleſien nirgends Widerſtand, Breslau verſtand ſich zu einem Neutralitätstraktat, und Friedrich konnte ſchon den dritten Tag des Jahres 1741 ſeinen Einzug in die Stadt halten. Bald nachher eroberte der Erbprinz Leopold von Deſſau, die Veſtung Glogau — in der Nacht vom 8 zum 9 März — mit Sturm, und der König eilte dem Feldmarſchall Schwerin zu Hülfe, und gewann — den 10 April — das ſo wichtige Treffen bei Mollwitz gegen die Oeſtreicher. Dieſe Schlacht verſchafte Friedrichen den Be-

ſiz von Schleſien, und er rühmte dabei die Tapferkeit und gute Ordnung ſeiner Soldaten, mit dem offenherzigen Geſtändniß, daß er ſelbſt viele Fehler begangen hätte. Die Veſtung Neiß befand ſich nun auch in den Händen des Königs.

Jezt beſorgte Maria Thereſia nicht ohne Grund, daß Friedrich bei ſolchen ſchnellen Fortſchritten ſehr bald das ganze Herzogthum Schleſien in Beſiz nehmen würde, daher ſie ihm Limburg, ein Stück von Geldern und zwei Millionen Thaler anbieten ließ, wenn er ſeine Anſprüche auf Schleſien fahren laſſen wollte. Der König gebrauchte Repreſſalien und ſchlug aus ſehr guten Gründen dies Anerbieten aus. Im November nahm er von den Niederſchleſiſchen Ständen zu Breslau die Huldigung an. Indeſſen hatte ſich der König mit Frankreich verbunden, die beiden Kurfürſten von Baiern und Sachſen waren ſeine Bundesgenoſſen, und der erſte von ihnen bereits im Februar zum Kaiſer gekrönt worden.

So wenig Maria Thereſia unter ſolchen Umſtänden glüklichere Ausſichten erwarten konnte, ſezte ſie doch im folgenden Jahr den Krieg fort, bis die verlorne Schlacht bei Czaslau (Chotuſiz) — den 17 Mai — ſie zum Frieden beſtimmte, wozu ſich der König um ſo lieber verſtand, weil er ebenfalls keine Luſt mehr hatte, einen koſtſpieligen Krieg fortzuſezzen, der ſeinen Schaz mit der Zeit ganz erſchöpfte, da er überdies von ſeinen Bundesgenoſſen nicht in der Art unterſtüzt ward, als er von ihnen mit Recht verlangen konnte. Durch dieſen den 28 Julius unterzeichneten Frieden, bekam der König ganz Ober- und Niederſchleſien, nebſt der Grafſchaft Glaz, Maria Thereſia behielt blos einen kleinen Theil von Oberſchleſien, nämlich

Teschen, Troppau und Jägerndorf, nebst den mährischen Herrschaften und alles, was jenseits des Oppastroms liegt. Er machte sich zugleich zur Bezahlung der auf Schlesien haftenden Schulden von einer Million und siebenmal hundert tausend Thaler anheischig, ließ den Katholiken den ungestörten Genuß ihrer Freiheiten und Rechte, nur verhinderte er es, daß die Protestanten nicht mehr wie vorher, unter dem Druck lebten.

Selbst während dieses Krieges, der einen Aufwand von vielen Millionen erforderte, war Friedrich darauf bedacht, den Glanz seiner Staaten durch Verschönerungen mancherlei Art zu vergrößern, und dahin zu sehen, inländischen Kunstfleiß zu befördern, neue Fabriken mit Geldvorschuß zu unterstützen, Künstler in seine Staaten zu ziehen und den Umlauf des Geldes durch Industrie zu befördern. Unter der Regierung seines Vaters waren die Wissenschaften nicht eben geachtet worden. Friedrich suchte sie nicht blos dadurch in Aufnahme zu bringen, daß er die unter Friedrich dem Ersten gestiftete Societät der Wissenschaften 1743 wieder herstellte, und ihr den Namen einer Akademie der Wissenschaften gab, sondern, daß er auch die gelehrtesten Männer des Auslandes nach Berlin zog, ihnen ansehnliche Besoldungen anwies und mit einigen von ihnen als Freund umgieng.

In Schlesien wurden die nämlichen guten Einrichtungen getroffen, welche bereits in den übrigen preußischen Staaten eingeführt waren, die sich so sehr durch ihre Zweckmäßigkeit auszeichnen und dem preuß. Staat vor so vielen andern anerkannte Vorzüge verschaffen. Das Fürstenthum Ostfriesland fiel 1744 nach dem Tode des letzten Fürsten, vermöge einer seit 1694 er

theilten und vom Kaiser bestätigten Anwartschaft, an das Haus Brandenburg.

Die Prinzessin Louise Ulrike ward an den Schwedischen Thronfolger vermählt. Diese geliebte Schwester Friedrichs verließ mit Thränen ihren Bruder und ihre andere Geschwister. Doch selbst während dieser Vermählungsfeierlichkeiten, rüstete sich Friedrich zu einem neuen Krieg, weil er es für billig fand, dem Kaiser und dem Reich beizustehen.

Es konnte ihm unmöglich gleichgültig seyn, daß die östreichischen Truppen überall siegten, daß England und Holland der Königin von Ungarn Beistand leisteten, und solche glükliche Fortschritte machten, daß der Kaiser nicht blos in Gefahr gerieth, abgesezt zu werden, sondern sogar seine Erbländer dabei zu verlieren. Maria Theresia hatte sich mit Sachsen verbunden. Frankreich und Spanien konnten nicht viel ausrichten, höchstens konnten sie in Italien mit ihren Heeren agiren.

Der Traktat zu Worms schien dem König bedenklich zu seyn, daher schloß er zu Frankfurt am Main mit dem Kaiser, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Hessenkassel, einen Bund, welcher dem Wormser entgegen gesezt war. Lange bemühete sich Friedrich vergebens, die Mißverständnisse beizulegen und alles in der Güte abzuthun. Weil aber hierauf keine Rükſicht genommen ward, machte er in einer eignen Schrift die Beweggründe bekannt, die ihn bewogen, aufs neue die Waffen zu ergreifen. Der König hatte aus Holland von dem zwischen Oestreich, England und Sachsen in Warschau unterzeichneten Vertheidigungsbündnisse eine Abschrift erhalten, dessen Inhalt den Inhalt

des zu Worms geschlossenen erneuerte, beide aber den Breslauer Frieden stillschweigend vernichteten.

Der Kaiser, der aus dem Besitz seiner Erbländer vertrieben, weder Schätze noch Einkünfte hatte, nahm seine Zuflucht zu Friedrichen. Frankreich allein war zu schwach, den Kaiser mit Nachdruk zu unterstützen. Diese Lage der Umstände, die für den Kaiser sowohl, als für die andern Reichsfürsten, immer gefährlicher zu werden schien, bestimmte den König, sich abermals zu rüsten, und zum allgemeinen Besten einen neuen Krieg anzufangen, von dem er sich die baldige Ruhe im teutschen Reich versprach. In der hierüber öffentlich bekannt gemachten Erklärung heißt es: „Der König fordert nichts für sich, von seinem eignen Vortheile ist hier nicht die Rede, sondern er greift blos zu den Waffen, um dem teutschen Reich die Freiheit, dem Kaiser sein Ansehen, und ganz Europa den Frieden wieder zu verschaffen."

Im Augustmonat rükte der König mit achtzigtausend Mann in Böhmen ein, und im folgenden Monat eroberte er Prag. Der König verlor dabei einen seiner nächsten Verwandten, den heldenmüthigen Prinzen, Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Prinzen von Preussen. Dieser Prinz ward an der Seite des Königs getödtet an einem Ort, wo man gar keinen feindlichen Schuß vermuthen konnte. Indessen hatte Prinz Karl von Lothringen die Franzosen über den Rhein bis in den Elsaß verfolgt, und eilte nun mit starken Märschen nach Böhmen. Es war ein Meisterstük von dem Prinzen, daß er im Angesicht von achtzigtausend Franzosen, Baiern und Hessen über den Rhein gieng, und von hier seinen Marsch

nach Böhmen ungehindert fortsezte. Würde dies nicht geschehen seyn, so wäre der König in das Herz der östreichischen Staaten eingedrungen. Friedrich fand es nicht für rathsam, sich mit einem Feind zu schlagen, dem Er nicht gewachsen war, vornämlich da sein Heer durch Krankheiten und Strapazen sehr geschwächt war. Er vermied daher absichtlich eine Schlacht, entfernte sich immer mehr von dem schwach besezten Prag, und sah sich genöthigt im Monat November und December bei der ungünstigsten Witterung sich aus Böhmen zurük zu ziehen, indem Er von den leichten feindlichen Truppen auf dem Marsch unaufhörlich beunruhigt wurde.

Die Unternehmungen der Preussen in Mähren waren ebenfalls von keinem glüklichern Erfolg. Die Vestungen Troppau und Jägerndorf musten die Preussen verlassen, und am Ende des Jahres war ganz Oberschlesien, Neisse und Kosel allein ausgenommen, in den Händen der Oestreicher. Doch dies anscheinende Glük der östreichischen Waffen war nur von kurzer Dauer, indem der alte Fürst Leopold von Dessau und der General Lehwald, welche den Oberbefehl über das in Schlesien versammelte Heer hatten, den Feind aus Oberschlesien sowohl, als aus der Grafschaft Glaz dergestalt zurüktrieben, daß am Ende des Maimonats 1745 von denselben nicht die mindeste Spur mehr zu sehen war.

Kaiser Karl der Siebente war den 20 Januar 1745 vor Gram und Kummer gestorben. Dieser Todesfall muste nothwendig auf die Fortdauer des Krieges oder dessen Endigung, nach den verschiedenen Gesinnungen der kriegführenden Mächte, einen unmittelbaren Einfluß haben, und ein verändertes In-

teresse bewirken. Friedrich gab sich alle Mühe, Sachsen von den Verbindungen mit Oestreich loszumachen, weil ihm dies das einzige Mittel zu seyn schien, sich den Weg zum Frieden zu öffnen. Sachsen war, vermöge eines geheimen Artikels des Warschauer Traktats, zu genau mit dem Hause Oestreich verbunden, als daß an eine Aufhebung dieser Verbindung zu denken war. Eben so wenig war Friedrich in den Unterhandlungen glüklich, die er mit den Engländern anfieng.

Es war für den König sehr unangenehm zu hören, daß der junge Kurfürst von Baiern — den 22 April — einen Particularfrieden mit Maria Theresia geschlossen, freilich mehr aus Furcht und Besorgniß, daß es ihm eben so gehen könnte, wie seinem Vater, als aus Ueberzeugung von der Billigkeit und Gerechtigkeit dieser in vieler Rüksicht kraftlosen Handlung.

Unter solchen Umständen wurde der Krieg fortgesezt. Maria Theresia machte sich sehr große Hoffnung, das schöne Herzogthum Schlesien wieder zu erobern, als die Schlacht bei Hohenfriedberg ihr auch den lezten Strahl von Hoffnung nahm. In diesem für Friedrich so merkwürdigen Treffen — den 4 Junius 1745 — bei Hohenfriedberg, oder bei Striegau, fanden viertausend Oestreicher in einer Zeit von sechs Stunden ihren Tod. Neuntausend wurden zu Gefangenen gemacht. Den Preussen kostete dieser Sieg nur zweitausend Mann. Friedrich gewann diese Schlacht mit einem Heer von funfzigtausend Mann, gegen das feindliche von neunzigtausend, das der Prinz Karl von Lothringen anführte.

Die Oestreicher zogen sich hierauf nach Böhmen zurük und der König folgte dem Prinzen von Lothringen. Es kam den

30 September bei Soor abermals zu einem Treffen. Friedrich, dessen Heer gegenwärtig nur aus achtzehntausend Mann bestand, muste gegen eine Armee von vierzigtausend Mann, ein Treffen wagen, und siegte über alle Erwartung seines Feindes. „Ich verdiente, bei Soor geschlagen zu werden — sagt Friedrich — wenn es nicht durch die Geschiklichkeit meiner Generale und die Tapferkeit meiner Truppen wäre verhindert worden.“ Nach der Schlacht schrieb der König an seinen Minister in Berlin: „Ich habe die Oestreicher geschlagen; habe Gefangne gemacht; singt das Te Deum.“ Der Verlust des vortreflichen Prinzen Albrecht von Braunschweig ward allgemein betauert. Der König verlies hierauf Böhmen, bezog in Schlesien die Winterquartiere, und gieng bald hierauf nach Berlin zurük.

Kaum war Friedrich hier angekommen, als er von dem zu Berlin anwesenden schwedischen Gesandten erfuhr, welchen verderblichen Plan seine Feinde gegen ihn geschmiedet hatten. Zufolge dieses Plans sollten des Königs Staaten an mehrern Orten zugleich angegriffen werden. Der Prinz von Lothringen sollte durch die Lausitz in die Mark Brandenburg dringen, ein anderes Heer indessen Niederschlesien besezzen, und zehntausend Mann unter der Anführung des Generals Grün sich mit den Sachsen vereinigen und Magdeburg erobern. Nach diesem Plan war die Verabredung getroffen, daß Sachsen, Magdeburg und Halberstadt; die Königin von Ungarn aber Schlesien bekommen sollte. Ganz Berlin war über diesen eben so unerwarteten, als beinah unmöglich scheinenden Vorfall in Bewegung; Friedrich allein blieb gefaßt. Er ertheilte unge-

ſtumt Befehl, wie ſeine Truppen nach den von ihm beſtimmten Gegenden marſchiren ſollten, und nahm dann von ſeiner Familie einen rührenden Abſchied. An der Thür des Saals, worin er ſeine Mutter, Gemahlin, Schweſter, Brüder verließ, traf er den Cabinetsminiſter Grafen von Podewils an, der ihm die Hand küſſen wollte, allein Friedrich ließ dies nicht zu, ſondern umarmte ihn und ſagte: „Adieu mein lieber Graf! nehm er alles wohl in Acht, und wenn mir ein Unglück begegnen ſollte, ſo denke er, daß er einen guten Freund verliert.

Indeſſen bekam der Fürſt von Deſſau Befehl, mit einem Heer von zwanzigtauſend Mann in Sachſen einzurücken, und er beſetzte ohne den mindeſten Widerſtand Leipzig, Torgau und Meiſſen. Der König, der nach Schleſien gegangen war, bot dem König Auguſt Vergleichsvorſchläge an, und da er dieſe nicht annahm, war er gewiſſermaſſen an der ſo blutigen Schlacht vom 15 December bei Keſſelsdorf Schuld.

Der Fürſt von Anhalt Deſſau hatte einen gewiſſen perſönlichen Haß gegen die Sachſen, und war entſchloſſen zu ſiegen, oder zu ſterben. In ſeinem etwas rauhen Ton ſagte er: „Ich merke etwas in Sachſen zurückſtehen, das ſie lange riechen ſollen.“ Er machte ſogleich auf das verſchanzte Lager der Sachſen einen Angriff. Ueber ſechstauſend Sachſen wurden zu Gefangenen gemacht und dreitauſend blieben auf dem Wahlplatz. Der König ſtand in der Nähe von Meiſſen, um in dem Fall, wenn es unglücklich gehen ſollte, dem Fürſten zu Hülfe zu kommen.

Der König flog nach dieſer für ihn ſo glorreichen Schlacht nach Dresden, hielt daſelbſt keinen Einzug, ließ das Te Deum

ſingen, Opern aufführen, Bälle und Concerte geben. Nach zehn Tagen — den 25 December — ward Frieden geſchloſſen. Die Hannöverſche Konvenzion wurde von Oeſtreich und Sachſen angenommen; oder mit andern Worten: der Breslauer Frieden erneuert. Sachſen verſprach: nie einen Feind des Königs durch ſächſiſche Provinzen ziehen zu laſſen. Die ſächſiſchen Stände verſprachen: daß ſie für die noch rükſtändigen Brandſchazzungen auf Oſtern 1746 eine Million Thaler bezahlen und den preuß. Unterthanen ihre bei dem Oberſteueramte ſtehenden Gelder in gewiſſen Terminen abtragen laſſen wollten. Die Stadt Fürſtenberg nebſt dem Dorf Schidlo und dem Oderzoll ward gegen eine Vergütung an Preuſſen abgetreten. In Sachſen ſollte die proteſtantiſche Religion nach dem weſtphäliſchen Friedensſchluß geſchüzt werden. Der König von Preuſſen erkannte Franzen, den Gemahl der Maria Thereſia, als Kaiſer, und zog ſogleich ſeine Truppen aus Sachſen. Die Abtretung von Schleſien an den König von Preuſſen ward aufs neue beſtätigt. Der König von Grosbritannien, als Kurfürſt von Braunſchweig-Lüneburg, der Kurfürſt von der Pfalz und der Landgraf von Heſſenkaſſel waren in dieſem Frieden mit eingeſchloſſen.

Jezt fieng Friedrich an wieder ganz für ſeine Staaten und für das Wohl ſeiner Unterthanen zu leben, und hielt die Stunden für die angenehmſten ſeines Lebens, welche er dazu angewendet, ſein Land zu verbeſſern, den Wohlſtand ſeiner Unterthanen zu befördern und ihr Glük zu befeſtigen. Dahin gehört ſein eifriges Beſtreben, das Juſtizweſen in der Art zu verbeſſern, daß die Inſtanzen vermindert, die Prozeſſe verkürzt,

und jeder Bürger und Unterthan sobald als möglich durch schleunige Hülfe, dem gerichtlichen Ausgang und der gesezmäs-sigen Entscheidung seiner Sache bald entgegen sehen konnte. Friedrich selbst entwarf ein Projekt zu einem neuen Gesezbuch, dessen weitere Ausführung er dem Großkanzler von Cocceji überließ. Allein selbst bei dem eisernen Fleiß dieses Mannes und bei der unglaublichen Thätigkeit, womit er sich der Sache annahm, blieb doch noch so manches zu wünschen übrig. In der Folge, vornämlich in den lezten Lebensjahren, suchte Friedrich auch diesen Mängeln abzuhelfen, indem er dem großen Staatsminister von Carmer den Auftrag gab, mit Zuziehung mehrer rechtsverständiger Männer, ein allgemeines Gesezbuch für die preuß. Staaten zu verfertigen. Friedrich erlebte nicht die Vollendung dieser wichtigen Sache. Sein großer Nachfolger Friedrich Wilhelm der Zweite, ließ dies allgemeine Gesezbuch 1791 publiciren, doch bekam es erst seit dem ersten Junius 1794 gesezliche Kraft, da es unter dem Titel: Allgemeines Landrecht für die preuß. Staaten, wirklich eingeführt wurde.

Den größten Theil der Landeseinkünfte wendete Friedrich nicht für sich, nicht zu seinen Vergnügungen an, sondern immer wieder zum Besten der Unterthanen, zum Besten der künftigen Generationen. Er ließ die morastigen Gegenden längs der Oder, von Swinemünde bis Küstrin; von Küstrin bis Wiezen; von Schwedt bis jenseits Stettin austroknen. Diese urbar gemachte Gegend bezog eine neue Kolonie von beinah viertehalb tausend Menschen. Diese Kolonisten widmeten sich größtentheils dem Akkerbau, und Friedrich war es, der ihnen den nöthigen

Vorschuß, Häuser, Vieh und Aussaat reichte, und sie einige Jahre lang von den gewöhnlichen Abgaben befreite.

Die Manufakturen wünschte der König vorzüglich gern in Aufnahme zu bringen Die Wollmanufakturen waren schon im Gang, allein, die grössere Volksmenge und der Debit im Auslande machte noch mehrere nothwendig. Die Seidenmanufakturen konnten ihre Waaren jezt in geringern Preisen so wohl, als in grösserer Menge liefern, weil der Seidenbau durch Anpflanzung der Maulbeerbäume stärker als vordem getrieben wurde. Es blieb beinah nichts übrig, was in den preuß. Staaten nicht eben so gut, öfters noch besser als im Auslande, gearbeitet und verfertigt wurde. Eben deswegen war es aber auch durchaus nothwendig, daß der König alle fremde Waaren verbot, damit der Debit der im Einlande verfertigten nicht geschwächt würde.

Zu Emden errichtete der König eine Handlungsgesellschaft, welche aber durch die ungeschikte Direktion ihrer Unternehmer nicht von langem Bestand war. Durch die neuen Finanzeinrichtungen betrugen die Einkünfte der Krone im Jahr 1756 eine Million zweimal hunderttausend Thaler mehr, als bei des Königs Regierungsantritt, ohne daß den Unterthanen neue Auflagen brauchten aufgelegt zu werden. Die Einkünfte von Schlesien und Ostfriesland sind dazu nicht gerechnet. Die Volksmenge in den preuß. Staaten belief sich in diesem Jahr an fünf Millionen.

Diese weit grössern Einkünfte des Staats suchte der König zum Besten seines Staats wieder in Umlauf zu bringen. Er verschönerte die Städte seiner Provinzen, indem er den Bür-

gern neue und bequemere Wohnhäuser erbauen ließ, die Vestungen in einen guten Stand sezte und für sich einige Lustschlösser aufführte. Vorzüglich ward Berlin und Potsdam dergestalt durch neue Häuser verschönert, daß ganze Straßen und Plätze von ihm eine durchaus veränderte Gestalt erhielten. Neue Dörfer bekamen durch ihn ihr Dasein, und Kolonisten Wohnungen und Vorschuß. Durch seine Milde wurden Kirchen, Wohnhäuser für Prediger und Schullehrer, Waisenhäuser und mehrere andere Gebäude entweder von Grund aus neu erbaut, oder doch wenigstens ansehnlich verbessert und erweitert.

Im Jahr 1746 war der Bau seines Schlosses zu Sanssouci geendigt, wo er als blosser Privatmann lebte, und es zu vergessen schien, daß er Beherrscher einer großen Monarchie war. An diesem stillen, einsamen Ort war es, wo Friedrich ganz für sich, für seine Freunde und für die Wissenschaften lebte. Hier war es, wo er seine vortreflichen Gedichte in französischer Sprache verfertigte. Hier schrieb er eine Brandenburgische Geschichte, als sie vor ihm noch keiner geschrieben. Hier arbeitete er auch an der Geschichte seiner Zeit und der beiden ersten schlesischen Kriege. Unter seinen Freunden, die ihm hier Gesellschaft leisteten, zeichnet sich unter andern Voltaire aus, der seit 1750 des Königs Gesellschafter war. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser wizzige Mann, der mehrere Meisterstükke geliefert, ganz für den König gemacht zu seyn schien. Selbst das freie, ungebundne Wesen, das er in Gegenwart des Königs äusserte, seine Laune und sein unübertreflicher Wiz gefiel Friedrichen. Doch seine Satyre konnte der König nicht vertragen. Seine Händel mit Maupertuis, seine Abreise von

Berlin und der darauf erfolgte Bruch mit dem Könige, lassen sich sehr leicht erklären, wenn man mit seinem Karakter bekannt ist. Der König vergas sehr bald die Beleidigungen des Dichters, söhnte sich mit ihm wieder aus und unterhielt so lange als er lebte, mit ihm einen Briefwechsel.

Der Markis d'Argens lebte auch schon damals am Hofe Friedrichs, verzürnte sich nie mit Voltaire und genos dreißig Jahre lang, bis an seinen Tod, die Freundschaft und Gnade seines Königs. Andere Gesellschafter Friedrichs, Darget, de la Metrie, Algarotti, blieben entweder nicht lange bei dem Monarchen, weil sie den Zwang nicht vertragen konnten, oder sie wurden mit der zweite, dem König früh durch den Tod entrissen. Wer ein Gesellschafter Friedrichs seyn wollte, muste sich durch keine gemeine Kenntnisse, durch beissenden Wiz und fröhliche Laune auszeichnen. Er ehrte seine Freunde nach ihrem Tode durch Lobschriften, die er zu ihrem Ruhm aufsezte und in der Akademie der Wissenschaften ablesen lies.

Diese Unterhaltungen Friedrichs mit seinen Freunden waren bloße Erholungen von seinen wichtigen Regentenpflichten, die er mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit erfüllte. Er durchreiste jährlich seine Provinzen, um mit eignen Augen zu sehen, wo Verbesserungen könnten angebracht werden, um die Bittschriften seiner Unterthanen selbst in Empfang zu nehmen, um so manche Klage, so manche Beschwerde selbst anzuhören, selbst zu untersuchen.

Jährlich hielt er zweimal mit den Regimentern seiner Hauptstadt sowohl, als mit denen, die in den Provinzen standen, große Waffenübungen. So wurden die Soldaten an

Märsche und mancherlei Strapazen gewöhnt, und der Krieg kam ihnen nicht ungewohnt vor, wenn sie in denselben ziehen sollten. Die jungen Edelleute wurden frühzeitig zu Kriegern gebildet. Friedrichs Heer war daher in der besten Verfassung, in dem Fall, wenn er es zur Vertheidigung seiner Staaten nöthig hatte; es war aber auch versehen mit allem, was zur Führung und Fortsezzung eines langen Kriegs erforderlich war.

So war der preuß. Staat, den ein weiser, philosophischer König beherrschte, glüklicher, als manche so gerieſene, von Unerfahrnen so laut gepriesene Freistaate, wo immerwährende Faktionen die Grossen, welche, vermöge ihrer Geburt und ihres Standes, Despoten der niedern Volksklasse sind, in Partheien zertheilen, und dadurch noch mehr die Ruhe und das Glük der Bürger untergraben. Das Band, welches alle Menschen mit einander verbinden sollte, die Religion, die aber nur leider allzuoft die Menschen von einander trennt, konnte jeder in den preuß. Staaten nach seinem Gewissen öffentlich bekennen, ohne daß eine gewisse herrschende Religion die andere unterdrükte, oder wenigstens einschränkte. Friedrich hielt den für den besten Christen, der der beste Bürger war.

Indessen sollte der preuß. Staat nicht ununterbrochen dies Glük geniessen, er sollte noch erst einen blutigen Krieg aushalten, ehe er zu der jezzigen Vollkommenheit gedieh. Maria Theresia fühlte um so schmerzlicher den Verlust der Provinz Schlesien, da Friedrich die Produkte dieses fruchtbaren Landes und die Industrie seiner Einwohner weit besser zu benuzzen wuste, da er weit mehrere Einkünfte, ohne den Unterthanen neue Abgaben aufzulegen, davon hatte, als das Haus Oestreich

vorher, bei einer schlechten Administration. Maria Theresia wuste einen groſsen Bund gegen Friedrichen in der Stille mit mehrern europäischen Mächten zu schlieſsen, indem sie die mächtigsten Fürsten auf den König von Preussen aufmerksam machte, und in ihr Interesse hinein zu ziehen verstand. Rußland, damals von der Kaiserin Elisabeth beherrscht, war leicht zu gewinnen, weil sich diese Monarchin von Friedrichen, wegen gewisser Aeusserungen über ihren persönlichen Karakter, beleidigt fand. August der Dritte, König von Pohlen und Kurfürst von Sachsen, ganz von seinem ersten Minister, dem Grafen von Brühl, beherrscht, und ganz dessen Leitung überlassen, trat diesem Bündniß um so eher bei, weil ihm mancherlei Vortheile vorgespiegelt wurden. Zugleich wollte Graf Brühl seinen Privathaß, den er auf den König von Preussen geworfen, befriedigen. König Ludwig der Funfzehnte, vom Wiener Hofe gereizt, und durch Versprechungen der groſsen Eroberungen in Teutschland gewonnen, trat diesem Bündniß um so lieber bei, da er von Schweden unterstüzt ward.

Dieser gegen Friedrichen entworfne Plan, ihm nicht blos Schlesien wieder abzunehmen, sondern ihn wo möglich ganz zu Grunde zu richten, ward zum Glük noch früh genug entdekt. Eine Verrätherei, die wohlthätigste für einen ganzen Staat, gab ihm einen Aufschluß über eine Verbindung, die seinen gänzlichen Untergang zum Zwek hatte. Der sächsische Kanzleisekretär Menzel, überlieferte dem in Dresden befindlichen preuß. Gesandten von Malzahn, die Originale der geheimen Depeschen zur Abschrift. Der König gewann dadurch Zeit, Maasregeln zu nehmen, nicht jenen Plan seiner Feinde

zu vereiteln, denn daran war nicht zu denken, sondern mit seiner stets zum Aufbruch bereiten Armee, in die Länder seiner Feinde einzurükken. Sein einziger Bundesgenosse war, König Georg der Zweite, von England.

Friedrich entschloß sich unter solchen Umständen sehr geschwind. Er ließ im August 1756 sechzigtausend Mann in Sachsen einrükken, überfällt im andern Monat, mit dem einen Theil seines Heers, die sächsischen Truppen, siebenzehntausend Mann stark, welche an der böhmischen Grenze unweit Pirna, ein vestes Lager bezogen hatten, indessen der andere nach Böhmen marschirt.

Die verbundenen Fürsten suchen ganz Europa auf diesen Schritt des Königs von Preussen aufmerksam zu machen, der mitten im Frieden in ein Land des teutschen Reichs dringt, ohne dem Fürsten desselben vorher den Krieg angekündigt zu haben. Friedrich vertheidigte sich ganz vortreflich durch die Nothwendigkeit eines solchen Schritts, der zu seiner eignen Selbsterhaltung erforderlich war. Es war nicht etwan ein von Friedrichen erfonnener Plan, sondern das, aus dem Dresdner Archiv herbeigeschafte, Original bewies unleugbar, daß die Abschrift vollkommen damit übereinstimmte.

Die Oestreichische Armee hatte sich indessen in Böhmen zusammengezogen, um den von den Preussen eingeschlossenen Sachsen zu Hülfe zu eilen. Der König verhinderte diese Vereinigung, indem er dem östreichischen General Brown eine Schlacht anbot. Friedrich greift die Oestreicher mit einer weit geringern Macht — den 1 Oktober — bei Lowosiz an. Sobald Friedrich sich des Dorfs bemächtigt hatte, so sahen sich die

Oeſtreicher gezwungen, zu weichen, und dem Könige das Schlachtfeld zu überlaſſen. Dies lange und blutige Treffen dauerte von des Morgens um 7 Uhr bis des Nachmittags um 3 Uhr. Der König ſchrieb vom Schlachtfelde an den Feldmarſchall Schwerin: „Mit 14 Bataillons haben wir 72 feindliche und 300 Kanonen vertrieben. Ich ſage Ihnen nichts von den Truppen; Sie kennen ſie, aber ſo lange ich die Ehre habe ſie zu kommandiren, habe ich noch nie dergleichen Wunder der Tapferkeit, ſowohl von der Infanterie, als Kavallerie, geſehen.“

Selbſt noch dem Verluſt dieſer Schlacht machte Brown einen fruchtloſen Verſuch die Sachſen zu befreien, allein, er ſah nur zu bald ein, daß alle Mühe vergebens ſeyn würde, und zog ſich nach Prag zurük. Die Sachſen, die mit dem Hunger und der Kälte zugleich kämpften, ſahen ſich genöthigt, das Gewehr zu ſtrekken und ſich den Preuſſen zu ergeben. Die ganze aus 14000 Mann beſtehende ſächſiſche Armee wurde in zehn preuß. Regimenter umgeſchaffen, dabei nichts als die Uniform, die Fahnen und die Anführer verändert wurden. Auf die Bitte des Königs Auguſt, ihm die Grenadiere ſeiner Leibwache wieder zu geben, erfolgte Friedrichs Antwort: „Nein, ich will mir die Mühe erſparen, ſie zum zweitenmal wegzunehmen.“

Friedrich war zwar dem ihn bedrohenden Ungewitter auf die Art zuvor gekommen, allein er hatte es doch nicht völlig zertheilt. Seine Feinde wurden dadurch nur noch erbitter, und die Zahl derſelben nahm überdem zu. Die Kaiſerin Königin, Maria Thereſia, ſuchte durch die Marquiſin von Pompadour, Maitreſſe Ludwig XV. von Frankreich, dieſen Monarchen

in ihr Bündniß zu ziehen, indem sie die Wegnehmung Friedrichs von Sachsen, auf eine ihm höchst nachtheilige Art schilderte. Frankreich war bereit zu einer Verbindung mit Oestreich, und suchte auch noch England in dies Bündniß zu ziehn, welches aber einen solchen Antrag zurükwies. Glüklicher in ihrem Gesuch waren die Franzosen in Schweden, indem sie es dahin brachten, daß es Friedrichen den Krieg ankündigte.

Sonderbar war es, daß die verbundenen Mächte sich bereits in Friedrichs Staaten theilten, als wenn der Ausgang des Kriegs gar nicht zweifelhaft seyn könnte. Schweden sollte Pommern, Oestreich Schlesien, Rußland das Königreich Preussen, Sachsen das Herzogthum Magdeburg und Halberstadt, und Frankreich die westphälischen Provinzen bekommen; dem vom Thron gestürzten Könige wollte man aus Gnaden das Kurfürstenthum Brandenburg lassen.

Indessen lebte der preuß. Monarch den Winter zu Dresden in philosophischer Ruhe, gab Schauspiele, Concerte, Bälle und Maskeraden, gerade so, wie er in seiner Residenzstadt zu leben gewohnt war. Doch da Friedrich am wenigsten Gefahr ahndete, stand man ihm nach dem Leben. Man hatte seinen Kammerdiener Glasow bestochen, den Monarchen, seinen großen Wohlthäter, mit Gift aus dem Wege zu räumen. Der schändliche Verbrecher hatte das Gift in die Chocolade gethan, welche Friedrich alle Morgen zu trinken pflegte. Jezt stellte er die Tasse vor dem Monarchen hin. Der König saß gerade in tiefen Betrachtungen, führte nicht wie gewöhnlich, die Tasse sogleich zum Munde; der Kammerdiener ward darüber bestürzt, glaubte, er sey verrathen, und Friedrich warte blos, zu wel-

chem Grad er ſein Verbrechen zu treiben gedenke. Der Verräther ſinkt nieder zur Erde und bittet um Gnade, indem er ſein ſchwarzes Verbrechen eingeſtehet. Nachdem er in Gegenwart des Monarchen war verhört worden, wurde er in Ketten nach Spandau gebracht, wo er, abgeſondert von allen übrigen Gefangenen, bald nachher ſtarb. Es war dem Monarchen ſo viel an Verſchweigung dieſes Geheimniſſes gelegen, daß auch nicht einmal einem Arzt erlaubt ward, dieſen Unglüklichen in ſeiner lezten Krankheit zu beſuchen.

Viele von den teutſchen Reichsfürſten wollten Friedrichs Eindringen in Sachſen zur Reichsſache machen, und droheten mit der Reichsacht, wenn er nicht unverzüglich ſeine Truppen aus der beſezten Provinz herauszichen würde. Ob ſich gleich ſehr viele teutſche Fürſten weigerten ihre Stimme zur Reichsachtserklärung zu geben: ſo lieſſen ſich doch die mehreſten durch Furcht und Hoffnung auf Thereſiens Seite ziehen, und es war nun wirklich ſo weit gekommen, daß man förmlich zum Reichsbann ſchreiten wollte. Der kaiſerl. Notarius, Doktor April, überbrachte unter Begleitung zweier Zeugen, dem Kurbrandenburgiſchen Geſandten, Baron v. Plotho, die Citation. Plotho zeigte die gröſte Verachtung gegen dieſe Vorladung, zwang den Ueberbringer, ſie wieder zurük zu nehmen, ſchob ihn auch ſelbſt zur Thüre heraus, und ließ ihn dann von ſeinen Bedienten weiter zum Hauſe herausbringen. Friedrich ward alſo durch die Entſchloſſenheit ſeines Miniſters nicht in die Reichsacht gethan. Dafür ward nun eine Reichsexekutionsarmee von 120000 Mann in Vorſchlag gebracht.

Friedrich, der fünf Feinde und das Reich gegen sich hatte, wurde deshalb doch nicht muthlos, er verließ sich auf seine gerechte Sache, auf seine vortrefliche Armee und auf seinen Verstand. Die Franzosen hatten die sämtlichen westphälischen Staaten des Königs ohne Widerstand besezt. Friedrich dringt in Böhmen ein und gewinnt — den 6 Mai 1757 — die blutige Schlacht vor Prag gegen den Prinzen Karl und General Brown. Des Königs eigner Verlust bei dieser fürchterlichen Schlacht betrug selbst an zwölf bis funfzehntausend Mann, und der Tod des großen Schwerin war allein einige tausende werth. Mit der Fahne in der Hand, munterte dieser Greis die schon weichenden Preussen auf, noch einen Versuch zu thun, und eine Kartätschenkugel zerschmetterte den Held während der Erfüllung seiner Pflicht, selbst sein Leben für seinen Monarchen aufzuopfern.

Prinz Karl warf sich mit dem Ueberrest seiner geschlagenen Armee in Prag hinein. Friedrich fieng die Belagerung an, konnte aber nicht viel ausrichten, weil die Belagerten einigemale tapfere Ausfälle wagten, und die Preussen nicht genug grobes Geschüz hatten, um die Belagerung mit Nachdruk fortzusezzen. Indessen bezog der östreichische General Daun, zwölf Tage nach der Schlacht bei Prag, sein Lager bei Kolin. Friedrich entschloß sich sogleich diesen Feind anzufallen; denn wenn er siegte, waren die Vortheile unendlich groß, und gewissermassen voraus zu sehen, daß seine Gegner sich sämtlich zu einen Frieden verstehen würden. Den gröſten Theil seines Heers ließ er daher unter dem Ritter Keith bei Prag stehen, nahm 12000 Mann um sich mit dem Herzog von Bevern zu

vereinigen, und dann dem Feldmarschall Daun eine Schlacht anzubieten.

Daun hatte zwischen Kolin und P'anian sein Heer in Schlachtordnung gestellt, und erwartete in dieser sehr vortheilhaften Lage unerschrokken den Angrif der Preussen. Friedrich verrieth bei der ganzen Anordnung der Schlacht ausserordentlich viel Einsicht, seine Soldaten stritten als Helden, siebenmal brachte er sie zum Angrif, der um so gefährlicher war, da Daun seine vortheilhafte Stellung durchaus nicht verändern wollte. Und doch hätten die Preussen beinah den Sieg errungen, wenn nicht ein neuer Angrif der Feinde sie daran verhindert hätte; hierzu kam noch ein Fehler bei der Ausführung des Angrifs, der vornämlich den Verlust der Schlacht nach sich zog. Friedrich ward zum Rükzug gezwungen und überließ des Abends um 9 Uhr den Oestreichern das Schlachtfeld. Dieser einzige Tag kostete ihm über sechstausend Mann seiner besten Truppen, und ausserdem waren über zwölftausend theils verwundet, theils gefangen und verlaufen.

Den andern Tag schrieb Friedrich an den Milord Marshall: „Das Glük hat mir den Rükken zugekehrt. Es ist ein Weib, und ich bin nicht galant.“ — „In der That, ich hätte mehr Fußvolk mit mir nehmen sollen. Das Glük, mein lieber Lord, giebt uns eine gefährliche Sicherheit. Drei und zwanzig Bataillonen waren nicht genug, um sechszigtausend Mann aus einem vortheilhaften Posten zu treiben. Ein andermal wollen wir unsere Sache besser machen.“ Zwei Tage nach dieser verlornen Schlacht, muste der König die Belagerung von Prag aufheben.

Zu diesem Unglük, das gegenwärtig Friedrichen zu verfolgen schien, kam noch in demselben Monat ein neues dazu. Er verlohr — den 28 Jun. — seine Mutter, die er stets so zärtlich geliebt hatte. Sie starb, diese vortrefliche Fürstin, im ein und siebenzigsten Lebensjahr. Sie genos das seltene Glük, die Tochter, Gemahlin, Schwester, Mutter, Schwiegertochter und Schwiegermutter eines Königs, auch Mutter und Schwiegertochter einer Königin gewesen zu seyn. „Ich hatte diese Fürstin — schreibt ihr Sohn in seinem unsterblichen Werke, von seiner Mutter, die man nach seiner Thronbesteigung nicht verwitwete Königin, sondern Königinmutter nennen muste — stets als eine zärtliche Mutter geehrt und geliebt; ihre Tugenden und groſsen Eigenschaften wurden von allen denen bewundert, die das Glück hatten, sich ihr zu nähern. Ihr Tod veranlaste keine Staats- oder Gewohnheitstrauer; aber ein allgemeines Wehklagen. Die Groſsen beseufzten den Verlust ihres gefälligen Umgangs, die Niedrigen ihre Gutherzigkeit, die Armen vermiſsten ihre Zuflucht, die Unglüklichen ihre Hülfe, die Gelehrten ihre Beschüzzerin, und jedes Glied ihrer Familie, welches das Glük hatte, ihr näher anzugehören, glaubte einen Theil seines Selbst verloren zu haben, und fülte durch den Schlag, welcher sie der Welt entriſs, sich stärker als sie selbst getroffen."

Unter den gegenwärtigen Umständen war es nothwendig, daß Friedrich seine eigne Provinzen zu decken suchte; denn nach der Koliner Schlacht vereinigten sich alle Feinde des Königs in seine Staaten einzufallen, und er muste von den Russen, Franzosen, Schweden und Reichstruppen nächstens

einen Besuch erwarten. Die preußischen Provinzen liegen zu zerstreut, als daß es dem König möglich war, in seiner Lage sie alle von feindlichen Ueberfällen zu beschüzzen.

Ausserordentlich groß war die Liebe der preuß. Unterthanen für ihren König, die sich in wahrem Patriotismus äusserte. Die Landstände in Pommern, in der Mark Brandenburg, in Magdeburg und Halberstadt, brachten auf ihre Kosten eine Landmiliz von 12000 Mann zusammen; alles Soldaten, die nicht zum Militärcantons gehörten. In Stettin wurde eine kleine Marine errichtet, die aus zwei Fregatten von zwanzig, drey Galeeren von zehn und neun andern Fahrzeugen von sechs Kanonen bestand. Nach der Schlacht bei Kolin fehlte es der preuß. Kavallerie an Pferden. Die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt lieferten, auf die Vorstellung des damaligen Präsidenten Blumenthal, dem König ihre Pferde. Von dem höchsten bis zum niedrigsten Stande, beeiferte sich Jedermann um die Wette, dem Monarchen dies kleine Opfer zu bringen, indem der Adel eine Zeitlang der Bequemlichkeit des Fahrens entsagte, und der Bürger und Bauer bei Bestellung seines Akkers mit wenigern Pferden sich zu behelfen suchten. So kämen 4000 Pferde zum Dienst der Reuterei zusammen.

Indessen waren der Prinz Karl und der General Daun in die Lausiz eingedrungen, und der Paß von Gabel gieng für die Preussen verloren. Die schöne Manufakturstadt Zittau wurde von den Oestreichern eingeäschert. Laudon betrat jezt zum erstenmal das Kriegstheater an der Spizze von 2000 Kroaten. Der General Daun bezog an der Neisse ein vestes Lager, und

wagte es nicht, ſich mit Friedrichen in eine Schlacht einzulaſſen.

Das groſſe franzöſiſche Heer unter dem Marſchall Etrees, gieng über den Rhein und die Weſer, und nahm die Veſtung Weſel, die Herzogthümer Cleve und Oſtfriesland in Beſiz, und durchſtreifte ganz Weſtphalen. Die Hannöveriſchen, Braunſchweigiſchen und Heſſiſchen Bundesgenoſſen, die ſich mit einigen Tauſend Preuſſen vereinigt hatten, machten nicht mehr als 40000 Mann aus, die alſo dem franzöſiſchen Heer 100000 Mann ſtark, unmöglich die Spizze bieten konnten. Der Herzog von Cumberland, der die vereinigte Armee anführte, verlohr den 26 Jul. ein Treffen gegen den franzöſiſchen Feldherrn. Durch dieſen Sieg war es möglich, daß die Franzoſen von allen weſtlichen Provinzen und Städten Beſiz nahmen. Der Herzog von Richelieu bekam bald hernach das Kommando über die franzöſiſche Armee und plünderte und raubte in den eroberten teutſchen Provinzen über alle Vorſtellung. Der Herzog von Würtemberg vergieng ſich an ſeinem Wohlthäter, den König von Preuſſen, an deſſen Hofe er war erzogen worden, dermaſſen, daß er alle ſeine Truppen in franzöſiſchen Sold gab.

Der König ward unter dieſen Umſtänden, da ſich ſeine Feinde immer vermehrten, genöthigt, ſein Heer in verſchiedene Korps zu vertheilen. Dieſe Zerſtreuung benuzte der öſtreichiſche General Haddik und fiel mit viertauſend Mann in die Mark ein und wagte ſich ſogar bis vor Berlin. Nachdem er hier eine anſehnliche Brandſchazzung ausgeſchrieben hatte, verlieſſ er die Stadt, und einige Stunden nachher kam der General Seydliz mit dreitauſend Mann daſelbſt an.

Der Feldmarschall Lehwald, der in Preussen stand, konnte dem unweit stärkern russischen Heer freilich nur 24000 Mann entgegenstellen, allein er wagte es doch, mit diesem kleinen Haufen die Russen — den 30 August — in ihren Verschanzungen bei Grosjägerndorf anzugreifen. So sehr auch anfangs das Glük auf der Seite der Preussen war, sah sich Lehwald doch zulezt genöthigt, das Schlachtfeld dem Feinde zu überlassen.

Die Russen hatten von diesem Siege keinen sonderlichen Nuzzen, indem der Großkanzler Bestuchef durch englisches Geld sehr leicht dahin gebracht wurde, das russische Heer zurük zu rufen. Der Großfürst, Nachfolger der Kaiserin Elisabeth, war ein grosser Verehrer des Königs von Preussen, und verhinderte so Manches, das gewis geschehen wäre, wenn die Befehle der Monarchin genau wären vollzogen worden.

So fürchterlich auch Friedrichs Lage war, indem er noh und ferne Feinde fand, die sich zusehens vermehrten, wünschte er doch die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen. Es war den 5 November als bei dem Dorf Rosbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, eine der merkwürdigsten Schlachten gehalten ward. Das französische Heer unter Anführung des Prinzen von Soubise mit den Reichstruppen machten zusammen 60000 Mann aus, Friedrichs Heer belief sich aber nur auf 22000 Mann. Es war kaum daran zu denken, daß der König gegen eine so gewaltige Uebermacht den Sieg davon tragen konnte. Er wuste aber die Franzosen aus ihrer vortheilhaften Stellung herauszulokken, indem er solche Bewegungen machte, daß sie glauben musten, er wollte sich wirklich zurükziehn. Die Franzosen wurden auf

die Art gefangen, ſie verloren durch des Königs Liſt eine Schlacht, die ſie allem Vermuthen nach gewinnen muſten. Die Preuſſen erfochten über die Franzoſen den glorreichſten Sieg mit ſo geringem Verluſt von ihrer Seite, daß man beinah kein ähnliches Beiſpiel aufweiſen kann. Dieſer ſo unerwartete Sieg der Preuſſen, machte einen ſonderbaren Eindruk auf die Feinde derſelben. Für die Königin von Pohlen war dieſe Nachricht ein fürchterlicher Schlag, der ihr Leben verkürzte.

Die geſchlagenen vereinigten Kriegesheere entfernten ſich auf verſchiedenen Wegen aus Sachſen, und Friedrich eilte mit ſeinem ſiegreichen Heer nach Schleſien. Unterweges erfuhr der König, daß — den 12 Novemb. — Schweidnitz von dem öſtreichiſchen General Nadaſti erobert, der Herzog von Bevern — den 22 November — von dem Prinzen Karl von Lothringen geſchlagen ſei, und Breslau ſich ebenfalls nun in den Händen der Oeſtreicher befinde. Durch die Eroberung zweier Veſtungen ſchienen die Oeſtreicher ſich im Beſiz von Schleſien zu erhalten, und Friedrichs Lage war dadurch trauriger als jemals. Allein der König wagte es mit etwan dreiſſigtauſend Mann die öſtreichiſche Macht von neunzigtauſend Mann anzugreifen.

Beide Heere ſtanden — den 5 Decemb. — auf einer unabſehbaren Ebne bei dem Dorfe Leuthen. Die Oeſtreicher verlieſſen ſich auf ihre Macht, die Preuſſen auf ihre Taktik. Die Stärke der Preuſſen in den künſtlichen Bewegungen und Schwenkungen verſchafte ihnen den Sieg über die Oeſtreicher. Nach Verlauf von drei Stunden war die Sache entſchieden. Die Preuſſen machten auf dem Schlachtfelde 21000 Gefangene,

eroberten 134 Kanonen nebst 59 Fahnen. Von den Oestreichern waren 6500 todt oder verwundet, und 6000 Ueberläufer giengen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der preuß. Verlust war 2660 Todte und Verwundete. Nach diesem blutigen Treffen gieng Friedrich auf dem Schlachtfelde umher, ward mit einemmal nachdenkend, kehrte plözlich seine Augen von diesem gräßlichen Schauspiele ab, und rief mit starker Stimme aus, daß es seine Begleiter hören konnten: „Wenn werden doch einmal meine Leiden aufhören!"

Die Folge von diesem Siege war, daß Breslau sowohl als Liegnitz, sich in einigen Wochen in den Händen der Sieger befand. Wenn man die Gefangenen zusammen rechnen wollte, welche der König in kurzer Zeit gemacht, so würden sie weit mehr betragen, als sein eignes Kriegsheer. Der Kaiserin kostete dieser Feldzug mehr als 70000 Menschen; die wenigen, die sich aus den Schlachten retteten, waren ein schlecht disciplinirtes Korps ohne Kanonen, Fahnen und Bagage, die mit der Kälte und dem Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen kämpfen musten, und endlich unter Furcht und Hoffnung die böhmischen Gebirge erreichten.

Bei allen diesen großen Vortheilen, welche Friedrich über Maria Thereſia in so kurzer Zeit erlangte, war er bereit und willig zum Frieden, und bot ihn seinen erklärten Feinden freiwillig an, ohne davon einen andern Vortheil zu ziehen, als sich den Besiz von Schlesien zu verschaffen. „Sie werden sehen — heißt es in dem Brief an die Kaiserin — daß sie ihre Länder ins Verderben stürzen, daß sie an Vergiessung so vieles Bluts Schuld sind, und daß sie den nicht überwinden können,

der, wenn sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er ihr naher Verwandter ist, mit ihnen vereinigt, die ganze Welt hätte zittern machen können." Maria Theresia erklärte sich nicht, ob sie die Anerbietungen, welche ihr Friedrich that, annehmen wollte; ihr Stillschweigen war daher so gut, als eine verneinende Antwort.

Das standhafte Ausdauren des Königs, sein unglaubliches Königsglük und die so ganz vereitelten Absichten seiner Feinde, trugen nicht wenig bei, daß alle seine Gegner Ruhe und Erholung wünschten, die ihnen eben so nöthig waren, als ihm selbst. Nie vielleicht wird man Beispiele von so unerwarteten, schnellen und erstaunungswürdigen Veränderungen des Glüks-wechsels in der Geschichte aufstellen können. Nie vielleicht war die Gegeneinanderstellung zwischen Anschein und Erfolg so äusserst sonderbar und überraschend. Die beiden lezten Monate dieses Jahres sind unstreitig die merkwürdigsten in Friedrichs Leben. Nie hatte man so einleuchtend bemerkt, wie seine Geistesgegenwart und sein Genie sich seinen Truppen unbemerkt mittheilte, und ihnen jene Thätigkeit und jenen Heldenmuth einflößte, wodurch sie ihren Feinden furchtbar wurden. Man wird in kein geringes Erstaunen gesezt, wenn man sieht, daß das Genie eines einzigen Mannes den wirkenden Einfluß auf eine Armee von zwanzigtausend hat, daß diese eine Macht von hunderttausend Mann, — welches wirklich unglaublich zu seyn scheint — überwinden und schlagen kann. Man erstaunt über einen Mann, der mit einem kleinen Korps sich einer halben Million Feinden entgegenstellt, und alle ihre Projekte vereitelt. Wenn man aber bedenkt, daß dieser Mann alle diese Arbeiten

übernahm, zur Vertheidigung seiner Staaten, seiner Ehre, seiner Freiheit; so gehet dies Erstaunen in Bewunderung über, und man folgt ihm mit wahrer Theilnehmung bei der Ausführung aller seiner Unternehmungen. Diese ungeheuchelte Theilnehmung erwarb sich Friedrich bei einem sehr grosen Theil seiner Zeitgenossen.

Die Engländer, die für alles enthusiastisch eingenommen sind, was gros und erhaben ist, dusserten laut ihre Bewunderung über die Thaten Friedrichs, über seine Siege und vornämlich über seine Standhaftigkeit bei allen Gefahren, von denen er so oft umgeben ward. Durch die Vorstellung des grosen englischen Ministers Pitt, wurden ihm vom Parlement 670000 Pfund Sterling — etwan vier Millionen Thaler Subsidiengelder — bewilligt. Hieraus wurden zehn Millionen preußisches Geld geschlagen. Dies Geld war von weit geringerm Gehalt, als es nach dem gewöhnlichen Münzfus seyn sollte, indem es nach Verhältniß, was es im Cours galt, kaum einen Drittheil innern Werth hatte.

Der geringe Werth dieser Münzsorten ward im Anfang kaum bemerkt und nur nach und nach stieg der Preis der Viktualien und Lebensmittel; allein, selbst in den leztern Jahren des Kriegs, wo das Geld am geringsten innern Werth hatte, stand der Preis der Waaren mit dem richtigen Werth des Geldes, doch noch nicht in dem rechten Verhältnis. Diejenigen von den preußischen Unterthanen, welche in königl. Bedienungen standen, verloren offenbar dabei, alle übrige, also die meisten in den preuß. Staaten hatten bei dieser Verändrung des Geldes nicht nur keinen Schaden, sondern sie gewannen dabei so-

gar offenbar. Dahin rechne ich vorzüglich alle Pächter von Ländereien, alle Akkerinteressenten und Bauern; so auch Handwerker, Künstler, Kaufleute, selbst Fabrikanten, die freilich ihre Waaren nicht ganz nach dem Werth des veränderten Geldes anschlugen, allein, den Preis derselben gewöhnlich noch höher bestimmten, als sie diese, nach Abzug des Einkaufs der rohen Materialien und der übrigen Unkosten hätten verkaufen können. Häuser, Aekker, überhaupt alle Grundstükke, stiegen nothwendig bei dem leichten Gelde, aber der Preis derselben ward bei weitem nicht nach dem wahren innern Werth dieser Münzsorten erhöhet; daher hatte der Käufer dabei jedesmal ansehnliche Vortheile, wenn gleich der Verkäufer, der von dem wahren Werth dieses Geldes nicht unterrichtet war, oft über die ansehnliche Summe Geldes erstaunte, dafür er seine Grundstükke weggegeben hatte.

Der neue Feldzug ward von den Preussen damit angefangen, daß sie das den Winter durch blokkirte Schweidnitz zu belagern anfiengen und diese Vestung — den 16 April 1758 — mit Sturm eroberten. Indessen drangen die Russen in Preussen, Pommern und die Neumark ein, so daß Friedrich genöthigt ward, die bereits angefangene Belagerung von Olmütz aufzuheben und den Russen entgegen zu gehen. Sie bezeichneten ihren Marsch mit allen Arten von Grausamkeiten, raubten, plünderten und mordeten Unbewafnete und Wehrlose, wo sie nur hinkamen. Es schien ihnen gleichsam Vergnügen zu machen die Stadt Küstrin in einen Schutthaufen zu verwandeln, da sie nicht vermögend waren, die Vestung einzunehmen. Friedrich eilte, ihnen in ihren Grausamkeiten Einhalt zu thun.

Es war am 25 August, als er bei Zorndorf die so entscheidende Schlacht gegen die Russen lieferte. Er besiegte mit 30000 Mann Preussen 50000 Russen. Der König verfolgte den fliehenden Feind bis nach Landsberg.

Indessen suchten die Oestreicher Friedrichs Abwesenheit zu benuzzen. Prinz Heinrich sah sich genöthigt, sich nach Dresden zurük zu ziehen, um wo möglich durch mannichfaltige Operationen seinen Posten gegen die zahlreichen Feinde zu behaupten. Die Feinde des Königs die ihre Ueberlegenheit kannten, waren eben im Begrif einen groſsen Plan zu entwerfen, als sie an der Ausführung desselben gehindert wurden, da es mit einemmal hieſs: Friedrich kommt! Daun suchte so viel als möglich, eine Schlacht zu verhindern, weil er den glüklichen Ausgang derselben nicht mit Gewisheit vorher sehen konnte. Dagegen schien es ihm sicherer zu seyn, den König mit List zu überfallen. Es gelang wirklich dem östreichischen General, den 14 Oktober des Morgens um 5 Uhr den König bei Hochkirch in der Lausiz zu überfallen, und viele von den preuſsischen Kriegern im Schlaf zu erwürgen.

Friedrich entfernte sich eine halbe Stunde vom Schlachtfeld, bezog ein wohlverschanztes Lager und wünschte dem Feinde eine ofne Feldschlacht anbieten zu können. Weil aber Daun alle Gelegenheit dazu auf das sorgfältigste vermied, so benuzte der König diese, um sowohl Kriegsbedürfnisse als auch eine Verstärkung von 6000 Mann an sich zu ziehen. Mit diesem Heer wandte er sich nach Schlesien und entsezte den 5 November die Vestung Neiſs; die Vestung Cosel ward ebenfalls von

östreichischer Belagerung befreiet und Schlesien befand sich nun wieder in den Händen des Königs.

Dann glaubte unter solchen Umständen die wichtigsten Städte in Sachsen erobern zu können, allein die Tapferkeit eines Schmettau, und die Annäherung Friedrichs aus Schlesien, hinderte ihn an diesem Unternehmen. Er muste mit seinem Korps die Winterquartiere beziehen. Die Schweden thaten in diesem Feldzuge noch weniger als in dem vorigen. Die Russen zogen sich zurük nach Pohlen, nachdem sie Kolberg nicht erobern konnten, das der tapfere Heyde mit so vielem Ruhm vertheidigte.

Der folgende Feldzug von 1759 schien anfänglich für die preussischen Waffen nicht günstig zu seyn. Der General von Wedel, der an die Stelle des beim König in Ungnade gefallenen General Grafen von Dohna gekommen war, bekam Befehl, die Russen anzugreifen, um ihre Vereinigung mit den Oestreichern zu verhindern. Laudon wollte mit 30000 Mann zu den Russen stossen. Wedel griff, um diese Vereinigung zu verhindern, den östreichischen General, den 23 Jul. bei Züllichau an, war aber so unglüklich, die Schlacht zu verlieren. Es geschah also diese Vereinigung der Russen mit den Oestreichern. Dies bewog den König, seinem Bruder Heinrich die Vertheidigung Schlesiens zu überlassen, und das vereinigte Heer der Oestreicher und Russen selbst anzugreifen. Diese Schlacht geschah zwischen Frankfurt und Kunersdorf den 12 August. Anfangs war der Sieg auf der Seite der Preussen, allein am Ende des Treffens behielt die vereinigte Armee das Schlachtfeld und behauptete den Sieg mit einer gänzlichen Nie-

verlage der Preuſſen. Am Tage nach der Schlacht hatte der König von 40000 Mann kaum 1000 mehr beiſammen.

Doch der König behielt ſeine bekannte Standhaftigkeit, und da die Feinde ihren Sieg nicht zu benuzzen wuſten, ſo wuſte er auch ſolche Maasregeln zu treffen, daß ſein Verluſt ihn nicht ganz niederdrükken konnte. Er vereinigte ſich mit dem Prinzen Heinrich, nachdem derſelbe zweimal die Oeſtreicher geſchlagen hatte. Dresden kam in die Hände der Oeſtreicher, allein Schleſien und Brandenburg befreiete er von ſeinen Feinden.

Der folgende Feldzug 1760 eröfnete Friedrichen keine erfreulichern Ausſichten, indem ſeine Feinde ihn jezt zwingen wollten, entweder Sachſen oder Schleſien preis zu geben, um ſich gewiſſermaſſen wegen der vielen aufgewandten Koſten ſchadlos zu halten. Dies feuerte den König nur noch mehr an, ſeine ganze Thätigkeit aufzubieten, gerade da zu ſeyn, wo die Gefahr am gröſten war, um durch ſeine Gegenwart den Muth und die Tapferkeit ſeiner Soldaten anzufachen. Die Ruſſen verheerten einen Theil der Brandenburgiſchen Staaten. Das von Heyden gegen die Ruſſen vertheidigte Kolberg ward von dem General Werner entſezt. Der General Fouquet konnte mit ſeinem kleinen Korps nur ſchwach Schleſien vertheidigen, und war ſo unglüklich den 23 Junius von dem öſtreichiſchen General Laudon beinah mit ſeiner ganzen Mannſchaft gefangen genommen zu werden. Der König eilt nach Schleſien, das jezt völlig unbeſezt war, um Breslau zu retten, das Laudon belagerte. Prinz Heinrich war zu demſelben Ende dahin marſchirt, um ſich mit ſeinem Bruder, dem König, zu vereinigen, und ſo gemeinſchaftlich den Feind anzugreifen. Mit einemmal

ſieht ſich Friedrich von vier Heeren umringt, die zuſammen mehr als hunderttauſend Mann ſtark ſind. Sein Entſchluß iſt kurz gefaßt. Er verläßt in der Nacht ſein Lager, da er in Erfahrung gebracht, daß man ihn von vier Orten zugleich angreifen wollte. Er zog Laudon — den 15 Auguſt — bei Liegnitz entgegen, und ſchlägt ihn des Morgens früh um 5 Uhr, nachdem die Schlacht nur zwei Stunden gedauert hatte. Die Feinde des Königs nahmen die Flucht. Die Ruſſen verließen das linke Ufer der Oder, und die Oeſtreicher zogen ſich in die Gebirge zurük.

Indeſſen konnte Friedrich es nicht verhindern, daß Oeſtreicher, Ruſſen und ein Theil der Reichsarmee, ſich ſeiner Hauptſtadt bemächtigten; allein eben ſo ſchnell verließen ſie auch dieſelbe, als ſie hörten, daß der König ſie von da vertreiben wollte. Sachſen war aber für den König verloren, und er muſte ſuchen daſſelbe wieder zu bekommen; allein nie konnte er auf den Beſiz dieſer Provinz rechnen, wenn er ſich nicht durch eine gewonnene Schlacht den Eingang dazu verſchafte. Dann merkte die Abſicht des Königs und ſuchte auf alle Art eine Schlacht zu vermeiden. Er hatte mit dem Kern der öſtreichiſchen Armee auf den Anhöhen bei Torgau ein veſtes Lager bezogen. Der König hatte ſich einmal vorgenommen, den Feind anzugreifen, und kehrte ſich alſo wenig daran, daß ſein Gegner eine ſo vortheilhafte Stellung hatte und ihm an Macht überlegen war. Die Schlacht begann den 3 November Nachmittags um zwei Uhr und endigte ſich um halb zehn Uhr. Dann vertheidigte ſich vortreflich, allein er muſte den Preuſſen das Schlachtfeld überlaſſen und ſich in derſelben Nacht über die

Elbe zurückziehen. Ganz Sachsen, Dresden allein ausgenommen, befand sich nun wieder in den Händen der Preussen, wo sie auch ihre Winterquartiere nehmen konnten. Friedrich konnte jetzt Truppen nach Schlesien, nach der Mark und nach Pommern schicken und diese Provinzen von ihren Feinden befreien; ja er konnte sogar ein Korps von 8000 Mann zum Herzog Ferdinand stoßen lassen.

Unter diesen Umständen wünschten die kriegführenden Mächte zwar Frieden, allein jeder Theil wollte sich keine Aufopferung anlassen lassen, sondern bedung sich überdem sehr ansehnliche Vortheile aus. Georg der Zweite, König von England, war im Oktober 1760 gestorben, und unter der neuen Regierung hörten die englischen Subsidien an Preussen auf. Dies bewog Friedrichen im folgenden Feldzug — 1761 — den Krieg blos vertheidigungsweise fortzusetzen. Heinrich blieb in Sachsen, Friedrich eilte nach Schlesien, wo er aber doch die Vereinigung der Oesterreicher und Russen nicht verhindern konnte. Er bezog mit 50000 Mann ein festes Lager bei Bunzelwitz, ohnweit Schweidnitz; die Macht seiner vereinigten Feinde belief sich auf hundert und dreißigtausend Mann. Es wäre die äusserste Vermessenheit gewesen, wenn es der König unter solchen Umständen hätte wagen wollen, dem Feinde eine Schlacht anzubieten, denn selbst ein Sieg wäre für ihn kein Gewinn gewesen. Alles was er that, bestand darin, sein Lager sorgfältig zu verschanzen und seine Batterien mit 190 Kanonen aus Schweidnitz zu verstärken. Die Feinde waren aber nicht abgeneigt, eine Schlacht zu wagen, indessen war man noch nur

schläfig, wie man ein solches Unternehmen eigentlich anfangen sollte.

Bei den Russen fieng zuerst Mangel an Lebensbedürfnissen zu herrschen an, wodurch sie genöthigt wurden sich nach ihren Magazinen zurük zu ziehen. Dies bewegte Friedrichen, seine Stellung zu verändern, und sein Hauptquartier in Strehlen zu nehmen. Hier wäre er beinah durch die Verrätherei des Baron von Warkotsch aufgehoben worden, wenn nicht ein treuer Jäger diese verruchte That noch frühzeitig entdekt hätte. Indessen hatten die Oesterreicher und Russen Schweidnitz mit Sturm eingenommen und der tapfere Heyden sah sich genöthigt, Kolberg an die Schweden und Russen zu übergeben.

Friedrichs Lage schien jezt mißlicher zu seyn, als jemals, und es blieben ihm beinahe keine Aussichten übrig, im folgenden Feldzug — 1762 — den Krieg fortzusezzen, wenn sich nicht für ihn ein besonders glüklicher Umstand ereignet hätte. Seine geschworne Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, starb — den 25. Decemb. 1761 — und ihr Nachfolger Peter III. der als Großfürst immer dem König zugethan gewesen war, ward nun sein Freund und Bundesgenosse. Auf diesen Frieden folgte auch der mit Schweden und Preussen.

So war mit einemmal der Kriegsschauplaz verändert. Die Russen, welche vorher seine Feinde gewesen waren, vereinigten sich jezt mit ihm, und die Lage seiner Feinde wurde jezt sehr mißlich. Der König machte Anstalten zum Entsaz von Schweidnitz und beunruhigte seine Feinde durch Einfälle in Böhmen, Mähren und das östreichische Schlesien. Doch jene glükliche Lage schien für Friedrichen nur von kurzer Dauer zu

seyn, indem Peter III. von seiner Gemahlin seines Throns entsezt wurde und bald nachher sein Leben verlor, und die nunmehrige Beherrscherin, Katharina II. keine günstigen Gesinnungen für Friedrichen zu hegen schien. Denn sie glaubte, daß er Veranlassung dazu gegeben, daß ihr Gemahl so manche Neuerungen gemacht, und den Vorsaz gehabt, sie in ein Kloster einzuspeeren. Allein sehr bald wurde sie durch die unwiderlegbarsten Beweise vom Gegentheil überzeugt, und nahm sogleich den Befehl zurük, daß sie den Krieg mit Preussen erneuern wollte. Allein die Russen musten sich von den Preussen trennen.

Nun wurde Schweidnitz von den Preussen belagert. Daun, der die Vestung entsezen wollte, verlor gegen den Herzog von Bevern, die Schlacht bei Reichenbach, und Schweidnitz ergab sich den 9 Oktober. Prinz Heinrich, der Sachsen behauptete gewann den 29 Oktober die Schlacht bei Freiberg gegen die Oestreicher. Friedrich schloß mit den Oestreichern einen Waffenstillstand und bezog mit seiner Armee in Schlesien, Sachsen und der Lausiz die Winterquartiere. Unter solchen Umständen konnte der König auch noch das folgende Jahr einen Feldzug aushalten, wenn die übrigen Kriegsführenden Mächte den Krieg fortzuseezen Lust gehabt hätten. Allein jeder sehnte sich nach einem siebenjährigen Krieg nach Ruhe und Frieden. Der König, der nie abgeneigt war Friedensvorschläge anzuhören, bot sogleich freundschaftlich die Hand, als seine Feinde sich zum Frieden geneigt fanden. So ward — den 15 Febr. 1763 — zu Hubertsburg zwischen Oestreich, Preussen und Sachsen, von den dazu ernannten Gevollmächtigten, dem östreichischen Hof-

rath von Kaffenbach, dem damaligen preuß. Legationsrath von Herzberg und dem sächsischen Geheimenrath von Fritsch, dergestalt geschlossen, daß die im Krieg eroberten oder besezten Länder anerkannt und von jeder Seite auf Entschädigung Verzicht gethan werden sollte.

Friedrich konnte nun für den Wohlstand und die Aufnahme seiner Staaten väterlich sorgen, und that auch dies, als vielleicht noch kein König gethan hat. Sein vornehmstes Augenmerk gieng dahin, die bereits in seinen Provinzen angelegten Manufakturen in grössere Aufnahme zu bringen, und für die Anlegung neuer bedacht zu seyn, indem er die Unternehmer derselben mit hinlänglichen Vorschuß unterstüzte. Solche Maasregeln waren für ein armes Land äusserst nothwendig. Diese Manufakturen verschaften sehr vielen Menschen hinreichendes Auskommen, und durch den Abſaz der Fabrikwaaren kamen ungeheure Summen in die preußischen Staaten. Diese so ergiebigen Hülfsquellen waren von der Art, daß sie nie erschöpft wurden, sondern von Jahr zu Jahr mehr eintrugen, und endlich den preußischen Staat zu dem reichsten in Europa machten.

Im Jahr 1772 theilten sich die drey Mächte Preussen, Rußland und Oestreich in ein gros Theil von Pohlen. Der preußische Hof machte auf Pohlnischpreussen, Pomerellen und einen Theil von Grospohlen, wie auch auf einige andere Landschaften der Republik Pohlen Ansprüche, die alle mit den dazu gehörigen Beweisgründen belegt wurden. Rußland nahm den Theil von Pohlen, wo der Fluß Weska die Grenze macht, von ihrem Ursprung an, bis sie in die Düna fällt, und von dem

Ursprung des Flusses Venesina bis nach Azeszyca, wo er sich in die Dniper ergiebt. Dieser Theil von Pohlen, den Rußland bekam, machte dreimal mehr aus, als der Antheil, den Preussen für sich erhielt. Dafür war es aber auch ein rohes und unbewohntes Land, worein viele Summen vorher gesteckt werden musten, ehe man grose Vortheile und Einkünfte davon zu erwarten hatte. Oestreichs Antheil erstreckte sich von dem ganzen linken Ufer der Weichsel längst den Salzquellen, bis an den Ort, wo die Wirsy sich in diesen Fluß ergiebt, nächstdem erhielt es Belz und einen grosen Theil von Volhinien. Preussens Antheil betrug neunhundert, Oestreichs Antheil zweitausend siebenhundert und Rußlands Antheil dreitausend vierhundert und vierzig Quadratmeilen. Zu diesem ansehnlichen Strich Landes, den der König mit seinen Staaten vereinigte, gehörten acht und zwanzig Städte, fünf hundert und zwanzig Dörfer, welche von neun und achtzigtausend einhundert fünf Seelen bewohnt wurden.

Durch das Absterben des Kurfürsten von Baiern, Maximilian Joseph — den 30 Decemb. 1777 — erbte Karl Theodor, Kurfürst zu Pfalz am Rhein, nicht blos die Baiersche Kurwürde, sondern auch den gröstен Theil der Staaten dieses Fürsten, weil dieser keine Kinder hinterlassen hatte. Als er nach München gekommen war, dachte er an nichts weniger, als daß man ihm diese Erbschaft streitig machen würde; wie bestürzt war er daher nicht, daß östreichische Truppen bereits in Niederbaiern eingefallen waren, und wieder andere aus der Gegend von Eger marschierten, um sich der Oberpfalz zu bemächtigen.

Der Kurfürſt von der Pfalz war damals, als er ſeine Erbſchaft in Beſitz nahm, ein Herr von beinah vier und funfzig Jahren, der keine Kinder hatte, damals auch keine Hoffnung vorhanden war, welche zu bekommen. Dieſer Umſtand und ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften und Künſten, und ſein Wunſch, jeden unnützen Krieg zu vermeiden, konnten ihn ſehr leicht beſtimmen, einen im Januar 1778 vom Hauſe Oeſtreich vorgelegten Traktat zu unterzeichnen, wodurch er ihm die Hälfte ſeiner Erbſchaft abtrat, und Anſprüche deſſelben unwiderlegt ließ, die es leicht zum Vorwand gebrauchen konnte, ſich auch noch den übrigen Theil zuzueignen.

Der Herzog von Zweibrükken, als der damalige nächſte Erbe des Kurfürſten von der Pfalz, machte die kräftigſten Gegenvorſtellungen gegen einen ſolchen Traktat, und unterſtützte dieſelben mit den unumſtöslichſten Beweiſen, daß Pfalz zu Baiern der nächſte Erbe wäre. Sachſen machte auf die Allodialgüter des Herzogthums Baiern Anſprüche, indem die verwittwete Kurfürſtin von Sachſen, eine Schweſter des Kurfürſten von Baiern, und daher ſeine nächſte Erbin war. Dieſe Fürſtin trat ihre Rechte ihrem Sohn, dem regierenden Kurfürſten von Sachſen ab; dieſer war auf die Art auch gegen den Kaiſer. Der Herzog von Meklenburg machte Anſprüche auf die Landgrafſchaft Leuchtenberg, die nach einem Hausvertrag von 1502 ſeinen Vorfahren wäre verſichert worden.

Alle dieſe Erben wandten ſich an den König von Preuſſen, und baten ihn, ſie mit Rath und That bei ihren gerechten Forderungen zu unterſtüzzen. Friedrich ergrif mit Freuden eine Gelegenheit, wo er zeigen konnte, wie bereit er wäre, den Un-

terdrükten beizustehen und die Rechte des teutschen Reichs aufrecht zu erhalten. Ueberdies konnte er es unmöglich gleichgültig mit ansehen, daß sich das Haus Oestreich vergrösserte, und dadurch den übrigen Reichsfürsten um so gefährlicher ward. Ehe er aber zu den Waffen griff, suchte er einen gütlichen Vergleich zu treffen, und erst dann, nachdem diese Vorschläge nicht angenommen wurden, liess er die Truppen marschiren.

Zwei ungeheure Armeen standen verschanzt gegen einander, ohne, daß zwischen beiden etwas, als kleine unbedeutende Scharmüzzel vorfielen. Von dem Kaiser Joseph, als einem jungen, feurigen Mann, hätte man nun freilich erwartet, daß er einen kühnen Schritt wagen, und es dem Schikfal überlassen würde, ob bei einem Treffen Sieg oder Verlust ihm zufallen würde. Friedrich hatte im Grunde wenig Interesse bei der ganzen Sache, nicht aus Zwang, oder um seine Staaten zu vergrössern, oder sonst sich Vortheile zu verschaffen, führte er einen Krieg, der ihm ungeheure Geldsummen kostete. Er that es blos aus Gerechtigkeitsliebe. Er wollte der Beschüzzer der Freiheiten des teutschen Reichs seyn, die das Haus Oestreich mehr als einmal einzuschränken versucht hatte. Hierdurch erwarb er sich einen Ruhm, der ihn schon unsterblich machte, wenn er auch weiter keine rühmliche That gethan hätte.

Obgleich weder Feuer noch Schwerd die Menschen in diesem Kriege wegrafften, so waren es doch andere Plagen, vornämlich ansteckende Seuchen, welche sie aufrieben. Maria Theresia, die ihre Seele schon von dem Irdischen abgezogen hatte, konnte ohne Mitleiden dieses Elend nicht hören, sie bat ihren Sohn Frieden zu machen. Gern nahm sie Frankreichs und

Rußlands Friedensvermittelung an, die Friedrich schon vorher bei diesen Mächten dadurch eingeleitet, daß er sie von allen Schritten Oestreichs und von den Friedensbedingnissen selbst unterrichtet hatte.

Den 7 März 1779 kam ein Waffenstillstand, und gleich darauf jener merkwürdige Friedenskongreß zu stande. Nach diesem Friedenstraktat, ward die zwischen dem Wiener Hof und dem Kurfürsten von der Pfalz eingegangene Convention für nichtig erklärt. Oestreich bekam den Burghauser Kreis, überließ aber dem Kurfürsten von der Pfalz, alle Lehen, welche der lezte Kurfürst von Baiern besessen hatte, unter der Bedingung, daß Pfalz an Kursachsen für dessen Forderungen an die Allodialgüter sechs Millionen Gulden terminweis bezahlen sollte. Der König erhielt für seine dreizehn Millionen großmüthig aufgeopferter Kriegsunkosten die Zusicherung vom Kaiser, sich der Wiedervereinigung der Fürstenthümer Baireuth und Anspach mit der Kurlinie, wenn der Fall eintreten sollte, nicht weiter zu widersezzen. Rußland, Frankreich und das teutsche Reich übernahmen die Gewährleistung dieses Friedens.

Friedrichs Laufbahn als Krieger und Held schloß sich mit dem so merkwürdigen teutschen Fürstenbunde, der die Reichsfürsten gegen alle Eingriffe des Reichsoberhaupts sicherte. Friedrich und sein großer Nachfolger, der jezt regierende König Friedrich Wilhelm der Zweite, gaben die nächste Veranlassung dazu, indem sie die übrigen Fürsten des Reichs, auf gewisse bedenkliche Schritte des teutschen Kaisers aufmerksam machten, die er bereits gethan hatte, und die er noch zu thun im Begrif war. Dieser Fürstenbund, der blos die Vertheidigung und

Erhaltung der gesetzmäßigen Verfassung des teutschen Reichs, so wie der Rechte und Besitzungen jedes einzelnen Gliedes desselben zur Absicht hatte, ward den 23 Jul. 1785 zu Berlin zwischen den Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg geschlossen. Nach Verlauf von wenigen Monaten traten zu diesem Fürstenverein der Kurfürst von Mainz, die Herzoge von Weimar, Gotha, Zweibrükken und Braunschweig-Wolfenbüttel, der Landgraf zu Hessenkassel, die Markgrafen zu Anspach und Baden und die Fürsten von Anhalt-Dessau und Köthen u. s. w. Dieser Bund, wobei kein Tropfen Menschenbluts vergossen ward, ist sicher unter allen politischen Thaten Friedrichs die schönste.

Betrachten wir Friedrichen als Regenten, so hat vielleicht keiner so ganz die Pflichten, die ihm bei dieser so erhabenen als schweren Würde oblegen, erfüllt, als er. Seine Zeit war genau abgemessen, und seine täglichen Beschäftigungen als König, litten nicht den mindesten Aufschub, am wenigsten wurden sie von Vergnügungen verdrängt, die leicht bis auf eine gelegenere Zeit aufgeschoben werden konnten.

In den Monaten November, December, Januar und Febr. gieng er Abends zwischen neun und zehn Uhr zu Bette, und stand am Morgen des folgenden Tages zwischen fünf und sechs Uhr wieder auf. Von dem Ende des Februars an legte er sich von Woche zu Woche etwas früher nieder, und stand früher wieder auf; so daß er zur Berliner Musterung wohl schon um halb drei Uhr aus dem Bette, und um vier Uhr schon auf dem Pferde war. Nach den Musterungen der Truppen und Seemanövreisen, wurde die Ordnung allmählig umgekehrt. Genau

in der Minute, die er des Abends bestimmt hatte, ward er am folgenden Morgen aufgeweckt, und stand gewöhnlich sogleich auf. Zu seinem Anzug des Morgens ward in seinem Schlafzimmer eine Viertelstunde vor dem Aufstehen, täglich ein Kaminfeuer gemacht, an welches er trat, damit die gewöhnliche Ausdünstung seines Körpers unterhalten werden konnte. Sobald er ein andres Hemde und sein Cosaquin angezogen hatte, setzte er sich an den Tisch, auf den das in der Nacht angekommene Paket Briefe gelegt war, ließ sich den Haarzopf zurechte machen und eröffnete indessen das Briefpaket. Diejenigen, die von bekannter Hand waren, und die den meisten Reiz für ihn hatten, behielt und las er, die übrigen schikte er an einen der Geheimekabinetssekrethe, damit ein Auszug aus denselben gemacht wurde. Wenn er die übrigen durchgelesen und neben sich auf einen kleinen Tisch gelegt hatte, stand er auf, wusch sich Gesicht und Hände mit einer nassen Serviette, frisirte sich sein Haar stehend selbst, womit er sehr geschwind fertig wurde, und wobei einer seiner Leute ihm einen Spiegel vorhielt. Nun setzte er den Hut auf — den er beständig auf dem Kopf hatte, ausser bei Tisch, und wenn er mit vornehmen Personen sprach — und ging in das Vorzimmer, um dem daselbst befindlichen Adjutanten des ersten Bataillons Garde, den Rapport von den ein- und ausgegangenen Fremden abzunehmen, auch mehl, um ihm Befehle, die das Kriegswesen betrafen, zu geben. War unter den Fremden, die angekommen, einer und der andere, den der Monarch zu sprechen verlangte, so bestimmte er dazu eine gewisse Stunde. Gleich darauf trank er erst kaltes Wasser, und hernach zwei oder drei kleine Tassen Kaffee, bald mit,

bald ohne Milch. Zu einem Verwahrungsmittel wider den Schlag, lies er einen Theelöffel voll weißen Senf in seinen Kaffee thun.

Nun ergiff er die vorher schon aufgeschrobene Flöte, die sein gröstes und edelstes Vergnügen ausmachte, so lange er sie blasen konnte, spazierte von einem Zimmer in das andere, und blies wohl zwei Stunden lang auswendig gelernte Stükke und Stellen. Die Tonkunst überhaupt, und das Flötenspiel insonderheit, gehörte in seinen jüngern, besten und lebhaftesten Jahren, ja bis in den Baierschen Krieg, da es aufhörte, zu seinen angenehmsten Belustigungen. Er spielte zwar auch etwas auf dem Klavier, aber sein vornehmstes musikalisches Instrument war die Flöte, auf der er viel, vornämlich im Adagio leistete. Er hatte auch Kenntnisse vom Generalbaß, und von dem musikalischen Saz, komponirte selbst Arien, einige Koncerts und über hundert Solos.

Ungefähr um zehn Uhr gab er die Flöte weg und lies sich den vom Kabinetsrath eingeschikten Auszug, aus den an ihn eingelaufenen Briefen und Bittschriften reichen. Diesen begehrte und empfieng er, sobald er nicht mehr auf der Flöte blies, gleich nach dem Kaffee, und wenn er ihn durchgelesen, auch dem Kommendanten die Parole gegeben hatte, lies er diejenigen seiner Geheimenkabinetsräthe, die den mundlichen Vortrag bei ihm hatten, einen nach dem andern zu sich in das Kabinet kommen und sagte ihnen, was auf jeden Brief geantwortet werden sollte. Wenn dies geschehen war, besorgte er seine Toilette, das heißt, er zog sein Casaquin aus, bestrich seine Haare mit ein wenig Pomade, lies dieselben puedern, wusch

das Geſicht wieder mit einer Serviette ab und zog die Uniform an.

Er behielt zwar den von dem König Friedrich dem Erſten 1706 eingeführten Grand-Maitre de Garderobe bei, allein er dachte nicht daran, ſich einen anſehnlichen Vorrath von Kleidern anzuſchaffen. Er kleidete ſich in die einfache Uniform ſeines Garderegiments zu Fuß, die nur mit einem Achſelband und Stern geziert war, und blos an großen Gallatagen und bei gewiſſen Feierlichkeiten zog er die reiche Uniform dieſes Regiments an. Er wollte ſchlechterdings nicht in der Kleidung groß ſeyn; Er wurde auch gefürchtet und verehrt, wenn er gleich in einem alten, abgetragenen und geflikten Kleide gieng, wenn gleich ſein Hemde und Schnupftuch ziemlich dünne und ſein Hut kahl war. Er hatte keine Nachtmüzze, keinen Schlafrok, keine Pantoffeln. Anſtatt des Schlafroks trug er ein Caſaquin, und bei Krankheiten, den ihn von der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth geſchenkten Zobelpelz, den er, wenn es kalt war, auch beim Reiten und Fahren anzog, ihn auch wohl über die Bettdekke legen ließ. In ſeinen jüngern und mittlern Jahren trug er auch wohl bei feierlichen Gelegenheiten Schuhe, im hohen Alter aber nicht, ſondern beſtändig Stiefeln, die er ſogleich anzog, ſobald er aus dem Bette aufſtand.

Hatte er Briefe und Antworten an ſeine Familie zu ſchreiben, ſo ſezte er ſich nun an ſeinen Schreibtiſch, und ſchrieb dieſe Briefe und Antworten eigenhändig; ſonſt, oder wenn die Briefe geſchrieben waren, nahm er ein Buch, und las mit lauter Stimme in demſelben, ſpielte auch wohl, wenn Zeit dazu vorhanden war, einige Concertſtimmen auf der Flöte. Oder er

unterhielt ſich mit den Generalen und andern Staabsoffizieren von ſeiner Suite bis gegen eilf Uhr von Neuigkeiten, Staatsſachen u. ſ. w. Dann ritt er ſpazieren, welches aber wöchentlich nur dreimal geſchah, die andern Tage ritt er zur Parade, beſah die Truppen und kommandirte ſelbſt. Wenn ſchönes Wetter war, muſte ſeine Garde wöchentlich zweimal ausrükken; dieſe, nebſt noch einigen andern Regimentern exerzierte er ſelbſt eine Stunde lang vor der Stadt. Hierauf beſah er in Begleitung eines Pagen oder Adjutanten die neuen Gebäude, und kam wieder nach Sansſouci zurük, wo diejenigen ſchon verſammlet waren, welche er zur Tafel hatte einladen laſſen. Er ſprach mit dieſem und jenem, gieng mit ihnen im Garten, oder beim ſchlechten Wetter in der Gallerie ſpazieren.

Mit dem Schlag zwölf gieng er zur Tafel, wenn er aber vornehme Gäſte hatte, oder bei der Königin ſpeiſte, ſezte er ſich um ein Uhr an dieſelbe, da ſie denn bald kurz, bald länger währte. An ſeiner Tafel ſaſſen mehrentheils ſieben bis zehn Perſonen, die er ſelbſt täglich einladen ließ, und die nach ihrem Belieben ſo viel eſſen, auch ſo vielen rothen und Moſlerwein trinken konnten, als ſie wollten; Champagner, Burgunder und Ungarwein, bekamen aber nur alsdann ſeine Gäſte, wenn er ausdrüklich befahl, welchen zu geben. Empfieng der König Beſuch von ſeiner Familie, oder gab er auſſerordentliche und feierliche Gaſtmahle, ſo wurden wohl zwölf, zwanzig, ja dreiſſig Schüſſeln aufgetragen, und dies geſchah auch bei den Kriegsübungen und Muſterungen und bei den Redouten. Die Mittagstafel gieng genau um zwölf Uhr an, und wenn der König großes Verlangen nach den beſtellten Speiſen hatte, wohl noch

eine Viertelſtunde früher. Die Dauer derſelben war ſehr unbeſtimmt, ſie währte zuweilen bis vier und fünf Uhr und öfters noch länger. Ueber Tafel zeigte er ſich am aufgeräumteſten und veranügteſten; denn zu dieſer brachte er alle ſeine natürliche Lebhaftigkeit, Scherzhaftigkeit und Luſtigkeit mit. Er ſprach von mancherlei Materien, als von politiſchen, hiſtoriſchen, kriegeriſchen und theologiſchen, und wuſte überall Wiz, ſeine Beurtheilung und Kenntnis von der Sache, worüber er ſprach, anzubringen. Ueberdem wuſte er ſehr viele Anekdoten von Kaiſern, Königen, Fürſten und Privatperſonen zu erzählen, die er entweder gehört oder geleſen hatte. Er ſprach über Tiſch franzöſiſch, und wer von den Gäſten in dieſer Sprache keine Fertigkeit hatte, hörte blos zu. Er begegnete ſeinen Gäſten ſehr gut; ſobald aber einer Gelegenheit gab, ſich über ihn luſtig zu machen: ſo wurde ſie beſtens benuzt, weil der König zum Spas und Spott ſehr aufgelegt war. So wie der König ein Freund war, wizzige Antworten anzubringen, eben ſo gern hörte er wizzige Antworten, und vertrug ſelbſt die beiſſendſten Repliken, wenn der Wiz darin unverkennbar war.

Für des Königs Küche waren jährlich nur zwölftauſend Thaler ausgeſezt, dafür der Küchenſchreiber täglich acht Schüſſeln für des Königs Tafel, eben ſo viel für die Adjutanten, und Mittags und Abends drei Schüſſeln für eilf Domeſtiken liefern muſte. Brod und Getrank waren darunter nicht begriffen, denn die gehörten zum Kelleretat. Weil aber die Lebensmittel nach der Zeit, da dieſer Küchenetat gemacht war, theurer wurden, ſo reichte er niemals zu. Gab er groſſe Gaſtmah-

le, so bezahlte er die ausserordentlichen Kosten besonders. Es wurde beständig von schönem Porcellan gespeißt.

Ohngefähr gegen halb vier Uhr stand gewöhnlich die Gesellschaft von der Tafel auf, und der König gieng in ein ander Zimmer, um diejenigen vor sich zu lassen, die er zu sprechen wünschte. Um diese Zeit erhielten die fremden Gesandten Audienz, welche der Minister, Graf Fink von Finkenstein bei dem König einführte. Oder der König unterhielt sich mit Gelehrten, die er vorher hatte bestellen lassen, oder er wollte gern einen Fremden, der sich zu dieser Zeit in Potsdam aufhielt, sprechen, und ließ ihn zu sich kommen.

Nachdem die Fremden entlassen waren, stellten sich die Kabinetsräthe wieder ein, legten dem Könige, die von ihm selbst abgefaßten Antworten auf die Bittschriften und andere Briefe vor, welche er durchlas und unterschrieb. Nun blieben diese Antworten in des Königs Kabinet, wo sie in seiner Gegenwart versiegelt und gleich weggeschikt wurden. Man muß sich wundern, daß die große Menge von Briefen, welche täglich aus den Kabinettern fremder Höfe, aus den verschiedenen Landeskollegien und von der unzähligen Menge von Privatpersonen bei dem Könige einliefen, alle so schnell beantwortet wurden, daß sie selten über den zweiten Tag blieben, ohne daß Antwort darauf erfolgte. Diese Thätigkeit bei einem Monarchen verdient um so mehr Bewunderung, der Philosoph, Staatsmann, Kriegsheld und Schriftsteller zugleich war, und alles dies in einer so großen Vollkommenheit vereinigte.

Sobald der König die gewöhnlichen Geschäfte des Tages geendigt hatte, welches gewöhnlich um sechs Uhr geschah, fand

er seine Erholung darin, daß er entweder auf der Flöte spielte, oder Konzerte gab. Von sieben bis acht Uhr gieng er im Sommer spazieren, und im Winter ließ er sich die besten neuesten französischen Werke vorlesen. Dies dauerte fort, bis die Stunde kam, da er gewöhnlichermassen zu Bette gieng. Gab er aber einigen Personen ein Abendessen, so fiel die gelehrte Unterhaltung weg. In dieser Ordnung folgte täglich eines auf das andere, während der Wintermonate; wenn nicht in derselben gewöhnliche Lustbarkeiten, um welcher willen er sich zu Berlin aufhielt, des Abends etwas veränderten. Diese Tagsordnung ward auch durch die Gegenwart fürstlicher Personen unterbrochen, die ihn zuweilen besuchten. Bei seinen jährlichen Reisen zur Musterung konnte ebenfalls nicht alles so genau beibehalten werden, doch begleiteten ihn stets gewisse Kabinetsräthe, damit der Gang der Geschäfte auch hierdurch nicht aufgehalten würde.

Weil Friedrich keinen königl. Aufwand machte, so konnte er von seinen großen Einkünften einen beträchtlichen Theil derselben dazu anwenden, die Provinzen, welche seiner Unterstützung am meisten bedurften, mit ansehnlichen Geldsummen zu begnadigen. Er schenkte nämlich in den lezten drei und zwanzig Jahren seiner Regierung, seinen Unterthanen über vierzig Millionen Thaler baar zu Landesverbesserungen aller Art, ohne die häufigen Nachlässe an den Abgaben zu rechnen, die er den Landleuten bei unergiebigen Erndten gab. Er schoß den Gutsbesizzern in Schlesien, Pommern und der Mark mehrere Millionen zur Verbesserung ihrer Ländereien gegen ein oder zwei Procent vor, und ließ die Zinsen davon zu Besoldungen der

Landschulmeister und zu Pensionen für arme Offizierswitwen und Töchter anweisen. Die Vermehrung der Staatseinkünfte suchte er immer noch mehr durch Erfindung neuer Erwerbsquellen im Lande, als durch neue Auflagen zu bewirken. Abgebrannte Städte und Dörfer wurden auf seine Kosten wieder erbaut, ausser vielen tausenden einzeln angesezten Kolonisten, wurden sechstausend ganz neue Dörfer angelegt, und mit mehr als zwei und vierzigtausend Familien bevölkert. Durch Dämme und Deiche wuste er der Netz und Warte von Driesen bis Küstrin hundert und zwanzigtausend Morgen Land abzugewinnen. So viele Moräste und Sümpfe längst der Oder, Ihna, Drosse, Havel und Elbe, auch die Seen Madue und Leba in Pommern, den Finerbruch im Magdeburgischen, den Drömling in der alten Mark, manche Sümpfe um Potsdam und Brandenburg, desgleichen in vielen Gegenden von Oberschlesien und Westpreussen, wuste er in tragbares Feld umzuschaffen, und in den so verschrieenen Sandfeldern von Brandenburg und Pommern, sieht man durch seine Fürsorge jezt mit Vergnügen blühende Kolonien, gute Wohngebäude und Scheunen, vortrefliche Wiesen, reiche Weide und zahllose Heerden, wo man ehemals nur Wasser und Moräste sah. Zur Vervollkommung des Ackerbaues hob er die Leibeigenschaft der Bauern auf, schränkte die Frohndienste so viel als möglich ein, und lies die schädlichen Gemeingüter vertheilen; allein alles dies geschah mehr durch Belehrung und Beispiel, als durch Zwang, und immer so, daß durch Begünstigung einer Klasse der Unterthanen der andern dadurch kein Unrecht widerfuhr.

Für die Aufnahme der Gewerbe und Fabriken sorgte er ebenfalls landesväterlich. Unter ihm kam der wichtige schlesische Leinwandhandel und nach und nach alle Arten von Manufakturen in Baumwolle, Seide, Leder, Stahl, auch die Zuckersiedereien und Porcellanfabrik und andere Gewerbe in Aufnahme, und wurden durch alle mögliche Ermunterungsmittel so in Schwung gebracht, daß im Jahr 1785 die Zahl der Fabrikanten hundert und fünf und sechzig war, welche für achtzig Millionen und zweihundert und funfzigtausend Reichsthaler Waaren lieferten, wovon für vierzehn Millionen ausser Landes giengen.

Friedrich beschäftigte sich mit Regierungsangelegenheiten bis an den lezten Tag seines thätigen Lebens. Im Jahr 1785 war der König zum leztenmal in Berlin. Den Professor Selle gebrauchte er als Arzt. Ein leichter Anfall von Podagra fand sich im Frühjahr ein. Dieser Schwäche ungeachtet, entschloß sich doch der König, bei der grossen in Schlesien anzustellenden Musterung in eigner Person gegenwärtig zu seyn. Jeder, der ihn dort sah, erstaunte über den Greis, daß er der Strapazen nicht achtete, sondern sich allen Ungemächlichkeiten der schlimmen Witterung aussezte, die er als Jüngling und Mann zu ertragen gelernt hatte.

Die Folgen dieser Anstrengung des Königs äusserten sich sehr bald nach seiner Zurükkunft in Potsdam. Dies ist gewissermassen der Anfang seiner lezten Krankheit, die eilf Monate nach einander fortdauerte, obgleich gute und mittelmäßige Zwischenzeiten mit unter vorfielen. So krank auch sein Körper war, so frei und heiter war doch sein Geist, so unermüdet war

er bei seinen Arbeiten und Geschäften. Er schloß zu dieser Zeit mit den vereinigten Staaten in Amerika ein Bündniß und einen Handelstraktat. Er wünschte auch, daß das gute Vernehmen zwischen den Generalstaaten und dem Erbstatthalter wieder hergestellt werden möchte. Doch seine Bemühungen waren vergebens. Seinem Nachfolger war es vorbehalten, durch die weise und vorsichtige Ausführung des erhabenen und tapfern Herzogs von Braunschweig, dem Erbstatthalter seine alten und hergebrachten Rechte wieder zu geben und die Ruhe und den Frieden der Bürger wieder herzustellen.

Im Anfang des Jahres 1786 schien der Monarch etwas Linderung zu verspüren; aber bald nachher nahmen die übeln Zufälle wieder zu. Im Frühling bezog Friedrich seine gewöhnliche Sommerwohnung, und die Hoffnung zur Genesung nahm immer zu. Doch nach einigen Wochen fanden sich die gewöhnlichen schlimmen Zufälle wieder ein und im Junius vermehrte sich des Königs Krankheit dergestalt, daß er zu dem berühmten Arzt in Hannover, dem Ritter von Zimmermann, seine Zuflucht nahm.

Zimmermann war auf die Einladung des Königs nach Potsdam gekommen, konnte aber nicht helfen, und reiste nach einiger Zeit nach Hannover zurük. Der König unterhielt sich in den lezten Wochen seines Lebens — indem sich die Brustwassersucht nun wirklich eingefunden hatte — mit dem Staatsminister von Herzberg und dem gelehrten Italiener Luchesini. Der Regimentschirurgus Engel, die geheimen Kämmerer Naumann und Schöning durften selten seine Person verlassen. Sie waren Zeugen, wie viel ihr guter König leiden muste. Bei

allen diesen Schmerzen, die er ausstand, bei der sichtbaren Abnahme seiner Kräfte, besorgte der kranke König doch noch immer seine gewöhnlichen Geschäfte, bis einen Tag vor seinem Ende.

Es war den 17 August 1786 um zwei Uhr des Morgens, da Friedrich verschied. Ausser dem Staats- und Kabinetsminister von Herzberg, der dem sterbenden König die Augen zudrükte, waren der Graf von Schwerin, die Generale von Görz und von Eglofstein, der Regimentschirurgus Engel und die geheimen Kämmerer Naumann und Schöning bei dem Tode des Monarchen zugegen. Alle zerflossen in Thränen, konnten sich über den Verlust eines Königs nicht zufrieden geben, den sie ganz in seiner Grösse, selbst in der Nähe als Privatmann und Freund kennen gelernt hatten. Die Betrübniß ließ dem Minister von Herzberg kaum so viel Besonnenheit, daß er Friedrichs Höchstwürdigem Nachfolger, dem gegenwärtigen König Friedrich Wilhelm dem Zweiten, diese schmerzhafte Todespost melden ließ. Der neue Monarch erschien bald darauf, vermischte beim Eintritt ins Zimmer, seine Thränen mit den Thränen der Umstehenden, ergrif die kalte Hand seines Oheims mit kindlicher Zärtlichkeit, drükte sie kindlich, und Thränen flossen auf dieselbe herab.

Schon 1744 hatte sich Friedrich in Sanssouci, dem Fenster seines Studierzimmers über ein Grabmal erbauen lassen, und wünschte einmal in demselben zu ruhen. Allein sein Nachfolger hielt es dem königl. Hause für anständig, in der Garnisonkirche zu Potsdam ihn neben seinem Vater beisezzen zu lassen; wohin die Leiche bereits den 18 August Abends um 8 Uhr

gebracht wurde. Den 9 September geschah das feierliche Leichenbegängniß. Die Garnisonkirche war durchaus schwarz ausgeschlagen, mit vielen passenden Sinnbildern verziert, fünftausend Trauerlampen brannten auf silbernen Kronleuchtern, und sechshundert Wachskerzen an den Pfeilern. Beim Eintritt in die Kirche, sah man den Tempel der Unsterblichkeit, auf dessen Kuppel die Vergötterung unter dem Bilde des aufsliegenden goldenen Adlers vorgestellt ward, zu dessen Füssen, rings um die Kuppel schwarze Schleifen gebunden waren, mit der Unterschrift: „Ihm, der nie zu sterben verdiente, schloß die Tugend den Tempel auf.“ Unter dem Geläute der Glokken der Stadt gieng der Trauerzug, von dem Könige, allen Prinzen, Generalen und Ministern begleitet in einer feierlichen Grösse zur Kirche. Der prächtige Paradesarg ward mitten in diesen Tempel gesezt. Eine vortrefliche Musik erfüllte die Zuhörer mit Andacht und Ehrfurcht, und unter dem Donner des Geschüzzes ward dann der Sarg in die Gruft getragen. So verschwand gleichsam Friedrich plözlich den Augen der Erdenbewohner, allein sein Andenken wird so ewig seyn als sein Ruhm!

Friedrich groß als Monarch, groß als Kriegesheld, groß als Gesezgeber, war eben so groß als Schriftsteller. Schon bei seinen Lebzeiten wurden Gedichte von ihm herausgegeben, die sehr viele Talente und poetisches Feuer verrathen, so wie sein Antimachiavel, den er als Kronprinz schrieb, ihn uns von der Seite eines menschenfreundlichen Monarchen zeigt. Seine brandenburgische Geschichte erwarb ihm zuerst den Ruhm eines guten Geschichtschreibers, und seine historischen Werke, die nach seinem Tode herausgekommen sind, werden stets als ein

Schaz für die Archive aller Jahrhunderte und Nationen aufbewahrt werden. Ganz im Geist der edlen griechischen Einfalt und Grösse, überall voll des wärmsten Gefühls für Vaterland und Volk, wenig schmeichelhaft für ihn selbst, den Verfasser und Feldherrn, aber desto rühmlicher für die Gefährten und Theilnehmer seiner Siege, in einer edlen, würdigen Sprache, trozzen sie dem Tadel und der Verläumdung, und dürfen jezt schon hoffen, unsterblich zu seyn, wie die Schriften eines Cäsars und Xenophon. Lange und mit Wohlgefallen verweilt auf ihnen der betrachtende Verstand, und weis nicht, ob er mehr die Begebenheiten und Schikſale, oder die Freimüthigkeit, mit der sie erzählt sind; mehr den Helden, der so erhabene Thaten verrichtete, oder den Weisen, der sich alles Lobes, das aus ihm quillt, grosmüthig begiebt, und das wenigste seiner Anordnung und Klugheit, das wichtigste der Einwirkung und Zusammenstimmung zufälliger, oft unbekannter Ursachen, beimißt; ob er mehr seine Verdienste, oder die richtige Würdigung derselben bewundern soll!

Schweiz. Wissensch. Bibliothek Bern.

Freyberg,
gedruckt bei Johann Christoph Friedrich Gerlach.

Gallerie

aller merkwürdigen Menschen,

die

in der Welt gelebt haben.

Neunter Heft.

Chemnitz,
bei Karl Gottlieb Hofmann,
1797.

FRA. GR. ALGAROTTI.

geb. d. 11. Dec. 1712. gest. d. 3. Mai 1764.

Graf

Franz Algarotti.

Chemnitz,
bei Karl Gottlieb Hofmann,
1797.

ÖFFENTLICHE WISSENSCHAFTLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

So wenig ich mich für einen Kenner der Phyſiognomik ausgebe, ſo leicht wird das Urtheil ſelbſt der Nichtkenner über beiliegenden Kopf, mit denen übereinſtimmen, welche durch langes und fleißiges Studium die Menſchen nach ihrer äuſſern Phyſionomie ſogleich richtig zu beurtheilen im Stande ſind. Der Biograph muß ſich freuen, wenn er einen ſolchen Kopf ſiehet, der nicht allein ungemein vielen Verſtand und ſehr viele und ausgebreitete Kenntniſſe, ſondern auch eine Güte des Herzens verräth. Wie viel Feuer ſtrahlet nicht aus dieſem Auge, welche Grazie liegt in dieſem Munde. kurz ohne erſt die einzelnen Theile des Kopfs zu zergliedern, darf ich nur ſagen, es iſt ein römiſcher Kopf, wie man ſich ihn immer als Ideal denken kann, und ich habe alles geſagt; nur mit dem kleinen Unterſchied, daß hier das Ideal realiſirt iſt.

Franz Graf Algarotti ward zu Venedig den 11 December 1712 geboren. Seine Aeltern Koch Algarotti und Marie Meratti ſtammten beide aus alten und reichen Familien her. Er hatte drei Schweſtern und zwei Brüder. Seine Schweſtern vermählten ſich in ihrem mannbaren Alter an edle Venetianer, und kamen auf die Art mit Familien in Verbindung, die auf hohe Geburt ſowohl, als auf Achtung und Reichthümer allen

Anſpruch machen konnten. Der eine von ſeinen Brüdern ſtarb in der Jugend, und der andere, der älteſte, zeichnete ſich durch ein ofnes Weſen, durch Grosmuth und Wohlthätigkeit ſehr zu ſeinem Vortheil aus. Unſer Graf beſuchte in ſeiner Jugend das Collegium de la Trinite zu Lion, und nachdem er hier ſich mancherlei nüzliche Kenntniſſe erworben, hielt es der Vater für nöthig, ihn wieder nach Hauſe zu nehmen, um die häuslichen Angelegenheiten zu beſorgen.

Nachdem Franz Algarotti eine Zeitlang in Rom im Collegium von Nazareth geweſen war, nahm der Vater ihn von da im vierzehnten Jahr wieder weg, um ihn in Venedig unter ſeinen Augen erziehen zu laſſen. Nach des Vaters Tode ſorgten die Verwandten und Vormünder für die weitere Erziehung des jungen Grafen, und hielten es für rathſam, ihn nach Bologna zu ſchikken, um unter dem berühmten Euſtachius Manfredi zu ſtudiren. Dieſer berühmte Mann bemerkte bald die großen Geiſtestalente ſeines Zöglings und deſſen vortreflichen Karakter, daß er ihn ſogleich liebgewann und ihm dieſe Liebe und Achtung auch in der Folge ununterbrochen ſchenkte. Dieſer ſein Lehrer unterrichtete den Grafen in der Geometrie, ein anderer aber Franz Zannotti, in der Philoſophie.

Er benuzte nicht blos den Unterricht dieſer vortreflichen Männer, indem er ihre Vorleſungen fleißig und aufmerkſam mit anhörte, ſondern er hatte auch Zutritt zu ihnen, und lernte aus ihren freundſchaftlichen, belehrenden Unterredungen weit mehr, als aus ihren öffentlichen Lektionen.

Bei dieſen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen war der junge Euſtachius Zannotti, der in der Folge ein berühmter Aſtronom

geworden ist, sein Freund und Nebenbuhler. Diese beiden Freunde unterredeten sich oft über philosophische Gegenstände, und da immer einer von beiden die entgegengesetzte Meinung behauptete, so bekamen dadurch mehrere Fragen ein grösseres Licht und wurden von mehrern Seiten beleuchtet.

Sechs Jahre brachte der Graf mit dem Studium der Philosophie zu und hörte dabei die Vorlesungen über die Experimentalphysik bei dem berühmten Doktor Beccari. Der Graf hatte eine natürliche Neigung zur Mahlerei und zu allen den Wissenschaften, die damit in Verbindung stehen. Daher kam es, daß er in der Folge ein so richtiger Beurtheiler dieser Künste und auch sogar ein Meister in denselben wurde. Zu dem Ende legte er sich auch auf das Studium der Anatomie, indem er die Vorlesungen des Doktor Caldani über diese Wissenschaft besuchte, und weil diese ihn nicht ganz befriedigten, einige vortrefliche anatomische Werke für sich las.

Er wußte alle die Schwierigkeiten glüklich zu übersteigen, welche mit dem Studium der Algeber verbunden sind. Er legte sich nicht auf Physik, Geometrie und Algeber, um sich als einen grossen Mathematiker bekannt zu machen, und damit zu prahlen; nein, er studierte diese Wissenschaften gründlich, weil er sie für nüzlich hielt, um das alte und neue System der Philosophie darnach zu beurtheilen, welches er in Bologna näher untersuchte und verglich. Bei der Astronomie folgte er den Grundsäzzen des unsterblichen Newton, und zu Folge dieses Führers, rükte er sehr bald in die Commentarien des Instituts zu Bologna verschiedene Abhandlungen ein, welche mit den verdientesten Lobsprüchen aufgenommen wurden.

Der Graf machte ſich daher bei den Gelehrten früh bekannt, ſo daß, als Clairaut und Maupertuis nach Schweden reiſten, um die Figur der Erde zu beſtimmen, dieſe beiden berühmten Männer wünſchten, ihn in ihrer Geſellſchaft zu haben. Er war erſt willens dieſen Wunſch zu erfüllen, indem der Marki Grimaldi, damaliger Geſandter in Stokholm, ihm ein Zimmer in ſeinem Hotel anbot; allein er hatte Urſache, ſelbſt bei den ſchmeichelhafteſten Anerbietungen, ein Projekt aufzugeben, das unter andern Umſtänden ihm ſehr willkommen geweſen wäre.

Der Graf Algarotti ſtudierte gerade zu einer Zeit in Italien, als nur noch wenige Gelehrten in dieſem Lande, ſich von dem Licht des Galileus des Vaters der Wahrheit, dann von einem Descartes und Newton hatten erleuchten laſſen. Die meiſten hiengen noch zu ſklaviſch an die alte Philoſophie, welche mit Kunſtwörtern und Diſtinktionen ausgeſpikt war, deren Enträthſelung man erſt mühſam erlernen muſte. Der Graf war gewiſſermaſſen in Italien der erſte, der die Philoſophie auf eine Art vortrug, daß ſie für jeden Menſchen allgemein faßlich wurde.

Da der Graf Johann Rizzetti ein Buch de luminis affectionibus herausgab, worin er die Grundſäzze der Optik des engliſchen Philoſophen zu beſtreiten ſuchte, ſo legte ſich der Graf Algarotti mit noch gröſſern Fleiß auf das Studium der Phyſik. Er ſchafte ſich alle die Inſtrumente an, welche zu den phyſikaliſchen Experimenten nothwendig ſind, und ſtellte damit in Gegenwart eines Manfredi und Zannotti Verſuche an, welche die newtoniſchen Grundſäzze nur zu gut beſtätigten.

Der Graf wiederholte dieſe Verſuche zu Venedig, auf Bitten des Grafen Vezzi und des Abbé Muazzo, welche hier-

über einige Aufklärung zu haben wünschten. Durch diese wiederholten Versuche wurde der Graf in den Stand gesezt, das Buch des Grafen Rizzetti gründlich zu beantworten, indem er eine Schrift de colorum immutabilitate herausgab. Dadurch ward er ein Mitglied der Akademie zu Bologna.

Der Verfasser machte von dieser Schrift den ersten Plan zu Bologna, weiter arbeitete er sie in seinem ein und zwanzigsten Jahr, zu Rom und Paris aus. Oefters verließ er das Gewühl der Stadt, begab sich in die Einsamkeit, ohne seinen Freunden etwas davon zu sagen, und überließ sich seinen philosophischen Betrachtungen und Untersuchungen, mit seinem vertrautesten Freunde, Maupertuis, den er als einen großen Mann bis an seinen Tod liebte und schäzte.

Zu Paris vertheidigte er auch in zwei französischen Abhandlungen den Newton gegen den Dufai. Der sinnreiche Fontenelle hatte schon das nämliche gethan; allein der Italiener behielt vor dem Franzosen den Vorzug, indem der leztere blos mit unterhaltenden Fiktionen, der erstere aber mit strengen mathematischen Beweisen die Wahrheit zu vertheidigen suchte.

Nach dem Beispiel des Fontenelle schrieb Algarotti sechs Dialogen, worin er sich bemühete, einer Dame über die Natur des Lichts und der Farben Unterricht zu ertheilen. Um sich in denselben desto deutlicher und fasslicher auszudrükken, verläßt er bei seinem Vortrage die schwere scientifische Terminologie, und weis die schwersten Sachen auf eine allgemein verständliche Art vorzutragen. Er bedient sich dabei passender Beispiele, Gegenden aus der Natur, und solcher Dinge, die wir sehen, um seine Lehre und seine Beweise desto anschaulicher darzustellen.

Anstatt bloſſer Linien und Figuren, die wenigen Reiz haben, ſtellte er ſeinen Leſern klare Springbrunnen, reizende Alleen und ſolche Gegenſtände blos vor, welche die Aufmerkſamkeit unterhalten. Auf die Art erreichte er den wirklich ſchweren Zwek, die Wiſſenſchaften mit der poetiſchen Beredſamkeit zu vereinigen. Er ſuchte dem ſchönen Geſchlecht die einfältigen Romanen und ſo viel andere unnüze und zeitverderbende Bücher aus den Händen zu reiſſen, indem er ſie unterrichtete und belehrte, wie man die Geheimniſſe der Natur Perſonen vortragen ſollte, die an kein ernſthaftes Studium, an keine lange Meditation gewöhnt ſind, und wie man philoſophiſche Ideen auch ſolchen verſtändlich machen müſſe, die gar keine mathematiſche Kenntniſſe hätten. So wie er dies Werk vollendet hatte, las er es Fontenellen vor, um darüber ſein Urtheil zu hören. Dieſer kompetente Richter beehrte es mit ſeinem Beifall, welches den Verfaſſer dahin beſtimmte, es ihm zu widmen.

So wie der Graf hörte, daß Voltaire in Circy ganz zurük gezogen vom weltlichen Geräuſch lebte, um dieſe einſamen Stunden der Philoſophie nach newtoniſchen Grundſäzzen zu widmen, reiſte er von Paris ab, um einen Mann kennen zu lernen, deſſen Schriften ganz Europa bewunderte. Voltaire damals ſchon von geſeztem Alter, wunderte ſich nicht wenig, als er einen Jüngling von zwei und zwanzig Jahren vor ſich ſah, der mit einer ſehr angenehmen Unterhaltung und einem feurigen Genie, ſehr tiefe Kenntniſſe verband, und ſogar in dieſem Alter ein wiſſenſchaftliches Buch herausgegeben hatte, wo andere gewöhnlich ſich noch unterrichten laſſen.

Voltaire und seine gelehrte Freundin die Marquise du Chatelet, auf deren Lustschloß er wohnte, lasen dies Buch mehr als einmal durch, und bewunderten jedesmal den geschikten Verfasser desselben. Diese gelehrte Frau wünschte, daß Algarotti ihr dies Buch zuschreiben möchte, und ließ sich dies nicht undeutlich in einem Brief an ihn merken, da aber der Graf einmal Fontenellen sein Wort gegeben, konnte er es nicht gut wieder zurük nehmen. Voltaire selbst würde es gern gesehen haben, wenn der Graf seinen Namen dem Werke hätte vorbrukken lassen.

Beinah alle Briefe, die Voltaire in der Folge an den Grafen schrieb, waren mit Lobsprüchen dieses Werks angefüllt. Er besorgte immer, daß diese schöne Schrift einem ungeschikten französischen Uebersezzer in die Hände fallen würde; und seine Vermuthung traf zu. Perron de Castera lieferte eine kalte und barbarische Uebersezzung, die auch keinen Schatten von den Schönheiten des Styls im Original hat, überdies ist sie mit groben Fehlern gegen Wort- und Sprachgebrauch angefüllt. Eben so unsinnig sind zum Theil die Anmerkungen des Uebersezzers, womit er das Buch vergrössert und noch mehr verdorben hat. Der Abbé Gauvet des Fontaines war willens, eine neue Uebersezzung vom Original zu liefern, und man weis nicht, warum er sein Vorhaben nicht ausgeführt hat.

Einige Franzosen, vornämlich der Abbé Trublet in dem Leben des Fontenelle, bilden sich ein, daß des Grafen Dialogen eine blosse Nachahmung der Fontenellischen wären, da sie doch weiter nichts damit gemein haben, als die Form des Dialogs. Der Graf gab dies Werk zuerst unter dem Titel: „Neue

lenianismus für die Damen" heraus; dann kam es unter einem andern: „Dialogen über die Optik des Newton" an das Licht. Die erste Ausgabe dieses Werks erschien 1737 zu Milan; die zweite in dem nämlichen Jahr, an demselben Ort, und die dritte zu Padua. Im Jahr 1739 wurde es zu Neapolis aufs neue abgedruckt und in demselben Jahr auch in Venedig, wo es 1746 aufs neue wieder abgedruckt wurde; ferner zu Berlin 1750, zu Neapolis 1757, zu Livorno 1765. Also neun Ausgaben von diesem Werk. Deshalb schrieb der Markis Poleni, ein berühmter Mathematiker, an den Grafen: „Die vielen Ausgaben dieses Werks, sind der sicherste Beweis von der Schätzbarkeit desselben; allein da ich die Schriften des Newton studiert habe, brauche ich nicht einen solchen Beweis, denn indem ich die Werke eines Newton lese, fühle ich zugleich die Vortrefflichkeit ihrer Schrift. Es ist weit leichter schwere Sachen zu schreiben und sie unverständlich zu lassen, als schwere Sachen zu schreiben und sie leicht vorzutragen, wie Sie gethan haben."

Ausser der französischen Uebersezzung, hat man auch davon eine teutsche; allein sie ist eben so schlecht als die französische, weil sie nicht nach dem Original, sondern nach dieser gemacht ist. Sie erschien zu Braunschweig 1745. Eine englische Uebersezzung erschien 1739 zu London, die ebenfalls schlecht ausgefallen ist. Man übersezte dies Werk auch ins Russische und Portugiesische. Die russische Uebersezzung besorgte der Fürst Cantimir, als er russischer Gesandter am französischen Hofe war. Diese Uebersezzung gab dem Grafen Algarotti Veranlassung, eine poetische Epistel an die Kaiserin Anna Iwannowna zu über-

schikken, indem er ihr die Dialogen widmete, wovon der Prinz Cantimir eine Uebersezzung gemacht hatte. Dies Gedicht voll grosser und erhabener Bilder findet man unter den Werken des Grafen.

Bei dieser Gelegenheit können wir bemerken, daß, nachdem der Graf die Philosophie mit dem Gürtel der Gracien umwunden, und sie in einem angenehmen Gewand eingekleidet, er es wagte, die italienische Poesie mit hohen, erhabenen Gedanken zu bereichern, und dem Styl durch große, neue und glänzende Bilder einen unerwarteten Schwung zu geben. Er verdient daher mit Recht den Namen eines Dichters, der nach dem Horaz, nicht den Versemachern und Reimschmieden, sondern blos denen zukömmt, welche jenes göttliche Feuer und jene bezaubernde Stimme besizzen, die man haben muß, wenn man große Dinge besingen will.

Der Graf war einer von den seltenen Menschen, die die Natur mit diesen glüklichen Talenten bereichert hat. Er besaß sie in einem so hohen Grad, daß er bereits in seinem 17 Jahr verschiedene Gedichte machte, die viel Anlage verriethen. Kaum war er 21 Jahr alt, als Johann Peter Zannotti, ohne Wissen des Grafen seine Gedichte zu Bologna drukken ließ, und sie in der vorangesezten Zueignung des Markis Landi mit vielen Lobsprüchen erhob.

Schon in der frühesten Jugend bemerkte der Graf, daß, wenn man seine natürlichen Talente verbessern wollte, das Studium der dichterischen Sprachen dazu schlechterdings nothwendig wäre. Diese Sprachen sind nach der Meinung des bekannten Genfer Bürger keine andern, als die griechische, la-

teinische und italienische. Er war so glüklich, an Manfredi und Zannotti, nicht nur Lehrmeister der gesunden Philosophie, sondern auch Männer zu finden, welche die griechische Sprache aus dem Grunde verstanden, und die lateinische und griechische rein und zierlich schrieben, wie man dies aus ihren Werken sieht.

So lange der Graf in Florenz zubrachte, suchte er sich unter dem Zannotti in der italienischen, so wie unter dem berühmten Mieci in der griechischen Sprache zu vervollkommnen. Er benuzte auch die Unterhaltungen des Abts Lazarini, Professors zu Padua, der auf dieser Universität mit grossem Beifall die griechische Litteratur vertrug.

Mehrere Jahre lang studierte der Graf sorgfältig die griechischen und lateinischen Schriftsteller. Er schrieb verschiedene Bemerkungen nieder, so wie ihre schönsten Gedanken und ihre kraftvollsten Bilder. Er hat verschiedene Handschriften, eine Frucht dieser sauren Arbeit hinterlassen, welche vornämlich Bemerkungen über den Homer und Auszüge aus demselben betreffen. Er studirte seinen Virgil mit unnachahmlichem Fleis, und bemerkte in der italienischen Uebersezzung Fehler, die dem strengen Kritiker entgangen waren. In allen seinen Werken findet man daher, daß er die Griechen und Römer nachgeahmt hat. Er hat auch in seiner Jugend einige lateinische Gedichte verfertigt, die aber als jugendliche Proben nicht aufbewahrt, wenigstens dem Publikum nicht bekannt gemacht worden sind.

Die lyrische Dichtkunst in Italien war mit Mühe der Barbarei des vorigen Jahrhunderts entgangen, und in die Hände von zwei Klassen unglüklicher Schriftsteller gerathen. Die be-

findet sich noch in dem nämlichen Zustande, wenn man einige wenige Genies davon ausnimmt, welche durch ihre vortreflichen Produkte den guten Geschmak in den vornehmsten Städten Italiens erhalten. Die erste Klasse von schlechten Dichtern ahmen sklavisch dem zärtlichen Petrarch nach, ihre Gedichte bestehen aus seinen Gedanken, nur daß sie die Worte etwas versezzen. Dies ist auch der Fehler der meisten Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, die, indem sie sich der Leyer des Petrarch bemächtigten, seine Liebe seufzten, und ihre eigne zu seufzen glaubten. Die andere Klasse von schlechten Dichtern wollen von keiner Nachahmung etwas wissen, sie sezzen eine Ehre darin, neu zu scheinen, und verachten das alte an den größten Dichtern ihres Vaterlandes. Sie lassen ihrer ausgelassenen Einbildungskraft den Zügel schiessen, und am Ende sind ihre Verse weiter nichts, als eine gemeine, niedrige und barbarische Prosa. Diese modernen Dichter wollen schlechterdings für Gelehrte und Philosophen gehalten seyn, sie vergessen dabei, daß die Dichtkunst die Schwester der Mahlerei ist.

Der Graf kannte sehr gut die Fehler dieser beiden Arten von Dichtern, daher er beschloß, in die Fußtapfen der berühmtesten und wizzigsten Schriftsteller zu treten, dabei aber die Mittelstraße, zwischen den furchtsamen Schritt der erstern und die gefährliche Hize der andern, zu halten. Zu dem Ende studierte er den Dantes, den Petrarch und andere Väter der guten Dichtkunst, um von ihnen die Reinigkeit der Sprache, den guten Ausdruk und die Korrektheit des Stils zu lernen. Auf der andern Seite aber hielt er seine von Natur verwegene und aufbrausende Einbildungskraft in gemäßigte Schranken.

Unter allen lateinischen Schriftstellern nahm er sich vornämlich den Horaz zum Muster. Er wuste das, was er aus dieser reichhaltigen Quelle schöpfte, so vorzutragen, als wenn die Gedankenfolge dies einmal so mit sich bringen müste. Dieser Methode bedienten sich Pindar, Kallimachus und andere lyrische griechische Dichter, so wie sie unter den Römern, dem Catull, Tibull, Properz und Horaz eigen war. Unser Dichter machte in seinen Episteln davon Gebrauch und lobte sie auch in den Schriften anderer.

Was des Grafen Episteln betrift, wollen wir mit den beiden den Anfang machen, die er an Friedrich den Grossen schrieb. Sie sind kurz, aber voller erhabener Bilder und es herrscht darin eine gewisse Energie des Ausdruks, die der Würde eines so erhabenen Monarchen anpassend ist.

In der ersten beschreibt er den Atticismus, die Urbanität, die Beredsamkeit und die schönen Künste, die unter einem König wieder neues Leben bekommen, der Mincrvens und der Musen Freund ist. Athen und Rom leben in Berlin wieder auf. Er sieht neue Sostraten, die neue Theater errichten; neue Lysippen, die in Bronce das feinste Haar auszudrükken vermögen; neue Apelles, welche mit den Augen sprechen; neue Horazen, welche Lieder der Liebe dichten; neue Virgile, welche Waffen und Helden besingen. Er siehet die Menschenfreundlichkeit auf einem Thron sizzend, neben ihr die Zeit, welche jeden Tag mit Friedrichs schönen Thaten bezeichnet.

In der zweiten Epistel stellt er den König vergöttert unter dem Bilde des Apollo vor, so wie Horaz unter dem nämlichen Bilde den August vergöttert darstellt. Er übersezt einige frau-

zösische Verse des Königs, die voll der vortreflichsten Lehren der Moral sind, welche alle Werke dieses philosophischen Königs auszieren.

Die dritte ist, wie ich schon gesagt habe, an die russische Kaiserin gerichtet. Die vierte ist August dem Dritten, König von Pohlen, gewidmet, mit den Werken des Benedikt Pallavicini, eines Dichters am Dresdner Hofe, welche der Graf auf Befehl dieses Prinzen in Venedig hatte drukken lassen. Die fünfte ist dem Doge Peter Grimani, einem Fürsten von seltenen Talenten, zugeschrieben. In der sechsten ahmet er verschiedene Stellen des Horaz nach, um damit seinem Freund Metastasio Lobsprüche zu machen, Verfasser mehrerer Dramen, bestimmt in Musik gesezt zu werden. Die siebente an Phillis gerichtet, enthält eine kurze und angenehme Beschreibung der Moden der Damen in Paris und London. Die achte an Aristen geschrieben, enthält prächtige Lobsprüche der Philosophie, die er mit viel Wärme preist. Die neunte in der Gegend von Verona an den Eustachius Zannotti geschrieben, enthält ein Lob des Gedichts des Fracastor. Er ladet in derselben seinen Freund ein, das Grab dieses unsterblichen Dichters gemeinschaftlich zu besuchen und seinem Andenken die gebührende Ehre zu erweisen. Die zehnte Epistel widmete er dem Eustachius Manfredi, indem er ihm die besten Gedichte des Franz Zannotti zueignete, die der Graf zu Florenz auf seine Kosten hatte drukken lassen, und wovon er dem Verfasser alle Exemplarien übersendete. Die eilfte an Eudoxien gerichtet, beweiset, daß der Styl des Grafen eben so einnehmend und delicat ist, wenn es darauf ankömmt, die zärtlichen Empfindungen des Herzens auszudrük-

ken, aber auch eben so erhaben und majestätisch, wenn er große Gegenstände zu besingen hat. In der zwölften, dem Grafen Gorani gewidmet, beklagt er sich über den Verfall der guten Dichtkunst in Italien, und giebt die Ursachen desselben an. Die dreizehnte ist an den Herrn v. Voltaire gerichtet. Er lobt diesen Dichter, die französische Nation, die Stadt Paris, Racine, Corneille, Moliere, Madam du Chatelet, Madam d'Aiguillon, Madam du Bocage und den Duc de Richelieu. In der vierzehnten, dem Marc Foscarini, damals Procurator von St. Marc und Historiograph der Republik und hernach Doge, gewidmet, streiten sich Florenz und Venedig über den Vorzug, die berühmten Männer, welche beide hervorgebracht, werden aufgeführt und mit einander verglichen. Die funfzehnte, an Lesbien geschrieben, drükt die Empfindungen eines treuen Liebhabers aus, der nach einer vierjährigen Abwesenheit zu seiner Geliebten zurükkömmt, blos mit den Reizen der Natur ausgezieret. In der sechszehnten aus Venedig dem Herrn de Villiers, hernach Lord Hyde, und damals englischen Gesandten am Berliner Hofe, zugeschrieben, besingt der Dichter die herrlichen Vorzüge der Freiheit. Die lezte dem Alexander Zeno, Procurator von St. Marc gewidmet, ist eins der schönsten Stükke des Grafen. In dieser Epistel, welche von der Schiffahrt, den Künsten und Manufakturen handelt, bemerkt man die Leichtigkeit, womit der Graf den didactischen Styl, mit allen Reizen der Dichtkunst zu vereinigen weis. Diese Epistel ward nicht blos in Italien, sondern auch in Frankreich und Teutschland sehr wohl aufgenommen.

In diesen Gedichten des Grafen Algarotti bemerkt man das Originelle der Sprache, den Karakter eines edlen und erhabenen Dichters, die reiche Fruchtbarkeit seiner poetischen Ader, die starke und angenehme Harmonie, den Ausdruk der Empfindung, den Ueberfluß und die Schönheit eines einfachen mannichfaltigen und glänzenden Styls, der alle Gegenstände, die er bearbeitet, belebt. Ein paar von seinen prosaischen Schriften kann man noch wegen ihres Inhalts so wohl, als wegen ihrer Darstellung, zu den poetischen rechnen.

Der Graf hatte auch keine gemeine Kenntniße von den schönen Wißenschaften und vornämlich von der Mahlerei. Sie die Schweßter der Dichtkunst hat mit ihr den nämlichen Zwek, sie ist für empfindsame und aufgeklärte Menschen eins der größten Vergnügen, indem die Figuren und Gruppen einer schönen Schilderei auf unsere Sinne wirken, und über das menschliche Herz keine geringe Herrschaft haben.

Der gute Geschmak in diesem Stük war der Familie Algarotti gleichsam angeerbt. Der Vater und der Onkel waren Liebhaber der schönen Künste und bemühten sich, die besten Meisterstükke der Mahlerei in ihr Kabinet zu bekommen. Dies gab Gelegenheit, daß sich unser Graf früh auf dies Studium legte, so wie seine andere gelehrte Kenntniße ihn zu den ersten Grundsäzzen der Kunst führten und die verborgensten Quellen des guten Geschmaks ihm entdekten. Der Graf Algarotti suchte diese Modelle des Schönen auf, sobald er Bologna verlaßen hatte, versehen mit den Erleuchtungen der Philosophie und der Kritik. Und er konnte sie auch leicht in seinem Vaterlande finden, das mit den schönsten Gemälden eines Titian, eines

Tintoret, eines Paul von Verona und mehrern andern Nachahmern der Natur angefällt ist. In Bologna weidete er seine Augen und seinen Geist am Studium jener delikaten und gelehrt ausgeführten Gemälde eines Guide, Guerchin und so vieler andern Meister dieser berühmten Schule. In Venedig studirte er die gewagte Manier der venetianischen Schule. Mit der nämlichen Aufmerksamkeit betrachtete er in Rom, Florenz, Parma und mehrern andern Städten der Lombardei, die göttlichen Kunstwerke eines Raphael, Michel-Angelo, Correggio und so vieler andern vortreflichen Mahler. Italien muß keine so kleine Stadt haben, die der Graf nicht genau durchsucht, sobald ihm bekannt, daß sie irgend einen Künstler von Bedeutung hervorgebracht. Hier suchte er solche Stükke auf, die der Vergessenheit verdienten entzogen zu werden, und überschikte seinen Freunden, die Kenner waren, eine Beschreibung davon. Er ließ es auch nicht bei einer blossen Beschreibung bewenden, sondern ließ sich in eine gelehrte Untersuchung ihrer verschiedenen Verdienste ein. Er sprach von diesen Gemälden mit so vieler Einsicht und Bestimmtheit, daß, wenn man seine Briefe darüber lieset, man die Gemälde selbst zu sehen glaubt, nämlich den ganzen Ausdruk, die Haltung und die Delikatesse des Kolorits. So wurden die Kunstwerke vieler Mahler, die kaum Jemand den Namen nach gekannt hatte, nach Verdienst gewürdigt und ihnen eine Stelle unter ihren Mitbrüdern angewiesen, die sie verdienen.

In dem nämlichen Geschmak hat er das berühmte Landhaus Maſera beschrieben. Dasselbe ist erbaut von Palladio, mit Gemälden ausgeziert von Paul von Verona, und Vittoria hat

die Struktoturarbeit daran verfertigt. Diesen Sommerpalast bewohnte Daniel Barbaro. Eben auf die nämliche Art beschreibt der Graf das kunstvolle Gemälde des Raphael, das das Göttermahl vorstellt und die Vermählung des Amor mit der Psyche; und so noch andere Gemälde.

Der Graf wählte auch selbst Gegenstände und ließ sie von berühmten Mahlern ausführen. So muste Amigoni nach seiner bekannten sanften Manier, die griechische Geschichte nach dem Apelles mahlen, wie sie uns Xenophon beschrieben hat. Zuccarelli, der in ländlichen Szenen und kleinen Figuren ein Meister war, bekam verhältnismäßig ebenfalls dergleichen Gegenstände auf, und führte sie glüklich aus.

In Rom legte sich der Graf auf die Architektur, indem er sich bemühete, wie er an Zannetti schrieb, die Spuren der vorigen Stadt aufzusuchen, und die stolzen Ueberreste des Alterthums, die, ob sie gleich verdorben und zerbrochen, uns doch eine Idee von ihrer ehemaligen Pracht und Größe geben können. Der Graf ließ sich nicht durch den prächtigen Namen des Alterthums blenden, das geschmaklose Leute ohne Unterschied bewundern; er bewunderte nur das schöne Alterthum. Der Graf wünschte einige Kopien des Schönen aus Rom mitzunehmen, um diese Ideen auch noch in der Entfernung zu unterhalten. Daher ließ er von Pannini das Pantheon, und von Pesci den Trojanusplatz, die Ruinen des Tempels der Fortuna und verschiedene andere schöne Denkmähler abmahlen. So ließ er auch verschiedene Gemälde abzeichnen, die er in den Kirchen bemerkte und von denen er Kopien zu haben wünschte. Unter andern auch einige alte perspektivische Vorstellungen, wodurch

er in den Stand gesezt ward, den philosophischen und historischen Beweis zu führen, daß die Griechen bereits Kenntnisse von den Regeln der Perspektive gehabt hätten.

Indessen der Graf dies Studium als Lieblingsstudium trieb, suchte er durch Briefwechsel mit allen großen Künstlern in und ausser Italien bekannt zu werden, so wie er alle die, welche die schönen Künste schäzten und in Protektion nahmen, zu Freunden zu haben wünschte. Er überschikte seinem Bruder eine kritische Untersuchung über einen alten Plan von Venedig, den er selbst besaß, und dem man dem Albert Dürer zuschrieb. Er bat den berühmten Zannetti, die schönsten Gemälde von Fresco abzuzeichnen, womit die Mauren um Venedig von einem Titian, Georgion, Tintoret, Zellotti ausgeziert waren und alle Beschädigungen derselben so viel möglich zu verhüten. Er hatte leider selbst gesehen, wie man zu Fontainebleau die berühmten Werke des Niccolino zerstörte, welche die Herumirrungen des Ulysses vorstellten, und er verfluchte den Tag, der die Farben des Nebenbuhlers des Homer vertilgte.

Er tadelte alle, welche mit Wissen oder ohne ihre Schuld dergleichen Kunstwerke zerstören, oder erlauben, daß andere sie zerstören können. Er bewunderte das große weit umfassende Genie Friedrich des Großen, den großen Beförderer aller Künste und Wissenschaften. Der Graf schreibt darüber: „In Teutschland ziert ein großer Fürst eine Stadt, welche die Schule des Mars ist, mit Gebäuden aus, die denen ähnlich sind, welche in Rom und Vinzenz eine nicht geringe Zierde ausmachen würden, und er schämt sich nicht Risse und Abzeichnungen

mit der nämlichen Hand zu machen, welche die Feder und den Degen so glüklich zu führen weis."

Der Graf verband sich genau mit einem sehr geschikten Zeichner Mauro Lesli, der unter dem Namen Maurino bekannt war. Dieser Künstler ward unter einem so geschikten Meister, als der Graf war, ein berühmter und einsichtsvoller Mahler. Er lebte bei seinem grosmüthigen Mäcenas, der ihm viel Achtung bewies und seine Lage so glüklich als möglich zu machen suchte. In Gesellschaft dieses Mannes suchte der Graf alles Schöne und Seltene auf. Er muste, wo sie hinkamen, die merkwürdigen Tempel, Paläste, Häuser, Triumphbogen, Gegenden und unter andern die alte Brükke zu Rimini abzeichnen.

Unter den vielen Zeichnungen und Gemälden, vom Grafen erfunden und vom Maurino ausgeführt, befindet sich vornämlich ein Stük, das unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Es stellt nämlich den Tempel des Jupiter Serapis vor, mit Basreliefs ausgeziert, einem Sphinx und einem Altar, dem zur Seite Zimmer angebracht sind. Man siehet auf demselben Groteken und ein ländliches Haus, das mit Palmbäumen und Pyramiden besezt ist; so, daß dies herrliche Gemälde mit einer wunderbaren Kunst die Schönheiten Griechenlands und die Sonderbarkeiten Egyptens vereinigt. Maurino hatte dem Grafen seinen ganzen Künstlerruhm zu verdanken, so wie ebenfalls der nachmals so berühmt gewordene Tiepolette.

Der Graf übte sich selbst nicht blos im Zeichnen, sondern auch in Kupfer zu stechen. Dieser philosophische Künstler hatte die glükliche Gabe, sehr gut zu treffen. Sein Bruder besizt davon die ersten Abdrükke. Er erfand auch verschiedene Oefen

im antiken Geſchmak, und ließ ſie vom Maurino in Kupfer ſtechen.

Ausgerüſtet mit ſolchen theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſen, unternahm es der Graf, ſeinen Verſuch und ſeine Briefe über die bürgerliche Baukunſt zu ſchreiben. Er erklärte philoſophiſch den Urſprung und die Fortſchritte dieſer Kunſt. Er beantwortete darin die Einwendungen eines Cynikers unſerer Zeiten, der ein Feind aller Verzierungen bei den Gebäuden iſt, der die alten und neuen Gebäude verachtet, ſobald man ſie für ſchön hält und ſie für Muſter der Architektur ausgiebt. Der Graf im Gegentheil ſtudierte mit Sorgfalt jede einzelne Schönheit, die er bei den Tempeln, Palläſten, Triumphbogen, Brükken und Kollonnaden fand, und bewies den neuen Architekten, daß ſie ihre Gebäude nicht mit überflüßigen Zierrathen überhäufen müſten.

Er beſtritt die damals allgemein angenommene Meinung, als wenn die franzöſiſchen Künſtler nicht nöthig hätten, nach Italien zu gehen, um dort nach Originalen in der Mahler- und Bildhauerkunſt zu arbeiten, weil in Frankreich ſelbſt dergleichen ſich fänden, die mit denen in Italien übereinſtimmten. Allein der Graf zeigte mit unwiderlegbaren Gründen, daß dieſe Meinung ganz falſch wäre. Er ſchrieb zu dem Ende ſeine Briefe und ſeinen Verſuch über die Mahlerei. Dieſer philoſophiſche Künſtler zeigt uns die Hinderniſſe, welche ſich dem guten Geſchmak entgegenſezzen, und welche die Fortſchritte der ſchönen Künſte aufhalten. Erfahren in der Zergliederungskunſt, zeigt er, wie nothwendig es einem Mahler ſei, den ganzen Bau und die Knochenverbindung des menſchlichen Körpers zu kennen, ſo

wie die Bewegungen der Muskeln, um dadurch mehr in den Stand gesezt zu werden, menschliche Figuren nach ihren verschiedenen Abstuffungen zu entwerfen. Bekannt mit philosophischen Experimenten, erklärt er viele Phänomene, vornämlich zeigt er den Nuzen der Perspektive. Die Theorie des Lichts durchstudiert, zeigt er die Vortheile derselben, um Licht und Schatten gehörig zu bestimmen. Ein feiner Kenner vom Costüme, giebt er Regeln an, sich dagegen nicht zu versündigen, wie so viele Mahler gethan haben, und aus Unwissenheit noch thun. Fruchtbar und erfinderisch, entdekt er so viele Quellen, woraus der Künstler reichlich schöpfen kann. Er macht den Mahler mit der Mythologie bekannt, und zeigt ihm, wie die alten Künstler mit leichter Mühe für die Einbildungskraft arbeiten konnten, durch Darstellungen der Leidenschaften und der Arbeiten ihrer Götter, die in so groser Anzahl, und in ihrer Gestalt und ihren Verrichtungen so verschieden waren, und zugleich an allen Vergnügungen und Neigungen der Menschen den wärmsten Antheil nahmen.

Da er sehr wohl wuste, worin die wahre Schönheit bestehet, fährt er fort, die Kunst zu loben, und die Künstler zu unterrichten; er zeigt durch Anweisung und durch Beispiele, wie man die Figuren ordnen und stellen soll, wie das Gemälde sogar Vorstellungen, Leidenschaften und Gemüthsbewegungen ausdrükken muß, so auch den Schmerz, die Freude, den Zorn, die Furcht und die Leutseligkeit, daß gleichsam an der Stirn der Figur der Gedanke und die Empfindung geschrieben stehet, die man ihr beilegen will. Die ganze Stellung und Gebehrde der

Medea müssen es zu sagen scheinen, daß sie eine wüthende Mutter sei.

Dieser Meister der Kunst führt auch die nöthigsten und nüzlichsten Bücher an, die ein Mahler sowohl von Dichtern als von Historikern haben muß. Er giebt auch eine Idee von einem historischen Stük an, aus der römischen Geschichte hergenommen. Der Schauplaz ist der volskische Kampus, man siehet die Tyber, die sieben Berge, Soldaten, Weiber und Kinder; die Hauptpersonen auf demselben sind Coriolan und seine Mutter.

Der Unterricht, den er den Mahlern noch weiter giebt, verräth sehr viele Kenntnisse und Beurtheilung. Er dringt darauf, daß sie sachverständige Männer um Rath fragen sollen. So wie Raphael den Grafen von Castiglione befragte. Eben so müsten sie es sich zur Pflicht machen, den Beifall und die Achtung des Publikums zu erhalten. Er läßt den göttlichen Meisterstükken eines Apelles, dem unvergleichlichen Nebenbuhler der Natur, alle Gerechtigkeit wiederfahren; der glüklichen und unübertreflichen Sanftheit eines Correggio, der reizenden Eleganz eines Baronio; den Kenntnissen und der Genauigkeit eines Michael-Angelo. Er vergißt auch nicht den Geist und die Kühnheit eines Julius Romanus, der Seele und der Wahrheit eines Titian, dieses Universalmeisters; die starke Einbildungskraft und das glänzende Kolorit eines Tintoret; die Fruchtbarkeit und den Adel eines Paul von Verona; die Stärke des Kolorits eines Jacob Bassan; den lebendigen Ausdruk eines Dominikanus; die gefällige Grazie eines Parmesanus und Guide; die freie Mannichfaltigkeit eines Carache; die getref-

fenen Wahrheit eines Guercin; den angenehmen Scherz eines Salvator Rosa; und den fruchtbaren Enthusiasmus des Luca Giordano, den der Graf den Proteus und Witz der Mahlerei nennt.

In diesem Werk, das sehr gut geschrieben und eine sichere Führerin für den Künstler ist, ist nichts ausgelassen, was theils die Nachahmung, theils die verschiedenen Schriftsteller aus den mannichfaltigen Nationen betrift, welche von berühmten Werken des Alterthums reden, so wie man darin sehr viele Aufmunterung zu diesem Studium für junge Leute findet. Ueberall bemerkt man den vollkommenen Meister in der Theorie, den tiefen Kenner der Kunst und einen eleganten, reinen Schriftsteller, der durch das Kolorit seines Styls, die Mahlerkunst schildert, und die liebenswürdigen Züge der Schönheit ausdrükt, die sein zarter Sinn so lebhaft empfunden hatte.

Ein solches originelles und klassisches Buch verschafte seinem Verfasser einen sehr großen Ruhm, selbst ausser Italien, daß man nie damit fertig werden würde, wenn man alle die Lobsprüche aufzeichnen wollte, welche Gelehrte und Kunstkenner ihm darüber machten. Dies Werk ist mehr als einmal gedrukt, auch in die französische Sprache, allein ziemlich fehlerhaft übersezt.

Der erste, der des Grafen große Talente bemerkte, war Friedrich der Grosse. Da dieser große Fürst noch Kronprinz war, trug er dem jungen Algarotti, der damals in London war, auf, die Henriade des Herrn v. Voltaire in Kupfer stechen zu lassen, wie dies der Herr von Marmontel in der Vorrede zu diesem Gedicht anführt. Prinz Heinrich von Preussen bewun-

derte des Grafen Talente, indem er an ihn schrieb: „Glauben Sie mir, daß ich dem Vaterlande der schönen Künste Huldigungen bringe, und daß ich mich mit vollem Recht an den zu wenden habe, der die schönste Zierde desselben ausmacht.“

König August der Dritte, bekannt durch seine Pracht, entschloß sich, seine Bildergallerie, eine der größten und besten in Europa, durch neue kostbare Stükke zu vermehren, und wählte den Grafen dazu, als einen großen Kenner der Kunst, sie in Italien aufzukaufen. Der Graf selbst ein Liebhaber großer Meisterstükke, hatte selbst eine schöne Gemäldesammlung zusammen gebracht, die mit der seines Bruders, einen sehr großen Werth hatte, der den Kräften einer Privatperson kaum angemessen war.

Die Wissenschaften sind dergestalt mit einander verbunden, daß man nicht eine gründlich verstehen kann, wenn man nicht einige Kenntnisse von denen hat, die mit derselben in Verbindung stehen. Man darf sich daher nicht wundern, daß dieser tiefsinnige Philosoph, dieser erhabene Dichter, dieser mit der Theorie der schönen Künste so bekannte Mann, dazu selbst Künstler, sich eine solche Gelehrsamkeit verschaft hat, die seine Schriften eben so nüzlich als interessant machen. Diese Gelehrsamkeit verdankt er seinem langen Studium und seinem ungeheuren Gedächtniß. Man wunderte sich, wie er in seiner Jugend eine große Menge Verse und ganze Stellen aus Prosaisten hersagen konnte, wenn er diese nur ein einzigesmal durchgelaufen war. Mit einer solchen glüklichen Anlage versehen, las er alte und neue Bücher, um daraus die Geschichte der menschlichen Meinungen zu studiren; nicht als ein gewöhnlicher Gelehrter, der ohne darüber nachzudenken, blos die Ge-

danken anderer auffaßt, sondern als ein Philosoph, der über das Gelesene nachdenkt, sich mit demselben ganz bekannt macht, und nicht blindlings alles glaubt, was geschrieben stehet.

Die Grundlage zu seinen Studien war die Bekanntschaft mit den gelehrten Sprachen, nämlich mit der griechischen, lateinischen, italienischen, französischen und englischen. Er brachte es darin sogar so weit, die beiden leztern mit Eleganz zu schreiben. Was das Französische betrift, ist seine Iphigenia ein Beweis, und vornämlich die schöne Zueignung seiner Dialogen an Friedrich den Großen, worin man sehr viele erhabene Gedanken und alle Grazie der französischen Sprache antrift. Verschiedene Briefe, die man unter seinen Papieren gefunden, beweisen, daß er auch gut englisch schreiben konnte.

Nachdem sich der Graf mit den Sprachen bekannt gemacht, war dies seine erste Sorge, sich einen reichen Schaz von Kenntnissen zu sammlen. Er studierte die Kritik, die Litteratur, die Mythologie, die Geschichte der Nationen, der Wissenschaften, der Bücher, kurz alles, was auf Gelehrsamkeit Bezug hat. Er wuste es, wie schwer es halten würde, sein dichterisches Genie mit diesen troknen Materien zu unterhalten; allein selbst diese Studien hatten bei ihm nicht die gewöhnliche Wirkung, den Geist zu unterdrükken und ihn gegen alle Grazie der Einbildungskraft unempfindlich zu machen, so wenig als sein Styl dadurch steif wurde. Beweise davon sind seine gelehrten Schriften, die er über so mancherlei Gegenstände herausgegeben hat.

Er schrieb eine Abhandlung über die Dauer der Könige zu Rom, worin er verschiedene Stellen aus den griechischen und römischen Schriftstellern über diesen Gegenstand untersuchte,

die Meinung des Newton darüber annahm und die allgemein angenommene Meinung bestritt. Eine andere schrieb er über die Schlacht bei Zama, worin er starke Gründe gegen die Meinung des Chevalier Folard anführt über die Stellung des Kriegsheers, so wie er über die Stelle im Polybius Anmerkungen macht, wo diese Schlacht beschrieben wird, welche den wichtigen Streit entschied, wer von beiden, Rom oder Karthago, die Herrschaft über die Welt haben sollte. Eine dritte Abhandlung redete über die Yncas, worin ihre Meinungen, ihre Lebensart, ihre Sitten, ihre politischen Gesezze und ihre Eroberungen beschrieben werden, die der erste Gesezgeber Perous mit der mächtigen Unterstüzzung der Religion und der Waffen machte. In der Abhandlung über das Heidenthum werden die großen Vortheile gezeigt, welche die römische Politik von dieser Religion zog und die Vergrösserung, welche die Majestät des Reichs und die aufbrausende Tapferkeit der Römer dadurch erhielt. Die Abhandlung über den Handel beschäftigt sich mit den Abwechselungen desselben bei verschiedenen Nationen der Alten und Neuern, welche diese edle Beschäftigung, die Mutter der Macht und des Glüks der Staaten, erfahren hat. In der Abhandlung über Descartes, zeigt er die Meinungen dieses Gelehrten über die Philosophie und Geometrie, und vergleicht die Verdienste desselben mit denen eines Galilei, Newton und anderer neuern Philosophen. Die Abhandlung über den Horaz erzählt die Geschichte des Lebens und die Grundsäzze dieses Dichters und enthält eine gelehrte Prüfung seiner Gedichte. Diese Abhandlung ist Friedrich dem Grossen gewidmet.

Der Graf Algarotti schrieb auch einen Versuch über die Nothwendigkeit in seiner Muttersprache zu schreiben, eine Abhandlung über den Reim, eine über die französische Sprache. Er beantwortete in einer Schrift die beiden Fragen: Ob die verschiedenen Eigenschaften einer Nation von dem Einfluß des Clima oder von der Gesezgebung herrühren; und dann eine zweite, warum zu verschiedenen Zeitaltern große Genies zu der nämlichen Zeit florirten. In der erstern ist viele Gelehrsamkeit angebracht, und die zweite wird gegen die Meinung des berühmten Racine entschieden.

Ausser diesen Schriften hat der Graf Algarotti uns eine Sammlung von verschiedenen Gedanken über Materien aus der Philosophie und Philologie hinterlassen. Ferner Briefe des Poliantes an den Hermogenes, die er in Betref der Uebersezzung der Aeneide des Caro schrieb. Auch hat er Abhandlungen über politische und militärische Gegenstände herausgegeben. In seinen merkwürdigen militärischen Briefen, entwikelt er die Lehre des Machiavel über die Kriegskunst. Diese Briefe wurden von den Feldmarschällen von Keith und Schwerin mit vielen Lobeserhebungen aufgenommen, da ihnen der Verfasser dieselben überschikte. Vorzüglich wurden sie von dem Prinzen Heinrich sehr hochgeschäzt und bewundert, der seine Zufriedenheit ihm schriftlich zu erkennen gab.

Seine Reise nach Rußland beschreibt er in zwölf Briefen. Diese Reisebeschreibung enthält sehr viel wichtige Dinge, und empfiehlt sich durch die Mannichfaltigkeit, Schönheit und Neuheit der darin vorgetragenen Sachen. Sie wurden 1749 ins

Französische übersezt; diese Uebersezzung ist weniger fehlerhaft, allein ohne alle Eleganz des Styls.

Zulezt gab der Graf einen Versuch heraus, wie man das Theater der Oper verbessern könnte. Nach diesen Ideen verbesserte und decorirte man mit vielem Geschmak und Pracht das Theater zu Padua, worauf man 1759 die ersten Vorstellungen machte, und wozu der Herzog den Grafen einladen ließ. König August der Dritte ließ ihn von Dresden nach Hubertsburg kommen, um einige Szenen in der Oper Dido anzuordnen, welche nach den Vorschlägen des Grafen mit aller Zufriedenheit des Publikums und des Königs aufgeführt wurden. Friedrich der Grosse ließ ihn ebenfalls um die Mittel befragen, wie er seinem Schauspiel mehr Adel und Hoheit geben sollte.

Des Grafen Schriften sind verschiedentlich gedrukt; die Ausgabe in acht Bänden zu Livorno gedrukt, ist die vollständigste *). Allein es liegen noch viele wichtige, gelehrte Briefe von ihm ungedrukt da, welche bei einer neuen Ausgabe der sämtlichen Werke an den ihnen bestimmten Ort könnten eingerükt werden. Ausserdem ist noch von ihm ein Manuscript vorhanden, das Leben des Cäsar oder das Triumphirat des Cäsar, Crassus und Pompejus. Es ist zu bedauren, daß der Verfasser vom Tod übereilt wurde und an dies interessante Werk nicht die lezte Hand anlegen konnte, dessen Vollendung Friedrich der Grosse so sehr wünschte.

*) Eine französische Uebersezzung davon ist zu Berlin bei Dekker 1772 in 8 Bänden in 8v veranstaltet worden.

Der Graf hatte eine sehr große Sammlung von wichtigen und geheimen Briefen, Memoiren und vielen andern gedrukten und ungedrukten Nachrichten, Planen von Schlachten und Rissen, welche zur Geschichte des siebenjährigen Kriegs dienten, die er zu beschreiben willens war. Es ist zu wünschen, daß dieselben in die Hände eines solchen Mannes gerathen, der davon einen guten Gebrauch machen kann.

Der Graf Algarotti war mit allen solchen Talenten versehen, die ihn zur Zierde seines Jahrhunderts machten, indem er durch so manche vortrefliche Schriften in ganz Europa sich einen großen Namen machte. Er verdiente es daher, daß ein eben so ausserordentliches Glük, als sein Genie ihn in der Blüthe des Alters auf ein sehr glänzendes Theater stellte, wo der Beifall eines erhabenen Mecenas ihm das Verlangen einflößte, nach der Unsterblichkeit zu streben.

Unter den großen Vorrechten der Könige vergißt man öfters mitten unter den bezaubernden Annehmlichkeiten der Höfe gerade das beste; indem sie Privatpersonen behülflich seyn können, durch ihre Unterstüzzung große Unternehmungen auszuführen, so wie sie durch ihre Wohlthaten die Naturanlagen manches großen Genies zu entwikkeln vermögen. Von diesen Grundsäzzen durchdrungen bevölkerte Friedrich der Grosse seinen Pallast mit Philosophen, und sehnte sich nach der Gesellschaft und dem Umgange eines Maupertuis, Euler, Voltaire, d'Argens. Als ein großmüthiger Beschüzzer und zärtlicher Vater der schönen Wissenschaften, suchte er selbst zu den Fortschritten derselben etwas beizutragen. Friedrich, der mit Regierungssorgen so viel zu thun hatte, fand das einzige Vergnü-

gen in seinen Erholungsstunden daran, daß er sich mit Gelehrten, die er aus fremden Ländern kommen ließ, unterhielt, sie schäzte und liebte.

Niemand hat vielleicht mehr die Gnade und Achtung dieses Fürsten erfahren, als der Graf Algarotti, da er von Petersburg zurükkam, und sich an den Hof zu Berlin begab. Dieser junge Gelehrte erwartete mit Sehnsucht den Augenblik, da er dem König vorgestellt werden sollte, in einem Alter, wo er viel Bescheidenheit mit einer edlen Dreistigkeit verband. Dieser junge Prinz beschäftigte sich gegenwärtig noch auf seinem philosophischen Musensiz Rheinsberg damit, sich Schäzze von Kenntnissen und Tugenden jeden Zeitalters einzusammlen. Der Graf Algarotti erschien vor dem Prinzen mit keiner andern Empfehlung, als mit dem allgemeinen Ruhm, den er sich durch seine Kenntnisse und Schriften verschaft hatte, begleitet mit der angenehmen Ueberredungsgabe, die von seinen Lippen floß und mit der einnehmenden Beredsamkeit, die aus seinen Augen und seiner ganzen Physionomie hervorleuchtete.

Der Graf blieb nur acht Tage in Rheinsberg und besprach sich mit dem jungen Prinzen über Philosophie und Litteratur. Seit seiner Abreise unterhielt er einen vertrauten Briefwechsel mit dem Prinzen, der gegen seinen Freund eine beständige große Achtung und Gewogenheit äusserte. Diese Achtung auf Eigenschaften des Geistes und Herzens gegründet, durch die Zeit gerechtfertigt und durch eine lange Gewogenheit genährt, dauerte fünf und zwanzig Jahre, und so ward dieser Philosoph während seines Lebens und auch noch nach dem Tode von einem großen Fürsten geehrt.

Als Friedrich vier Tage die Regierung ſeiner Staaten gehabt, ſchrieb er an den Philoſophen, ſeinen Freund, daß er mit der größten Ungeduld die Zeit erwarte, ihn wieder bei ſich zu ſehen. Eine ſo ehrenvolle Einladung beſtimmte den Grafen, London zu verlaſſen und nach Berlin zu reiſen, wo er gemeinſchaftlich mit dem König lebte und ſtudirte, der ihm ſeine Schriften mittheilte, ſo wie der Graf wieder die Seinigen dem Könige. Bei dieſem glänzenden Aufenthalt am Hofe des Königs, bei der bezaubernden Einſamkeit auf den Luſtſchlöſſern, bei den öffentlichen und Privatreiſen, war der Graf Algarotti der unzertrennliche Rathgeber und vertraute Freund der Gedanken des Königs, der vor ihm den Glanz ſeiner Majeſtät ablegte, ihn Antheil nehmen ließ an ſeinem Studieren, an ſeinen Unterhaltungen, an ſeiner Tafel, an ſeinen Schauſpielen, mit einem Wort, er lebte ganz für ihn. Er begleitete auch den König auf ſeiner Reiſe nach Königsberg, wo er ſich huldigen ließ. Er ernannte ihn bei dieſer Gelegenheit zum Reichsgrafen von Preuſſen, welche Würde ſich auch auf ſeinen Bruder und deren Nachkommenſchaft erſtrekte. Bald nachher erhob er ihn zu ſeinem Kammerherrn, und zum Ritter des Ordens fürs Verdienß und legte ihm den Charakter eines Geheimenkriegsraths bei. Es fehlte auch nicht an koſtbaren Geſchenken, die er ihm von Zeit zu Zeit reichen ließ. Im Jahr 1741 ſchikte ihn der Monarch nach Turin mit einem geheimen Auftrag. Auch während der Abweſenheit des Grafen, unterhielt er bis an ſeinen Tod mit ihm einen Briefwechſel. Noch der lezte Brief, den der Graf von ſeinem königl. Freunde erhielt, war voller freundſchaftlichen Geſinnungen. Sobald Friedrich das Abſter-

ben des Grafen, seines Freundes, erfuhr, daß er ihm auf dem Kirchhof zu Pisa ein prächtiges Grabmahl errichten, mit der Inschrift:

ALGAROTTO OVIDII AEMVLO
NEWTONI DISCIPVLO

und er erlaubte dem Bruder des verstorbenen Grafen auf dies Monument den Namen desjenigen eingraben zu lassen, der es ihm zu Ehren hatte sezzen lassen. Zu diesen Worten sezte man noch hinzu:

ALGAROTTVS NON OMNIS

indem der Graf befohlen hatte, dies auf sein Grab sezzen zu lassen; denn nach seinem Testament sollte ihm Mauro Tesi ein Monument errichten, wenn der König ihm nicht zuvor gekommen wäre.

Die königl. Prinzen Heinrich, Ferdinand und Wilhelm, äusserten gegen den Grafen nicht wenig ihre Achtung, und des Königs Schwestern, die Markgräfin von Baireuth und die Königin von Schweden, verehrten ihm reiche Geschenke. Der König von Dänemark, und vornämlich August der Dritte, König von Pohlen, überhäuften ihn mit Belohnungen. Die Königin Wilhelmine von England, diese gelehrte Fürstin und Beschüzzerin der Künste und Wissenschaften, unterredete sich mit dem Grafen häufig, als derselbe in London war. Da sich der Herzog von York 1764 in Pisa aufhielt, und erfuhr, daß der Graf krank war, besuchte er ihn. Der Prinz Ferdinand von

Braunſchweig ſtand mit ihm in einem Briefwechſel und machte ſich ein Vergnügen daraus, ihm Nachrichten von den Feldzügen, Plane von den Schlachten und verſchiedene Käſtchen mit alten Medaillen zu überſchikken. Der ſchnelle Tod der ruſſiſchen Kaiſerin Eliſabeth und das bald darauf erfolgte Abſterben des Grafen, entzog ihm die für ihn beſtimmten Geſchenke des petersburgiſchen Hofes. Die jezt verſtorbene ruſſiſche Kaiſerin Catharina die Zweite, bewunderte das Genie des Grafen und gab ihm den Namen: Minerua Venusque in vna.

Der Graf genoß nicht allein viele Ehre von den nordiſchen Prinzen, die ſeine Kenntniſſe zu ſchäzzen wuſten, ſondern die italieniſchen Fürſten erzeigten ihm auch nicht weniger Hochachtung. Der gelehrte und berühmte Pabſt Benedikt XIV benuzte ſeinen Credit bei dem König von Preuſſen, und erbat ſich ſeine Vermittelung wegen der Katholiken in den preußiſchen Staaten. Während des Aufenthalts des Grafen in Turin, lernte er den jungen Herzog von Savoyen kennen, der ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und ihn mit ausgezeichneter Achtung behandelte. Der Infant Don Philipp ſo beliebt wegen ſeiner Einſichten und ſeiner Leutſeligkeit, ließ den Grafen von Bologna nach Parma holen, er muſte auf dem Schloß bei dem Prinzen wohnen, es wurde ihm zu ſeinem Gebrauch ein Wagen und Bedienten vom Hofe gegeben, er ſpeiſte an des Herzogs Tafel, und bei ſeiner Abreiſe wurden ihm anſehnliche Geſchenke gereicht.

Wir würden die Schranken zu ſehr überſchreiten, wenn wir alle die Männer namentlich nennen wollten, mit denen

der Graf in Verbindung gestanden, doch können wir ohnmöglich mit Stillschweigen übergehen, wie viele Achtung verschiedene italienische Kardinäle, vornämlich ein Valenti, Archinto, Orsini, Branciforte, ihm in ihren Briefen erwiesen, die in der Regierungskunst und Politik so ausgezeichnete Talente besassen: so wie ein Orsi, Quirini und Passionei wegen des Umfangs ihrer Kenntnisse berühmt waren. Noch wollen wir zwei Prälaten als seine Freunde nennen, M. Archinto der jüngere, der durch seine Heroblassung und sein großes Genie sehr viel von sich erwarten ließ und M. Giacomelli, der mit mathematischen und großen griechischen Sprachkenntnissen, das Talent die lateinische Sprache rein und zierlich zu schreiben verband. Alle übrige Italiener die mit dem Grafen in Briefwechsel standen, und schon aus diesem Grunde gewiß Verdienste hatten, übergehe ich der Kürze wegen mit Stillschweigen.

Unter den Ausländern verdienen die eleganten Briefe bemerkt zu werden, die der Kardinal von Bernis an den Grafen geschrieben. Die Feldherren Keith und Schwerin, der Prinz von Lobkowitz; die Staatsmänner Chesterfield und Pitt, hernach Graf von Chatam; die Gelehrten Hyde, Tailor, Howe, Harvey, David Hume, d'Egmont Montaigu und Voltaire, schrieben häufig an ihn, über Materien, die ihrem Lieblingsfach angemessen waren. Ich darf nicht seine auswärtigen Freunde einen Euler, Clairaut und Maupertuis übergehen, die öfters an ihn schrieben. Sehr viele gelehrte Gesellschaften in Italien, Teutschland und England nahmen ihn zum Ehrenmitglied auf. Die Stadt Bern erbat sich von ihm 1758 Schutz

und den nämlichen Beistand, den sie von einem Rousseau, Helvetius und Hume erwartete. „Erlauben Sie — schrieb die Stadt Bern an den Grafen — daß wir von ihnen die nämliche Gunst hoffen dürfen. Ein Republikaner, Freund eines philosophischen Königs, Günstling der Musen, der über die ernsten Züge der Moral das Lächeln der Grazien zu verbreiten weis. Diese Benennungen machen uns Hoffnung, mit Ihnen in einen Briefwechsel treten zu dürfen."

Der Graf correspondirte nicht blos mit gelehrten Männern, sondern auch mit gelehrten Damen. In Frankreich mit Mad. d'Aiguillon, du Boccage und du Chatelet; in England mit Miladi Montaigu und in Teutschland mit der Baronesse Sophie von Dankelmann. Der Graf würde vielleicht nie eine so große Ehre genossen haben, wenn er nicht mit seinen bekannten großen Kenntnissen eine Herzensgüte und eine Rechtschaffenheit verbunden hätte, die ihm die Achtung und Freundschaft so vieler respektablen Männer und Frauen, in Italien, an den fremden Höfen und in den Städten, wo er sich auf seinen Reisen aufhielt, verschaften.

Der Graf machte eine Reise ins Ausland, nicht um seine Neugierde zu befriedigen, sondern um sich zu unterrichten und die Sitten der verschiedenen Nationen kennen zu lernen. In dieser Rükficht bereiste er ganz Italien, die Schweiz und Teutschland; er gieng nach Paris und London und besah die vornehmsten Städte in Frankreich und England. Zweimal besuchte er Paris und dreimal London; das zweitemal gieng er mit dem Lord Baltimore nach Petersburg zu Schiffe. Aus seinen Schriften und Briefen siehet man, daß er London allen

übrigen Städten und die englische Freiheit allen andern Regierungsformen vorzog. Diese thätige Nation sezte er über alle andere und sprach von ihren Philosophen und Gelehrten mit großem Lobe.

Auf seinen Reisen sammlete er viele gelehrte Schäzze ein, die er seinen Freunden in seinen Briefen an sie zum Theil mittheilte. Unter den Seltenheiten, die er mit in sein Vaterland brachte, kann man auch das Prisma rechnen, dessen sich Newton bei seinen Experimenten bediente. Madam de Conduit, Nichte und Erbin dieses göttlichen Philosophen, machte ihm damit in London ein Present, und die Familie Algarotti bewahrt dasselbe noch als ein Heiligthum auf.

Es ist kaum zu glauben, wie viele Freunde er sich in allen Städten machte, und wie gut er aufgenommen wurde. Allein wenn man bedenkt, daß er ein junger Philosoph war, der frei dachte und mit so vielen vortreflichen Eigenschaften, eine Artigkeit und Lebhaftigkeit verband, die bei dem ersten Anblik einnahm, dessen Unterhaltung belehrend, wizzig und sinnreich, wie seine Schriften waren, so darf man sich darüber nicht wundern.

Aus seinem Briefwechsel mit dem König von Preussen, den Prinzen, den Gelehrten und mit seinen Freunden, lernt man seine Philosophie, sein poetisches Talent, seine Gelehrsamkeit und seine großen Kunstkenntnisse, worin er jeden andern seines Zeitalters übertraf, kennen. Doch stimmen darin alle überein, daß er sich noch mehr durch seinen vortreflichen, edlen, freien Charakter, und durch sein einnehmendes und gefälliges Betragen vor so vielen seines Standes auszeichnete. „Niemand —

ſagt der Herr v. Voltaire in einem Brief an Joſeph Peeſ — hat mehr als ich ſeine allgemeinen ſo viel umfaſſende Kenntniſſe und ſeine Herzensgüte bewundert. Er iſt eben ſo liebenswürdig in ſeinem geſellſchaftlichen Umgang, als in ſeinen Schriften."

Nach ſeinem friedfertigen und ſanftmüthigen Charakter, vermied er jeden Zwiſt, jeden Streit. In einem Briefe an Zannotti tadelt er ſehr die Streitigkeiten und litterariſchen Zänkereien unter den Gelehrten. In einem andern an denſelben, hält er ſich über die Kabalen auf, die auf einer berühmten italieniſchen Univerſität damals herrſchten. Weit entfernt von Neid und Tadelſucht, die nur leider zu oft unter den Gelehrten herrſchten, ſchäzte er die Philoſophen, die Dichter und die Künſtler; er unterhielt ſich mit ihnen in Briefen, und erbat ſich von ihnen öfters einen guten Rath. Er war ein abgeſagter Feind von dem gelehrten Hochmuth und einem Stolz, der gewöhnlich von Schwachheit und Unwiſſenheit begleitet wird. Ganz Italien und vornämlich Bologna, das ihn als jungen Schüler geſehen hatte, ſah hernach den philoſophiſchen Hofmann mit dem nämlichen ſanften Charakter wieder. Die groſſen Belohnungen, die ihm ſeine Tugenden erwarben und die ehrenvollen Auszeichnungen, die ihm ſeine Verdienſte verſchafften, hatten mehr ſeine Beſcheidenheit, als eine gewiſſe ſtolze Mine vermehrt. Weder ſein Glük, noch die Gunſt der Fürſten, hatten ſeine Beſcheidenheit vermindert. Das Hofleben konnte ſeine Liebe zur Wahrheit und Offenheit nicht verändern, weil Ehrgeiz und Geldbegierde nie Eindruk auf den Grafen machten, der reich und freidenkend war. Er war zufrieden,

daß er bei einem König, der ihn liebte, ein ehrenvolles und ungebundenes Leben führen konnte. Winkelzüge, Schmeichelei, Ränke und Kabalen waren einem Mann gänzlich unbekannt, der für sich nichts verlangte, der seinen Credit eben so wenig, als die Vertraulichkeit seines Monarchen auf Unkosten anderer mißbrauchen wollte. Er war völlig uneigennüzzig, vornämlich in dem Stük, wenn es darauf ankam, einem Freunde der Wissenschaften angenehme Dienste zu leisten. Er lieh seinen Freunden gern Bücher und andere Sachen, die ihnen Vergnügen machen konnten. Er war wohlthätig, so, daß er einigen, die es verdienten, jährliche Pensionen von seinem eignen Vermögen gab. Er war klug, leutselig und gelehrig; nie nahm er die zerstreute Mine eines tiefsinnigen Geometers an, noch jenes frostige Ansehen gewisser Philosophen, worüber sich Horaz mit vollem Recht aufhält.

Seine Physionomie war offen, sein Gesicht stets frölich, sein Blik durchdringend und lebhaft, seine Manieren artig, verbindlich und zugleich mit einem gewissen Ansehen verbunden. Er bediente sich keines entscheidenden Tons, er sprach nicht mit Sentenzen, aber mit einer gewissen liebenswürdigen Bescheidenheit und einer einnehmenden Beredsamkeit. Sein Ausdruk im Sprechen war immer treffend und seine Begriffe und Vorstellungen so bündig, daß man hätte glauben sollen, er habe ein Buch zur Hand, woraus er alles das, was er sagte, herlase. Selbst bei den schwersten Gegenständen, ohne, daß er sich dazu vorbereitete, bemerkte man eine gewisse Ordnung und Bestimmtheit beim Vortrage. Alles was er sagte, sagte er

mit einer unnachahmlichen Kunſt und allgemein verſtändlich. Er befriedigte einen jeden von ſeinen Zuhörern durch die Gabe einer deutlichen Darſtellung, indem er mit Geiſt und einem einnehmenden Ton die Philoſophen, die Dichter, die Liebhaber der ſchönen Künſte, die Gelehrten und diejenigen unterhielt, welche fremde Länder kennen zu lernen wünſchten, oder gelehrte, auch politiſche Neuigkeiten hören wollten; ſelbſt das ſchöne Geſchlecht hörte ihn gern und fand Vergnügen an ſeinen angenehmen und belehrenden Unterhaltungen. Durch ſolche vortrefliche und ſeltene Eigenſchaften ſah man den Grafen gern in einer jeden Geſellſchaft. Jeder bewunderte ſeinen Verſtand und ſein einnehmendes Weſen, womit die Natur dieſen liebenswürdigen Mann ſo verſchwenderiſch begabt hatte.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſo viele, in einem jungen Mann vereinigte Vorzüge, der die große Kunſt verſtand, ohne Luxus und ohne Prahlerei ſich in einem gefälligen Licht zu zeigen, ihm ſehr angenehme Verbindungen verſchaften, wovon ein zärtliches und gefühlvolles Herz ſelten ganz frei iſt. Aber wir wollen davon nichts ſagen, um uns nicht ähnlichen Vorwürfen auszuſetzen, als Leonhard Aretin ehemals dem Boccaz machte, der das Leben eines ähnlichen Mannes, des Dante beſchrieb, und ähnliche Verbindungen von demſelben erzählte. Allein dieſe Bekanntſchaften machten im Studium des Grafen keine Störung, der mitten unter einer glüklichen Lage, einer ehrenvollen Begegnung und den Vergnügungen ſtets mit ſeinen Arbeiten beſchäftigt war, indem er bald Auszüge aus Büchern machte, bald an ſeine Freunde ſchrieb, bald ganze Nächte

mit Studieren zubrachte. Denn er wuſte ſeine Zeit ſehr gut einzutheilen, ohne dabei die Pflichten zu vernachläßigen, die er dem geſellſchaftlichen Leben ſchuldig war. Er ſtrebte ſo ſehr nach Vollkommenheit, daß er ſelten mit ſeinen Schriften zufrieden war; er änderte in ſeinem Manuſcript immer etwas mit einer gewiſſenhaften Genauigkeit; daher kömmt es, daß die lezten Ausgaben ſeiner Schriften von den erſtern ſo ſehr verſchieden ſind.

In der Jugend genoß der Graf einer veſten und dauerhaften Geſundheit; allein ſein anhaltender Fleiß, ſeine Strapazen auf den Reiſen, die Verſchiedenheit des Klima und der Nahrungsmittel, verdorben ſeine von Natur zarte Geſundheit. Der Graf empfand ſehr bald gewiſſe Krankheiten im Magen, in den Nerven, und muſte ſehr viel von der Hypochondrie leiden, einer Krankheit, womit empfindliche Perſonen ſehr leicht behaftet werden, vornämlich diejenigen, die eine lebhafte Einbildungskraft haben und den Wiſſenſchaften ſich widmen. Dieſe ſeine Schwächlichkeit nöthigte ihn, das kalte Klima von Teutſchland zu verlaſſen, um die reine Luft von Italien wieder einzuathmen. Er hielt ſich anfänglich zu Venedig in ſeinem väterlichen Hauſe auf; hierauf wählte er Bologna zu ſeinem Aufenthalt, weil ihm die heitere Luft der benachbarten Berge ſeiner Geſundheit ſehr zuträglich zu ſeyn ſchien; und weil er auch dieſe Stadt als ſein zweites Vaterland ſchäzte, da er hier ſo viele Freunde hatte, und den erſten Grund ſeiner Kenntniſſe in dieſer Stadt gelegt. Von hier aus machte er öfters Reiſen nach Venedig, um ſeinem Bruder und ſeine Familie zu beſuchen, und hielt ſich dann einige Zeit in dieſer Stadt auf.

Indeſſen nahm ſeine Krankheit zu, und es entſtand daraus die Schwindſucht; man glaubt, daß er vom Maurino damit ſey angeſtekt worden, der, ſo wie ſein Bruder daran ſtarb. Wegen dieſer Krankheit begab ſich der Graf nach Piſa, allein ſelbſt die mildere Gegend dieſes Orts verbeſſerte ſeinen Krankheitszuſtand nicht. Sein Freund Voltaire bat ihn, nach Ferney zu ihm zu kommen, und ſich dem berühmten Arzt Tronchin anzuvertrauen.

Der Graf ertrug mit einer philoſophiſchen Standhaftigkeit alle Beſchwerden dieſer ſchleichenden Krankheit und ſelbſt die Annährung des Todes, indem er ſehr gut wuſte, daß die Geſezze der Natur unveränderlich ſind. In ſeinen lezten Tagen ſuchte er ſich damit zu beſchäftigen und zu zerſtreuen, daß er des Morgens mit ſeinem Freund Maurino über Mahler- und Bildhauerkunſt ſich unterhielt, und ſo gleichſam im Schoos der Künſte ſtarb, die er beſtändig geliebt und zur Verbeſſerung derſelben nicht wenig beigetragen hatte. Nachmittags ließ er ſich ſeine Werke vorleſen, die in Livorno aufs neue gedrukt wurden, er verbeſſerte darin vieles, um ſie der Vollkommenheit immer näher zu bringen. Des Abends vergnügte er ſich an einem Inſtrumental- und Vokalconzert, das er in ſeinem Zimmer halten ließ. Auf die Art ſtarb der Graf den 3 Mai 1764 zu Piſa im 52 Lebensjahr.

Er ernannte in ſeinem Teſtament ſeinen Bruder zum Univerſalerben, der zugleich verſchiedene Legate auszuzahlen verpflichtet ward. Dem König von Preuſſen vermachte er aus Dankbarkeit ein ſchönes Gemälde von Peſne; Herrn Pitt zwei

Gemälde, einen antiken geschnittenen Stein und eine M
schöner Zeichnungen, die Maurino unter Aufsicht des Gr
entworfen hatte; dem Cardinal Malvezzi und dem Gen
Monti jedem ein Porzellanservice; andere Freunde bek
schöne Gemälde, Basreliefs, Bücher, Uhren, mit Diaman
besezte Dosen. Er ließ auch nicht, weder seine Freunde,
ihm in Pisa Dienste geleistet hatten, noch seine Dienersch
leer ausgehen. Er vermachte 2000 Sequinen an verschied
Personen; dem Maurino 3000 Sequinen, um davon in R
leben zu können, und zulezt 1000 Sequinen zu Errichtu
eines Grabmahls, das nach seiner Erfindung auf dem Kirch
zu Pisa aufgestellt werden sollte; allein der König von Preu
hatte bereits dazu die Kosten hergeben lassen, und es wu
dasselbe unter der Aufsicht des Grafen Bonhomme nach Fr
richs angegebenen Plan ausgeführt. Das Dessein des Mau
no, wurde nach dessen bald darauf erfolgten Tode durch
berühmten Mahler und Architekten Karl Bianconi, auf e
künstliche Art vervollkommet. Das Model davon wird bei
Familie Algoretti aufbewahret.

Bibliothek Bern

1906 10940

Die Zwillings-Schwestern

oder

der Sarg.

Erster Theil

Hamburg bei G. Vollmer.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Sr. Hochwohlgebornen,

dem Herrn

geheimen Legazions-Rathe

Hennebergs

in

Braunschweig

Zu einer Zeit, wo Kleinherzigkeit, Eigennutz und Gewinnsucht es sich erlauben, jegliche Unbedeutendheit, wenn sie an einer bedeutenden Stelle steht, zum Verdienst zu erheben, ist dem sinnigern Publikum jede Art von Dedication verdächtig geworden. Wenn jedoch ein ganzes Land das Lob eines Mannes ausspricht, und den Talenten desselben unbedingte Gerechtigkeit wiederfahren läßt,

so, dünkt mich, darf auch ich diesem Manne öffentlich meine Huldigung bezeigen, ohne zu befürchten, daß man mich zur Classe gemeiner, feiler Lobredner zählen wird.

Vor-

Vorrede.

Ein rechtlich Gemüth, das in der heutigen bedrängten Zeit unsrer schönen Literatur (sie könnte die häßliche heißen) Lust und Liebe hat zum Dinge, das heißt zum Edlen, stehe, wie der ehrliche Herkules, am Scheidewege.

Rechts zeigt ſich ein gutes, bürgerliches Gaſtwirthshaus, mit der Ueberſchrift: „Merkel et Compagnie,“ wo Waſſer nebſt dem Freimüthigen gereicht wird. Die homogene Natur beider Bedürfniſſe, wiewohl das eine leiblich und das andere geiſtig iſt, ſpringt in die Augen. Der Gaſt bekommt die Waſſerſucht, und in ſchweren Operationen giebt er ſeine opera von ſich, Waſſer nehmlich.

Die Verführung zur linken iſt ſchon anſehnlicher. Der Schauluſtige erblickt eine luſtige Taverne. Die Einſchrift „zur Stadt Jena“ erfüllt

ihn, gleich einer magischen Formel, mit heimlichem Schauer. Die Genneurs des Hauses macht ein geschniegeltes Männlein, welches auch zugleich Thürsteher ist. Den Baum erkennt man an den Früchten, den Vogel an den Federn, also auch dies Männlein an dem Convolut Zeitungen, das ihm aus der Tasche ragt, oder an dem Ordensbande, das in seinem Knopfloche prangt. Er mengt sich übrigens in alles und hat das Schicksal des dummen Plumper. — Lucinde bietet sich, hellenisch gegürtet, den Gästen dar, und reicht ihnen eine Schaale. Sie trinken das heilige Wasser des

Lethe, und vergessen, daß sie ehrliche Teutsche mit dickem Blute sind. Dieser hält sich für einen Italiäner, und macht Sonette; jener für einen Spanier, und schreibt Romanzen; ein dritter weiß nicht mehr, daß er eigentlich nur ein guter Prosaiker ist, und macht griechische Tragödien, und ein vierter hält sich gar für einen Morgenländer. Im Innern der Bude sieht es sehr bunt aus. Italiäner, Spanier, Engländer und Griechen kreuzen durch einander, und jeder Eintretende sucht sich auf einem dort befindlichen Trödel ein beliebiges Kleid dieser Nazionen aus. Doch geht es sämmtlichen Gästen, wie

den Personen in der Fabel: die Eselsohren sehen unter der Löwenhaut hervor. Ein Lerm läßt sich hören, wie in einer Juden-Synagoge. Jeglicher Gast deklinirt und konjugirt mit Hülfe der Grammatik seine respective Sprache. Die Geübtern übersetzen, wenn man ihnen Diksionaire giebt. Uebrigens hat diese Kneipe die Natur der Höhle des Trophonius. Stumpfsinnige Köpfe halten sich für talentvolle Geister, und wahre Genies sinken zu absoluten Idioten hinab. Jedoch will verlauten lassen, als habe diese Taverne vor einiger Zeit Banqueroute gemacht. Der Obermarquer hat in

Berlin eine eigne Wirthschaft angefangen, aber seine Rechnung nicht dabei gefunden, und ist deshalb, mit einer berühmten Dame als Kammerdiener auf Reisen gegangen.

Doch Spaß bei Seite! beide Schulen achten sie jegerseitig nicht höher, als den Koth unter ihren Füßen. Davon zeigen ihre Critiken. Welchem Meister soll man sich also ergeben, wessen Ausspruche Folge leisten? So wie es nur Ein Schönes und Ein Gutes giebt, so giebt es auch nur Ein Häßliches und Ein Schlechtes. Da nun beide gegenseitig in sich selbst

das Höchste des Häßlichen und des Schlechten gefunden haben, so folgt daraus, daß außer ihnen das Schöne und Gute liegen müsse. Das wird ihnen selbst einleuchten, wenn sie konsequent seyn wollen. Man darf also nur das Gegentheil thun, von dem was sie lehren und selbst ausüben, um etwas Gutes zu liefern. Dies ist denn auch mein Bestreben gewesen, und somit sey es nicht ihnen, sondern dem Publikum, überlassen, zu beurtheilen, ob ich obigen Schluß durch mein eignes Beispiel bestätigt, oder widerlegt habe.

Nach Voltaire's Ausspruche ist nur eine Manier schlecht, die langweilige nemlich. Diese Art der Schlechtigkeit vermieden zu haben, versichere ich hiemit in die Hände des Publikums. Auch hat mein Werk einen Vorzug, den ihm selbst kein Gottlieb Merkel streitig machen soll: es ist originell. Die Manier desselben kann unglücklicherweise schlecht seyn; aber es ist doch meine Manier. Durch mich ist das servum imitatorum pecus um kein Stück vermehrt worden.

Auch will ich es d[illegible] Publicum ganz ins geheim stecken: Mit meinem

Angriff auf unſre beiden kritiſchen Tribunäle hat es eine eigne Bewandniß. Ihren Angriff, der nicht ausgeblieben wäre, kann ich jetzt dem meinigen Schuld geben, und ſomit dasjenige für Perſönlichkeit erklären, was wohl nur Critik der Sache ſeyn dürfte.

Wer ſo offen und ohne Hehl zu Werke geht, kann ſich nicht wohl fürchten. Und das iſt denn auch mein Fall. Ich bin ohne Furcht — aber auch ohne Tadel? Nun, wie geſagt! Das überlaſſe ich dem Publikum.

Es kann leicht kommen, daß man eine Verſchiedenheit der Manier und

des Tons zwischen den beiden ersten Theilen meines Werkes finden wird. Darauf diene folgendes zur Antwort. Der Anfang des ersten Theils war ursprünglich eine Erzählung und für ein berüchtigtes Blat geschrieben, mit dessen damaligen Herausgeber ich in gutem Vernehmen stand. Die Erzählung ward nicht abgedruckt, weil das Schicksal wollte, daß ein hiesiges Blatt sie vordrucken sollte. In diesem Vordrucke gefiel sie allgemein und gab mir die Idee zu einem größern Werke. Ich konnte und wollte mich nicht sogleich vom Tone der Erzählung entfernen, sondern habe dies nach und

nach gethan, dergeſtalt, daß erſt im zweiten Theile diejenigen Manier herrſcht, die ich für meine eigentliche erkenne, und welcher ich mich für jetzt ausſchließlich ergeben habe.

Somit werfe dieſe meine Vorrede den Fehdehandſchu unter die Gladiatoren der Critiker-Innung, und erwecke mir recht viele Feinde. Gelingt es mir nur, einen einzigen derſelben zu Boden zu ſchlagen, ſo bin ich geborgen. Ich reiſe ihm den Kinnbacken aus, und kämpfe wie der kleine David mit dem großen Goliath. Der

Sieg iſt mein, denn ſie können nicht gegen ihr eignes Bein wüthen.

Braunſchweig,
am 18. Auguſt 1804.

G. L. P. Sievers.

Drey und ein halbes Jahr hatte ich an den Brüſten der Muſen geſogen. Minerva ſelbſt, in der Geſtalt des treuen Mentor, — womit ſich, ſehr beſcheiden, in einem Briefe an meinen Vater der Profeſſor verglich, bei welchem ich in Penſion geweſen war — hatte meine Tritte und Schritte geleitet. Ich war zu meinem Vater zurückgekehrt, der groſſe Dinge mit mir im Willen hatte. Eine Reiſe ins Ausland ſollte meinem innern Menſchen den Stempel der äuſſern Gültigkeit aufdrücken und an die menſchliche Vollkommenheit, welche er bei mir projektirte, die letzte Hand legen. Mein Portefeuille ward mit Wech-

seln und mein Gedächtniß mit Klugheitsregeln angefüllt. Beides werde wohl nicht lange dauern, meinte mein Vater, weswegen er mir wiederholte Rimessen davon zu machen gesonnen sey. Wir schieden. Meine erste Ausflucht gieng an einen benachbarten Hof, wo mein Vater geraume Zeit Gesandter gewesen war. Man ehrte das Andenken des Vaters in dem Sohne, und ich hatte alle Ursache, mit meiner Aufnahme zufrieden zu seyn. Der Erbprinz sollte eine zweite Reise nach Italien machen und ich ihn dorthin begleiten. Gleiche Neigungen machten uns anfangs vertraut und endlich unzertrennlich von einander. Wir hatten noch mehrere Wochen bis zu unsrer Abreise, und der Prinz wollte sie dazu anwenden, mich die Freuden seiner künftigen Residenz kennen zu lehren.

Kurz vor mir war hier eine Italiänerinn angekommen, die ein verborgenes, räthselhaftes Leben führte und ihren Wandel in ein geheimnißvolles Dunkel hüllte. Sie ging stets verschleiert und nur wenige

Menſchen hatten ihr Geſicht erblickt. Dieſe wollten eine Schönheit ſonder Gleichen an ihr rühmen. Sie machte einen fürſtlichen Aufwand, vermied aber jeglichen Umgang. Im Publikum behauptete man, ſie führe einen Sarg bei ſich, welchen ſie in einem ſchwarz ausgeſchlagenen Zimmer aufgeſtellt habe, wo ſie täglich mehrere Stunden zubringe.

Ich war von meiner frühſten Jugend an ein Freund des Wunderbaren und Romantiſchen, und das geheimnißvolle Weſen der Italiäniſchen Dame trieb mich unwiderſtehlich an, es koſte was es wolle, ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich war jung, reich, von Stande und hatte die Natur nicht zur Stiefmutter gehabt; lauter Vorzüge, die ihrem Beſitzer Muth einflöſſen und ihn ſchon im voraus des Sieges vergewiſſern. Der erſte Schritt, den ich that, war keiner der unwichtigſten. Der Zufall wollte, daß gerade der Italiänerinn gegenüber eine ſchickliche Wohnung leer wurde. Ich bezog ſie. Der Prinz beſuchte mich täglich, ver-

mich aber absichtlich, von der Fremden zu sprechen. Sie erschien oft vor ihren Fenstern, anfangs nur für wenige Minuten, nach und nach aber auf längere Zeit. Sonderbar war es, daß sie sich jedesmal wieder entfernte, wann sie den Prinzen neben mir sah. Dieser verließ mich jetzt höchst selten, und nur dann, wenn seine Gegenwart am Hofe durchaus nothwendig war. Sein Blick war starr auf die Fenster der Italiänerinn geheftet, die sich jetzt nur wenig und am Ende gar nicht mehr sehen ließ. Demohnerachtet kam er noch wie vor zu mir, und war nicht von dem Fenster wegzubringen, von welchem er das Haus der Italiänerinn übersehen konnte. Sein Betragen setzte mich in Erstaunen und ich bat ihn um Aufklärung. Er beschwor mich bei meiner Freundschaft, nicht weiter in ihn zu dringen, weil er mir keinen Aufschluß geben könne. Ich ließ ihn, doch brachte dies einige Kälte in unser gegenseitiges Verhältniß. Die Italiänerinn war schon seit mehrern Tagen unsichtbar gewesen

und ich widerstand dem Triebe nicht, länger mich ihr zu nähern. Eines Morgens stürzte der Prinz bleich und verstört in mein Zimmer, indem er schrie, die Italiänerin habe ihre Wohnung und wahrscheinlich auch die Stadt verlassen. Niemand wisse, wo sie geblieben. Die Nachricht traf mich ganz ausserordentlich. Wir redeten eine allgemeine Nachsuchung unter uns ab und fragten an allen Thoren. Niemand hatte sie hinausfahren sehen. So brachten wir zwei Tage unter beständigem Suchen hin. Vergebens! Wir trafen keine Spur. Am Abend des dritten Tages gieng ich noch spät in den Straßen auf und nieder. Tief in Gedanken versunken merkte ich auf nichts, was um mir vorgieng. Es war stockfinstre Nacht und plötzlich fühlte ich mich ergriffen. Noch ehe ich einen Laut von mir geben konnte, hatte man mir den Mund verstopft und mich in einen Wagen gehoben. Kaum war ich darin, so fuhr dieser mit der größten Schnelligkeit davon. Es saßen zwei Menschen neben mir, die aber

bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatten. Der Wagen hielt still und meine beiden Begleiter ermahnten mich zur Folgsamkeit. Sie verbanden mir die Augen, und ich ward eine Treppe hinauf und durch mehrere Gemächer geführt. Jetzt hieß man mich stehen. Eine himmlische Musik schallte, wie aus fernen Regionen, mir entgegen. Düfte und köstliche Gerüche berauschten meine Sinne. Es war, als sollte ich zur Anschauung des Allerheiligsten vorbereitet werden. Eine Thür öffnete sich und ich ward hineingeführt. Die Musik schwieg. Man nahte sich mir, faßte meine Hand, führte mich einige Schritte vorwärts und ließ mich dann stehen. Die Binde ward mir abgerissen und vor mir stand — die Italiänerinn. Sie war wie gewöhnlich verschleiert und schien mir in ihrer idealischen Form ein Wesen höherer Art zu seyn. Von einer unwillkührlichen Regung ergriffen, sank ich vor ihr auf die Knie. Sanft hob sie mich auf, schlug den Schleier zurück und ich sah ein himmlisch, über allen

Ausdruck schönes Gesicht: „Sie sind der erste Mann," sprach sie, „der meine Theilnahme erregt. Ich werde Sie auf die Probe stellen. Bestehen Sie diese, so hören Sie mehr von mir. Leben Sie wohl!" Sie reichte mir die Hand, und indem ich diese küßte, entschwand sie in ein Nebenzimmer. Noch stand ich da, betäubt von dieser Erscheinung, als mir von hinten zu die Binde wieder um die Augen gethan würde. Jetzt glaubte ich ganz deutlich, im Nebenzimmer den Oheim des Prinzen zu hören, der mit der Italiänerinn sehr laut und vernehmlich sprach. Man führte mich hinaus, hob mich in den Wagen und schnell fuhr dieser davon. Nach einigen Minuten hielt er an. Ich ward hinausgehoben und als ich mir die Binde von den Augen riß, fand ich mich auf der nehmlichen Stelle, von welcher man mich kurz vorhin entführt hatte. Einem Träumenden gleich kam ich nach Hause und brachte zwei Tage in der unmuthigsten Stimmung zwischen Hoffen und Harren

hin. Am dritten ward des Prinzen Geburtstag gefeiert und Abends eine große Maßquerade gegeben. Unmuthig durchstrich ich den, mit Masquen angehäuften, Saal, wo eine Zigeunerin die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie wußte jedem etwas treffendes zu sagen. Ich stand neben dem Prinzen, der sie mit stiller Aufmerksamkeit betrachtete. Sie nahm meine Hand, sah hinein und setzte dreimal langsam und bedeutend: „Sehen und nicht sehen!" Dann setzte sie mit holder Lieblichkeit hinzu: „Du bist dem Ziele nahe," und verschwand unter der Menge. Der Prinz stand unbeweglich und aus dem Innersten seines Herzens entwanden sich folgende Worte: „Wunderbar! Aber sie kann es nicht seyn! Sie spricht ja Teutsch, wie eine Teutsche!" Er riß mich mit sich fort und schrie, er müsse die Zigeunerin wieder finden, es koste, was es wolle. Lange suchten wir vergebens. Endlich fanden wir sie ganz allein in einem entlegenen Nebenzimmer. Der Prinz bat sie ihm wahrzusagen

und hielt ihr seine Hand hin. Sie nahm sie und sagte ihm in dem schönsten Italiänisch Dinge, die für mich gar keinen Sinn hatten. Der Prinz stand da, wie leblos, und starrte sie an. Je weniger ich ihre Worte verstand, desto mehr merkte ich auf ihre Bewegungen. Nichts glich meinem Erstaunen, als ich ganz deutlich sah, daß sie dem Prinzen die Uhr aus der Tasche zog. Diese Uhr war ein Meisterstück der Kunst und er hatte sie mit aus Italien gebracht. Mehr noch als an der Uhr selbst, schien ihm an dem Portrait gelegen zu seyn, welches diese enthielt und von dem ihm noch gegen niemanden entfahren war, wen es vorstellte. Ich war eben dabei, durch eine unwillkührliche Bewegung die Zigeunerin zu verrathen; als sie in ihre Rede die Worte einmischte: „Sehen und nicht sehen!" Eine unsichtbare Macht schien mich zurück zu halten. Jetzt brach die Zigeunerin ab und wollte das Zimmer verlassen. Der Prinz fakte nach der Uhr, indem er in dem leidenschaftlichsten Tone

ausrief: „Ach, meine Giulia!" Aber im nemlichen Augenblicke stürzte er der Zigeunerin nach und schrie: „Teufel! du hast mir meine Uhr gestohlen!" Jene wollte entwischen; der Prinz hielt sie, fest. Der Lärm zog mehrere Masquen ins Zimmer. Es entstand ein allgemeiner Aufruhr und der Prinz äusserte laut seinen Verdacht gegen die Zigeunerin. Die Menge schrie, man müsse sie durchsuchen. Jetzt sah sie stolz im Kreise herum, drengte sich an mich und raunte mir die Worte zu: „Rette mich!" dann wandte sie sich gegen den Prinzen und schrie! „Nicht ich, sondern jener dort hat die Uhr gestohlen," indem sie auf mich zeigte. Ich stand wie versteinert. Der Prinz durchsuchte mir die Taschen und zog die Uhr hervor. Allgemeines Erstaunen. Der Prinz schrie: „Betrug," und ließ die Wache nach der Zigeunerin suchen. Sie war verschwunden. Ich war über den Verdacht des Diebstahls erhaben und der Prinz überzeugt, daß die Zigeunerin die Uhr mir in die Tasche zu spielen

gewußt habe. Ich hütete mich, ihm das Räthsel zu lösen. Er versank in ein tiefes Nachdenken und ich ergriff diese Gelegenheit, mich von ihm zu trennen, indem ich noch immer hoffte, die Zigeunerin wieder zu finden. Es war kein Winkel, den ich nicht durchsuchte. Vergebens. Eine Fledermaus verfolgte mich. Ich merkte nicht auf sie. Im Vorbeigehen rief sie mir zu: „Folge mir!" Der Ton der Stimme reizte mich. Sie verschwand in ein entlegenes Zimmer und ich ihr nach. Kaum war ich eingetreten, als sie die Thür verschloß. Sie warf Kappe und Mantel ab und — die Zigeunerin stand da. Erstaunen fesselte meine Zunge. Sie sprach:

„Es ist billig, daß Sie erfahren, für welche Person Sie sich interessirt und wen Sie aus einer grosen Verlegenheit gerettet haben. Sehen Sie hier!"

Sie nahm die Masque ab und im himmlischen Liebreize stand die Italiänerin vor mir.

„Der Auftritt von vorhin," fuhr sie fort, „darf Sie nicht wundern. Die Uhr des Prinzen enthält ein Geheimniß und das Portrait derselben" — —

Der Dämon der Eifersucht preßte die Frage aus mir heraus: „Wessen ist das Bild?"

Himmlische Gelassenheit im Blick, lispelte sie sanft, wie Fiktenton:

„Nicht das meinige, das schwöre ich Ihnen bei diesem Kusse, der der erste ist, welchen ich einem Mann gebe."

Sie sank mir in die Arme und küßte mich. Mir schwanden die Sinne und ich glaubte meine Seele auszuhauchen. Wie lange wir in dieser Stellung zubrachten, weiß ich nicht. Ein heftiger Schlag an die Thür brachte mich zur Besinnung. Sie nahm die Masque vor und rief mir zu: „Führen Sie den Prinzen noch in dieser Nacht, aber ohne Begleitung, in jene Gegend, wo Sie vor zwei Tagen von meinem Wagen entführt wurden. Das ist die einzige Bedingung, unter welcher

Sie sich Hoffnung machen können, mich wieder zu sehen."

Ich wollte ihr antworten, als draußen ein heftiges Getöse entstand. Die Thür ward gesprengt und der Prinz stürzte mit Wache herein. Er befahl, die Zigeunerin zu ergreifen und fort zu führen. Diese, oder vielmehr unsere Italiänerin, flüsterte mir zu: „Decke meinen Rückzug," sprang an's Fenster, riß es auf und stürzte sich hinaus. Man wollte ihr nach. Mein Leben war das wenigste, was ich in diesem Augenblicke für sie gewagt hätte. Ich entriß dem Offizier der eingetretenen Wache den Degen, besetzte das Fenster und schwur jedem den gewissen Tod, wer es wagen würde, sie zu verfolgen. Alles staunte. Das Zimmer war an der Ecke, und ich konnte mit Recht erwarten, daß sie entkommen würde. Der Prinz sah mich voll Verwunderung an und befahl dann allen Anwesenden, das Zimmer zu verlassen. Als wir allein waren, forderte er Aufklärung des ganzen Vorfalls von mir. Was

sollte ich ihm sagen? Ich suchte ihn zu beruhigen und versprach ihm volle Genugthuung, wenn er mich jetzt begleiten wollte. Ich zog ihn mit mir fort und wir verliessen den Saal. In tiefe Gedanken versunken, folgte er mir maschienenmäßig, ohne ein Wort zu sagen. Wir kamen auf den bewußten Platz, wo wir einen Wagen fanden. Zwei Menschen in Mäntel gehüllt, öffneten uns den Schlag. Ich stieg ein und der Prinz folgte mir, ohne das geringste Zeichen von Ueberraschung zu geben. Erst, als uns die Augen verbunden werden sollten, wollte er Widerstand leisten. Da ich ihn aber mit ein Paar Worten versicherte, wie hier nicht die geringste Gefahr zu befürchten wäre, so ließ er sich auch dies gefallen. Wir kamen an und wurden eben so geführet wie ich das erste Mal. Eine Thür ward geöffnet und Trauermusik schallte uns entgegen. Himmlische Stimmen sangen feierliche Grabgesänge in Italiänischer Sprache und heilige Gerüche erfüllten das Gemach. Eine

schauerliche Empfindung durchbebte meinen Körper. Der Prinz zitterte heftig. Jetzt ward uns die Binde abgenommen. Wir befanden uns in einem prächtigen, ganz schwarz dekorirten Zimmer. Im Hintergrunde desselben war ein Altar, auf dessen Stufen ein Priester kniete, den ein kostbares Meßgewand zierte. In der Mitte des Zimmers stand auf einer Erhöhung ein prächtiger Sarg, neben welchem schwarzgekleidete, ganz verschleierte Frauenzimmer knieend obenerwähnte Gesänge sangen. Zum Haupte des Sarges stand eine hohe königliche Gestalt, ebenfalls verschleiert. Am Beben meines Herzens erkannte ich die Italiänerin in ihr. Von Gefühlen der Andacht und Anbetung ergriffen, waren wir unwillkührlich, niedergekniet. Die Musik verstummte und der Priester las eine Todtenmesse. Dann hob der Gesang wieder an, nach dessen Endigung alle langsam und feierlich das Zimmer verließen. Die Italiänerin allein blieb. Sie nahte sich uns mit Hoheit und Majestät, blickte den Prin-

gen an und schlug ihren Schleier zurück. Mit dem Ausbruche der leidenschaftlichsten Liebe rief dieser jetzt: „Ach, meine Giulia!“ und wollte ihre Knie umfassen. Sie entwand sich seinen Händen und schrie mit dem Ton des Schmerzens und der Wuth: „Nein, Unmensch. Ich bin nicht deine Giulia! Sieh hierher! Hier ist sie!“ Mit diesen Worten stürzte sie zum Sarge, warf den Deckel desselben ab und wir erblickten den Leichnam eines bildschönen Frauenzimmers, mit welchem die Italiänerin die täuschendste Aehnlichkeit hatte. Gräßlich im Ton, Anstand und Blick fuhr diese jetzt den Prinzen, zog ihn zum Sarge hin und rief: „Sie her, Barbar, meine Zwillingsschwester, jene Giulia, der Du Liebe heucheltest, die Unschuld raubtest und endlich durch deine teuflische Entfernung den Tod gabst. In ihrer letzten Todesstunde, als sie dein Andenken verfluchte, gelobte ich ihr, blutige Rache an dir zu nehmen. Mein Hiersein war diesem Zwecke geweiht. Sanftere, mächtigere Gefühle bestürmen

jetzt

jetzt meinen Busen. Der Anblick dieses Fremden ließ mich meines Schwurs vergessen. Er ist der Engel, der dir zur Seite steht und durch eine magische Kraft den Mordstahl von deiner Brust abwendet. Ich scheide ohne Rache. Doch einen zweiten Schwur, welchen ich meiner innigst geliebten, sterbenden Schwester that, muß ich erfüllen. In jener unglücklichen Stunde, wo es dir gelang, ihr den Himmel zu rauben, schenkte sie dir eine Uhr mit ihrem Portrait. Gieb sie zurück!"

Der Prinz war bis dahin ohne Bewegung, im Anschaun der Leiche verlohren, gestanden. Die letzten Worte der Italiänerinn weckten ihn aus seiner Betäubung.

„Gieb die Uhr zurück," wiederhohlte diese, mit furchtbarer, gebietender Stimme.

„Eher den Tod," schrie der Prinz!

„Böswicht, Teufel," rief jene," sie selbst lieferteſt du den höllischen Furien der Verzweiflung, und ihr Bild willst du, Heuchler, nicht von dir geben? — „Die Uhr, sag' ich — die Uhr!"

„Noch einmal! Eher den Tod" rief der Prinz.

„Verruchter, der kann die werden!"

Mit diesen Worten stieß sie ihm mit Pfeiles Schnelle einen Dolch in die Brust. Er that einen lauten Schrei und stürzte zu Boden. Sie sprang auf ihn zu, riß ihm die Uhr aus der Tasche und verbarg sie in ihrem Busen.

Jetzt entstand draußen ein heftiges Geräusch. Die Thüren wurden gesprengt und es stürzte Wache herein. „Der Prinz ist ermordet," tönte es von allen Seiten. Mich und die Italiänerinn nahm man gefangen. Indem wir abgeführt wurden, rief sie mir noch auf Italiänisch zu: „Sey unbesorgt um mich! Wir sehen uns wieder!"

Ich wurde in ein Staatsgefängniß geführt, und Abscheu und Liebe kämpften wechselseitig in meiner Brust für diese Italiänerin. Den Rest der Nacht brachte ich in der schrecklichsten Stimmung zu. Des Prinzen Schicksal interessirte mich auf das lebhafteste.

Morgens früh um neun Uhr kündigte man mir meine Freiheit an. Der Prinz war nicht tödtlich verwundet und hatte mich von aller Theilnahme an der That frei gesprochen. Ich flog zu ihm. Er war außer Gefahr und hatte nur durch den starken Blutverlust gelitten. Jetzt erfuhr ich, auf welche Art die Wache dem Prinzen auf die Spur gekommen war. Sein Kammerdiener, welcher ihm sehr zugethan war, hatte von den Vorfällen auf der Masquerade gehört und war uns, in Besorgniß für seinen Herrn, bis zu dem Wagen gefolgt. Diesem nach, war er bis vor's Haus der Italiänerinn gekommen und hatte darauf die Wache geholt. Nach einer geheimen Unterredung, welche der Prinz mit seinem Vater, dem Fürsten, hatte, gab dieser Befehl, die Italiänerinn in Freiheit zu setzen, mit der Bedingung, sogleich die Stadt und das Land zu verlassen. Sie hatte Mittel gefunden, dem Befehle zuvorzukommen und war verschwunden. Mit ihr der Gefangenwärter. Man raunte sich in's

Ohr, des Prinzen Oheim habe ihre Flucht begünstigt. Da der Fürst schon sehr bejahrt, und der Prinz der einzige Erbe war, so hätte, nach des letztern Tode, niemand dem Oheime die Thronfolge streitig machen können. Man erinnere sich, daß ich an jenem ersten Abend seine Stimme ganz deutlich im Kabinette der Italiänerinn gehört hatte.

Drei Tage nach dieser merkwürdigen Nacht erhielt ich einen Brief, in welchem blos die Worte standen: „Geliebter! In Venedig findest du mich," mit der Unterschrift: „Herzoginn Chiaromonte." Dies war meine Italiänerinn. Der Prinz selbst trieb mich zur Abreise an und ich machte mich nach Venedig auf den Weg.

Ich wollte so eben in den Wagen steigen, als mich der Prinz noch einmal zu sich rufen ließ. Er war außer Bett und hielt die bewußte Uhr, welche der Italiänerinn abgenommen worden war, in der Hand, indem er mit unverwandtem Blicke das Portrait derselben betrachtete. Er sen

entschlossen, sagte er, durch Zurückgabe der Uhr den Schatten seiner Giulia und den Haß der Herzoginn zu versöhnen. Er reichte sie mir dar, und ich mußte ihm versprechen, sie den Händen der letztern zu überliefern. Das Bild in derselben hatte die täuschendste Aehnlichkeit mit der Herzoginn, und ich hätte diese für das Original gehalten, wenn ich nicht gewußt hätte, daß es jene unglückliche Giulia wäre. Ich betrachtete das Bild mit einer ausserordentlichen Bewegung. Der Prinz sah es und sagte: „Schaue dich nicht, deine Gefühle laut werden zu lassen. Es ist unmöglich, keine von beiden zu lieben. Möchtest du glücklicher seyn, als ich es war.“ Die heftigste Neugierde ward in mir rege, über das eigentliche Schicksal des Prinzen in Italien Aufklärung zu erhalten. Ich beschwor ihn, mir das geheimnißvolle Dunkel zu enthüllen, welches über demselben ausgebreitet liege. Er befriedigte meine Neugierde mit folgenden Worten:

„„Ich kam nach Rom mit der höchsten Erregbarkeit einer phantastischen Schwärmerei. Eine neue Welt that sich mir auf und ich gieng in ein anderes Leben ein. Hier sah ich jene Giulia, und von Stund an verschloß sich mein Inneres für alles, was nicht sie war. Ich kannte nur Ein Gefühl: das Gefühl der Liebe zu dieser Giulia. Sie und ihre Swester waren durch Schönheit, Liebreiz und Grazie die Idole von Rom und dem ganzen übrigen Italien. Letztere ward durch eine Familienkonvenienz dem alten Herzoge Chiaromonte noch auf seinem Todbette angetraut und zwei Tage darauf Wittwe und Erbinn eines unermeßlichen Vermögens. Meine Liebe krönte ein glücklicher Erfolg: Giulia war nicht unempfindlich gegen meine Bewerbungen um ihre Gunst und theilte am Ende die Gefühle, welche sie in mir erregt hatte. Wir verlebten mehrere Monate in paradisischer Glückseeligkeit. Um diese Zeit kehrte ein gewisser Marchese Cardanaro von weiten Reisen nach Rom zurück. Sie

lie war ſchon vor ſeiner Abreiſe von ihm bemerkt und ſehr ausgezeichnet worden. Er ſetzte ſeine Bewerbungen fort und Giulia hatte viel von den Zudringlichkeiten deſſelben auszuſtehen. Auſſer der Herzoginn wußte niemand etwas von meinem Einverſtändniſſe mit jener. Und doch hatte der ſcharfe Blick der Eiferſucht den Marcheſe auf die wahre Spur geleitet. Er war reich, angeſehn und aus einer der vornehmſten Familien. Giulia verſicherte mich ihrer Treue, und ich ſelbſt rieth ihr, ihn nicht ganz zurück zu ſtoßen, damit es zwiſchen ihm und mir zu keinem öffentlichen Bruche käme. Ich wollte und konnte ſie nicht verlaſſen, und doch wußte ich noch nicht, welchen Ausweg ich in Rückſicht meiner Lage und meiner Eltern wählen ſollte. Dies ſtörte meine Ruhe und der Gedanke an den Marcheſe, der ſich jetzt emſiger, als je, um Giulia bewarb, war auch nicht geſchickt mich aufzuheitern. In dieſer trüben Stimmung komme ich einſt zu einer ungewöhnlichen Stunde in den Pallaſt

der Herzogin, von welcher ich wußte, daß sie am Morgen verreist war. Giulia sollte überrascht werden. Ich gelang unbemerkt bis in ihr Vorzimmer. Hier finde ich eine Kammerfrau derselben, die mich in sichtbarer Verlegenheit versichert, ihre Herrschaft sey nicht zu Hause. Ich schöpfe Verdacht und will in Giulia's Zimmer. Jene vertritt mir den Weg. Ich werfe sie zurück, reiße die Thür auf und — erblicke den Marchese mit Giulia auf dem Sopha in der schändlichsten Vertraulichkeit. Aller meiner Sinne beraubt, in gänzlicher Bewußtlosigkeit, bebe ich zurück, stürze nach Haus und werfe mich in den Wagen. Auf der Grenze von Italien erhalte ich Besinnung wieder und komme hier an, im Herzen den nagenden Wurm der allerbittersten Kränkung und des schändlichsten Verraths an meiner heissesten, innigsten Liebe. Ich fieng an mit weniger Erbitterung an diese Begebenheit zu denken, als die Erscheinung der Herzoginn, die ich jedoch nicht kannte, mein Inneres mit einer unerklärbaren Re-

gung erfüllte. In der Unterredung mit ihr auf der Masquerade verleitete mich die Aehnlichkeit in Wuchs und Stimme, sie für Gratia selbst zu halten. Urtheile demnach von dem Gefühle, welches mich bestürmte, als ich diese im Sarge erblickte. Darf ich der Versicherung glauben, welche mir die Herzoginn auf der Masquerade gab, so war jene Frauensperson, welche ich neben dem Marchese auf dem Sopha erblickte, eine erkaufte Kammerfrau, welche dieser in Giulia's Kleider gesteckt hatte, um mich durch dies Gaukelspiel zu täuschen."

Hier endigte der Prinz. Die Sonderbarkeit seines Schicksals frappirte mich ausserordentlich. Unwillkührlich stellte sich mir der Gedanke dar, ob ich nicht ein ähnliches haben könnte. Der Prinz beruhigte mich mit der Versicherung, die Herzoginn sey ein so ausserordentliches Weib, daß man seine ganze Glückseligkeit auf ein einziges Wort von ihr bauen könne. Ich mußte ihm versprechen, von Giulia's Tode,

so wie von dem ganzen Hergange der Sache, den genauesten Bericht abzustatten. Wir schieden. Die Einsamkeit im Wagen gab mir hinlängliche Musse, über mein Abentheuer nachzudenken. Das Porrait der Uhr war der einzige Gegenstand, mit dem ich mich beschäftigte. Ich verlohr mich oft so tief in Gedanken über dasselbe, daß ich nichts von dem bemerkte, was um mir war. Ich reiste Tag und Nacht. Wir waren schon auf Italiänischem Grund und Boden, als ich, von einer langbekämpften Müdigkeit befallen, in einen tiefen Schlaf sank. Durch langes anhaltendes Wachen war ich so sehr erschlafft worden, daß ich nicht im Stande war, die Uhr, die ich eben in der Hand hielt, in die Tasche zu stecken. Beim nächsten Wechseln der Pferde erwachte ich, und das erste, was ich bemerkte, war der Verlust meiner Uhr. Vergebens suchte ich im Wagen. Meine Leute wußten von nichts. Auf meine Erkundigung sagten sie mir, es sey ihnen nur ein einziger Reisewagen begegnet. Wir waren

durch einen Wald gefahren, und wegen Unsicherheit des Weges hatte ich eine Bedeckung zu Pferde mit genommen. Die Kerle mußten absitzen und ich nebst meinem Jäger bestiegen ihre Pferde. Wir ritten zurück und suchten die Uhr. Jenseits des Waldes erblickten wir einen Wagen und mein Jäger versicherte mich, es sey der nemliche, der uns vor einigen Stunden begegnet wäre. Ich sprengte auf ihn zu, in der Hoffnung von dem Besitzer desselben vielleicht Auskunft über meine Uhr zu erhalten. Wir fanden nur einige Bedienten, welche beschäftiget waren, etwas zerbrochenes an dem Wagen wieder herzustellen. In einiger Entfernung erblickte ich jemand unter einem Baume liegend. Er schien mir etwas in den Händen zu haben und sehr emsig zu betrachten. Was konnte dies anders seyn, als meine Uhr? Ich eile hinzu, entferne sie und reiße sie dem Fremden aus den Händen. In tiefes Nachsinnen versunken, hatte mich dieser nicht bemerkt. Jetzt sprang er auf und

zog den Degen. Ich merkte jetzt das Unschickliche meines Betragens und bat den Fremden um Verzeihung, indem ich mich ihm als Eigenthümer der Uhr zu erkennen gab. Das sey ich nicht, schrie er wüthend, und nur mit meinem Leben würde ich den Besitz derselben erkaufen. In gleicher Zeit stürzte er, mit dem Degen in der Hand auf mich ein. Die Sonderbarkeit des Fremden hatte mich außer Fassung gebracht. Ich konnte nicht glauben, daß der große Werth der Uhr ihn verleite mir den Besitz derselben streitig zu machen. Dazu war sein ganzer Anzug, seine Equipage und die Livree seiner Bedienten zu glänzend. Ich war nicht im Stande, zu mir selbst zu kommen, und konnte mich daher nur sehr schwach vertheidigen, obgleich der Fremde wüthend auf mich eindrang. Es war mir, als sey das Ganze keine Wirklichkeit, sondern nur ein Traum. Ich fühlte einen Stich und stürzte im nehmlichen Augenblicke zu Boden. Der Fremde warf sich über mich her und versuchte, mir

die Uhr aus der linken Hand zu reißen, mit welcher ich sie bis dahin immerwährend gehalten hatte. Er schwor, mich augenblicklich zu durchstoßen, wenn ich sie ihm nicht gutwillig auslieferte. Ich war ohne alles Bewußtseyn. Nur meine Hand umschloß krampfhaft die Uhr. Der Fremde ward rasend, als er sie mir nicht zu entreißen vermogte. Schon hatte er den Degen zum Todesstoße aufgehoben, als ein heftiges Geräusch mich wieder zu mir selbst brachte. Mein Jäger schrie um Hülfe und es sprengte eine Anzahl Reuter herbei. Ich blickte auf. Unter ihnen waren einige Damen zu Pferde. Der Jäger erzählte mit wenigen Worten den Hergang der Sache. Als er der Uhr erwähnte, die ich noch immer in der Hand hielt, ritt eine der Damen näher und blickte zu mir herab. In dem Augenblicke stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und stürzte vom Pferde. Die ganze Gesellschaft gerieth in Aufruhr. Mich verließen meine Sinne. Der heftige Blutverlust und die Anstrengung,

mit welcher ich dem Fremden widerstanden hatte, verursachten mir eine Ohnmacht.

Ich fand mich in einem prächtigen Bette wieder. Aerzte und Wundärzte waren um mir versammelt. Unter ihnen erblickte ich die Dame, welche im Walde vom Pferde herabgesunken war, wie damals, dicht verschleiert; sie beschwor mich, nicht zu reden, und mich überhaupt vor jeder heftigen Gemüthsbewegung zu hüten, weil mein Leben auf dem Spiele stehe. Ich dankte ihr mit wenigen Worten für ihre Theilnahme und versprach ihr, mich ruhig zu verhalten. Kaum hatte ich den Wunsch geäussert, die Uhr zu bekommen, als sie sie mit einer sichtbaren Bewegung herreichte. Ich küßte das Portrait und sank, von einer abermaligen Ermattung befallen, in die Kissen zurück.

Meine Herstellung gieng nur sehr langsam. Die Dame war, wiewohl stets verschleiert, meine Gesellschafterinn. Unsere Unterredungen wurden jetzt häufiger und an-

haltender. Ihr ganzes Wesen, Stimme, Sprache und Haltung des Körpers machten einen sonderbaren Eindruck auf mich. Es war mir, als hätte ich in ihr eine alte Bekannte wiedergefunden. Ich staunte über mich selbst, nicht schon längst eine auffallende Aehnlichkeit mit irgend jemand in ihr entdeckt zu haben. Ich ward aufmerksamer auf sie und wer faßt mein Erstaunen, als ich deutlich wahrzunehmen glaubte, es sey die Herzogin? Fast unbemerkbare Nüancen von Verschiedenheit stellten sich mir freilich dar, wenn ich sie mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit betrachtete. Indeß schrieb ich diese ihrer Absicht zu, mir unbekannt bleiben zu wollen. Ich wußte überhaupt nicht, was ich von ihrem Betragen glauben sollte. Diese Ungewißheit machte mich kälter und zurückhaltender gegen sie. Sie lenkte oft unsere Unterredung auf die Uhr und schien mich über dieselbe ausfragen zu wollen. Ich ward dadurch nur noch verschwiegener und vermied am Ende alles Gespräch über dieselbe. Die Sonderbarkeit unsers gegenseitigen Verhältnisses machte mich

störrisch. Sie schien es anfangs nicht
bemerken, kam aber endlich seltener zu
als ich es gar zu auffallend machte.

Jetzt war ich in so fern wieder he
stellt, daß ich das Zimmer verlassen kon
Ich erfuhr von der Dame, daß wir uns
einer Villa befänden, die einer ihrer Freun
nen zugehöre. Sie begleitete mich zuwe
auf meinen Spatziergängen im nahgelege
Parke. Hier erkundigte ich mich eines
ges nach dem Schicksale jenes Fremden,
sen ich bis dahin mit keiner Silbe ged
hatte. Er habe sich, sagte sie, die al
gemeine Bestürzung zu Nutze gema
in welchen ihre Ohnmacht die Gesellsch
versetzt hätte, und sey entkommen. We
wisse man nichts von ihm.

Ich nahte mich meiner gänzlichen H
stellung mit raschen Schritten und m
nun endlich an meine Abreise denken. D
die Dame auf der Villa meine Herzog
oder war sie es nicht! Dieses ewige Z
feln versetzte mich in eine wahrhaft peinl
Lage. Es gab Augenblicke, wo ich

hätte zu Füßen sinken mögen, und einem Ausbruche meiner leidenschaftlichen Aufwallung nur durch eine plötzliche Entfernung Einhalt thun konnte. Ehe ich abreiste, mußte ich über meine Vermuthung gehörige Aufklärung erhalten haben. Diese, es koste was es wolle, zu suchen, war mein vester Vorsatz.

Eines Tages gehe ich im Parke spazieren. Die schwüle Hitze nöthigt mich, eine Grotte aufzusuchen, deren angenehme Kühle mir schon bekannt war. Ich trete hinein und erblicke auf dem Rasen ein schlafendes Frauenzimmer. Ich nähere mich und wer schildert mein freudiges Erstaunen? Es ist meine vermeinte Herzogin. Ihr schöner Körper lag da in jener holden Nachlässigkeit, die den Sinnen so wohlthut. Ich widerstand einem innern Antriebe nicht länger, ihr Gesicht zu sehen. Leise beug ich mich hinzu, hob ihren Schleier in die Höhe und — erkannte in ihr die Herzogin, trotz dem Helldunkel, welches in der Grotte herrschte. Mein Blick fiel auf

ihre Hand und ich entdeckte in derselben ein Portrait. Leise ergriff ich es, trat an das helle Licht und — wer beschreibt mein Erstaunen? — erkannte des Prinzen Bildniß. Ein Herr von quälenden Gedanken bestürmte jetzt meine Brust. Wie kam die Herzogin zu einem Portrait des Prinzen und wie zu dieser innigen Vertraulichkeit mit demselben? War ihr Haß gegen ihn nur eine Maske und der Auftritt im schwarzen Zimmer eine Comödienscene? Ich verlohr mich in trüben Muthmaßungen. Meine Anwesenheit in der Grotte war nicht ohne Geräusch gewesen. Die Herzogin erwachte. Als sie sich ohne Schleier und mich neben sich erblickte, that sie einen Schrei der Ueberraschung. Ich reichte ihr des Prinzen Portrait zurück, indem ich sie eine Treulose, Falsche und Wortbrüchige nannte. Ohne den Mund zu öffnen, starrte sie mich mit einer Miene an, als hielte sie mich für wahnsinnig. Als ich gar nicht endigte, schüttelte sie, wie es schien, theilnehmend den Kopf und

verließ die Grotte. Meine Sinne waren in einem fürchterlichen Aufruhre. Ich hielt mich für betrogen und wollte ihr auf dem Fuße folgen, um ihr alles das zu sagen, was beleidigte Liebe und getäuschte Erwartung eingeben. Doch besann ich mich und beschloß, heimlich die Villa zu verlassen, ohne die Undankbare auch nur einer Sylbe zu würdigen. Ich schlug einen andern Weg ein, um von der entgegengesetzten Seite in das Schloß zu kommen und alles zu meiner Abreise in Bereitschaft zu bringen. Auf diesem Wege erblickte ich ein Papier auf der Erde. Ich hebe es auf und erkenne es für einen Brief, an einen gewissen Bedienten im Schlosse adressirt. Da er offen ist, sehe ich hinein und lese folgendes:

„Dank deiner Verschlagenheit, Gio„vanni! Die Hälfte von den mir gegebe„nen Beweisen hätte hingereicht. Sie „ist es. Ich hatte ihre Spur verlohren, „und ohne deine Dazwischenkunft würde ich „vielleicht noch eine ziemliche Zeit den

„irrenden Ritter gespielt haben. Die Grä-
„fin Carestini ist uns ohnehin schon ver-
„dächtig. Diese boshafte Verheimlichung
„soll zu seiner Zeit, und zwar in kurzem,
„das Schicksal beschleunigen, welches wir
„ihr bestimmt haben. Es bleibt bei un-
„serer Verabredung. Alles ist besorgt.
„Schlag zwölf dringe ich mit meinen Leu-
„ten durch den Park in den Schloßhof.
„Ein Theil derselben macht ein künstliches
„Feuer, indeß der andere durch seinen Lärm
„die Schlafenden erweckt. Du öffnest mir
„die Terrasse. Ich dringe in ihr Zim-
„mer. Sie sieht das Feuer und in der
„Bestürzung nimmt sie keinen Anstand,
„mir, ihrem Retter, zu folgen. Hinter
„dem Parke hält ein Wagen. Ich werfe
„sie hinein und ohne Ruh und Rast geht
„es nach Neapel. Hier soll sie mir nicht
„wieder entwischen. — In Betreff des
„Fremden irrest du dich. Wir gehen zwei
„verschiedene Wege. Die bewußte Uhr
„war ihm nur anvertraut. Ihm winkt
„ein anderer Stern. Briefe aus Teutsch-

„land vom Prinzen ** haben mir hinlängs „liche Aufschlüsse über ihn gegeben. Der „Plan mit dem Erbprinzen ist mißglückt. „Er lebt. — Also Schlag zwölf Uhr!“

Ich war nahe dabei, bei Lesung dieses Briefes den Kopf zu verliehren. Wer war der Schreiber desselben und wer das Frauenzimmer, welches entführt werden sollte? Welcher Plan war misglückt und hatte der Auftritt mit dem Erbprinzen vielleicht keinem bloßen Zufalle seine Entstehung zu verdanken? Der im Briefe erwähnte Prinz war niemand anders, als der Oheim des Erbprinzen. Es fieng mir an hell zu werden über gewisse Vorfälle in der Residenz. Ich stürzte mich in ein Meer von Muthmaßungen und Zweifeln. Als ich wieder zu kaltem Blute gekommen war, fand ich es für nöthig, meiner fremden Dame den Brief zu zeigen. War sie wirklich die Herzogin, so mußte es sich jetzt ausweisen. Ich gieng zu ihr und überreichte ihr den Brief. Kaum hatte sie die Schriftzüge desselben erblickt, als

ſie einen Schrei des Schreckens ausſtieß
Ohne ſich in eine weitere Erklärung einzu
laſſen, fragte ſie mich, ob ich ihr meine
Beiſtand gegen den boshaften Plan de
Briefſchreibers verſagen würde? Ich ba
ſie, über mein Leben zu ſchalten und wal
ten, wie ſie für gut befinden würde. Si
fieng damit an, den Bedienten Giovann
in engen Gewahrſam ſetzen zu laſſen. E
hatte alles geläugnet und den Brief nich
für den ſeinigen erkannt. Meine Leut
und die ganze Dienerſchaft im Schloſſ
wurden auf die Beine gebracht und au
gewiſſe Poſten vertheilt. So erwarteten
wir die Mitternacht. Ich begab mich bi
dahin in mein Zimmer, meine Sachen i
Ordnung zu bringen, da ich veſter, als je
zur Abreiſe entſchloſſen war. Und doch
wußte ich nicht, was ich von meinem
Fremden denken ſollte. Indeß trieb mich
nach Leſung jenes Briefes, ein unerklärba
res Etwas nach Venedig. Ich hatte kein
Ruhe mehr auf der Villa und wollte nu
noch das Abentheuer mit dem Entführe

bestehen, um mich alsdann sogleich auf den Weg zu machen. Es war bereits zehn Uhr vorbei, als ich mit meinen Sachen in Ordnung war. Ich gehe hinunter, um nach unsern Leuten zu sehen. Diese liefen alle durcheinander und sind in der größten Bestürzung. Ich frage nach der Ursach und sie sagen mir Donna Angelina — so ließ sich die fremde Dame nennen — sey verschwunden. Man suche sie seit einer Stunde an allen Orten vergebens. Ich durchstreifte den Park und die umliegende Gegend. Nirgends eine Spur von ihr. Jetzt war es nahe vor zwölf Uhr. Wir hatten die Uebereinkunft genossen, die saubere Gesellschaft erst sämmtlich in den Schloßhof zu lassen und dann über sie herzufallen. Eine Viertelstunde verstrich nach der andern und wir warteten vergebens in unserm Hinterhalte. Ich schöpfte Verdacht. Die Entfernung der Donna Angelina fiel mir wieder auf's Herz. Ich eilte hinter den Park, wo, dem Briefe zu Folge, der Wagen warten

sollte. Ein Fackelschein leuchtete mir von ferne her. Ich folgte ihm und erblickte einen Wagen. Ich eilte hinzu und erkannte ganz deutlich Donna Angelina, welche von einer Mannsperson in den Wagen gehoben wurde. Diese war niemand anders, als jener Reisende, der mir vor einigen Wochen im Walde die bewußte Uhr, oder in Ermangelung derselben, das Leben nehmen wollte. Ich stand gelähmt von Schrecken und Verwunderung, und sah mit meinen eigenen Augen, wie sie gutwillig und ohne Sträuben in den Wagen stieg. Was sollte ich davon denken? Mein erster Entschluß war, dem Wagen nachzusetzen, dessen Weg mir wahrscheinlich jener Brief angedeutet hatte. Doch machte das Räthselhafte des Vorfalls mich ganz unthätig und ich wurde mit mir einig, die Donna in ihrem Wesen nicht zu stören, da sie höchst wahrscheinlich mit jenem Fremden im Einverständnisse war. So erwartete ich den Morgen, indem ich noch die letzte Hand an meine Reisezubereitungen

lezen ließ. Um zehn Uhr, als ich so eben in den Wagen steigen wollte, gab man mir einen Brief. Ein Expresser hatte ihn überbracht. Ich erbrach ihn und glaubte, meinen Sinnen nicht zu trauen. Er enthielt folgendes:

„Die ungeheuerste Bosheit treibt ihr „Spiel mit mir. Ich muß gutwillig mit „dem Marchese Cardanaro reisen. Er ist's, „der Ihnen im Walde die Wunde beis„brachte und zugleich derjenige, der mich „entführen wollte. Sie werden ihn aus „der Erzählung des Prinzen kennen. Jes„dermann, selbst meine Schwester, die „Herzogin Chiaromonte, hält mich für „todt. Der Schreck über die Entfernung „des Prinzen hatte mich in einen Scheins„tod geworfen. Der Marchese übernahm „meine Beerdigung aus Schonung für „meine Schwester, die von meinem Tode „auf das heftigste erschüttert worden war. „Er besaß große Wissenschaft in der Heils„kunde und hatte meinen Zustand auf den „ersten Blick erkannt. Er ließ mich heim-

ihre Hand und ich entdeckte in derselben ein Portrait. Leise ergriff ich es, trat an das helle Licht und — wer beschreibt mein Erstaunen? — erkannte des Prinzen Bildniß. Ein Herr von quälenden Gedanken bestürmte jetzt meine Brust. Wie kam die Herzogin zu einem Portrait des Prinzen und wie zu dieser innigen Vertraulichkeit mit demselben? War ihr Haß gegen ihn nur eine Masque und der Auftritt im schwarzen Zimmer eine Comödienscene? Ich verlohr mich in trüben Muthmaßungen. Meine Anwesenheit in der Grotte war nicht ohne Geräusch gewesen. Die Herzogin erwachte. Als sie sich ohne Schleier und mich neben sich erblickte, that sie einen Schrei der Ueberraschung. Ich reichte ihr des Prinzen Portrait zurück, indem ich sie eine Treulose, Falsche und Wortbrüchige nannte. Ohne den Mund zu öffnen, starrte sie mich mit einer Miene an, als hielte sie mich für wahnsinnig. Als ich gar nicht endigte, schüttelte sie, wie es schien, theilnehmend den Kopf und

verließ die Grotte. Meine Sinne waren in einem fürchterlichen Aufruhre. Ich hielt mich für betrogen und wollte ihr auf dem Fuße folgen, um ihr alles das zu sagen, was beleidigte Liebe und getäuschte Erwartung eingeben. Doch besann ich mich und beschloß, heimlich die Villa zu verlassen, ohne die Undankbare auch nur einer Sylbe zu würdigen. Ich schlug einen andern Weg ein, um von der entgegengesetzten Seite in das Schloß zu kommen und alles zu meiner Abreise in Bereitschaft zu bringen. Auf diesem Wege erblickte ich ein Papier auf der Erde. Ich hebe es auf und erkenne es für einen Brief, an einen gewissen Bedienten im Schlosse addressirt. Da er offen ist, sehe ich hinein und lese folgendes:

„Dank deiner Verschlagenheit, Glo„vanni! Die Hälfte von den mir gegebe„nen Beweisen hätte hingereicht. Sie „ist es. Ich hatte ihre Spur verlohren, „und ohne deine Dazwischenkunft würde ich „vielleicht noch eine ziemliche Zeit den

der Prinz hatte ihretwegen so vieles gelitten? Wie hatte man es angefangen, die Liebe der Herzogin zu ihrer Schwester so sehr zu misleiten und sich ihrer zu jenem verderblichen Plane gegen das Leben des Prinzen zu bedienen? Jedes Wort im Briefe führte mich in ein Labirinth von Muthmaßungen und Zweifeln, aus dem ich oft mein eignes Ich nicht wieder zu finden vermochte. Endlich riß ich mich mit Gewalt von dem Briefe und dessen Inhalte los und beschloß zu handeln. Der Vorsatz, jetzt nicht nach Venedig zu gehen, sondern den Prinzen in der Residenz aufzusuchen, kostete mich keinen Augenblick Ueberwindung. Ich schrieb der Herzogin und suchte mich, so gut es sich thun ließ, bei ihr zu entschuldigen. Ich schickte den Brief nach Venedig, auf's Geradewohl, ob er in ihre Hände kommen würde, oder nicht. Als dies geschehen war, wollte ich mich ungesäumt auf den Weg zum Prinzen machen. Mein Wagen stand schon reisefertig im Hofe, als eine sehr glänzende

Equipage zu demselben einfuhr. Eine Dame von hohem, majestätischem Wuchse ward von einigen bildschönen Pagen herausgehoben. Während sie leicht, wie die Luft, über den Hof rauschte, wandte sie ihre Augen nach meinem Fenster herauf. Sie trafen die meinigen und in holder Verlegenheit senkte sie den Blick zur Erde. Sie war idealisch schön und in Form und Ausdruck reiner und geistiger, wie die Herzogin und ihre Schwester. Diese schienen Ideale von menschlicher Schönheit, jene aber ein übersinnliches Wesen, eine Gottheit zu seyn. Sie verschwand im rechten Flügel des Schlosses, wohin ich noch nicht gekommen war. Ich stand lange und starrte auf die Stelle hin, wo sie den Blick zu meinem Fenster heraufgeworfen hatte. Endlich ermahnten mich meine Bedienten zur Abreise. Ich vermochte nicht mich von der Stelle zu bewegen. Man brachte mir die Nachricht, die angekommene Dame sey die Besitzerin der Villa und heiße Gräfin Carestini. Zugleich trat

einer der obenerwähnten Pagen in das Zimmer und lud mich zu seiner Gebieterin ein. Diese Einladung überraschte mich ausserordentlich. Ich konnte und wollte sie nicht ablehnen, und hatte doch nicht Muth, sie anzunehmen. Endlich fasste ich mich und folgte dem Pagen. Er öffnete mir die Thür. Mit unnennbarem, himmlischem Reize geschmückt, stand die Gräfin vom Sopha auf, um mich zu bewillkommnen. In ihrem Betragen lag so wenig zeremonielles und künstliches, als sey ich ein alter, längst schon bekannter Freund. Ich stand im Anschauen versunken, ohne auch nur eine Sylbe hervorbringen zu können. Doch war dies keine Verlegenheit, sondern reiner Genuß, der meinen Geist ungetheilt für den Augenblick beschäftigte. Sie bemerkte den Eindruck, welchen ihre Erscheinung auf mich gemacht hatte, schien aber im geringsten nicht dadurch ausser Fassung zu seyn. Endlich nahm sie das Wort. Sie sey, sagte sie, durch ihre Freundin Giulia von allem unterrichtet.

was diese, ihre Schwester, den Prinzen und mich betrüfe. Ich glaubte, mit Recht vermuthen zu können, daß sie ebenfalls das Verhältniß ihrer Freundin gegen den Marchese Cardanaro kenne, und befragte sie deshalb. Sie gerieth hierbei in eine sichtbare Verlegenheit, indem sie mich fragte, wie ich zu der Kenntniß dieses Verhältnisses gekommen sey? Eine innere, mir unerklärbare Stimme gebot mir in diesem Augenblicke Verschwiegenheit und Zurückhaltung. Ich antwortete ihr, daß mich der Prinz im Allgemeinen über die damaligen Vorfälle in Rom aufgeklärt hätte. Sie erhielt ihre vorige ruhige Stimmung wieder und bedauerte, daß sie Giulia nicht noch einmal gesprochen und überhaupt nichts von ihrer Abreise erfahren habe. Doch sey sie selbst nicht entschlossen gewesen, so früh wieder auf ihre Villa zurückzukehren, weil eine Gesellschaftsreise in geschwinderer Zeit beendigt werden wäre, als sie es anfangs geglaubt hätte.

Sie sprach noch einiges im Allgemeinen und gieng dann zu gleichgültigen Dingen über. Ich hielt dies für eine Aufforderung von ihrer Seite, mich zu entfernen, und stand auf, indem ich mich ihr gänzlich empfahl. Ich bemerkte nicht undeutlich, daß dies einen besondern Eindruck auf sie machte. Indem ich noch bemüht war den Grund davon aufzufinden, sagte sie, wie es schien, etwas bewegt:

„Ich hatte mir schon geschmeichelt, Sie würden mir für einige Zeit die Einsamkeit auf meiner Villa erträglicher machen. Doch — Sie reisen ja nach Venedig. Dem Gegenstande, der Sie dort erwartet, ist es unmöglich, Rücksichten in irgend einer Art zu gestatten."

„Um Verzeihung, Gräfin! Ich gehe nicht nach Venedig, sondern gerades Weges nach der Residenz zurück. Briefe aus meinem Vaterlande, und nebenbei Privatangelegenheiten, die den Prinzen betreffen, rufen mich nach Teutschland."

Ein

Ein gewisses unerklärbares Wesen der Gräfin hatte mir Mißtrauen gegen sie eingeflößt. Ich verheimlichte ihr mit Fleiß die eigentliche Absicht meiner Rückreise.

Ein leiser Hauch von Freude schien über ihr Gesicht zu wehen. Sie lächelte mit einer Engelsmiene, indem sie sagte:

„Wenn Sie blos zurückreisen wollen, um den Prinzen zu sprechen, so können Sie dazu auf einem kürzern Wege gelangen. Ich erwarte ihn morgen früh hier auf meiner Villa."

Ich erstaunte und glaubte, meinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Wie? den Prinzen hier auf dieser Villa?"

„Ja! Lesen Sie diesen Brief!"

Sie reichte mir ein Papier her, welches nur wenige Zeilen enthielt. Der Prinz schrieb darin, wie er sich mit der größten Bereitwilligkeit in alles füge, was die Gräfin für gut befinde. Er hoffe, mich noch auf der Villa zu treffen, und eile deßhalb, so viel als möglich.

Der Tag, an welchem er am Schlusse des Briefes auf der Villa anzukommen versprach, war der folgende. Ich verliehr mich in Betrachtungen des sonderbaren Zufalls, äusserte aber nicht die geringste Neugierde, weil ich kein Zutrauen zu der Gräfin fassen konnte. Ohnedem hoffte ich, die nahe Ankunft des Prinzen werde uns gegenseitig über alles aufklären. Ich bat die Gräfin um die Erlaubniß, ihn auf ihrer Villa erwarten zu dürfen. Sie willigte mit einer Art von freudigem Triumpfe ein, die meinen Verdacht erregte. Ihre Bestürzung, welche sie verrieth, als ich des Marchese erwähnte, kam mir wieder ins Gedächtniß zurück. Was sollte ich von ihrer Bekanntschaft mit diesem, und dem Verhältnisse schließen, in welchem sie zugleich mit der Herzogin, mit Giulia und dem Prinzen stand? Ich wußte nicht, was ich von dem allen glauben sollte, versprach mir aber von dem Prinzen Aufschlüsse über alle die Räthsel, welche ich nicht aufzulösen vermochte.

Sprach die Gräfin von andern Dingen, als solchen, die unmittelbar mich und die mir bekannten Personen angiengen, so war sie mir minder entfernt, und die Annäherung an sie, auf welcher ich mich zuweilen ertappte, machte mir viel zu schaffen. Ihr Betragen war im höchsten Grade reizend und anziehend, und mitunter stand ich im Zweifel, ob sie, oder die Herzogin, den Vorzug verdiene. Noch fand ich eine Verschiedenheit, die für letztere sprach. Die Herzogin war im hohen Grade schwärmerisch, ja sogar phantastisch, und hatte für die gemeinen Dinge dieser Welt auch nicht den allergeringsten Sinn. Dies machte sie jedem, der nicht mit der Elle, oder der Wagschaale die weltlichen Dinge abmaß oder berechnete, so höchst interessant. Die Gräfin hingegen hatte einen entschiedenen Zug von kalter Aufmerksamkeit in ihrem Gesichte, welcher um so mehr frappirte, wenn man sah, daß sie jeden, auch selbst den allerkleinsten Vorfall von gemeiner Art bemerkte und

einflößte. Dies machte, daß man stets bei ihr auf seiner Hut war, und sein Inneres gegen jenes offene, rücksichtlose Gefühl verschloß, welches man sonst so gern und so leicht gegen Menschen äußert, von denen man weiß, daß sie mehr in ihrer eigenen Ideenwelt, als in der wirklichen leben.

Jetzt wurden ihr eine Menge Briefschaften und Paquete gegeben, die ein Courier überbracht hatte, welcher zugleich Antwort verlangte. Sie beurlaubte sich bei mir bis zur Tafel, zu welcher sie mich zugleich einlud. Ich verließ sie, tief nachsinnend, was wohl eine Dame, wie die Gräfin, für Verbindungen und Geschäfte haben könne, die eine solche ungeheure Correspondenz nothwendig machen möchten?

Ich gieng in den Park, um meinen Betrachtungen freien Lauf zu lassen. Tief im Boskette hörte ich Stimmen und Geräusch von mehreren Personen. Ich trat näher und unterschied deutlich die Kammerfrau der Herzogin, welche sich gegen einen

der Pagen sträubte. Ich ward Ohrenzeuge folgendes Gespräches, welches sich jetzt unter ihnen entspann:

Er. Ho, ho! Du zweite Lukrezia! Seit wann so außerordentlich widerspenstig?

Sie. Seit ich weiß, daß es noch hübschere Männer giebt, als du bist!

Er. Das gilt wol auf den Fremden, von dem du vorhin sagtest, als ich ihn zur Gräfin rufen mußte, er gefalle dir so sehr, daß du wünschtest, in der Gräfin Stelle zu seyn?

Sie. Ja, auf den zielt es, mein empfindlicher Geronimo.

Er. Nun dann, meine gefühlvolle Marcellina — nach dem laß dir nicht gelüsten. Die Trauben hängen Dir zu hoch. Er wird nicht thörigt seyn, die Rose zu verweigern, die ihm die Gräfin bietet, und nach der Nachtviole greifen, die nur in der Nacht duftet, und am Tage ohne Glanz und Geruch ist.

Sie. Ich danke Dir für die Nachtviole. Dir wird sie weder in der Nacht, noch am Tage duften.

Er. Frieden, Marcellina! Der Krieg ist nur des Friedens wegen da, und ohne ihn ein Unding! Also her das Patschchen! So! — Nun von etwas anderm! Sag mir — warum ist der Marchese Cardanaro dieser Schatten unserer Gräfin, nicht zugleich mit hier?

Diese Frage erschütterte mich auf eine sonderbare Art. Meine Aufmerksamkeit ward heftig erregt und ich zürnte auf die Blätter in den Bäumen, daß sie sich von der Luft bewegen ließen.

Sie. Ich weiß nicht. Es muß etwas wichtiges vorgefallen seyn. Diese Donna Angelina — dieser Fremde — ich weiß nicht, was ich von ihnen denken soll.

Er. Auffallend ist es mir, daß Donna Angelina stets von der Gräfin vor dem Marchese verborgen gehalten wurde,

und daß dieser jene nie erblickt hat. Daher erkläre ich mir ebenfalls, daß die Gräfin dieses Jahr so früh die Villa verließ und so spät hieher gekommen ist.

In der Ferne erhob sich ein Geräusch. Beide wurden aufmerksam und wandten sich auf verschiedenen Seiten. Meine Neugierde war zwar erregt, aber im geringsten noch nicht befriedigt worden. Mich trieb und drängte es mächtig, weil ich mich jetzt an der Quelle glaubte, aus der ich meinen brennenden Durst nach Licht und Aufklärung stillen zu können glaubte. Die Kammerfrau war ein schönes Frauenzimmer. Wenn ich zu dieser Bemerkung die gute Meinung hinzufügte, welche das Mädchen, ihrem eigenen Geständnisse zu Folge, von mir hatte; so ward mir der Schritt, welchen ich thun wollte, im geringsten nicht schwer. Ich eilte ihr nach und traf sie, wie zufällig, an einem einsamen Orte des Parkes. Sie war sehr schüchtern und stand mir nur mit vieler Mühe Rede. Ich beschloß, von der Erb-

sünde des weiblichen Geschlechts, der Eitelkeit, Gebrauch zu machen, und mich ihrer zu meinem Endzwecke zu bedienen. Sie widerstand nur noch kurze Zeit, und ward bald die Offenherzigkeit selber. Doch entschuldigte sie sich mit der Ungünstigkeit des Augenblicks und des Orts und versprach mir für Nachts zwölf Uhr ein Rendevous auf ihrem Zimmer, wo ich alle möglichen Aufklärungen erhalten sollte, die sie zu geben vermöchte. In der Ferne entdeckte sie jetzt den Pagen und entfloh in das Gebüsch. Dieser lud mich zur Tafel bei der Gräfin und ich folgte ihm. Ich ward in ein Zimmer geführt, wo nur für zwei Personen gedeckt war. Es schien mir unmöglich, daß irgendwo Glanz und Geschmack mit mehr Sinn und Verstand vereinigt seyn könnten, als in diesem Zimmer. Die Gräfin erschien. Sie hatte ihre Toilette gemacht und war so hinreißend schön, daß die Bewunderung ihrer Reize nicht zum Genusse derselben kommen ließ. Wir setzten uns zu Tische. Der höchste

Grad von luxuriöser Verfeinerung des menschlichen Lebens hatte hier ein Mittel ersonnen, die Pagodenköpfe der aufwartenden Bedienten hinter den Stühlen zu verbannen. Im Boden und rund herum in den Wänden des Zimmers waren Federn angebracht, welche, vermöge der leisesten Berührung gaben und nahmen, was man von ihnen verlangte. Wir speiseten köstlich. Die Unterhaltung der Gräfin war bezaubernd. In den mannichfaltigsten Krümmungen des Witzes und Scharfsinnes wand sie sich, gleich einem Dädalus, so bewunderungswürdig künstlich herum, daß sie, wenn man sie am sichersten zu fassen glaubte, einem dann gerade am leichtesten wieder entschlüpfte. Sie ward mir von Minute zu Minute weniger fremd und verlohr am Ende jenes Etwas, was mich von ihr entfernt hatte, ganz und gar. Meinem aufmerksamsten Blicke war es nicht möglich, etwas anders, als die offenste, natürlichste und ungekünstelteste Hingebung in ihr zu entdecken. Die Tafel

ward aufgehoben. Ein banges beängstigendes Gefühl fieng an, meine Brust zu drücken. Wie ein zweiter Herkules stand ich am Scheidewege und wußte nicht was ich thun sollte. Meine weissagende Seele ahndete tausend Verlegenheiten. Unwillkührlich machte ich eine Bewegung zum Gehen. Die Gräfin sagte kein Wort, sah mich aber mit einem Blicke an, der bis in die Tiefe meines Herzens drang. Wir setzten uns auf's Sopha. Denke sich in meine Lage, wer in einer ähnlichen gewesen ist. Mein jugendlicher Sinn war durch kein Misgeschick getrübt und der Aufflug einer kräftigen Männlichkeit durch keine bedenkliche Einwirkung von außen her, gehemmt worden. Ich war in unverstärktem Besitze einer Reizbarkeit, die mein Herz für jeden Eindruck um so fähiger machte, da eine überströmende Fülle von Gesundheit allen meinen Empfindungen das Siegel der Kraft aufdrückte. So von der Natur ausgestattet, befand ich mich einem Weibe gegenüber, deren Form idealisch

ſchön genannt werden konnte, und deren leiſeſte Berührung allen Pulſen meines Körpers eine heftigere Bewegung verurſachte. Noch füge man zu dieſem allen den reinen, ſchönen Kunſtſinn hinzu, der den ſinnlichen Umgebungen, wie durch eine magiſche Kraft aufgedrückt zu ſeyn ſchien und mit unwiderſtehlicher Gewalt dem Gefühle anſprach. Das Ganze dieſer Situation überhaupt war mit einem Zauber übergoſſen, der die Seele der Wirklichkeit entriß und in jenen Himmel verſetzte, welchen Mahomed ſeinen Jüngern verſprach.

So mochten wir eine längere Zeit ſchon geträumt haben, ohne uns dem Leben auch nur von weitem zu nähern. Die Gräfin ſchwärmte in der Ueberſinnlichkeit herum und baute ſich Feenpalläſte in ein poetiſches Arkadien. Ich horchte der holden Phantaſtin zu und ſog mit Entzücken den Liebreiz ein, mit dem ihr ganzes Weſen überaoſſen war, während wachende Träume von ihren Lippen floſſen. Ein Geräuſch weckte mich aus mir ſelbſt heraus. Ich

sah auf. Donnergeprassel erfüllte die Luft und feurige Blitze erhellten die Finsterniß, die uns umgab. Fluthen von Wasser strömten vom Himmel herab und die Natur schien in der schrecklichsten Empörung zu seyn. Die Gräfin blickte auf, sah in das Wetter und stürzte mit den Worten: „Jesus! Ein Donnerwetter" in meine Arme zurück. Ein Gewitter war bis jetzt noch nicht fähig gewesen, mir meine Besinnung zu rauben, und die Blitze, die die Luft durchzuckten, machten mir weniger zu schaffen, als die elektrischen Funken, welche durch Berührung meines Körpers mit dem der Gräfin in mir erzeugt wurden. Ich hielt die theure Bürde, die in einer wirklichen Ohnmacht lag, mit einem Gemisch von Freude und Schmerz. Sollte ich das Ende ihres Zufalls abwarten, oder ihr hülfreichen Beistand leisten? Von ohngefähr erblickte ich ein Kästchen mit wohlriechenden Wassern und nahm einen Flakon heraus. Ich begoß die Lebendigtodte nicht eben sehr sparsam, und schaute ihr, nach wenigen Au-

genblicken in die offenen Augen. Sie dankte mir nicht mit Worten, sondern mit einem Blicke, in dem ein Himmel von Seligkeit für mich lag. Mit bangen, furchtsamen Augen sah sie nach den Fenstern ins Wetter hinaus und drückte sich näher an mich. Donner und Blitz wütheten noch immer fort. Gefahr vereinigt die Menschen und selbst die herzvollesten können durch einen solchen Aufruhr aller Elemente besonders erregt werden. Ich näherte mich ebenfalls der Gräfin und nach wenigen Augenblicken befanden wir uns Arm in Arm, Busen an Busen, und Lippe an Lippe. Von nun an war keine Welt mehr für uns da, vielweniger das Donnerwetter. Im berauschenden Taumel der erregten Sinnlichkeit hinsterbend, kannten wir keinen Gegenstand, als uns selbst. Wir schwanden Bewußtseyn und jede Seelenkraft. Wie lange dieser Sinnenrausch gedauert hatte, weiß ich nicht. Ein furchtbarer Donnerschlag, der die Erde zu zerschmettern drohete, brachte uns wie-

der ins Leben. Ein Blick auf uns ſelbſt klärte mich über unſre gegenſeitige Lage auf. Wir befanden uns gerade am Eingange des Tempels, wo die allgütige Natur den Blick in die Seligkeit der Erde verheißt und ihren Günſtlingen den Freudenbecher reicht, der allein unter allen Genüſſen der Erde keine Täuſchung mit ſich führt. Noch konnten wir uns, ohne jene holde Verſchämtheit ins Auge ſehen, die der erſte Fall mit ſich führt, und wodurch unmittelbar die Schuld der Sünde gebüßt wird. Im nämlichen Augenblicke ertönte ein unſichtbares Glöckchen im Zimmer, das ich wohl hörte, aber nicht ſah. Die Gräfin ſprang auf, eilte der verſchloſſenen Thür zu und warf noch einen ſeelenvollen Blick auf mich. Sie öffnete die Thür, verſchwand und ſtürzte nach einigen Minuten athemlos ins Zimmer zurück. Ich erblickte die deutlichſten Spuren von Ueberraſchung und Verwirrung auf ihrem Geſichte. In der heftigſten Bewegung drückte ſie meine Hand an ihren Buſen und beſchwor mich,

mich in ein Kabinet, welches an das Zimmer ſtieß, zu verbergen und mich ruhig darin zu verhalten, es möge ſich auch zutragen, was da wolle. Die Sonderbarkeit des Auftritts machte, daß ich mich weigerte, ihrem Verlangen zu willfahren. Meine Widerſetzlichkeit preßte ihr Thränen aus. Schon hörten wir Fußtritte von Kommenden, als ſie ſich vor mir auf die Knie warf und in der fürchterlichſten Angſt mir zurief, daß ein augenblicklicher Tod mein Loos ſeyn würde, wenn die Kommenden mich hier träfen. Mehr von der außerordentlichen Bewegung, in welcher das ſchöne Weib vor mir auf den Knieen lag, als von der Furcht für mein Leben gerührt, gab ich ihren Bitten und Beſchwörungen nach und eilte in das Kabinet. Kaum hatte die Gräfin dieſes verſchloſſen, als mit dem heftigſten Geräuſche die Thür des Zimmers geſprengt ward. Man ſtürzte herein und Grauen und Erſtaunen durchfuhr mir die Glieder, als ich die Stimmen der Eingetretenen erkannte. Es war der Onkel des

Erbprinzen und jener Fremde, der mir im Walde die Uhr entreißen wollte; also, der Marchese Cardanaro. Noch in ein tiefes Hinsinnen über die Ankunft dieser Beiden versunken und zugleich die peinliche Angst der Gräfin erwegend, ward ich durch eine sehr heftige Unterredung im Zimmer zu mir selbst gebracht. Ich strengte alle meine Aufmerksamkeit an, und glaubte an der Treue meiner Ohren zweifeln zu müssen, als ich folgendes Gespräch vernahm:

Prinz. Ja, Gräfin! Wir haben unwiderlegbare Beweise in Händen, daß Sie uns schändlich verrathen und an unserm Bunde wortbrüchig geworden sind.

Gräfin. Worte, Prinz, ohne Gehalt und ohne Bedeutung. Wo sind die Beweise? Diese allein können mich des Verbrechens überführen, dessen Sie mich beschuldigen.

Prinz. Ha, gleisnerische Schlange, die wir im Busen erwärmten, und die uns jetzt den giftigen Biß versetzen will! Sieh her! Wer schrieb diese Briefe an den

Erb-

Erbprinzen, in welchen er gewarnt wird, zu der bewußten Zeit nicht nach Venedig zu kommen.

Gräfin (stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens aus.)

Marchese. Wer verbarg Giulia und entzog sie meinen Nachforschungen, indeß ich, von allen Qualen der Liebe, Hoffnung und Eifersucht gemartet, Italien durchstreifte und einem Phantom nachjagte, das nirgends existirte, wo ich es suchte. Das schreit um Rache, und diese zu üben sind wir gekommen.

Prinz. Ja, Gräfin! Ihre Verrätherei hat den Tod verdient. Unsrer eigenen Sicherheit müssen wir Ihr Leben zum Opfer bringen!

Gräfin. Böswichter! Welche Gewalt maßet ihr euch an.

Prinz. Die Gewalt des Stärkern. Sie sind in unsern Händen und sollen büßen was Sie verbrochen haben.

Gräfin. Laßt sehen, Ungeheuer, wer hier der Stärkere ist!

Sie stürzte durch das Zimmer, v
muthlich an die Klingel, oder zur Th
hinaus, um ihre Leute zu rufen. D
Prinz schrie mit wüthender Stimme de
Marchese zu, sie aufzuhalten. Dies
folgte ihr und holte sie ein, ehe sie no
die Thür erreichen konnte. Der Pri
rief abermals dem Marchese einige unve
ständliche Worte zu, unter welchen i
jedoch deutlich den Befehl verstand, d
Gräfin niederzustoßen. Jetzt hätte e
Abgrund mich zu verschlingen drohen kö
nen, und ich würde der Gräfin zu Hül
geeilt seyn. Die Wuth eines Tiegers i
Herzen, stieß ich mit Riesenstärke die Thü
des Cabinets zu Boden und stürzte in
Zimmer. Mein Blut ward zu Eis, un
Schauder und Entsetzen erfüllten mein
Brust. Der Marchese hatte die Gräf
bei den Haaren gefaßt, sie zu Boden g
rissen und stand mit aufgehobenem Dolch
sie im nämlichen Augenblicke zu durchst
ßen. Ehe er noch Zeit gewann, den Kop
zu drehen und seinen Blick hinterrücks

werfen, war ich schon mit Pfeilesschnelle in seine Nähe gestürzt. Er sah sich um und Erstaunen schien ihn für einen Augenblick zur leblosen Statue gemacht zu haben. Dann ließ er ab von der Gräfin und wandte den Dolch gegen mich. Aber im nämlichen Momente faßte ich ihn ins Genick und schleuderte ihn in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers, wo er mit einem großen Geprassel zu Boden stürzte. Ein Blick auf den Prinzen ließ mich bemerken, wie dieser ein Pistol auf mich abdrücken wollte. Ich sprang hinzu, schlug es ihm aus der Hand und der Schuß gieng in die Wand. Ich warf ihn nieder und war im Begriff, ihn mit dem Dolche zu durchbohren, welchen ich dem Marchese entwunden hatte, als er mir zurief:

„Schenken Sie mir das Leben! Oder vielmehr — lassen Sie es sich mit einer Nachricht abkaufen!"

Ich ward aufmerksam und hielt meinen Arm zurück. Der Marchese stürzte

jetzt aus seinem Winkel hervor, und
dem Prinzen zu:

„Keine Schwachheit, mein P
Ehe ich das zugebe, muß zuvor einer
uns beiden den Staub begrüßt haben.

Er zog den Degen und war im
griff, auf mich einzustoßen, als die
Dienerschaft des Schlosses, durch den
herbeigezogen, ins Zimmer stürzte.
Gräfin befahl ihnen, sich des Ma
zu bemächtigen, und ihn, bis auf we
Geheiß, eng zu verwahren. Sie fü
ihn ab und wir blieben mit dem Pr
allein. Dieser ganze Auftritt war
Dauer von einigen Minuten gewesen
ich stand noch immer in meiner vo
Stellung, mit gezucktem Dolche über
Prinzen Haupte, und er am Boden
meinen Füßen. Ich erinnerte ihn an
Worte, indem ich eine drohende Bewe
mit der Hand machte. Er schien e
bereuen, was er gesagt hatte, ward
wieder geschmeidiger, als ich ihn mit
billige; Entschlossenheit versicherte, er e

die folgende Minute nicht, wenn seine Nachricht nicht der Mühe verlohnte, ihm das Leben geschenkt zu haben. Er dachte einen Augenblick nach und fragte mich alsdann, ob ich von der Herzogin keine Nachricht habe? Diese Frage setzte mich in Erstaunen und ich fieng an, Verdacht zu schöpfen. Ein Blick auf die Gräfin ließ mich bemerken, wie diese vergebens eine sichtbare Unruhe zu bekämpfen suchte. Der Prinz schien es zu bemerken.

„In wiefern diese Dame da," sagte er, indem er auf die Gräfin zeigte, „eine uneigennützige Freundschaft gegen Sie ausübt, möge Ihnen dieser Brief beweisen, den sie heute früh an den Erbprinzen geschrieben hat. Lesen Sie diese Stelle."

Er zog einen Brief aus der Tasche, öffnete ihn und ließ mich die letzte Seite desselben lesen, die eine Nachschrift folgenden Inhaltes enthielt:

Eine Nachricht aus Venedig, die mir so eben durch einen Expressen überkommen ist, setzt mich in Erstaunen,

Die Herzogin Chiaramonte ist verschwunden, man weiß nicht, wohin. Sie wissen, wen sie daselbst erwartete. Also aus eigenem Willen hat sie Venedig nicht verlassen. Ich ahne, woher der Streich kommt. Daß ich über diesen Punkt in Ungewißheit bin, beweißt Ihnen, in wiefern ich noch das Vertrauen gewisser Leute besitze. Ich nehme lebhaften Antheil an Ihnen und Ihrem Schicksale und habe Ihnen das durch Thaten bewiesen. Zum Danke dafür verlange ich von Ihnen die tiefste Verschwiegenheit über obige Nachricht gegen Ihren Freund, den ein Zufall auf meine Villa geführt hat. Ich werde ihn nicht trennen von der Herzogin, aber diese Trennung benutzen zu einem Plane, den mein Herz geschaffen hat. Die Entfernung der Herzogin von Venedig, sie sey nun durch eigenen Willen oder durch fremde Macht bewerkstelligt, leistet diesem Plane außeror-

deutlichen Vorschub. Hätte ich nicht befürchtet, Sie möchten früher, als ich, Nachricht aus Venedig bekommen, und sie Ihrem Freunde mittheilen, so würde ich selbst gegen Sie ein Stillschweigen über diesen Gegenstand beobachtet haben. Jetzt wissen Sie meine Wünsche, und es ist demnach so besser.

Nach Lesung dieser Stelle stand ich, wie versteinert. Die Herzogin war verschwunden aus Venedig, und zwar nicht aus eigenem Willen, sondern auf fremde Veranlassung? Welche war diese und durch wen war sie betrieben worden? Plötzlich ward es mir hell im Kopfe und ich ahnete einen Zusammenhang in der Begebenheit. Wer anders, als der Prinz, konnte der Urheber dieser abermaligen Betrügerei seyn! Wenigstens war er mit im Spiele und daran hatte ich genug, um den Vortheil mir nicht entschlüpfen zu lassen, den mir jetzt ein bloßer Zufall in die Hände spielte. Ich stürzte abermals, kaum meine innere

Wuth bezwingend, auf ihn ein, indem ihm den Dolch auf die Brust setzte.

„Wo ist die Herzogin?"

Er antwortete schnell und ohne Ansehn zu haben, als sage er eine wahrheit:

„Auf einem Landgute in den G gen von Treviso."

„Wird man sie freilassen, wenn dort nach ihr frage?"

„Zeigen Sie diesen Ring vor die Herzogin wird augenblicklich gehen nen, wohin es ihr beliebt."

Er zog einen Ring hervor und reichte mir ihn. Mein Mißtrau ihn und seinen Anhang war zu groß daß nicht hätten einige Zweifel in aufsteigen sollen. Meine Blicke ver das nur zu deutlich. Der Prinz be es und versicherte mich auf seine es sey nicht die geringste Täuschun Spiele. Dann bat er die Gräfin, und dem Marchese einen freien Abz gewähren, welchem sich diese nicht

widersetzte. Sie schellte einem Bedienten und befahl ihm, beide Herren ungehindert abfahren zu lassen. Der Prinz verließ das Zimmer, ohne uns weiter eines Blikkes zu würdigen. Ich blieb mit der Gräfin allein. Zorn, Verlegenheit, Mitleid und Liebe kämpften wechselseitig in meinem Innern. Sollte ich die Gräfin hassen und diejenige Verachtung ihr bezeigen, die ihres Lohnes war. Oder sollte ich, mit mitleidiger Theilnahme, ihr die Verheimlichung verzeihen, deren sie sich, und zwar aus einem Beweggrunde, der keinem Adamssohne unschmeichelhaft zu seyn pflegt, gegen mich hatte zu Schulden kommen lassen? Sie stand, den Blick auf den Boden geheftet, voll Schaam und Verlegenheit, und wagte nicht die Augen zu mir aufzuschlagen. Ihr Zustand entwaffnete meinen Zorn völlig und meine Lage ward am Ende peinlicher als die ihrige. Was sollte ich beginnen, wie mich mit ihr verständigen? Was für einen Weg einschlagen, um sie von mir zu entfernen,

ohne ſie jedoch gewaltſam zurückzuſtoßen? Ich brannte vor Neugierde, nähern Aufſchluß über die Herzogin und über ihre Entfernung von Venedig zu erhalten, und doch wagte ich's nicht, eine Saite bei ihr zu berühren, deren Zartheit aller Wahrſcheinlichkeit nach, einen Mislaut hervorbringen würde. So ſtanden wir einige Minuten von gegenſeitiger Verlegenheit gequält, und wagten es nicht, uns einander zu nähern. Da indeſſen einmal begonnen werden mußte, ſo wollte ich wenigſtens ein Geſpräch einleiten, ergriff aber unglücklicherweiſe gerade das entgegengeſetzte Mittel. Ich fragte ſie nämlich, ob es in der That wahr ſey, daß der Erbprinz noch am folgenden Tage auf der Villa eintreffen würde. Sie ſah mich mit einem Blick von Verwirrung und Beſchämung an und ſagte:

„In welchem Lichte ich Ihnen auch erſcheinen mag, ſo glauben Sie, daß die Ankunft des Erbprinzen keine Erdichtung iſt. Er befindet ſich nur ſechs Meilen von

hier. Dahin giengen die Briefe, die Zufall und Verdacht dem Prinzen und dem Marchese in die Hände geliefert haben. In welchem Verhältnisse ich mit diesen stehe, davon hat Sie der Augenschein überführt. Gegen den Erbprinzen ist mein Betragen lauter und rein, wie die Sonne. Seinetwegen bin ich mit den Geistern der Finsterniß zerfallen, die mich nun verfolgen und endlich erwürgen werden, wenn nicht eine Gottheit zu meinem Schutze herbeieilt. Ihnen habe ich mein Leben zu verdanken, denn ohne Ihre Dazwischenkunft wäre ich ein Opfer der Rache jener Wütheriche geworden, die dennoch nicht ruhig seyn werden, bis sie mich in einen Zustand versetzt haben, wo ich ihnen nicht mehr schädlich seyn kann. Mein Entschluß ist gefaßt. Morgen mit dem frühesten verlasse ich Italien und suche in Teutschland diejenige Sicherheit, die mir hier nie mehr zu Theile werden dürfte."

Diese Worte setzten mich in Verwirrung und ein banges unbehagliches Gefühl

bemeisterte sich meiner Seele. An mir selbst und an meiner Standhaftigkeit verzweifelnd, verwünschte ich den Zufall, der mich mit der Gräfin zusammen gebracht hatte. Ein Etwas, mächtiger als alle meine heroischen Entschließungen, widersetzte sich ihrer Abreise. Und doch wünschte ich nichts sehnlicher, als auf den Flügeln des Windes zur Befreiung der Herzogin hineilen zu können. Bestürmt von tausend sich widerstrebenden Empfindungen eilte ich auf die Gräfin zu, die sich der Thür genähert hatte, und faßte ihre Hand. Sanft mich von sich stoßend, sah sie mir mit einem seelenvollen Blicke in die Augen, indem sie sagte:

„Ich kann nicht scheiden, ohne mich vorher mit Ihnen und meinem Gewissen versöhnt zu haben. Es ist wahr — ich wußte, daß die Herzogin aus Venedig verschwunden, wußte, daß sie dem Prinzen verdächtig geworden und von ihm in einem einsamen Landhause gefangen gehalten wurde. Da ich hieran nicht den geringsten Antheil

hatte, so fing ich an, unwillkührlich gewisse Hoffnungen zu nähren, die denjenigen Empfindungen schmeichelten, die meinen Busen erfüllten. Ich kenne Sie nicht erst seit der Zeit, wo Sie auf dieser Villa sind. Früher schon —"

Sie konnte nicht weiter reden. Ich staunte und wußte nicht, wie ich mir ihre letzten Worte erklären sollte. Endlich zog sie ein Portrait aus ihrem Busen und sagte, indem sie es mir herreichte:

„Ist Ihnen dieses Bild bekannt?"

Ich warf meine Augen auf das Portrait und stand unbeweglich. Es war mein Bildniß, zum Sprechen ähnlich getroffen. Ich versank in ein tiefes Hinbrüten über die Sonderbarkeit dieser Erscheinung. Endlich brach die Gräfin das Stillschweigen durch folgende Worte:

„Erinnern Sie sich noch eines gewissen Pantinelli?"

Dieser Name frappirte mich außerordentlich und bedurfte ich keiner großen Mühe, ihn mir wieder ins Gedächtniß zurückzuru-

sen. Diesen Bantinelli hatte ich in meiner Vaterstadt, kurz vor meiner Abreise nach der Residenz, kennen gelernt. Er war ein geheimnißvoller, höchst interessanter Sonderling, der, trotz seiner Jugend die ganze Erde durchreist war, ungeheure Kenntnisse besaß, alle Sprachen verstand, und ohne es zu wollen und Gebrauch davon zu machen, allen Weibern die Köpfe verrückte. Ohne Anmaßung gieng er oft im Gespräche zu den heterogensten Gegenständen über und sprach von allen mit gleicher gründlicher Originalität. Hier glänzte er als Musikus, dort hatte ihn sein Dichtertalent empfohlen und an einem dritten Orte hielt man ihn für einen Vestris, wenn er tanzte. Kurz — er verband mit einem universellen Genie zugleich die Kunst der größten und feinsten Lebensklugheit. Er war allen nichts, und jedem alles. Er stand mit den vornehmsten Personen unsres Hofes in einer Verbindung, deren Art niemand ergründen konnte. Mein Vater selbst sah ihn öfters, versicherte mich aber

auf das heiligſte, er wiſſe ſelbſt nicht, was dieſer Menſch wäre und eigentlich wollte. Er kannte alle Staaten und deren Politik, als wäre er dirigirender Miniſter eines jeden derſelben geweſen.

Dieſer Menſch ſuchte meinen Umgang und erhielt ihn, da ſein ganzes Weſen meinem Sinne für das Ungewöhnliche und Abentheuerliche ganz ausnehmend anſprach. Ich ſah ihn ſehr oft und doch ward er mir mit jedem Augenblicke fremder. Ob mir gleich ein Blick in ſein Innres nicht vergönnt war, ſo erkannte ich dennoch einen bedeutenden Zuſammenhang in allem, was er that, ſchien es ſelbſt die größte Kleinigkeit zu ſeyn. Ein ſtetes, unabläßiges Aufmerken auf ihn und ſeine Handlungen bewieß mir endlich bis zur Evidenz, daß hinter ſeiner anſpruchsloſen, politiſchen Exiſtens irgend eine Rolle von Wichtigkeit verſteckt liege. Mit ſcherzenden Tone hatte er oft in Kunſtgeſprächen über Schönheit und Form mein Geſicht und meinen Kopf idealiſch genannt, und beides für regelmäßiger erklärt, als er es bei irgend

einem Manne auf der Erde gefunden habe. Dies verleitete ihn, von mir zu fordern, daß ich ihm sitzen solle. Ich that es und er zauberte ein Bild auf das Pergament, welches jeden, der es sah, mit Bewunderung für das Höchste und Göttlichste einer Kunst erfüllte, die sich in diesem Bilde bis zum Uebersinnlichen erheben zeigte. Kurz darauf war er verschwunden, und mein Bild mit ihm. Wir hörten nichts weiter von ihm, und ich reiste in die Residenz ab. Meine dortigen Abentheuer, und diejenigen, welche ich auf der Villa der Gräfin bestanden hatte, waren von der Art gewesen, daß ich darüber dieses Bantinelli sehr leicht vergessen konnte.

Ich antwortete demnach der Gräfin, wie mir dieses Portrait sehr genau bekannt sey, nur könne ich nicht begreifen, welcher Zufall es in ihre Hände gebracht habe? Sie sagte:

„Bantinelli steht mit gewissen Leuten in dem innigsten Verhältnisse, übersieht sie aber und leitet sie nach seinem Willen. Er

hatte

hatte beschlossen, der Katastrophe in Person mit beizuwohnen, welche sich zum Nachtheile des Erbprinzen ereignen sollte und zu deren Entwickelung man sich der Herzogin Chiaromonte bediente. Er ward tödtlich krank und deshalb verhindert, das Unternehmen nach seinem Willen leiten zu können. So wäre der Erbprinz beinahe dasjenige Opfer geworden, welches man gerade beabsichtigt hatte. Ehe die Herzogin nach Teutschland in die Residenz gieng, war sie hier auf meiner Villa, von wo aus die Sache durch den Prinzen eingeleitet und betrieben wurde. Bantinelli reiste hierdurch und zeigte uns zufälligerweise Ihr Portrait. Die Herzogin betrachtete es und verrieth im Augenblicke des ersten Anschauens eine sonderbare Bewegung. Indeß faßte sie sich und bat endlich Bantinelli, als dieser abreisen wollte, um die Mittheilung des Portraits. Ich bemerkte genau, daß ihn diese Bitte sehr frappirte, und dies bestärkte mich in dem Glauben, daß er die Herzogin insgeheim liebe, welches ich schon lan-

stens bemerkt hatte. Indessen fügte er sich ihrem Willen und gab ihr das Original, nachdem er eine Copie davon genommen hatte. Er reiste ab und die Herzogin verließ ebenfalls nach einigen Wochen meine Villa. Warum soll ich es Ihnen verhehlen — Ihr Bild hatte keinen geringern Eindruck auf mich gemacht, als auf die Herzogin. Ich schrieb Bantinelli, er möge eine Zusammenkunft zwischen Ihnen und mir auf meiner Villa veranstalten, weil ich eine ganz besondere Neugierde in mir fühle, Sie kennen zu lernen. Gleich darauf erhielt ich eine Antwort von ihm, welcher er obige Copie mit beigefügt hatte. Lesen Sie selbst! Hier ist dieser Brief!"

Sie zog aus einem geheimen Kästchen ihres Büreaus ein Papier hervor, welches sie mir herreichte. Ich nahm es, und las, wie folget:

Kaum war ich von einer gefährlichen Krankheit genesen, als ich mit aller nur erdenklichen Eile mich nach Teutschland auf den Weg machte. Ich

ahnete einen unglücklichen Ausgang der Sache und beschloß deshalb, wenn möglich, es koste, was es wolle, noch früh genug in der Residenz anzukommen. Auf der Gränze von Italien traf ich die Herzogin. Sie hatte den unglücklichen Streich vollführt, und nach ihrem eigenen Geständnisse, den Erbprinzen mit einem Dolchstoße todt zu ihren Füßen gestreckt. Doch schien sie an dem allen keinen sonderlichen Antheil mehr zu nehmen, und es hätte eines geringern Scharfsinnes, als des meinigen bedurft, um eine höchst auffallende Veränderung in ihr zu verspüren. Ich lud sie ein, mit mir auf Ihre Villa zu kommen, welches sie mir aber abschlug, indem sie eine wichtige Angelegenheit vorschützte, welche ihre Gegenwart in Venedig nothwendig mache. Die höchst sonderbare ganz theilnahmlose Stimmung, in welcher sie sich befand, erregte meinen Verdacht. Durch eine sehr natürliche

Ideenreihe fiel mir jener teutsche Graf ein, dessen Portrait sie von mir verlangt hatte. Ich wußte schon längst, daß er eine Reise nach der Residenz machen und dann den Erbprinzen nach Italien begleiten sollte. Dies letztere hatten, wie Sie selbst wissen, die Unsrigen eingeleitet. Ich erkundigte mich nur höchst gleichgültig nach dem Grafen und setzte sie dadurch in eine höchst auffallende Verwirrung. Mehr bedurfte es nicht. Wir trennten uns. In der nämlichen Stunde erhielt ich einen Courier aus der Residenz von dem Prinzen, mit welchem er mir die nähern Umstände jenes Vorfalls meldete. Er hatte die Flucht der Herzogin vermittelt. Der Erbprinz war nicht todt, auch nicht einmal gefährlich verwundet worden. Ferner gab mir der Prinz Nachricht von dem äußerst intimen Verhältnisse, in welches die Herzogin mit jenem teutschen Grafen getreten war. Meine Muthma-

fungen hatten mich also nicht betrogen. Ich eilte nach der Residenz, wo mir der Prinz noch mehrere Aufschlüsse über das Einverständniß der Herzogin mit dem Grafen gab. Er hatte einer Unterredung insgeheim beigewohnt, welche jene mit einander gehabt hatten, und aus dieser eine gränzenlose Hingebung der Herzogin gegen den Grafen wahrgenommen. Mehr noch aber, als des Prinzen Bericht, überzeugte mich ein Brief, welchen dieser gefunden hatte. Er war von der Herzogin an den Grafen gerichtet, und enthielt in wenigen Worten eine Einladung, nach Venedig zu kommen, wo sie ihn erwarten würde.

Diese Stelle des Briefes setzte mich in Erstaunen, weil hier offenbar von jenem Schreiben die Rede war, welches ich einige Tage nach jenem tragischen Vorfalle, von der Herzogin erhalten hatte. Ich erinnerte mich sehr deutlich, es damals in meine

Brieftasche gesteckt zu haben, wo ich es jetzt vergeblich suchte. Wahrscheinlich wußte ich es irgendwo verlohren, und der Prinz, oder einer seiner Leute, es gefunden haben. Ich las weiter:

Sie wünschen den Grafen zu sehen und das trifft ganz genau mit einem Plane zusammen, dem eine Vereinigung des Grafen mit der Herzogin schnurstracks entgegenläuft. Ich werde diese zu verhindern suchen, so viel es in meiner Macht steht. Was die Herzogin anbetrifft, so soll der Prinz es über sich nehmen, sie gehörig zu beobachten. Mit dem Grafen wird sich der Marchese Cardanaro zu thun machen, dem ich den Weg gemeldet habe, welchen jener auf seiner Reise nach Venedig nehmen wird. Er soll durch irgend eine Veranlassung gezwungen werden, sich für einige Zeit auf Ihrer Villa zu verweilen. Ich gestehe Ihnen offen — ich wünschte, daß dasjenige Interesse, welches Sie an dem Grafen

nehmen dürften, in gleichem Verhältnisse mit denjenigen Planen stehen möchte, welche mich beschäftigen. Sie sind ein Bild der weiblichen Schönheit und Vollkommenheit. Interessirt sich Ihr Herz, so dürfen Sie an keinem Erfolge verzweifeln. Dieser Graf, in dessen Nation sonst die bildende Natur das Himmlische der Form und des Ausdrucks nicht gelegt hat, welches sie an den Völkern des wärmern Climas verschwendete, ist dennoch das Ideal einer männlichen Schönheit. Ich lege Ihnen die Serie von seinem Portrait bei, welches letztere ich, wie Sie wissen, der Herzogin gegeben habe. Ich hoffe diese noch zu gewinnen, ohne daß ich nöthig haben werde, unmittelbar auf sie zu wirken. Bis jetzt ist demnach die Entfernung des Grafen von ihr mein einziger und vorzüglichster Zweck. Das übrige wird sich schon machen, wenn ich erst Muße gefunden haben werde, dieser Angelegenheit

meine Zeit ausschließlich zu widm
Jetzt geh' ich in Sachen von d
größten Wichtigkeit nach Spanien, u
muß mir selbst das Vergnügen ver
gen, Sie, meine Gräfin, noch e
mal zu sehen, welches ich jede
zur gänzlichen Vereinbahrung über
wisse Punkte, sehr gewünscht hä
Ich fürchte, der Prinz dürfte in m
ner Abwesenheit weiter gehen, als
soll. Haben Sie demnach auf al
ein wachsames Auge, und geben S
mitunter dem Erbprinzen Winke,
zu seinem Frieden dienen. Ich d
dies nicht, und zwar aus doppelt
Gründen. Einmal fürchte ich
jedes geschriebene Wort, als eine
widerlegbare Aussage, und kann d
halb nicht selbst die Feder ansetz
Ferner habe ich die gegründetste
sach, zu glauben, daß alle meine Le
im Solde des Prinzen gegen mich
hen. Also darf ich auch diesen S
chen von einer solchen Wichtigkeit ni

übergeben, ohne zu befürchten, das Vertrauen des Prinzen ganz und gar zu verlieren. Erwähnen Sie gegen den Erbprinzen meiner durchaus nicht und am wenigsten gegen den Prinzen und Marchese dieses Briefes. Sie dürfen nicht wissen, wo ich bin. Leben Sie wohl, Gräfin! Bald werden Sie mehr von mir hören! Möchte dem Grafen Ihre Villa so angenehm werden, daß er darüber Venedig vergässe.

Das Licht, welches mir dieser Brief gab, hatte mich nicht erleuchtet, sondern geblendet. Ich verlor den Kopf über all den Plänen und Maschinerien, welche mir bei jedem Tritte und Schritte aufstießen. Wie alle diese Leute sich hatten zu einem Zwecke vereinigen können, blieb mir ein Räthsel, ob es mir gleich nicht schwer ward, die Absicht jedes einzeln zu würdigen und zu verstehen. Dantinelli spielte also eine wichtige Rolle in dem Schauspiele, welches diese Menschen unter einander aufführten. Daß er nebenher den zärtlichen Schäfer

bei der Herzogin machte, wunderte mich um so mehr, da ich nicht blind genug war, seine großen Verdienste übersehen zu können. Er war ein sehr furchtbarer Nebenbuhler durch Körper- und Geistesvorzüge, und noch furchtbarer durch den Einfluß, welchen er, wie es schien, sich bei der Herzogin zu verschaffen im Stande war. Warum er sich überhaupt nicht gerade zu um ihre Liebe beworben hatte, war mir ein Räthsel.

Ich äußerte gegen die Gräfin mein Erstaunen über alle diese Verwickelungen und bat sie, mir wenigstens soviel Aufklärung zu geben, als es ihr möglich wäre, ohne sich selbst zu kompromittiren. Sie antwortete:

„Durch Mittheilung des Briefs habe ich Ihnen, dünkt mich, einen untrüglichen Beweis meines unbedingten Zutrauens gegeben. Jetzt kann mich nichts mehr abhalten, Sie das Gewebe gänzlich durchblicken zu lassen, womit man die Herzogin, ihr selbst unbewußt, umschlungen hält. Ich will

Ihnen demnach in wenigen Worten, eine Uebersicht der Lage der Dinge geben, in sofern ich selbst davon unterrichtet bin. Alle Machinationen des Bundes waren und sind noch auf die Liebe der Herzogin zu ihrer Zwillingsschwester Giulia berechnet, eine Liebe, welche einzig in ihrer Art, ja selbst abgöttisch genannt werden kann. Der verstorbene Herzog Chiaromante hatte dem alten Fürsten, dem Vater des Erbprinzen, eine ungeheure Summe Geldes geliehen und dessen Land dafür zur Hypothek erhalten. Der Bruder des Fürsten, ein höchst ehrsüchtiger Mann hatte um so mehr Hoffnung, die Regierung des Landes zu bekommen, als der Erbprinz eine entschiedene Abneigung gegen weltlichen Tand und Hoheit hatte blicken lassen. Da nun ersterer stets mit Widerwillen an die Abbezahlung jener Schuldenlast dachte, so wußte er durch unerhörte Kunstgriffe es dahin zu bringen, daß der Herzog noch in seinem hohen Alter Giulia's Schwester, mit deren Vater der Prinz sehr intim lirt war, zur Gemah-

lin begehrte und erhielt. Dadurch ward die Schuldforderung des Herzogs auf seine Gemahlin übertragen, welche weder der Fürst noch sein Bruder fürchteten, theils, weil sie selbst diese Heirath bewerkstelligt hatten, woraus den Eltern der Herzogin ein großer Vortheil erwachsen war, theils auch, weil der Oheim noch mit einem andern Plane schwanger gieng, der ihm nicht allein auf den Thron, sondern auch zur Tilgung jener Schuldenlast verhelfen sollte. Der Oheim schickte nämlich den Erbprinzen nach Rom und wußte ihn durch seine dortigen Creaturen unvermerkt zur Bekanntschaft mit der Herzogin und deren Schwester Giulia zu leiten. Er rechnete auf die Reizbarkeit und auf den Schönheitssinn des Erbprinzen eben so stark, als auf den hohen, englischen Liebreiz der beiden Schwestern. Er hatte sich nicht betrogen. Der Prinz liebte Giulia bis zur Anbetung. Nun hatte der Oheim seinen Zweck erreicht. Er sah richtig voraus, daß die Herzogin, um das Glück ihrer Schwester zu begrün-

den, auf die Wiederbezahlung jener Summe Verzicht leisten würde, wenn man dem Erbprinzen die Vermählung mit ihrer Schwester zu gestatten verspräche. Zugleich wollte der Oheim dem Erbprinzen die Entsagung auf den Thron zur unerläßlichen Bedingung machen. So näherten sich alle dem Ziele ihrer Wünsche, als plötzlich die Laune des Schicksals den Dingen eine andere Wendung gab. Ehe noch in dem Kopfe des Oheims die Ideen zu obigen Plänen sich gebildet hatten, war der Marchese Carbanaro in die engelschöne Giulia verliebt und von deren Eltern begünstigt worden. Eine nothwendige, dreijährige Reise ins Ausland hatte dieser Liebe eine Diversion gemacht. Er kam zurück und vermuthete nichts weniger, als daß die Sachen sich nicht noch in dem nämlichen Zustande befinden sollten. Doch belehrte ihn der Augenschein bald eines bessern und er erhielt Wissenschaft von der Liebe des Erbprinzen zu Giulio. Die Eltern, welche schon von dem Plane des Oheims unterrichtet waren,

hatten ebenfalls ihren Sinn, in Betre
einer Heirath ihrer Tochter mit dem Mar
chese, geändert. So fand sich dieser i
allen seinen Erwartungen betrogen, un
doch liebte er Giulia bis zur Raserei. Wa
er nicht auf geradem Wege erhalten konnte
sollte ihm jetzt durch Intrigue gelingen
wozu ihm seine große Verschlagenheit nich
wenig nützlich ward. Sein erfindungsvolle
Kopf hatte bald ein Mittel ersonnen, zum
Zwecke zu gelangen. Er wußte den Erb
prinzen dergestalt zu täuschen, daß dieser
seine Giulia mit eignen Augen auf einer
Untreue ertappen mußte. Er kannte den
Erbprinzen zu gut, um nicht die Folge einer
solchen Ueberzeugung voraus sehen zu kön
nen. Er hatte recht gerechnet. Der Erb
prinz verließ noch in derselben Minute Rom
und kehrte nach Teutschland zurück, ohne
auch nur einer einzigen Person Rechenschaft
von seinem Thun und Lassen zu geben. Das
war es eben, was der Marchese wünschte.
Jetzt wußte er mit einer scharfsinnigen Ver
schlagenheit des Erbprinzen Verhältniß der

Herzogin so gehässig vorzustellen, daß diese ihm, gegen jenen, ihr ganzes Vertrauen schenkte. Doch ereignete sich jetzt etwas, worauf der Marchese nicht vorbereitet war. Giulia ahnete seine Verrätherei nicht und unterlag dem Schmerze, welchen ihr die vermeinte Untreue des Erbprinzen verursachte. Sie verfiel in eine tödtliche Krankheit und endlich in einen Zustand, den alle, außer dem Marchese, für den Tod hielten. Er ließ einen leeren Sarg begraben, entwandte Giulia's Leiche und übte mit dem glücklichsten Erfolge seine Kunde der Medizin an der Scheintodten. Sie ward auf ein entferntes Landgut geführt, wo er sie jedem Auge zu verbergen wußte. Man glaubte demnach nichts gewisser, als daß Giulia todt sey."

„„Der Oheim war, wie leicht zu erachten, mit der Wendung höchst unzufrieden, welche diese Begebenheit nahm, die er so geschickt einzuleiten gewußt hatte. Auch hatte die Herzogin dem Erbprinzen blutige Rache geschworen und auf die ganze Familie des-

selben, den unversöhnlichsten Haß geschworen. Dies alles beunruhigte den Oheim nicht wenig, besonders, da er jetzt keine Gelegenheit mehr hatte, dem Erbprinzen die Entsagung auf die Regierung annehmbar zu machen. Er wagte den letzten Versuch, indem er die Herzogin unter dem Vorwande nach der Residenz lockte, daß er ihr behülflich seyn wolle, an dem Erbprinzen Rache zu nehmen. Insgeheim aber war seine Absicht zu versuchen, ob nicht der Erbprinz seine Liebe von der einen Zwillingsschwester auf die andere überzutragen im Stande wäre.

Bei dieser Stelle in der Erzählung der Gräfin stiegen mir einige Zweifel auf, welche ich nicht zu unterdrücken vermochte. Ich äußerte bestimmt, wie ich glaube, daß der Oheim vielleicht absichtlich eine so unglückliche Katastrophe herbeigeführt hätte, um in Rücksicht des Erbprinzen desto sicherer zum Ziele zu gelangen. Dies verneinte die Gräfin geradezu, indem sie mir zum Grunde anführte, daß der Oheim sich nicht so offenbar

hätte

hätte kompromettiren können, ohne dem Publikum in einem Lichte zu erscheinen, welches ihm für sein beabsichtigtes Verhaben gerade zu schädlich gewesen seyn würde.

„Ich habe Ihnen schon vorhin gesagt," fuhr sie fort, daß der Erbprinz wenig Neigung für diejenigen Geschäfte besitzt, welche einem Regenten obliegen. Gelang dem Oheim sein Plan mit Giulia, oder hernach mit der Herzogin, so konnte er seines Entzweckes mit dem Erbprinzen nicht verfehlen. Die Herzogin kam nach der Residenz — warum soll ich es nicht sagen? — mit Ihrem Bilde im Herzen. Alle Versuche des Oheims, sie mit dem Erbprinzen in ein freundschaftliches Verhältniß zu versetzen, schlugen fehl. Sie hatte überhaupt kein Gedächtniß für die Vergangenheit und nur die Bilder der Gegenwart beschäftigten sie. Der Prinz ward von ihr außer Augen gelassen und sie hätte ihn am Ende vielleicht ganz vergessen, wenn er sich unglücklicherweise nicht beständig in Ihrer Gesellschaft befunden hätte. Auch

war die Herzogin von ihrer Schwester Giulia, ehe diese in jenen Scheintod versank, beschworen worden, diesem eine Uhr mit ihrem Portrait abzufordern, welche sie ihm in den glücklichen Stunden ihrer Liebe geschenkt hatte. Von dem fernern Erfolge dieser Begebenheiten sind Sie besser unterrichtet, als ich, da Sie die Hauptperson derselben waren."

Soweit war die Gräfin in ihrer Erzählung gekommen, als wir auf dem Hofe ein starkes Geräusch von Pferden und Menschen hörten. Ich eilte zum Fenster und erblickte zwei Wagen, um denen mehrere Menschen versammelt waren. Jetzt stürzte athemlos jene Kammerfrau herein, von der ich oben erzählt habe und sagte der Gräfin etwas ins Ohr. An der Bleiche ihres Gesichts erkannte ich, welche furchtbare Wirkung dies auf sie machen mußte. Sie rief aus, wie in Verzweiflung:

„Ha! meine Ahnung hat mich nicht betrogen! Ich werde ein Opfer der höllischen Bosheit!

So eben wollte ich ihr meinen Beiſtand auf Leben und Tod anbieten, als man von außen her auf das Zimmer loſtürmte. Ehe ich noch einen Entſchluß faſſen konnte, öffnete ſich die Thür, und es drang ein Trupp Kerle herein, der auf die Gräfin einſtürzte, ſie in ſeine Mitte nahm und mit ſich fortführte. Während dies geſchah, faßte mich die Kammerfrau und zog mich, mir ſelbſt unbewußt, in jenes Kabinett, wohin ein mich vor einigen Stunden die Gräfin hatte gehen laſſen. Ich folgte der Kammerfrau in einem Zuſtande, der nahe an Bewußtloſigkeit gränzte. War es die Betrachtung, daß ich ganz unbewaffnet der Menge wahrſcheinlich würde unterliegen müſſen, oder hatte die Erzählung der Gräfin meinen Geiſt von der Gegenwart ab und zu ſehr auf die Vergangenheit und Zukunft gezogen? Genug — ich befand mich ſchon ganz ruhig in einem entfernt liegenden Zimmer des Schloſſes, meiner Retterin gegenüber, als ich erſt anfieng, meine Ver-

nunft um Rechenschaft meiner Handlungen zu befragen. Ich konnte eine geheime Schaam nicht unterdrücken, welche mich bei dem Gedanken peinigte, die Gräfin in der Gefahr verlassen und der Willkühr ihrer Feinde überliefert zu haben. Mein Busen ward überhaupt von sonderbar sich widerstrebenden Gefühlen bestürmt. Liebte ich die Herzogin oder die Gräfin, liebte ich beide zugleich, oder keine von beiden? — Meine Empfindungen waren getheilt und ich wäre in dem Augenblick eben so gern der Herzogin als der Gräfin zu Hülfe geeilt. Vielleicht war ich übrigens nicht übel aufgelegt, ihnen beiden zugleich mein Interesse zu beweisen, und sie ihren Tirannen zu entreißen. In der nämlichen Zeit konnte ich aber auch nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß die Kammerfrau, die noch nicht aufgehört hatte, sich um und neben mir etwas zu schaffen zu machen, ein allerliebstes, engelschönes Geschöpfchen sey, der ich überdem noch meine Freiheit zu verdanken hatte. Ihre Gegenwart trug

nicht wenig dazu bei, mir für den Augenblick meine gute Laune wieder zu geben, insbesondere, als sie mir sagte, Bantinelli sey schon auf der Rückreise und werde ihre Gräfin beschützen.

Ueber allen diesen Vorfällen war es stockfinsterer Abend geworden, ohne daß ichs gemerkt hätte. Ich befand mich mit der Kammerfrau in einer Lage, in welcher ich nicht sogleich wußte, was ich anfangen sollte. Ich wollte sie so eben bitten, Licht zu besorgen, um das Unheimliche aus meinem Gemüthe zu verbannen, als die Thür aufgieng und jener Page herein trat.

„Marcellina wird mir's Dank wissen," sagte er, daß ich sie der Mühe überhoben habe, Licht zu holen. Oder hat sie es etwa nicht bemerkt, daß es hier im Zimmer stockfinstere Nacht ist?"

Er setzte Lichter auf den Tisch und entfernte sich wieder, nachdem er Marcellina mit einem langen, bedeutenden Blicke angesehen hatte.

„Der scheint eifersüchtig zu
sagte ich zu ihr."

„Ach, antwortete sie, und ein
Seufzer entwand sich ihrem Busen,
Er hat nur zur Hälfte Ursach dazu!
kann ich armes Mädchen mich mit
engelschönen Gräfin in Wettstreit einla

Es war nicht Mitleid allein, n
in diesem Augenblicke mich zu dem
chen hinzog. Ich habe schon gesagt,
sie sehr reizend war. Vielleicht ward
mein Sinn durch das Interesse bes
welches sie so offen und natürlich für
an den Tag gelegt hatte. Ich b
mich überhaupt in einer sehr pein
Verlegenheit. Wer vermag es, ein
nes Frauenzimmer von sich zurückzus
wenn es ihm ungekünstelte Theilnahm
weißt? Auch machte mir in diesem
genblicke jene Reizbarkeit viel zu sch
welche mir die Schöpferin Natur m
verschwenderischer Hand zugetheilt hatte

Ich näherte mich dem Mädchen,
erblickte Thränen in ihren Augen.

weinenden Schönheit zu widerſtehen, war mir noch nie möglich geweſen. Ich ſchloß ſie in meine Arme und küßte ſie. Sie ſtieß mich ſanft zurück, indem ihre Thränen noch häufiger floſſen. Ihr ganzes Weſen hatte übrigens in dieſem Augenblicke etwas Großes, etwas Heiliges angenommen, welches dem Eindrucke dieſer Scene das Gehäßige des Unweiblichen und Unzarten gänzlich benahm. Ueber der ganzen Form des Mädchens war eine ſo holde Anmuth ausgegoſſen, daß ſie für dieſen Moment dreiſt mit ihrer Gebieterin rivaliſiren konnte. Es hatte eine lange Pauſe unter uns geherrſcht, während welcher ſie in ein tiefes Gedankenſpiel hinzuſtarren geſchienen hatte. Jetzt ſchlug ſie ihre großen ſchwarzen Augen auf und warf einen langen, ausdrucksvollen Blick auf mich. Dann ſagte ſie bedeutend und mit bewegter Stimme:

„Warum ſcheint es mir jetzt, als ſehe ich ein anderes, mir unbekanntes Leben? Warum fühle ich jetzt ganz fremde

Wünsche und fremde Neigungen? — Es ist mir, als hätte ich einen neuen Sinn und neue Begriffe bekommen! Ach — für diesen Preis hätte ich nicht gewünscht, über mich selbst und über mein ganzes Wesen wahrere Begriffe zu bekommen! Was hilft mir das alles — ich ahne das Glück und vermag es nicht zu erreichen!

„Je deutlicher ich es erkenne, desto weiter entfernt es sich von mir!"

Diese letzte Worte erstarben in Thränen und vor Schluchzen vermochte sie nicht weiter zu sprechen. Dann trocknete sie die Augen und zwang sich mit sichtbarer, gewaltiger Anstrengung zur Ruhe. Mit einer Fassung, die mir ordentlich furchtbar erschien, sagte sie folgendes:

„Heute zum erstenmale fühle ich das Nichts, in welches mich das Schicksal geworfen hat, und ich möchte deshalb mit ihm zürnen. Hören Sie ein Geständniß, welches mich gar keine Ueberwindung kostet, weil ich mir jede Hoffnung und jeden Wunsch versage. Ich liebte Sie vom ersten

Augenblicke an, als ich Sie heute früh sah, und ich fühle es — diese Liebe, wird mein Unglück machen.“

Thränen hemmten hier von neuem ihre Sprache, und sie brachen um so gewaltiger hervor, als sie sich sichtbar anstrengte, sie zurück zu halten. Es entstand eine lange Pause, während welcher ich mir alle ersinnliche Mühe gab, etwas zu ihrem Troste zu sagen. Doch vermochte ichs nicht. Ein sonderbares Gefühl der Unterwürfigkeit hatte mich in diesem Augenblicke ergriffen. Des Mädchens ganzes Wesen war mir in einem solchen Lichte von Hoheit und Herrschaft erschienen, daß dies meinen Muth niederschlug, sie mit Worten trösten zu wollen. Dazu kam die Verlegenheit, in welche mich ihre Offenheit versetzte, die dadurch noch um ein Großes vermehrt ward, daß ich, vermöge der mißlichen Lage, in welcher ich mich schon ohnehin gegen die Gräfin und die Herzogin befand, einer Annäherung von ihrer Seite durchaus entgegen arbeiten mußte.

In diesem gegenseitigen Verhältnisse, welches für mich sehr drückend war, brachten wir längere Zeit zu. Endlich sammelte sie sich und sagte dann mit ruhiger Stimme:

„Ich darf zum voraus setzen, daß Sie eigenen Antrieb fühlen werden, die Villa, sobald als möglich, zu verlassen. Wäre dies auch nicht, so würde ich Ihnen dennoch zu einer schleunigen Entfernung rathen. Der Anschlag von vorhin war nicht allein auf die Gräfin gerichtet. Der Marchese hat, indem er mit seinem Begleiter in den Hof stürmte, in den heftigsten Ausdrücken von Ihnen gesprochen. Wahrscheinlich hat ihn nur seine blinde Wuth, die er gegen die Gräfin hat, und die einbrechende Finsterniß Ihre Gegenwart übersehen lassen können. Jeder Widerstand wäre vergebens gewesen. Seine Begleitung war an der Zahl noch einmal so stark, als unsere ganze Dienerschaft. — Ich verlasse Sie jetzt! Sie reisen morgen mit dem Frühesten ab, und wer weiß, ob, und

in welchem Verhältniſſe ich Sie je wiederſehen werde? In die Zukunft meines Lebens will ich nicht hinſchauen, ſondern den Blick von ihr abwenden. Dieſem bangen Augenblick des Scheidens will ich das Opfer meiner Liebe bringen! Stoßen Sie es nicht mit Verachtung von ſich. Ich würde es nicht zu überleben vermögen.“

Gleich einer Heiligen ſtand jetzt das Mädchen in verklärtem Liebreize. Ihr Blick erheiterte ſich und eine leuchtende Sonne durchbrach die dunkle Nacht, die vorhin auf ihrem Geſichte ausgebreitet lag. Mit dem Anſtande eines überirdiſchen Weſens ſchritt ſie langſam auf mich ein, breitete ihre Arme aus und ſchloß mich an ihren Buſen. Sie drückte einen langen, innigen Kuß auf meine Lippen, entwand ſich mit Heftigkeit meinen Armen, die ſie jetzt feuriger umſchlingen wollten, und eilte zum Zimmer hinaus. Ich ſtand da mit verwirrten Sinnen und wußte eigentlich nicht, wie mir geſchehen war. Sollte ich mich des Triumpfes freuen, den ich über

meine Sinnlichkeit errungen hatte, oder ei
Kurzsichtigkeit mich anklagen, vermöge w
cher ich die lieblichste Intrigue ungenos
von mir zurück gewiesen hatte? Mit ein
Worte: ich zürnte halb auf mich, u
halb gab ich mir moralische Sentenzen z
Besten, die wie Lobsprüche auf meine B
ständigkeit, Tugend und Enthaltsamkeit au
sahen.

Bei einem köstlich besetzten Abendtisch
welchen mir meine Bedienten bereitete
schwanden endlich alle Eindrücke, welche d
mancherlei Ereignisse des Tages auf mi
gemacht hatten. Ich gab mich der Ber
higung hin, welche, nach langem Schwa
ken, ein mit Beharrlichkeit gefaßter En
schluß verleiht. Der meinige gieng dahi
mit Tagesanbruch die Villa zu verlasse
und zur Befreiung der Herzogin auf Wi
desflügeln hinzueilen. Nachdem ich m
Speise und Trank hinlänglich gesättigt wa
eilte ich dem Bette zu, welches in einem
Nebenzimmer für mich zubereitet war. Ic
konnte nicht einschlafen, ohne mich des lieb

lichen Gaukelspiels noch einmal recht lebhaft zu erinnern, welches die reizende Marcellina meinen Sinnen dargestellt hatte. Nebenbei stellte ich sehr ernsthafte Betrachtungen über mein Glück bei den Weibern an. Bis jetzt hatte es mir noch nicht viel geholfen, auf die meisten derselben Eindruck gemacht zu haben. Es schien mir fast, als verscheuche der Gedanke, allen zu gefallen, und allen gefallen zu wollen, das Glück, welches der Besitz einer einzigen zu gewähren vermag. Ueber ähnlichen heilsamen Gedanken verfiel ich in einen süßen Schlummer, und war eben dabei, von diesem den Uebergang zu einem erquickenden Schlafe zu machen, als ich ganz leise eine verborgene Tapetenthür öffnen hörte, welche ich bis dahin noch nicht bemerkt hatte. Es wollte mir freilich etwas bange werden, wenn ich bedachte, daß man mich, so unbewaffnet und wehrlos, sehr leicht überfallen und in einen höchst unschädlichen Zustand versetzen könnte. Dennoch ahnete ich eine gewisse Sicherheit, die wohl auch

mit in dem Schlummer ihren Grund haben mochte, deſſen ich mich nicht erwehren konnte. Man nahete ſich mir leiſe und öffnete noch leiſer meinen Bettumhang. An dem Rauſchen der ſeidnen Kleider erkannte ich in meiner nächtlichen Viſite ein Frauenzimmer. Nun ſchwanden mir alle Beſorgniſſe und ich gab mir rechte ernſtliche Mühe, den Schlafenden zu ſpielen. Man bückte ſich zu mir herab und lieblich und lau, wie Maienlüfte, umwehete mich ein Hauch, den ich wollüſtig einathmete. Meine rege Phantaſie, die bei verſchloſſenen Augen um ſo mächtiger arbeitete, ſtellte mir ein reizendes Bild der Dinge dar, die da kommen könnten. Bang und heftig pochte mein Herz, und Angſt und Freude, und Schmerz und Wonne ſtritten gleich mächtig in meinem Buſen. Eine Hand ſank auf mein Bett und berührte meine Wange. Es war nicht die erſte, die meine Backen ſtreichelte. Aber — warum durchzuckte die Berührung dieſer Hand meine Pulſe und Adern, als wenn mich ein Blitzſtrahl

getroffen hätte? Ich hörte tiefe Seufzer dem Busen meiner Erscheinung sich entwinden. Die Hand lag leise und ohne Bewegung an meiner Wange, als fürchte sie sich, meinen Schlaf zu stören. In dieser Stellung brachten wir mehrere Minuten zu. Endlich bog sich die Nachtwandlerin abermals zu mir herab und ihre Wange berührte die meinige. Dann nahete sich ihr Mund dem meinigen und ein leiser aber inniger Kuß war der Vorbote einer Umarmung, die freilich mehr dem Betttuche, als mir, zu Theile ward. Endlich war sie in ihrem Wagstücke Schritt vor Schritt so weit gegangen, daß sie sich auf dem Rande meines Bettes niederließ, und mit bebender Hand die meinige ergriff und sie zum Munde führte. Nun hielt ich es nicht mehr für zuträglich, den Schlafenden zu spielen, sondern beschloß, zu einem recht lebendigen Leben zu erwachen. Ich streckte meine Arme aus und drückte meine Königin der Nacht an mein ungestüm klopfendes Herz. Plötz-

lich und fürchterlich störte uns ein Geräusch auf, welches in unsrer Nähe entstand. Ich blickte hin und es stand nahe vor uns — der Marchese Cardanaro, in der einen Hand ein Licht, und in der andern einen gezogenen Degen. Wuth und Zorn funkelten aus seinen Augen, welche die Nacht noch einmal so fürchterlich machte. Marcellina — denn sie selbst war meine nächtliche Gesellschafterin — Marcellina kehrte sich um nach dem Geräusche, und den Marchese erkennend, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus. Dieser warf einen Blick auf mich, worin der Triumpf einer hämischen Schadenfreude sehr deutlich abgemahlt war, und rief:

„Ha, Glattzüngiger Weiberheld! Du verschmähst ja niemand! Jeder Stand muß dir huldigen — Herzoginnen, Gräfinnen und Kammermädchen! Doch, jetzt erlaube, daß ich deinen Heldenthaten für ohngefähr sechzig Jahr Zaum und Gebiß anlege."

Bei diesen Worten faßte er Marcellina, die noch immer in der vorigen Stellung lag,

lag, bei den Haaren und schleuderte sie mit furchtbarer Stärke in die Mitte des Zimmers. Dann erhob er den Degen und war im Begriff, mich zu durchstoßen, als jene, die sich wieder von der Erde aufgerafft hatte, zwischen das Bett und den Marchese sprang und diesen mit mehr als weiblicher Kraft zurück stieß. Vor Zorn schäumend rief er aus:

„Ho, ho! Verliebte Thörin! Reize mich nicht, daß ich deinem glatten Gesichte ein Denkmal aufdrücke, welches dich auf Zeitlebens zu jedem nächtlichen Abentheuer ungeschickt machen möchte."

Er wollte sie abermals fassen; sie aber entwich ihm, warf sich über mich her und deckte mit ihrem Körper den meinigen. Wuth und Zorn sprachen aus jeder Bewegung des Marchese. Er schrie mit der Stimme eines Wütherichs:

„Wurm! Was anders hindert mich, deinem elenden Leben durch einen einzigen Stoß ein Ende zu machen, als deine eigene Unbedeutendheit?"

Ich hatte bis jetzt ohne Bewegung im Bette gelegen, von der peinigendsten Unentschlossenheit gefesselt, wie von zentnerschweren Ketten. Doch gab mir die heldenmüthige Entschlossenheit und Aufopferung Marcellinens Männlichkeit und Fassung wieder. Durch eine geschickte, schnelle Wendung warf ich das Mädchen auf die entgegengesetzte Seite des Bettes, und stürzte mich selbst, nackend, wie ich war, dem Marchese entgegen. Mein Bestreben gieng dahin, diesem den Degen zu entwinden und ihm damit ein für allemal sein rachsüchtiges Handwerk zu legen. Kaum hatte ich angefangen, mit ihm zu ringen, als Marcelline sich vom Bette aufraffte, eine zweite verborgene Thür öffnete und in Todesangst mich beschwor zu entfliehen. Sie stürzte auf mich ein, faßte mich bei der Hand und wollte mich mit sich fortziehen. In dem nämlichen Augenblick that der Marchese einen Stoß nach mir. Ich wich ihm aus und Marcelline, von des Marchese Degen in die Brust getroffen, stürzte

mit einem lauten Schrei zu Boden. Blut rieselte stromweise aus der Wunde und färbte ihre Kleider purpurroth. Dieser Anblick machte mich wuthend. In Ermangelung anderer Waffen ergriff ich einen Stuhl und drang damit auf den Marchese ein. Wir wurden handgemein und stießen den Tisch um, auf welchem das einzige Licht stand, welches der Marchese vorhin mit sich ins Zimmer gebracht hatte. Verwirrung und Finsterniß umgaben uns und ich stieß mit verdoppelter Wuth auf meinen Gegner ein. Der Gedanke an Marcellina, die, ohne Hülfe und Rettung in ihrem Blute schwimmend, vielleicht in diesem Augenblicke ihren Geist aufgab, brachte mich in eine Raserei, die um so fürchterlicher war, jemehr die Gefahr Marcellinas mit jeder Minute sich vermehrte und je weniger ich, in der Dunkelheit, die uns umgab, an dem Urheber dieser Scene mich zu rächen vermochte. So hatten wir gegenseitig schon eine ziemliche Zeit Streiche in die leere Luft gethan, als sich in der

Nähe unſers Zimmers ein Geräuſch erhob. Zugleich wurde die Thür geöffnet und — man denke ſich mein Erſtaunen! — Bantinelli trat ein. Er ſtand wie verſteinert, von dem Schauſpiel, welches ſich ſeinen Augen darbot. Ich, nackend bis aufs Hemde, und mit einem Stuhle bewaffnet, befand mich gerade auf der entgegengeſetzten Seite des Zimmers und traf alles, nur nicht den Marcheſe, der ſeinerſeits mit blutigem Degen, ſtierem Blicke und ſchäumendem Munde den Wänden die Streiche gab, die er mir zugedacht hatte. Neben uns lag ein himmliſch ſchönes Mädchen, in Blut gebadet, auf ihren Wangen die Lilien des Todes und ihre Kleider mit blutigen Roſen gefärbt. Um das Schauderliche dieſes Gemäldes zu erhöhen, war es eine Nachtſtück, auf dem die undurchdringlichſte Finſterniß ruhte.

Bantinelli ſtand, wie geſagt, einer Bildſäule ähnlich und ſtarrte die Gruppe an. Er erholte ſich jedoch bald von ſeinem Erſtaunen und faßte einen Entſchluß.

Er zog die Glocke, welche im Zimmer hieng, und es stürzten mehrere Bedienten herbei. Er befehl ihnen, Marcellina in ihr Zimmer zu tragen und auf das schleunigste für ihre Rettung zu sorgen. Die Bedienten geberdten und das halbtodte Mädchen ward weggeschafft. Ich würde ihr gefolgt seyn, wenn mich die Lage der Dinge nicht gleich mächtig zum Bleiben gezwungen hätte. Ich fühlte die lebhafteste Neugierde in mir, den Ausgang und die Entwickelung dieser Scene zu erfahren, und stand in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Bantinelli heftete einen starren, bedeutenden Blick auf den Marchese und drückte eine tiefe Verachtung in Mienen und Geberden gegen den Marchese aus. So standen sie mehrere Minuten hindurch in einer, nahes Unglück weissagenden, tiefen, schauerlichen Stille. Der Marchese, welcher bisher den scheuen, furchtsamen Blick auf den Boden geheftet hatte, wandte sich jetzt und wollte das Zimmer verlassen. Kaum

sah das Bandinelli, so schrie er ihm mit einer furchtbaren, gebietenden Stimme nach:

„Nicht von der Stelle, Marchese, oder wir sprechen ein Wort mit einander, welches Ihnen ihre ganze Ohnmacht beweisen soll!"

Mit stolzer Miene und herrischem Anstande wandte sich jetzt der Marchese, warf einen verächtlichen Blick auf Bantinelli und wollte seinen Weg fortsetzen, ohne diesen auch nur einer Sylbe zu würdigen. Bantinelli schrie abermals, wenn möglich noch drohender:

„Keinen Schritt weiter, oder beim Himmel, Sie erleben die folgende Minute nicht."

Indem er dies sagte, zog er ein Pistol hervor und legte es auf den Marchese an. Dieser wurde sichtbar verlegen, wendete sich und sagte mit ungewissen, schwankendem Tone:

„Wer wagt es, in diesem Tone mit mir zu sprechen!"

„Derjenige, der diesen Brief von Ihnen in Händen hat. Sehen Sie einmal her! Hier steht mit leserlichen, unverkennbaren Zügen geschrieben: Mach dich sogleich auf den Weg, Marco! Auf der Grenze wirst Du Bantinelli treffen. Ein glücklicher Stoß, und die versprochenen tausend Dukaten sind dein. Ist die That geschehen, so findest Du mich in Venedig. Dieser Schurke Marco, ein Erzstümper in seiner Profession, überfiel mich. Ich kam ihm zuvor und unter meinen Streichen hauchte er seinen letzten Odem aus, den er noch dazu anwandte, Sie, Herr Marchese, zu verwünschen. Ich durchsuchte ihm die Taschen und fand diesen saubern Brief bei ihm. Was sagen Sie dazu? Muß man nicht ein eben so schändlicher Bösewicht seyn, wie Sie, um einen solchen Brief zu schreiben?

Vor Wuth und Zorn aufsprudelnd, erwiederte der Marchese:

„Elender Wicht! Wenn mich deine Erbärmlichkeit nicht abhielte, ich würde dir zei-

gen, was die Insolenz eines Menschen, wie du bist, verdiente."

Mit einem höchst verächtlichen Tone antwortete Bantinelli:

„Hinter diese elenden Drohungen verkriecht sich Ihre eigene Muthlosigkeit. Mir stehen Mittel genug zu Gebote, erstere eben so sehr zu belachen, als Sie selbst durch letztere beschimpft werden."

Hier erreichte die Wuth des Marchese den höchsten Grad. Seine Augen sprühten Feuer und der weiße Schaum floß aus seinem Munde. Der Anblick flößte mir Entsetzen ein und ich mußte das Gesicht von ihm abwenden. Der Zorn arbeitete gewaltig in ihm und gieng selbst in äußere Convulsionen über, gleich einem, der unter den Qualen der Folter seinen Geist aufgeben will. Jede seiner Gliedermaßen verrieth eine krampfhafte Zuckung, welche sich endlich in eine einzige Bewegung auflöste, die er nach dem Degen machte, welcher noch von vorhin auf der Erde lag. Er ergriff diesen mit Pfeilen

schnelle und stürzte damit auf Bantinelli ein, welcher kaum Zeit hatte, den seinigen zu ziehen. Jetzt entstand ein Gefecht, von dem ich nicht wußte, ob ich die Wuth des Marchese, oder die unerschütterliche Ruhe Bantinelli's mehr anstaunen sollte. Beide thaten Wunder der Geschicklichkeit. Es hatte das Ansehen, als sey es eine Uebung, und kein ernstliches Gefecht. Die Anstrengung, mit welcher der Marchese focht, war zu heftig und anhaltend, als daß sie nicht dessen Kraft hätte lähmen sollen. Das war es eben, was Bantinelli mit seiner fürchterlichen Ruhe zu beabsichtigen schien. Nach und nach merkte man im erstern weniger schnelle Bewegungen, ein Nachlassen in der Heftigkeit der angreifenden Stöße, und überhaupt ein Hinneigen des Körpers nach hinterrücks. Verhältnißmäßig drang nun Bantinelli mit erneuerter, noch ungeschwächter Kraft auf ihn ein. Seine Angriffe wurden mannichfaltiger und man sah es ihm an, daß er irgend einen Hauptstoß beabsichtigte. Er ließ

uns auch nicht lange in Ungen
Schon fieng der Marchese an,
vorzubreiten, schon sah man, daß
nem ganzen Körper eine plötzliche
fung mittheilen würde, als Bantinel
einem wunderbaren Aufwande von
und Behendigkeit, den Degen des M
faßte, und ihn in die entgegenseitig
des Zimmers schlenderte. Dieser stell
im Gemälde der schrecklichsten L
der kleinlichsten Ohnmacht dar. Er
unverneßliche Laute von Flüchen und
wünschungen aus, und hätte ohne Z
den Degen gegen sich selbst gezogen,
dieser noch in seinen Händen ge
wäre. Doch machte Bantinelli allem
sem plötzlich dadurch ein Ende, daß
Marchese faßte und ihn mit einer b
drungswürdigen Stärke zu Boden
Dann setzte er ihm den Degen auf
Brust, und rief ihm folgendes zu!

„Ihr Leben steht jetzt in meiner
walt. Sie, in meiner Stelle würden
nen Augenblick schwanken über das,

Sie zu thun hätten. Ich gebe weniger meinem Zorne Gehör, als den Pflichten, die ich der Menschheit schuldig bin. Diese Pflichten gebieten mir, Sie so unschädlich, als möglich zu machen.

Der Marchese lag zu Vantinelli's Füßen, der die Spitze seines Degens auf dessen Brust gesetzt hatte. Beide lieferten einen interessanten Anblick. Der Marchese glich einem überwundenen Löwen, der selbst in seinem Unglücke noch Hoheit und Muth besitzt, und bei dem Unerschrockenheit alle andere Eindrücke verwischt. Er lag da, ohne ein Glied zu rühren, mit trotzigen, herausfordernden Blicken Vantinelli ansehend. Dieser war nicht minder interessant. In seinem Gesichte spiegelten sich eine Menge Empfindungen, die einen sonderbaren Totaleffect machten. Seine Physiognomie entblößt von allem Niedrigleidenschaftlichen, lieferte das Bild eines höhern Wesens, das nur Mitleid beseelt und der übrigen menschlichen Eindrücke nicht fähig ist. Er starrte den daliegenden Feind mit einem

langen, ausdrucksvollen Blicke an. Dann schien er sich zu erholen und wider Willen seine Pflicht thun zu müssen. Er zog ein Papier aus der Tasche und reichte es dem Marchese hin, indem er ihm im sanften Tone sagte:

„Lesen Sie dies!"

Der Marchese stieß es trotzig zurück und blieb in seiner vorigen Stellung liegen. Vannelli hob das Papier auf und sagte, merklich aufgebrachter:

„Sie scheinen nicht lesen zu wollen? Nun wohl! Ich lasse mich die Mühe nicht verdrießen, Sie mit dem Inhalte dieser Schrift mündlich bekannt zu machen. Sie versprechen darin an Eidesstatt, nie und in keiner Lage und Verbindung mehr Anspruch auf Clinlia zu machen, noch viel weniger ihr auf irgend eine Art Gewaltthätigkeiten anzuthun. Unterschreiben Sie die Schrift, so sind Sie noch in diesem Augenblicke frei, und können gehen, wohin Sie wollen."

Während Bantinelli sprach, war auf des Marchese Gesicht ein wunderbares Gemisch von Zorn, Wuth und Verachtung zu sehn gewesen. Er antwortete mit ruhigem, kaltem, fast höhnischem Tone:

„Mein Leben können Sie mir nehmen. Das steht in Ihrer Gewalt. Aber zur Unterzeichnung dieser Schrift soll keine Gewalt auf Erden mich zwingen. So lange noch ein Odemzug in mir ist, werde ich nicht leiden, daß Giulia einem andern, als mir, zu Theil werde. Ohne sie hasse ich das Leben, und um zu ihrem Besitze zu gelangen, ist mir selbst eines nicht zu theuer."

Als er dies gesagt hatte, stieß er noch einmal mit Heftigkeit die Hand Bantinelli's zurück, welche ihm die Schrift darreichen wollte, und wandte diesem mit Verächtlichkeit den Rücken. Bantinelli schien für einige Augenblicke unentschlossen zu seyn, faßte sich aber gleich wieder. Nachdem er während einer langen Pause den Marchese mit durchdringendem Blicke angesehen hatte,

wandte er sich von ihm ab, kehrte sich sodann wieder zu ihm und sagte:

„Auf diesem Wege will es mir nicht gelingen, mit Ihnen zu einem vernünftigen Einverständnisse zu kommen. Ich muß es daher auf einem andern versuchen. Ohne Giulia's Liebe ist Ihnen das Leben nichts. Wie wär's, wenn Sie einmal als Bettler versuchten, was ein Leben ohne Liebe wäre?"

Bei diesen Worten nahm er ihm den Degen von der Brust, und faßte seine Hand. Der Marchese sprang auf und ward sichtbar von Bantinelli's letzten Worten erschüttert. In einem höchst schwankenden und ungewissen Tone fragte er Bantinelli.

„Was wollen Sie damit sagen?"

Bantinelli heftete einen stieren Blick auf den Marchese, der diesen nicht ertragend, den seinigen zu Boden schlug. Dann antwortete er:

„Ihre väterlichen Güter haben Sie auf Reisen verschwendet. Die Erbschaft

Ihres Oheims rettete Sie. Wie verhält es sich aber eigentlich mit dieser Erbschaft? Man will ja behaupten, das Testament Ihres Oheims habe eigentlich Ihren jüngern Bruder zum Erben eingesetzt, Ihren jüngern Bruder, den Ihre Bosheit und Erbschleicherei schon in seinem zwölften Jahre aus der väterlichen Heimath verbannte, der durch Sie vielleicht allem Elende einer hülflosen, verlassenen Jugend, so wie den Schrecknissen der Armuth und Dürftigkeit ausgesetzt worden ist?

Hier schwieg Bantinelli und Todesblässe überzog das Gesicht des Marchese. Ein heftiges Zittern bemächtigte sich aller seiner Glieder und er war nahe dabei, in die Knie zu sinken. Man sah ihm den gräßlichsten Zwang an, mit welchem er sein Erstarren unterdrücken wollte, welches dadurch um destomehr hervorleuchtete und sichtbar ward. Nach und nach bekam er Fassung wieder und gieng nun von dem Zustande eines zerknirschten, niedergedonnerten Gemüths zu einer gränzenlosen Wuth über.

Er ergriff den Degen und wollte damit Bantinelli niederstoßen, als dieser noch zur rechten Zeit den seinigen faßte und den des Marchese abermals durch die Luft schleuderte. Dann sagte er mit einem hämischen Tone, der den Marchese noch immer mehr in Raserei brachte:

„Armer Schlucker! Sie sehen, es will Ihnen heute gar nichts gelingen!"

Jetzt schien der Marchese nahe dabei zu seyn, den Verstand zu verlieren. Wie rasend riß er sich die Kleider vom Leibe, zerschlug sich das Angesicht, raufte sich die Haare aus dem Kopfe und stieß diesen zu wiederholtenmalen gegen die Mauer. Der Anblick flößte mir Entsetzen und Mitleid zugleich ein. Ich bat Bantinelli mit Blikken, dieser Scene ein Ende zu machen. Er aber gab mir zu verstehen, daß dies eine sehr heilsame Crisis sey, die man nicht unterbrechen müsse. Der Kranke werde, völlig genesen, daraus hervorgehen. Der Erfolg zeigte, daß Bantinelli wahr geredet hatte. Allmählig ward der Marchese wie-

der

der ruhiger, ohne daß jener auch nur durch einen Blick den Paroxismus desselben gehemmt hatte. Nun sagte Bantinelli mit sehr ernstem und eindringendem Tone:

„Wenn Sie nicht augenblicklich diese Schrift unterschreiben, so lasse ich verschollene, längst todtgesagte Menschen und unterschlagene Testamente wieder ans Licht treten."

Boshaft lachend erwiederte der Marchese:

„Was Vagabunden anbetrifft, die Eltern, Freunde und Vaterland verleugnet haben, so können Sie sie immerhin auftreten lassen. Was kümmert das mich? Ein anders wär's freilich mit dem Testamente, wenn nämlich eins untergeschlagen wäre, und wieder ans Licht kommen könnte. Indeß von dieser Seite bin ich völlig beruhigt."

Bantinelli antwortete schnell und ohne sich zu bedenken:

„Nicht so sehr, als Sie vielleicht glauben. Es giebt Leute, die noch auf

dem Todtenbette ihre Schandthaten bereuen, und sie wieder gut zu machen suchen."

Der Marchese ward aufmerksam und alle Furien der Furcht und bösen Ahnung nahmen auf seinem Gesichte Platz. Bantinelli fuhr fort:

„So hat ein gewisser Notar zu Rom noch in seiner letzten Todesstunde ein, von ihm unterschlagenes Testament in seine völlige Kraft wieder eingesetzt und in Gegenwart mehrerer Zeugen vollkommenen Aufschluß über den Hergang der Sache gegeben."

Mit bleichem Gesichte, schlotternden Knieen und bebender Zunge fragte der Marchese:

„Und wie heißt der Notar?"

Langsam und jede Sylbe deutlich aussprechend, antwortete Bantinelli:

„Er heißt Battista Cenoni."

Kaum waren diese Worte über Bantinelli's Lippen gegangen, als der Marchese, einem Todten ähnlich, zu Boden stürzte. Wir eilten beide hinzu und fanden keine

Spur des Lebens in ihm. Doch hatten wir alle Urſach, zu glauben, daß dieſer Zufall nichts weiter, als eine heftige Ohnmacht ſey, welche ihm der fürchterliche Aufruhr aller ſeiner Leidenſchaften verurſacht habe. Bantinelli ließ den Marcheſe fortſchaffen und ihm den nöthigen Beiſtand leiſten. Jetzt erinnerte ich mich mit Schrecken an Marcellina. Die ganze Scene dieſer Nacht ſeit Bantinelli's Ankunft war von der Art geweſen, daß ich meiner Retterin auch mit keinem Gedanken gedacht hatte. Ich eilte in das Zimmer, in welches man ſie gebracht hatte. Der Arzt ſagte mir, die Wunde ſey zwar nicht gefährlich, bedürfe aber, des großen Blutverluſtes wegen, der äußerſten Wartung. Die Patientin müſſe ſich insbeſondere vor jeder zu heftigen Gemüthsbewegung hüten und dürfe durchaus nicht reden. Ich trat an ihr Bett und erblickte ihr ſchönes Geſicht, auf welchem auch kein Hauch des Lebens mehr ſichtbar zu ſeyn ſchien. Todtenbläſſe hatte das liebliche Inkarnat verſcheucht, welches

sonst auf ihren Wangen prangte. Ich stand da, in Gedanken an des Mädchens Schicksal versunken. Sie hatte mir ihr Leben geweiht und geopfert. Welchen Dank konnte ich ihr dafür geben, was anders für Sie thun, als sie ihrem guten Genius überlassen? Ich machte mir bittere Vorwürfe über den Leichtsinn, mit welchem ich sie angehört hatte, und war überzeugt, daß es meine Pflicht gewesen wäre, sie gleich anfangs und zwar schon am Morgen im Parke mit Ernst und Nachdruck ab- und zur Ruhe zu verweisen. Als ich durch diese Weisung, welche ich mir selbst zum Besten gab, mit mir und meinem Gewissen gleichsam wieder aufs Reine gekommen war, so fiel mir abermals eine andere Betrachtung zentnerschwer aufs Gewissen. Es wollte mir nämlich deutlich werden, daß meine kleine Intrigue mit der Gräfin eben so tadelnswerth und verwerflich sey, als diejenige mit ihrer Kammerfrau. Da es mir nun vorkam, als würde ich auf diesem Wege der Selbsterkenntniß noch am-

Ende in einem Meere von Verwürfen unt eer; und zu Boden gehen müssen, so beschloß ich, einen Waffenstillstand zu schliessen mit meinem innern Richter. Ich hatte diese Nacht noch eigentlich kein Auge zugethan, und machte mich deshalb auf den Weg nach meinem Zimmer, indem ich, im Vorbeigehen, nach Bantinelli fragte. Es wollte ihn niemand weiter gesehen haben und man behauptete, er müsse mit dem Marchese abgereiset seyn, der sich von seiner Ohnmacht wieder erholt habe. Ich wünschte ihnen im Herzen eine glückliche Reise, da ich vor der Genesung Marcellina's, die Villa nicht zu verlassen beschlossen hatte, worein der Teufelskünstler Bantinelli wenn er hier geblieben wäre, vielleicht nicht gewilligt haben würde. Dieser Bantinelli war mir überhaupt ein Räthsel, dessen Auflösung ich nicht zu finden vermochte. In welchem Verhältnisse stand er mit den bewußten Personen und wodurch hatte er eine solche Ueberlegenheit über dieselben

bekommen? Wer war er eigentlich, und was trieb er?

Mit diesen Betrachtungen schlug ich mich herum, bis ich endlich darüber einschlief. Als ich erwachte, war es schon spät am Tage. Mein erstes Geschäft, welches ich vornahm, nachdem ich mich angekleidet hatte, war zu sehen, wie Marcellina sich befände. Ich gieng nach ihrem Zimmer und erstaunte nicht wenig, als ich weder im Bette, noch überhaupt im Zimmer, irgend jemand erblickte. Ich eilte, mich bei den Bedienten im Schlosse zu erkundigen, wo Marcellina geblieben wäre. Sie erzählten mir, daß früh Morgens eine Sänfte gekommen sey, in welcher man sie fortgetragen habe. Das war vermuthlich ein neues Stück von Bantinelli, für welches ich ihm keineswegs verpflichtet zu seyn glaubte. Das Mädchen hatte, seit dem Abentheuer der letzten Nacht, ein zu hohes Interesse für mich, als daß es mir gleichgültig gewesen wäre, sie in ihrer jetzigen Lage zu verlassen.

Da nun kein Gegenstand auf der Villa mehr vorhanden war, welcher mich länger hätte zurückhalten können, so fieng ich an, mich ernstlich zur Abreise anzuschicken. Ich hatte freilich, im Vertrauen auf das Wort der Gräfin, erwartet, daß der Erbprinz auf der Villa ankommen würde. Da ich aber, seit ich mit allen diesen sonderbaren Menschen im Vereine stand, mehr als einmal in meinen Erwartungen getäuscht worden war, und überdem wußte, wie wenig des Erbprinzen Thun und Lassen von seiner eignen Willkühr abhieng, so beschied ich mich gern in dieser Rücksicht meines Wunsches. Nachdem nun alle gehörige Anstalten zu meiner Abreise getroffen waren, setzte ich mich in den Wagen und fuhr von dannen. Es wollte mir ordentlich etwas freier und heiterer zu Muthe werden, als ich die Villa, auf der ich in wenig Wochen so mancherlei Schicksale erlebt hatte, im Rücken hatte. Ich konnte nicht umhin, mir alle Scenen, von meinem Abenteuer im Walde mit dem Mors

chese hin, bis auf den Vorfall der heutigen Nacht mit ebendemselben, ins Gedächtniß zurück zu rufen. Es würde mir niemand glauben, wenn ich es auch sagen wollte, daß ich mich bei den Scenen mit der Gräfin am Nachmittage und bei derjenigen mit Marcellina am Abend nicht länger aufgehalten hätte, als bei den übrigen. Meine Phantasie, durch die Einsamkeit im Wagen weit wirksamer und kräftiger gemacht, verschönerte noch die Bilder, die mein nur zu treues Gedächtniß von den Situazionen aufgefaßt hatte, in welchen ich mich mit der Gräfin und ihrer Kammerfrau befunden hatte. Es ward jedoch von Stund an mein ernstlicher Wille, mit beiden, auch selbst in Gedanken, nichts mehr zu schaffen zu haben. Ich suchte mich zu überreden, wie alles, was sich zwischen ihnen und mir zugetragen hätte, nur ein Sinnenrausch gewesen sey, den ich schon wieder verschlafen würde, so bald der Geist, der aus beiden gesprochen hätte, mich nicht mehr betäuben könnte. Ich that mir ordentlich über diese

männliche Entschließung im Herzen etwas zu Gute, und sah plötzlich, im Gefühle meines eignen Werths, zum Wagen hinaus in die weite Welt um diese gleichsam aufs zufordern, dem Triumpfe mit beizuwohnen, welchen ich über mich selbst davon getragen hatte.

So ward ich nach und nach wieder einheimisch bei mir selbst und das Fremde fieng an sich zu verlieren, welches sich, seit meinem Eintritte in Italien bei mir eingenistet hatte. Ich dachte inniger, als je, an die Herzogin und wünschte ein Vogel zu seyn, um auf den Flügeln der Liebe zu ihr hineilen zu können. Mit wahrem Entzücken betrachtete ich nun wieder ihr Bildniß in der bewußten Uhr, welche mir, wie man weiß, Giulia zurückgegeben hatte. Bei jedem Blick auf dasselbe war mir die Herzogin immer bekannter und befreundeter, und am Ende zweifelte ich daran, ob ich sie je aus dem Gedächtnisse verloren oder überhaupt seitdem andere Frauenzimmer gekannt hätte. Dachte ich an meinen Aufs

enthalt in der Residenz zurück, so leuchtete über diese Epoche meines Lebens eine heitere, schönere Sonne, als mir je geschienen hatte.

In dieser süßen Trunkenheit aller meiner Sinne hatte ich schon mehrere Meilen zurück gelegt, als ich mich gegen Sonnenuntergang in einem Walde befand, hinter welchem, der Aussage meiner Bedienten zufolge, eine Art von Wirthshaus lag, in welchem ich übernachten wollte. Dieser Wald war ziemlich groß, und sein undurchdringliches Dickig, auf welches die Nacht ihren schwarzen Schleier auszubreiten anfieng, flößte mir einen heimlichen Schauer ein. Ueberdem stellte sich mir eine andere Betrachtung dar, die mir aber mehr interessantes als schreckhaftes darbot. Seitdem ich nämlich mein stilles, väterliches Haus verlassen hatte, in welchem alles nach dem Maasstabe des bürgerlichen Herkommens abgemessen wurde, waren mir nichts, als Begebenheiten aufgestoßen, die im hohen Grade den Anstrich des Unge-

öhnlichen hatten. Dadurch war ich, so
n sagen, dem mir einheimischen Boden
ntrissen, und in einen fremden versetzt,
er mir freilich anfangs sehr auffallend
ar, auf dem ich aber endlich Wurzel zu
assen anfieng. Diese Betrachtung nun
ar es, welche mir den gerechten Zweifel
eibrachte, ob ich auch ohne irgend ein
Abentheuer diesen Wald passiren würde,
welchen mir meine, zur Unheimlichkeit sich
hinneigende Phantasie als bezaubert vors
tellte. Jedes Rauschen der Blätter, jeden
Windstoß, der sich in den Wipfeln der
Bäume hören ließ, hielt ich für eine An-
näherung irgend eines Abentheuers. Es
schien mir, als sey es eine absolute Un-
möglichkeit, daß ich diesen Wald verlassen
sollte, ohne daß mir ein Hinderniß den
Weg versperren würde. In diesem festen
Glauben bereitete ich mich vor auf alle
jene Erscheinungen, die nicht im gewöhnli-
chen Gleise der Dinge liegen, und nur
einer Reibung ohngewöhnlich sich widerstre-

bender Kräfte ihren Ursprung zu verdanken haben.

Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. In unbedingter Hingebung der zukommenden Ereignisse hatte ich mich in stiller Ruhe an den Rücksitz meines Wagens zurückgelegt und dachte mit Entzükken an das Wiedersehen der Herzogin. Ein durchdringendes Angstgeschrei meiner Leute, weckte mich aus der Träumerei, in welche ich gesunken war. Ich sah zum Wagen hinaus und bemerkte, daß wir auf dem steilen Abhange eines Grundes fuhren, in dessen Tiefe ein reissender Strom floß. Im nämlichen Augenblicke fühlte ich, daß der Wagen sich nach der Seite neigte, wohin ich blickte. Er stürzte und rollte in die Tiefe hinab. Die heftigen Schläge, welche ich im Fallen an die Wände des Wagens that, waren nicht ganz im Stande, mir meine Besinnung zu nehmen, und ich behielt Ueberlegung genug, von dem letzten Stoße, den der Wagen unten auf dem Boden bekommen würde,

meinen ſichern Tod zu erwarten. Der letzte Gedanke, deſſen ich mich erinnere, war der Wunſch, mit dem Wagen in den Fluß zu ſtürzen, den ich vorhin unten bemerkt hatte. Ein Schwindel ergriff mich und meine Sinne ſchwanden.

Erſtaunen bemächtigte ſich meiner, als ich wieder Beſinnung erhielt. Ich befand mich, dem Anſcheine nach, in einem ungeheuren unterirdiſchen Gewölbe, welches von vielen Kerzen erleuchtet und dem Tageslichte ganz unzugänglich war. An vielen Tiſchen umher zerſtreut, ſaßen groteske bunte Figuren, die ich anfangs für Erzeugniſſe meiner Phantaſie hielt. Schöne weibliche Weſen, nimpfenartige Erſcheinungen, ſchwebten zwiſchen jenen herum und bildeten mit ihnen einen um ſo auffallendern Kontraſt. Alles bewegte ſich in leichten Spielen, voll lasziver, friveler Bewegungen. Das Gräßliche der Männer verband ſich auf eine wunderbare Weiſe mit der Grazie der Weiber. Eine lange Zeit wußte meine Vernunft nicht, was ſie aus

allen diesen Erscheinungen machen sollte. Es dünkte mich, als sey ich todt und befinde mich im Orkus, wo die abgeschiedenen Seelen in grellen Schatten ihr Wesen treiben. Ich hielt diesen Aufenthalt für den endlichen Versammlungsort aller Geschöpfe, der Schönheit und der Häßlichkeit, des Guten und des Bösen, der Dummheit und der Klugheit. Meine Augen erblickten Phisiognomien, deren einzelne jeden dieser Charakter deutlich und bestimmt aussprachen. Dem Anscheine nach herrschte hier eine unbedingte, absolute Freiheit. Alles gieng im freundschaftlichem Vereine Hand in Hand, und bildete ein vollkommenes Ganze. Keine Convenienz, keine Rücksicht schien dem freien, genialen Aufflugs des Geistes Fesseln anzulegen, und seinen Schwung zu hemmen. Alles bestand nur im Einzelnen und das Einzelne nur im Ganzen. Vollkommene Harmonie herrschte unter allen diesen grellen Erscheinungen.

Ich befand mich wohl, obgleich ein wenig schwach. Einige Stellen am Kopfe

hmerzten mich und ich bemerkte durch den
Geruch, daß man mich mit Medizin, Sal-
en und Kräutern gehandhabt hatte. Kaum
atte ich Zeichen meines Erwachens von
ir gegeben, als mehrere jener Wesen auf
eine Lagerstätte zueilten. Es zeichnete
ch insbesondere eine kolossalische Figur uns
r ihnen aus, die durch das Gräßliche
res Anstandes und ganzen Benehmens Res
ekt einflößte. Sie schritt durch die Uebris
en hindurch, die ihr ehrerbietig Platz
achten, und näherte sich mir, indem sie
ir die Hand reichte und folgende Anrede
n mich hielt:

„Glück auf zur Rückkehr ins Leben!
Der Teufel! Diese Welt muß euch recht
ital geworden seyn, da ihr so nahe dabei
ard, in jene andere überzugehen. Ihr
ard verzweifelt hartköpfig und wir haben
n Wahrheit rechte schweißtreibende Bemü-
ungen anwenden müssen, euch zur Rück-
ehr zu bewegen. Nun! Es lobe mir
ber auch einer einen solchen halsbrechenden
Sprung! Blitz und alle Hagel! Stürzte

unser eins in das vermaledeite Loch hinab; so stände zu befürchten, man fiele durch und durch und käme am andern Ende der Erde wieder zum Vorscheine. Nun! Seyd guten Muths, Freund! diesmal seyd ihr noch, und zwar im eigentlichen Verstande, mit einem blauen Auge davon gekommen. Vergeßt jetzt, daß das Schwerdt des Todes an einem seidnen Faden über eurem Kopfe gehangen hat, und überlaßt euch der Freude, die euch hier mit offenen Armen empfangen wird. Versucht's einmal, ob eure Füße geschickter sind, auf den Boden zu treten, als euer Kopf. Reicht mir die Hand, damit ich euch helfe und ins Gleichgewicht bringe."

Der Ton, in welchem dieser moderne Goliath obige Rede hielt, glich mehr dem fernem Gemurmel des rollenden Donners, als einer menschlichen Stimme. Ob ich gleich einige Schritte von ihm entfernt war, so fühlte ich doch die Schwingungen der Luft, welche sein, gleichsam verkörperter, Odem in ihr hervorbrachte. Ich kann

eben

eben nicht ſagen, daß ich, dieſem Menſchen gegenüber, mit deſſen Körperfläche die meinige in gar keinem Verhältniſſe ſtand, mich ſehr behaglich befunden hätte, trotz ſeiner Freundlichkeit, die man freilich bei ihm eher für den Ausbruch des Schmerzens, als für ſonſt etwas halten mußte. Denn verzog er das Geſicht zum Lächeln ſo ſchien er Bauchgrimmen zu haben, und ſah er ernſthaft aus, ſo hätte man ſagen ſollen, er erblicke den Teufel, der ihn zu holen käme. Sein zorniges Antlitz hatte ich noch nicht geſehen, war auch nicht ſehr begierig darnach, weil der bloße Gedanke daran mir ſchon einen heimlichen Schauder einjagte. Ich ſuchte in allen Winkeln meines Gemüths die Leutſeligkeit zuſammen, deren ich nur immer habhaft werden konnte, um doch einigermaßen den Anſtrengungen meines galanten Wirths zu entſprechen, dem man's an der Naſe anſehen konnte, daß ihm die galanten Manieren nicht eben ſehr geläufig ſeyn mochten, mit welchen er, ſeiner Mei-

nung nach, mich zu überhäufen glaubte. Ich reichte ihm demnach, obwohl nicht ohne einiges Zögern, meine Hand hin und wollte mich in die Höhe richten. Da er sah, daß mich dieß einige Anstrengung kostete, so unterzog er sich gefälligst selbst der Mühe, mir auf die Beine zu helfen. Er faßte mich mit der einen Hand unter den Kopf und mit der andern unter die Beine, und hob mich ohngefähr so in die Höhe, wie etwa eine Mutter ihren Säugling aus der Wiege nimmt. Nachdem er dies gethan, hielt er mich einige Augenblick in der Luft schwebend, und schien mich, das Werk seiner Fürsorge, gleichsam mit einem, ihm ganz eigenen, Wohlgefallen zu betrachten. Dann setzte er mich, noch ziemlich sanft, auf die Erde, und maß mich mit den Augen, wo ihm zugleich die sichtbare Freude aus dem Gesichte leuchtete, welche ihm die Bemerkung verursachte, daß ich einen Stuhl ansetzen müsse, oder des etwas, wenn ich ihm etwa eine Heimlichkeit ins Ohr sagen wollte.

Ich erkundigte mich nach dem Schicksale meiner Bedienten und erfuhr von ihm, daß diese noch zu rechter Zeit an der entgegengesetzten Seite des Wagens herabgesprungen wären, um mich allein in die Tiefe fahren zu lassen. Unten habe der Wagen sich geöffnet und mich in den Strom geworfen, aus welchem er, mit eigner Lebensgefahr, mich herausgezogen und gerettet hätte. Ich dankte ihm mit einer nicht zurückhaltenden Innigkeit, worüber er sich übrigens nicht viel zu machen schien.

Nun führte er mich unter den Bewohnern dieses sonderbaren, labyrintischen Aufenthalts im Kreise herum und stellte mich ihnen als einen wieder auferstandenen Todten vor, der sich schon als Bürger in jener Welt habe aufzeichnen lassen, aber noch zu rechter Zeit in sein Vaterland und zu seinem rechtmäßigen Oberherrn zurückgekehrt sey. Alle belachten, wie sich's gebührte, die Laune und den Witz des grossen Mannes und wünschten mir Glück zu

dem Entschlusse, meinem alten Herrn noch treu bleiben zu wollen.

Jetzt hatte ich Gelegenheit, den Ort, wo ich mich befand, ein wenig näher in Augenschein zu nehmen. Alles strotzte von Pracht und Kostbarkeit, und auf den Tischen erblickte ich nur goldene und silberne Gefäße. Reiche Teppige lagen auf dem Boden ausgebreitet und prächtige Gemälde zierten die Wände. Das Ganze ward von einer unzähligen Menge einzelner Kerzen und mehrern Kronleuchtern erhellt. Ich bemerkte gerade so viel Weiber als Männer, erstere alle ohne Ausnahme hübsch, ja mehrere von ihnen wahrhaft schön. Die Männer erschienen mir sämmtlich wie Abkömmlinge eines Riesengeschlechts im dritten oder vierten Gliede. Sie hatten verzerrte, furchtbare Phisiognomien, deren einige durch große Narben und noch nicht geheilte Wunden das wahrhafte Ansehen von bösen Geistern bekamen. Man nöthigte mich zum Essen und Trinken und ich fand die kost-

barsten, ausgesuchtesten Speisen, nebst Weinen aller Art und aus allen Ländern.

Unter den Weibern zeichnete sich eine hohe, königliche Gestalt aus, die von den übrigen Weibern sowol als Männern, mit sichtbarem Respecte behandelt ward. Sie allein war verschleiert und der grose Mann schien sich vorzugsweise mit ihr allein zu beschäftigen. Der weibliche Sinn, voll Zartheit und Sanftmuth, schien auch seinen männlichen von den rohen Schlacken zu läutern, und er ward minder furchtbar, so oft er mit ihr redete.

Sie sahen an allem wenigen, oder gar keinen Antheil zu nehmen, und hatte meistens in tiefsinniger Stellung ihren Blick auf eine Stelle geheftet. Ein gewisses Etwas, eine äusere Schwermuth, die uns ausprechlich interessant erschien, hatte sich über ihre ganze Gestalt ausgebreitet und sprach meinem Sinne wunderbar an. Ihre Form war von einem so künstlerischen Ebenmaaße, daß sie einem Bildhauer und Mahler zum Model hätte dienen können.

Ich merkte, daß sie mich zu wieder-holten Malen anblickte und ihre Augen auf mir ruhen ließ. Es fiel mir schwer aufs Herz, daß ich abermals in Abentheuer verwickelt werden möchte, welches mir hier, bei einer solchen Menge schöner Frauenzimmer, gar nichts unmögliches schien. Doch nahm ich mir vor, auf meiner Hut zu seyn, und mich um keine von allen zu bekümmern, wunderte mich aber nicht wenig, als ich bei näherer Untersuchung gar keinen üblen Willen in mir verspürte, mit der Verschleierten näher bekannt zu werden. Die ersten Schritte hatte ich wenigstens schon gethan, indem meine Blicke einen Schleichhandel mit den ihrigen trieben. Ich merkte nun wohl, daß der alte Adam über den neuen Christen den Sieg davon tragen würde, und beschloß, der Leitung meines Schutzgeistes mich blindlings zu überlassen, weil ich es doch für vergebene Mühe hielt, gegen die Fügung des Schicksals mich auflehnen zu wollen. Als ich dieses heilsamen Beschlusses Meister geworden war, gab ich

mich der Freude hin und nahm den Ton der interessanten Gesellschaft an. Ich ward lustiger, als alle, und hatte in kurzer Zeit die ganze weibliche Schöpfung um mich her versammelt. Sie schienen Gefallen an mir zu finden und trieben allen ersinnlichen Muthwillen mit mir. Dies alles gewährte mir einen sonderbaren Anblick und einen noch sonderbarern Genuß. In einem Kreise von dreißig, vierzig Weibern, die alle schön sind und Grazie mit Frivolität verbinden, ist es wahrlich sehr wohl seyn, und ich wor nicht übel aufgelegt, mir in ihrem Schoße eine Hütte zu bauen. Seit in den neuern Zeiten eine Theorie der Frivolität aufgestellt ist, und man darin nach dem höchsten Prinzip verfährt, schreit und lärmt man gegen jene aus Leibeskräften. Wären wir von der Praxis zur Theorie übergegangen, statt umgekehrt, so könnten wir unsern Nachbarn, den Franzosen, Unterricht in der Libertinage geben, abermals statt umgekehrt, besah ich mir übrigens die Umgebungen mit einer ganz kleinen Distr

Phantasie, so erschienen mir die Weiber wie die Hurris, ich selbst als ein rechtgläubiger Muselmann, und die ganze räthselhafte Spelunke wie der Muhamedanische Himmel. Nur an dem Patagonischen Urenkelstamme, besonders aber am großen Manne, sollte meine Phantasie zu Schanden werden. Diese waren mir zu große Wirklichkeiten, als daß die Phantasie hätte mit ihnen ins Spiel kommen können. Ich gab mir aber auch alle mögliche Mühe, mit ein wenig Selbsttäuschung mir sie sowohl aus der Wirklichkeit, wie aus der Phantasie wegzureden, und setzte mir recht ernstlich vor, von ihnen keine Notiz zu nehmen. Freilich wollte mir dies nicht immer gelingen. Fiel nämlich zufällig mein Blick von dem Busen einer Juno, oder von dem Auge einer Minerva, oder von dem Gesichte einer Venus, oder von der holden Verschämtheit einer Diana, oder von der Grazie einer Iris auf das groteske Karrikaturgemälde einer solchen Teufelskratze, so wollte mir plötzlich etwas unheimlich zu Muthe

werden, und ich befand mich in keiner sehr behaglichen Lage. Doch hatte ich, ohne es zu suchen und zu erwarten, Gnaden gefunden vor den Augen dieser kleinen Riesen, und besonders gab mir der große Mann über die fröhliche Stimmung sein Wohlgefallen zu erkennen, in welche meine gute Laune seine Gesellschaft gesetzt habe. Eine solche freundschaftliche und einnehmende Gesinnung mußte natürlich auf mich den lebhaftesten Eindruck machen, und ich bestrebte mich immer mehr, seines Beifalls theilhaftig zu werden. Dadurch ward meine Laune am Ende so toll, daß ich mich über mich selbst wunderte, wenn ich die Umstände betrachtete, in welchen ich mich befand. Ich betete die Herzogin an mit einer Leidenschaft ohne Gleichen, hatte diese über dem himmlischen Liebreize der Gräfin beinahe rein vergessen, und ward wiederum von Marcellina der alten Bande entledigt und in neue geschmiedet. Als diese mir aus dem Sinne war, fand ich sie auch nicht mehr im Herzen und die Reihe gieng

wieder von vorne an, nemlich von der Herzogin, oder vielmehr von ihrem Bilde in der Uhr. In diesem Augenblicke war nun gar weder von der Herzogin, noch von einer ihrer Nachfolgerinnen, und am allerwenigsten von der Uhr mehr die Rede, die ich überhaupt auch nicht in meiner Tasche fand und höchst wahrscheinlich bei jenem Salto mortale verlohren hatte. Uebrigens hätte ich mich nun in diesem muhamedanischen Himmel recht wohl befunden, wäre nur — die Verschleierte nicht gewesen. Diese eine, die ich entbehrte, lag mir mehr am Herzen, als die verschiedenen Duzende, die sich mir daran legten. Ich verzweifelte indessen nicht, sondern verließ mich auf mein gutes Glück.

Dem großen Mann fiel es am Ende ein, daß es Zeit zum Aufbruche wäre, und er ermahnte die fröhliche Gesellschaft, zu Bette zu gehen. Man nahm den Vorschlag an und im Augenblicke paarte sich alles, wie in der Arche Noä, die Männleins zu den Fräuleins. Unwillkührlich sah ich mich nach der Verschleierten um, die

an einem entfernten Tische stand und etwas zu schreiben schien. Der große Mann hatte meine Blicke ausgespähet und raunte mir jetzt mit einem Humor, der in's Affreuse spielte, folgendes in's Ohr:

„Den Appetit laß dir vergehn, armer Schlucker! Das ist eine zweite Lukrezia, mit dem kleinen Unterschiede, daß sie sich nicht nach, sondern vor der That den Dolch in's Herz stoßen würde. Mit der stehe ich schon seit zwei Monaten in Unterhandlungen, und wir sind noch nicht einmal bis zu den Präliminarien, das heißt, zu den Küssen gekommen. Doch, begreifst du wohl, kann man sich an einem Orte, wie hier, leicht trösten und schadlos halten. Laß also die keusche Diana laufen! Apropos! Wenn es dir gelänge, ihr Endimion zu werden! — — Der Teufel! du wärst kein schlechter Endimion! Vielleicht erzeugte das Endimionen, und da dürfte die Reihe auch an mich kommen! Sonst kann ich höchstens den Akäon bei ihr machen. Doch gieb dich nur zufrieden! Ich will gleich das

für sorgen, daß du nicht ganz leer aus gehst Ich hoffe, du sollst mit mir zufrieden seyn"

es sagte er mir bei Seite in's Ohr. Mir war es, als summten und brummten mehrere Millionen Bienen in meinem Kopfe herum, oder als sauste mir der Nordwind im Gehirne.

Ich drehete mich zur Seite und erstaunte nicht wenig. Die Verschleierte stand dicht neben mir. Ihre hellen, funkelnden Augen leuchteten durch den schwarzen Schleier, wie der Abendstern durch die Mitternacht. Sie winkte mir und zeigte auf ihre Hand, die sie mit der meinigen zusammen zu bringen suchte. Ich trat hinzu und — fühlte ein Papier zwischen meinen Fingern. Sie entfernte sich und ich that als holte ich den Zettel aus meiner Tasche. Das Papier auf und zu rollend, gleichsam als spielte ich damit, brachte ich es vor die Augen und las, wie folget:

„Fremdling! dein Anblick flößt mir Zutrauu ein, und zieht mich zu Dir hin!

fühlst Du das nemliche Bedürfniß einer Annäherung, so wähle diejenige zu deiner nächtlichen Gesellschafterin, welche im Augenblicke, wo du vor sie treten wirst, ein Tuch vors Gesicht bringen wird. Dann hörst du mehr von mir."

Der Zettel setzte mich nicht wenig in Verwunderung. Während dieser Zeit hatte der grose Mann den übrigen zugerufen:

„He da, ihr Herrn! Wir sind es der Gastfreundschaft und Billigkeit schuldig, den Fremden hier, der uns so gut unterhalten hat, auf eine Art zu entschädigen, die ihm keines Weges unangenehm seyn dürfte. Ich dächte demnach, wir ließen ihm freie Wahl und setzten der Ausübung derselben kein Hinderniß in den Weg!"

Jetzt entstand ein allgemeines Beifallsgeschrei, welches mich anfangs in Furcht und Schrecken setzte. Es glich etwa dem Geschreie, welches eine ganze Armee ausstößt, wenn sie sich in den Feind stürzen will. Als ich mich von meiner Bestürzung wieder in etwas erholt hatte, so fieng

der Vorschlag des großen Mannes an, mir Spaß zu machen. Er munterte mich auf, nicht blöde zu seyn, und eine Revüe anzustellen über die gesammte weibliche Rekrutenschaft, für Amors Dienst geworben und erzogen. Ich folgte seinem Rathe und fieng bei derjenigen an, welche mir am nächsten stand. Es war eine der schönsten unter dem ganzen Haufen und ich wartete vergebens auf das Zeichen mit dem Schnupftuche. So gieng ich von einer zur andern und es gab keine unter ihnen, bei denen mir nicht das quästionirte Tuch eine überaus günstige Erscheinung gewesen wäre. Ich war bereits bis an's Ende gekommen, als mir der große Mann heimlich zurief:

„Bist du verrückt, guter Freund? Worauf hoffst du noch? du befindest dich beinahe am Ende, und Mädchen sind ja keine Pilze, die aus der Erde wachsen!"

Ich suchte ihn mit Blicken und Gebehrden zu beschwichtigen, welches mir aber nicht sonderlich gelingen wollte. Jetzt be-

fand ich mich gerade bei der letzten, und bis dahin hatte es noch keiner gefallen, mir das Schnupftuch zuzuwerfen. Diese letzte war nicht nur minder schön, als die übrigen, denn dann hätte sie immer noch erträglich seyn können; sondern sie galt in jedem Sinne für eine komplette Häßlichkeit. Ueberhaupt schien sie sich nur des Contrastes wegen an diesem Orte zu befinden. Wer begreift mein Schrecken und Erstarren, als gerade diese letzte mir das bewußte Zeichen mit dem Taschentuche gab? Ich stand da wie niedergedonnert, in der jämmerlichsten Verlegenheit. Sollte ich, im Vertrauen auf die verschleierte, meinen Ekel besiegen und die Häßliche zu meiner Sultanin erkiesen oder auf alle Beruht leisten, und auf die Verschleierte nebst ihren Versprechungen obenein? Ich konnte nicht umhin, auf letztere hinzublicken, die in einiger Entfernung der Scene zugesehen hatte. War's Täuschung, oder Wahrheit — sie schien mir durch den Schleier bittende Blicke zuzuwerfen und auf die Häßliche hinzudeuten.

Rasch entschloß ich mich, ihren Willen zu erfüllen und den Ausgang der Dinge mit Geduld und Hingebung zu erwarten. Der Gedanke tröstete mich, daß keine Obliegenheit auf mir ruhe, mit der häßlichen in eine nähere Bekanntschaft zu treten, als ich es für gut befinden würde. Ich that demnach die Augen zu und reichte dieser meinen Arm. Jetzt brach der ganze Kasten Noa in ein so schallendes, wieherndes Gelächter aus, daß ich glaubte, ein Erdbeben unter meinen Füßen zu verspüren. Besonders zeichnete sich der große Mann aus, der überdem noch folgende Worte, wie Kanonenschüsse aus einer Haubitze hervorsprudelte:

„Nun, Freund Sonderling! Man ehre mir deinen Geschmack! Was wahr ist, muß man wahr nennen! Du scheinst mir ein großer Physiker und Metaphysiker zu seyn und ziehst gewiß auf Erfahrungen im Gebiethe der Sinnenwelt umher. Nun — dem Menschen ist der Wille sein Himmelreich! Mach was du willst!"

Mi

Mit diesen Worten faßte er seine Gesellschafterin, jene erste, die mir am nächsten gestanden war, deren ich vorhin Erwähnung gethan habe, und eröffnete mit ihr den Abzug. Ich konnte nicht umhin, ihm einige Blicke nachzuschicken, die ihm ganz etwas anders, als eine gute Nacht, wünschen sollten. Ihm folgten alle andere paarweise und ließen mich mit der Häßlichen allein. Die Verschleierte war schon vorhin durch eine Nebenthür verschwunden.

Lange stand ich und war in Betrachtungen meines Schicksals vom heutigen Abend versunken. Ich warf einen Blick auf meine Gesellschafterin, die den ihrigen auf den Boden geheftet hatte und mich nicht anzusehen wagte. Sollte die Verschleierte in der That nur ein Spiel mit mir haben treiben wollen, oder war die Häßliche nichts weiter, als eine Verbindungspartikel zwischen mir und jener? In jedem Falle war sie, die Häßliche, in einer Lage, die Schonung und Mitleid verdiente. Ich bestrebte mich ernstlich, ihr beides angedei-

hen zu lassen, und legte mir einen moralischen Zaum und Zügel an, um meine Gedanken von den andern ab- und auf diese allein zu lenken. Ich fand eine so schöne kunstgerechte Form an ihr, daß ich ihr Gesicht sehr geschwind über ihrem Körper vergaß. Dies erhöhete natürlich den momentanen Reitz des Mädchens um ein Großes, und ich glaube, die Häßliche stand für diesen Augenblick mit der Herzogin, der Gräfin, Marcellina und dem ganzen patagonischen Harem in Reihe und Glied. Sie schien nicht wenig Geschmack an mir zu finden und nannte mich einmal über das andere ihren schönen Fremdling, setzte aber immer in einem leidenschaftlichen, seufzenden Tone hinzu: „Ach, wenn doch meine Gebietherin nicht wäre."

Aus reiner Dankbarkeit bewogen, schloß ich sie in meine Arme, als eine Uhr in der Nähe eins schlug und die Verschleierte zur Thür eintrat. Der Blitz hätte die Häßliche nicht schrecklicher treffen können, als die schwarze Erscheinung. Sie warf

ſich vor jener auf die Knie, umfaßte dieſe und ſchluchzte heftig. Die Verſchleierte heftete einen bedeutenden Blick auf ſie, hob ſie dann auf und ſagte zu ihr langſam und mit Engelsſanftmuth! „Zulma! Ich verzeihe dir!" Zulma ſtand auf, küßte der Verſchleierten die Kleider und verließ lautweinend den Saal.

Ich befand mich in einer drückenden Lage, und wagte nicht, die Augen aufzuſchlagen. Dieſe räthſelhafte Erſcheinung in mir ſetzte mich ſelbſt in Erſtaunen. Welche unſichtbare Glorie umſtralte die Verſchleierte? Warum erſchien ſie mir in dem himmliſchen Glanze einer Göttin der Keuſchheit, einer perſonifizirten Reinheit und Lauterkeit? Alle dieſe Bemerkungen drängten ſich mir in dieſem einzigen Augenblicke auf, wo ich ihr gegenüber ſtand, und ſie ſelbſt, durch den gehabten Anblick, in Verlegenheit geſetzt zu ſeyn ſchien. So ſtanden wir mehrere Minuten und wagten beide nicht, den andern anzureden. Sie faßte ſich zuerſt, indem ſie einigemal den Saal auf und

nieder gieng. Dann blieb ſie vor mir ſtehen und redete mich mit folgenden Worten an:

„Könnten die Sitten meines Vaterlandes meinem innern Sinne und Gefühle zur Richtſchnur dienen, ſo würde die Szene, deren Augenzeuge ich ſo eben geweſen bin, gar nichts befremdendes für mich gehabt haben. So aber muß ich offen geſtehen, daß der Eindruck, den dein erſter Anblick auf mich gemacht hat, mich jetzt wünſchen läßt, auf keine ſolche Art über dich aufgeklärt zu werden. Doch davon kein Wort weiter! Ich bin in Algier gebohren, wo mein Vater eine hohe Stelle im Staate bekleidet. An meinem letzten Geburtstage ward mir zu Ehren ein glänzendes Feſt veranſtaltet, welches ein koſtbares Feuerwerk auf offner See beſchließen ſollte. Man ſchmückte mich mit den reichſten Kleidern und prächtigſten Edelgeſteinen. Kaum hatte das Feuerwerk begonnen, als ſich aus heitern, hellen Wolken ein fürchterlicher Sturmwind erhob. Das Schiff, worauf ich mich befand, ward vom Lande ab in die offene

See getrieben. Die ganze Nacht wurden wir von den Wellen herumgeworfen und jeden Augenblick in Gefahr, ein Raub derselben zu werden. Mit Tagesanbruch erblickten wir ein Schiff, welches mit offenen Segeln auf uns einruderte. Es war ein sizilianischer Seeräuber, der auch so gleich Jagd auf uns machte. Die wenige Mannschaft auf unserm Schiffe konnte sich nur schwach vertheidigen und mußte sich bald auf Gnade und Ungnade ergeben. Wir landeten an einer unbewohnten Küste und wurden von den Seeräubern in diese unterirrdische Höhle geführt. Hier haben sie mich schon mehrere Monate lang gefangen gehalten, indem sie noch über die Art und Weise nicht einig werden können, wie sie mich gegen ein vortheilhaftes Lösegeld meinem Vater wieder ausliefern sollen. Die übrigen stimmen unbedingt dafür; nur ihr Haupt, das mich mit seiner gehässigen Liebe plagt und verfolgt, ist noch immer nicht dazu zu bewegen.

Bis jetzt hatte ich noch mit keinem Gedanken daran gedacht, an welchem Orte und unter welchen Menschen ich mich befände, und im Traume wär es mir nicht eingefallen, zu glauben, daß ich, wie es mir jetzt aus der Rede der Verschleierten wollte deutlich werden, gar ein Gefangner von Seeräubern seyn sollte. Bei meinem Erwachen hatten zu verschiedenartige Gegenstände auf meine Sinne gewirkt und sie von mir selbst zu sehr abgezogen, als daß ich meine eigne Person nicht hätte darüber aus dem Gesichte verliehren sollen. Jetzt nun, da ich auf einmal über meine Lage an diesem Orte Aufklärung erhielt, war mir der Gedanke unerträglich, wider Willen hier zu seyn und nicht von dannen zu können. Ich wußte übrigens nicht, welche Pläne meine geehrten Wirthe in Rücksicht meiner geschmiedet hatten, konnte aber, ohne einen großen Aufwand von Scharfsinn, voraus sehen, daß sie mich nicht gutwillig würden ziehen lassen. Das Zusammentreffen mit der Algierischen Dame an diesem

Orte konnte mir demnach unter so bewandten Umständen gar nicht gleichgültig seyn, wäre sie auch minder schön gewesen, wie ich jetzt Gelegenheit gehabt hatte, zu entdecken, indem sie schon vor Anfang ihrer Rede an mich sich entschleiert hatte. Da sie schon so lange an diesem Orte und unter diesen Menschen gelebt hatte, so konnte ich zum voraus setzen, daß sie beide hinlänglich kennen müsse, um mir die gehörigen Aufschlüsse darüber geben zu können. Es berechtigte mich demnach mehr als eine Ursach, meiner Türkischen Freundin Vertrauen angedeihen zu lassen und mein Schicksal mit dem ihrigen zu verbinden. Dies kostete mich um so weniger Ueberwindung, indem schon ihr erster Anblick mich zu ihrem Vortheil eingenommen hatte. Auch flößte ihr anspruchloses, gar nicht prunkvolles Wesen, welches ihr das Ansehen einer stillen, und unwiderstehlichen Hoheit gab, eine unbedingte Hingebung ein. Ich verhieß ihr also von meiner Seite allen nur möglichen Beistand und Einwilligung in jeden ihrer

Entschlüsse. Sie berichtete mir, daß vielleicht schon der morgende Tag zu der Ausführung eines Planes geschickter seyn könne, als jeder andere, indem, wie sie wisse, ein großer Theil der Bande aus der Höhle ziehen und wieder zu Schiffe gehen werde. Sie versprach, nähere Nachricht einzuziehen und zwar durch eine ihrer Sklavinnen, der nemlichen Zulma, die ich mir zur Gesellschafterin hatte wählen müssen, und welche, wie sie sagte, von einem der angesehensten Räuber, wiewohl vergebens, ausnehmend geliebt und protegirt werde. Der Schlag einer Uhr erinnerte uns an die Eilfertigkeit der Zeit, welche schon den nahen Morgen verkündigte. Die Entschleierte stellte mir die Nothwendigkeit vor, daß wir uns trennen müßten, ehe jemand erwachen und uns vielleicht beisammen finden würde. Diese plötzliche Trennung von einem interessanten Wesen, welches mir noch so fremd und doch wieder so bekannt war, wollte mir nicht recht deutlich werden. Es war mir immer noch, als sollte ein gewiß

ses Etwas unter uns zur Sprache kommen, dem sich doch wieder ein gewisses anderes Etwas mit aller Macht widersetzte. So stand ich mehrere Augenblicke in der höchsten, peinlichsten Unentschlossenheit, als die Türkische Dame mit einem himmlischen Liebreize auf mich zutrat und ihre Arme gegen mich ausbreitete. Ich stürzte auf sie ein, umschlang sie mit Heftigkeit und drückte einen langen Kuß auf ihren schönen Mund. Ein Geräusch in meiner Nähe brachte mich wieder zu mir selbst. Ich wandte mich um und erblickte den großen Mann, der in die Thür trat und uns mit der höchsten Verwunderung in oberwähnter Stellung erblickte. Als er sich in etwas von seiner Bestürzung erholt hatte, kam er näher und hielt folgende Anrede an mich:

„Brav, junger Mann! Ihr schmiedet das Eisen, dieweil es warm ist; daß ihr aber so geschwind zum Ziele kommen würdet, hätte unser einer sich nicht einbilden können, der nun schon Monate lang, wie die Katze, um den heißen Brei geht."

Die Entschleierte wand sich, doch ohne Bestürzung, aus meinen Armen und verließ den Saal, nachdem sie noch einen bedeutenden Blick auf mich geworfen und den großen Mann mit verächtlicher Miene angesehen hatte. Ich blieb mit ietzterem allein und wußte nicht ganz eigentlich, wie ich mich gegen ihn zu verhalten hatte. Indeß zog er mich mit folgenden Worten aus der Verlegenheit:

„Ma — zürnt nur nicht auf mich, junger Mann: Es ist nicht gerne geschehen. Ich bin freilich etwas zu früh gekommen. Nun! Tröstet euch! Es ist noch nicht aller Tage Nacht geworden. Ihr braucht euch nicht zu übereilen."

Ich hielt es jetzt für dienlich, diese Aeußerung aufzufangen um zu erfahren, wie er in Hinsicht meines hiesigen Aufenthalts gesonnen sey. Ich erwiederte daher auf der Stelle:

„Allerdings habe ich Eile, denn ich werde noch diesen Morgen von hier abreisen."

Der groſse Mann machte ein seltsames Gesicht, ohngefähr als wenn er von einer unsichtbaren Hand eine Ohrfeige bekommen hätte. Ich sah ihm die Verlegenheit an, mit welcher er zu kämpfen hatte, indem ich doch nicht gerade zu erfahren sollte, wie ich eigentlich mit ihm daran wär. Auch war mir selbst daran gelegen, dieser Art der Vertraulichkeit auszuweichen. Ich hätte sonst, um den Schein zu retten, wenigstens toben und mich wüthend gebehrden müssen, wozu mir in diesem Augenblicke die Lust fehlte. Auch hatte der Gedanke, hier neben der Algierischen Dame und den übrigen Harems Schönen für einige Zeit eingekerkert zu werden, jetzt schon viel von dem Gräſslichen verlohren, welches er anfangs für mich gehabt hatte. Wird man sich wundern, wenn ich frei gestehe, daſs die Häſsliche eben so viel Antheil an meiner Sinnesveränderung hatte, als die Entschleierte? Erkläre, wer da kann, die Inkonsequenz der menschlichen Naturen! Ich vermag es nicht und lege deshalb mit wahrer Beschä-

mung den Stein bei Seite, welcher mir jezuweilen Intoleranz und eigene Ueberhebung in die Hand giebt.

Um den großen Mann in Rückſicht der Erklärung, welche er mir hätte geben müſſen, außer alle Verlegenheit zu ſetzen, beſchloß ich, ihm ſelbſt Gelegenheit zur Ausweichung derſelben zu verſchaffen. Ich bat ihn demnach, er möge mir einen Ort anzeigen, wo ich einige Zeit ruhen könne, weil ich mich noch etwas ſchwach fühle von meinem gethanen Sprunge. Er führte mich hierauf in ein prächtiges Schlafgemach und verließ mich, nachdem er mir eine gute Nacht gewünſcht hatte. Ich entkleidete mich und ſuchte das Bett auf, deſſen elaſtiſche Weichheit mich bald in einen ſüſſen, erquickenden Schlaf wiegte.

Bei meinem Erwachen fühlte ich mich heiterer und leichter, als ich mich ſeit langer Zeit nicht erinnerte, geweſen zu ſeyn. Ich verſinnlichte mir alle und jede mögliche Ereigniſſe, die mich an dieſem Orte treffen könnten, und fand kein einziges, vor dem

ich nöthig gehabt hätte, zurückzuschreiken. Im Gegentheil mahlte mir meine geschäftige Phantasie gewisse Situazionen so reizend und geschmackvoll aus, daß ich nur mit Widerwillen daran dachte, diese muhamedanische Unterwelt zu verlassen. Doch befand sich im Vordergrunde der Perspektive, die ich in das Freudenleben dieses weiblichen Labyrinths that, allemal neben der Entschleierten — die Häßliche. In einem Anfalle Ovidischer Metamorphosirsucht wünschte ich, ein moderner Deukalion, Pygmalion, oder des etwas zu werden, um Zulma's Körper dem Gesichte der Algierischen Dame abhängig zu machen, oder welches auf eins herausgekommen wäre, letzteres ersterem einzuverleiben. In meinen wandelnden und verwandelnden Visionen erblickte ich zugleich die projektirten Methamorphosen fix und fertig, worüber der alte Mensch in mir eine nicht geringe Freude empfand. Doch verwandelte sich diese urplötzlich in ein großes Leid, als ich durch eine Okularinspektion überzeugt ward, wie eine der unverwandels

ten Verwandlungen sich in meiner Nähe befände. Es sah nemlich bei einem Geräusche, welches der Verwandler in seinem Bette machte, das häßliche Gesicht, welches dem schönen Körper der Zulma angehörte, durch die Vorhänge des erstern, nemlich des Bettes, und benahm mir dadurch alle Lust, noch weiter zu verwandeln, um nicht, wie jener berühmte Verwandler, aus dem Paradiese des Genusses in das Jammerthal der Entbehrung exilirt und verstoßen zu werden. Seit die projektirte Gesichts- und Körperwanderung nicht hatte statt finden können, waren mir meine angefangenen und nicht beendigten Werke um eins so theuer geworden. Ich betrachtete deshalb die Häßliche mit doppeltem Interesse und versuchte sie näher an mein Bett zu ziehen, indem ich sie fragte, was zu ihrem Dienste stehe? Sie entwand sich meinen Armen und antwortete mit einer trüben ernsten Miene:

„Der Zufall, mächtiger als meine Entschließungen, zieht mich von neuem zu

Dir hin. Den grausamen Scherz fortsetzend, hat man mich abermals zu deiner Gesellschafterin gewählt. Doch legt mir der Befehl meiner Gebietherin, mehr noch aber das Pflichtgefühl gegen mich selbst, strenge Vorsicht und Wachsamkeit auf. Es darf unter uns keine Annäherung statt finden, als die sehr mittelbare des Herrn und der Sklavin."

Noch in meine metamorphosirenden Träumereien versunken, weckten mich diese Worte auf eine sehr unangenehme Weise, und waren eben nicht sehr tröstlich für mich anzuhören. Ich ahnete mein altes Schicksal, das mich bisher immer verfolgt hatte und dem des Tantalus nicht unähnlich war, der bei stets erregtem Reize stets entbehren mußte. Dieser hatte die Götter beleidigt, ich hingegen, sie angebetet in dem schönsten Theile ihrer Schöpfung. Warum mußte ich einerlei Schicksal mit ihm haben, ohne jedoch des nemlichen Verbrechens schuldig zu seyn. Meine Laune ward dadurch um ein ansehnliches mißlauniger; denn ich sah schon

im voraus, daß auch der heitere Himmel der Algierischen Dame sich wieder verschleiern würde. Ueberhaupt waren alle meine weiblichen Bekanntschaften jenen Blumen ähnlich, die einem von ferne recht lieblich anlächeln, aber sich sogleich verschließen, wann man sie berühren will. Ich war demnach, wie schon gesagt, ziemlich ärgerlichen Sinnes und drehte mein Gesicht ab von der sittsamen Zulma. Sie bemerkte meine Veränderung, wie es schien, mit keinem freudigen Gefühle und sah mich mit düstern Augen an, die sich im Augenblicke mit sanft fließenden Thränen füllten. Dieser Anblick rührte mich und ich vergaß von neuem die löblichen Pflichtgefühle der interessanten Tugendheldin, indem ich sie umarmen wollte. Sie wich mir abermals aus und sagte in einem leidenden, höchst rührenden Tone, indem sie meine Hand zum Munde führte:

„Schöner, reizender Fremdling! Eine vorhin nie gekannte, nie gefühlte Empfindung bewegt diesen feurigen Busen, und ein

ein mächtiger, alles besiegender Reiz zieht mich zu dir hin. Ach, dürfte ich den glühenden Wünschen dieses Herzens folgen und mich ihnen hingeben! könnte ich das lange geahnete, lang ersehnte Ziel in deinen Armen erreichen! aber nein! die arme, von Natur und Menschen verstoßene, Zulma darf keine Wünsche haben, keine Befriedigung derselben suchen! Sie lebt nicht in eignem Willen, sondern ist dem eines andern unbedingt unterworfen! Sie darf keinen Gemahl haben, keinen kennen, sondern ihn nur einem andern zubereiten.

Ihre Thränen flossen häufiger und sie beschäftigte sich im Zimmer mit den Zubereitungen zu einem ausgesuchten Frühstück. Während sie ab- und zugieng, kleidete ich mich an, im Herzen die Algierische Dame, die Häßliche und die ganze Riesenpflanzschule nach Recht und Billigkeit zu allen Teufeln wünschend.

Ein großer Theil meines Zorns ertrank in dem herrlichen Weine, welchen mir die unterirdischen Republikaner hatten

zukommen lassen. Noch vor Beendigung meines Frühstücks war mein Sinn so rein von Trübsinn, wie ein heitrer Frühlingsmorgen von Regenwolken. Die wundervollen Ereignisse meines allerneuesten Lebens zogen in ihren grellen Gestalten, wie Schattenspiele an der Wand, vor meiner Seele vorüber, ohne einen Eindruck von sich zurück zu lassen. Doch bemerkte ich, wenn ich genauer zublickte, einen Schatten, bedeutender und majestätischer, als die übrigen, der sich in jede Gruppe einschlich, diese zum Schatten, sich selbst aber zum Lichte erhob. Diese Gestalt war unverkennbar durch den mächtigen Eindruck, welchen ihr jedesmaliger Auftritt in mir zurück ließ. Wer ahnet nicht mit mir den Namen dieser Gestalt? Es war — die Herzogin! Oft schien sie mir zu winken, und einen verweisenden, zürnenden Blick auf mich zu werfen. Immer aber behielt jene himmlische Engelssanftmuth die Oberhand, die mir stets so reizend an ihr erschienen war. Doch war es mir, als müßte ich mich

mit Gewalt bestreben, Sinn und Gedanken für jetzt noch von ihr abzulenken. Sie erschien mir wie das endliche, belohnende Ziel einer gefahrvollen Unternehmung, für welches ich noch nicht alle mir auferlegten Mühseeligkeiten überstanden hatte. Mein Sinn hieng mit einer wahren Anbetung an dem holden lieblichen Wesen der Italiänerin. Ich selbst hielt mich aber noch nicht für geprüft, geläutert und erprobt genug, um in den Himmel einzugehen, welchen mir die Arme der Herzogin aufschließen würden. Sollte bei diesen Raisonnements einige Selbsttäuschung sich mit ins Spiel mischen, um meinen eignen treulosen Sinn zu rechtfertigen, so erinnere man sich im Allgemeinen der Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit der menschlichen Natur. Ich habe von jeher Verzicht darauf gethan, mehr als Mensch seyn zu wollen.

Während obige Scenen im Schattenspiele meiner Phantasie vorgestellt wurden, hatte Zulma, ihrer natürlichen und künstlichen Rolle nachkommend, in tugendhafter

Demuth die entgegengesetzte Ecke des Zimmers zu ihrem Aufenthalte gewählt, von wo aus sie heimlich mit meinem äussern Ich liebäugelte. Ich beschloß, einmal Herr zu werden über das Adamitische Wesen in mir, und die tugendhafte Jungfrau nicht zu stören in ihren frommen Entschlüssen. Ich kann eben nicht sagen, daß ich hierbei, während ich frühstückte, einen harten Kampf zu kämpfen hatte. Ich gelobte Entsagung über Entsagung, und eine Entbehrung nach der andern, und würde auf der Stelle ein Mönch geworden seyn, wenn man die Herzogin, als meine Himmelsbraut, mir in die Arme geführt hätte. So trieb ich es noch eine gute Weile fort bei Hülle und Fülle des Tisches. Als aber mein Magen mit letzterm die Rollen gewechselt hatte, und beide kein Interesse mehr für mich hatten, so wollte es mir freilich ganz anders zu Muthe werden. In vollkommener Zerknirschung meines sündigen, schwachen Menschen gelang es mir jedoch, theilweise den Sieg über mich da

von zu tragen, und ich redete mit der Tugendhaften von gleichgültigen Dingen, als da sind von ihrem Vaterlande, den Gebräuchen desselben und dergleichen. Ehe ich es bemerkte und also hintertreiben konnte, hatte sie mir schon ein Langes und Breites von der Entschleierten vorgeredet, die sie die schönste, klügste und gesittetste ihres Landes nannte. Ich hielt es mit meinem Christenthume nicht für unverträglich, das Lob eines dritten mit Wohlgefallen anzuhören und stimmte recht wacker mit ein. So hatte, wie man zu sagen pflegt, ein Wort das andere gegeben, bis am Ende Zulma in folgende Rede übergieng, von welcher ich nicht recht wußte, ob ich mich, meinen obigen tugendhaften Entschlüssen unbeschadet, darüber freuen sollte, oder nicht. Die Häßliche redete mit lieblicher melodischer Stimme folgendes:

„In unserm Lande hatte bis jetzt noch keines Mannes Schönheit und Liebenswürdigkeit das Herz meiner Gebietherin rühren können. Dir, schöner Fremdling, war

es vorbehalten, von ihr unter deinem ganzen Geschlechte zuerst bemerkt und unterschieden zu werden. Sie liebt dich und ist bereit, dir, nebst ihrer Hand, ein unermeßliches Vermögen zu deinem Eigenthume zu überreichen, im Fall du mit ihr in ihr Vaterland gehen und die Religion desselben annehmen willst. Von diesem ihrem Entschlusse dich zu benachrichtigen, hat sie mir bestimmt aufgetragen, und läßt dich hiermit auffordern, deine Erklärung über diesen Gegenstand von dir zu geben."

Da es unter uns noch eben nicht sehr gebräuchlich ist, daß die Weiber sich den Männern anbiethen, so setzte mich diese moderne Sitte der Algierischen Dame in nicht geringe Verlegenheit. Einem Zuvorkommen von solcher Art darf man doch wahrlich kein trocknes, kurz entscheidendes Nein entgegensetzen. Ich stand demnach lange mit mir an, ob und was für eine Antwort ich der treuen Zulma für die Behörde übermachen sollte. Diese legte mein Schweigen zum Vortheil für ihre Gebiethe-

rin aus und hielt es für ein freudiges Erstaunen des unerwarteten Antrages. In ellfertiger Geschäftigkeit wollte sie sogleich aufbrechen und der Algierischen Dame Nachricht geben von dem Heile, welches ihr widerfahren würde. Ich hatte eben noch so viel Zeit übrig, der Schnellfüßigkeit dieser flinken Eris Einhalt zu thun und sie bei einem ihrer Kleidzipfel von der Thür zurück zu ziehen, aus welcher sie so eben zu ihrer Gebietherin eilen wollte. Ich suchte ihr begreiflich zu machen, daß, bevor wir nicht aus dieser Höhle befreiet wären, gar nicht daran zu denken wäre, irgend einen Entschluß für die Zukunft zu fassen. Zulma erwiederte hierauf, wie ihr zugleich von der Algierischen Dame aufgetragen worden sey, mir zu berichten, daß alles zu unserer Flucht vorbereitet wäre. Sobald nach der Mittagstafel der größere Theil von den Räubern aus der Höhle abgezogen seyn würden, müßte ich mich in Bereitschaft halten, auf den ersten Wink reisefertig zu seyn. Eine kleine Anzahl von

den Räubern wären von ihrer Gebietherin bestochen und hätten versprochen, uns sämtlich Begleitung und Schutz angedeihen zu lassen. Diese Nachricht konnte mir nicht anders als erwünscht seyn, indem mir recht sehr daran gelegen war, aus diesem unterirrdischen Käfig entlassen zu werden, ob er gleich von Gold war und ich darinn auf das kostbarste gespeist wurde. Auch fing ich an, die Haremsherrlichkeiten aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, nachdem das ernsthafte Attachement der Entschleierten dem meinigen für die Tugendhafte Einhalt gethan und die letztere überhaupt zur verzichtleistenden Enthaltsamkeit gestimmt hatte.

Ich deutete Zulma an, daß sich ihre Gebietherin durchaus auf meinen Beistand verlassen könne und daß ich nichts verabsäumen würde, was unsere Flucht zu befördern im Stande wäre. Da es sich nun nicht gut mit einandrr reden läßt, wenn man sich nicht abzusehen vermag, so war ich etwas näher getreten, und Zulma, wel-

che vielleicht ein ähnliches Bedürfniß der Verständlichkeit fühlte, hatte das nemliche gethan. So befanden wir uns, ohne daß wir es selbst wußten, ganz nahe bei einander, und der Augenschein überzeugte mich mehr als je, daß ich ein verdienstliches Werk gethan hätte, wenn obige Verwandlung zu Stande gekommen wäre. Ich hätte mich selbst verwandeln mögen, zu einem Gotte nemlich, um denselben Actus mit der Häßlichen vornehmen zu können. Ein Seelengefühl, das Mitleid, überwand meine lebenswürdigen Entschließungen, was ein gewisses anderes phisisches Gefühl vorhin zu thun nicht im Stande gewesen war. Ich faßte eine ihrer schönen Hände und verdoppelte auf dieser diejenigen Küsse, welche ich, wegen nicht vorgegangener Metamorphose, ihrem Munde anzubringen verhindert wurde. Durch eine sonderbare Verschwisterung der Ideen, oder vielmehr von meinem Beispiele gereitzt, hatte sie ebenfalls meine noch freie Hand ergriffen und küßte sie mit der höchsten Inbrunst. So

suchten wir uns durch Vervielfältigung eines kleinen Genusses für die Entbehrung eines größern zu entschädigen. Da die Entschädigungswerke selten sehr geschwind von Statten zu gehen pflegen, wie dasjenige unsres lieben Teutschen Vaterlandes zur Gnüge bestätigt, so mochten wir uns bei dem unsrigen auch schon eine ziemliche Zeit verweilt haben, als wir ein fürchterliches Gelächter, einem rollenden Donner ähnlich, in unsrer Nähe zu hören bekamen. Ich wandte mein Gesichte hin nach dem Orte, von welchem her mein Gehör die furchtbare Erschütterung erhalten hatte, und erblickte — den großen Mann, nebst mehrern der ehrlichen Räuberbande. Sie hielten sich sämtlich die Bäuche und wollten vor Lachen in die Knie sinken. Dies brutale Wesen empörte mich sowohl, als die Tugendhafte, die ihrem Charakter ungetreu, mit sichtbar beleidigter Eigenliebe sagte:

„Um jene dort für ihren Mangel an delikater Schonung gegen mich zu bestrafen, wünschte ich, von dem gütigen Wohlwollen,

welches du diese Nacht für mich äußertest, und zwar zur Wissenschaft jener Frechen dort, thätigen Gebrauch gemacht zu haben."

Es konnte mir natürlich nicht gleichgültig seyn, die Häßliche in einer solchen günstigen Stimmung für mich zu erblicken. Daher suchte ich ihr begreiflich zu machen, daß uns noch immer Zeit und Gelegenheit genug übrig bleibe, eine so gerechte Strafe an jenen Verbrechern zu vollziehen, die da glaubten, daß sie, Zulma, nicht fähig sey, einem Manne Zärtlichkeit einzuflößen. Sie betrachtete mich mit einer Miene, die im höchsten Grade zweideutig war, und verließ mich, nachdem sie sehr bedenklich den Kopf geschüttelt hatte. Wahrscheinlich hatten die Scharfschützen der Tugend die leichten Truppen der Sinnlichkeit abermals aus dem Felde geschlagen. Im Herzen segnete ich die Tugendhafte in ihren frommen Entschlüssen und nahm mir vor, fortan keinen Anlaß zu Rückfällen mehr bei ihr zu bewirken. Ich erwartete ja ohnehin den nahen

Augenblick, wo mich meine Flucht aus der Höhle den Banden der Versuchung entziehen sollte. Daß ich in neue verstrickt werden könnte, und zwar in weit gefährlichere, wie zum Beispiel mit der Algierischen Dame, das schien mir jetzt gar keine Möglichkeit mehr, nachdem ich mit mir selbst in's Reine gekommen war.

Mit stolzem Bewußtseyn schritt ich demnach auf den großen Mann nebst seinen ehrlichen Gefährten ein, welche sämmtlich ihren vorigen Platz noch nicht verlassen hatten. Ersterer nöthigte mich mit sich in den Fechtsaal, wo sie sich, wie er sagte, bis zur Mittagstafel mit Fechtübungen zu unterhalten pflegten. Ich willigte ein und ward in ein ungeheures Gemach geführt, in welchem Waffen, antike und moderne, nach Art einer Rüstkammer, aufgestellt und aufgehangen waren. Ein Theil desselben stellte einen Kampfplatz nach antiker Art vor, mit Seitenlogen und Schranken. In der Mitte desselben befand sich ein prächtiger Thron. Als wir eingetreten waren,

redete mich der Große mit folgenden Worten an:

„Betrachte dort jenen Degen!"

Er zeigte nach dem Throne hin und ich erblickte einen mit Diamanten kostbar besetzten Degen, der an der Seite des Throns aufgehangen war.

„Dieser Degen, "fuhr er fort" ist demjenigen zum Preise bestimmt, der heute die übrigen im Faustkampfe besiegen wird."

Nachdem er dies gesagt, führte er mich in eine der Seitenlogen, die, vermöge ihres reicheren Schmuckes, eine Ehrenloge zu seyn schien. Kaum hatte ich Platz genommen, als er mit einer großen Klocke ein Signal gab. Es öffneten sich zwei Flügelthüren, und unter einer wilden, kriegerischen Musik marschirten die Räuber paarweise zu denselben ein. Hierauf that sich eine zweite Thür auf und es erschien der ganze patagonische Harem, kostbar geschmückt, die Algierische Dame an der Spitze, und die Tugendhafte den Zug beschließend. Hier machte ich die Bemerkung,

daß die Tugend dem Golde gleiche: sie war, vermöge ihrer eignen Schwere ganz unten hingekommen. Die Entschleierte hatte sich abermals verschleiert und strahlte in ihrer Pracht und Schönheit, gleich der alles erquickenden Sonne. Bei ihrem Eintritt erhob sich der Große von seinem Sitze, reichte ihr den Arm und führte sie neben sich auf den Thron. Die Tugendhafte nahm, im bescheidenen Gefühl ihres eignen Werths, zur Seite desselben hinter ihrer Gebieterin, Platz. Der übrige Theil des Harems zerstreuete sich in die vorerwähnten Logen.

Der Saal, in welchem wir uns befanden, lag über der Erde und ward vom Tageslichte erhellet. Ich konnte demnach diese weibliche Bildergallerie, rein von allem optischen Betruge, in ihrem natürlichen Lichte beschauen. Das Ganze gewährte einen so genugthuenden Anblick, daß es schien, als habe man eine Kunstausstellung von Weibern gemacht, um der schönsten den Preis zuzuerkennen. Wenn ich diesen

hätte austheilen sollen, so würde ich in meiner Wahl nicht lange anaestanden seyn. Die Algierische Dame ließ über die künstlerische Vollendung, welche die Natur an ihr verschwendet hatte, keinen Zweifel übrig. So wie dieses weibliche Kunstkabinet mir zur Unterhaltung diente, gewährte ich demselben das nämliche Vergnügen. Jegliche Figur desselben setzte sich in einen unmittelbaren Rapport mit mir, und zwar durch den Schleichhandel kontrabander Blicke; ich hingegen, eingedenk meiner tugendhaften Verzichtleistungen, sträubte und wehrte mich, wie ein Märtirer an mir selbst, gegen alle verführerischen Lokspeisen dieser Sirenen des vesten Landes und wieß alle kontrabanden Zusendungen mit gebührender Entsagung hinter mir zurück, indem ich fest entschlossen war, ein treuer Bürger und Unterthan meiner einmal erkannten Hoheit zu seyn und zu bleiben. Wer mich nicht in Versuchung setzte, an mir selbst und meiner Bürgerpflicht zum Verräther zu werden, war — die Tugendhafte. Sie allein hatte

das Ansehen, als sey die vergangne Nacht ihrem Leben gar nicht angehörig, und als wisse sie nicht, daß es, außer dem kleinen Riesengeschlechte, noch ein bärtiges Wesen im patagonischen Serail gebe. Ich hatte Gelegenheit, an mir selbst zu erfahren, wie ein gutes Beispiel durchaus keine guten Handlungen erzeuge. Je tugendhafter die Tugendhafte zu seyn sich bestrebte, je untugendhafter hätte ich große Lust gehabt, zu werden. Ihre Tugend reizte mich eben so zum Laster, als das Laster des übrigen weiblichen Kunstkabinets mich zur Tugend ermuntert hatte. Nur aus dem Contraste entspringt demnach das Gute und Schöne. Ich suchte bei ihr eine pantomimische Liebeserklärung ins Werk zu stellen und durch perspective Verführungsmittel zum Ziele zu gelangen. Indessen halfen mir bei ihr die künstlichen Mittel eben so wenig, als es die natürlichen der Haremsschönen bei mir gethan hatten.

Während dieses Versuchs der praktischen Mimik, der jedoch ihr angewandter Theil

ganz

ganz fehlte, waren die Faustkämpfer schlagfertig geworden. Der Streit hob an und nun ward derjenige zwischen dem Harem, der Tugendhaften und mir, für einige Zeit in einen Waffenstillstand verwandelt.

Zwei kleine Goliathe hatten sich angepakt, als wollten sie sich in diesem Leben nicht wieder loslassen. Kraft gegen Kraft, gewährten sie den Anblick des reinen Streits, abgezogen vom Gemeinen und Niedrigen der erregten Leidenschaft. Die Behendigkeit des Kleinern besiegte die Stärke des Größern. Der Ueberwinder warf den Besiegten zu Boden und hätte ihn erdrosselt, wenn der Große mit seiner Weltposaunenstimme nicht "Halt" dazwischen geschrieen hätte. Schon wollte die Algierische Dame dem Sieger den Preis einhändigen, als dieser, im stolzen Gefühle seiner Kraft und Tapferkeit, das ganze Patagonische Geschlecht einzeln zu einer Fortsetzung des Kampfs mit sich einlud. Statt der Antwort schrieen alle einmüthig, man erkenne ihn für den Stärksten und er allein habe den Preis verdient.

Dies Geschrei machte einen widrigen Eindruck auf mich. Es ärgerte mich, die Halbriesen in dem stolzen Wahne zu sehen, als könne es kein anderes Menschenkind in der Körperstärke mit ihnen aufnehmen. Ein toller Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Er hatte sein Entstehen in einer bizarren Empörung gegen jegliche imponirende Kraft, wenn sie als bloße Kraft von außen her auf uns wirkt. So, zum Beispiel, kostete es mich von jeher unendliche Mühe, dem Priester nicht in's Wort zu fallen, einem hohen Haupte nicht auf den Kopf zu spei en, einem beladenen Frachtwagen mein Bein nicht unterzulegen, und so weiter. Jetzt hätte ich meinen gewissen Tod vor Augen sehen können, und ich würde dessen ohngeachtet meiner tollen Laune gefolgt seyn.

Ich schrie der Algierischen Dame zu, den Preis nicht früher auszutheilen, als bis sich der Sieger auch mit mir gemessen haben würde. Alle staunten bei diesen Worten, als sähen sie eine Erscheinung. Der Große schrie:

„Bei allen Teufeln! dein Muth gefällt mir und wäre eines glücklichen Erfolges werth. Doch besinne dich wohl! Hier läßt sich nicht spaßen. Ein kräftiger Schlag seiner Faust, und du verliehrst auf immer die Lust um den Preis zu kämpfen."

Die Algierische Dame gerieth in eine sichtbare Bewegung und erbleichte unter dem Schleier. Sie heftete einen langen bittenden Blick auf mich, und näherte sich mir, indem sie mir leise zuflüsterte:

„Unglücklicher! Du gehst deinem sichern Tode entgegen. Ich überlebe dich nicht."

Wer sich taub bezeigte gegen diese himmlische Theilnahme, war ich. Auch Zuima wußte sich mir unbemerkt zu nähern und sagte mir leise mit hörbar bewegter Stimme:

„Du bist verlohren. Jener ist's eben, der mich mit seiner gehässigen Liebe verfolgt. Er hat von unserer nächtlichen Zusammenkunft gehört und dir den Tod geschworen. Er wird diese Gelegenheit mit satanischer Freude ergreifen."

Zulma's Rede machte eben so wenig Eindruck auf mich, als die der Algierischen Dame. Ich sprang hervor und forderte den Sieger zum Kampfe heraus. Der unterirdische Harem applaudirte und selbst das kleine Riesengeschlecht stimmte durch ein lautes Freudengeschrei mit ein. Ich sah mich schon im Geiste als Besitzer des prächtigen Degens, aus den Händen der Verschleierten empfangen. Der stolze Ueberwinder blickte auf mich herab, wie ein Vater auf seinen kleinen Sohn, wenn dieser sich mit ihm auf den Degen schlagen will. Ich schickte mich ernstlich zum Kampfe an und Zulma flüsterte mir abermals zu:

„Unsere Bitten vermögen nichts über deine thörigte Eitelkeit. Du bist verlohren und kein Gott kann dich retten. Versuch im Nothfall das Aeußerste. Wenn du seine Faust zum tödlichen Streiche emporgehoben siehst, so raune ihm folgende Worte in die Ohren: „Zulma! Heute Nacht um

zwölf Uhr! „Ich will mich dir zum Opfer bringen.“

Zulmas Rede war nicht schwer zu deuten. Wäre etwas im Stande gewesen, meinem tollen Sinne Einhalt zu thun, so hätte mich dieser liebevolle Edelmuth wieder zu Verstande bringen müssen. Indessen war jede fremde Rücksicht für mich verlohren. Ich sah und hörte nichts, als die Eingebungen meines eignen Geistes, dem die Superiorität jenes siegenden Riesen ein Gräuel war. Ohne demnach auf etwas weiter zu achten, schritt ich muthvoll auf den Kampfplatz, und forderte den Sieger auf, nicht lange zu weilen.

Im Geiste betrachtete ich mich als ein Schlachtopfer, welches der Verwegenheit und dem Uebermuthe gebracht würde. Ich war eigentlich nicht im Stande, mir Rechenschaft zu geben von dem, was ich beabsichtigte. Ich war nicht verwegen genug, mich mit Ueberzeugung eines glücklichen Ausgangs zu gewärtigen. Und doch war ich weit davon entfernt, zu glauben, ich

könnte unterliegen. Ich glich demnach denen, die aus Profession wetten. Sie wagen ihr Geld für und wider, je nachdem man sich für das eine oder das andere bereitwillig zeigt. So auch ich. Es kam mir eigentlich, vor zu großer Liebe zur Sache, nicht in die Gedanken, auf die Folgen derselben zu denken.

Ich schritt, wie schon gesagt, auf den stolzen Sieger ein und machte mich kampffertig. Der Große gab das Signal und jener faßte mich mit einer Kraft, die mich für das Ende meines Unternehmens nicht wenig besorgt machte. Da indessen, so wie ich das Ding ansah, für mich alles, und nichts zu gewinnen war, machte mich dies nicht muthlos, indem ich erwog, daß jeder Anfang seine Schwierigkeit habe. Statt mich ohne Sinn und Verstand mit meinem Gegner in einen unbekannten Kampf einzulassen, hatte ich so viel Ueberlegung, ihn vorher seine Schwächen abzumerken. Ohne einen förmlichen Angriff auf ihn zu unternehmen, verhielt ich mich blos verthei-

digend, indem ich meistens seinen Schlägen auszuweichen mich bestrebte. Meine Absicht gieng dahin, ihn zu ermüden. Mit jeder Minute ward er heftiger. Was ihm anfangs Kinderspiel zu seyn geschienen hatte, erbitterte ihn jetzt und reitzte ihn zur Aufbietung aller seiner Körperkräfte. Meine körperliche Geschmeidigkeit, die weder durch Zorn noch durch Anstrengung geschwächt war, widerstand seiner blinden Wuth mit leichter Mühe. Schon merkte ich an dem Lechzen seines Athems, an dem Auf- und Abschwellen seiner Halsmuskeln, an dem sichtbaren, mühsamen Aufwande seiner Kräfte, daß der Augenblick meines Sieges nicht mehr fern sey. Ich bestrebte mich, durch die mannichfaltigsten Krümmungen und durch die unregelmäßigsten Ausweichungen seiner Angriffe, ihn immer mehr zu ermatten. Seine Wuth von einem so verächtlichen Gegenstande auf diese Art getäuscht zu werden, kannte keine Grenzen und kam meiner Absicht vortreflich zu statten. Schon verfolgte er mich weniger schnell, schon hatte

er oft einen Augenblick nöthig, um wieder Odem zu schöpfen, als ich nun glaubte, mei nem Ziele nahe zu seyn. Ich setzte mein Spiel mit ihm noch einige Zeit fort, und nahm endlich des Augenblicks gewahr, wo ihn eine völlige Ermattung zu befallen schien. Mit einem weiten Anlaufe und mit Pfeilesschnelle stürzte ich mich mit al ler meiner Körperkraft auf ihn ein. Dies kam wie ein Feind in der Nacht über ihn, und Ueberraschung und geschwächte Kraft ließen ihn diesem Streiche unterliegen. Er stürzte mit einem großen Geräusche zu Bo den und ich über ihn her. Der Fall ver ursachte ihm eine ohnmächtige Betäubung, in welcher es mir ein leichtes gewesen wä re, ihm das Garaus zu spielen. Ich hin gegen begnügte mich damit, ihm die Gur gel zuzuschnüren, bis er mich laut als sei nen Sieger anerkennen mußte. Kaum war dies geschehen, als der ganze Saal in ein unbändiges Freudengeschrei ausbrach. Ins besondere zeichneten sich unter demselben die Kehlen des modernen Harems aus, die

kein Ende finden konnten in ihren Beifallsbezeugungen. Ganz berauscht von den wohlwollenden Anstrengungen meines dankbaren Publikums, welche noch obenein in dem ungeheuren Saale tausendfach wiederhallten, trat ich vor den Thron und empfieng kniend den Preis aus den schönen Händen der Algierischen Dame. Alle meine frommen Entschlüsse schwanden, als ich jetzt in den Himmel schaute, der mir in ihrem unverschleierten Auge aufgethan ward. Sie selbst verrieth noch Spuren von Angst, Bangigkeit und Schmerz. Ihr Blick hieng mit lieblicher Rührung auf mir und ihr holder Leib bebte sichtbar. Indem sie mir den Degen umhieng, flüsterte sie mit leiser Stimme:

„Allah sey gelobt, der dir den Sieg verschafft hat."

Auch Zulma näherte sich mir und stattete mir ihre Glückwünsche ab. Das Mädchen war mir seit dem Kampfe mit dem kleinen Riesen sehr werth geworden. Ihre edelmüthige Aufopferung hatte eine Dank-

barkeit in mir erregt, die noch durch ein anderes bizarres Interesse, welches ich an ihr nahm, mächtig unterstützt ward. Der Glaube versetzt Berge, wie uns das Christenthum lehrt. Warum nicht auch einige Blatternarben? Ich fieng an zu glauben, die Häßliche sey nicht häßlich, und augenblicklich kam sie mir eben so schön vor wie die Uebrigen, die Verschleierte ausgenommen, bis wohin denn doch der Glaube bei mir nicht reichte, ob ich mir gleich alle Mühe gab, mein Erkenntniß unter dem Gehorsam desselben gefangen zu nehmen.

Ich versuchte es, ihr mit wenigen Worten begreiflich zu machen, wie das Korn ihrer guten That auf keinen steinigen Boden gefallen sey, sondern ihr hundertfältige Frucht tragen würde im meinem Herzen. Sie sah mich an, seufzte und drehte sich von mir ab. Nun näherte sich mir auch das übrige Personal meines weiblichen Publikums, und gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß ein Sieg über alle Individua desselben mir nicht halb so

schwer geworden seyn würde, als derjenige über den einzigen kleinen Riesen. Trotz der Macht meiner Gefühle, die mich zu der Verschleierten hinzogen und unbeschadet meines Glaubens an die Schönheit der Häßlichen, konnte ich dennoch nicht umhin, eine kleine Musterung anzustellen unter den reizenden Töchtern dieses muhamedanischen Ländchens. Ich befand mich in diesem Augenblicke fähiger dazu, als in der vorigen Nacht, wo die Täuschung des ersten Anblicks, nebst dem künstlichen Tage, mir manchen Betrug mochten gespielt haben. Jetzt fand ich, daß auch nicht eine einzige unter der ganzen Menge war, die ein liebefähiges Herz hätte unbeschäftigt lassen können. Ich hatte bereits Kampf und Sieg und das ganze kleine Riesengeschlecht vergessen und schickte mich recht ernstlich an, der Anschauung des Schönen obzuliegen, als ein Ausruf des Großen mich auf eine sehr unangenehme Art in meinem Vorhaben störte. Man brach zur Tafel auf und ich beschloß, während dem Essen

die Bewunderung der Werke Gottes fort zusetzen.

Der Große führte in eigener Person mir die Verschleierte zu, um ihr meinen Arm zu geben, und Paar bei Paar, und unter einer schmetternden Musik marschirten wir zum Eßsaal ein. Auf dem Wege flüsterte mir jene zu:

„Schütze nach der Tafel Müdigkeit vor und begieb dich auf dein Zimmer. Zulma wird dir Nachricht bringen. Der Augenblick unsrer Befreiung naht sich, und alles ist in Bereitschaft."

Ich hörte die Rede der Algierischen Dame mit vieler Gleichgültigkeit an. Nachdem ich öffentlich den kleinen Riesen und insgeheim das ganze weibliche Personale dieser Räuberhöhle besiegt hatte, wollte ich auch meines Sieges genießen. Dem würde sich aber eine Flucht mit der Verschleierten und der schönen Häßlichkeit durchaus widersetzt haben. Ich beschloß demnach, das Befreiungsgeschäft noch etwas, und zwar für schlechtere Zeiten aufzuschieben.

Während dies im strengsten Geheim bei mir verhandelt wurde, waren wir im Eßsaale angelangt und hatten bereits Platz genommen. Ich, als der Held des Tages, erhielt neben der Verschleierten die oberste Stelle an der Tafel. Hier ereignete sich weiter nichts merkwürdiges, als daß ich in dem Entschlusse meines fernern Hierbleibens noch mehr bestärkt wurde. Der Gedanke war mir unerträglich, diesen Harem von weiblichen Schönheiten zu verlassen, ohne als Sultan auch nur ein einzigesmal mein Schnupftuch hingeworfen zu haben. Ich leistete Verzicht auf die Tugend der häßlichen Schönheit, so wie auf die Traktaten der Verschleierten, und beschloß, mit dem zufrieden zu seyn, was mein gutes Schicksal mir bei den Uebrigen zubereiten würde. Ich eröffnete demnach mit Blicken eine Art perspektiver Correspondenz unter mehrern Schönheiten des unterirrdischen Serails, welche sämmtlich nicht abgeneigt schienen, mit mir in Unterhandlung zu treten. Ein plötzliches Stocken

derselben war mir nur so lange unbegreiflich, bis ich merkte, daß keine unter ihnen zu einer gesellschaftlichen Theilung sich verstehen werde. Sie hatten meine verschiedenen Winke gedeutet, und eine jede war überzeugt worden, daß ich auch noch mit mehrern der Präliminarien beflissen wäre. Ich sah ein, daß der Besitz einer, oder Verzichtleistung aller mein Loos seyn würde. Diese Bemerkung war mir um desto unangenehmer, weil ich durchaus noch zu keiner Wahl einer einzigen gekommen war, und diese Einschränkung überhaupt meinem Sinne schnurstraks zugegen lief.

Zulma, eingedenk ihrer Verhältnisse mit der Algierischen Dame, hatte die Standesgleichheit dieser unterirdischen Republik nicht benutzt, sondern stand dienend und in aller Demuth hinter dem Sitze ihrer Gebieterin. Diese schien mir nachdenkender, als sonst, und heftete mehrere Male einen bedeutenden Blick auf mich. Zulma flüsterte ihr unablässig in die Ohren und ich merkte, daß sie mir eben keine Loblieder

fang. Die Bosheit dieser spröden Häßlichkeit ärgerte mich und ich hätte große Lust gehabt, auf eine Art Rache an ihr zu nehmen, die sie mit mir und dem ganzen Männergeschlechte wieder ausgesöhnt haben würde. Ich glaubte indessen meine blutgierigen Gedanken bezähmen zu müssen, und kleidete sie in einige zärtliche Blicke ein, welche ich ihr bei einer sichern Gelegenheit übermachte. Sie schien die Sendung mit Protest zurückschicken zu wollen, ward aber durch die Verschleierte daran verhindert, welche sich umdrehte und Miene zum Aufstehen machte. Zulma reichte ihr den Arm und beide verließen den Saal.

Dieser plötzliche Aufbruch setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Ich gedachte der Weisung der Algierischen Dame, mich nach der Tafel sogleich auf mein Zimmer zu begeben, hatte aber in diesem Augenblicke wenige Lust, derselben zu folgen. Sollte ich jetzt, frei von den Fesseln meiner eignen Schwäche, den günstigen Augenblick ungenutzt vorüber gehn lassen, wo es

mir ein leichtes zu seyn schien, endlich einmal für die ganze Reihe meiner Entbehrungen entschädigt zu werden? Dazu war ich in der That nicht aufgelegt. Von der andern Seite setzte mich ein Gefühl der Dankbarkeit, oder des etwas, für die Algierische Dame und deren gütige Gesinnungen in anderweitige Verlegenheit. Auch ohnedas konnte sie mir ein Mittel werden, aus dieser unterirdischen Gefangenschaft befreit zu werden und der Herzogin den Dienst zu leisten, zu welchem mich mein Herz jetzt mehr als je aufforderte. Denn alle Süßigkeiten und Freuden der Houris dieses mühamedanischen Himmels waren nicht im Stande, ihr Bild aus meinem Herzen zu verwischen. Ich befand mich demnach zwischen diesen beiden Verlegenheiten in einer sehr großen Verlegenheit. Jedoch diente mir der Zufall besser, als ich es mir selbst zu thun im Stande gewesen wäre. Der Große hob die Tafel auf und berief sämmtliche Mitglieder der Bande, weibliche und männliche, zu einer geheimen

Berath-

Berathschlagung. Sie räumten den Saal und überließen mich meinen eignen Betrachtungen.

Was konnte ich jetzt nothgedrungener Weise besser thun, als der Weisung der Verschleierten folgen und mich auf mein Zimmer begeben? Als ich hier angelangt war, gab ich mir recht gutgemeinte Mühe, meinen Sinn von dieser, dem Harem und der Tugendhaften völlig abzuwenden und ihn lediglich auf die Herzogin zu lenken. Es wollte mir freilich nicht recht sehr gelingen. Ich tröstete mich aber damit, daß aller Anfang schwer sey und daß man, einem alten Sprichworte zu Folge, mit einem guten Willen schon genug gethan habe. Wer mich am meisten hinderte in meinem löblichen Vorhaben, diesen zur That zu erheben, war die Häßliche, die mein christlicher Glaube vorhin zur Schönen umgeschaffen hatte. Bei aller meiner Bestrebung, mich zur Vergessenheit der hiesigen Vorfälle zwingen zu wollen, drängte sich Zulma's Bild stets zwi-

schen die Herzogin und mich, erhielt auch nicht selten Verstärkung von der Algierischen Dame und den übrigen weiblichen Gliedern dieser unterirrdischen Höhle. Ueberdem störte mich in meinem guten Vorsatze, ins besondere der Gedanke an die bevorstehende Sendung, welche mir Zulma ab Seiten ihrer Gebietherin zu machen hatte.

In solchen vergeblichen Bemühungen, meinem eigentlichen Ich entfliehen zu wollen, mochte wohl eine halbe Stunde verflossen seyn, als ich plötzlich leise an meine Thür klopfen hörte. Ich spürte eine ganz sonderbare Regung in mir und flog auf den Flügeln der Erwartung, die Thür zu öffnen. Wer begreift mein Erstaunen? Die Arme ausgebreitet zum Empfange meiner edelmüthigen Freundin, erblickte ich ein ganz anderes Gesicht, welches mir freilich seiner Liebenswürdigkeit wegen schon an der Tafel aufgefallen war, doch aber nicht der erwarteten Zulma angehörte. Dies Gesicht war bleich, wie mit dem Schleier des Todes überzogen. Der dazu gehörige Körper bebte und

fiel mir halb ohnmächtig in die Arme. Nachdem sie mehrere male, wiewohl vergeblich, Odem geschöpft hatte, um zu reden, gelang es ihr endlich und sie stammelte folgendes heraus:

„Rette dich schleunig, sonst bist du verlohren. Jener, den du im Kampfe besiegtest, war von Zulma, die er leidenschaftlich liebte, zur Flucht beredet worden. Er glaubte sie mit dir im Einverständnisse und entdeckte so eben aus Rache dem Hauptmanne euer Vorhaben. Dieser ist wüthend und läßt Zulma nebst ihrer Gebietherin auf das schärfste bewachen. Mit dir dürfte man nicht so glimpflich verfahren. Komm und folge mir eilig."

Hier war nicht zu säumen. Gefangen zu seyn in dieser Höhle und auf den weiblichen Theil derselben und dessen Unterhaltung Verzicht leisten zu müssen, war in der That mehr, als ich ertragen zu können glaubte. Ich folgte meiner Retterin, die durch labyrinthische Krümmungen sich windend, einen Weg nahm, der eher in

die Unterwelt, als an das Tageslicht führen zu wollen schien. Endlich gelangten wir an den Ort unsrer Bestimmung, das heißt in ein Kämmerlein, in welchem ich mit ausgestreckten Armen die linke und rechte Wand zugleich berühren konnte. Tiefe Nacht herrschte in demselben und von den Umgebungen konnte ich auch nicht das allermindeste unterscheiden. Meine Führerin hieß mich sitzen und eilte fort, nachdem sie mir versprochen hatte, sogleich wieder zu kommen und Licht zu bringen. Ich blieb allein und ward durch keine äußere Anschauungen an innern Betrachtungen gehindert. Es schien mir überhaupt, als habe mich mein Schicksal mit Fleiß in dies einsame, dunkle Kämmerlein versetzt, damit ich einmal Zeit und Muße hätte, ungestört über mein eignes Ich nachsinnen zu können. Ich hielt es demnach für sträflich, dieser so heilsamen Anordnung entgegen zu arbeiten und befleißigte mich recht ernstlich, in den christlichen Stand der Betrachtungen versetzt zu werden. Ich wußte nun frei-

lich, daß es ſtockfinſtre Nacht um mich wär, ſchloß aber nichts deſto weniger meine Augen feſt zu, um auch nicht das geringſte zu verabſäumen, was meinem Vorſatze hätte förderlich und nützlich ſeyn können. So ſchickte ich mich nun mit Liebe zum Dinge an, dem guten Winke meines Schickſals zu folgen und Rechnung abzulegen mir ſelbſt und über mich ſelbſt. Es wollte mir freilich bange werden, vor der Partheilichkeit, die ſich hier ſehr unbemerkt mit ins Spiel miſchen konnte, indem ich Kläger und Richter in meiner eignen Sache zugleich war. Nichts deſto weniger beſchloß ich aber, ein Exempel zu ſtatuiren und allen Gerichtshöfen ein Urbild der Unpartheilichkeit in mir aufzuſtellen.

So eben hatte ich den erſten Grundſtein zum Gebäude meiner chriſtlichen Gottſeeligkeit gelegt, als ich ſchon wieder in meinem guten Werke geſtört ward. Die Thür öffnete ſich und herein trat meine Retterin mit einem Lichte in der Hand. Jetzt blickte ich um mich und ward ſehr angenehm

überraſcht. Statt des gefürchteten Zuchtortes, wofür ich meinen jetzigen Aufenthalt gehalten hatte, erblickte ich ein zwar kleines, aber mit dem feinſten Geſchmacke ausmöblirtes Zimmer, welches in einer bedeckten Niſche ein koſtbares Bett enthielt. Bis in den kleinſten Theilen athmete das Ganze einen feinen, raffinirten Wolluſtſinn, der mir wohlthat und das Unangenehme der Gefangenſchaft für den erſten Augenblick um ein merkliches verminderte. Das Ueberraſchende dieſes Anblicks ließ mich zu keinem Nachdenken kommen. Auch war meine Geſellſchafterin bei'm hellen Kerzenlichte ſchon allein im Stande, eine Wüſte zu einem Paradieſe umzuſchaffen. Sie behauptete in dieſer weiblichen Kunſtausſtellung nach der Algieriſchen Dame den erſten Platz der Schönheit.

Ich fieng an, mir recht wohl zu gefallen in dieſem heimlichen Haushalte, beſonders, da meine Geſellſchafterin auch für die leiblichen Bedürfniſſe geſorgt hatte. Dieſe konnten ſich jedoch zur Zeit noch

nicht wieder einstellen, dieweil seit der Tafel kaum zwei Stunden verflossen waren.

In dieser Abgeschiedenheit von den übrigen Bewohnern der wunderbaren Höhle, war eine Annäherung an meine Retterin um so natürlicher, da selbst der Raum dieselbe nothwendig machte. Ich hielt es demnach für lächerlich, hier eine Sittsamkeit affektiren zu wollen, die mich, einen zweiten Adam, sehr schlecht gekleidet und meine Hälfte dieser forzirten Ehe, obenein beleidigt haben würde. Ich wieß daher alle delikaten Bedenklichkeiten weit hinter mich zurück und fragte sie, auf welche Art dies kleine Elisium entstanden sey? In der That war mir dies ein Räthsel. Denn höchst wahrscheinlich wußte das kleine Riesengeschlecht von demselben nichts, sonst hätte die neue Eva ihren eben so neuen Adam hier nicht verbergen können. Im andern Falle war es mir unbegreiflich, wie sie, allen unbemerkt, dieses kleine Zimmer in so kurzer Zeit auf eine solche Art hätte ausschmücken können. Meine Neugierde ward

indessen schlecht befriedigt, indem meine Gesellschafterin der Frage dadurch auszuweichen suchte, daß sie Unschicklichkeit des Augenblicks und Mangel an Zeit vorschützte, weil wir noch vieles über meine Flucht aus der Höhle vorzubereiten und abzureden hätten. Ich versuchte ihr begreiflich zu machen, daß es damit eben keine Eile habe, weil ich lieber die Nacht hier noch zubringen und mit Anbruch des Tages meinen Weg antreten wollte, da die Dunkelheit überdem Niemandes Freund sey. Ob ich nun gleich meinen Scharfsinn in diesem Augenblicke nicht auf Schildwacht gestellt hatte, so bemerkte ich dennoch bei obigen Worten eine Regung der Freude auf dem Gesichte der neuen Eva. Sie gestand mir offen, ich habe, von meiner ersten Erscheinung in der Höhle an, einen Eindruck auf ihr Herz gemacht, der ihr bis dahin noch völlig unbekannt gewesen sey. Mit erröthender Beschämung setzte sie hinzu, sie habe gewünscht, meine Wahl einer Gesellschafterin von voriger Nacht möge auf sie

fallen. Auch sey sie, während meines Kampfes mit dem kleinen Riesen, mehr todt, als lebendig, gewesen. Uebrigens schätze sie denjenigen Augenblick für den glücklichsten ihres ganzen Lebens, wo sie mir habe einen Dienst leisten können, und sey unter der Bedingung, daß ich sie mit aus der Höhle fortzuführen und Zeit Lebens bei mir zu behalten verspräche, bereit, alle Aufopferungen für mich zu machen, deren sie nur irgend fähig wäre. Ich staunte in der That darüber, daß sich meine ehrenwerthe Gesellschafterin zu einer solchen Höhe von Prätensionen empor geschwungen hatte. Bemerkte ich zugleich, daß sie wahrscheinlich [illegible] ganzen männlichen Personal dieser Höhle gemeinschaftliches Gut gewesen wäre, schwoll mir die Galle an über die [illegible] Forderungen dieser sich rar machenden Schönheit. Und doch konnte ich wieder nicht umhin, der Klugheit dieses Mädchens meinen Beifall zu zollen. Wer wollte ihr ein Verbrechen daraus machen, mit ihrem Pfunde zu wu-

chern nach allen ihren Kräften? Sie war eins der schönsten Mädchen, die ich je gesehen hatte. Da nun einmal jegliches Verdienst in dieser Welt über die Untauglichkeit den Sieg davon trägt, oder doch wenigstens tragen sollte, warum dürfte nicht auch die Schönheit einen thätigern Wirkungskreis suchen, als die Häßlichkeit? Wer ist endlich, wenn wir eine weltbürgerliche Gemeinnützigkeit im Augenmerke haben, ein besserer Christ, der, welcher einem dient, oder der, welcher allen genug zu thun sucht?

Diese Betrachtungen stimmten mich zu einer heilsamen Toleranz und ich machte mir selbst Vorwürfe über meinen obskuren Verfolgungsgeist. Ich fieng an das Mädchen aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten und lobte in ihr den Sinn der Oekonomie und des eigenen Interesses. Doch war ich nichts weniger, als damit zufrieden, daß sie diesen Sinn so haushälterischerweise gerade bei mir in Thätigkeit bringen wollte. Gesetzt auch, ich über-

wand meinen eigenen Widerwillen gegen ihren Antrag, unter welcher Rubrik sollte ich sie bei der Herzogin aufführen? Hier schien mir jede Möglichkeit eine Unmöglichkeit zu werden, besonders wenn ich bedachte, daß ich mit der Gräfin, Marzellina, der Algierischen Dame und Zulma in ähnliche Collision kommen könnte. Während ich diese Betrachtungen anstellte, that sich die Thür auf und hereintrat — die Algierische Dame und Zulma. Ein panischer Schrecken schuf uns alle zu Bildsäulen um, jedoch in verschiedenen Situationen. Die Eintretenden standen da mit offenen Augen, wir hingegen hatten die unsrigen sehr bescheiden zu Boden geschlagen. Es herrschte eine Todtenstille und man konnte die Athemzüge vernehmen. Nach einer ziemlich langen Pause erholte sich die Algierische Dame und mit beklommener Erwartung sah ich einem Worte aus ihrem Munde entgegen. Diesem gieng ein tiefer Seufzer und eine leise Körperbewegung voraus. Dann wandte sie sich mit jener

Hoheit im Blick und Ton, welche großen Menschen eigen zu seyn pflegt, zu mir und sprach folgendes langsam und bestimmt aus:

„Allah hat dich nach seinem Bilde geschaffen und ich betete in dir seine Allmacht an. Seit ich denke, füllte meinen Busen ein unbekanntes Wesen, dem du allein glichest unter allen Sterblichen, die mein Auge je erblickte. Jetzt hat sich die Wahrheit vom Betruge gesondert, wie der Tag aus der Nacht hervorgeht. Ich sehe deutlich: du schändest dein Urbild und höhnest deine Abkunft. Habe Dank, daß du mich so früh aufklärst über den Geist, der dich beseelt."

Sie wandte mir den Rücken und schien sehr bewegt zu seyn. Ich bemerkte deutlich, wie sie ein Tuch vor die Augen nahm, um ihre Thränen zu verbergen. Es war mir unmöglich, sie in dieser Stimmung von mir gehen zu lassen. Ich stürzte ihr nach und suchte sie zurück zu halten, indem ich ihr mit wenigen Wor-

ten, erklärte, wie, nachdem unser Vorhaben entdeckt sey, die Furcht, hier auf eine unbestimmte Zeit eingesperrt zu werden, mich allein hätte bewegen können, den Vorschlag meiner Retterin anzunehmen und mit ihr die Flucht zu ergreifen. Die Verschleierte sah mich bei diesen Worten mit einer Miene an, als hielte sie mich für verrückt, oder, als redete ich in einer ihr unbekannten Sprache. Auch Zulma stand da, mit Verwunderung in Blick und Mienen und sah ihre Gebietherin mit Bedeutung an. Diese betrachtete mich noch einige Augenblicke stillschweigend und sagte alsdann:

„Erkläre dich? Was redest du von Entdeckung unsers Vorhabens, von Einsperrung, von Flucht?"

So eben schickte ich mich an, ihr zu antworten, als meine Retterin, die bis dahin ein tiefes Stillschweigen beobachtet hatte, folgendermaßen das Wort nahm, indem sie sich zur Verschleierten wandte:

„Ich stehe nicht an, mein Vorhaben zu offenbaren. Die Rechte zum Genusse

des Lebens sind allen Menschen die nächstlichen. Was andern erlaubt ist, kann auch mir gestattet werden. Ich liebe diesen Fremden. Deswegen erdichtete ich eine Entdeckung der vorgehabten Flucht und führte ihn in dies abgelegene Zimmer, welches seit mehrern Jahren von niemanden bewohnt und seitdem von unserer ganzen Truppe unbeobachtet geblieben ist. In der Stille schmückte ich es aus, wie es jetzt ist, und beschloß, ihn so lange hier verborgen zu halten, bis ich einen bestimmteren Plan entworfen haben würde."

Ich staunte nicht wenig, als ich diese Worte vernahm. Also gar entführt, und zwar in bester Form? Die Algierische Dame schien nicht minder verwundert zu seyn, als ich. Auch Zulma schlug ihre großen Augen noch einmal so weit auf, als gewöhnlich. Es entstand abermals eine Pause, während welcher jederman seinen eigenen Gedanken nachzuhängen schien. Die Algierische Dame nahm zuerst das Wort, und wandte sich zu mir.

„Ich erkenne meinen Irrthum: verzeihe mir! Sollte dir noch daran gelegen seyn, diesen Ort zu verlassen, und dich in Freiheit zu setzen, so darfst du nur reden. Es versteht sich, daß dies dich übrigens zu nichts verbindlich macht. Der größte Theil der Räuber hat die Höhle verlassen, und die wenigen, welche zurück geblieben sind, habe ich für mich gewonnen. Alles ist vorbereitet und wir müssen noch in diesem Augenblicke die Höhle verlassen."

Wer war froher, als ich? In der That fiengen die mancherlei Plackereien, welchen ich bis jetzt ausgesetzt gewesen war, an, mich zu langweilen. Ich sah ein, daß es mir hier unter diesen Weibern nicht gelingen würde, ein ruhiges Leben zu führen und zu irgend einem Genusse zu gelangen. Ich faßte demnach den kurzen Entschluß, diesem muhamedanischen Himmel den Rücken zu drehen und je eher, je lieber, als wahrer Christ, ein einziges Gemal zu lieben und zu ehren. Statt aller Antwort reichte ich der Algierischen

Dame den Arm, um ihr meine Bereitwilligkeit zu beweisen, und war im Begriff, sie aus der Thür zu führen. Diese that einige Schritte vorwärts und blieb dann stehen, indem sie sich zu meiner Entführerin wandte, und mit heller Stimme sprach:

„Deine Lage erregt meine Theilnahme. Willst du uns begleiten, so sey dir hiermit ein sorgenfreies, ganz unabhängiges Leben zugesichert."

Die Entführerin sah mit einem dankbaren Blicke die Verschleierte an, und heftete dann innig und bedeutend ihre thränenden Augen auf den Entführten. Die Algierische Dame sah dies und sprach, wo möglich noch lieblicher:

„Ich bemitleide dich. Doch liegt dieser Umstand außer den Grenzen meiner Macht. Ueberlaß dich deinem Geschick, welches vielleicht noch alles zu deinem Besten lenken wird."

Ich befand mich, wie leicht zu begreifen ist, in keiner sehr angenehmen Lage,

sonst

sondern hatte mich, so zu sagen, zwischen zwei Stühlen niedergesetzt. Ich sah ein, daß nur allein eine schleunige Entfernung mich aus allen diesen Verlegenheiten reißen könnte, und beschloß, so bald als möglich, das Freie zu suchen. Ich reichte demnach der Algierischen Dame von neuem meinen Arm und zog sie mehr gewaltthätig als gutwillig zur Thür hinaus. Zulma und die Entführerin beschlossen den Zug. Wir folgten abermals einem wunderbaren, labyrinthischem Weg in unzähligen Krümmungen, welche die Verschleierte mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit zu finden wußte. Endlich gelangten wir an einen Ausgang, zu dem mehrere Stufen hinauf führten. Die Algierische Dame schloß auf, und — wir befanden uns in einem dicken Walde. Es schien mir ordentlich wieder froh und vergnügt ums Herz zu werden, als ich mich unter dem gewohnten Schutze des blauen Himmels befand, der mir in dem künstlichen Lichte der Räuberhöhle ganz fremd geworden war. Ich blickte zu ihm hinauf

und begrüßte ihn, wie man einen alten, lang anwesenden Bekannten zu thun pflegt. Er lächelte mir aus seinem heitern, ungetrübten Antlitze so freundlich zu, daß mir ordentlich froh und vergnügt zu Muthe ward. Gern hätte ich mein Gefühl der Freiheit mit meinen drei Gefährtinnen getheilt. Doch schien keine in diesem Augenblicke besondern Sinn dafür zu haben.

Da nun in dieser Hinsicht keine Zeit kürzende Mittheilung von ihnen zu erwarten war, so mußte ich wohl zu andern Mitteln schreiten, um eine Unterhaltung in den Gang zu bringen. Ich fragte demnach die Algierische Dame, auf welche Weise sie dächte, daß wir unsre Reise fortsetzen sollten. Sie antwortete mir, es werde in einer Entfernung von kaum hundert Schritten ein Wagen unsrer warten, der uns den Verfolgungen entziehen würde, welchen wir höchst wahrscheinlich ausgesetzt seyn dürften, im Falle unsre Flucht zu früh entdeckt werden sollte. In vollem Vertrauen auf die alles leitende Sorgsamkeit

der Verschleierten, schritt ich nun getröst und wohlgemuth neben ihr her und wieß für's erste alle Bedenklichkeiten meiner neuen kritischen Lage weit von mir weg. Es wollte mir freilich bei meiner innern, ewig inkonsequenten Stimmung fast unheimlich zu Muthe werden, wenn ich erwog, ob und in wie fern ich meine drei Begleiterinnen, die jede ein besonderes Interesse für mich hatten, bei mir behalten oder von mir entfernen sollte? Doch glaubte ich, in dieser Lage nichts angemesseners zu thun zu haben, als mich meinem guten Schicksale blindling in die Arme zu werfen, und seinen Verfügungen Gehorsam zu leisten. Von neuem beruhigt, gieng ich mit federleichtem Herzen meines Weges fort, und ertappte mich so gar auf gewissen Vorsätzen und Gedanken, die ich zu realisiren dachte, wenn es meinem Schicksale gefallen sollte, mich unter der Obhut dieser drei Göttinnen zu lassen. Nun waren wir am bestimmten Orte angekommen und sahen bereits den berufften Wagen vor uns. Es

uige von den Räubern befanden sich bei demselben und kamen uns entgegen. Noch hatten wir den Schlag des Wagens nicht erreicht, als ein plötzliches Geräusch neben uns entstand. Furchtbare Töne erfüllten unser Ohr und aus dem Gebüsche stürzte mit einem entsetzlichen Wüthen und Toben ein Trupp der Räuber hervor, an ihrer Spitze der Große. Diejenigen derselben, welche, von der Algierischen Dame bestochen, den Wagen gehütet hatten, suchten das Freie und wurden von mehrern der Ankommenden verfolgt. Erblickte ich die Wuth in den Augen unserer Verfolger, und bedachte ich meine Lage, so wollte mir freilich etwas bange werden. Ich befand mich im eigentlichen Verstande ganz wehrlos, vorausgesetzt, daß mir nicht die Kraft verliehen würde, Bäume aus der Erde zu reißen, woran ich jedoch noch sehr zweifelte. Hier galt es einen raschen Entschluß. Mit Pfeilesschnelle warf ich die drei Frauenzimmer in den Wagen und mich selbst auf die Pferde. Ein kräftiger Schlag auf dies

und ſie ſetzten ſich in den geſchwindeſten Galopp. Im nehmlichen Augenblick erhob der Große hinter uns ein Pfeiffen, das wie der Nordwind durch die Bäume fuhr. Jetzt war es nicht anders, als ob die Erde Menſchen gebohr. Hinter jedem Baume ſtürtzte ein Räuber hervor und der ganze Haufen fiel mir in die Pferde. Der Große eilte herbei und der trockne Boden hallte unter ſeinen Tritten wieder. Er hatte ein Piſtol in der Hand und war nicht ſo bald in meine Nähe gekommen, als er es auf mich abzudrücken im Begriff war. Ich ſah in den offenen Lauf des Piſtols, wie in den Abgrund des Todes, und kann eben nicht ſagen, daß der Anblick viel liebliches für mich hatte. Indeſſen lehrte mich die augenſcheinliche Nothwendigkeit Ergebung in meinem Schickſale. Ich ſah bereits, wie der Zeigefinger des Großen die gewöhnliche Bewegung zum Abſchießen des Piſtols machte, als ein herbeieilender Trupp Räuber mit fürchterlichen Kehlen „Halt" ſchrie. Der Große wandte

sich um, hielt aber seine Hand noch immer in der vorigen Richtung. Einer der Räuber stürzte aus dem Trupp hervor und reichte dem Großen etwas entgegen, was er in der Hand hatte. Augenblicklich ließ der Große von mir ab, steckte das Pistol in seinen Gürtel und betrachtete das ihm Ueberreichte. Ich sah mich ebenfalls nach dem Gegenstande um, welcher mein Retter aus dieser Noth gewesen war und erblickte — die Uhr, welche mir der Prinz gegeben hatte, um sie der Herzogin wieder auszuliefern. Die Kapsel derselben, welche Giulia's Bildniß enthielt, war geöffnet und die Räuber staunten es mit sichtbaren Zeichen der Ueberraschung an. Nach einer ziemlich langen Pause trat der Große aus dem Haufen hervor und redete mich folgendermaßen an:

Diesem Bildnisse hast du dein Leben zu verdanken. Wir sind der Herzogin Chiaromonte die größten Verbindlichkeiten schuldig. So eben erscheint ein Bothe von derselben, der uns auf deine Person und

auf diese Uhr aufmerksam macht. Glücklicher weise ist letztere bei deinem Sturze in die Tiefe nicht verlohren gegangen. Wir fanden sie in deiner Tasche und legten sie zu den übrigen Effekten, welche bei dir gefunden wurden. Auch befiehlt uns die Herzogin, dich augenblicklich abreisen zu lassen. Der Bothe hat den Auftrag, mit dir zu reisen, und dich zu ihr zu führen."

Ich stand da wie von neuem geboh-ren. Noch vor wenig Augenblicken befand ich mich in den Klauen des Todes und jetzt lächelte mir das Leben mit seinem lieblichsten Reitze an. Der Gedanke, einmal wieder mein eigner, freier Herr zu werden, that mir angenehmend wohl, und ich dachte nun wieder mit ungetheiltem Entzücken an die Herzogin, die mittelbar oder unmittelbar, mein Todesstündlein noch von mir abgewandt hatte. Ich erfuhr auf mein Nachfragen, sie befinde sich drei Meilen entfernt auf einem ihrer Landgüter. So nahe war ich also demjenigen Gegenstande,

der mein Innerstes füllte und dessen magnetischer Liebreitz von neuem allmächtig auf mich zu wirken begann! Plötzlich ergriff mich ein Aengstigen und Treiben, dem ich nicht zu widerstehen vermochte. Ich fragte den Großen, ob ich nicht sogleich abreisen könnte? Er antwortete mir, daß ich, um allen Zeitverlust zu ersparen, mich des aufgespannten Wagens bedienen könnte. Dieser war mir ganz aus dem Gedächtnisse gekommen und jetzt erinnerte ich mich auch an die drei Gefährtinnen meiner unterbrochenen Reise und projektirten Entweichung. Ich sah mich nach ihnen um und merkte, daß sie sämmtlich verschwunden waren. Dies nahm mich höchlich Wunder und ich erkundigte mich bei dem Großen, ob er nicht wisse, was aus ihnen geworden sey? Die Algierische Dame, antwortete er, habe kaum den Namen der Herzogin gehört, als sie plötzlich davon geeilt sey, nachdem sie Zulma'n und der andern einen Wink gegeben, ihr zu folgen. Es war mir ausnehmend lieb, zu vernehmen, daß diese

drei Störerinnen meines weiblichen Heils endlich einen Entschluß gefaßt hatten, und ich wünschte, alle Uebrigen, die mir etwa noch aufstoßen könnten, möchten schon im Voraus das nemliche gethan haben. In diesem Augenblicke der kalten Besonnenheit, deren ich seit vier und zwanzig Stunden zum erstenmal Herr wurde, dachte ich auch an meine Bedienten. Ich erkundigte mich nach ihnen bei dem Großen, welcher mir sagte, er habe schon jemand fortgeschickt, der sie holen sollte. Mit völliger Ruhe die Vergangenheit betrachtend, überließ ich mich jetzt blos dem Gedanken an die Zukunft. Ich hatte nur ein Ziel im Augenmerke, und dies führte natürlich zur Herzogin. Eine alles besiegende Sehnsucht erwachte plötzlich in mir und ich sah jetzt nichts, als den angespannten Wagen, und hörte nichts, als die wiehernden Pferde vor demselben. Mechanisch schritt ich auf diesen zu, öffnete ihn und warf mich hinein, nachdem ich dem Kutscher donnernd geboten hatte, zuzufahren. Dieser folgte

meinem Befehle und der Wagen flog über Stock und Stein mit mir davon. Jetzt ward mir angenehmend leicht um's Herz. Mit jedem Kreise den die Räder schlugen, rollte das Andenken an den Unfug, welchen mein Schicksal mit mir in der muhamedanischen Unterwelt getrieben hatte, in die Tiefe der Vergessenheit hinab. Die bewußte Uhr, welche ich dem Großen entrissen hatte, unterstützte mich treulich im Andenken an die Herzogin. Ich wünschte auf Flügeln des Windes zu ihr eilen zu können, und versprach dem Postillion eine ungeheure Summe, wenn er so schnell, als möglich fahren wollte. Da spornte demnach das Geld und er dafür die Pferde.

Eine mechanische Bewegung meiner Hand in die Tasche ließ mich hier das Papier finden, welches mir die Algierische Dame in der vorhergegangenen Nacht geschrieben hatte. Dadurch ward mit einemmale das Andenken an diese und an das ganze weibliche Puppenspiel der Räuberhöhle

wieder in mir rege. Bedachte ich, welches Interesse das Kleeblatt derselben an mir genommen hatte, so konnte ich nicht umhin, in meinem billigen Gemüthe mich einer schwarzen Undankbarkeit zu beschuldigen. Insbesondere gieng mir das Schicksal der häßlichen Tugendhaften zu Herzen, an welcher ich, zu meinem Erstaunen, jetzt mehr Theil nahm, als es mir bis dahin bewußt gewesen war. Die Bemerkung, daß hier einmal die Häßlichkeit über die Schönheit den Sieg davon trüge, beschäftigte meine völlige Aufmerksamkeit, und es war mir in der That ernstlich darum zu thun, den Grund eines so sonderbaren Phänomens aufzusuchen. Nach vielen vergeblichen Untersuchungen fand ich ihn endlich in dem, dem ganzen Menschengeschlechte, eignen Hange zur Veränderlichkeit. Ich war, seit mein Körper sich unter der Gerichtsbarkeit der Sinne befand, nur mit schönen Weibern umgegangen. Diese hatten den Reitz der Neuheit für mich verlohren, und Zulma war die erste Häßlichkeit, mit

der ich in Berührung kam. Ihr zarter, weiblicher Sinn sprach meinem männlichen noch inniger an, als es ihre Häßlichkeit bereits gethan hatte. Aus dem nemlichen Grunde wage ich folgende Paradoxon zu vertheidigen. So bald einmal die Tugend eine allgemeine, ausschließliche Herrschaft über das Menschengeschlecht auszuüben anfangen sollte, so ist das der sicherste Beweiß, das ihr das Laster mit seiner ganzen blutgierigen Tirannei auf dem Fuße nachfolgen wird. Es behüte uns demnach der liebe Himmel vor einem allgemeinen Tugendreiche.

Doch füllte die Rückerinnerung an die Häßliche nicht so sehr mein Gemüth, daß für die Algierische Dame und meine Entführerin nicht hätte noch einiger Platz in demselben verbleiben sollen. Uebrigens nahm ich an ihnen nicht durch mein Herz, sondern lediglich durch mein gottseeliges Gemüth, einen höchst mittelbaren Antheil. Nach und nach machte ich zu meinem größten Leidwesen die Bemerkung, daß ich von

dem adamitischen Wesen noch immer nicht völlig befreit sey. Ich ertappte mich auf sonderbaren Verirrungen, in welche mein Geist gerathen war. So konnte ich nicht umhin, mit einer rückwünschenden Sehnsucht an meine Gefangenschaft in der Gefangenschaft zu denken, das heißt, an das kleine Zimmer, in welches ich entführt und worinn ich nebst meiner Entführerin, wie in einem Grabe, begraben worden war, woraus ich jedoch zu einem recht schönen, lebendigen Leben wiederaufzustehen gehofft hatte. Eben diese mißlungene Auferstehung war es, die mich ärgerte und ich verwünschte den Zufall, oder was sonst die Algierische Dame zum Orte meines Begräbnisses geführt hatte, wodurch ich auf eine solche Art wieder zu Tage gefördert worden war. Was nun der Wirklichkeit abging, das suchte ich durch meine Phantasie zu ersetzen, und mahlte mir den nicht geschehenen Aktus meiner neuen Menschwerdung mit solchen lebendigen Farben aus, daß ich, ohne den Mangel an gutem Willen

meines Kutschers, welchen ich bei ihm vorausetzte, schleunig in meine vorige Gesellschaft, in die zweite nemlich, zurückgekehrt seyn würde. Auch ward mir der muhamedanische Himmel, von dessen Freuden ich in der Räuberspelunke schon einen Vorschmack gehabt hatte, durch Rückerinnerung an den Vorschlag der Algierischen Dame, meine Religion zu verändern, wieder sinnlich und in's Andenken gebracht. Es wollte mir auf einmal deutlich werden, woran ich sonst nie gedacht hatte, daß die muhamedanische Religion vor der christlichen einen Vorzug verdiene, indem sie nemlich bestimmter und deutlicher auf ein Leben nach dem Tode, und auf eine Belohnung in demselben hinwiese. Da diese Belohnung doch nur einzig und allein eine Entschädigung für die Leiden dieser Zeit zu geben vermag, und der Christianismus nur sehr oberflächlich der Ewigkeit gedenkt, so wollte mir das eine totale Abneigung gegen die Religion meiner Väter beibringen. Dank sey es der Gleichgültigkeit der Türkischen

Kirche, daß sie nicht, so wie die christliche, in alle Welt Missionäre sendet, um die Heiden und Ketzer zu lehren, sonst hätte ich, wenn mir nur einer dieser Himmelsaufschließer auf halbem Wege entgegen gekommen wäre, hoffentlich den Turban genommen und an die ewigen Freuden der Muselmänner geglaubt, wie ein katholischer Priester der christlichen Kirche an die symbolischen Bücher.

Diese Religionsabtrünnigkeit machte mich zerknirschten Herzens, und ich würde mir selbst eine Pönitenz auferlegt haben, wenn ich nicht fest überzeugt gewesen wäre, der liebe Gott verzeihe leichter, als seine geistlichen Stellvertreter auf Erden, und es sey ihm einerlei, ob er von seinen Kindern Papa oder Vater genennt werde. Doch dauerte dieses Türkische Wesen nur sehr kurze Zeit in mir. Denn ein Synodus der gesammten christlichen Kirche aller fünf Welttheile hätte mich nicht geschwinder zum rechtgläubigen Christen umstempeln können, als — ein Blick auf das Portrait in der bewußten Uhr. Plötzlich befand sich kein

muhamedanischer Blutstropfen mehr in mir und ich fieng an, die Heurris, und was dem anhängt, mit sehr gleichgültigen Augen zu betrachten. Diese Stimmung vermehrte sich, je näher ich, der Versicherung des Kutschers zu folge, dem Landhause der Herzogin kam. Im Vertrauen auf die Festigkeit meiner neuerworbenen christlichen Grundsätze, wagte ich es, dem schwachen Ueberbleibsel der muhamedanischen Sinnesart in mir die Spitze zu bieten. Ich wollte demnach, um die Sache recht feierlich zu machen, zum bösen Feinde an mir selbst werden und mich gehörigerweise in Versuchung führen. Zu dem Ende zog ich das Billet der Algierischen Dame aus der Tasche und las es so langsam und bedächtig, als wäre mir von dessen Inhalte noch keine Silbe bekannt gewesen. Dann lehnte ich mich in den Hintergrund des Wagens zurück, verschloß die Augen und versinnlichte mir alle Szenen der verwichenen Nacht, als wollte ich ein Gemälde davon entwerfen. Am längsten verweilte ich bei dem

dem harten Kampfe, welchen die Häßliche mit der Tugend gekämpft hatte und worin letztere den Preis davon trug, übergieng jedoch um nichts desto weniger den Auftritt des Frühstücks, wo ich das menschenfreundliche Werk der Verwandlung an ihr hatte vollziehen wollen. Da mir hierbei der Versucher einigemale zu mächtig zu werden anfing, so zog ich plötzlich die Uhr hervor, und jener küßte den Staub zu meinen Füßen. Die schwerste Versuchung stand mir jedoch noch bevor. Ich versetzte mich nemlich in die Kammer zurück, in welcher meine Entführerin ihr loses Spiel mit mir getrieben hatte, und machte sie gleichsam zur Tortürkammer, in welcher ich mich selbst allen Graden der Folter meiner erregten Sinnlichkeit Preis gab. Hier ward es mir oft gefährlich bange um's Herz, und ich war mehreremale nahe dabei, ein Ja des Bekenntnisses der erlittenen Niederlage herauszustoßen. Doch kam mir mein guter Genius, in der Gestalt der Uhr, noch immer zur rechten Zeit zu Hülfe und

ich ging glorreich und mit dem Lorber des Sieges geschmückt aus dem Kampfe hervor. Das brachte mir eine hohe Idee von mir selbst bei und ich wäre nicht übel aufgelegt gewesen, mir mit eigner Hand die Märtirerkrone aufzusetzen und mich selbst zum Heiligen zu kreiren.

Als ich solchergestalt alles gethan hatte, was ich zu thun schuldig war, ließ ich den bösen Feind von hinnen ziehen, und erklärte, ich sey nun kein unnützer Knecht mehr, und besitze den Ruhm, den ich vor mir selbst und meinem Gewissen haben könne. Im stolzen Gefühle meines Werths wollte es mir im Wagen fast zu enge werden und ich bemühete mich, einen weitern Wirkungskreis zu erhalten und die ganze Natur gleichsam aufzufordern, meinem Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich steckte demnach meinen Kopf zum Wagen hinaus und erstaunte nicht wenig, als ich im geringsten nichts zu sehen bekam. Anfangs glaubte ich blind zu seyn, sah aber bald, was dieser Erscheinung zum

Stunde läge. Während des Versuchungswerkes war es nemlich stockfinstre Nacht geworden, ohne daß ich es gemerkt hatte. Ich beschloß demnach, den gottesdienstlichen Werken, muhamedanischen sowohl, als christlichen, für's erste Einhalt zu thun und mich bei dem Kutscher nach der Strecke Weges zu erkundigen, welchen wir noch zurück zu legen hätten. Statt aller Antwort deutete er in seiner Einfältigkeit auf ein, etwa tausend Schritt entfernt liegendes, Gebäude, aus welchem uns ein heller Lichtschein entgegen leuchtete. Jetzt fieng ich an, einzusehen, daß es keiner gewaltsamen Bekehrung und keiner heiligen Versuchungsgeschichte bedurft hätte, um mich zum Christenthume zurück zu führen. Ich möchte immerhin ein Türke verblieben seyn, bis zum Anblicke jenes Gebäudes und jenes Lichtscheins. Diese hätten mich sicherer und kürzer zum alten Glauben zurück geführt, als die Proselitenmacherei, welche ich mit mir selbst angestellt hatte.

Es gieng jetzt eine absolute Wiedergeburt und Sinnesänderung mit mir vor bei dem Gedanken, in wenigen Augenblicken der Herzogin in die Arme zu fliegen. Hatte ich vorhin geglaubt, aller Störerinnen meiner Herzensruhe, von der Gräfin an, bis auf die Häßliche, den ganzen Harem der Räuberhöhle mit eingeschlossen, vergessen zu haben, so fieng ich jetzt an, einzusehen, daß jene Vergessenheit eine vollkommene Rückerinnerung gewesen war im Vergleich mit dem Mangel am Gedächtnisse, welchen ich jetzt für alles hatte, was nicht die Herzogin war. Ich ermahnte den Kutscher, noch einmal seinen ganzen Einfluß aufzubieten, den er über seine Untergebenen hätte, um so geschwind, als möglich, auf der Villa der Herzogin anzukommen. Er erfüllte mein Verlangen, und die Pferde flogen fast eben so schnell, als meine Gedanken.

Wir fuhren zur offenen Thür des Schloßhofes hinein und ich fand mehrere Bedienten zu meinem Empfange bereit, die

wahrscheinlich meine Ankunft erwartet hatten. Kaum hielt der Wagen an, als ich hinaus sprang und in das Schloß eilte. Ohne zu wissen, wo ich die Herzogin finden würde, stürzte ich die Treppe hinauf und ward sonderbar erregt, als mir die nemlichen Töne jener Trauermusik wieder entgegen schallten, die ich einstens im Hause der Herzogin bei Giulia's vermeinter Leiche gehört hatte. In so fern diese Töne den Sinn und Charakter der ersten deutlich und bestimmt aussprachen, waren sie mir etwas heiliges und machten einen ganz besondern Eindruck auf mich, ob mir gleich die Täuschung bewußt war, in welcher die Herzogin sich befand. Ich stand unbeweglich, im Anhören der Musik versunken. Jetzt hatten mich die mir folgenden Bedienten wieder eingeholt, und staunten nicht wenig, den Eiligen so müßig da stehen zu sehen. Sie öffneten mir das Zimmer und von der Macht des Gefühls unaufhaltsam fortgerissen, stürzte ich hinein. Die Umgebungen waren gerade

die nemlichen, wie in jener merkwürdigen Nacht. Ich ſank vor der Herzogin zur Erde, die in der nemlichen Stellung und Kleidung am Haupte des Sarges ſtand, und lag unbeweglich zu ihren Füßen, während die verſchleierten Weiber den Todtengeſang endigten. Dann hob mich die Herzogin auf und ſäuſelnd wehte ihr Hauch meinem Ohre dieſe Worte zu:

„Folge mir!"

Von der Kraft einer ganz lebendigen Erwartung fortgeriſſen, eilte ich ihr nach. Sie öffnete ein Nebenzimmer, deſſen innere Beſchaffenheit mir bei'm erſten Anblicke ein Paradies auf Erden zu ſeyn ſchien. Alle übrigen Umgebungen abgerechnet, denen das Siegel der vollkommenſten Kunſtſchönheit aufgedrückt war, zog insbeſondere ein Bett meine Bewunderung auf ſich, welches ſicher jenem himmliſchen in England an die Seite geſetzt zu werden verdiente, und an dem alles verſchwendet war, worauf nur immer ein Aſiatiſcher Luxus raffiniren kann.

Den Lesern wird es noch in geneigtem Andenken seyn, wie seit meinem Uebertritt zur christlichen Religion nur erst ganz kurze Zeit verflossen war. Ich konnte demnach nicht umhin, in meinem bekehrten Gemüthe jenes Bett für ein christliches Ehebett zu halten, und da der muhamedanische Sauerteig noch nicht ganz aus mir herausgekehrt war, so befiel mich meine alte, oder vielmehr ganz neue, Religion dergestalt, daß ich sehnlichst wünschte, eins ihrer Hauptgesetze zu erfüllen, das heißt, in ein christliches Ehebündniß zu treten. Bei so gottseligen Gedanken mußte es mir demnach um so lieblicher klingen, als die Herzogin, die noch immer verschleiert war, mich mit folgenden Worten anredete:

„Ich habe Dir Proben einer feurigen, alles umfassenden Liebe gegeben, und die nemlichen von dir erhalten. Findest du den Himmel in meinem Besitze, so wie ich ihn in dem Deinigen zu finden glaube, so sprich ein Wort, und des Priesters Hand vereinigt unsre Körper, so

wie der ewige Geist unsre Seelen schon längst in eins verschmolzen hat."

Wer, der den Boden kennt, auf welchem diese Worte ausgesäet wurden, kann sich wundern, daß sie hundertfältige Frucht trugen? Ich war alle Grade der Prüfung durchgegangen, und auf heidnische und christliche Art in Versuchung geführt worden; hatte ferner den Kampf der Tugend gekämpft und als wahrer Märtirer derselben stets den Kürzern gezogen. Jetzt befand ich mich endlich am Eingange des Himmels, der mir für meine Leiden und Aufopferungen lohnen sollte und mir ein zweites ewiges Leben versprach, nachdem ich in der Räuberhöhle eines sündigen Todes gestorben war und nachher an einer eben so sündigen Auferstehung in Muhameds Himmel gearbeitet hatte.

Ich reichte demnach der Herzogin im eigentlichen Verstande zu ihrem Vorschlage die Hände. Nur wollte die Begierde nach Belohnung meines ausgestandenen Märtirerthums sich zu keinem Aufschube verstehen,

zu welcher Stimmung vielleicht vorerwähntes Bett das seinige beitragen mochte. Ich hatte zwar im Leichenzimmer abermals den bewußten Priester getroffen, der für die lebende Giulia Todtenmesse las. Doch glaubte ich nicht, daß eine und ebendieselbe Person sich im nemlichen Augenblicke mit zwei so heterogenen Gegenständen beschäftigen würde, als zum Beispiel mit Leiche und Hochzeit, man wollte denn das alte Lied nicht etwa wieder anstimmen, als sey die Trauung der sterbende Leichnam der scheidenden Liebe. Ich konnte nicht umhin, im Zimmer herum zu blicken und die örtliche Zubereitung dieses feierlichen Aktus zu suchen. Doch war es mir nicht möglich das allergeringste zu entdecken, welches darauf Bezug gehabt hätte, das Bett ausgenommen, wohin denn auch meine Blicke stets wieder zurückfielen, wie eine jede Körperschwere sich nach dem Mittelpunkte der Erde sehnt. Ich beschloß demnach, aufrichtig zu seyn in Worten und in Werken, und der Herzogin in Liebe und Un-

terwürfigkeit vorzustellen, wie es doch immer dem Prinzip der schaffenden Gottheit angemessener sey, dem Naturgebote vor Menschensatzungen den Vorzug zu geben. Auch wollte ich ihr begreiflich machen, daß man die Erfüllung dieser zur Bestätigung jenes immerhin nachfolgen lassen könnte. Je delikater die Auseinandersetzung dieser Ansicht der Dinge war, je gewählter mußte demnach der Vortrag derselben seyn. Ich suchte daher die Kunst der Darstellung sehr emsiglich in mir zusammen und war Willens, nichts geringeres als ein Meisterstück der Ueberredung in meiner Rede an die Herzogin zu Tage zu fördern. Als ich noch eben über die Schicklichkeit des Eingangs nachsann, wurde ich auf einmal gewahr, daß die Herzogin aus meinem Gesichtskreise verschwunden war. Ich sah mich herum im Zimmer und erblickte in einer Vertiefung desselben einen kostbaren Vorhang und jene so eben damit beschäftigt, denselben zu öffnen. Wer begreift mein Erstaunen, als ich gewahr ward, was

dieſer Vorhang verborgen hatte? Es war eine kleine Kapelle, mit allen heiligen Apparaten gottgeweihter Stätte verſehen, und in derſelben der nehmliche Prieſter, von welchem ich kurz vorhin geſprochen habe.

In meiner Ciceronianiſchen Natur wollte mir dieſe Wendung der Dinge faſt Misbehagen erregen. Wozu hatte ich nun auf das Studium meiner Rede, von der ich übrigens einen wunderbaren Effekt erwartete, die koſtbarſten Augenblicke verwandt? Ich konnte freilich nicht in Abrede ſeyn, daß ich durch die Rede des Prieſters weit kürzer und ſicherer zum Ziele käme. Allein es traf bei mir ein, was übrigens eine ganz gewöhnliche Erſcheinung auf der Welt iſt, daß nemlich die bloße Anſtellung in einem Geſchäfte auch ſchon das erforderliche Talent zu demſelben verleiht. Ich war in die Nothwendigkeit verſetzt, eine Rede zu halten, und mit genauer Mühe zu einer Idee derſelben gekommen, als ich mich auch ſchon für den Demoſthenes meiner Zeit zu halten anfieng.

Es wollte demnach meine Eigenliebe gewaltig schmerzen, einem Verdienste, das ich für weit geringer hielt, als das meinige, mehr zu verdanken zu haben, als mir selbst. So unangenehm mir jeder Aufschub, in den Vorschlag der Herzogin einzugehen, gewesen seyn würde, so war ich dennoch nicht wenig aufgelegt, meiner Rede zu Liebe diejenige des Priesters zu hintertreiben und die meinige an deren Stelle zu setzen. So eben schickte ich mich an, der Herzogin alles dies begreiflich zu machen und sie, wo möglich, zur Anhörung derselben zu bewegen, als sie mich bei der Hand faßte und vor meinen rhetorischen Nebenbuhler führte. Sie stellte sich neben mich und ich sah den Augenblick kommen, der mir Mühe und Arbeit rauben würde. Was ich geahnet hatte, traf ein. Der Priester that den Mund zu seiner Rede auf. Angefeuert von der wegwerfenden Idee, welche eigene Anbetung mir gegen die Verdienste meines Gegners eingeflößt hatte, beschloß ich, meine Ohren zu ver-

schließen gegen seine Rede und taub zu seyn für alles und jedes, was dieser angehören könne. Wer nicht hören will, muß fühlen, ist ein altes Sprichwort, und es traf, unter nothwendigen Modifikazionen, auch bei mir ein. Die warme, weiche, feidne Hand der Herzogin, welche in der meinigen lag, brachte mir plötzlich einen Ekel bei vor allen rhetorischen Beschäftigungen, eignen sowohl, als fremden. Ich betrachtete diese Hand schon als die meinige, ob ich gleich an der Mundbewegung des Priesters sah, daß seine Rede noch nicht geendigt war. Mit seinem Besitzthume, wenigstens in der Idee, zu schalten und zu walten, wie es einem gut dünkt, ist ein unbestrittenes Recht, und ich bediente mich dessen in diesem Augenblicke nach bestem Wissen und Gewissen. Die immerwährende Gesichtsverhüllung meiner werdenden Frau wollte mir freilich nicht sehr behagen. Indeß hoffte ich auf beßre Zeiten, das heißt, auf das Ende der Rede. Zu Folge des bekannten Spruches,

Mann und Weib ist ein Leib, mußte es mir schon erlaubt seyn, allen Verhüllungen meines Leibes, oder meiner Frauen Leibes, welches einerlei ist, zu entsagen und von mir zu werfen. Und damit tröstete ich mich, wie auch mit dem Gedanken, daß alles ein Ende habe, also auch die Rede des Priesters, welcher noch immer den Mund rührte. Ich ergab mich demnach geduldig meinem Schicksale und suchte mein Recht auf den Besitz der Hand der Herzogin so geltend zu machen, als möglich, indem ich sie als eine Entschädigung für die Entbehrung des Augenblicks betrachtete und übrigens meine Phantasie sehr poetisch den Theil für's Ganze nahm und so auch gebrauchte.

Der Priester schloß den Mund und ich schöpfte Odem aus tiefer Brust. Er entfernte sich eben so unsichtbar, als er gekommen war, und überließ mich der Herzogin und meinen Betrachtungen. Ich befand mich also im wirklichen Besitze desjenigen Weibes, welches das Schönste war,

das ich gesehen, und welches ich nicht liebte, sondern abgöttisch anbetete. Das Unerwartete meines Glücks machte, daß ich es nicht fassen konnte. Ich stand unbeweglich und war nicht fähig, aus dem engen Kreise hinaus zu schreiten, den eigne Individualität um mich geschlossen hatte. Eine plötzliche Finsterniß gab mir endlich Licht über mich und meine Lage und brachte mich zur Betrachtung der äußern Dinge. Ich sah auf und merkte, daß durch einen unsichtbaren Mechanismus alle Lichter ausgelöscht waren. Jetzt fühlte ich mich von den Armen der Herzogin umschlossen und das Gesicht derselben ohne Schleier. Glühende Wechselküsse traten an die Stelle kalter Betrachtung. Wie der Epheu um die Ulme, so verschlungen sich unsre Körper zu einem. Leiser und immer leiser ward ich fortgezogen. Plötzlich stießen wir auf etwas und — sanken auf das himmlische Bett. Der Himmel that sich mir auf und ich umfaßte, das gesammte Vermögen meiner Sinne in einen Wunsch aushauchend, den göttlichen Leib meines über allen Be-

griff schönen Weibes. Nichts blieb mir verborgen und ich sah durch die Finsterniß der Nacht, wie im hellen Sonnenlichte. Die feinsten Nüançen weiblicher Schönheit entdeckte mein Sinn, als säh' ich sie mit hellen Augen.

Alles Bewußtseyn schwand und jede freie Willkühr ward zur absoluten Nothwendigkeit. Die Lage der Herzogin glich der meinigen vollkommen. Ihre bewußtlosen Wünsche lösten sich so eben in wörtliche Aeußerungen auf, als unter schrecklichem Geprassel die Thür des Zimmers gesprengt ward und heller Fackelschein zu demselben eindrang. Gewaltsam zu mir selbst gebracht, erhob ich meine Blicke und sah auf die Eintretenden. Ein Blitzstrahl hätte mich nicht fürchterlicher treffen können: es war die Herzogin und neben ihr Bantinelli.

Krampfhaft warf ich meine Augen zurück auf meine Bettgenossin und sank, von tödlichem Schreck getroffen, ohnmächtig auf's Bett. Die Gräfin Careſtini lag neben mir.

Ende des ersten Theils.

1906. 1074

Der Sarg

oder

die Zwillingsschwestern

von

G. L. P. Sievers.

Zweiter Theil.

Hamburg und Mainz
bei Gottfried Vollmer
1805.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Beyer.

Als ich wieder Besinnung erhielt, fand ich mich auf dem nemlichen Bette, und neben mir stand mein Kammerdiener, in der Hand ein Gefäß mit Wasser, mit welchem er so eben im Begriff war, mir hülfreiche Hand zu leisten. Ein glühender Durst verzehrte mich und ich leerte das Gefäß bis auf den letzten Tropfen. Das Wasser brachte eine wohlthätige Wirkung hervor: ich fühlte mich ruhiger und leichter, als zuvor. Mein leiblicher Durst war gestillt, aber nicht mein geistiger, der

durch das Andenken an die Begebenheiten dieser Nacht mächtig erregt ward. Doch beschloß ich, ein Märtirer zu werden an mir selbst und mir eine willkührliche Entsagung aufzuerlegen. Auch wollte ich zu einem bestimmten Entschluß meines künftigen Thun und Lassens kommen, dem mich hernach keine Rücksicht in der Welt wieder abtrünnig machen sollte. Diesem Vorhaben nachkommend, fieng ich an eine förmliche Lagerstätte aufzuschlagen in dem Bette, welches allem meinem Wünschen und Hoffen zum Todtenbette geworden war. Ich betrachtete die Stelle, welche kurz vorhin die falsche Herzogin eingenommen hatte: ein warmer Hauch ihres Daseyns, der letzte Rest meines sterbenden Glücks, erwärmte noch meine Hand, die den Schatten zu ergreifen strebte, den meine Phantasie um und neben mir erblickte.

Es war tief um Mitternacht. Ich hüllte mich in meine Bettdecken ein und empfand ein Gefühl der Sicherheit, als sey ich das einzige Geschöpf auf dieser Er-

de. In vestem Glauben an das Sprichwort, daß die Nacht bessern Rath herbeiführe, wollte ich vor Anbruch des künftigen Tages auch nicht einen Handschlag an dem vesten Gebäude meines künftigen unwandelbaren Entschlusses thun. Demnach hatte ich in diesem Augenblicke vor der Hand nichts bessers zu thun, als mit gänzlicher Vergessenheit meiner selbst dem wohlthätigen Schlummer mich hinzugeben, dessen freundliche Vorboten ich jetzt zu erblicken glaubte. Es währte nicht lange, so verfiel ich in einen vesten Schlaf.

Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch und lächelte mir aus ihrem lieblichen Antlitze freundlich entgegen. Mich selbst hatte der Schlaf zu einer Ruhe gestimmt, in der ich die Vergangenheit mit einer Gleichgültigkeit betrachtete, als habe ich noch gar nicht in derselben gelebt. Alle Auftritte meines bisherigen Lebens zogen, wie in einem Schattenspiele, in ihren Erscheinungen ruhig bei mir vorüber, und der erste Eindruck dauerte gerade so lange,

damit ihn der folgende verwischen konnte. Der letzte hingegen, meine unterbrochene Heirath und die Herzogin als Zeuge derselben vorstellend, fand einen vollkommenern Einklang in mir, als die übrigen, und ich weiß nicht, wie lange dieser noch nachgeklungen haben würde, wenn nicht der Eintritt des obenerwähnten Kammerdieners gleichsam einen Dämpfer darauf gelegt hätte.

Dieser Kammerdiener hieß Gottvertraut und sollte mir einstens, falls es ihm der Tod nicht unmöglich machte, als erstes und wichtiges Erbstück meines väterlichen Vermögens übermacht und zu einem ambulirenden Gesetzbuch feierlichst installirt werden. Denn, meinte mein Vater, wer so lange den Leib bekleidet habe, müsse endlich gelernt haben, auch den Geist zuzustutzen und ihm eine gute Form zu verschaffen. Da jedoch Gottvertraut, wie gesagt, erst ein Erbstück von meinem Vater werden sollte, und ich diesen unmöglich bei lebendigem Leibe beerben konnte, so

verrichtete er dermalen noch seine alten Vie
ces und beschäftigte sich demnach mehr mit
meinem Leibe als mit meinem Geiste. Doch
zupfte er letztern, Kraft seines ursprüngli
chen, ihm zur andern Natur gewordenen
Handwerks, je zuweilen in beßre Falten
und suchte einige Fädchen von ihm abzu
blasen.

Gottvertraut trat also ein und fragte,
was nun zu machen wäre. Ich versuchte
es, mir die Miene zu geben, als wisse
das niemand besser, als ich. Doch merkte
ich, daß sie mir sehr schlecht stand, und
ließ es deshalb bei'm bloßen Versuche be
wenden, indem ich diesmal aus vollem
Herzen wünschte, Gottvertraut möge seine
Würde als dereinstiges Gesetzgebendes Erb
stück in etwas antizipiren, damit mein Ich
zu irgend einem Prinzipe gesetzt werde. Da
ich jedoch merkte, daß dergleichen nicht
von ihm zu erwarten stand, so schickte
ich mich an, mich selbst zu berathen. Meine
eigene Unschlüssigkeit, und die Stelle, wel
che Gottvertraut einstens bekleiden sollte,

hatte mir diesen indeß weit wichtiger gemacht, und ich betrachtete ihn jetzt aus einem andern Gesichtspunkte. Daß er zwar den Willen hatte, aber in der That nicht eben sehr bewandert war, konnte ihm bei mir nicht schaden, sondern mußte ihm vielmehr förderlich und dienlich seyn; denn diese Eigenschaft brachte ihn mir um vieles näher, insofern ich selbst einer der Stärksten in derselben war. Ich gab ihm demnach zu erkennen, wie wir beide uns in den Stand der Berathschlagung setzen wollten, und zwar stillschweigend und jeder auf seine eigene Hand, damit einer den Andern nicht störte. Diese Erklärung gab dem guten Gottvertraut eine Miene von freundlicher Wohlgefälligkeit, als sey ihm plötzlich der beste Rath zu Kopfe gestiegen. Auch fieng er an, meine Willenemeinung sich in den Stand der Berathschlagung zu setzen, wörtlich zu nehmen, und wählte einen recht schweren Stand, indem er nemlich den rechten Fuß vor den linken setzte, gleichsam, wie zu einem Tanzpas, die linke

Hand auf den Rücken und die rechte Hand vor die Stirn legte, den Kopf tief zur Erde gesenkt. Diese seine Zubereitungen zum Berathen hinderten mich an dem meinigen und ließen mich zu keiner Betrachtung meiner selbst kommen, welche letztere ich, wider Willen, ganz allein auf meinen Gefährten in der Berathschlagung verwandte. Bedenkt man nun, daß Gottvertraut weiter in den Sechzigern fortgeschritten war, als ich in den Zwanzigen, so sieht man das Gewagte seiner Stellung von selbst ein. Auch entdeckte ich in derselben einen gewissen Eifer, mir recht sichtbar zu zeigen, welche Mühe er sich bei seiner Berathschlagung gebe, und wie gefliſſentlich er es darauf anlege, das Ansehen einer angestrengten Nachdenkung zu haben. Im ersten Feuer meiner Sucht, mich berathen zu wollen, hatte ich mich selbst auf das Bett zurück geworfen, und lag jetzt unbeweglich, die Stellung des Gottvertraut mit steter Furcht betrachtend. Von Minute zu Minute wuchs meine

Besorgniß, ein Schwindel möge ihn ergreifen und der Verarbeitung ein plötzliches Ende machen. Und hatte ich Hochachtung vor seiner Bemühung, und eine gewisse Art von Humanität hielt mich ab, ihn nicht gewaltsam zu stören in seinem Berathschlagungswerke. Doch ließ mich das Schicksal nicht lange in dieser ängstlichen Besorgniß, und, was ich voraus gesehen hatte, traf ein. Er stürzte nieder und warf im Fallen einen Tisch zu Boden, neben welchem er gestanden war. Noch ehe ich mich aufgerichtet hatte, ihm zu Hülfe zu eilen, stand er schon wieder auf den Füßen und reichte mir einen Brief dar. Gottes Finger, meinte er, habe über ihn gewaltet. Dieser Brief sey ihm mit dem Umsturz des Tisches auf die Nase gefallen, und wir könnten uns nun ganz unbesorgt Raths aus demselben erholen.

Der Brief, welchen mir Gottvertraut darreichte, war ihm am Morgen übergeben worden, und er hatte denselben vor mein Bett gelegt, damit er mir bei'm

Erwachen sogleich in die Augen fallen sollte. Ich betrachtete diesen Brief jetzt selbst als eine Weisung meines Schicksals, und war für den Augenblick außer allen Sorgen. Auch Gottvertraut wurde jetzt frohen Sinnes und vergaß den Unfall, welcher ihn in seinem neuangetretenen Amte als Berather getroffen hatte. Durch die unerwartete Beschleunigung, mit welcher er seit heute Morgen zu demselben berufen worden, war er mir um ein großes näher gerückt, und hatte eine Wohlgefälligkeit angenommen, die ihm sehr gut stand. Ich freute mich derselben und betrachtete den Alten jetzt als ein mir unmittelbar angehöriges Wesen, das jetzt nicht mehr durch das Mittel des Dienstes an mich gefesselt war. Jener Wohlgefälligkeit zu Folge nahm er jetzt mit dem merklichen Bewußtsein eines sich gleichfühlenden Wesens, und einer Miene von Gesetztheit, die sonst Emporkömmlingen nicht eigen zu seyn pflegt, einen Stuhl und stellte denselben ganz nahe vor mein Bett. Darauf schnitt er, im Sinn

und Wesen eines diplomatischen Rathes, sehr zierlich das Siegel von obigem Briefe, und reichte mir denselben offen her, indem er sich mit einer ruhigen, wohlgemüthlichen Art auf den Stuhl setzte, beide Hände über den Bauch zusammen faltete und zur Anhörung des Briefes sich anschickte.

Ich nahm denselben und sah nach der Unterschrift. Er war von der Gräfin Carestini. Als ich diesen Namen erblickte war ich einer gewissen Bewegung nicht Meister, die mich beim erneuerten Andenken an diese meine verwittwete Gemahlin ergriff. Ich konnte und wollte mich in diesem Augenblicke zu keiner Untersuchung einlassen, welcher Ursach diese Bewegung ihre Entstehung zu verdanken hatte. Wahrscheinlich wußte ich selbst nicht, ob die muthmaßliche Betrügerei der Gräfin, oder die Erscheinung der Herzogin mich ärgerte, welche letztere so gewaltsam den letzten und bedeutendsten Actus meiner Hochzeit gestört hatte. Doch stimmte ich mich mit Gewalt zu einer ruhigen Gleichmüthigkeit und wollte den In-

halt des Briefes ohne Zerstreuung vernehmen und zu einer gewissenhaften Verabredung ziehen. Ich nahm mir vor, die Sicherheit meiner Entschließungen, die eine wahrscheinliche Folge der Lesung des Briefes seyn würde, durch keinen zu schnellen Schluß zu verkürzen, sondern bestrebte mich recht absichtlich, mich auf den Inhalt des Briefes vorzubereiten, um desto länger und anhaltender davon zu zehren. Getrevtraut, dem dieses System einer Seelen- und Sinnes-Leckerei nicht geläufig sein mochte, verrieth wenig Behagen an meinem Zögern und hatte einen unverwandten Blick auf den Brief gerichtet, den er wie ein Orakel betrachtete, durch welches unser Schicksal bestimmt und der Unschlüssigkeit desselben ein Ende gemacht werden sollte. Da er kein Auge von dem Briefe verwandte, so konnte ich um so mehr sein Gesicht betrachten, in dessen unterem Theile sich um die Lippen herum ein Zug offenbarte, wie wenn jemand recht lustig ist und bei Erblickung

des Getränckes anfängt, mit der Zunge und den Lippen schon im Voraus zu schmecken.

Ich selbst that jetzt Verzicht auf eine längere Vorbereitung und schickte mich an, den Brief vorzulesen. Convertraut verrieth die Freude, welche er deshalb empfand, durch eine Bewegung beider Arme, als mache er einen Tragödien-Gestus in pantomimischer Sprache. Ich nahm den Brief, und las mit lauter Stimme, was folget:

„Wenn die Schaam mir es erlaubt hätte, so würde ich Ihnen mündlich gesagt haben, daß von dem, Ihnen gespielten Betruge das Glück meines Lebens abhing. Seit dem Augenblicke meiner Bekanntschaft mit Ihnen, hat meinem Leben eine heitre Sonne geschienen, und mein Dasein ist mir bedeutender geworden, als vorher. Ihnen gegenüber, habe ich meinen Werth kennen gelernt und ich halte mich Ihrer nicht unwürdig. Wenn mein Plan nicht auf eine so grausame Art zerstört worden wäre, so

„hätte ich eine Vereinigung unter uns beiden nicht für unmöglich gehalten. Bantinelli ist an mir zum Verräther geworden."

„Sie erinnern sich jenes Tages, als ich auf meiner Villa ankam und Sie dort zum erstenmale sah und kennen lernte. Ich ahnete Rache vom Prinzen und dem Marchese und theilte Ihnen meine Ahnung mit. Ich hatte mich nicht betrogen. Kaum hatten beide meine Villa verlassen, als sie von einem ihrer Creaturen, der sich hatte in der Nähe aufhalten müssen, Verstärkung erhielten, und mit derselben mein Schloß erstürmten. Sie führten mich fort. Wir konnten kaum einige Meilen zurückgelegt haben, als wir plözlich angehalten wurden. Dicke Finsterniß umgab uns. Unter den sprechenden Personen glaubte ich ganz deutlich Bantinelli's Stimme zu erkennen. Fackelschein erhellte den Ort, wo wir uns befanden. Der Marchese hatte uns verlassen. Ein Trupp unbekann-

ter Kerle umgab meinen Wagen. Mit durchdringender Stimme rief ich Bantinelli bei Namen, und beschwor ihn, mich zu retten. Er stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus und redete lange und heftig mit dem Prinzen in einer fremden Sprache. Dieser verließ darauf meinen Wagen und Bantinelli bat mich, ihm Aufschlüsse zu geben über die neuern Umstände. Ich sagte ihm in der Kürze, was vorgefallen war, und erwähnte Ihrer Anwesenheit auf meiner Villa, indem ich ihm meine Befürchtung der Gefahr zu erkennen gab, welche Ihnen von Seiten des Marchese drohete. Er verfiel für einige Augenblicke in ein tiefes Nachdenken und fragte mich dann, wohin Sie zu gehen gedächten, nachdem Sie meine Villa verlassen hätten würden? Ich antwortete ihm, daß Sie ohne Säumen zur Befreiung der Herzogin eilen wollten, deren Aufenthalt Ihnen der Prinz habe anzeigen müssen. Er dachte wiederum einige Augenblicke

nach und riß dann ein Blatt Papier aus seiner Briefstasche, welches er beim Scheine der Fackeln beschrieb, und es nem seiner Leute hinreichte. Dann ersuchte er mich, ganz ruhig zu seyn und meiner Begleitung zu folgen, wohin sie mich führen würde. Am folgenden Tage sollte ich mehr von ihm hören. Im nemlichen Augenblicke flog mein Wagen davon, den mehrere von Bantinellis Leuten begleiteten. Nachdem wir einige Stunden im stärksten Trabe gefahren waren, langten wir auf einer Villa an, deren Aufseher mich mit vieler Unterwürfigkeit empfieng, nachdem er Bantinellis Brief gelesen hatte. Ich erhielt das ganze Schloß zu meiner Disposition und gebot unumschränkt über die weibliche und männliche Dienerschaft desselben. Jedoch blieb mir ein Flügel in demselben verschlossen und der Haushofmeister war durchaus nicht zu bewegen, mir die Schlüssel desselben zu geben. Mit Ihrem Bilde im Herzen, und dem

Nachsinnen über Bantinellis Vorhaben beschäftigt, brachte ich den Tag hin, ohne von letzterm Nachricht zu erhalten. Wenn ich, so wie alle, welche diesen Bantinelli kannten, demselben nicht ganz unbedingt Ueberlegenheit zugestanden hätte, so würde es mir jetzt sehr leicht geworden seyn, seiner Verheißung diesmal zu mistrauen und meinen eignen Weg zu gehen. Denn ich sah nicht ein, wozu mir der Aufenthalt auf dieser einsamen Villa dienen sollte. Und doch war die Furcht, mich gegen Bantinelli zu kompromittiren, stärker als mein eigner Wille. Im Streite mit mir, und mich auflehnend gegen diesen Bantinelli, war die Nacht herbeigekommen. Ich hatte die Kammerfrauen, welche man mir zur Aufwartung gegeben, bereits verabschiedet und mich niedergelegt. Doch verursachte mir das Andenken an die Begebenheiten des vorhergehenden Tages eine Schlaflosigkeit, welche ich nicht besiegen konnte. Ich ver-

ließ das Bett, öffnete ein Fenster und sah in die Nacht hinaus. Es herrschte eine Stille, die durch keinen Laut eines lebendigen Wesens unterbrochen wurde. Die Lieblingsideen meiner Seele hüllten mich jetzt in eine idealische Bewußtlosigkeit ein, in der ich alles um mich her vergaß. Plötzlich brachte mich ein Laut, der die Todtenstille der Nacht unterbrach, zu mir selbst. Ich horchte auf, und glaubte bestimmt Töne, wie aus einem entfernten Orte kommend, zu vernehmen. Nach und nach unterschied ich deutlicher und ward überzeugt, daß jene Töne aus Menschenstimmen, mit Instrumenten begleitet, bestanden. Ich strengte mein Gehör ferner an, und vernahm nun auch, daß die Musik nirgends anders herkommen könne, als aus jenem Flügel des Schlosses, zu dem man mir die Schlüssel verweigert hatte. Meine Neugierde ward heftig erregt und ich glaubte nicht anders, als daß dort irgend ein Ge-

heimniß verborgen liegen müsse. Am Tage hatte ich nur Eine Thür entdeckt, die in diesen Flügel führte und die Communicazion mit dem übrigen Theile des Schlosses hemmte. Zu dieser Thür beschloß ich zu gehen und zu versuchen, ob ich sie nicht zu öffnen im Stande seyn würde. Ich hüllte mich in ein Nachtkleid und verließ mein Zimmer. Die Heimlichkeit der Nacht erregte eine schauerliche Bangigkeit in mir, die mir wohlthat. Ohne das allermindeste Geräusch kam ich zu jener Thür, fand sie aber, wie am Tage, fest verschlossen. Ich horchte und vernahm nun auch keine Töne mehr, weil diese Thür sich ganz am entgegengesetzten Ende des Schlosses befand. Meine Neugierde trieb mich zu mächtig an, als daß ich hätte umkehren sollen, da ich bereits so weit fortgeschritten war. Ich verließ den innern Theil des Schlosses und fing an, den äußern desselben von hinten zu umgehen. Diesen umgab ein

kleiner verschlossener Park. Die Hecken waren niedrig und ich hatte eine derselben mit leichter Mühe überstiegen. Wer begreift meine Ueberraschung, als ich hier eine kleine Thür entdeckte, die nicht verschlossen war? Ich öffnete diese ohne Mühe und gieng hinein. Tiefe Finsterniß umgab mich. Ich tappte umher und entdeckte eine Treppe. Hier bangte mich ein wenig vor meiner Unternehmung. Doch schritt ich im muthigen Vertrauen auf Bantinelli die Stiegen hinan. Oben herrschte die nemliche Finsterniß. Vor Anstrengung und Besorgtheit klopfte mein Herz in bangen Schlägen. Ich blieb stehen, um mich etwas zu sammeln und neuen Odem zu schöpfen. Jetzt harchte ich und glaubte obige Töne abermals zu vernehmen. Ich beschloß, diese meine Führer seyn zu lassen, und zu gehen, wohin sie mich führen würden. Nachdem ich einen länglichen Raum durchschritten war, fühlte ich eine Thür, die ebenfalls offen

schlossen war. Ich öffnete sie, und vernahm jetzt jene Töne deutlicher, als vorher. In weiter Entfernung erblickte ich einen Lichtstrahl, der mich durch mehrere Zimmer führte, die, wie jenes erstere, offen standen. Endlich befand ich mich in einem Vorzimmer, das sehr erleuchtet war und hörte im Nebenzimmer jene Töne, die ich nun für heilige Lieder erkannte, welche von weiblichen Stimmen gesungen wurden. Ich durchschritt das Vorzimmer, öffnete die Thür, aus welchem mir der Gesang entgegenschallte, ein wenig und — wer begreift mein Erstaunen! — und erblickte einen Sarg, um welchen mehrere weibliche Gestalten herumstanden, unter denen sich insbesondere eine auszeichnete, die an majestätischem Wuchse und edler Haltung des Körpers vollkommen der Herzoginn Chiaromonte glich. Ich bedurfte nur eines Momentes von ruhiger Betrachtung, um zu mir selbst zu kommen und erinnerte mich jetzt, daß

die Herzogin einen Sarg bei sich führe, in welchem sich das Bild ihrer todtgeglaubten Schwester befinde. Es ward mir höchst wahrscheinlich, daß jene Gestalt der Herzogin angehöre und daß ich mit dieser an einem und eben demselben Orte sey. Ich ward von der Wahrheit meiner Muthmaßung überzeugt. Die Gestalt drehete den Kopf, öffnete den Schleier ein wenig, und ich erkannte das Gesicht der Herzogin aufs deutlichste.

„Die Anwesenheit derselben auf dieser Villa setzte mich in Erstaunen. Was beabsichtigte Dantinelli mit unserm beiderseitigen Zusammentreffen? Ueberdem machte mich ihre Gegenwart in mehr als einer Hinsicht verlegen. Mein Verhältniß zu ihr hatte seit einiger Zeit viel von seiner vorigen Innigkeit verloren, und der Gedanke an sie führte etwas schmerzhaftes mit sich, dem ich auszuweichen suchte."

„Kaum hatte ich demnach die Herzogin erkannt, als ich mich so schnell als möglich zum Rückwege anschickte. Wie sollte ich diesen aber finden in den endlosen dunkeln Gemächern, durch welche mich vorhin allein der Gesang geleitet hatte? Ich stand einige Augenblicke unentschlossen da. Kein Mensch beobachtete mich. Indem fiel mein Blick auf die Leuchter, welche im Zimmer umher standen. Ich ergriff einen davon und trat nun sicher und beherzt den Rückweg an. Alles war, wie ich es verlassen hatte. Ich kam bis zur äußersten Pforte, welche in den Park führte. Hier ließ ich das Licht, nachdem ich es ausgelöscht hatte. Muthig überstieg ich die Hecke und kam in mein Zimmer zurück, ohne von irgend einem menschlichen Wesen gesehen worden zu seyn. In tiefem Nachsinnen über die Anwesenheit der Herzogin und den Plan des Bantinelli legte ich mich wieder zu Bett und entschlief."

„Als ich erwachte, erblickte ich eine meiner Kammerfrauen vor mir, mit einem Briefe in der Hand. Sie reichte ihn mir, und in der Aufschrift erkannte ich Vantinelli's Hand. Das Herz pochte mir vor banger Erwartung und in den ersten Minuten hatte meine Hand nicht Kraft genug, das Siegel zu öffnen. Ich sah zum voraus, daß der Inhalt dieses Briefes mein Schicksal entscheiden würde. Ich hieß die Kammerfrau gehen, und bemühete mich, ruhiger zu werden. Nachdem ich mich auf alles was da kommen könnte, gefaßt gemacht hatte, erbrach ich den Brief und las folgendes:"

„„Vielleicht wissen Sie bei'm Empfang dieses Briefes schon, daß Sie sich mit der Herzogin Chiaromonte an einem und eben demselben Orte befinden. Warum ich dieses Zusammentreffen veranstaltet habe, sollen Sie sogleich erfahren. Sie kennen meine Absichten auf die Herzogin, die mit den Ihrigen auf

den Grafen vollkommen vereinbar sind. Trift jene mit diesem zusammen, so scheitern unsre gegenseitigen Hoffnungen an der Unmöglichkeit, beide wieder zu trennen. Deswegen habe ich, früher als es dem Grafen möglich seyn konnte, erstere aus dem Gewahrsame befreit, in welchem sie von dem Prinzen gehalten wurde, der eine Zerstörung aller seiner Pläne von ihr befürchtet. Dort wollte er sie auf irgend eine Art mit dem Erbprinzen zusammen zu bringen suchen, indem beider Vereinigung ihm bis jetzt noch nicht unmöglich geworden zu seyn scheint. Der Graf wird von ihm tödtlich gehaßt, da er in der Liebe der Herzogin zu diesem eine Vereitelung seiner Absichten zu sehen glaubt. Wüßte er, daß Giulia lebte und noch immer von dem Erbprinzen bis zur Anbetung geliebt würde, so könnte ihn das um ein großes verträglicher machen gegen den Grafen und die Herzogin. So aber läßt der Marchese, der allein von Giulia's Leben un-

terrichtet ist, den Prinzen über das Schicksal derselben in Ungewißheit, und wirft den ganzen Umfang seines Zorns auf Sie, weil er von Ihnen muthmaßt, daß Sie dem Erbprinzen Aufschluß gegeben haben über seine Geliebte.""

""Was den Grafen anbetrifft, so bin ich eben noch zeitig genug gekommen, um ihn der Rache des Marchese zu entziehen, der er sicher unterlegen seyn würde, weil er auf nichts vorbereitet war und von diesem im Bett überfallen wurde. Er hat Ihre Villa verlassen, und eilt zur Herzogin, deren Befreiung ihm natürlich nicht bekannt ist. Unmittelbar auf ihn zu wirken, halte ich nicht für rathsam, weil er kein Zutrauen zu mir zu haben scheint. Meine Leute lassen ihn nicht aus den Augen, und geben mir Nachricht von jedem Schritte, den er thut. Hören Sie jetzt meinen Plan, der unsre beiderseitige Zufriedenheit beabsichtigt""

„„Die Herzogin schreibt dem Grafen eigenhändig und befiehlt ihm, dem Bothen zu folgen, der ihn zu ihr führen werde. Zu gleicher Zeit verläßt sie die Villa auf welcher Sie sich jetzt mit ihr zusammenbefinden, um den Grafen an einem dritten Orte zu erwarten, den ich ihr bestimmen werde. In der Eile wird sie nicht anstehen, sich auf einige Tage von dem Sarge zu trennen und ihn auf der Villa zurück zu lassen. Sie, Gräfin, bemächtigen sich desselben so wie des gesammten Eigenthums der Herzogin, deren Bedienten die Abwesenheit derselben verborgen bleiben wird. Der Haushofmeister hat die gemessendsten Befehle von mir bekommen und wird Sie gleich nach der Entfernung der Herzogin in deren Zimmer führen. Die erste Kammerfrau derselben ist vom Geheimnisse und wird Ihre Bedienung übernehmen. So bald ich den Grafen in der Nähe der Villa weiß, erhalten Sie Nachricht von mir. Ich bestimme

Ihnen dann die Stunde, wann er bei Ihnen eintreffen wird. Sie laſſen alſo bald die Trauerzeremonien mit der todtgeglaubten Giulia anheben und ſpielen die Rolle der Herzogin. Der Graf erſcheint, hält Sie für ſeine Geliebte und geht in jeden Ihrer Entſchlüſſe ein. Sie ſchlagen ihm eine augenblickliche Trauung vor, die er annimmt, und begeben ſich in ein Nebenzimmer, wo Capelle, Altar und ein Prieſter bereit ſtehen. Die Trauung geht vor ſich und der Graf entdeckt den, Betrug erſt mit dem Anbruch des folgenden Tages. Ich würde die Gräfin Careſtini verkennen, wenn ich nicht glauben wollte, daß ſie in einem ſo langen Zeitraume und in einer ſolchen Lage einen Mann zu feſſeln vermögte, dem ſie durchaus nicht gleichgültig ſeyn kann. Der geiſtige und körperliche Liebreiz, mit welchem die allgütige Natur Sie ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet hat, wird dem Grafen ſeis

nen unbewußten Tausch erträglich machen.

Bis hieher nun sind Sie noch immer die gewinnende Partie. Es ist aber billig, daß ein jeder seinen Theil empfange. Mir liegt es jetzt ob, mein eigenes Interesse zu beabsichtigen und der Herzogin von der Untreue des Grafen einen augenscheinlichen Beweis zu geben. Ich werde dies dergestalt zu bewerkstelligen suchen, daß es dem Grafen unbekannt bleibt und Sie daher im geringsten nicht dabei kompromettirt werden. Halten Sie sich jeden Tag auf Nachricht und Ausführung meines Plans bereit.""

„So weit Bantinelli's Brief. Welchen Eindruck derselbe auf mich machte, würde ich jedem andern beschreiben können, außer Ihnen. Mit Freuden ging ich in den Plan ein, welchen mir der Brief anzeigte. Ich gelobte dem Wesen, welches diese Liebe für Sie in mein Herz gelegt hatte, heilig an, Sie für

den Verluſt zu entſchädigen, welchen Sie durch mich erlitten. Mehrere Tage durchlebte ich in der ängſtlichen Erwartung auf Nachricht von Bantinelli. Die Herzogin hatte die Villa verlaſſen, welches ich daraus ſchloß, weil in der Nacht kein Geſang mehr von dorther ertönte. Der Haushofmeiſter beobachtete noch immerwährend ein tiefes Stillſchweigen. Am dritten Tage endlich um die Mittagszeit erhielt ich folgendes Schreiben von Bantinelli:"

„„Eine höhere Macht hat dem Graſen das Leben gerettet, ſonſt befände er ſich wahrſcheinlich im Reiche der Todten. Unkundig des Weges, und phantaſtiſchen Träumereien hingegeben, hatte er ſich einem Trunkenbolde von Poſtillione anvertraut, der den Weg verfehlte und den Wagen in eine Tiefe warf, in welcher unten ein reiſſender Strom floß. Hier ward er, nach Ausſage einiger Landleute, die der Begebenheit mit beigewohnt hatten, von mehrern unbe-

kannten Kerlen gerettet, und von ihnen fortgeführt. Meine Leute hatten seine Spur verlohren und ein bloser Zufall hat uns so eben seinen Aufenthalt entdeckt. Wir durchsuchten nemlich die ganze umliegende Gegend und stiessen endlich auf zwei Kerle, deren Miene verrieth, daß sie Kenntniß von dem Aufenthalte des Grafen hatten. Wir drangen in sie, und sie gestanden, daß der Graf irgendwo in Gefangenschaft gehalten würde, wo wir ihn unmöglich entdecken und noch viel weniger befreien könnten. Für eine gewisse Summe versprachen sie, den Grafen in unsre Hände zu liefern, verwarfen aber meine Bürgschaft, die ich ihnen statt des Geldes anbot, weil ich eine so große Summe nicht bei mir hatte. Zufällig erwähnte ich der Herzogin Chiaromonte. Sie horchten auf bei diesem Namen, und fragten mich, ob der Graf mit dieser in Verbindung stände? Statt der Antwort reichte ich ihnen das

Billet

Billet dar, welches die Herzogin auf mein Geheiß an den Grafen geschrieben hatte und in welchem sie ihn bat, dem Ueberbringer desselben zu folgen und sich sogleich zu ihr zu begeben. Nachdem sie das Billet gelesen hatten, sagten sie mir, der Graf werde sogleich seine Freiheit erhalten, wenn ich ihnen das Billet anvertrauen wollte. Auch könnte ich ihnen jemand mitschicken, der ihn auf der Stelle zur Herzogin führen werde.“

„Da wir, nach Aussage der Kerle, kaum ein paar hundert Schritte vom Aufenthalte des Grafen entfernt sind, so zweifle ich nicht, daß mein Plan noch für heute ausführbar seyn wird. Ich habe den Kerlen also das Billet übergeben und zwei meiner Leute mitgeschickt, die den Grafen nicht zur Herzogin, sondern zu Ihnen führen werden. Einer von ihnen wird sich auf ein schnellfüßiges Pferd werfen, und Ihnen wenigstens eine Stunde vor Ankunft des

Grafen Nachricht geben. Von zehn Uhr Abends an müssen Sie sich bereit halten. So bald ich den Grafen einen gewissen Weg passiren sehen, über welchen ich mit meinen Leuten übereingekommen bin, eile ich selbst zur Herzogin, um sie zu rechten Zeit zu überzeugen, daß der Graf von heute Abend an für sie verlohren ist.""

„Wunderseltsam ward mein Gemüth erregt, als ich den Inhalt dieses Briefes vernommen hatte. Sollte ich mich auflehnen gegen das Schicksal, das diese Wendung der Dinge herbeiführte, oder mich ihm fügen und seiner Weisung folgen, die auf das vollkommenste mit meinen Wünschen übereinstimmte? Der Zwischenraum vom Mittage bis zur Nacht verstrich mir in eitlem Kampfe zwischen dem Gefühle für Recht und dem Streben meines Herzens, worin dieses den Sieg davon trug, und ich beschloß, der Lenkung des Zufalls zu trauen und mich ihr mit gänzlicher Ent-

ſagung meines eignen Willens blindlings zu überlaſſen.“

„Gegen Abend erſchien nun auch der Haushofmeiſter und bat ſich meine Befehle aus. Er habe, ſagte er, Auftrag, mir den andern Flügel des Schloſſes einzuräumen. Das übrige werde mir ſchon bekannt ſeyn. Ich verließ alſo die Zimmer, welche ich bis jetzt bewohnt hatte, und folgte dem Haushofmeiſter in diejenigen der Herzogin. Er erinnerte mich, daß ich nur für Eine Kammerfrau ſichtbar wäre, und mich bis zum entſcheidenden Augenblicke in meinen Zimmern verſchloſſen halten müßte. Er gieng und überließ mich meinen Betrachtungen.“

„Ich verſank in tiefes Nachdenken über mein Thun und Beginnen, und war dennoch keines beſtimmten Entſchluſſes fähig. Ich fühlte ſelbſt, daß es Thorheit wäre, meine Lage durch eigne Ungewißheit noch ungewiſſer zu machen, und riß mich mit Gewalt von mir

selbst los. Ich wollte mich zerstreuen und ein wenig umsehen in meinem jetzigen Aufenthalte. Doch fand ich mich eingeschlossen in meinen Zimmern und dachte an die Weisung des Haushofmeisters, welcher mich auf diese beschränkt hatte. Ich suchte nun innerhalb der Zimmer selbst nach Gegenständen, die mich zu zerstreuen vermögten, und fand einen Theil der Garderobe der Herzogin. Unter diesen fiel mir am bedeutendsten das Kleid auf, womit sie angethan war, als ich sie an jenem ersten Abend neben dem Sarge erblickte. Ich wollte mich zerstreuen und war in diesem Augenblicke gesammelter, als jemals. Zu wie vielen nichtigen Wünschen veranlaßte mich nicht die Garderobe und insbesondere jenes Kleid der Herzogin! Es war mir, als wenn ich in diesem sie selbst vor mir erblickte und mich mit ihr in Vergleichung stellte, wobei ich selbst natürlich verlohr. Noch nie hatte mir in meinem ganzen Leben ein Kleid

so wichtig geschienen, als dieses. Es schien, als ob die äußere Hülle der Herzogin auch die innere derselben in sich enthalten müsse, und so betrachtete ich das Kleid derselben, als sie selbst, und mit einem Gemisch von zufriedenem Neide, der das Vollkommenere sich eigen machen möchte, aber es zu hassen zu edel und sinnig ist."

„In den bizarren Wendungen meines Geistes fiel ich sogar auf den thörigten Gedanken, das Kleid anzuziehen. Meine kindliche Gemüthsstimmung wollte selbst eine gute Vorbedeutung in dem Umstande finden, daß das Kleid mir ganz genau paßte. Ich schmückte mich mit demselben, wie eine Braut an ihrem Hochzeittage. Erst bei kalter nachfolgender Ueberlegung war mir der Gedanke furchterregend, daß es mir mit diesem Schmücken kein rechter Ernst sey, sondern daß ich mir selbst vorkäme, wie eine Schauspielerin, die mit dem Kleide die Person der Rolle aus- und

anzöge. Ich harrte so geschmückt, in äußerer Unthätigkeit des wichtigen Augenblicks, indem meine Seele einen immerwährenden, ermattenden Kampf kämpfte. Alle Uhren schienen mir von einer unsichtbaren Hand im Laufe aufgehalten zu werden, und in einer dem Wahnsinn nahen Spannung mußte ich mir Gewalt anthun, die Zeiger derselben nicht gewaltsamer Weise vorwärts gehn zu lassen."

„Ein Geräusch rettete mich von dem bösen Geiste, der mich mit den Martern der grausamsten Unruhe peinigte. Der Haushofmeister stürzte ins Zimmer und reichte mir ein Papier, das so eben ein Courier überbracht hatte. Es enthielt folgende Worte:"

„„Der Graf ist auf dem Wege und wird etwa um eilf Uhr bei Ihnen eintreffen. Sie empfangen ihn verschleiert neben Giulia's Sarge. Punkt zwölf Uhr begeben Sie sich mit dem Grafen in das anstoßende Zimmer, worin der

Haushofmeister alle Apparate der Trauung und Hochzeit in Bereitschaft halten wird. Für alles übrige wird ebenfalls gesorgt seyn. Schließlich gebe ich Ihnen noch folgendes zu bedenken: je vollkommner Sie die Täuschung spielen, um so reizender wird Ihnen die Wirklichkeit erscheinen. Einem Geiste, wie dem Ihrigen, darf ich keine umständlichere Weisung geben.""

„Die kalte Art, mit welcher Vantinelli di wichtigste Angelegenheit meines Lebens gleichsam wie eine Rechnung abschloß, machte mir Angst, und jetzt zum erstenmale fieng ich an, dessen uneigennützige Absicht in Zweifel zu ziehen. Wäre ich nicht bereits in der Unternehmung zu weit fortgeschritten gewesen, als daß ich hätte zurück gehen können, so würde ich Ihnen den Betrug Vantinelli's ohne Vorzug aufgedeckt haben. Doch riß mich der Strom mit sich fort, in welchen ich vom Sturme einer unglücklichen Leidenschaft geworfen worden war."

„Noch saß ich in starres Sinnen über mich und mein Schicksal vertieft, als der Haushofmeister wie aus einem tiefen Schlafe mich aufrüttelte und zu mir selbst brachte. Er meldete mir Ihre Ankunft und führte mich im nemlichen Augenblicke gewaltsam zur Thür des Nebenzimmers. Ein banges Schrecken machte mich an allen Gliedern zittern, als sollte ich lebendig in jenes Leben übergehn. Die Thür öffnete sich und der Trauergesang begann, von Tönen fremder, mir unbekannter Instrumente begleitet. Ich trat in's Zimmer, und die wunderbare verklärte Heiligkeit des Orts wirkte mit mächtigem Zauber auf mich. Andächtig sank ich zu den Füßen des Sarges und betete mit heißer Inbrunst. Ein Geräusch schreckte mich auf. Ich wandte mich zur Seite und erblickte Sie — Hier fällt mir die Feder aus der Hand, die Ihnen nur noch ein ewiges Lebewohl schreibt."

Wenn der geneigte Leſer ſich noch des Gottvertraut erinnert, ſo wird er wiſſen, daß derſelbe recht wohlgefällig vor meinem Bette ſitzt und der Leſung des Briefes zuhört. Dieſe hatte ich, eingedenk, daß ich hier die Stelle eines Referenten in irgend einem geheimen oder öffentlichen Rathe bekleidete, laut und ziemlich eintönend gehalten, und merkte jetzt, daß meine Kehle trocken war. Ich ſchwieg demnach und wollte den Gottvertraut reden laſſen, der doch, Kraft ſeines neuangetretenen Amtes, hier nicht bloßer Zuhörer war, damit ich während der Zeit deſto ungeſtörter denken könnte, über das, was ich ſo eben geleſen hatte. Ich erwartete daher Gottvertraut's Meinung und lud ihn durch einen Blick ein, dieſelbe von ſich zu geben. Jetzt erſt ſah ich, daß er eine Miene machte, als wüßte er nicht recht, wovon die Rede wäre. Ich forderte ihn daher mündlich auf, mir zu rathen, und war, wie aus den Wolken gefallen, als er mir ganz offen geſtand, er habe kein Wort

von dem ganzen groſſen Briefe verſtanden. Jetzt erſt merkte ich, daß es bei uns zugegangen war, wie in manchem geheimen Rathe, wo die Räthe die Sache nicht verſtehn. Der meinige verſtand ſie im eigentlichen Verſtande nicht, denn er wußte kein Wort Italiäniſch, und der Brief der Gräfin war in dieſer Sprache geſchrieben.

Gottvertraut verrieth jetzt, für die Folge ein guter Rath zu werden, indem er über ſeine Unwiſſenheit erröthete und in tiefſtm Gefühl derſelben ſeine Dimiſſion gab, welches nicht alle ſeine Collegen ſo machen. Er gieng aus dem Zimmer und überließ mich meinem eigenen Rathe.

Es würde mir in der That ſchwer fallen, von dem Eindrucke Rechenſchaft zu geben, den der Brief auf mich gemacht hatte. Ich befand mich ſeit der unterbrochenen Heirath in einem Zuſtande von Stumpfſinnigkeit, der mich jedes Eindrucks unfähig machte. Ich hatte den Brief der Gräfin geleſen, als wär's das Abentheuer irgend eines Romans, und gewirkt hatte er

nur in so fern auf mich, als er meine Neugierde befriedigte, die an den wunderſamen Verwickelungen meines hieſigen Lebens wahre Freude hatte. Außerdem war mein Entſchluß veſt gefaßt. Ich wollte jetzt dem Italiäniſchen Weſen mit Muth und Veſtigkeit ein Ende machen und wieder anfangen, ein ruhiges und ordentliches Leben zu führen, wie ich gethan hatte, ehe ich die Herzogin, ihre Sippſchaft und ihren Anhang kannte. Ich war es müde, hier wie ein Inſtrument behandelt zu werden, auf dem ein jeder ſpielen zu dürfen glaubte, ſobald ihm die Luſt dazu einkam. Ich rang mit wahrer Sehnſucht, einmal wieder zu einer eigenen Selbſtſtändigkeit zu kommen und aufzuhören, andern zu ihrem Entzwecke zu dienen und meinen eignen darüber zu vergeſſen, oder vielmehr gar keinen zu haben.

So befreit von den Feſſeln der äußern Convenzionen, und abgeſagt den innern Anhänglichkeiten, nahm ich mir vor, den Erbprinzen in Venedig aufzuſuchen und ihm

Nachricht zu geben von Giulia's Leben und dem Treiben seiner Freunde und Feinde. Würde er mich nicht nach Teutschland begleiten wollen, so war ich vest entschlossen, Italien zu verlassen, meine Heimath aufzusuchen, im Lande zu bleiben und wieder zu leben nach alter Weise und Sitte. In den Zerstreuungen meines abentheuerlichen Wandels hatte ich meines Vaters und seiner Ungewißheit über mein Schicksal nur selten gedacht. Jetzt freuete es mich, ihm mit meinem neuen Entschlusse einige Freude zu verursachen.

Ich legte nun ernstlich Hand an die Zurüstungen meiner Abreise nach Venedig und ließ Gottvertraut kommen. Dieser war jetzt, nachdem er sein neues Amt abgelegt hatte und wieder er selbst geworden war, zufriedener als je, nachdem ich ihm von meinem Entschlusse Nachricht gegeben hatte.

Jetzt bei kälterem Blute fiel es mir ein, den Gottvertraut um die Ereignisse der vorigen Nacht zu befragen, weil mir

daran gelegen war, zu erfahren, auf welche Art die Stöhrer meiner Hochzeit und meine unverheirathete Ehefrau die Villa verlassen hatten. Er sagte folgendes aus. Etwa eine Stunde nach mir waren Bantinelli und die Herzogin angekommen und sogleich zu dem Zimmer heraufgegangen, welches mit Hülfe des Haushofmeisters zu unserer Hochzeits-Kammer umgeschaffen worden war. Kaum mochten sie aber dasselbe geöffnet haben, als die Herzogin, wie von einem Gespenst verfolgt, die Treppe hinunter gestürzt war. Ohne auf Bantinelli Rücksicht zu nehmen, hatte sie sich in den Wagen geworfen, die Thür desselben zugeschlagen und dem Kutscher nur ein Wort zugerufen, worauf dieser mit Pfeilesschnelle davon gefahren war. Bantinelli hatte, wie im Traume, dem Wagen der Herzogin nachgesehn und war erst wieder zu sich gekommen, als die Gräfin sich gezeigt und ebenfalls einen Wagen hatte anspannen lassen. Dann war diese ebenfalls davon gefahren, nachdem sie mit ver-

ächtlichem Wesen und Tone dem Bantinelli einige Worte gesagt, die Gottvertraut nicht verstanden hatte.

Bantinelli's Schicksal freuete mich. Selbst gefangen in seinen arglistigen Schlingen, ward ihm von beiden Theilen mit geziemender Verachtung begegnet. Dieser allezeitfertige Tausendkünstler, der die Menschen leitete, als hätte er sie am Zaume, war mir schon längst ein Dorn im Auge gewesen, und ich wünschte recht sehr mich einmal mit ihn messen zu können. Nur möge der geneigte Leser nicht etwa glauben, als mische sich hier Eifersucht mit ins Spiel. Ich hatte ja, wie demselben bekannt seyn wird, ernstlich beschlossen, dem Weiberreiche ein plötzliches Ende zu machen, und allen Neigungen eines sündlichen, schwachen Menschen zu entsagen. Auch außerdem konnte mir Bantinelli's Treiben und Thun völlig einerlei seyn, insofern es unwidersprechlich gewiß war, daß die Herzogin durchaus kein Interesse an ihm nahm.

Indem ich diese Bemerkung über die Herzogin machte, fiel es mir auf's Herz, daß es mir doch nicht gleichgültig seyn dürfte, was dieselbe über meine plötzliche Verheirathung, deren letzten und besten Actus sie jedoch gestört hatte, denken möchte. Es wollte mir nicht behagen, von ihr für einen wetterwendischen Menschen gehalten zu werden, der sich nicht allein plötzlich verliebt hätte, sondern sogar zu einer schleunigen Ehe geschritten wäre. Ich wünschte daher recht aufrichtig, sie von dem Betruge zu überzeugen, der mir gespielt worden war, und ihr den Wahn zu benehmen, als sey mir so heirathslustig um's Herz. Doch glaube man nicht etwa, als wolle ich an meinen eignen guten und löblichen Grundsätzen zum Verräther werden. Was ich dachte und wünschte, geschah blos, um der Herzogin einen bessern Begriff von mir beizubringen. Uebrigens stand mein Entschluß felsenvest. Meine Verheirathung sollte, wie übrigens gewöhnlich, der Liebe in mir ein Ende gemacht haben und das Ho-

nal von der Comedie seyn, in der ich zwar die erste, aber nichts desto weniger eine sehr schlechte Rolle gespielt hatte. Jegliches abentheuerliche Wesen sollte, wie schon gesagt, eine heilsame Endschaft erreichen. Ich wollte den väterlichen Heerd heimsuchen, mir unter den Töchtern des Landes ein Eheweib auswählen und mit ihm, nach der Väter Sitte, in christlicher Ehe leben, auch Kinder zeugen und Rüben und Kohl bauen. Von den nicht zu Stande gekommenen Werken erster Ehe sollte hinfüro nichts weiter gedacht werden, und ich wollte in meinem Vaterlande für einen Junggesellen passiren. Troh dem besten.

Doch wollte mir, so viele Mühe ich mir auch gab, diese erste Ehe nicht aus dem Kopfe, und machte mir überhaupt viel zu schaffen. Ich fand es sehr unangenehm, den Titel zu führen ohne weder Geschäfte, noch Einkommen davon zu haben. Ich wußte eigentlich nicht recht, aus welchem Gesichtspunkte ich mich betrachten sollte. Dieses Mittelding von verhei-

heirathetem Junggesellen und unverheirathetem Ehemann wollte mir im geringsten nicht behagen. Da es nun einmal vom Schicksal darauf abgesehen war, mich in den heiligen Ehestand zu versetzen, so hätte ich gewünscht, die Herzogin wäre um ein paar Stunden später gekommen, damit mir Zeit übrig geblieben wäre, mich zu einem vollkommenen Ehemanne zu bilden. Dann hätte ich mich im Sinne und Amte des Worts für wahrhaft verheirathet halten können. Doch war der ganze Umfang des Verdrusses, mit welchem ich die Zweideutigkeit meiner Matrimonial-Existenz betrachtete, nicht im Stande, mich aus diesem Zustande herauszureißen, und ich beschloß, mich mit Gleichmuth zu rüsten, bis es meinem guten Genius gefallen würde, mir einen bestimmten Stand zu geben, sey es nun der eines Ehemanns, Wittwers oder Junggesellen.

Völlig einig mit mir selbst und mit meiner Lage, und unbekümmert um die

Vergangenheit, hatte ich blos die Zukunft im Augenmerke, die meiner wartete im väterlichen Hause, in welchem das menschliche Treiben einem Uhrwerke glich, welches heut so aufgezogen wird, wie morgen, und jeglichen Tag sich auf eine und ebendieselbe Art bewegt. Ich empfand eine wahre Sehnsucht nach jener bürgerlichen Einförmigkeit, in welcher man doch seines Sinnes und Herzens sicher ist, weil ich bei dem abenteuerlichen Wesen und der genialen Zerstreuung bis jetzt noch immer meine Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. Doch war ich vor Rückfällen bange, so lange ich mich noch auf diesem unheimlichen Boden befand, in welchem die Abenteure besser gedeihen, wie in jedem andern, weil der Segen des Climas nicht allein phisisch, sondern auch moralisch über die Einwohner desselben kommt, und ihren Geist erwärmt und zu einer grössern Lebenskraft anspornt, die das Gemeine und Gewöhnliche verachtet und zum Bedeutenden und Ungewöhnlichen hinaufsteigt. In der Furcht meines

Herzens vor diesem, an Abentheuerlichkeiten schwangern, Lande, hätte ich sogleich den Weg meines unfruchtbaren Vaterlandes angetreten, wenn mir der Erbprinz nicht noch näher am Herzen gewesen wäre als meine Furcht. Ich mußte also diese besiegen, um jenen zu retten, und beschloß, meinen Körper zwar auf Diskrezion den Geistern der Unheimlichkeit und der Verwickelung hinzugeben, meine Seele hingegen vor jeglicher Verstrickung zu bewahren und gesund und wohl nach dem friedlichen Aufenthalte meines väterlichen Hauses zu bringen.

Gestärkt von der Kraft meines Entschlusses, war ich während obiger Reflexionen mit meinen Reisezubereitungen zu Ende gekommen. Jetzt trat nun Gottvertraut ein, der seinerseits auch die Hände nicht in den Schooß gelegt hatte, weder was die Reflexionen, noch was die Zubereitungen anbetraf. Wir tauschten erstere mit einander aus, und es ergab sich, daß er ganz meiner Meinung war. Ihm lächelten die Kohlköpfe seines vaterländischen Krautgartens lieblicher

an, als die goldnen Früchte der hiesigen Orangenwälder, und der Handschlag seines runzelichten Ehegemahls war ihm angenehmer, als ein Schäferstündchen im Arm eines Italiänischen Mädchens von jugendlicher Fülle und Ueppigkeit. Jedem das seine, dachte ich jetzt um so mehr, da auch mir der Compaß meines Dichtens und Trachtens nach Teutschland stand, und ich jetzt erfahren hatte, daß alle idealische Herrlichkeiten dieses wunderbaren Landes dem guten alltäglichen Wandel der lieben Teutschen Heimath nicht an die Seite zu stellen waren.

Wir stiegen nun in den Wagen und nahmen den geraden Weg nach Venedig zu. Als wir die Villa im Rücken hatten, konnte ich es nicht unterlassen, den Ort noch einmal zu beschauen, wo ich so nahe daran gewesen war, im Arme eines schönen und sinnigen Weibes die ehlichen Freuden zu genießen. Seit meinem Eintritte in Italien hatte ich mich nun an drei verschiedenen Orten befunden, die mir alle

drei gleich merkwürdig geworden waren. Auf der Villa der Gräfin Carestini hatte mein unterbrochenes Ehebündniß mit derselben gewissermaßen schon vorgespukt, und ein wohlthätiges Donnerwetter war dabei als Mittelsperson in's Spiel getreten. In der Nacht desselbigen Tages wollte ich mich nicht undankbar bezeigen gegen den Zufall, der mir Marzellinen gleichsam mit Gewalt in den Weg warf, auch mich nicht auflehnen gegen den Willen des Schicksals, und war daher bereit gewesen, ihm pünktlichen Gehorsam zu leisten. Jedoch gefiel es dem Marchese Carbonaro anders, der es für besser hielt, mir das Leben zu nehmen. In der Räuberhöhle war ich endlich von allen Seiten in's Gedränge gekommen. Die Algierische Dame wollte mein Bestes und mich zu einem rechtgläubigen Muselmanne machen, mit welcher Idee eine Art von Muhamedanismus, der mir angeboh-ren war, sonderbar harmonirte. Weiter wie bis dahin war für's erste nicht auf sie zu rechnen gewesen. Ueberdem hatte

hier der Große die Rolle des Gewitters und des blutdürstigen Marchese übernommen. Mit der Häßlichen verhiel es sich nun freilich ganz anders. Doch waren mir hier die Verwandlungen im Wege, die ich nicht zu Stande bringen konnte, wovon dem geneigten Leser zu seiner Zeit Meldung geschehen ist. Was die übrigen weiblichen Glieder dieser unterirdischen Republik anbetraf, so war die Zeit zu kurz gewesen, als daß ich mich von ihren Gesinnungen hätte überzeugen können. Doch würden diese, dem Scheine nach, mir förderlich und dienlich gewesen seyn. Was meine Retterin aus der erdichteten Gefahr betraf, so war es dieser nicht minder Ernst gewesen, als den Uebrigen. Sie hatte sogar Hand an's Werk gelegt. Jedoch wollte sie zu hoch hinaus und ich konnte ihr nicht folgen. Auf der Villa endlich, wo ich Hochzeit machen sollte, war es mir am besten und am schlimmsten ergangen. Hymen breitete seine Flügel über mich aus und ich wäre in sein Reich eingegangen, wenn die

Herzogin und Dantinelli, wie zwei ungebetene Gäste, meine Hochzeit nicht gestört hätten. Trotz dem war ich geneigt, dem hochzeitlichen Hause, welches ich so eben verlassen hatte, vor jener Villa der Gräfin und der gesammten Räuberhöhle den Vorzug zu geben.

Nichts desto weniger blieb mein Entschluß unveränderlich, nach Teutschland zu gehen und ein altchristlicher Hausvater zu werden. Um mich in diesem meinem Vorhaben durch keinen Einfluß fremdartiger Betrachtungen stören zu lassen, verschloß ich mein Gedächtniß für alle Ereignisse, die mir seit meinem Eintritte in die Residenz des Erbprinzen begegnet waren. Das Andenken an die Herzogin und an meine Verheirathung mit der Gräfin wollte sich jedoch dem Schicksale nicht fügen, welches ich über alle meine Erinnerungen aus der neuern Zeit verhängt hatte, und widerstrebte mit mächtiger Kraft, so daß ich endlich genöthigt war, ein freundschaftliches Verein mit ihm zu schließen. Vermöge dessels

ben machte ich mich gegen dieses Andenken anheischig, es frei und ungehindert passiren zu lassen, verwahrte mich jedoch auf das bündigste gegen jegliche Einmischung von seiner Seite in meine künftigen Handlungen. Diese waren und blieben die nehmlichen, welche ich dem geneigten Leser oben angedeutet habe.

Zur Ausführung des besagten Entschlusses, mein ganzes Dichten und Trachten auf meine beabsichtigte ehrbare Häußlichkeit zu verwenden, redete ich mit Gottvertraut von Haus und Hof und Magd und Vieh und allem was mein war. Er that das nemliche und der summarische Inhalt seiner Rede wuchs noch um ein Ansehnliches durch die beiden Artickel Weib und Kind. Eben diese Artickel waren Schuld, daß der geehrte Leser nicht etwa glauben muß, als wäre ich bei dieser Unterredung von allen Distrakzionen verschont geblieben. Redete Gottvertraut zum Beispiel von dem Glück der Ehe und den Herrlichkeiten, die man in derselben schmeck

ie, auch von dem lieblichen Kindergeschrei, welches ihm die gesammte Tonkunst Italiens entbehrlich machte, so konnte ich nicht umhin, an meine Ehe mit der Gräfin zu denken, und an die Dinge, welche da hätten kommen können, wenn ich nicht in meiner Hochzeitnacht so unsanft aufgeschreckt worden wäre.

Da übrigens die Weitschweifigkeit, mit welcher Gottvertraut von seinem ehrbaren Haushalte redete, kein Ende nehmen wollte, und ich noch mehreren Zerstreuungen entgegen sah, die aber meinen obenerwähnten Vorsatze schnurstraks zuwider liefen, so that ich seiner wortreichen Redekunst Einhalt, und deutete ihm an, daß wir gegenseitig schweigen wollten, um desto ungestörter an unsre Teutsche Heimath denken zu können. Somit befleißigten wir uns eines Stillschweigens, welches uns beiderseitig Mühe kostete, indem jeder in diesem Augenblicke einen großen Hang zur Mittheilung besaß.

So war die Lage der Dinge zwischen mir und Gottvertraut beschaffen, als wir endlich in Venedig ankamen. In so fern diese Stadt nicht allein das Ziel meiner Reise war, sondern auch derselben ein heilsames Ende machen sollte, hatte ich, während mich ein dienstfertiger Gondolier nach dem Gasthofe hinschiffte, ein Gefühl von Ruhe und Zufriedenheit im Herzen, dergleichen mir schon seit längerer Zeit ganz fremd geworden war. An dem Auf- und Abwogen der Masquen auf dem St. Marcusplatze spürte ich, daß hier zu Lande gerade Carnevalzeit, oder des etwas wäre. Es wollte mir fast bange um's Herz werden, wenn ich bedachte, welche Quantität von Abentheuerlichkeiten sich unter den Masquen und Mänteln verstecken könnten, um ihr Spiel mit mir zu treiben. Höchst wahrscheinlich ward es mir, daß alle die bösen Geister, welche mich, seit meinem Eintritte auf Italiänischen Grund und Boden, gequält hatten, hier auf diesem Carneval, wie in einer Walpurgisnacht, Ab-

samblee halten würden. Ich war aber veſt entſchloſſen, mit allen und jeglichen derſelben jede Art von Colliſion zu vermeiden, und mein ganzes Thun und Laſſen in Venedig auf die Nachſuchung des Erbprinzen zu beſchränken. Zu dem Ende war mir die Mosquenitracht, welche der Carneval rechtfertigte, ſehr willkommen, weil ſie mich vor jeder Auslieferung an meine böſen Feinde ſicherte. Auch hielt ich es für zuträglich meinen guten ehrlichen Namen für die Zeit meines Aufenthalts in Venedig bei Seite zu legen und einen falſchen anzunehmen, um auf dieſe Art vor jeder Entdeckung geſichert zu ſeyn.

Noch ſtand mein Fuß auf der Schwelle des Gaſthofes, in welches mich die Vorſorge meines Gondoliers geführt hatte, als ich ſchon Urſache zu einem panniſchen Schrecken bekam, der mir in alle Glieder fuhr und meinem furchtſamen Gemüthe zu einer ſchlechten Vorbedeutung ward. Der Wirth des Gaſthofes nemlich bewillkommnete mich nicht allein mit dem ganzen Schwall

venezianischer Höflichkeitsreden, sondern nannte mich sogar von Anfang bis zu Ende bei Titel, Stand und Namen. Ich stand da wie versteinert, und war nicht übel aufgelegt zu glauben, ich sey in einen Zauberspuk verwickelt, und eine alte Fee treibe ihr böses Wesen mit mir. Doch sahe ich die Nothwendigkeit ein, mich zu fassen, um mich nicht zu verrathen, und überredete den Wirth er habe sich geirrt. Dieser faßte ungläubig seinen Ohrzipfel und zog ihn um ein Ansehnliches in die Länge, indem er mich zweifelhaft mit den Augen maß. Ich fragte ihn, aus welchem Grunde er so auf's Gerathewohl hin mir einen Namen gebe, der vielleicht in der ganzen Welt nicht existire? Der Kerl sah mich mit einer verschlagenen Miene an, und erwiederte, daß ihm Stand und Nahmen seiner bei ihm logirenden Fremden völlig gleichgültig wären, wenn er nur vorher wüßte, wie er mit ihren Börsen daran wäre. Diese Worte verursachten mir eine plötzliche Bestürzung. Der geneigte Leser

muß nemlich wiſſen, daß ich ſeit meinem Eintritt in Italien zwar nicht vom Winde, aber doch von andern Menſchen gelebt hatte. Das wenige, was wir auf eigne Rechnung ausgegeben, war von Gottvertraut bezahlt worden, und ſomit hatte ich in dieſem Lande der Herrlichkeit bis jetzt noch immer wie zur Zeit des goldnen Zeitalters gelebt, wo man nur den Mund zu öffnen brauchte, wenn man eſſen wollte. Obige Worte des Gaſtwirths brachten mich auf einmal zu mir ſelbſt und ich erinnerte mich, daß die Wechſelbriefe, welche ich aus Teutſchland mitgenommen hatte, mir nachher nicht wieder zu Geſichte gekommen waren. Ich zog meine Brieftaſche hervor und ſuchte ſie in derſelben als wären es Nadeln. Sie waren fort, und mein wiederholtes Suchen diente zu nichts, als mich immer verlegner zu machen. Ich mußte einen Entſchluß faſſen und es fiel mir ein, den Wirth für ſeine muthmaßliche Theilnahme an dem Complotte gegen mich dadurch zu beſtrafen, daß ich ihm den ganzen

Umfang meiner Verlegenheit offenbarte. Er stand noch immer mit seiner vorigen verschlagenen Miene, und das satirische Lächeln, welches sich um seinen Mund bildete, verrieth eine Art von Schadenfreude, welche ihm meine mißliche Lage schon im voraus eingegeben zu haben schien. Ich deutete ihm folgendes an. Da der Stand und Namen seiner Fremden gar keinen, der Geldbeutel hingegen einen sehr bedeutenden Einfluß auf seine Gesinnungen habe, so zeige ich ihm hiemit an, daß in diesem Punkte mit mir gar nichts zu machen sey, indem ich für den jetzigen Augenblick fast keinen Heller baares Geld in meinem Vermögen habe. Ohne im geringsten Miene und Betragen zu ändern, antwortete er mir auf der Stelle, es sey ihm jedesmal sehr leicht geworden, seinen eignen Grundsätzen ungetreu zu werden, wenn er eine so wichtige Veranlassung dazu gehabt habe. Bei diesen Worten zog er ein kleines Paquet hervor, und überreichte es mir, indem er sagte, dies sey ihm für

mich überliefert worden. Ich öffnete das Papier und blieb vor Erstaunen mit offenem Munde da stehen als ich in demselben die obenerwähnten Wechselbriefe wieder fand. Ich fragte den Wirth, von wem er das Paquet empfangen habe, und er antwortete mir, wie schon seit mehreren Tagen verschiedene weibliche und männliche Masquen in seinen Gasthof gekommen wären, um nach mir zu fragen. Anfangs sey er der Meinung gewesen, es werde eine fürstliche Person und zwar inkognito bei ihm eintreffen, er habe aber diese geändert, als eine der weiblichen Masquen bei'm Hinausgehen aus seinem Gasthofe zu ihrem männlichen Begleiter gesagt habe: „Ach, er ist ja doch auf ewig für mich verloh-ren!"

Für die erste Viertelstunde meines Aufenthalts in Venedig war dieser Anfang schon abentheuerlich genug, und ich schöpfte eine schlimme Vorbedeutung aus demselben. Ich erschien mir selbst in einem entehrenden Lichte, wenn ich bedachte, daß man

mich wie eine Marionette behandelte, die man nach Belieben tanzen und springen lassen könnte, wie man wollte. Ich war mehr als jemals entschlossen, die Fäden zu zerreißen, die mich der Gewalt jener Menschen versicherten, und einmal zu handeln nach eignem Willen und Vorsatze. Doch ward mir zugleich einleuchtend, daß ich nicht früher zur Ausführung dieses heroischen Entschlusses kommen könnte, als bis ich dem Italiänischen Grund und Boden den Rücken gekehrt, und allem abentheuerlichen Hokuspokus desselben für immer feierlichst entsagt hätte. Dies zu bewerkstelligen, war jetzt mein eifrigster Wille. Doch mußte ich zuvor den Erbprinzen aufsuchen, ohne welchen ich nicht nach Teutschland zurückkehren wollte. Eigne Schicksale hatten für die seinigen mein Interesse erregt. Ich wußte, daß er, gleich mir, von den Schlingen der Italiänischen Herrlichkeiten umstrickt war, aus welchen ich ihn befreien wollte, es koste, was es wolle. Außerdem hatte es noch der böse

Feind,

Feind, in der Gestalt seines ehrlichen Onkels, auf ihn abgesehen, in dessen böse Absichten ich ihn einen heilsamen Blick thun lassen wollte.

Ich sagte dem Wirthe, da er einmal von fürstlichen Personen geträumt habe, so könnte ich ihm Hoffnung machen, daß er vielleicht noch eine dergleichen in seinem Hause beherbergen würde, und setzte hinzu wie ich sogar muthmaßte, daß dieselbe sich unter den nachstagenden Masquen befunden habe. Aus der ungekünstelten Freude, welche der Wirth über diese Neuigkeit blicken ließ, schloß ich, daß er von dem Aufenthalte des Erbprinzen in Venedig durchaus nicht unterrichtet sey. Was aber die Wechselbriefe anbetraf, so bewies die Verlegenheit, welche er bei meinem desfalsigen Fragen an den Tag legte, seine Theilnahme am Complotte. Auch stand nicht wohl zu glauben, daß man einem Unbekannten eine solche Summe anvertraut haben würde. Wenn ich alles dieses wohl überlegte, so sah ich ein, daß ich gegen den Wirth auf

meiner Hut seyn müßte weil man ihn als einen Spion auf meine Fersen gestellt hatte. Es wäre mir freilich ein leichtes gewesen, dem unehrlichen Nebenhandwerke desselben ein Ende, [illegible] mehr keinen Anfang zu machen, wenn ich einen andern Gasthof bezogen hätte. Doch hielt ich es meinem Teutschen Muthe für zu schimpflich, sogar einen Italiänischen Wirth zu fliehen, der überdem nur eine höchst untergeordnete Rolle in dem Complotte gegen mich übernommen haben konnte. Ich beschloß demnach, Muth zu schöpfen und meine Verfolger wie nächtliche Gespenster zu betrachten, die man nicht zu fürchten braucht, wenn man auf dem Wege seines Berufs wandelt. Dieser war, wie dem geneigten Leser bereits gemeldet worden ist, den Erbprinzen aufzusuchen, und ihn mit nach Teutschland zu nehmen.

Ich heuchelte demnach eine heitre Miene und ließ mich von dem Wirthe in meine Zimmer führen. Diese waren für einen Gasthof fast zu prächtig. Als ich mich

allein befand, ſetzte ich mich auf den erſten Stuhl nieder, der mir in die Augen fiel, und freuete mich, einmahl wieder vier eignen Pfählen gebieten zu können. Seit meinem Aufenthalte in Italien war dies der erſte Augenblick, wo ich wenigſtens nicht von dem Orte abhieng. Eine gleiche Unabhängigkeit von Perſonen war mir freilich noch nicht zu Theile geworden. Doch arbeitete ich mit allen Kräften darauf hin. Ich wollte nun auch mein neues Beſitzthum kennen lernen und ſtellte eine Wanderung in demſelben an, einem Fürſten gleich, der ſeine Staaten durchreiſt. Ich betrachtete jedes Meuble des Zimmers, und insbeſondere zogen die reichen Tapeten deſſelben meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Es giebt eine pſychologiſche Erſcheinung im Menſchen, vermöge welcher er die ſinnlichen Wahrnehmungen noch durch körperliche Berührungen zu vergewiſſern ſucht. Dieſe Erſcheinung ereignete ſich jetzt bei mir, indem ich mich beſtrebte, die Mahlereien an den Tapeten mit den Fingern zu betaſten und ſie auf

diese Art vollkommener und deutlicher einzunehmen. Zugleich suchte ich mir dies Geschäft durch eine bequeme Stellung zu erleichtern und lehnte mich nachlässig gegen die Wand des Zimmers. Versunken in die Kunstschönheit der Mahlerei, hatte ich in ebenerwähnter Stellung bereits eine geraume Zeit gesehen und betastet, als ich merkte, daß derjenige Theil der Tapete, auf welchem ich eine anatomische Kunst-Operation vornahm, und der zugleich meinem Körper zur Stütze diente, um ein merkliches aus seiner geraden Richtung wich. Ich ward aufmerksamer und stellte eine Untersuchung an über die entdeckte Sonderbarkeit der Wand. Wer begreift mein Erstaunen, als ich jetzt ganz deutlich auf eine verborgene Thür in der Tapete stieß! Ich gaffte, wie jemand, der einen Schatz findet, und den die Ueberraschung dergestalt an Körper und Seele lähmet, daß er denselben nicht zu sich nehmen kann. Nachdem ich endlich wieder Herr geworden war über mein Thun und

Lassen, wagte ich eine ganz leise Anstrengung gegen die Tapete und die Thür sprang auf. Bei Oefnung derselben schien es mir, als werde damit allem Italiänischen Unwesen Thür und Angel geöffnet, und als zögen durch dieselben die dienstbaren Geister der Unterwelt zu mir ein, abgeschickt von dem Vater der Finsterniß, mir zur Qual und Pein.

Ich hatte zwar jegliche Verbindung auf und mit diesem unheimlichen Boden abgelobt und war nicht übel aufgelegt, mein mir selbst gegebenes Wort zu halten, hatte aber dabei die entdeckte Tapetenthür und meine erregte Neugierde nicht mit in Erwägung gezogen. Ich kämpfte zwar mit letzterer, jedoch des bloßen Scheins wegen, und ergab mich derselben, als einer mir und meinen Kräften überlegenen Macht. In Folge meiner erlittenen Niederlage steckte ich für's erste meinen Kopf durch die offene Tapetenthür, und entdeckte zwar ein sehr geschmackvolles Cabinet, aber keinen Bewohner desselben. Ich fuhr fort, mit

weit vorgestrecktem Halse das neu entdeckte Land zu durchspähen, und es überfiel mich plötzlich ein Zittern. Die Ursach davon würde der scharfsinnige Leser wohl schwerlich in einem Paar langer Frauenshandschuh gesucht haben. Und doch war dem also. Auf einem Tischchen am andern Ende des Cabinets, lagen diese Schreckensbilder meiner weissagenden Seele. Ich bemühete mich, meinen Blick wegzuwenden von dies Lem gehalt- und gestaltlosen Wesen. Aber gleich dem Eisen drehete sich mein Kopf immer wieder zu dem Magnete hin, dessen Kraft von den Handschuhen aus auf mich wirkte. Ich hatte mich seit kurzem von so manchen, nichts bedeutenden Gegenständen in Furcht setzen lassen, daß ich alle Hoffnung verlohr, je wieder etwas rechtes in Sachen des Muths und der Unerschrockenhei leisten zu können. In dieser Meinung ward ich jetzt durch die Handschuh bestätigt, deren leblose Form, welche die ihnen gebiethende Hand in sie hineingedrückt hatte, mir jetzt eine absolut

lebendige Furcht eingejagte. Mein Blick fiel, wie gesagt, stets auf diese Handschuh zurück, als wollte ich aus der Form derselben die Gestalt und Eigenschaft ihrer Besitzerin errathen. In der That brachte ich in der Geschwindigkeit folgende Conjectur zu Stande. Aus dem wellenförmigen, sanft gebogenem Contoure besagter Handschuh, deren Untertheil mit dem Obertheil derselben in einem reinen, sich vermindernden Verhältniß standen, schloß ich auf einen schönen, nach griechischem Ebenmaaße gebildeten Arm, dessen Finger durch ihre liebliche Rundung bewiesen, daß kein Theil dieses Armes der minder schöne sey. Was nun endlich die Länge und das junonische Embonpoint dieser Handschuh betraf, so folgerte ich mit größter Zuversicht, daß der Körper, welchem ein solcher Arm angehöre, eben so weit entfernt sey von riesenmäßiger Größe, als von pigmäischer Kleinheit, wohl aber daß derselbe sich jener entzückenden Fülle und Schlankheit zu erfreuen habe, welche wir an den Idealen

griechischer Gestalten noch jetzt bewundern. Ich war so eben dabei, von dieser Entdeckung der Körperlichkeit nun auch zu einer eben so bündigen Seelenkunde überzugehen, als ich plötzlich in meinem Entdeckungshandwerke gestört wurde. Es erhob sich nemlich in meiner Nähe ein Geräusch, von dem ich nicht gleich begreifen konnte, woher es kam. Ich spähete mit Aug' und Ohr umher, und erblickte eine Niche im Kabinette, mit einem Vorhange versehen. Jetzt ward das Geräusch von dorther stärker und ich hielt es für's sicherste, den Rückweg in mein Zimmer anzutreten und alle fernern Entdeckungen unterwegs zu lassen. Ich zog die Tapetenthür hinter mir zu, ließ jedoch zwischen derselben noch einigen Raum für mein Ohr, um den weitern Verfolg des Geräusches aus der Niche her zu vernehmen. Nachdem ich mich selbst in Sicherheit gebracht, mein Ohr aber zwischen die Thür gesteckt hatte, hörte ich nichts, als eine tiefe Stille, die plötzlich wieder überhand nahm, und mir

Muth machte, die Urſach des Geräuſches in der Niche aufzuſuchen. Ich konnte mir ſelbſt nicht wohl eine gewiſſe Ahnung verbergen, welche ſagte, das jenes körperliche Weſen, welches Urſach des Geräuſches geweſen war, in einer ſehr genauen Verbindung mit obgeſagten Handſchuhen zu ſtehen pflege. Es ſtellte ſich mein altes Schickſal mir wieder deutlich vor die Augen. Ich ſah wie im Traume alle Fatalitäten, welche mir aus der Niche zukommen dürften, und hätte dieſen muthmaßlichen Unglücksborn, vermauern oder verſchütten mögen, um ſeiner zu vergeſſen und nie wieder an ihn zurück zu denken. Doch ſah ich wohl ein, daß mir mein Sträuben zu nichts dienen würde, als mich noch immer mehr von der Unterwürfigkeit zu überzeugen, welche mich das Schickſal der Erbſünde mit eiſernem Szepter fühlen ließ. Ich ſuchte demnach mich ſelbſt zu beſchwichtigen und auf Rechnung der bloßen Neugierde zu ſchreiben, was eigentlich der alte vertriebene, jetzt wieder zurückgekehrte, Adam

verschuldet hatte. Doch war es mein vester Entschluß, auf's höchste nur besagte Neugierde zu befriedigen, alle weitere Theilnahme jedoch von der Hand zu weisen.

Ehe ich aber meinen Vorsatz ausführte, sahe ich noch einmal nach den quästionirten Handschuhen, die ich gleichsam wie eine vermittelnde Macht betrachtete zwischen mir und dem Wesen in der Niche. Der Leser wundere sich nicht, mich von der Verbindung ersterer mit dem letzten so vest überzeugt zu sehen. Diese war bei mir erwiesen und kein Zweifel beunruhigte mich deshalb. In der Ungewißheit des Ausganges, welchen meine Unternehmung auf den Inhalt der Niche nehmen konnte, glaubte ich nichts bessers thun zu können, als mich der Handschuh zu bemächtigen, und sie gleichsam wie einen Oehl- und Friedenszweig zu betrachten und zu gebrauchen, oder aber sie wie einen Herold vor mir her zu tragen, der Friede und Freude und Einigkeit versprechen und halten sollte. Ich schritt demnach unter der Obhut mehrgemeldeter

Handschuh zu der Nische, mußte jedoch von dem Vorhaben, die Decke derselben empor zu heben, für einige Minuten abstehen, weil das Waagstück meiner Unternehmung mir ein plötzliches Zittern in die Glieder jagte. Ich setzte mich nahe vor dem Orte meiner diplomatischen Bestimmung nieder und sprach mir selbst Muth ein, indem ich mich von der Unschädlichkeit meines Vorhabens überzeugte und mein mahnendes Gewissen dadurch zu besänftigen suchte. Als ich endlich den Frieden mit mir selbst wieder hergestellt hatte, beschloß ich, das nemliche zu thun mit dem Inhalte der Nische und legte mit raschem Muthe Hand ans Werk. Ich faßte den Vorhang, zog ihn leise auseinander, und erblickte auf einem Ruhebette ein schlafendes Frauenzimmer. O meine weissagende Seele, hätte ich mit Hamlet ausrufen mögen. Doch unterließ ich dies, um den Schlafgott nicht zu verscheuchen, und begnügte mich, nähere Nachricht einzuziehen von der Erscheinung auf dem Ruhebette. Wenn ich sage, daß die

weibliche Gestalt, welche ich jetzt vor mir liegen sah, von Junonischer Fülle und Schönheit war, so wird das niemanden wundern, der das gesegnete Land kennt, worin ich mich jetzt befand, in welchem Schönheit eben so leicht gedeiht, wie eine jede andere Himmelsgabe. Was nun fernerbesagte Juno anbetraf, so entdeckte ich in ihrem schönen Antlitze einen bestimmten, körperlichen Sinn, der mir ansprach. Ich hatte seit einiger Zeit so viel Gesichter gesehen, in welchen Geist und Körper zugleich geherscht hatten, daß ich mich freuete, hier eine lobenswürdige Einheit zu finden, die diesem sterblichen Naturprodukte den Stempel himmlischer Kunstschönheit aufdrückte. Doch befürchtete ich, daß die Augen, welche jetzt geschlossen waren, eine gewaltige Diversion machen würden, wenn sie erst, wie zwei leuchtende Gestirne, über den heitern Himmel des schönen Gesichts ihren Glanz ausbreiten würden. Aus diesem Grunde hätte ich beinahe gewünscht, die schlafende Gestalt möchte eine schlafende

Statüe seyn, und nie Augen und Leben bekommen. Vor letzterm hatte ich überhaupt eine nahmhafte Furcht, weil ich nicht wußte, was mir aus demselben ersprießliches hervorgehen würde. Doch besiegte ich alle fremden Anregungen in mir, und beschränkte mich auf die Freude, ein Gegenstück zu der Physiognomik und Schädellehre erfunden zu haben, vermöge welches ich aus den bewußten Handschuhen die Gestalt ihrer Besitzerin auf das genaueste entdeckt hatte. Ich nahm demnach an den lieblichen Umrissen der schlafenden Junonichte etwa als sündiger Mensch, sondern aus reinem Kunstsinn und Liebe für meine Handschuhtheorie den lebhaftesten Antheil. Ich rief mir noch einmal die ganze Figur in's Gedächtniß zurück, die ich recht mathematisch aus den mir gegebenen Handschuhn beschrieben hatte und staunte über die Richtigkeit, mit welcher ich eine unbekannte Größe aus einer bekannten gefunden hatte. Im Sinne eines Anatomikers gieng ich nun jegliches Glied durch, uns

mich selbst zu überzeugen, daß in meinem Resultate, welches ich vorhin aus den Handschuhen gezogen hatte, durchaus kein Irrthum obwalte. Da ich mich, wie leicht zu begreifen, nur auf eine Okular-Sektion beschränken, und das Manuelle der Kunst durchaus aus dem Spiele lassen mußte, so wollte die Operazion mitunter nicht zureichen, und ich war nicht selten aufgelegt, ganz unbewußter Weise die gewohnten Handgriffe des Anatomikers zu Hülfe zu nehmen. In diese Sektions-Geschäfte vertieft, war ich so eben bis an den Busen des Junonischen Leichnams fortgeschritten, als ich merkte, daß mich ein Gegenstand hinderte, in meiner Okular-Sektion und Inspekzion nach bestem Wissen und Gewissen tiefer zu dringen und fortzufahren. Jeglicher Physikus von Profession, oder auch bloßer Dilettant, wird schon vor mir die Erfahrung gemacht haben, wie unangenehm es ist, in der Ausübung obenerwähnter Kunst gestört zu werden, insbesondere, wenn man dieselbe mit

gehöriger Liebe zur Sache treibt, als welcher ich mich mit Recht befliſſigte und rühmen konnte. Ich ſah nun näher nach der Urſache meiner unterbrochenen Okular-Sektion und entdeckte ein zuſammengeſchlagenes Papier, welches die ſchlafende Juno an dem Orte meiner anatomiſchen Operazion verborgen hatte. Im erſten Gefühle der erlittenen Hinderung legte ich ſogleich Hand an den Störer meiner künſtlichen Nachforſchungen und ergriff obbeſagtes Papier. Zu ſehr beſchäftigt mit meinen phyſiognomiſchen Arbeiten hatte ich hierbei den Ort nicht erwogen, von welchem ich dies Papier wegnehmen wollte. Im Momente der begangenen That dünkte es mich, als zöge ein Handeiſen meine Hand an ſich, nach Art der Fußeiſen, die man den Dieben legt. Mit gewaltſamer Anſtrengung riß ich jedoch das verbrecheriſche Glied meines Körpers los von dem Orte des Verbrechens, konnte es aber nicht unterlaſſen, in Betreff meiner mehrbeſagten Wiſſenſchaft noch einen Rückblick auf denſelben zu thun,

wegen der unbekannten Größe, die ich aus einer bekannten gefunden hatte, welche letztere mir jedoch auch nur in so fern bekannt geworden war, als sie mir die Handschuh-Theorie geoffenbart hatte. Kein Theil des zu sezirenden Leichnams hatte mir im Laufe meiner Operazion so viel Vergnügen gemacht, als der Aufenthalt des Papiers, welches ich jezt in den Händen hielt. Außerdem hätte ich große Lust gehabt, auf denselben die meiste Zeit und Aufmerksamkeit zu verwenden, wenn mir nicht vor dem Leben des Leichnams bange gewesen wäre. Ich that demnach Verzicht auf alle weitern Fortschritte in der so eben begonnenen anatomischen Wissenschaft und beschränkte mich blos auf den Brief, der jezt um so mehr meine Aufmerksamkeit auf sich zog, da ich der Handschuh-Theorie, nebst allen ihren untergeordneten Studien gewaltsamer Weise hatte entsagen müssen. Ich beschloß das anatomische Theater zu verlassen, und in meinem Zimmer der Lesung des Briefes mit Aufmerksamkeit obzuliegen. Bevor ich

dies

dies bewerkstelligen konnte, betrachtete ich zum letztenmale mehrbesagten Leichnam, an welchem mich die glücklich vollendete Okular-Sektion, mit Ausschluß des Manuellen, zum Candidaten der theoretischen Anatomie gemacht hatte. Ich glaubte alle Ursache zu haben, mit den Fortschritten zufrieden zu seyn, welche ich im besagten Fache gemacht hatte, und die Zeit gereuete mich im geringsten nicht, welche auf dasselbe verwandt worden war.

Indem ich den Rückweg antrat durch die Tapetenthür, suchte mein protestantischer Kopf jesuitische Gründe hervor, um den bezangenen Raub des Briefes zu rechtfertigen. Es wollte mir nicht gelingen, dergleichen aufzufinden, und nebenher fieng ein kategorischer Imperativ an, mir heftig zuzusetzen und mir die Niedrigkeit des begangenen Verbrechens vorzumalen. Ich war nicht abgeneigt, diesem Imperative zu folgen und hatte bereits einen Fuß aufgehoben, um den Raub wieder an Ort und Stelle zu bringen, als es mir plötzlich

einfiel, die Natur dieses Imperativs zu untersuchen. Ich war in der letzten Stunde meines bisherigen Lebens dergestalt dem physiologischen Studien obgelegen, daß es mir nicht unmöglich schien, auch etwas in den psychologischen zu leisten, und war demnach entschlossen, eine gute Anwendung von meiner Zeit zu machen, und in aller Geschwindigkeit zu versuchen, wie weit ich es wohl noch in den philosophischen Wissenschaften bringen könnte. Ich setzte mich demnach nieder, um in völliger Ruhe meiner Neigung zur besagten Wissenschaft nachzuhängen. Ich fing an, eine Analyse vorzunehmen mit dem kategorischen Imperative, der mich bearbeitete, und war, wie aus den Wolken gefallen, als ich in Folge meiner philosophischen Untersuchungen herausbrachte, daß besagter Imperativ nicht kategorischer, wohl aber physischer, oder vielmehr sanguinischer Natur sey, zu welchem obenerwähnte Okular-Sektion, nebst dem vormaligen Aufenthalte des Briefes, die einzige Veranlassung gegeben hatte. Diese

Bemerkung wollte mich und meinen Muth nun völlig zu Boden ſchlagen und ich beharrte veſt auf dem Entſchluſſe, lieber gar keinen Imperativ zu haben, als einen ſanguiniſchen. Auch ſah ich jetzt die Nothwendigkeit ein, jeder Veranlaſſung zu letzterm aus dem Wege gehen zu müſſen, beſonders derjenigen, welche mir von dem fixirten Leichname werden könnte. Ich beſchloß daher, den Brief zu behalten und ſeines vormaligen Aufenthalts mit keiner Silbe mehr zu gedenken, um auf dieſe Art jeden Imperativ aus mir zu verbannen, der mich etwa noch über ſeine innere Natur in Zweifel ſetzen könnte. Trotz dieſem guten Entſchluſſe, der eine beſſere Belohnung verdient hatte, kam ich in eine neue Verlegenheit, und zwar war es mir zur Zeit noch ganz im Dunkel, was ich mit dem Inhalte des Briefes machen ſollte. Um mit einem Male aller Verlegenheit zu entgehen, und zugleich einen kategoriſchen Imperativ mit eigner Hand in mir aufzubauen, hätte ich nun den Stein

des Anstoßes, den Brief nemlich, vernich-
ten dürfen. Doch merkte ich jetzt, daß
der Sanguinische wieder anfieng, sein We-
sen in mir zu treiben, und sich das An-
sehn des Kategorischen geben wollte, indem
er mich zu bereden suchte, mir mit dem
Besitzthume eines andern nach eignem Wil-
len zu schalten und zu walten, durchaus nach
den Rechten verboten sey. Doch ließ ich
mich deshalb im geringsten nicht von mei-
nem Entschlusse abbringen, und bestand
auf dem Zerreissen des Papiers, gegen alle
Eingebungen des Sanguinischen, der mich
unablässig antrieb, das Papier wieder an
seinen vorigen Ort zu bringen. Ich faßte
Herz und vermöge einer geringen Anstren-
gung meiner beiden Hände lag das Papier
in zwei Stücken zerrissen vor mir auf dem
Boden. Nachdem ich diesen Sieg über
meinen Muth davon getragen hatte, glaubte
ich für einige Augenblicke auf den erfochte-
nen Lorbeern ausruhen zu dürfen und be-
trachtete die Insignien meines theuer er-
kauften Sieges, welche mir zu Füßen aus-

gebreitet waren. Indem ich meine Augen auf denselben ruhen ließ, merkte ich, daß die eine Hälfte des Papiers mit der bes schriebenen Seite oben lag, und im nemlichen Augenblicke glaubte ich auch, die Schriftzüge desselben zu erkennen. Jetzt stürmte ein ganzes Heer von Affekten auf mich ein, so, daß der gute Wille in mir das Opfer derselben ward. Ich hob das Papier von der Erde auf und betrachtete es nun genauer. Der Anblick eines Gespenstes hätte mich nicht ärger erschüttern können, als diejenige Hälfte des Papiers, auf welche ich jetzt meine Augen warf. Wer, meint der geehrte Leser, hatte das Papier geschrieben? Niemand anders als Vanini selli, dieser unsaubre Geist, der, gleich dem Winde, sein lustiges Dasseyn allenthalben offenbarte, und von dem man eben so wenig wußte, von wannen er kam noch wohin er gieng. Nach dem Effekte zu urtheilen, welchen dies Stück Papier auf mich machte, war es eine geheime Zauberformel, vor der ich zitterte,

ohne ihren Sinn zu kennen. Nachdem der erste Eindruck vorüber war, faßte ich alle Herzhaftigkeit in mir auf einen Punkt zusammen, und fieng an zu lesen, was folgt:

„Morgen wird der Graf in Venedig ankommen. Möge Ihr jetziges Interesse demjenigen gleichen, welches Sie für ihn empfanden, als Sie ihn neben der Villa der Gräfin Corestini in der Gewalt des Marchese Cardanzo erblickten und Ihre gefühlvolle Seele für das Leben des liebenswürdigen Fremdlings erbebte. Fürchten Sie das Dasein der Herzogin in Venedig nicht. Sie kann mir und meinen Spionen nicht immer verborgen bleiben, und sobald ihr Aufenthalt entdeckt ist, werde ich sie dergestalt zu beschäftigen wissen, daß sie des Grafen mit keinem Gedanken gedenken soll. Begeben Sie sich morgen mit dem Frühesten in die, für Sie, bestimmten Zimmer.“

„Ich erfahre in diesem Augenblicke, daß alle weiblichen Bekanntschaften des Gra-

sen Venedig zu einem Haupt-Sammelplatze gemacht haben, von welchem aus sie das Herz desselben erstürmen wollen; alle seine weiblichen Bekanntschaften, als da sind: die Gräfin Carestini, die inkonsequent genug ist, mich zu hassen, weil ich sie zu einem Betruge verleitet habe, den sie doch billigte, und von dem sie die Erfüllung ihres liebsten Wunsches erwartete. Daß die Herzogin früher, als ich's selbst wünschte, der Farce ein Ende machte, war wahrlich nicht meine Schuld. Ferner, die gefühlvolle Marcellina, die der Anstalt entsprungen ist, in welcher die Wunde ihres Herzens und ihres Körpers geheilt werden sollte. Diese dürfte bis dato ohne Plan und Absicht handlen, und lediglich die Nähe ihres Herzgeliebten im Auge gemerkt haben. Auch die Seeräubers Königin hat ihre Residenz in Venedig aufgeschlagen. Auf welche Art sie dem Gewahrsam der unterirrdischen Republik entsprungen ist, bleibt mir selbst ein Räthsel. Die Achtung welche letztere für den Namen

ker Herzogin an den Tag legte, als sie den Grafen frei gab, liegt in der geheimen Begünstigung, welche der Senat von Venedig, mit dessen Interesse dasjenige der Herzogin auf's innigste verwebt ist, der Seeräuber-Republik angedeihen läßt. Indessen dürfte die Algiererin weiter keinen gefährlichen Eindruck auf das Herz des Grafen machen, da sie ihm mit dem Mahamedanismus zugesetzt hat, dem der Graf freilich im Innern seines Herzens theilweise nicht abgeneigt ist, zu welchem er sich jedoch äußerlich schwerlich bekennen dürfte. Derselben ist gefolgt ihre treue Sklavin, die der Gebietherin gern ungetreu werden möchte, um einem neuen Gebiether, zu welchem sie den Grafen machen möchte, wenn es von ihr abhienge, desto treuer zu seyn. Den Zug beschließt ein schönes Mädchen, das noch vor kurzem der Seeräuber-Republik angehörte und dieser den Grafen rauben wollte, in welchem guten Vorhaben sie jedoch von der Algiererin gehindert ward, die ihrerseits das nemliche Geschäft über-

nahm. So ist dies Kleeblatt von vier Blättern beschaffen, aus welchem dem Grafen die Blume des Glücks entsprießen würde, wenn er sie zu brechen verstände.

„Sie wissen, Donna Miranda, welchen Werth ich auf diejenigen Dienstleistungen setze, über welche wir miteinander übereingekommen sind. Ich ersuche Sie, mir nach Sonnenuntergang eine Unterredung zu gewähren in der Giudecca. *) Vielleicht können wir uns gegenseitig Nachrichten ertheilen, deren Wichtigkeit und Interesse uns für den Zwang entschädigen werden, mit welchem wir uns jetzt sehen müssen. Haben Sie auf alles ein wachsames Auge, Donna Miranda, und seyn Sie überzeugt, daß auch der geringste Schritt, welchen Sie in der bewußten Angelegenheit thun werden, auf meine Dankbarkeit Anspruch machen kann."

*) Ein Ort in der Nähe von Venedig auf dem festen Lande, in welchem sich öffentliche Gärten befinden, wo die Venezianer sich versammeln, wenn sie frische Luft schöpfen wollen.

Nachdem ich den Inhalt dieser Epistel recht bedächtig zu Herzen genommen hatte, wünschte ich den Schreiber derselben in das Nichts zurück, aus welchem er gezogen war, als ihn das Schicksal zur Menschwerdung aus demselben hervorgerufen hatte. Ich verstand freilich die Worte des Papiers nur ganz im Allgemeinen, ahnete aber einen ohnfehlbaren Bezug derselben auf meine Person. Die Unwissenheit, in welcher ich mich vor Entdeckung der Tapetenthür über dies neue Attentat auf meine hiesige Ruhe befunden hatte, war mir tausendmal lieber, als meine jetzige Aufklärung, die mir alles verleidete, was ich in der Stunde meines hiesigen Aufenthalts bisher unternommen hatte.

Ich will es dem geehrten Leser nicht verbergen, daß mir die mancherlei Kenntnisse, welche ich aus der Okular-Inspection des Leichnams geschöpft hatte, sehr am Herzen lagen. Auch hatte die Handschuh-Theorie, in so fern sie meine eigne Erfindung war, zu viel Reiz für mich, als

daß ich derſelben mit keinem Gedanken hätte mehr gedenken ſollen. Vielmehr warf ich auf den doppelten Störer meiner neu entdeckten Wiſſenſchaft, welcher das bewußte Papier war, einen unauslöſchlichen Haß. Bedachte ich, daß ohne deſſen Exiſtenz eine längere Fortſetzung der anatomiſchen Sektion, oder doch wenigſtens eine Wiederhohlung derſelben, welche bekanntlich die Mutter jeglicher Studien iſt, ſehr möglich geweſen, ſo wäre es mir ein leichtes geworden, mehrbeſagtes Papier aus der Welt zu ſchaffen, in welcher es, und zwar in einem ſehr kurzen Zeitraume, ſo viel Unglück geſtiftet hatte, damit dem geſammten menſchlichen Wiſſen hinführo kein weiterer Nachtheil aus ihm erwachſen könnte. Doch lief dieſem Urtheilſpruche, welchen ich beinahe von hinten mit der Vollziehung deſſelben angefangen hätte, ein plötzlicher Gedanke, welcher mir ſo eben durch den Kopf fuhr, ſchnurſtraks zuwider. Dieſer Gedanke hätte zwar die Haut des kategoriſchen Imperativs übergezogen; ich erkannte aber

nichts, desteweniger den Sanguinischen; der seine hervorstechenden Theile nicht genugsam unter derselben verbergen konnte. Letzterer flüsterte mir nemlich den Rechts-Grund, sah zu, daß ein zurückgegebener Rand nur ein halber sey, und trieb mich an, denselben wieder an Ort und Stelle zu schaffen. Ich hätte nun freilich nichts weiters nöthig gehabt, als die leichten Truppen des Kategorischen gegen die schweren des Sanguinischen anziehen zu lassen, auf daß sie durch eine förmliche Schlacht entscheiden möchten, welchem Ausspruche ich Folge leisten sollte. Allein ich hielt auch dies nicht einmal für nöthig, sondern beschloß, dem Sanguinischen nachzugeben, und aus den boshaften Insinuationen desselben einen rechtlichen Nutzen zu ziehen für meine Handlungsweise.

Ich wollte nemlich, um in Betreff des Papiers eine heilsame Gerechtigkeitspflege zu üben, abermals den bewußten Weg durch die Tapetenthür antreten, und zwar unter Geleit und Vothmäßigkeit des Sanguinischen,

zugleich aber den Kategorischen freundlichst einladen, mir zur Seite zu stehen und mich gegen alle Ungebühren des erstern zu schützen, und zu verwahren. Zugleich röthete sich die Neigung zu einem alten Experimente in mir, vermöge welches ich mich schon zum öftern einer selbstgefälligen Versuchung unterzogen hatte, um dadurch die ewanige Kraft zum Guten in mir zu stören und abzuhärten. Um nun die Gelegenheit, welche sich mir jetzt zu solchem Experimente darbot, nicht ungenutzt vorüber gehen zu lassen, wollte ich sie hier gleichsam vom Zaune brechen, und Angesichts des mehrbesagten Leichnams versuchen, welche Gewalt der Sanguinische über mich ausüben könnte, und um wie vieles dieselbe größer sey, als diejenige des Kategorischen.

Ehe ich jedoch zur Ausübung gedachter rechtlichen und religiösen Handlungen schreiten konnte, wollte ich untersuchen, ob vielleicht das Leben mehr erwähnten Leichnams allen diesen Verhandlungen kein plötzliches Ende gemacht hätte. Auch fiel mir jetzt ein,

zu untersuchen, ob dieses Leben dem Tode desselben nicht vorzuziehen, und ob mir ersteres nicht ersprießlicher als letzterer seyn dürfte? Zu diesen heilsamen Betrachtungen gab mir mein Gedächtniß Anlaß, welches sich jenes uralten Sprichwortes erinnerte, vermöge welches derjenige nicht in der Gefahr umkommt, welcher sich nicht hinein begiebt. Trotz diesem Sprichworte, und auf meinen Kategorischen vertrauend, wollte ich mich in die Gefahr begeben, ohne jedoch in derselben umzukommen. Zu dem Ende horchte ich an der Tapetenthür auf das Leben des Leichnams, welches sich aber bis jetzt noch nicht vernehmen ließ. Ich wollte demnach bei meinen mancherlei Unternehmungen keine Zeit verlieren, und trat den bekannten Weg zum zweitenmale an.

Die Umgebungen des Leichnams waren noch die nemlichen, und das Merkwürdigste, was mir zuerst in die Augen fiel, waren die weiter oben gemeldeten Handschuh. Diese brachten mir den ganz

zen Cursus meiner Sekzions-Wissenschaft wieder in's Gedächtniß, und es fiel mir ein, in der Geschwindigkeit eine Wiederholung desselben anzustellen, ohne weiter darauf zu achten, ob der Sanguinische, oder der Kategorische dabei den Vorsitz haben würden. Um jedoch eine zweckmäßige Einleitung in obgedachten Cursus zu machen, beschloß ich, das Papier an Ort und Stelle zu schaffen, um auf diese Art zwei Fliegen mit einem Schlage zu treffen, daß heißt, um einen Uebergang zu meiner Sekzions-Wissenschaft zu machen, und dem Kategorischen Gnüge zu leisten, der mir des fremden Guts wegen zusetzte.

Ich brach demnach ohne längeres Verweilen nach der Miche auf, gerieth aber in eine neue Verlegenheit, als ich daran dachte, in welchen Zustand mein Zorn über die Unterbrechung des mehrgedachten Cursus das Papier versetzt hatte. In einem Anfalle von Sprichwörtern, dessen Wirkung der geneigte Leser schon in den obigen gespürt haben wird, tröstete ich mich jedoch, indem

mir zu Gedächtniß kam, daß geschehene Dinge nicht zu ändern sind. Und somit wollte ich nicht länger zögern, den Einzebungen des Kategorischen Gnüge zu leisten und schlug mit beherztem Muthe den Vorhang der Nische zurück, indem mich das Rechtliche meiner Handlung vor jeder Bedenklichkeit schützte. In der Hitze des Bestrebens, meinem Pflichtgefühle sein Recht widerfahren zu lassen, hatte ich bereits die Hand ausgestreckt, um das Papier an seinen vorigen Aufenthalt zu bringen, und machte in der Geschwindigkeit die Bemerkung, daß der Sanguinische noch nie mit einer solchen Verschlagenheit die Gestalt des Kategorischen angenommen habe, als in diesem Augenblicke. Um jedoch die Tücke und Bosheit desselben nach Verdienst zu bestrafen, wollte ich thun, was an mir wäre, und beschloß, nach Maasgabe des Ruhebetts ein ohngefähres Point de Vüe zu nehmen, und blindlings das Papier an Ort und Stelle zu befördern.

Es

Es wollte mir zwar begreiflich werden, daß ich hierbei mit dem Manuellen der obenerwähnten Sektions-Wissenschaft zu sehr in Collision kommen könnte; doch beschloß ich, das nicht zu achten, und fieng an, über den ewigen Widersprüchen in mir die Geduld zu verliehren. Ich sah ein, daß ich es mit allen verderben würde, weil ich es jedem zu Danke machen wollte, und beschloß, mich weder um den Sanguinischen, noch um den Kategorischen zu bekümmern, sondern für diesmal meiner eignen Weise zu folgen, das heißt blindlings die Expedition des Briefes zu besorgen.

Ich wollte demnach zur That schreiten, weil ich besorgte, daß obbesagte beide Partheien, dies Schisma meines Sinnes und Wesens, noch fernere Einreden haben möchten. Ich lies demnach meine Hand, die ich, während dieser Verhandlungen in mir, fortdauernd ausgestreckt gehalten hatte, nach erwähntem Maasstabe und vorher genommenem Point de Vüe, unvermerkt hinunter gleiten, wandte jedoch hierbei die mög-

lichste Vorsicht an, um kein unzeitiges Leben zu erwecken in dem Leichname, der mir als solcher sehr lieb und werth geworden war. Ich merkte nun wohl, daß ich während des Weges, welchen meine Hand machen mußte, mehr den manuellen Theil der Sektions-Wissenschaft im Augenmerke hatte, als das mehrbesagte Pflichtgefühl, auch der Kategorische genannt. Doch beschloß ich, keine unzeitige Entsagung zu affektiren, sondern das Manuelle in solchem Maaße zu üben, als es mir mein Gewissen zur Beschwichtigung des Pflichtgefühls zu Gute halten würde.

Ich fuhr demnach fort, meine Hand ferner hinunter zu lassen, und glaubte jeden Augenblick, am Orte meiner Bestimmung anzukommen. Doch fieng ich bereits an, über die Weite des Weges ganz eigne Betrachtungen anzustellen, als meine Fingerspitzen auf etwas stießen, welches, und der vorige Aufenthalt des Briefes durchaus zwei verschiedene Dinge waren, die gar keine Identität mit einander haben konnten.

Ich ſchickte nun meine Finger auf weitere Erkundigung aus, und entdeckte demnächſt, daß ich das Ruhebett ſelbſt berührt hatte.

Im Herzen mein ſchlechtes Augenmaaß verwünſchend, gab ich der Beſtimmung meiner Hand eine andere Richtung, und beobachtete hierbei die nemliche Vorſicht, indem ich fortdaurend eine abſolute Averſion vor dem Leben des Leichnams verſpürte. Während meine Hand die veränderte Richtung nahm, konnte ich nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß das Manuelle, welches mir bei Ausübung meines Pflichtgefühls muthmaßlich zu Theil werden dürfte, als eine billige Belohnung und Schadloshaltung für die Mühe anzuſehen ſey, welche ich mir auf Koſten des Kategoriſchen ſo unverdroſſen gäbe. Ohnerachtet durch die Wichtigkeit dieſer Bemerkung die Reiſe meiner Hand um ein anſehnliches verkürzt ward, ſo fieng dieſelbe dennoch an, mir abermals lang zu ſcheinen.

Noch hatte ich erwähnte Bemerkung nicht ganz vollendet, als meine Hand wie

derum auf das Ruhebette stieß. Da ich nun gewiß war, derselben zwei ganz verschiedene Richtungen gegeben zu haben, auch mein fehlerhaftes Augenmaaß als Ursach einer abermaligen Verirrung nicht wohl angenommen werden konnte, so wollte es mir nicht ganz deutlich werden, wo wohl noch ein leerer Raum seyn möchte, der den Leichnam aufzufassen im Stande wäre. Da das Cabinet, in welchem ich mich befand, wie ein Naturalien- oder Kunstcabinet anzusehen war, welches mir zu mehrern Wissenschaften, nemlich zur theoretischen und manuellen Anatomie, Pathologie, als wozu der Sanguinische zu zählen war, zur Philosophie, welche der Kategorische repräsentirte, u. s. w., Lust und Liebe gegeben, so hätte ich ebenfalls eine Untersuchung über den leeren Raum anstellen mögen, der mir noch nie so wichtig erschienen war, als in diesem Augenblicke. Da ich jedoch für jetzt blos denjenigen des Betts näher untersuchen wollte, so setzte ich alle Rücksichten auf das Manuelle der

Anatomie, den Kategorischen, den Sanguinischen, ja sogar auf das Leben des Leichnams bei Seite, und wandte meine Augen auf das Ruhebett.

Wer begreift mein Erstaunen, als ich weder einen lebendigen, noch einen todten Leichnam auf demselben entdeckte, sondern es ganz leer fand? Im ersten Augenblicke des Erstaunens wäre ich nicht abgeneigt gewesen, an Zauberei zu glauben, wenn sich dem nicht der Unglaube meiner Väter widersetzt hätte, der bereits zu veste Wurzel in mir gefaßt hatte. Der Schreck über den verschwundenen Leichnam war mir in alle Glieder gefahren. Ich setzte mich auf das Ruhebett und betrachtete die Stelle, wo ich noch vor wenigen Minuten die, mir so interessante, Sektions-Wissenschaft geübt hatte. Ich mochte den Blick so fest auf den leeren Raum heften, als ich wollte: er war nicht im Stande, denselben wieder zu füllen. In der Betrübniß meines Herzens, dem Kategorischen kein Gnüge leisten zu können, und im Besitze des

geraubten Guts bleiben zu müssen, gab ich jeglicher Liebe zum Wissenschaftlichen den Abschied. Auch der Sanguinische zog aus von mir, da ihm alle Aussicht zum Gewinne verschwunden war.

Anfangs wollte die Leere, welche nun in mir entstand, besonders diejenige, welche die Sektions-Wissenschaft zurück ließ, mir nicht behagen. Doch schlug sich ein Rest von Neigung zum Wissenschaftlichen ins Spiel. Es kam mir nemlich die Ontologie in den Kopf, oder die Lehre vom Wesen der Dinge. Von dieser war ein Uebergang nicht unmöglich zu jenem uralten Salomonischen Ausspruche, alles ist eitel unter der Sonne. Somit würdigte ich die Dinge, die da gekommen waren, nach Recht und Gebühr und ward hierin von meiner alten Anlage zu den Sprichwörtern rühmlichst unterstützt.

Es fiel mir nemlich ein, daß geschehene Dinge nicht zu ändern sind, und ich ward plötzlich so ruhig, als säße ich schon

in dem projektirten Küchengarten meiner Heimath.

Ich beschloß, dem anatomischen Kunst-Kabinette, wo jetzt das schönste aller Präparate fehlte, den Rücken zu drehen, und den Eingang zu demselben vermauern zu lassen. Ich stand zu dem Ende auf und warf den letzten Blick auf die Stätte meiner Studien. Dieser letzte Blick fieng schon an, mehrere letzte nach sich ziehen zu wollen, als ich es noch zur rechten Zeit merkte und dem Dinge plötzlich ein Einsehen that. Ich riß mich los von allem, was einer oben erwähnten Wissenschaft auch nur von weitem ähnlich sah, und hatte bereits den Fuß aufgehoben, um den abermaligen Rückweg in mein Zimmer anzutreten, als es mir plötzlich einfiel, daß ein öffentliches, sichtbares Zeichen meiner erlangten Kenntnisse und Wissenschaften eben nicht zu verachten sey.

Dasselbe sollte kein Rothstall für die Welt seyn, mich seiner gemäß, in Ehren und Würden zu halten, sondern meiner eig-

nun Person selbst die Nothwendigkeit aufs erlegen, mich an meine Studien zu erinnern, weil ich voraus sah, daß ich wie viele meines Gleichen, nur durch den Titel an meine Gelehrsamkeit und die, aus ihr hervorgehenden, Verdienste erinnert werden könnte. Ich wollte mir demnach mit eigner Hand den Doktorhut aufsetzen, oder das etwas, und suchte die Ungewöhnlichkeit dieser Handlung mit der Feyerlichkeit zu entschuldigen, welche die Begriffe von selbst aufgesetztem und bezahltem Doktorhute mit sich führten.

Als ich nun vermöge dieser Ueberzeugung die Rechtmäßigkeit meines zu beginnenden Aktus hinlänglich erwiesen zu haben glaubte, wollte ich ungesäumt zur Ceremonie derselben schreiten. Zum sinnlichen Bilde meiner Doktorpromotion war mir irgend ein Gegenstand nöthig, dessen Wahl nicht so leicht fiel. Ich sah im Cabinette umher nach einem solchen und war schon entschlossen, meinen ziemlich abgenutzten Reisehut zu nehmen, als mir plötzlich ein wür-

digerer Gegenstand zu Gesichte kam. Ich erblickte nemlich die bewußten Handschuhe, von denen aus die Quelle meines nunmehrigen Wissens zu mir geflossen war.

Anfangs hatten sie mich, wie bekannt, zu der mathematischen Aufgabe von unbekannter und bekannter Größe geführt, die glücklich von mir gelöst werden war. Darauf schritt ich, mit Hülfe der angewandten Mathematick, zu der Sekzens-Wissenschaft, und so fort zu meinem ganzen jetzigen Wissen, bis zu dem Kategorischen hinauf, in dessen Folge ich sogar zum angewandten Theile der Sekzion, zum Manuellen nemlich, fortgeschritten wäre, wenn nicht das plötzliche Verschwinden des Präparats einen Strich gemacht hätte sowohl durch letztere Wissenschaft, als wie überhaupt durch alle. Wenn ich nun bedachte, daß in besagten Handschuhen der Born meines gesammten Wissens lag, so hielt ich es nicht für unbillig, dieselben zu einem symbolischen Zeichen meiner wissenschaftlichen Würde zu erwählen, und be-

schloß auf der Stelle, mir zwar keinen Doktor-Hut aufzusetzen, wohl aber Doktor-Handschuh anzuziehen.

Diesem Entschluß zu Folge, stellte ich den ganzen akademischen Prozeß in der Idee dar und beschloß die Ceremonie desselben damit, daß ich besagte Handschuh so feierlich als möglich über die Hände ziehen wollte. Doch hatte der Handschuhmacher ein anderes beschlossen, und dieselben im voraus nur für Weiber-Hände gemacht. Nebenher fand ich auch in ihrer Länge ein Hinderniß meiner Doktor-Promotion. Letztere lag mir aber für den Augenblick zu sehr am Herzen, als daß dergleichen geringfügige Ursachen auf dem Wege zu solchen Ehren mich hätten aufhalten sollen. Auch konnte ich mich im Nothfalle nur immerhin für einen Doktor halten und als solchen ehren und lieben. Denn von meiner Wissenschaft war ich überzeugt, trotz dem besten.

Doch rührte sich einige Gewissenhaftigkeit in mir, und ich wollte, was ich war,

nach dem Gebrauche der Zeiten seyn und nach solchem auch dabei verfahren. Ich fieng demnach die Promotion von vorne an und als ich an den Handschuh-Anzug kam, wo mich vorhin der andere Wille des Handschuhmachers gestört hatte, zog ich mit einem beträchtlichen Aufwande von Feierlichkeit meinen Frak aus und streifte mir die Hemdesermeln empor. Nachdem dies geschehen, versuchte ich, die bloßen Arme in die Handschuh zu stecken, welches mir erst nach einiger Anstrengung gelang; indem meine Hände sich hartnäckig der Promozions-Ceremonie widersetzten. Die Arme gaben gutmüthig meinem Willen nach und legten der Doktorwürde nicht das geringste Hinderniß in den Weg.

Ob man nun gleich sehr ungern gegen sein eignes Fleisch und Bein wüthet, so beschloß ich dennoch, erstere, nemlich die Hände, für ihren Ungehorsam zu bestrafen und sie mit Gewalt zum Gehorsam zu zwingen, welchen Schmerz es ihnen auch verursachen würde. Ich bemühete mich

demnach, über Handschuh und Hände den Sieg davon zu tragen, und schob letztere mit solcher Anstrengung in erstere, daß diese an mehrerern Orten platzten und jene, zur Strafe ihres Ungehorsams, mit einem ansehnlichen Schmerze gezüchtigt wurden. Ich nahm jedoch, mehr als ich das Ansehen haben wollte, an dieser Züchtigung der verbrecherischen Theile meines Leibes den lebhaftesten Antheil und stand im schmerzlichen Gefühle desselben mit ausgespreizten Armen, wie eine in Leder gehüllte Wachsfigur. Doch bahnten sich die Extremitäten besagter Theile ihren Weg durch die Handschuh, und trafen dadurch eine vermittelnde Auskunft, in deren Folge ich anfieng, mich behaglicher zu befinden.

Als ich noch einige Augenblicke die mir wiederfahrene Ehre in der Rückerinnerung gefeiert hatte, zog ich in tiefem Genusse des erlangten Titels zu meinem Zimmer ein, das Symbol meiner Doktor-Würde nach wie vor um meinen Armen und Händen tragend. Es war mir vom

Schicksale bestimmt, im wahren Sinn und Wesen ein Doktor zu werden und selbst keine Partickel dieser Doktor-Werdung zu vernachlässigen. Ich fiel nehmlich auf den Gedanken, auch einen Doktorschmauß zu halten. Doch war dies nicht so wohl Folge meiner Würde, als Wirkung meines Apetits, den ich noch nicht gestillt hatte, seit ich in Venedig angekommen war.

Gottvertraut mußte das Final meiner Doktor-Promotion geahnet haben. Denn kaum war dieses bei mir beschlossen worden, als er eintrat, und mich zur Tafel lud, die im Nebenzimmer serviet war. Er machte große Augen, als er mich wie eine lederne Puppe mit weit ausgestreckten Armen in Hemdeermeln da stehen sah. Doch wagte er es nicht, seine Bemerkungen laut werden zu lassen, seit er als geheimer Rath in unsern gegenseitigen Berathschlagungen so schlecht bestanden war und aus freiem Antriebe seinen Abschied gegeben hatte.

Ich gieng in das Eßzimmer, nachdem ich zuvor die Doktors Handschuhe ausgezogen, und sie, zu Gottvertrauts sichtbarem Erstaunen, sehr wohlbedächtig beigeschlossen hatte. Er schüttelte den Kopf und folgte mir, indem er mich bat, mich bei Tisch von ihm bedienen zu lassen. Es war nicht schwer, die Ursach zu entdecken, welche dieser Bitte zum Grunde lag. Er hatte nemlich Lust zu schwatzen, und wollte eine Gelegenheit ergreifen, seinem Herzen Luft zu machen. Nach einigen gleichgültigen Fragen und Antworten versuchte ich es, ihm näher zu kommen, und sagte:

„Alter! Du kennst den Hokuspokus, mit dem ich von allen Seiten umgeben bin."

„Was wollte ich nicht, antwortete er, wohlgefällig sich die Hände reibend, und in freudiger Erwartung, jetzt seinem Steckenpferde den Zügel schießen zu lassen."

„So recht eigentlich umgeben sind wir damit. Lasse die Exzellenz sich von Dero

treuem Diener bei der Hand fassen und ich werde derselben artige Dinge zeigen."

Ich ließ dies geschehen und er führte mich vor's Fenster.

„Richte die Exzellens Dero Haupt nach jener Gegend hin!"

Ehe ich diesen Worten Folge leisten konnte, hatte er bereits meinen Kopf zwischen seinen Händen, und drehete ihn nach der Stelle, welche er vorhin bezeichnet hatte. Dann sagte er:

„Was sieht die Exzellens?

Eine Gondel, mit drei weiblichen Masquen. Du hast wahr gesagt, Alter: sie scheinen in der That recht artig zu seyn."

„Alles, wie es der Exzellens beliebt. Darf ich jedoch meine unmaßgebliche Meinung laut werden lassen, so sind diese drei schwarzen Masquen abgesandt vom Vater der Finsterniß, der auch schwarz ist, und uns in Versuchung führen will. Gott möge bei uns seyn! Die Pferdefüße würden

sich schon zeigen; wer es nur wagen dürfte, ihnen die Schleppe aufzuheben."

„Alter, du bist auch gar zu furchtsam. Diese Maequen fahren hier auf und ab, und wissen wohl nicht einmal, daß wir in der Welt sind."

„So? Alles, wie es der Exzellenz beliebt. Daß aber Dero hochpreißlicher Name in der Welt ist, weiß das schwarze Gesindel recht gut."

„Wie so, Gottvertraut? Hast du etwa mit ihnen geredet?"

Er lachte giftig, und gestikulirte in seinen Rocktaschen mit vielem Feuer.

„Die Exzellenz will sich lustig machen über ihren treuen Diener. Ist denn etwa der heilige Geist in mich gefahren, daß ich das Rothwälsche verstehn soll?"

„Das Wälsche, kurz ab, Gottvertraut. Rothwälsch ist die Spitzbuben-Sprache."

Ey, um so eher könnte sie die Rothwälsche heißen. „Der Exzellenz ist es also wohl unbekannt, daß ich diese verdammte Sprache nicht rede? Doch würde das weiter

ter nichts auf sich haben; denn in der Familie des Schwarzen, wo alle solche Künste gäng und gebe sind, wird man auch wohl das Teutsche verstehen. Indeß ist hier überall von keinem Reden die Rede."

„Wovon denn aber? Du machst mich böse, Gottvertraut."

„Alles wie es der Exzellenz beliebt! Dieselbe erinnere sich hochgeneigtest, daß ich, was das Wasser betrifft, von jeher ein wahrer Jude gewesen bin. Es hat keine Balken und was meines Amts nicht war, da habe ich stets meinen Vorwitz gelassen. Hier aber, wo die Menschen mit dem Wasser spielen, wie die dummen Fische, ist mir der Muth gewachsen, und als ich vorhin so einen vierschrötigen Kerl müßig in seinem Kasten stehen sah, kam mir die Lust an, zu versuchen, wie sich's wohl hätte, wenn man, wie Noah in einer Arche, zwischen Himmel und Wasser herumschwämme. Ich gab also dem Wassermanne ein Stück Geld und vor Dankbarkeit hätte er mich fast auf den Händen in seinen Wasser-

sten getragen. Hier saß ich nun, und ließ mich schaukeln, wie ein Kind in der Wiege. Ich dachte an Noah, an die Männlein und die Fräulein, und war so eben darüber aus, mein altes Fräulein aus Teutschland herüber an meine Seite zu wünschen, als ich plötzlich jene drei schwarzen Wasserfräulein in meiner Nähe erblickte, deren Bosheit uns noch in die Fluthen ziehen wird, wo sie am tiefsten sind. Anfangs glaubte ich, dies lustige Gesindel sey auf guten Wegen. Als es aber nicht vom Flecke kam, und der Exzellens Namen ganz deutlich nannte, zugleich auch hier nach den Fenstern herauf schielte, als sollte ihm der Kopf stehen bleiben, da merkte ich Unrath. Die Furcht fuhr mir in die Beine. Wie ein Pfeil sprang ich ans Ufer, nachdem ich den Wassermann beinahe über den Bord geworfen hatte, der wie ein Bootsknecht hinter mir her fluchte. — Was sagt nun die Exzellens zu dieser Geschichte?

Ich sagte nichts, dachte aber dafür desto mehr. Aus dem Briefe, welcher mich, wie der aufmerksame Leser noch nicht vergessen haben wird, in der Okular-Sektion störte, hatte ich erfahren, daß das ganze Heer meiner Versucherinnen in Venedig auf einen Punkt versammelt war, und ich konnte leicht abnehmen, daß die drei schwarzen Wasserfräulein, wie Gottvertraut sie nannte, zu jener Classe gehören würden.

In Folge der guten Entschließungen, welche ich seit meiner Verheirathung und besonders vom ersten Eintritt in Venedig an, gefaßt hatte, und in welchem das Heimweh nach dem väterlichen Heerde, die erste Rolle spielte, schien es mir ganz gleichgültig zu seyn, welche von jenen Versucherinnen unter den schwarzen Maskquen sich verborgen halten möchten. Bedachte ich jedoch, daß vielleicht meine eigene Gemahlin diesen Schritt thäte, um dem Gemahle sich zu nähern, so rührte die Idee des geschlossenen Ehebündnisses mein gottseeliges Gemüth an, und ich wäre fast ge-

neigt gewesen, den Aufforderungen einer gewissen Religiosität in mir, um so unbedingter zu gehorchen, als hier ebenfalls der Kategorische sich mit in's Spiel mischte, dessen Daseyn ich seit dem Studium der Sekzions-Wissenschaft in mir verspürt hatte, und der jetzt von neuem anfieng, mich mit aller Gewalt zu bearbeiten. Doch achtete ich seiner für diesmal nicht, sondern war vest entschlossen, dem Heimweh nach der mütterlichen Erde treu zu bleiben, und Italien den Rücken zuzudrehen, sobald ich den Erbprinzen aufgefunden haben würde.

Je unumstößlicher nun mein Wille war, dem Italiänischen Weiber-Regimente in und über mir ein gänzliches Ende zu machen, je dringender legte sich mir die Nothwendigkeit an's Herz, meinen Sinn zu zerstreuen und ihn abzulenken von jenen Störerinnen meiner Ruhe und übrigen Glückseeligkeit. Ich mußte einem Rückfalle in meine alte Sinnesart um so gewisser entgegen sehen, als mir bereits aus Erfahrung bekannt war, wie wenig ich mich

nen guten Vorsätzen in obiger Hinsicht zu trauen hatte. Ich veranstaltete demnach auf der Stelle einen geheimen Rath, diesmal ohne Hinzulassung des Gottvertraut, welchen ich mit mir selbst und zwar blos in Gedanken, halten wollte.

In Folge dieses geheimen Raths ward demnach förmlich bei mir beschlossen, was der geneigte Leser hier finden wird:

Dieweil ich von allen den Verbindungen mit Weibern auf Wälschem Grund und Boden bis dato noch keinen Gewinn gehabt, wohl aber namentlichen Schaden und Nachtheil durch dieselben erlitten, und die Nothdurft es demnach erfordert, solchem Umgange und Verkehre von nun an ernstlich zu entsagen, und ein Ende zu machen, als wird mir dieser mein Wille kund und zu wissen gethan, zugleich aber auch aus freundlicher Milde und Vorsorge gestattet, die Bekanntschaft des Seligen Leichnams zu suchen und zu machen, als mit welchem mir jeglicher Umgang und Verkehr bewilligt und freigegeben wird, doch

mit der ausdrücklichen Warnung, und zwar bei Verlust dieser meiner Erlaubniß, genannte Bekanntschaft lediglich bis zu dem Augenblicke fortzusetzen, wo ich den Erbprinzen auffinden werde. Wonach ich mich zu achten und vor Verantwortung zu hüten. Von Rechts Wegen!

Dieser Urtheilspruch kam mir sehr zu statten, und ich hatte meinem Prozesse einen solchen Ausgang gewünscht. Es heißt zwar im Sprichworte, niemand kann sein eigner Richter seyn. Doch ist dies kein allgemein gültiger Grundsatz, dem insbesondere das Naturrecht ansehnlich zu widerstreben scheint, vermöge welches Niemand Macht über uns hat und haben kann, als wir selbst. Da es überdem in Jedermanns Willkühr steht, unter welches Richters Gewalt er sich begeben will, so erkannte ich mich selbst als einen solchen an, und setzte den Ausspruch desselben mit aller Bereitwilligkeit in seine Rechtskräftigkeit ein.

Nachdem obiger Urtheilsspruch gefällt worden, erinnerte ich mich auch des Sekzions-Leichnams wieder, den mir die drei schwarzen Wasserfräulein für einige Zeit aus dem Kopfe gebracht hatten, und dessen in dem richterlichen Ausspruche meiner eignen Jurisdiktion auf eine sehr schmeichelhafte Art für mich Erwähnung geschehen war. Zugleich rief mir der Sekzions-Leichnam das corpus delicti meiner unterbrochenen Sektions-Wissenschaft in's Gedächtniß zurück, den Brief des ehrlichen Baumtinelli nemlich. Dieser Brief that, wie ich mich jetzt erinnerte, zweier Sachen Meldung, die für den Augenblick meine gröste Aufmerksamkeit auf sich zogen. Einmal ward darin gesagt, daß eine gewisse Donna Miranda schon meine Bekanntschaft gemacht habe, und zwar in der Nähe der Carestinischen Villa, wo damals der wüthende Cardanaro mir die Uhr des Erbprinzen, oder mein eignes Leben nehmen wollte. Der aufmerksame Leser wird sich erinnern, daß im entschei-

benden Momente ein Trupp Herren und Damen herbei sprengten, die dem mir drohenden Schicksale eine andere Wendung gaben. Wahrscheinlich mußte obige Donna Miranda sich unter dieser Gesellschaft befunden haben. Ferner geschah im quästionirten Briefe eines Rendezvous Meldung, um welches der ehrliche Bantinelli jene Donna Miranda ersuchte, und für welches die Gindecca zum Schauplatze erwählt worden war.

Jetzt entstand die große Frage, ob Donna Miranda und der Sektions-Leichnam eine und eben dieselbe Person sey, oder nicht? Wenn ich nicht annehmen wollte, daß letzterer auf dem nehmlichen Wege zu dem Besitze des Briefes der erstern gekommen war, als ich, so mußte ich in beiden Personen nur eine einzige gestatten, welches mir übrigens auch ziemlich glaubwürdig erschien.

Wenn es mir nun ein Ernst war, jeglicher Clausel der Sentenz, welche ich als Richter mir selbst gesprochen hatte, ge-

horsamlich nachzukommen, so war es mir insbesondere um gewissenhafte Befolgung derjenigen zu thun, welche sich auf den Sektions-Leichnam bezog. Aus diesem Grunde konnte es mir sehr erwünscht seyn, daß Donna Miranda, welche eine und eben dieselbe Person mit letzterem ausmachte, nach Bantinellis Aussage schon einiges Interesse für mich an den Tag gelegt hatte. Auch war die Absicht dieses Tausendkünstlers nur allzu klar: ohne meine erste Ehe zu trennen, wollte der Heide mich wahrscheinlich zum zweitenmale verheirathen, und die Herzogin im unhochzeitlichen Kleide zur Hochzeit führen. Dieser Ungläubige hätte mich zum Muselmanne machen können, ohne daß ich's gewahr worden wäre. Doch hatte mich der Brief noch zur rechten Zeit auf die Spur geleitet, und somit war es mir ein leichtes, dem Christenthume in mir unter die Arme zu greifen und meine Moralität zu retten.

Während ich mir obige Sentenz gesprochen und die nachfolgende Untersuchung hinterher geschickt hatte, war bei Gottvertraut die Hoffnung rege geworden, daß ich ihn vielleicht abermals zum geheimen Rathe ernennen würde. Da ich jedoch schon einmal Beweise von der Untauglichkeit desselben erhalten hatte, so wollte ich seine Anstellung auf die Gefahr hin nicht wagen, daß im Falle der Noth eine heilsame Selbsterkenntniß ihn bewegen würde, seinen Abschied zu geben. Er stand nach wie vor hinter meinem Rücken und man konnte ihm die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, auf der Stirne lesen. Es verursachte mir ein drückend Gefühl, seine Hoffnung täuschen zu müssen, und ich wollte wenigstens verhindern, daß seine persönliche Gegenwart mich nicht an die Pflichten erinnern sollte, die ich der Schwäche und dem Alter eines treuen Dieners schuldig zu seyn glaubte, aber bemohnerachtet nicht erfüllen konnte. Ich mußte ihn demnach entfernen und zwar unter ei-

nem ſchicklichen Verwande. Es fiel mir ein, daß ich einer Masque benöthigt war, wenn ich dieſen Abend das bewußte Ridotto in der Giudecca ſtören wollte.

Ich ſuchte einen Uebergang von ſeiner letzten Rede zu derjenigen, die ich ihm abgewinnen wollte, und mußte demnach alle Reflexionen, ſo wie auch die geheime Seſſion und die erwähnte Sentenz, mit Stillſchweigen übergehen, weil ſie keine Verbindungs-Partikel zwiſchen beiden abgeben konnten.

„Der beſte Rath, Alter,“ ſagte ich, als Antwort auf die letzte Phraſe ſeiner Rede, die eine Frage enthielt, um allen den Teufeleien zu entgehen, wird ſeyn, daß ich den Erbprinzen aufſuche, und mit ihm dieſem unheimlichen Boden für immer den Rücken kehre.“

„Da hat die Exzellenz einen klugen Gedanken, den ich für meinen Part von hinten, von der Ausführung nemlich, angefaßt haben würde. Bleib' im Laute

und nähre dich redlich, sagt die Bibel,

„und was die heil'ge Bibel sagt,
„hat niemand noch in Leid gebracht.

„Wir sind bei unserm Reisen wahrhaftig auf keinen grünen Zweig gekommen."

„Aber in der Teutschen Heimath werden sie bei unsrer Rückkehr auch bereits verblüht seyn."

„Thut nichts. Nach dieser kommt eine andere Zeit."

„Und damit wir diese nicht verliehren, so mach dich ungesäumt auf den Weg, und sorg für eine Masque. Ich muß, wie gesagt, des Erbprinzen Aufenthalt auszuforschen suchen. Ohne ihn darf ich's nicht wagen, in die Residenz zurückzukommen."

„Ach diese Residenz — mag es nun die Exzellens läugnen, oder nicht — diese Residenz ist die Residenz unsres ganzen Unglücks gewesen, und hat vielleicht noch nicht aufgehört, es zu seyn. Wir sind in Teufels Stricke ge-

fallen, und wissen nicht, wo aus, noch ein."

„Wüßtest du wenigstens für's erste zur Thür hinaus, Gottvertraut! Du vergißt die Masque!"

„Ach ja! Die Masque! — Eine Masque muß die Exzellens haben, das seh' ich selbst ein. Ihr frisches, gutes, gesundes Antlitz würde hier Kontrebande seyn und augenblicklich konfiszirt werden. Die hiesigen bösen Wasserfräulein verstehen sich auf dergleichen Waare: sie würden sie um keinen Preis außer Landes gehen lassen. — „Doch was nun übrigens die Masque betrifft. —

„Gottlob daß du wieder zur Hauptsache kommst. „Eile nur, damit ich sie frühzeitig genug hier habe."

„Alles, wie es der Exzellens beliebt! Diese Masque also! Sieht die Exzellens! Wären wir nicht in der Residenz gewesen, so brauchte die Exzellens hier keine Sünde zu begehen, um ihr Gesicht zu verstecken, ihr Gesicht, welches doch eine schöne Got-

tesgabe ist, dergleichen sich nicht alle sündige Menschen zu rühmen haben. Zur Verherrlichung Gottes muß man, wie es einem guten Christen geziemet und gebührt, die Gnade sehen lassen, die er an einem gethan hat, damit die Ungläubigen seine Allmacht, Güte und Weisheit zum ruchlosen Herzen nehmen. Auch sagt die Bibel: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, damit sie eure guten Werke sehen. Was nun die guten Werke anbetrifft, davon ist zur Stunde bei der Exzellenz noch nicht viel zu reden, und dieselbe muß sich trösten mit den Worten in der Bibel: Wir sind alle Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. Mit dem obenerwähnten Lichte ist's jedoch ein anderes: das soll man wenigstens nicht unter den Scheffel stecken. Die Exzellenz steckt es aber unter die Maske, ihr Gesicht nemlich."

Vom Strome seiner Rede nicht verschlungen zu werden, gab es nur ein Mittel. Ohne ihn weiter anzusehen, gieng

ich zur Thür, und sagte in einem gleichgültigen Tone:

„Wenn meine eigene Leute mir nicht mehr gehorchen, so muß ich wohl selbst gehen und meine Geschäfte besorgen."

„Alles, wie es der Exzellenz beliebt! Aber du lieber Himmel! Ich gehe ja schon! Es ist doch traurig um uns arme Menschen, die wir zum Dienen gebohren sind! könnte man uns nicht wenigstens das Reden erlauben, da wir ohnehin gehorchen müssen."

Hiemit gieng er und überließ mich meinen Betrachtungen, die für jetzt abermals auf die drei Wasserfräulein fielen, welche noch immer ihre vorige Stellung behaupteten.

Was die Italiänischen Angelegenheiten betraf, so war mein Entschluß freilich gefaßt, und konnte und sollte weiter keine Veränderung erleiden. Doch war ich nichts destoweniger neugierig, das Thun und Lassen sämmtlicher weiblichen Individuen zu erfahren, die es bisher übernommen hatten, meine

Schritte und Tritte zu leiten und meinen Wandel zu bestimmen. Insbesondere wäre mir daran gelegen gewesen, das Triumvirat kennen zu lernen, welches sich lediglich deswegen vereinigt zu haben schien, um mich in meiner eignen Wohnung zu bewachen und nicht von dannen gehen zu lassen. Doch fiel es mir noch zeitig genug ein, daß es unmännlich sey, von einer solchen weiblichen Neugierde gepeinigt zu werden, und ich bemühete mich, meinen Fehler abzulegen. Da mir dies nicht nach Wunsch gelingen wollte, so tröstete ich mich, indem ich erwog, daß Erkenntniß des begangenen Vergehens schon der halbe Weg zur Besserung wäre, und ich beschloß in Folge dieser Tröstung, wenigstens meine Fehler zu erkennen, wenn ich auch nicht immer im Stande wäre, sie zu verbessern.

In solchem Zustande befanden sich meine innern und äußern Angelegenheiten, als Gottvertraut mit einem großen Geräusche

die Thür öffnete und aus voller Kehle schrie:

„Victoria! Land! der Erbprinz! Sein Laufer! Ein Brief! Freude! Teutschland! Meine alte Rebekka!"

Ich hielt es für rathsam, den Strom dieser einzelnen Anerufungen zu unterbrechen, weil er sonst sobald nicht zu fließen aufgehört haben würde.

„Komm zu dir, Alter, und sag mir, was dies Geschrei zu bedeuten hat?"

Er hörte nicht auf mich, sondern stürzte zum Fenster, riß es auf, und hielt ein geriegeltes Paquet hinaus, indem er rief:

„Dieser Taliémann wird uns schützen vor allem, was ihr böses an uns beginnen könntet, ihr schwarzen Hexen! Nun können wir euch Trotz bieten und eurem ganzen Gelichter! Möchtet ihr da warten, bis eure Leiber so schwarz würden, als die Lappen, womit ihr eure Abkunft und Bosheit bedecket."

Indem er das schwarze Triumvirat dergestalt apostrophirte, hielt er das obere

erwähnte Papier in einer gewissen Entfernung von sich ausgestreckt, als sollte es, wie eine heilige Reliquie, den Zauber lösen, in welchem uns die schwarzen Masquen gefesselt hielten. Nachdem er dergestalt seinem Herzen Luft gemacht hatte, ruhete er aus, um neuen Odem zu schöpfen, und war bereits im Begriffe, zum zweitenmale sich auszulassen, als ich dem brausenden Strome seiner Rede noch zur rechten Zeit dadurch Einhalt zu thun wußte, daß ich mich des besagten Papiers bemächtigte. Dieser nicht vorhergesehene Unfall setzte den armen Gottvertraut in solche Bestürzung, daß er wie unbeweglich saß und weder Hand noch Fuß rührte. Es schien, als sey der Brief ein Zaubermittel gewesen, durch dessen Kraft er gewirkt hatte, und ohne welchen er in sein voriges Nichts zurückfalle.

„Jetzt, da du ruhiger zu seyn scheinst, Gottvertraut — könntest du mir jetzt wohl ohne alle Umschweife sagen, von wem dieser Brief käme?"

Gelassen, wie ein Kind, sagte er in einem hingegebenen Tone, ohne jedoch auf meine Frage Rücksicht zu nehmen:

„Unser eins ist doch warlich eine unglückliche Creatur: wir dürfen weder lachen noch weinen, und sollen in der Freude unsers Herzens traurig seyn, auch nach Befinden der Umstände bei'm Schmerze singen, wie die drei Männer im feurigen Ofen. Daß Gott erbarme! Es thäte Noth, unser eins ließe sich das Herz ausschneiden, um ein recht schulgerechter Diener zu seyn, so wie den Laufern die Milz genommen wird, damit sie recht laufen können.

„Halt einmal, Gottvertraut, und lauf nicht so schnell. Ad vocem Laufer! Du erwähntest vorhin eines Laufers. Was hat es für eine Bewandtniß mit dem?"

„Der Laufer des Erbprinzen hat diesen Brief gebracht, und ist darauf wieder von dannen gelaufen!"

Als er dies gesagt hatte, gieng er, wie es schien, tief gekränkt aus dem Zimmer. Der Brief des Erbprinzen zerstreute

mich zu sehr, als daß Gottvertrauts Kummer einen tiefen Eindruck auf mich hätte machen können. Ich hielt ihn demnach nicht auf, in der Ueberzeugung, die launige Kränkung des alten Dieners werde nicht von Dauer seyn, und beschäftigte mich lediglich mit dem Briefe des Erbprinzen, der mir in diesem Augenblicke außerordentlich unerwartet kam. Vom Gefühle einer unaufhaltsamen Neugierde getrieben, riß ich das Siegel auf, und las, wie folget:

„Auf verschiedenen Wegen ist mir Nachricht von dir geworden, und mein Herz zitterte bei der Gefahr, welche deinem Leben in der Tiefe des Wassers gedroht hat. Dank sey den Seeräubern, daß sie dich den Wellen geraubt haben!"

„Daß Giulia lebt, kann dir nicht unbekannt seyn: daß sie jedoch in diesem Augenblicke mein ist und mir die Erde zum Himmel macht, das wird dir unglaublich scheinen. „Ist es mir doch selbst oft, als sey alles dieses nur ein Traum, aus

dem ich einmal schrecklich aufgeschreckt werden dürfte? der Gedanke meines vollkommenen Glücks martert mich oft auf eine ganz eigne Weise: ich zittere für die Dauer desselben. Jegliches Ereigniß ist dem Wechsel unterworfen, und mein Glück kann nicht vergrößert werden."

„In deinem treuen Busen, Freund, will ich ein Geheimniß niederlegen, daß ich mir selbst verbergen möchte, und welches ich nicht ferner allein zu tragen vermag, ein Geheimniß, das die Gebrechlichkeit des menschlichen Herzens außer allen Zweifel setzt. Höre demnach, und lache nicht, weine vielmehr über die Inkonsequenz desjenigen Thiers, welches sich selbst mit dem hochtrabenden Namen Mensch belegt.

„Wie sehr ich Giulia liebte, wie schmerzlich mich ihre vermeinte Untreue betrübte, und welchen unnennbaren Eindruck ihr erdichteter Tod auf mein, ohnehin krankes, Herz machte, hast du selbst gesehen und erfahren. Das Schicksal hat

mir diese Giulia wiedergegeben, und mein Glück wäre ganz vollkommen, wenn — es weniger vollkommen wäre. Lächele, so viel du willst, aber beherzige zugleich den wichtigen Gedanken: Was ist derjenige Mensch, dem weder zu wünschen, noch zu hoffen übrig bleibt?"

„Dies ist mein Fall. Alles Streben ist erreicht, das Bedürfniß meines Herzens gestillt und dem Dichten und Trachten meines Sinnes vollkommene Gnüge geleistet. Allenthalben, wohin ich blicke, stellt sich mir Genuß dar. Genuß und immer Genuß, und nichts als Genuß! Ist denn der Mensch ein absolut unvernünftig Thier, dessen ganzer Genuß im Genusse bestehen, dessen geistiges und körperliches Streben sich nur bis zur Krippe erstrecken soll, hinter und über welcher ihm ein Nichts vorhanden ist?"

„In dem Uebermaaße des Glücks, welches mich jetzt quält, fühle ich demnach eine Leere, welche nur von demjenigen Wunsche ausgefüllt werden kann, der mir

bis jetzt ganz unbekannt war, von dem Wunsche nemlich, einstens durch eine menschliche Regie·ung das Glück meiner Staaten zu begründen, und der ungesetzlichen Willkühr durch Mäßigung und Weisheit Schranken zu setzen."

„Laß immerhin diese Sinnesänderung in mir deinem Zweifelmuthe unerklärbar scheinen: sie ist um nichts desto weniger wahr und erwiesen. Mein Onkel denkt freilich, zu seiner Zeit ein anderes zu verfügen. Doch soll dem Intriguen; Sinne dieses Onkels schon ein heilsames Ziel gesetzt werden."

„Jetzt will ich dir eine treue Erzählung geben von allem, was mir seit dem Augenblicke unsrer Trennung begegnet ist."

Du reistest ab, und meine Seele begleitete dich. Die Wunde, welche ich in jener merkwürdigen Nacht erhalten hatte, war zwar nicht gefährlich, nöthigte mich jedoch, für mehrere Tage das Bette zu hüten. Mein Abentheuer mit der Herzogin hatte Aufsehen erregt. Das Publikum,

welchem eine geheime Verbindung zwischen meinem Onkel und der Herzogin kund geworden war, murrte um so lauter, da man sich in's Ohr sagte, [illegible] habe diese entkommen lassen, ehe sie auf Befehl meines Vaters in Freiheit gesetzt worden sey.

„Mein Onkel hielt es für's beste, dem ersten Sturme auszuweichen, und das Uebel, welches ihm aus der ungünstigen Meinung des Publikums entstehen könnte, durch freiwillige Entfernung zu hemmen. Er ging nach Italien und eine allgemeine Erbitterung begleitete ihn dahin."

„Losgerissen von allem, was meinem Herzen theuer und werth war, von Menschen umgeben, die ich nicht verstand und die mich nicht verstanden, und im Herzen die erschütternde Anregung an meine Gius lia, der mein gemeiner Sinn ein Verbrechen angedichtet hatte, das ihr fremd war, — in dieser Stimmung brachte ich die traurigsten Tage meines Lebens zu. Ich lebte äußerlich, wo ich war, befand mich aber mit meinem Geiste unaufhörlich in

der Zeit, welche ich ehemals mit Giulia in paradieſiſcher Freude und Wonne verlebt hatte. Jedermann hielt dies Leben in der Vergangenheit für Tiefſinn und betrauerte mein Unglück. Endlich überließ man meine Heilung dem allgütigen Schickſale und mich mir ſelbſt. Nun befand ich mich wohler und beneidete die Herzogin um die künſtliche Hülle ihrer todten Schweſter, welche ich jetzt, wäre ſie feil geweſen, für jeden Preis, ſelbſt für mein künftiges Erbe, erkauft haben würde."

„Das Andenken an den Sarg der Herzogin gab meinem Geiſte eine Richtung, die ihrerſeits zu einer Thätigkeit führte, welche mir wohlthat. Mein Kopf erſann nemlich ein bizarres Projekt, welches meiner erſchlafften Lebenskraft ihre heitere Jugendkraft zurück gab. Ich fieng an, Giulias Bild aus meinem vollen Herzen zu malen, in welches ſich daſſelbe mit unverlöſchbaren Zügen geprägt hatte. Dieſe Arbeit gab mich dem Leben wieder, welchem ich lebend abgeſtorben war. Mit jedem

Pinselstrich dünkte es mich, als brächte ich eine Schöpfung hervor, und jeder vollendete Zug schien mich einen Schritt näher zu führen zum Besitze meiner Giulia. Endlich war das Bild vollendet, und mit ihm Leben und Lebensthätigkeit in mich zurückgekehrt. Im Bilde betete ich meine Giulia an, und sie war nun nicht mehr todt für mich. Ich liebte das Bild, wie ich sie selbst geliebt hatte."

„Dies alles war nur ein Vorgeschmack meines Glücks: ein größeres stand mir noch bevor. Der Sarg, welchen die Herzogin bei sich führte, gab mir eine neue Idee, deren Ausführung auf einmal jeden leisen Hauch von Sehnsucht verwischte, der sich etwa noch im Innersten meines Herzens verborgen gehalten hatte. Ich wollte nemlich Giulia's Hülle, ebenfalls künstlich nachbilden lassen, und vertraute mich einem Manne an, dessen Talent und Verschwiegenheit mich über jeden Zweifel hinweg setzte, der mich in Hinsicht auf die Ausführung noch hätte beunruhigen können.

Wir schlossen uns täglich einige Stunden ein, und er arbeitete unter meinen Augen und zwar nach einer Zeichnung, die ich von Giulia's Körper entworfen hatte."

„Noch ehe das Bild der Vollendung nahe war, mußte ich auf Geheiß meines Vaters, der wieder neue Hoffnung für meine staats-bürgerliche Brauchbarkeit geschöpft hatte, in Geschäften des Landes eine Reise machen, die mich für mehrere Tage entfernt hielt. Auf Flügeln der Liebe zu Giulia's Bilde eilte ich zurück, und traf heimlich und zur Nachtzeit in der Residenz ein. Nur der Künstler, der an dem theuersten Glücke arbeitete, das dies Leben mir gewähren konnte, wußte um die Zeit meiner Rückkehr. Ich kam an und eine nie gehörte Musik, welche himmlische Stimmen begleitete, erfüllte mein Ohr. Ich stürzte in das Zimmer, aus welchem mir die Musik entgegen schallte."

„Worte können dir den Eindruck nicht beschreiben, den der Anblick des Zimmers auf meine Seele machte. Der Künstler

hatte den Himmel verdient an dem, was seine erfindungsvolle Freundschaft für mich geleistet hatte. Ich erblickte die nemliche Szene, die Dir noch von jener merkwürdigen Nacht aus dem Zimmer der Herzogin in Gedanken schweben wird. Bei meinem Eintritte verstummte die Musik und alle Anwesende verließen das Zimmer. Ich befand mich mit Giulia's Körper allein: sie selbst schien mir weder todt noch lebendig zu seyn. Es kam mir vor, als befände ich mich mit ihr in dem Leben nach dem Tode, wo Verklärtheit der menschlichen Natur über jede angebohrne Schwäche derselben triumphirt."

„Ich brachte die Nacht im himmlischen Genusse meiner Giulia hin. Schon drang die Morgensonne durch die schwarzen Vorhänge, als der Künstler in's Zimmer trat, und mich an das Geheimniß mahnte, welches ich meinem Beginnen schuldig wäre, dessen Art und Weise nicht für das Auge des Publikums geeignet wäre. Ich begriff die Nothwendigkeit seines Raths

und entfernte mich von meiner Giulia. Der Künſtler verſchloß die Zimmer und ich meldete meinem Vater meine Zurückkunft."

„Jegliche Nacht brachte ich im Umgange mit meiner Giulia hin, und meinem Glücke fehlte nur Deine Gegenwart. Täglich ſah ich Nachrichten von dir und der Herzogin entgegen, die ich mit Sehnſucht erwartete."

„Im Gefühl der Unbehaglichkeit, welche mir die Ungewißheit über dein und der Herzogin Schickſal verurſachte, hatte mich mein Misvnuth ſchon zu dem Entſchluſſe gebracht, heimlich die Reſidenz zu verlaſſen, und dich in Italien anzuſuchen. Ich wußte, daß mein Oheim dich haßte, weil er in ſeinen verderblichen Plänen glaubte, du ſtändeſt mir bei der Herzogin entgegen. Dieſe Pläne dir weiter auseinander zu ſetzen, halte ich für überflüßig, weil ich vermuthe, daß die Gräfin Careſtini dich von alle[illegible] unterrichtet hat, was die Abſichten meines Onkels betrifft."

„Ich hatte demnach eine heimliche Reise nach Italien beschlossen, als ich eines Tages einen Brief erhielt, dessen Stempel mir bewies, daß er aus jenem Lande komme. Obgleich die Aufschrift deine Hand nicht war, so glaubte ich dennoch, er müßte von dir seyn, oder doch wenigstens Nachrichten von dir enthalten. In der ungeduldigsten Erwartung erbrach ich demnach das Siegel und — erkannte Bantinelli's Hand in dem Briefe."

„Wer dieser Bantinelli ist, sage ich dir ebenfalls nicht, weil ich mich erinnere, aus deinem eignen Munde gehört zu haben, daß du schon in deiner Geburtsstadt dessen Bekanntschaft gemacht hast. Und wäre auch dies nicht, so wirst du ebenfalls durch die Gräfin Carestini von dem Treiben und Beginnen dieses Menschen unterrichtet seyn. Ich will dir nur so viel von ihm sagen, daß dieser Bantinelli, ohne einen einzigen Schritt deshalb zu thun, mir ein ganz besonderes Zutraun eingeflößt hat."

„Der Brief war in allgemeinen Aus-
rücken geschrieben, und Bantinelli meldete
ir blos, ich möchte mich so gleich auf
en Weg von Italien machen, wo er mir
ne sehr interessante Nachricht zu entdecken
abe, die er keinem Briefe anvertrauen
ürfe. Zugleich empfahl er mir, meine
breise so heimlich als möglich zu betreiben,
nd niemanden den Weg wissen zu lassen,
n ich genommen habe.

„Ich hatte, wie schon gesagt, gros
s Zutrauen zu diesem Bantinelli gefaßt,
nd stand keinen Augenblick an, seinem
Willen zu gehorchen. Eine besondere Ah-
ung erregte meine Brust, von der ich
ir übrigens keine Rechenschaft zu geben
Stande war."

„Mein Vater gab um so leichter seine
inwilligung zu meiner Reise, weil er
einte, die Zerstreuung werde meiner krank
n Seele wohlthun und ich ihm übrigens
rsprach, mich den Regierungsgeschäften
ch meiner Zurückkunft eifriger, als je,
unterziehen."

Dem Publikum konnte freilich meine Abreiſe nicht verborgen bleiben. Doch ſorgte ich dafür, daß man bei derſelben eine ganz andre Beſtimmung, und grade den entgegengeſetzten Weg muthmaßte.

„Es war unmöglich, mich von dem theuerſten Gute zu trennen, was ich auf der Erde beſaß. Der Sarg mit meiner Giulia ward ſorgfältig eingepackt, und ſämmtliche Verzierungen des Trauerzimmers mitgenommen. Ich reiſte ab, und vermöge einer unerklärbaren Stimmung ward meinem Herzen immer wohler und leichter, je mehr ich mich den Italiäniſchen Grenzen näherte. Bantinelli hatte mir die Villa der Gräfin Careſtini, mit der ich ſchon bei meinem erſten Aufenthalte in Italien bekannt geworden war, zum Orte angewieſen, wo er meiner, oder ich ſeiner warten wollte. Bei meiner Ankunft fand ich die Villa leer; doch hatte der Haushofmeiſter derſelben den Auftrag erhalten, für meine Bedürfniſſe zu ſorgen."

„Die

„Dieſer Haushofmeiſter berichtete mir deine vorige Anweſenheit auf der Villa, und gab mir Kenntniß von den neuern Schickſalen der Gräfin, deren Zuſammenhang ihm natürlich nicht einleuchten konnte. So viel war ihm jedoch deutlich geworden, daß ein aufgefangener Brief zu der Gewaltthätigkeit Veranlaſſung gegeben, welche man ſich gegen ſeine Gebiethe rin erlaubt hatte. Die Dienerſchaft der Villa war gegen die Anzahl, welche das Schloß erſtürmten, zu gering geweſen."

„Die Rede von dem aufgefangenen Briefe machte mir alles deutlich, und ich muthmaßte mit vollem Rechte, daß ich die unſchuldige Urſache des Unglücks geweſen war, welches die Gräfin betroffen hatte. Schon bei meinem erſten Aufenthalte in Italien war ich mit vieler Liebe und Freundſchaft von ihr behandelt werden, weil ſie in dem innigſten Verhältniſſe mit meiner Giulia lebte. Seitdem haben wir eine regelmäßige Correſpondenz mit einander unterhalten und ſie hat ſtets an dem Tode

meiner Giulia den lebhafteſten Antheil genommen. In dem letzten Briefe, welchen ſie mir nach der Reſidenz ſchrieb, und worin ſie ebenfalls mich dringend erſuchte, zu ihr nach Italien zu kommen, fand ich jedoch eine merkliche Veränderung des Tones und gewiſſe Hindeutungen, die mir damals unerklärbar waren, deren Zuſammenhang ich aber jetzt ſehr deutlich ſehe. Uebrigens nöthigten ſie gewiſſe Familienverhältniſſe, mit dem Marcheſe Cardanara in freundſchaftlichem Vereine zu leben, und durch dieſen ward ſie meinem Oheim bekannt, der ſie in ſein Intereſſe zu ziehen mußte, weil auch ihr Vater einen beträchtlichen Theil zu der Anleihe gegeben hatte, die der meinige in Italien zu machen gezwungen worden war."

„In Teutſchland hatten meine neuern Schickſale, und insbeſondere Bantinelli's Brief mich ſo ausſchließlich beſchäftigt, daß ich der Gräfin Einladung ſehr wenige Aufmerkſamkeit gewidmet hatte. Ich war ſchon auf Italiäniſchem Boden, als ich meine Ver-

nachläſſigung derſelben einſah und ſie bitter bereuete. Ohngefähr noch ſechs Meilen von der Villa der Gräfin entfernt, ward ich gezwungen, zwei Tage in einem Wirthshauſe zuzubringen, weil ein Rad am Wagen gebrochen war. Hier ſchrieb ich der Gräfin ein Billet, in welchem ich ihr meine Ankunft meldete, und ſchickte daſſelbe durch einen Courier ab. Dieſer hatte die Gräfin getroffen und eine Antwort zurück erhalten, welche ihm aber unterwegs von einigen verkleideten Kerlen abgenommen worden war."

„In ſehnlichem Harren nach Bantinelli's Ankunft lebte ich demnach auf der Villa der Gräfin, und ſchloß mich inniger, als je, an meine Giulia an. Der Haushofmeiſter hatte mir ein Zimmer eingeräumt, und ich den Sarg in demſelben aufſtellen laſſen. Ich war bereits zwei Tage auf Bantinelli's Erſcheinung gefaßt geweſen, als dieſer endlich in der Nacht auf der Villa anlangte. Er verſicherte mich, meine Reiſe werde reichlich belohnt werden; ich möge

nur noch einen Tag mich in Geduld faſſen. Dieſer Tag dünkte mich eine Ewigkeit, beſonders auch deswegen, weil er abſichtlich jedes Geſpräch vermied, was auf die ehemaligen Verhältniſſe mit Giulia, und überhaupt auf die geſammten Italiäniſchen Dinge hätte hinführen können. Ich unterließ es nicht, mehrmals dergleichen zur Sprache zu bringen. Doch wußte er ſtets mit ſeiner überlegenen Geiſtesgewandheit die Rede auf andere Gegenſtände zu leiten, und zwar mit ſolchem Intereſſe, daß ich nicht ſelten vergaß, daß ich über ganz andere Dinge mit ihm hatte reden wollen."

„Endlich folgte auf dieſen langen Tag, an dem meine Seele wahrhaft gefaſtet hatte, ein eben ſo langer Abend. Bantinelli beobachtete noch immer die nemliche Zurückhaltung, und ich wollte vor Ungeduld vergehen. Unter dem Vorwande, meine Seele müſſe für den entſcheidenden Moment ganz frei von jeder Regung ſeyn, hatte er mir

ſeit dem Morgen den Schlüſſel zum Trauerzimmer abgenommen."

„Ich befand mich bereits in meinem Schlafgemache, und die Uhr ſchlug eben zwölf, als ſich die Thür öffnete, und Bantinelli zu derſelben eintrat. Er war ganz ſchwarz gekleidet, und hatte eine Miene von feierlichem Ernſte angenommen, die ihm etwas Heiliges und Verklärtes gab. Die königliche Geſtalt des Mannes, ſo wie ſein himmliſches Geſicht, verbreitete eine Hoheit und Majeſtät über das ganze Weſen deſſelben, die mich mit Liebe und Ehrfurcht erfüllte. Hinter ihm erblickt' ich einen Diener, der ein Kleid trug, das dem ſeinigen vollkommen ähnlich war. Er hieß mich es anlegen und leiſtete mir hülfreiche Hand dabei. Während dieſer ganzen Zeit redete er keine Sylbe, und meine Zunge ward ebenfalls gefeſſelt von der Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten."

„Nachdem ich mich angekleidet hatte, leuchtete uns der Diener, und wir folgten ihm.

Ein grauſſiges Gefühl durchbebte meinen Körper, und kaum blieb mir Kraft genug mich auf den Füßen zu halten. Bantinelli bemerkte dies und unterſtützte mich im Gehen. Wir hatten erſt wenige Schritte gemacht, als uns aus dem Trauerzimmer Töne entgegen klangen, die mir bis in das Innerſte des Herzens drangen. Meine Bruſt erbebte, von einer mächtigen Ahnung ergriffen, und meine Gefühle lößten ſich auf in eine allgewaltige Sehnſucht nach meiner Giulia.

„Der Diener öffnete uns das Zimmer und wir traten ein. Ich eilte zum Sarge, und von der innigſten Anbetung fortgeriſſen, war ich ſo eben im Begriff, mich auf den Körper meiner Giulia zu werfen; um mit dem Hauche der Liebe das todte Bild derſelben zu beleben, als durch einen verborgenen Mechanismus der Deckel des Sarges ſich ſchloß, und ein Nebenzimmer ſich öffnete, aus welchem ein Prieſter trat, ein ehrwürdiger Greis, deſſen Gottgeweihtes Weſen mein Innerſtes

mit tiefer Andacht erfüllte. Er trug das Allerheiligste. Ich sank zu seinen Füßen, und er legte die Hand auf mein Haupt und sprach den Seegen über mir. Von seinem heiligen Worte gestärkt, stand ich auf, und fühlte meine Brust mit neuer Lebensfreude erfüllt. Der Priester faßte meine Hand und führte mich zum Sarge. Nachdem wir alle drei für mehrere Minuten ein feierliches Stillschweigen beobachtet hatten, sprach der Priester mit himmelan gekehrtem Blicke und mit heiligem Anstande ein Gebet, welches den wunderbarsten Eindruck auf mein reges Herz machte. Dann senkte er seine Augen auf mich herab und redete mich folgendergestalt an."

„„Geliebter Sohn! die alleinseligmachende Kirche spricht durch meinen Mund zu Dir. Sie tadelt die strafbare Verbindung, in welcher Du mit diesem Mädchen standest, ehe noch der Tod ihre Wangen bleichte, und fordert dich auf, deine That zu bereuen, und als sündiger Mensch dich in ihren heiligen Schoos

zu werfen und um Vergebung zu flehen. Auch leidet durch deine Schuld Giulia's abgeschiedene Seele qualvolle Martern im Fegefeuer. Flehe den Allerhöchsten an, und bete im Staube zu seiner Barmherzigkeit. Du liebst dies Bild, gleich der lebenden Giulia, und vermehrst dadurch die Schuld deines Gewissens. Der schwache Wille gnügt dem Allerhöchsten, und wirst Du das Unrecht, welches Du der lebenden Giulia zugefügt hast, an ihrem todten Bilde wieder gut machen, so verzeiht Dir die Kirche und nimmt Dich wieder zu Gnaden auf.""

„Die Heiligkeit des Augenblicks erfüllte mich mit Ehrfurcht und Anbetung für die Worte des Priesters. Sie drangen bis tief zu meinem Herzen, welches Religion und Glauben mit größerer Inbrunst, als je, umfaßte. Es war mir kein Opfer schwer genug, welches ich Giulia's ewiger Ruhe nicht hätte bringen sollen. Schweigend sah ich dem Priester in

ſein ehrwürdiges Geſicht, und ſchweigend fragte ich ihn, womit ich mein reuiges Herz entſündigen und Giulia's Geiſt verſöhnen könne?

Sein durchdringender Blick errieth meine Frage. Mit verklärtem Blicke und Tone ſagte er:"

„„Verſöhne Giulia's Schatten. Du raubteſt der Jungfrau den Schatz der Schätze; ohne ihn erſcheint ſie vor dem Heilande. Reich ihr die Hand, daß ſie dein Weib werde nach den heiligen Geſetzen unſrer Kirche. Dann iſt ſie gereinigt und wird aufgenommen im Chore der heiligen Engel, von dem ſie bis dahin ausgeſchloſſen bleibt. Dies Bild, welches du gleich der lebenden Giulia anbeteſt, ſey das Symbol derſelben. Es vertrete die Stelle der Lebendigen.""

„Die Rede des Prieſters bewegte das Innerſte meines Gemüthe. Es ward mir nicht ſchwer, dem heiligen Eifer des göttlichen Dieners Folge zu leiſten. Zum

Zeichen der Einwilligung trat ich auf ihn zu, und legte meine Hand in die seinige. Er blickte mich an, den Himmel im Auge, und seine Miene drückte Freude über meinen Gehorsam aus."

„Die Ceremonie beginnt. Mein Geist verläßt diese Erde und entschwindet, in Elysium Giulia's verklärten Geist aufzusuchen. Sie lächelt mir aus dem Chore der Seeligen entgegen. Jetzt legt der Priester Giulia's kalte, lebloſe Hand in die meinige, und ich werde aus jenem Leben in dieſes verſetzt. Iſt's Gaukelſpiel der Phantaſie, oder Wahrheit, was ich fühle? Giulia's Hand wird vom friſchen Hauche des Lebens erwärmt! Ich blicke in den Sarg. Allmächtiger Gott! Verückt die Hölle meine Sinne, oder ſehe ich recht! Lebendig und im friſchen Glanze der Jugend prangend erhebt ſich Giulia aus dem Sarge und umſchlingt meinen Nacken. Im nemlichen Augenblicke jauchzen himmliſche Stimmen, von Sphären-Muſik begleitet in meiner Nähe. Aller Sinne beraubt

ſinke ich lebles in Giulia's Arme, und die unerwartete Wonne raubt mir meine Beſinnung.“

„Als ich aus einer tiefen Ohnmacht wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich in meinem Zimmer. Die Morgenröthe ſtrahlte mir in's Angeſicht, und war die Verkündigerin eines neuen Tages, der neues Leben in mein Herz bringen ſollte. Ich blickte auf, und Giulia, meine todtgeglaubte Giulia, ſaß neben mir, und wartete meiner. Sie umſchlang mich mit ihren Liebesarmen, und in ſprachloſem Entzücken vergaßen wir Erde und Himmel, und alles, was um, und neben uns war. Kein böſer Dämon täuſchte mich, kein feindſeeliges Geſchick ließ mich die truggvollen Wirkungen ſeines Haſſes fühlen: Giulia lebte und ich ſchwamm in einem Meere von Wonne.“

„Als der erſte Rauſch des Entzückens ſich in eine ruhigere Betrachtung unſers Glückes aufgelöſt hatte, ſuchten wir uns gegenſeitig zu verſtändigen, und erzählten einander die Schickſale, die uns begegnet

waren, seit ein unseliges Mißverständniß und die schwarze Betrügerei des Marchese uns getrennt hatten."

„Bis zu dem Momente, wo Giulia freiwillig mit dem Marchese von der Gräfin Villa abreiste, hat sie Dir selbst ihre Schicksale gemeldet. Sie war von dieser jedem Auge eines Sterblichen verheimlicht worden, theils, weil die Gräfin die Bosheit des Marchese fürchtete, und dessen Spione bei dem geringsten Anzeichen Giulia's Aufenthalt entdeckt haben würden, theils, weil sie mich mit dem Leben derselben überraschen wollte und mir deshalb den Einladungsbrief geschrieben hatte. In diesem bestimmte Erwähnung von Giulia zu thun, wäre zu gefährlich gewesen, weil sie ein Auffangen der Briefe geahnet hatte."

„Durch die Verrätherei eines Dienten der Gräfin war dem Marchese Giulia's Anwesenheit auf der Villa bekannt geworden. Da er das intime Verhältniß beider Freundinnen kannte, so hatte er auf

die Gräfin einen gegründeten Verdacht geworfen. Er ſuchte die Bedienten derſelben zu beſtechen. Dies gelang ihm nur bei einem einzigen derſelben, welcher ihm von dem Aufenthalte einer fremden, ſtets verſchleierten, Dame auf der Villa Nachricht gab. Jetzt ward es dem Marcheſe leicht, eine gewiſſere Spur von Giulia zu bekommen. Blinder Feuerlärm ſollte die Bewohner der Villa erſchrecken und während deſſelben Giulia geraubt werden, als eine kühne Idee des Marcheſe der Unternehmung einen ſichern Ausgang gewährte. In der Dämmerung nemlich mußte ihn obenerwähnter Bediente in Giulia's Zimmer führen, wo es ſeinem boshaften Sinne gelang, dieſer eine unvermeidliche Gefahr vorzuſpiegeln, in welcher ſich ihre Schweſter befände. Giulia hatte ſchon von der Gräfin gehört, daß die Herzogin nach der Reſidenz geeilt ſey, um den Tod ihrer Schweſter an dem Erbprinzen zu rächen. Es war alſo um ſo natürlicher, daß ſie dem Vorgeben des Marcheſe Glauben bei-

maß, und die Herzogin in Gefahr glaubte. Er versicherte sie mit heiligen Schwüren, daß ohne eine plötzliche, wirksame Verwendung die Herzogin ihre Rache an dem Erbprinzen mit dem Leben büßen würde, und verhieß der gebannten Giulia eine solche Verwendung, unter der Bedingung, daß sie augenblicklich sich mit ihm reise und nur seinem verhaßten Nebenbuhler nicht zu Theil werde. Giulia befand sich in Todesängsten und wußte nicht, welchen Weg sie einschlagen sollte. Der Marchese stand mit berechneter Kälte in seiner ganzen Bosheit da, und gab ihr wenige Minuten Bedenkzeit. Giulia war mehr tod als lebendig, und beschloß, um ihre Schwester zu retten, sich dem Marchese zum Opfer hinzugeben. Dieser führte sie frohlockend zum Wagen, und Giulia ließ sich freiwillig von ihm forschleppen."

„Sie ward auf eine öde Villa geführt, wo er sie mit seiner Liebe peinigte. Das Schicksal hatte ein anderes beschlossen, und wollte nicht, daß die Unschuld dem

Verbrechen zu Theil werde. Die Creaturen meines Oheims hatten den Brief der Gräfin aufgefangen, in welchem diese mich auf ihre Villa einlud, und nebenher sehr dringend warnte, nicht nach Venedig zu gehen. Hier nemlich wollte mein Oheim, wie Giulia nachher von Bantinelli erfahren hat, den letzten Versuch zu einer Verbindung zwischen der Herzogin und mir machen. Mielänge dieser abermals, und würde ich mich dem Begehren des Oheims nicht fügen, so war beschlossen worden, mich entweder physisch oder moralisch aus dem Wege zu räumen. Zu Folge des Plans der Verheirathung war die Herzogin von den Ehrenmännern in Gewahrsam gebracht, theils um dieselbe in der Nähe zu haben, theils um sie vor einer Zusammenkunft mit Dir zu sichern."

„Der Marchese hatte den Prinzen noch immer im Glauben an Giulia's Tod zu erhalten gewußt. Dieser schöpfte aber Verdacht und suchte sich durch seine Kundschafter von dem Grunde seiner Muthmas

sung zu überzeugen. Es gelang seiner Bemühung und man berichtete ihm, der Marchese habe sich mit Giulia auf obenerwähntes Landgut begeben, um dort ohne Störung seine Beute zum Genusse zu bereiten. Dies war dem Oheime nicht nach seinem Sinne, und er suchte den Marchese auf seiner Villa heim. Hier wußte er ihn treuherzig zu machen, und versicherte ihm Giulia's Besitz und bedeutenden Einfluß in die Regierung, falls er ihn im entscheidenden Momente mit Geld unterstützen wolle, welches der Oheim zur Ausführung seines Plans nicht genug aufhäufen zu können glaubte. Der Marchese gieng in die Falle, und der Oheim triumphirte, weil ihn jetzt zwei Wege zum Ziele zu führen versprachen."

„Endlich beschlossen sie noch, die Gräfin für die Verrätherei an ihrem Bunde büßen zu lassen. Beide sammelten so viel Böswichter, als sie ihrer habhaft werden konnten, und stürmten mit denselben die Villa der Gräfin. Das erstemal mißlang ihre

ihre Bosheit, theils durch den entschlossenen Muth mit welchem Du die Freiheit der Gräfin vertheidigtest, theils weil die Dienerschaft der Villa der bösen Rotte des Prinzen überlegen war. Im Abgehen hatte der Marchese obenerwähnten Giovanni, der ihm bei Giulia's Entführung behülflich gewesen war, einen Wink gegeben, welchen dieser sehr gut verstanden hatte. Der Bösewicht führte unter irgend einem Vorwande den größten Theil der Bedienten aus dem Schlosse, und erleichterte dadurch die Unternehmung der beiden Verschwornen. Die Gräfin ward fortgeschleppt und Dich hatte man in der Eile vergessen. Doch wollte der Marchese den Schimpf, welchen Du ihm angethan hattest, mit Blut abwaschen und eilte zurück auf die Villa. Der Prinz allein sollte die Gräfin auf jenes einsame Landhaus führen, wohin der Marchese zurück zu kommen versprach, nachdem er Rache an Dir genommen haben würde. Der Zufall wollte es, daß Dantinelli, der des Weges kam, im nem-

lichen Augenblicke den Wagen meines Oheims traf, als der Marchese ihn verlassen hatte. Durch Mittel die ihm allein bekannt sind, wußte er den Prinzen zur Freilassung der Gräfin zu bewegen, und schickte diese an einen Ort, wo ihre Sicherheit in nichts gefährdet wurde.*) Nachdem dies geschehen war, eilte er auf die Villa der Gräfin, wo er Dich in Gefahr wußte. Einige dunkle Worte des Prinzen, die darauf hin deuteten, ließen ihn die Absicht des Marchese errathen. Er kam dort auch zur rechten Zeit an, um Dich der Habgier desselben zu entreißen. Von seiner Verhandlung mit ihm bist Du Ohrenzeuge gewesen, und wirst eingesehen haben, welche Herrschaft Bantinelli durch die Lage der Dinge über den Marchese auszuüben im Stande ist, und welche Macht er über diese ganze Horde böser Geister hat. Im Gefolge jener Verhandlung ward sogar

*) Zu welchem Entzwecke er dies that, haben die Leser bereits aus dem Briefe der Gräfin an die Gräfen ersehen.

der Marchese gezwungen Giulia der Wuth ihre Bantinelli's auszuliefern. Den Verfolg der Begebenheiten errathst Du."

„Alles, was mich bekümmerte, hat sich in Freude verwandelt. Dein Schicksal allein liegt mir am Herzen, und ich sehe nicht ein, welche Wendung dasselbe nehmen könne, ohne Dir oder Bantinelli Wehe zu thun. An diesen fesselt Dankbarkeit mein Herz; Dich macht Freundschaft und Liebe demselben theuer. Für wen soll ich meine Wünsche zum Himmel schicken?"

„Bantinelli hatte in derselben Minute die Villa verlassen, als ich durch Priesters Hand auf ewig mit meiner Giulia vereinigt worden war. Er verschmähete unsern Dank und hatte nichts von Giulia verlangt, als daß wir weder Dich, noch die Herzogin eher sehen und sprechen sollten, als bis er selbst euch beide zu uns führen würde. An Dich zu schreiben, hatte er uns erlaubt; nur sollten wir keinen Schritt in der Herzensangelegenheit der Herzogin thun, und besonders Dir unsern

Aufenthalt geheim halten. Das hatte ihm Giulia mit einem feierlichen Eide schwören müssen, den wir, in mehr als einer Hinsicht, heilig zu halten gezwungen sind."

„Jetzt lebe wohl, Freund, und denk an uns. Dies ist das einzige, was das Schicksal uns gestattet, von Dir zu verlangen. Ich habe dem Willen Dantinelli's unbedingten Gehorsam zugesagt, und weiß demnach nicht, weder wann wir Venedig verlassen, noch wo wir Dich wiedersehen werden. Giulia und ich schicken die heißesten Wünsche zum Himmel für Dein Wohlergehen!"

Was sagt der geehrte Leser zu den Schicksalen des Erbprinzen? Noch lebendes Fußes war er in den Hafen der Ruhe eingelaufen, und konnte jetzt allem Ungestüme menschlicher Ereignisse die Stirne bieten. Mir schien erst nach diesem Leben das friedliche Grab eine Ruhestätte verleihen zu wollen, wo ich sicher zu seyn vermöchte vor den Eingebungen böser Geister. An dem Schicksale des Erbprinzen hatte

Bantinelli den Himmel verdient; ich aber wünschte ihn in die Hölle. Dieser moderne Proteus befestigte sich heute die strahlende Glorie eines Engels um die Stirn, und zog morgen das Teufelshabit mit dem Pferdefuße über seinen Leib. Was sollte man von ihm glauben? Ich hatte fest beschlossen, bei unserm nächsten Zusammentreffen meine Körperstärke mit seiner Geistesbesheit zu messen, und zu sehen, wem der liebe Gott den Sieg verleihen würde.

Da ich jetzt den Erbprinzen in Wenedig wußte, dessen Aufenthalt daselbst von der Discretion des ehrlichen Bantinelli abhieng, so hätte ich immerhin mein Bündel schnüren und in's teutsche Vaterland zurück wandern können, nach welchem sich, wie ich den geehrten Leser so oft überredet habe, ein heftiger Drang in mir verspüren lassen sollte. Doch glich das unglückliche Land, in welchem ich mich befand, der Höle des Löwen, wo zwar alle Fußstapfen herein, aber keiner hinausgieng. Ich hätte

mich in den Wagen binden mögen, wie der herumirrende Ulysses an den Mastbaum, um den verführerischen Lockungen dieser bezauberten Halbinsel zu entgehen. Aus hundert Kehlen erklangen Stimmen in mir, welche zum Lobe dieses irdischen Paradieses sangen. Wohin mein Geist blickte, lächelte ihn Freude an, und in jedem Winkel meiner Phantasie hatten sich Weiberköpfe zusammengereiht, wie Orgelpfeifen.

Ich empfahl demnach meine Seele dem lieben Gotte, und meinen Körper der Venezianischen Polizei, und beschloß, diesem Dantinelli doch etwas hinderlich zu seyn in seinem Werke und Wesen. Es hätte mir zum ewigen Schimpfe gereicht, mich von einem Geschöpfe seiner Art in die Flucht schlagen zu lassen, da ich den kleinen Affen in der unterirdischen Räuberhöhle besiegt hatte.

Der nächste Schauplatz meiner Unternehmungen gegen Dantinelli sollte die Gärberey seyn, wo er, wie der aufmerksame Leser noch nicht vergessen haben wird, mit

dem Sekysens Leichname ein Rendezvous im Sinne hatte. Ich wollte dies vereiteln und nebenher versuchen, ob ich ihn nicht zur Verantwortung ziehen könnte über die Narrentheidungen, welche er sich gegen mich erlaubt hatte.

Es kam mir hierbei freilich in den Sinn, was in jener Nacht auf der Villa der Herzogin vorgefallen war. Da jedoch kein sterblicher Mensch in die Zukunft sehen und wissen kann, was unter gewissen Voraussetzungen geschehen oder nicht geschehen wäre, so mußte es mir natürlich ganz unbekannt seyn, ob, ohne Dantinelli's Dazwischenkunft, der Marchese mich getödtet haben würde, oder nicht? Diese Ungewißheit meines damaligen Schicksals und des Ausganges desselben war eben Schuld daran, daß ich jetzt nicht wußte, ob ich Dantinelli diese Dankbarkeit schuldig wäre, auf welche er in dem Briefe an die Gräfin anspielte. Da die Rechtmäßigkeit derselben also noch gar nicht erwiesen war, so wollte

ich mich auch durch keine Bedenklichkeit von den projektirten Schritten gegen Bantinelli abhalten lassen, und war daher noch fest entschlossen, in der Giudecca zu beweisen, daß Gott mir auch ein Herz gegeben habe.

Dieser Ausdruck war bereits von mir gebraucht worden, als ich einsah, daß die zwiefache Bedeutung desselben, die eigentliche und die uneigentliche (eigentlich konnte von der eigentlichen Bedeutung des Wortes Herz hier auch nicht einmal die Rede seyn) daß, sag' ich, die zwiefache Bedeutung des gebrauchten Ausdrucks mir hier sehr zu statten komme. Denn der Sektions-Leichnam hatte eben so viel Antheil an meinem Hinstreben nach der Giudecca, als Bantinelli. Auch führte der Weg dorthin bei der Gondel vorbei, in welcher die drei Amazonen mich vor wie nach in Belagerungsstand erklärten. Bei den möglichen Auftritten in der Giudecca kam also mein Herz auf eine vielfältige Art in Anregung.

Kaum war ich mit diesen Bemerkungen ins Reine gekommen, als die Thür aufflieng, und eine Masque zu derselben eintrat. So lange zwischen mir und solchen vermummten Gesichtern noch keine Collision statt gefunden hatte, war es mir ganz deutlich gewesen, wie ich mich gegen selbige zu benehmen habe. Jetzt sah ich auf einmal die Gefährlichkeit ein, mit Leuten der Art etwas zu schaffen zu haben. Ich erwog in der Geschwindigkeit, daß jegliche Art von Gemüthsbewegung hier am unrechten Orte sey, und daß eine absolute Apathie mir hier am zuträglichsten seyn werde. Denn wer bürgt einem dafür, daß man in einer Masque nicht seinen eignen Vater ermordet, oder den abscheulichsten Verräther an sein Herz drückt? Ich wollte nun weder einem Feinde Gutes noch einem Freunde Uebels thun, und beschloß, es meinem masquirten Besuche zu überlassen, welche Art und Weise des Betragens er bei mir beabsichtigen würde.

Die Maske hatte sich ruhig niedergesetzt, und schien die bewußte Gondel im Augenmerke zu haben. Auch machte sie mehrere Bewegungen gegen dieselbe, wovon ich den Sinn aber nicht einzusehen vermochte, weil ich das Gesicht derselben nicht sah, welches doch allein ihrem Thun und Lassen Deutung und Bezug hätte geben können.

Auf die Länge der Zeit wollte mir die stumme Unterhaltung mit meinem unbekannten Besuche doch aber langweilig werden, und ich beschloß ihm Rede abzugewinnen, es koste, was es wolle. Es schien mir nothwendig zu seyn, eine rechte redne ische Stellung anzunehmen, und dem fremden Gaste durch das Gewicht meiner Rede zu imponiren. Ich fieng demnach an folgende Worte mit Klugheit und Bestimmtheit an die Maske zu richten:

„Obwohl ich die Höflichkeit für eine der ersten Tugenden des Staatsbürgers halte, so könnte ich doch nicht, daß man gerne zu wissen verlangt, wem man

ſelbige erzeigt, und daß es eine ganz verzeihliche Neugierde iſt, wenn man die Perſon zu kennen wünſcht, welche man bei ſich aufgenommen hat. Es wird demnach keine unbeſcheidene Zudringlichkeit von meiner Seite verrathen, wenn ich die Masque erſuche, mir ihren Namen, Stand und die Abſicht anzuzeigen, welche dieſelbe hier in meine Behauſung geführt hat."

„Vermaledeit ſey das Rothwälſche," rief jetzt meine Masque, und ich erkannte den alten „Gottvertraut unter der Vermummung.

Der Zorn überwältigte mich; denn ich will es dem ſcharfſinnigen Leſer nur geſtehen, daß ich in der Masque irgend eine Bothſchaft geahnet hatte von den mancherlei weiblichen Behörden, mit welchen ich in Verbindung zu ſtehen, den öfteren Nachtheil gehabt hatte. In dieſer Hoffnung nun ſtörte mich Gottvertraut's Spaß höchſt unangenehmer Weiſe, und ich hatte mich ſeit langer Zeit auf keine ähnliche Art getäuſcht gefunden. Der Zorn überwältigte

mich also, wie ich schon vorhin gemeldet habe, und ich riß ihm die Masque ab, indem ich schrie:

„Alter Hasenfuß! wie kommst Du in die Narrenjacke?"

„Ey, du großer Gott," antwortete er," Narrenjacke? Sie gehört ja der Excellens!"

Die treffende Replick des Gottvertraut brachte mich auf einmal wieder zu mir selbst, und wirkte wie die Feuerprobe bei Scheintodten.

„Ja wohl, guter Gottvertraut, ist es eine Narrenjacke; deshalb sollst gerade Du sie nicht über deinen Leib ziehen. Sie paßt nur Leuten meines Gelichters."

Daß ich dies dem demasquirten Gottvertraut nicht sagte, daran war lediglich eine übelverstandene Würde Schuld, welche den jungen Edelmann abhielt, gegen den alten edlen Mann sich nicht zu kompromettiren. Um doch aber Gerechtigkeit vor Gnade ergehen zu lassen, raunte ich mir obige Worte desto öfterer in's Ohr, und

beſchloß von Stund' an, alles zu ſagen was ich für recht und billig halten würde, und ſollte ich auch meinen Stallknecht dadurch über mich ſelbſt erheben.

Während ich mir auf dieſe Art die Wahrheit ſagte, hatte Gottvertraut die ganze Maſque von ſich geworfen, und ſtand in ſeiner wahren Perſon da.

„So, Gottvertraut! Nun biſt Du wieder, was du ſchon ſo lange mit Ehren geweſen biſt.“

„Alles, wie es der Exzellenz beliebt! Mit offenem Munde ſtehe ich da, wie dieſes Fratzengeſicht von Maſque, und traue meinem eignen Ohre kaum. Was hindert denn die Exzellenz, nicht ebenfalls zu bleiben, was Sie noch nie mit Unehren geweſen iſt. Uebrigens iſt die Farbe dieſes vermaledeiten Kleides ominös: der Schwarze läßt nicht mit ſich ſpaßen. — Ach, ich wüßte wohl, was wir zu thun hätten, wenn ich hier gebietender Herr wäre.“

Ich nahm eine deklamatorische Stellung an, und sagte mit tragischer Schauspieler-gebehrde:

„Verhältnisse bestimmen den Menschen! — Guter Gottvertraut! Es gehen Dinge vor in der Welt, von denen sich deine Philosophie nichts träumen läßt!

„In der Welt? Nein, in der Excellenz Herzen. Dieselbe kann singen, wie die Straßenjungen in unserm lieben teutschen Vaterlande:"

„Die Liebe, ach, die Liebe
„hat mich so weit gebracht,"

in's Unglück nemlich und in fremde Länder. Das erbarme sich der liebe Himmel!"

„Aber, gesteh's nur, Gottvertraut! Du hast doch der Liebe auch noch nicht entsagt. Deine alte Rebecka" —

„Ist mein Ehegemal,' und das sollen wir lieben und ehren, stehe in der Bibel. C'est different, sagte unsre alte Französin."

„Wer nun aber kein Ehegemal hat?“ —

„Soll sich eines suchen unter den Töchtern des Landes, aber dabei keine Brille auf die Nase setzen, wie unsre Jugend. Denn das ist gotteslästerig und verräth ein unkeusch Gemüth. Leider kennen sich unsre jungen Leute bei der ersten Zusammenkunft fast genauer, als wir Alten, nachdem der Prediger schon sein Amen gesprochen hat. Alles ist heut zu Tage frühreif. Denn die frühreifen Früchte verderben den Magen. Daher bekommt unsre liebe Jugend so häufig die Schwindsucht.“

„Aber, Gottvertraut, das ist nicht auszustehen! die Jugend und immer die Jugend! Sprich doch auch einmal vom Alter!“

Nun hatte ich gewonnen, und Gottvertraut war zu Boden geschlagen. Ich erhielt nemlich Hülfstruppen von meiner Liebe zu den Sprichwörtern. Gelang es mir jetzt nicht, meinen Gegner zum Schweis

gen" zu bringen, so mußte ich für immer Verzicht darauf leisten.

Ich nahm ein recht würdiges Wesen an, und redete in einem Tone, als gehöre ich zu den Pietisten:

„Jugend hat freilich keine Tugend. Aber das greise Haar schützt auch nicht vor Thorheit. Sieh einmal unsre alten Leute nach der neuen Mode. Wollte man die Puppen nach ihren Extremitäten beurtheilen, man würde sie für Jünglinge von fünf und zwanzig Jahren halten.

Dieser Streich hatte getroffen. In seiner Miene offenbahrte sich eine Bestürzung, als käme ihm meine Einrede sehr zur unrechten Zeit. Ich beschloß, Vortheil zu ziehen von den Umständen, und tröstete mich damit, daß kein Baum auf den ersten Schlag falle.

Einen zweiten beschloß ich zu thun, indem ich mit Emphase peroirte:

„Da Greisen auf dem Tribel Jugend wird verhandelt,

„so staunt nicht, wenn der Jüngling sich zum Greis umwandelt."

Gottvertraut nickte mit dem Kopfe, und gab mir seinen Beifall zu erkennen.

„Gut gesagt, obgleich etwas schwer und hinfällig schon in der Manier des Greises. Doch thut die Exzellenz wohl daran, sich für's erste nur in diese schwarze Gestalt umzuwandeln."

Er deutete auf die Masque, und es fiel mir ein, daß der Abend nicht mehr fern sey. Ich wollte um keinen Preis Bantinelli's Zusammenkunft mit dem Sektions-Leichname versäumen, und legte demnach auf der Stelle die Masque an. Gottvertraut machte gute Miene zum bösen Spiele, und half mir bei meinem Geschäfte. Während dem sagte er in bedeutendem Tone:

„Werden wir uns bald auf den Weg nach Teutschland machen? Der Erbprinz befindet sich in Venedig und hat der Exzellenz eine große Epistel geschrieben."

„Deren Innhalt du sehr neugierig wärst, zu vernehmen? Nicht wahr?"

Sein Gesicht erheiterte sich plötzlich, und er warf einen sehnsuchtsvollen Blick auf den Brief.

„Alles, wie es der Exzellenz beliebt. Zutrauen belohnt einen treuen Diener mehr, als Gold und Silber.

Ich sah seine Verlegenheit vorher, und reichte ihm den Brief, indem ich sagte:

„Da lies, Du treuer Diener! Möge mein Zutrauen Dir eine Tonne Goldes werth seyn!"

Er warf einen Blick auf den Brief, und diesen auf den Tisch, indem er mit Heftigkeit ausrief:

„Verwünscht sey das Rothwälsche, und alle diejenigen, die es reden. Im Zorne seines Angesichts hat Gott diese Sprache erschaffen, und sie stammt unmittelbar vom Bau des Thurms zu Babylon her, wo Gott die sündigen Menschen verwirrte. Sein Fluch ist dieser Sprache geblieben. Das ganze Land der Rothwälschen ist voll von Verwirrung und Abentheuerlichkeiten, und man weiß nicht, ob die Nation dessel-

n verwirrter ist, als boshaft, oder um
kehrt."

Damit eilte er hinaus, nachdem er
och einen zornigen Blick auf den Brief
eworfen hatte, und ließ mich allein.

Ich war bereit, das große Unterneh
men zu vollführen, und fand eine Beru
higung in dem Gedanken, daß der Weg,
den ich im Begriff war anzutreten, viel
leicht für immer der Knechtschaft ein End
machen würde, in welcher mich Bantinelli
auf eine so nichtswürdige Art gefesselt hielt.
Ich wußte nun freilich aus Erfahrung, wie
wenig ich dann meinen guten und löblichen
Entschliessungen zu trauen hatte, wenn die
Sache sich nicht zwischen Mann und Mann
abmachen ließ, wie doch hier keinesweges
der Fall war, in so fern nemlich der
Sekzions-Leichnam mit in's Spiel kam,
von dem ich zum voraus sah, daß er
seiner seits auch ein Wort darein reden
würde.

Bedachte ich, daß eine Bekanntschaft
zwischen dieser Donna Miranda und mir

in Bantinelli's Plane lag, so wäre ich nicht abgeneigt gewesen, alle meine anatomischen Studia in den Wind zu schlagen und mit keinem Gedanken weiter daran zu gedenken, daß ein Sekzions-Leichnam für mich existirt habe. Doch vergesse einer einmal, was er unter so günstiger Constellazion gelernt hat! Mein Gedächtniß war stärker als mein Wille. Ich gab mir aufrichtige Mühe, wenigstens einen Versuch zu machen zur Vergessenheit des Cabinets und seines ganzen Inhalts. Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Je mehr ich vergessen wollte, je mehr dachte ich zurück, und am Ende hatte diese forzirte Schwächung meines Gedächtnisses zu nichts geholfen, als dasselbe recht zu stärken, nach Art des Brownianischen Systems, welches eine natürliche Sthenie, durch eine künstliche Asthenie zu bewirken weiß.

Ich war demnach bereit, die Reise nach der Giudecca anzutreten. Dieser Ort kam mir vor, wie ein heiliges Land, wohin mir mein Schicksal eine Wanderung

auferlegt hatte, zur Entsündigung meines irdiſchen Lebens und zur Wiedererlangung meines verlohrnen Glücks.

Nachdem ich noch einmal alle möglichen Ereigniſſe überdacht hatte, welche mich am Orte meiner Beſtimmung zu treffen vermögten, und daher ganz vorbereitet war, verließ ich mein Zimmer und ſtieg die Treppe hinab in den untern Theil des Hauſes. Gottvertraut ſtellte ſich mir in den Weg und ſagte:

„Ein guter Genius ſegne der Exzellens Ausgang.“

„Amen“ ſetzte ich hinzu aus vollem Herzen.

„Will denn die Exzellens ganz allein gehen und niemand mit ſich nehmen? Man kann doch nicht wiſſen — In dieſer Heimath der Schwarzen kann man nicht vorſichtig genug zu Werke gehen.“

„Sey ohne Sorgen, Gottvertraut. Dieſe werden mich begleiten.“

Ich zeigte ihm zwei Terzerole, die ich in meinem Kleide verborgen hatte.

„Ach, vor solchen Feinden ist mir nicht bange, die ein Stück Blei in Reispeckt erhalten kann. Aber ich ahne ganz andre Gefahren. Von den drei schwarzen Wasserfräuleins, die dort noch immer vor Anker liegen, und ähnlichen Consorten, wimmelts in dieser verwünschten Stadt. Solchen Ruhestörerinnen, zum Beispiel, kann die Exzellenz doch nicht mit dem Terzerole zu Leibe gehen. Da ist Flucht das einzige Rettungsmittel, welches der Gefahr entziehen kann."

„Wie gesagt, Gottvertraut. Sobald ich den Erbprinzen zur Abreise nach Teutschland bewogen haben werde, verlassen wir Italien, und kehren heim in unser Vaterland, wo dich kein schwarzes Wasserfräulein beunruhigen wird."

„Und wo man auch kein Rothwälsch redet, wohl zu merken."

Ich trat in die Thür des Gasthofes und suchte eine Gondel. Wie gerufen harrte in der Nähe ein Gondolier, der mir seine Dienste anbot. Ich stieg ein

und befahl ihm, nach der Giudecca zu fahren. Der Kerl fiel mir auf seiner ausserordentlichen Lustigkeit wegen. Im Gesichte desselben offenbarte sich eine Miene, als sey ihm ein besonders Heil wiederfahren, oder als habe er einen glücklichen Streich ausgeführt. Er sang unaufhörlich, und dieser lustige Vogel schien mir ein Unglücksvogel zu seyn, dessen Gesang von schlimmer Vorbedeutung wäre. Die Laune des Menschen war unerschöpflich, und überhob mich für die ersten Augenblicke der Mühe, weder an die Giudecca, noch an Bantinelli, und eben so wenig an den Sekzions-Leichnam, wie an die drei schwarzen Wasserfräulein zu denken.

Letztere waren eben verschwunden, und meine Augen suchten sie vergebens. Eine drückende Last fiel mir vom Herzen, als ich mich von diesem weiblichen Triumvirat befreiet sah, welches das Ansehen hatte, als wäre es bereits über die Theilung des zu erobernden Landes einverstanden. Ich habe freilich dem Leser vorhin eine Neu-

gierde zu erkennen gegeben; welche mich antrieb, das Thun und Lassen dieser drei Maskuen zu erfahren, und insbesondere zu wissen, was dasselbe auf mich für einen Bezug habe. Diese Neugierde lag vor wie nach in meinem Herzen; doch brachte ich sie zum Schweigen, indem ich die Bemerkung machte, daß es unmöglich sey, alles auf einmal zu thun, und daß ich die Gondel der drei schwarzen Wasserstäuslein außer Acht lassen müsse, wenn mir die Vorfälle in der Giudecca zur Kenntniß kommen sollten. Ich fügte mich demnach dieser Nothwendigkeit, und bedauerte nur noch, daß es durchaus in der menschlichen Natur begründet sey, nicht zwei Sachen auf einmal thun zu können.

Ich beschloß demnach, die drei Maskuen außer Acht zu lassen und mich auf den Gedanken an den Sekzions-Leichnam und an die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Bantinelli zu beschränken. Diese Absicht mußte mir recht vollkommen gelungen seyn. Denn als ich von diesem Ge-

schäft, zu welchem ich mich gleichsam gezwungen hatte, wieder zu mir selbst gekommen war, merkte ich, daß es bereits anfieng, dunkel zu werden. Es wunderte mich, daß wir nicht schon angekommen wären in der Giudecca, und ich erkundigte mich deshalb bei meinem Gondolier. Er entschuldigte sich mit der Länge des Weges, und versprach in wenigen Minuten dort zu seyn. Ich ergab mich in das Schicksal, welches dieser Wassermann über mich verhängt hatte, und bezähmte meine Ungeduld nach dem Sekzions-Leichname und dem ehrlichen Bantinelli.

Als ich immer noch keine Giudecca erblickte, fieng es an, mir unheimlich vorzukommen bei meinem Fuhrmanne, und ich beschloß, nicht allein nicht an die drei schwarzen Wasserfräulein zu denken, sondern mir auch den Sekzions-Leichnam und Bantinelli aus dem Sinne zu schlagen, um lediglich den Weg des Gondelier in Obacht zu nehmen, welcher mir höchst verdächtig vorkam. In Folge dieser Aufmerksamkeit

auf den Gang der Gondel merkte ich, daß dieselbe keinen geraden Weg nahm, sondern in ewigen Krümmungen durch kleine Canäle sich wand.

Während der Zeit war es fast völlig Nacht geworden, und die Lage der Dinge, deren Wirkung noch ohnehin durch eine absolute Erregung aller meiner Sinne vermehrt ward, machte mich völlig muthlos, und verhinderte mich, auch nicht einen einzigen Schritt zu thun gegen die Willkühr meines Fährmanns, welcher jetzt gar keine Notiz mehr von mir zu nehmen schien.

Außer der gänzlichen Erschlaffung meines Muths, die mich für den Augenblick völlig unthätig machte, fühlte ich plötzlich eine heftige Neugierde in mir nach dem Wollen und Vollbringen meines Gondeliers. Körperliche Gefahr fürchtete ich nicht, und was die geistige Knechtschaft anbetraf, in die ich fallen konnte, so war ich durch lange Erduldung so sehr dagegen abgehärtet, daß mir eine Befreiung aus derselben gar nicht in den Sinn kam, so lange ich mich

noch auf Italiänischem Grund und Boden befunden würde.

Diese Bemerkung brachte mich daher auf den Gedanken, dem Dinge, das heißt der Gondel, völlig freien Lauf zu lassen, und gar nicht zu thun, als ob ich ein Mensch mit freiem Willen wäre. Somit ließ ich den Fährmann für mein Schicksal in dieser Nacht sorgen, und hüllte mich in meine Masque ein, wobei ich von meiner Entschlossenheit und dem Paar Terzerolen, welche ich in der Tasche fühlte, rühmlichst unterstützt wurde.

Mein Fährmann fuhr noch immer in unmerklichen Krümmungen bald rechts, bald links, und jetzt merkte ich, daß er sich zu wiederholten Malen umsah, wobei er öfters unverständliche Töne der Mißbilligung und der Unzufriedenheit hören ließ. Dies erregte natürlich meine Aufmerksamkeit, und ich bemühete mich, den Grund dieser Erscheinung aufzusuchen. Im nemlichen Augenblick erhellten vorbeieilende Fackeln die Gegend, und ich erblickte ganz deutlich die

oftbesagten drei schwarzen Wasserfräulein
deren Gondel die unsrige zu verfolgen schien
In derselben befand sich zu meiner größten
Verwunderung noch eine vierte männliche
Maeque, die mit den drei weiblichen in
vollkommenem Einverständnisse zu seyn schien

Es war offenbar, daß meinem Gon
delier diese Begleitung ganz unwillkommen
war, und daß er derselben auszuweichen
sich alle Mühe gab. Er bot die Kräfte
seines Leibes auf, um der nacheilenden
Gondel durch die Flucht aus dem Gesicht
zu kommen. Die Geschwindigkeit, mit der
er ruderte, ward seiner Eile hinderlich
und verwickelte ihn mit mehrern Gondeln
die uns entgegen kamen, und welche ver
möge des schmalen Weges einander nicht
Platz zu machen vermochten. Ich sah
zur Seite und erblickte die Gondel mit den
drei schwarzen Wasserfräulein dicht hinter
uns. Mein Fährmann hatte in dieser
Minute nicht Zeit, auf unsre Verfolger
zu achten, sondern war damit beschäftigt
sein Recht gegen die übrigen Gondolier

gültig zu machen, und ihnen zu beweisen, daß sie Stümper in ihrem Handwerke wären, und daß sie keine Gondel zu leiten verstünden. Dies schien seinen Gegnern eine gewagte Meinung zu seyn, die sie dem Urheber derselben zurückgaben, und nebenher durch ihre Ruder zu unterstützen suchten. Wie weit dieser Handwerksstreit noch gegangen seyn würde, ist mir unbewußt. Die Passagiere der übrigen Gondeln besaßen vermuthlich, nicht so wie ich, eine völlige Hingebung in das Schicksal, welches ihre Fährmänner hätten über sie verhängen können. Denn sie sprachen Worte des Zorns, und augenblicklich legte sich die Hitze der streitenden Mächte zur Ruhe. Sie fiengen an, ihre Ruder zu gebrauchen, wozu sie gemacht worden und in kurzer Zeit befanden sie sich außer aller Collision mit einander.

Während der Zeit war mir ein Vorfall begegnet, den der geehrte Leser auch nicht einmal im Traume sich einfallen lassen wird. Ich hatte weniger den Streit der Gondoliers in Obacht genommen, als

die Beharrlichkeit, mit welcher uns die dr
schwarzen Wasserfräulein, nebst ihrem männ
lichen Begleiter gefolgt waren. Als nu
die Verwirrung und Verwechslung der Göt
deln und ihrer Regierer auf's höchste g
stiegen war, näherten sich mir unsre Ver
folger, und die männliche Maske drückt
mir ein Papier in die Hand. Ich sa
da und wußte eigentlich bei meinem mis
trauischen Gemüthe nicht, von wem ich
verrathen, oder verkauft sey. Sollte ic
meinen Gondolier für einen Verräther hal
ten, dessen irrender Wandel auf den Ve
nezianischen Canälen ihn allerdings zu ei
nem solchen stempelte, oder sollte ich die
drei schwarzen Masquen, nach Art de
Gottvertraut, für böse Wassergeister, und
ihren Anführer für den schwarzen Feind
selbst ansehen, dessen Papier eine Einla
dung zur Verschreibung meiner Seele ent
halte?

Indessen ich im Betreff der Wahl,
welche ich zu ergreifen hatte, noch immer
nichts entscheiden konnte, leitete mein Füh

mann unſere Gondel mit ſolcher Kraft und Behendigkeit, daß wir bei einem Scheitelwege die ſchwarzen Maſquen aus dem Geſichte verlohren, die muthmaßlicherweiſe von dem Wege irre geleitet worden waren. Jetzt hielt unſre Gondel an, und der Waſſerman ermahnte mich zum Ausſteigen.

Daß mich dieſer Kerl als ein bloßes Ding behandelte, welches man nach Gefallen an dieſen oder jenen Ort ſetzt, wollte mir doch endlich ärgerlich werden, und ich beſchloß, den Zorn nicht zu unterdrücken, der jetzt in mir erwachte. Ich apoſtrophirte den betrügeriſchen Gondolier folgendermaßen, in dem ich ihn bei'm Kragen faßte.

„Spitzbube! Führt dieſer Weg in die Giudecca?" und hielt ihm eins meiner Terzerole auf den Leib.

„Nein; aber in den Tod, wenn Sie das Ding nicht in die Taſche ſtecken," antwortete er auf der Stelle, indem er mir die Gegend des Herzens mit einem Dolche kitzelte.

Ob sich die Bestie von Gondolier vor einem Terzerole gefürchtet hatte, oder nicht, kann ich dem geehrten Leser nicht sagen, weil mich die Finsterniß verhinderte, ihm's Gesicht zu sehen. Was den Ton der Stimme anbetraf, mit welchem er mir obige Gegenrede hielt, so wollte es mir nicht gelingen, in demselben auch nur die allermindeste Spur davon zu entdecken. Für umsonst ist todt, fiel mir jetzt bei, und ich bedachte, daß mein Drohen hier am unrechten Orte sey, weil es keine Furcht hervor bringe. Diese Bemerkung brachte mich demnach auf den Gedanken, den Mangel am Zorne, den ich in mir verspürte, nicht fälschlicherweise für eine Quantität Muth zu halten, welche letztere doch nichts weiter bewirken dürfte, als mich lächerlich zu machen bei dem Gondolier ohne Furcht.

Ich folgte demnach der Weisung desselben, und steckte mein Terzerol in die Tasche.

„Eine

„Eine Höflichkeit iſt der andern werth,“ ſagte der Böſewicht in einem ſatyriſchen Tone, und verbarg den Dolch in einem Gurte.

„Sehn Sie dort die kleine Pforte?“

Ich erblickte ein großes Haus, an deſſen äußerſter Ecke, wo wir uns befanden, ein kleines Thor befindlich war, auf welches der Gondolier mit obigen Worten hindeutete. Eine Antwort erwartend, blickte er mir fragend in's Geſicht. Da ich's jedoch für beſſer hielt, hier gar nichts zu ſagen, ſo ſetzte er hinzu:

„Ein einziges Wort öffnet dieſe Pforte, und führt Sie in jenen großen Palaſt zu dem ſchönſten Weibe in ganz Venedig.

Jetzt wäre ich faſt im Ernſte böſe geworden, da ich mich auf eine ſo niedrige Art von dem Kerl getäuſcht fand.

„Kuppler! Das alſo war deine Abſicht?“

Er entrüſtete ſich auf eine komiſche Art und rief aus:

„Kuppler? Kuppler! Ha, wenn sich die verkuppeln ließe, so vertauschte ich mich nicht gegen den ersten unsrer Nobili.“

„Narr! Sie wird doch mit mir allein keine Ausnahme machen wollen?“

„Wer weiß? Zeit und Stunde sind nicht gleich, und für den Geschmack hat unsre Signoria auch noch kein Gesetz gegeben. Außerdem will ich in allen Ehren geredet haben. Guter Rath ist oft theuer: den meinigen, der gewiß nicht zu verwerfen ist, sollen Sie für umsonst haben. Nehmen Sie sich vor dem Manne in Acht. Der ist eifersüchtig, wie ein Spanier, und hat keine Ursach dazu. Das pflegt gewöhnlich so zu gehen. Grillen hängen uns an, wie Pech, indeß wir mit der Wirklichkeit sehr geschwind vertraut werden.“

„Lassen wir dem Manne seine Grillen, und bring Du mich wieder nach Hause. Ich bin schon genug umgeben von Weiberstricken, und will daher mit jener nichts zu schaffen haben. Fort! Umgekehrt!“

„Aber, bedenken Sie! Es iſt die Perle der Venezianiſchen Schönheiten. Unſre jungen Leckermäuler würden für eine Nacht in ihren Armen ſieben Jahre auf der Galeere arbeiten.“

„Für mich haben ihre Arme keinen Reitz, denn ich kenne ſie nicht.“

„Wer weis? die Parole welche man mir gegeben hat, läßt das Gegentheil vermuthen.“

„Wie heißt die?“

„Das darf ich Ihnen nur alsdann ſagen, wenn Sie hineinzugehen gewillet ſeyn werden.“

Ich hätte groſſe Luſt gehabt, über dies gezwungene Rendesvous ganz eigene und wichtige Betrachtungen anzuſtellen. Auch will ich es dem geneigten Leſer gar nicht verheelen, daß die gerühmte Schönheit meiner unbekannten Verſucherin das ihrige beitrug zu der Geduld, mit welcher ich der Rede des lobpreiſenden Gondoliers ein geneigtes Gehör verliehen hatte. Wer war dieſe tugendhafte Gemahlin eines eifer-

süchtigen Ehemannes, und in welche Verführung war ich je mit ihr gekommen? Durfte ich die Einladung zu derselben annehmen, ohne abermals in Versuchung und Stricke zu fallen, oder öffnete sich den Abentheuerlichkeiten dieses verrufenen Landes von neuem Thor und Riegel? wo fand ich einen modernen Oedip, der mir das Räthsel dieser Sphinx*) löste?

*) Diese Sphinx wurde von den Alten zum Sinnbilde der Weisheit und des Geheimnißvollen, sey es sinnlich oder übersinnlich, gebraucht und als ein Löwinn dargestellt, mit dem Korpe und der Brust einer schönen Jungfrau und mit Adlers-Flügeln. Sie hielt sich auf einem Felsen vor Theben in Böotien auf, und gab den Thebanern Räthsel auf. Wer sie nicht errieth, ward von ihr zerrissen. Ihr berühmtestes Räthsel hieß: Was für ein Thier ist des Morgens vierfüßig, des Mittags zweifüßig und des Abends dreifüßig? Oedip stieg zu ihr hinauf, vernahm das Räthsel, und errieth, daß es die Jugend, den erwachsenen Zustand und das hohe Alter des Menschen bedeute. Sie stürzte sich hierauf vom Felsen herab. — Die Aegyptische Sphinx wird entweder mit einer Haube, deren Enden an beiden Seiten herabhängen, oder mit einem Getraide-Maaß des Osiris abgebildet. Im letzten Fall ist sie ein Sinnbild der Fruchtbarkeit.

Der ehrliche Gondolier mußte vermuthlich wissen, daß ich es wohl in der Gewohnheit zu haben pflegte, auf nichts außer mir zu achten, während ich mich im Zustande der Betrachtungen befände. Er hätte diesen Zeitpunkte wahrgenommen und mich aus der Gondel vor die bewußte

— Die Fabel der Sphinx hat mehrere Auslegungen erlitten. Nach einigen ist sie eine Räuberinn gewesen, die das Land verwüstet hat. Sie setzen hinzu, Oedip habe eine Anzahl streitbarer Männer versammelt, die Sphinx besiegt, und, unter dem Vorwande sie zu heirathen, ermordet. — Der Engländer Baken deutet sie sehr künstlich und sehr schwerfällig auf die Wissenschaften, und der Verfasser dieses glaubt, daß in der Person des Sphinx jedes übersinnliche Geheimniß dargestellt sey, welches das Gemüth des Menschen plagt und ihm kein irdisches Glück gestattet, so bald er thörigt genug ist, nach der Auflösung desselben zu grübeln, das sich ferner in ein Nichts [der Tod der Sphinx] auflöst, wann er es mit vieler Mühe ergründet zu haben glaubt. Fiat applicatio auf die metaphisischen Wissenen unsres Quinquenniums! — Die Hypothese obiger Erklärung wird von den Attributen des Sphinx, den Adlers-Flügeln und dem hohen Felsen, auf welchem sie haußt, ausnehmend begünstigt.

Pforte geführt. Ich war so eben dabei, ihm sein eigenmächtiges Verfahren gezimmich zu verweisen, als er mit drei starken Schlägen gegen die Thür unser Daseyn zu erkennen gab.

Augenblicklich öffnete sich dieselbe, und es erschien ein Weiberkopf. Der Gondolier flüsterte ihr das Wort: Tapetenthür, zu und eilte zu seiner Gondel zurück.

Tapetenthür war also die Parole, die er mir vorhin nicht hatte sagen wollen? In

Dem Vater des Oedip, der in Theben regierte, war geweißagt worden, er werde von seinem eignen Sohn ermordet werden. Als die Gemahlin desselben hernach den Oedip gebahr, ward dieser ausgesetzt. Oedip wuchs heran, und begegnete einst seinem Vater, den er nicht kannte. Beide geriethen in Streit mit einander und der Sohn erschlug den Vater. Die Hand seiner Mutter und die Regierung wurden nun demjenigen versprochen, der das Räthsel der Sphinx lösen würde. Oedip kam zufällig nach Theben, errieth das Räthsel und heirathete seine eigne Mutter. Nachdem er mit dieser eine lange Zeit gelebt hatte, ward die Sache entdeckt, und seine Mutter brachte sich um's Leben. Er selbst stach sich die Augen aus und gieng in's Exil. Homer weiß hiervon nichts, sondern läßt ihn in Theben bis an sein Ende fort regieren.

welchem Bezuge ſtand dies Wort mit mir, und ſollte ich daſſelbe für eine gute, oder für eine ſchlechte Vorbedeutung nehmen? Es fiel mir freilich der Ort ein, wo ich zu meinen anatomiſchen Kenntniſſen und zu dem Sekzions-Leichname eingegangen war. Doch ſchien mir's unmöglich zu ſeyn, daß letzterer, der ſich zu einer Bundsgenoſſin des ehrlichen Dantinelli hätte werben laſſen, eine und eben dieſelbe Perſon ſeyn ſollte mit jenem hochherzigen Weibe, wie ich ſie aus der Erzählung des Gondoliers hatte kennen lernen. Außerdem war nicht wohl zu vermuthen, daß Donna Miranda das verlangte Rendesvous in der Giudecca verweigert haben ſollte, weil eine ſolche Widerſetzlichkeit im Stande geweſen wäre, die Rache des deſpotiſchen Dantinelli zu erregen.

Dies waren die wenigen Bemerkungen, welche die Eilfertigkeit des weiblichen Weſens, das die Pforte geöffnet hatte, mir zu machen erlaubte, und welches mich jetzt ohne Aufenthalt mit ſich fort zog. Wir

durchwanderten mehrere Gänge und Gemächer, von denen ich dem neugierigen Leser Rechenschaft geben würde, wenn mich die Dunkelheit, welche in ihnen herrschte, nicht an jeder Gewahrnehmung gehindert hätte.

Endlich gelangten wir an das Ziel unsrer Reise, und ich befand mich in einem kostbaren Zimmer, welches durch ein wohlthätiges Halbdunkel von duftendem Kerzenlichte erhellet ward. Meine Begleiterin verließ mich, ohne ein Wort mit mir gesprochen zu haben, und ich beschäftigte mich mit Betrachtungen der Dinge, die mich umgaben. Dies Zimmer glich mehr einem Feenaufenthalte, als einem Boudoir nach der neuesten Mode, und ich würde mich wahrscheinlich mit den Herrlichkeiten desselben noch länger beschäftigt haben, wenn mir das Papier nicht in's Gedächtniß gekommen wäre, welches der schwarze Begleiter der drei Wasserfräulein mir zugestellt hatte.

Ich fand es glücklich wieder in meiner Tasche, und nun begreift der geneigte Leser

gn ſelbſt, daß ich weiter keine Gedanken hatte für meine Umgebungen, ſondern daß mich dies Papier ausſchließlich beſchäftigte. Ich öffnete es und erkannte auf den erſten Anblick die Schrift deſſelben. Um aber dem Leſer eine angenehme Ueberraſchung zu verſchaffen, will ich ihn in den Stand ſetzen, aus dem Inhalte des Papiers den Schreiber deſſelben zu errathen. Die Worte deſſelben lauteten, wie folget:

„Hab ich's nicht vorhergeſagt? Die Exzellenz iſt in Teufels Stricke gefallen, und würde zu ſeiner Zeit weder Hand noch Fuß rühren können, wenn die drei ſchwarzen Waſſerfräulein nicht wären. Dieſe weilen wir von nun an die weißen nennen und ihnen abbitten, was wir ihnen böſes nachgeſagt haben. Wenn die Exzellenz in der Klemme ſitzen, und nicht wiſſen wird, wo aus, noch wo ein, ſo erſcheint der Freund in der Noth, und das bin ich. Mündlich ein mehrers. Die Exzellenz

macht große Augen? Alles, wie es derselbe beliebt!"

Sollte einer unter meinen Lesern seyn, der nicht aus der ganz eignen Manier dieses Geschreibsels den Verfasser desselben errathe? Ja, es war Gottvertraut, den ich übrigens eher am Ende der Welt gesucht hätte, als in der Gondel, bei dem jetzt von ihm umgetauften Wasserfräulein. Hier war das Sprichwort ein wahres Wort geworden: Berge und Thäler kommen nicht zusammen, aber wohl Menschen. Welcher Zufall hatte ihn in Collision bringen können mit den drei Mosquen, die ihm, von Anfang ihrer Erscheinung vor unserm Gasthofe an, ein Gegenstand des Zornes und der Verwünschung, und überhaupt ein Gräuel gewesen waren, welcher, wie er meinte, unsre Ruhe und Zufriedenheit zu verwüsten sich das Wort gegeben hätte? Ich würde, um mit den Worten der Bibel zu reden, eher geglaubt haben, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen, als daß mein alter Gottvertraut in die Gon-

bei der drei schwarzen Masquen kommen könne.

Wo das Schicksal einen so außerordentlichen Aufwand an Kräften gemacht hatte, wie zum Beispiel hier bei der Sinnesänderung des Gottvertraut, da konnte ich nicht umhin, auch außerordentlichen Begebenheiten entgegen zu sehen, welche die Anstrengung dieses Schicksals zu rechtfertigen vermöchten.

In meinem Gemüthe wollte es deshalb anfangen, mir ganz unheimlich zu werden, und wer weiß, bis wie weit ich es mit der Besorgniß und Bangigkeit, die mich bearbeiteten, noch gebracht haben würde, wenn nicht plötzlich im Nebenzimmer ein Geräusch entstanden wäre. Jetzt glaubte ich, vollkommen Recht zu haben, einer Entwickelung meines nächtlichen Abentheuers entgegen zu sehen, und hatte für's erste nichts wichtigeres zu thun, als einen unverwandten Blick auf die Thür jenes Nebenzimmers zu heften. Meine Erwartung hatte mich nicht getäuscht: es dauerte nicht

lange, so öffnete sich die Thür, und aus derselben trat ein verschleiertes Frauenzimmer von majestätischem Wuchse und idealischem Anstande.

Wenn ich jetzt nichts sagen, und mein Hierseyn mit keinem Worte entschuldigen würde, so glaubte ich dies vor meinem Gewissen recht gut verantworten zu können, indem ein ganz anderes Motiv meiner Anherokunft existirte, als mein eigner Wille. Ich erwartete demnach eine Antwort von der weiblichen Erscheinung, und hatte vollkommene Muße das Bild derselben meinem regen Gemüthe einprägen zu können. Sie selbst schien durch eigne Verlegenheit keine Worte finden zu können, und stand da in zweifelhafter, ungewisser Stellung. Nachdem sie mehrere Gänge durchs Zimmer gemacht hatte, blieb sie endlich stehen, und heftete einen langen bedeutenden Blick auf mich. Sanft wie Flötenton, lispelte sie endlich:

„Ein reiner Sinn deutet das Ungewöhnliche nach dem Maasstaabe seines

eignen Gefühls, und nicht nach der Weiſe des Herkommens und der Gemeinheit. Ich habe Sie zu mir führen laſſen, weil ich den Mann näher kennen zu lernen wünſchte, der nach der Ausſage eines bedeutenden Kopfes, der Liebling aller derjenigen Frauenzimmer wird, die in ſeine Nähe kommen. Ich wollte mich ſelbſt durch den Augenſchein überzeugen, in wie fern dieſer Mann die Huldigung des ganzen weiblichen Geſchlechts verdienet. Doch muß ich Ihnen zugleich geſtehen, daß ich Sie ſchon perſönlich kannte, und daß Ihr bloßer Ruf mich ſchwerlich zu dieſem Schritte bewogen haben würde."

Sie ſchwieg und ſchien eine Antwort zu erwarten. Auch würde ich ihr dieſe ſogleich gegeben haben, wenn nicht zwei wichtige Punkte in ihrer Anrede meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, und mich demnach für den erſten Augenblick ganz ungeſchickt zu einer Antwort gemacht hätten. Wer war der Bedeutende, deſſen Sie gedachte, und ſollte etwa der ehrliche

Bantinelli auch hier sein Spiel treiben? Durch diesen jungen Ueberall und Nirgends schlug mich der Dämon meines erbitterten Schicksals mit starken Fäusten.

Der zweite Punkt in der Rede der verschleierten Erscheinung machte mir nicht weniger zu schaffen, ob wohl auf eine ganz andere Art. Ich konnte nemlich keinen Ort ersinnen, wo ich wahrscheinlicherweise hätte von ihr gesehen und bemerkt werden können. Und doch wollte sie mich kennen und schon irgendwo gesehen haben?

Indem ich mir schon mit Zweifeln mancher Art den Kopf zerbrochen hatte, fiel es mir ein, daß ich auf keinem kürzern Wege zur Aufklärung über obbesagte Punkte gelangen könnte, als wenn ich meinen Durst der Neugierde an der Quelle selbst stillte, das heißt, meine unbekannte Gönnerin ohne Umschweife ersuchte, mir in diesem Labyrinthe von Verwirrung einen wohlthätigen Faden zu reichen. Als ich noch über eine schickliche Einkleidung meiner Bitte nachdachte, führte sie mich bei der

Hand zu einem Sopha, drückte mich hinein und setzte sich neben mich.

Mit sichtrerm, aber eben so lieblichem Tone als vorhin, sagte sie alsdann:

„Die ganz eigne Sonderbarkeit Ihrer Lage scheint Sie verstummen zu machen, und ich finde dies natürlich. Sie werden in der Nacht, an einem fremden Orte, und wider Ihren Willen zu einem Frauenzimmer geführt, von dem Sie nicht wissen können, ob dieselbe keine Unholdin an Leib und Seele ist. Letztere rechtfertige sich mit der Zeit; von der Gestalt des erstern überzeugen Sie sich selbst."

Als sie dies gesagt hatte, enthüllte sie das Gesicht, und im nemlichen Augenblicke, fühlte ich das sämmtliche Gebiet des Wissenschaftlichen, den Kategorischen und den Sanguinischen mit ihrer ganzen Kraft sich in mir regen. Wer begreift das freudige Erstaunen, in welches ich verfiel, als ich die wohlbekannten Züge der entschleierten Erscheinung gewahrnahm? Es war der Sekzions-Leichnam, der in

schönerem Leben, und blühender, üppiger Jugend an meiner Seite saß. Alle Auftritte des anatomischen Kabinets drängten sich mit gewaltiger Kraft in mein erneutes Gedächtniß zurück, und die Freude über den Gegenstand, der eine Quelle so vielfältigen Wissens für mich geworden war, überraschte mich dergestalt, daß ich alle Rücksicht bei Seite setzte, und den Sekzions-Leichnam, gleichsam als sollte er meiner fortschreitenden Wißbegierde abermals geraubt werden, in meine Arme schloß, und das Entzücken des Wiedersehens in feurigen Küssen auf seinen Mund drückte.

So viel der Taumel, in welchem ich mich befand, mir zu bemerken gestattete, befand sich Donna Miranda — vorausgesetzt, daß sie mit dem Sekzions-Leichname eine und eben dieselbe war — durch meine Liebe zur reinen und angewandten Anatomie in einer kritischen Lage, aus welcher sie sich jedoch mit Ehren und ohne den Genius der weiblichen Sittsamkeit zu verscheuchen, herauszog. Sie setzte den Ausbrüchen

brüchen meiner lobenswürdigen Wißbegierde freilich keinen Widerſtand entgegen, zeigte jedoch ſtatt deſſen, während meiner feurigen Umarmung, eine ſo reine Unſchuld in ihrem ganzen Benehmen; daß ſie, vermöge einer blos überlegenen weiblichen Hingebung, ſiegreich und unverletzbar ſtand im Sturme meiner, nach neuen Kenntniſſen durſtigen Leidenſchaft.

Als auf dem Meere meiner ſtürmiſchen Gefühle nach und nach eine heilſame Windſtille entſtand, faßte Donna Miranda meine Hand und liſpelte mit Tönen, die mir bis in's innerſte Herz drangen:

„Ich kenne Sie, wie ſchon geſagt, nicht erſt ſeit dieſer Nacht. Es wird Ihnen nicht ſchwer fallen, ſich jenes Auftritts in der Nähe der Villa der Gräfin Careſtini zu erinnern, wo Sie auf öffentlicher Landſtraße vom Marcheſe Cardanaro meuchelmörderiſch angefallen wurden. Ich war nebſt mehrern Bekannten auf der Rückreiſe begriffen von einer Freundin, die in der Nähe wohnte, wo man viel von der

Gräfin Carestini und von den Verbindungen gesprochen hatte, in welchen diese mit einem gewissen Bantinelli stehe. Auch ward eines teutschen Prinzen gedacht, dessen Untreue die Schwester der Herzogin Chlarimonte in's Grab gestürzt habe. Die gegenseitigen Verhältnisse aller dieser Menschen wurden als auf eine so wunderbare Art mit einander verwebt dargestellt, daß sie meine größte Aufmerksamkeit erregten. Ich beschloß, die Bekanntschaft der Gräfin Carestini zu suchen, oder vielmehr von neuem anzuknüpfen, denn ich kannte sie schon. Obenerwähnte Freundin hatte mich hier in Venedig vor etwa einem halben Jahre zu der Gräfin geführet, welche den Tag nachher auf ihre Villa gegangen war, und dadurch eine nähere Verbindung zwischen uns unmöglich gemacht hatte.

„Das Andenken an dieselbe war durch die mancherlei Erzählungen bei meiner Freundin wiederum erneuert worden, und ich beschloß, die Gräfin auf ihrer Villa zu besuchen. In der Nähe derselben fanden

wir, wie schon eben gesagt, den Marchese Carbonaro, der im Begriff war, Sie mit seinem Degen zu durchboren, und wir eilten zu Ihrer Rettung herbei. Ihre Bedienten schrien mit lauter Stimme um Hülfe, und im nemlichen Augenblicke sprengte eine verschleierte Reuterin, von einem einzigen Manne begleitet, aus dem nahliegenden Gebüsch auf den Ort zu, wo Sie von den Händen des Marchese den Tod erhalten haben würden, wenn der Zufall uns nicht in diese Gegend geführt hätte. Als einer Ihrer Leute in der Erzählung von dem Vorfalle der Uhr Erwähnung that, welche die Ursach des Streites gewesen war, heftete die verschleierte Dame einen neugierigen Blick auf diese Uhr, und sank zu gleicher Zeit leblos vom Pferde herab. Ein so sonderbares Ereigniß zog die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich, und wir wollten der Dame zu Hülfe eilen. Ihr Begleiter verbat dies, indem er sie vor sich aufs Pferd hob und mit ihr auf die nahgelegene Villa jagte."

„Während der Zeit waren Sie von Ihren Bedienten in den Wagen gehoben, der, auf Geheiß jenes Begleiters der ohnmächtigen Dame, ebenfalls den Weg nach der Villa nehmen sollte. Der Vorfall mit dem Marchese, die Uhr und die Ohnmacht der verschleierten Dame, hatten meine Aufmerksamkeit besonders auf Sie gezogen, und ich war begierig, denjenigen kennen zu lernen, der solche wunderbare Auftritte veranlaßt hatte. Ich näherte mich dem Wagen, blickte Ihnen in's Gesicht, und ward sonderbar überrascht, als ich in Ihnen diejenige Person erkannte, deren Bild mir die Gräfin Carestini, bei jener obenerwähnten Zusammenkunft, als eine Merkwürdigkeit gezeigt hatte. Dies Bild hatte sich damals meinem Gedächtnisse so tief eingeprägt, daß es mir auf den ersten Blick möglich ward, Sie für das Original desselben zu erkennen."

„Der Wagen führete Sie auf die Villa, und wir übrigen folgten demselben nach, in der Hoffnung die Gräfin zu fin-

den und derſelben unſern Beſuch abzuſtatten. Wir langten dort an, und auf unſre Nachfrage erhielten wir die Antwort, die Gräfin ſey abweſend und die verſchleierte Reiterinn ſehe ſich genöthigt, den Beſuch abzulehnen.“

„Wir verließen alſo die Villa, und ich konnte mir's nicht verbergen, daß ich den lebhafteſten Antheil nähme an allem, was dieſe ſonderbaren Menſchen und ihr Treiben und Beginnen angehe. Warum ſoll' ichs läugnen? Die ungewöhnliche Lage, und die Gefahr worinn ich Sie gefunden hatte, reitzten um ſo mehr meine Aufmerkſamkeit, als ſchon damals die Gräfin, wie ſie mir Ihr Bild zeigte, auf eine Art von Ihnen geſprochen hatte, die nicht anders als Theilnahme erregen konnte. Auch gedachte ſie der Herzogin Chiaromonte und ihrer bevorſtehenden Reiſe nach Teutſchland, zu welcher, wie ſie hinzuſetzte, das erwähnte Bild keine der geringſten Veranlaſſungen ſeyn möchte.“

„Bei meiner Zurückkunft in Venedig erfuhr ich mehreres, was jene Personen betraf, und was meine Neugierde nur noch reger machte. Die Sonderbarkeit ihrer Verbindungen brachte den lebhaftesten Wunsch in mir hervor, mit ihnen in genauere Verhältnisse zu treten.“

„So war die Lage der Dinge beschaffen, als ich vor einigen Tagen von einem Besuche nach Hause kam, und in meinem Handschuhe einen Zettel fand. Dies befremdete mich um so mehr, da ein Argus, den das Schicksal mir zum Wächter gegeben hat, mich keinen einzigen Augenblick verlassen hatte. Der Zettel war von dem erwähnten Bantinelli, den ich bei meinem ersten Besuche im Hause der Gräfin Carestini gesehen hatte. Der Inhalt desselben ist zu merkwürdig, als daß ich Sie nicht Wort für Wort mit demselben bekannt machen sollte. Er enthielt folgendes:“

„„Ich habe das Vergnügen gehabt, Ihre Bekanntschaft zu machen, und

aus der kurzen Unterredung mit Ihnen einen Sinn wahrgenommen, der mich anzieht und zu einer Offenherzigkeit veranlaßt, die Ihnen die ſicherſte Bürgſchaft leiſten muß für die Achtung, welche ich der ſchönen Weiblichkeit zolle, die jede Ihrer Äußerungen unwiderſprechbar an den Tag legt.""

„„Die Gräfin, Careſtini zeigte Ihnen in meiner Gegenwart das Bildniß eines Mannes, der, nach der Beſchreibung, welche ich von ihm machte, Ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Noch vor einigen Tagen iſt mir zu Ohren gekommen, daß Sie nicht abgeneigt ſeyn würden, die Bekanntſchaft deſſelben zu machen.""

„„Ein ſonderbares Verhängniß trennt mich von dieſem Manne und verbindet mich zugleich mit ihm. Er wandelt lebend als dasjenige Schickſal herum, welches mich ſpät oder früh ereilen wird, und gegen welches ich einen nichtigen Kampf kämpfe. Ich gleiche den Perſes

nen in der griechischen Tragödie, denen eine höhere Macht ihr Ziel bestimmt hat, welchem sie vergebens auszuweichen sich bestreben. Dieser Mann wird mir einst verderblich werden, und doch bin ich an ihn gefesselt durch eine unerklärbare Gewalt.""

„„Er wird unverzüglich in Venedig eintreffen, und dürfte nicht abgeneigt seyn, seine hiesigen Bekanntschaften durch die Ihrige zu vermehren. Interessirt Sie dieser Mann noch auf irgend eine Art, und wünschen Sie sich selbst von dem Grade seiner Bedeutendheit zu überzeugen, so lassen Sie mich Ihre Wünsche wissen, die mir Befehle seyn werden.""

„„Mir sind Ihre Verhältnisse nicht unbekannt, und die Eigenheit derselben legt mir die Nothwendigkeit auf, folgende Auskunft zu treffen, um Nachricht von Ihnen zu erhalten. Morgen von Tagesanbruch an wird sich zwischen

den Statüen auf dem Ponte Rialto *) eine Maskue sehen lassen, die ein weiſſes Tuch in der Hand kennbar machen soll. Melden Sie mir auf diesem Wege, was Sie in Rücksicht des erwähnten Fremdlings beschlossen haben.“ “

Ehe ich den Sekziens-Leichnam weiter reden lasse, bin ich gezwungen, mich

*] Die Brücke Rialto ist eins der merkwürdigsten architectonischen Werke in Venedig. Sie besteht aus einem einzigen Bogen, der neun und achtzig Fuß in der Weite hält, und aus Istrischen Quadern erbaut ist. Eine vortrefliche Treppe von sechszig Stufen führt zu derselben hinauf, und eine ähnliche von gleicher Höhe auf der andern Seite hinunter. Sie hat eine solche Breite, daß die auf beiden Seiten stehenden Krambuden den Durchgang nicht hemmen. Hinter diesen Buden, die ebenfalls von Istrischen Steinen sind, befindet sich noch an jeder Seite ein kleinerer Gang. Mitten auf der Brücke steht ein großer Bogen mit vier Statüen, welche die Maria, den Engel Gabriel, den heiligen Marcus und Theodorus vorstellen. Letzterer war der Schutzpatron von Venedig, ehe ihn der heilige Marcus verdrängte. Die Brücke gewährt des Abends, wo alle Krambuden erleuchtet sind, einen vortreflichen Anblick und scheint von weitem ein Feuerberg zu seyn.

reden zu lassen, und zwar, wie leicht zu vermuthen, über den Brief des Bantinelli.

Wozu sollte ich diesen Tausendkünstler machen, wenn er mich zu seinem Schicksale machte? Wäre ich dies wirklich gewesen, wie bereitwillig würde ich ihn der Mühe überhoben haben, für den folgenden Tag zu sorgen! Auch gab es Momente, wo ich nicht wußte, ob ich über die Hirngespinste dieses Menschen lachen oder weinen sollte? Konnte er mich nicht in Frieden meines Weges ziehen lassen, und dann seinen Roman spielen mit der Herzogin, so gut es gehen wollte? Warum hielt er mich, wie Satanas, in den Klauen, wenn er durch mich gestört wurde in seinem Seyn und Wesen?

Uebrigens erregten die Kunstgriffe dieses ehrlichen Kupplers, die doch immer mit Undank belohnt wurden, mein Mitleid. Welche Mühe hatte sich dieser industriöse Ekeprokurator bereits gegeben, mir in mein eignes, oder in ein fremdes Ehebett zu verhelfen, und wie war es ihm gedankt

worden? Ich, für meinen Theil, hätte ihn im Adriatischen Meere ersäuft, wo es am tiefsten wäre, die Gräfin Carestini machte ein Kreuz vor ihn, und die Herzogin vollends schien eher als Wittwe sterben zu wollen, als sich von ihm zur Frau machen zu lassen.

Nun ich diese Herzensergießungen an den Mann, das heißt an meine Leser, gebracht habe, möge Donna Miranda fortfahren in ihrer Erzählung.

„Dieser Brief, von einem Manne geschrieben, den ich in meinem ganzen Leben nur höchstens fünf Minuten gesehen hatte, setzte mich in ein sonderbares Erstaunen. Ein zweites überraschte mich darüber, daß das erste von so kurzer Dauer gewesen war, und den Willen, Bantinelli's Brief in Ueberlegung zu ziehen, bei mir nicht unterdrückt hatte. Nachdem nemlich der erste Eindruck vorüber war, fieng ich an, die ganze Sache aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, und ward nach und nach so vertraut mit Bantinelli's

Idee, daß ich keinen Anstand nahm, ihm zu schreiben, wie ich, um seinen gethanen Vorschlag gehörig zu überlegen, eine Unterredung mit ihm wünsche, und den Ort derselben seiner Willkühr überlasse."

In Folge dieser Unterhaltung hatte er ein Zimmer gemiethet, in welches ich mich heute mit dem Frühesten auf sein Geheiß begeben mußte. Es war mir bekannt, daß Sie ankommen würden, und ich folgte, ohne Anstand zu nehmen, seiner Weisung. Er war mir zuvorgekommen und harrte meiner in dem erwähnten Zimmer. Die Hitze des Tages und eine gewisse Beklommenheit, welche mir den Athem hemmte, verursachten mir unerträglichen Durst. Bandinelli ließ ein Glas Limonade bringen und ich leerte dasselbe bis auf den letzten Tropfen. Er entfernte sich unter dem Vorwande, mir Ihre Ankunft zu berichten, und hieß mich auf jeden Fall seine Rückkehr erwarten. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als mich eine Müdigkeit befiel, die mir unnatürlich schien. Ich war

einen Blick auf das Glas, aus welchem ich die Limonade getrunken hatte, und bemerkte einen pulverartigen Nachlaß in demselben, welcher kein Ingrediens dieses Getränks ausmachte."

„Im nemlichen Augenblicke fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, und der boshafte Anschlag des Bantinelli schien mir außer allem Zweifel zu seyn. Ich kämpfte in Todesangst gegen die Wirkung des Pulvers, und ein Hinsterben aller meiner Lebenskraft, benahm mir die Gewalt, mich von der Stelle zu bewegen. In diesem Streite zwischen der Furcht meines Herzens und der Stärke des verschluckten Pulvers, fühlte ich die Vorboten des Schlafs, der mich jetzt mit solcher Heftigkeit befiel, daß ich kaum Zeit genug übrig hatte, mich auf ein, im Zimmer befindliches Ruhebett zu werfen. Als dies geschehen war, verlohr ich alle Besinnung, und verfiel in einen so starken Schlaf, als sollte ich durch ihn zum ewigen Leben übergehen."

„Aehnliche Träume habe ich nie geträumt, als in diesem Schlafe. Die Wirklichkeit war mir so nahe, als wache ich, und auf die Rückerinnerung an Sie beruheten alle Erscheinungen in diesem gewaltsamen Schlafe. Die Phantasie eines wachenden Geistes ist Kinderspiel gegen die bizarren, gigantischen Bilder, welche meine Seele ängstigten. Das Sprichwort sagt, es geschieht nichts neues unter der Sonne; aber, der Wahnsinn, welcher während des Schlafes sein Wesen in meinem Kopfe trieb, brachte Dinge hervor, die bis jetzt gewiß unerhört gewesen sind."

„Als nach und nach die Wirkung des Schlaftrunks von seiner Kraft verlohr, spürte ich die Vorboten des Erwachens, und fieng an, mich meiner und meines Zustandes bewußt zu werden. Doch benahm mir die Betäubung, in welcher mich der Rest der Schlafsucht zurückhielt, noch jede willkührliche Aeußerung von Thätigkeit, und ich merkte deutlich, wie die Lebenskraft in einzelnen Hauchen in meinem Kör-

ger zurückkehrte. Endlich verschwand der Rausch welcher meine Sinne gefesselt hielt, und ich ward meiner Lebensthätigkeit von neuem mächtig. Der erste Blick, welchen ich in die neue Welt that, schien mir die Absicht des arglistigen Bantinelli zu bekräftigen. Ich erblickte eine Mannsperson, und ein Heer von Besorgnissen erfüllte mein banges Herz. Welchem Schicksale hatte mein gewaltsamer Schlaf mich Preis gegeben? War die Perle des weiblichen Zaubers mir entrissen worden und mußte ich vor mir selbst erröthen, oder hatte ein schützender Engel mich bewahrt vor dem Frevel unkeuscher Berührung?"

„War mein Bewußtseyn für einige Zeit von mir gewichen, so zeigte es sich jetzt mir zur Entschädigung, in seiner ganzen Kraft und Stärke. In obenerwähnter Mannsperson, die durch eine veränderte Stellung mich einen Theil ihres Gesichts sehen ließ, erkannte ich ein altes Bild meiner Seele, welches diese in unwillkührlicher Stimmung bisher stets aufbewahrt

und aufgefrischt hatte. Mein neues Leben war mit neuen Wundern angefüllt: obige Mannsperson entfernte sich durch eine Thür, die mir bis jetzt völlig unbekannt gewesen war."

„Ein Wesen höherer Art senkte Ruhe herab in meine Seele, als ich gewahr wurde, in wessen Gewalt die Hülflosigkeit meines Zustandes gegeben worden. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, wer die Person war, welcher ich im ersten Augenblicke so sehr mißtraut hatte, und in deren Hände ich jetzt das Heil meines ganzen Lebens gegeben hätte."

„Das erste, was ich that, als ich mich allein und ohne Zeugen wußte, war, jede Verbindung mit Vantinelli abzuschwören. In Folge dieses Vorsatzes beschloß ich, meinen jetzigen Aufenthalt zu verlassen, der mich in gewisser Hinsicht in seine Gewalt gab, und in welchem ich übrigens jeden Augenblick die Ankunft desselben befürchten mußte. Ich erhob mich demnach, so leise

als möglich, von meinem Lager und verließ das Zimmer."

„Als ich mich in meiner Gondel befand, überdachte ich das Schicksal dieses Tages, und verwünschte Bantinelli's Bosheit, ohne welche ich das geheime Sehnen meines Herzens gestillt haben würde. In meinem Busen kämpften widerstrebende Gefühle und der Gedanke, durch die Trennung von Bantinelli von der Hoffnung meines künftigen Glücks getrennt zu werden, ließ mich irre werden an mir selbst und an meinen Entschlüssen. Ich bereuete, den Ort verlassen zu haben, wo der Anfang meiner Freude und meines Schmerzens gewesen war, und wankte zwischen dem Entschlusse, umzukehren und auf gut Glück der Verrätherei des Bantinelli mein Wehl und Weh zu überlassen, oder ihn und seine boshaften Tücke zu melden, und mit ihm die Hoffnung des schönsten Glücks aufzugeben, welches die Zukunft mich erblicken ließ."

„In dieser Ungewißheit meiner Wünsche und meines Strebens begriff ich leicht, daß es eines raschen Entschlusses bedürfe. Da ich, von allen Seiten gedrängt, nirgends Hülfe finden konnte, würde es mir nicht schwer, das Aeußerste zu versuchen. Der Gondolier, welcher mich fuhr, war dem Bantinelli verkauft, und die nemliche Person, welche Sie, auf dessen Geheiß, nach dem bestimmten Gasthofe geführt hatte. Auf diesen Gondolier, der ein sehr verschmitzter Kopf war, hatte ich meine letzte Hoffnung gebaut. Ich wußte vorher, daß es mir nicht gelingen würde, ihn zu täuschen, und wollte demnach versuchen, wie weit ich es mit dem offnen Geständniß der Sache bei ihm bringen würde. Ich setzte ihm mein Verhältniß mit Bantinelli aus einander, und machte ihn im Allgemeinen mit dem Zustande meines Herzens bekannt. Die Absicht des Bantinelli, warum er mir den Schlaftrunk gegeben hatte, erregte seinen Zorn, und er gab ihm einige kräftige Flüche zum Be-

sten. Jetzt glaubte ich, gewonnen Spiel zu haben, und versprach ihm goldne Berge, wenn er in meinen Plan eingehen wollte. Er nannte sich meinen Sklaven, und verhieß mir seine Hülfe, selbst wenn er darüber zu Grunde gehen würde. Ich verlangte von ihm, daß er Sie zu mir führen sollte. Hierzu war er bereit, wußte jedoch nicht, wie er Ihrer habhaft werden könnte. Ich sagte ihm, daß Sie höchst wahrscheinlich in kurzem den Gasthof verlassen würden, um sich nach der Giudecca zu begeben. Würde er Ihnen alsdann seine Gondel anbieten, so könnten Sie, bei der Unkunde der Straßen, keinen Verdacht schöpfen, wenn er Sie einen andern Weg führte."

Bei diesen Worten der Donna Miranda konnte ich nicht umhin, sie zu unterbrechen. Es nahm mich nemlich höchlich Wunder, woher sie mein Herz erforscht und den innersten Gedanken desselben errathen habe? Daß mein Sinn nach der Giudecca stand, hatte ich keinem sterb-

lichen Menschen anvertraut, als mir selbst. Wie konnte Donna Miranda dies wissen, und den Plan einer Entführung darauf bauen?

Ich schlug den kürzesten Weg ein, um über diese Sonderbarkeit Aufschluß zu erhalten, und fragte Donna Miranda, ob sie vielleicht eine geheime Gabe der Weissagung besäße, und die Gedanken der Menschen errathen könne?

Sie lächelte und fragte mich, ob ich vielleicht derjenige nicht sey, der den Raub eines gewissen Billets an ihr begangen habe, in welchem meiner und einer Zusammenkunft in der Giudecca gedacht werde? Da niemand, als ich, dies Billet entwendet habe, so sey es ihr sehr wahrscheinlich gewesen, daß ich in der Giudecca diejenigen Personen werde aufsuchen wollen, welche sich mit mir so viel zu schaffen gemacht hätten.

Bei Erwähnung des Billets, welches, wie der Leser zu seiner Zeit erfahren hat, der Störer meiner Okular- Sektion, und

Inſpection geworden war, fiel mir der ganze Curſus meiner anatomiſchen Praxis ein, welche ich über die ſchwarzen Waſſerfräulein, und die Vorfälle vergeſſen hatte, welche mir auf dem Adriatiſchen Meere, das heißt in den Lagunen*) von Venedig, begegnet waren. Je weniger ich in den letzten Stunden an meine Begegniſſe in dem anatomiſchen Kunſtkabinette gedacht hatte, je lebhafter ſtellte ich mir jetzt den Sektions-Leichnam mit allen ſeinen Attributen, als chirurgiſches Präparat, oder vielmehr Präparand, dar, und ich glaubte nicht, daß ich eine Wiederholung meiner erworbenen Studia durch eine geſchickte Okulare Inſpection unterlaſſen haben würde, wenn

*) Die Lagunen ſind Gewäſſer, welche die kleinen Inſeln umgeben, auf denen Venedig erbaut iſt. Sie ſind an mehreren Orten ſeicht, ſchwellen aber zu gewiſſen Zeiten ſo ſehr an, daß ſie der Stadt außerordentlichen Schaden zufügen. Da ſie vom Adriatiſchen Meere angefüllt werden, ſo können ſie nicht, wie eben im Texte geſchehen iſt, für das Meer ſelbſt genommen werden.

nicht Donna Micaela das Wort genommen und also fortgefahren hätte.

„Der Gondolier fuhr mich bis zu meinem Hause, und kehrte alsdann zurück, um meinen Auftrag auszuführen. Wir verfloß die Zeit bis zum Augenblick Ihrer Ankunft in der ängstlichsten Erwartung, die mir dann erst einer freudigen Aufwallung Platz machte, als man mir Ihre Ankunft meldete.“

„Jetzt halte ich es noch für nöthig, Ihnen einige Worte zu sagen über die häuslichen Verhältnisse, in welchen ich lebe. Das Schicksal meines Lebens ist in die Hände eines Mannes gegeben, mit dem mich der Zwang vermählte, und dessen ungebildeter Sinn und hinfälliges Alter dem Glücke widerstreben, welches ich, in der Blüthe meiner Jahre und, wie ich mir schmeicheln darf, nicht ohne alle Gesellschaft, von meiner ehelichen Verbindung erwarten durfte. Mein Gemahl läßt eine furchtbare Leere in meinem Busen unausgefüllt, die schon oft übel war, mich auf

unwürdige Abwege zu führen; aber ein guter Geist und eine, meinem Sinne angebohrne, Reinheit sind mir zur Seite gestanden, und haben mich bewahrt vor dem Falle in ein sündiges Leben."

„Mein Gemahl befindet sich außer der Stadt, auf dem vesten Lande, und dürfte vor morgen spät nicht wieder zurück kehren. Diese Nacht ist daher unser, und wir haben Zeit genug, uns gegenseitig zu verständigen und kennen zu lernen. Jede Unnatur ist mir stets fremd gewesen, und nie habe ich die Convenienz des großen Haufens zur Richtschnur meines Thun und Lassens genommen. Ich kenne keine andere Rücksichten, als diejenigen, welche mir die Unschuld meines Herzens auferlegt."

„Auch in der Lage dieses Augenblicks, die keinesweges unter die alltäglichen gehört, will ich derjenigen Sinnesart treu bleiben, die mich über die Meinung der Welt, und über die gewöhnliche Handlungsweise der meisten meines Geschlechts hinwegsetzt."

„Ich gestehe ohne Hehl, daß der Gedanke, Ihnen werth zu seyn, meinem Herzen ein Gefühl verursacht, welches mir bis jetzt unbekannt gewesen ist. Ich wünsche Ihre Freundschaft, doch will ich sie nicht erbetteln, wohl aber zu verdienen suchen. Nur wenn ein harmonischer Wohlklang unsre Seelen in ewigem Verein zu erhalten vermag, darf eine Verbindung unter uns obwalten, und keiner soll den andern dulden, sondern ihn gebrauchen zur Lust und Liebe der mächtigen Sehnsucht, die in unserem Busen wohnt, und das Göttliche herab zu den Menschen auf die Erde zieht."

„Ich will den Geist, der mich belebt, nicht verbergen, sondern ihn offen an den Tag legen, damit Sie prüfen und wählen können. Sie haben keine Verbindlichkeit auf sich, Ihre Gefühle zu verheimlichen, sondern können männlich jede Meinung offenbahren, die ich Ihnen verschaffen werde, und derselben, wie es einem Manne gezieme, Folge leisten."

„Bis jetzt iſt mir freilich noch unbewußt, auf welche Art diejenigen Verhältniſſe, welche ich Ihnen kund gethan habe, eine Verbindung unter uns geſtatten werden. Doch laſſe ich dies der Zeit über und dem Gefühle meines Herzens, das ſtärker ſeyn wird, als die Macht der Umſtände."

So weit Donna Miranda. Daß ich dem liebenswürdigen Wohlwollen der holden Phantaſtin nicht den Himmel auf Erden fand, daran war lediglich meine nordiſche Natur ſchuld, die hier keine vereinigende Antitheſe abgeben wollte mit dem romantiſchen Süden im Buſen des Sektions-Leichnams. Ich ſah meinem Schickſale bei dieſer Donna Miranda ſchon von weitem entgegen, und ein unſichtbarer Geiſt prophezeihete mir die nemliche Endſchaft meiner Verbindung mit ihr, wie ſie der geneigte Leſer bei allen meinen weiblichen Intriguen bisher gefunden hat. Ich konnte mir's an den Fingern abzählen, welcher Nietbrauch mir zu Theile werden dürfte aus

dem hohen romantischen Schwunge, welcher diese Donna Miranda, wie es schien, der Sinnenwelt ganz entzog, und sie in idealisches Land führte, wo meine Heimath eigentlich nicht war, und in welches mich nur äußere Einwirkungen, gleichsam künstlich, hinaufzuschrauben vermochten.

Diese Aussichten in die trügerische Perspective neuer Herzensfreuden ließen mich den Verlust des Sektions-Leichnams, mit dem ganzen Anhange seiner wissenschaftlichen Bestimmungen, von neuem vermissen und beklagen. Wie verschiedenartiger Natur war dieser Sektions-Leichnam, der blos als sinnliche Erscheinung und in der Eigenschaft einer Sache sich in Betrachtung ziehen ließ, mit der Person der Donna Miranda, welche, als Wesen mit Willen und Macht begabt, ganz andrer Meinung zu seyn schien, als ich?

Zog ich endlich den bewußten Schlaftrunk in Erwägung, so verzweifelte ich an der Möglichkeit, ob ich je lernen würde, von den Umständen einen heilsamen Gebrauch

zu ziehen. Was hätte meine Sekzions-Wissenschaft für Nutzen haben können von dem Umstande, daß kein Erwachen des Sekzions-Leichnams mich stören könnte in meinen anatomischen Studien?

In diesem Augenblicke, wo die Verzweiflung an der guten Wendung meines Schicksals der höchsten Grad erreicht hatte, fiel mir ein Mittel ein, das nur von jener gerechtfertigt werden konnte. Ich beschloß, mich seiner zu bedienen, indem ich erwog, daß die Hülfe oft da am nächsten zu seyn pflegt, wo die Noth am höchsten gestiegen ist. Ich beabsichtigte nämlich, Donna Miranda zur Vertrauten meines Herzens zu machen, und ihr die sämmtlichen Schicksale mitzutheilen, welche mir bis jetzt auf Italiänischem Grund und Boden begegnet waren. Mit der Wahrheit kommt man durch die Welt, sagt ein Sprichwort, warum nicht auch in das Herz eines schönen Weibes. Ich hielt demnach folgende Gegenrede an meine nächtliche Gesellschafterin:

„Wenn aus dem Herzen einer Huldgöttin solche Honigworte in die wißbegierigen Ohren eines entzückten Horchers gleiten, was kann er anders thun, als das seinige öffnen und, wie der Kelch einer Blume, den Thau des Lebens in sich saugen? Mit entzückender Offenheit haben Sie mir das Heiligthum Ihrer Gefühle aufgethan, und ich sehe einem Profanen gleich, in andächtender Ehrfurcht von ferne hinein, und wage nicht, mich zu nähern, bis ich Ihnen ebenfalls mein Herz geöffnet und Sie in die verborgensten Winkel desselben habe schauen lassen."

„Die schaffende Natur hat mich aus reicherem Stoffe gebildet, als es die strenge Moral gewisser Sittenprediger, die die Lüste der Tugend bereits gehißt haben, gut heißen dürfte. Mein Herz ist so zart besaitet, daß es, einer Aeolsharfe gleich, von jedem weiblichen Hauche in Berührung gesetzt wird, und Seufzer der Liebe und Huldigung ertönen läßt."

„Doch bei den Seufzern iſt es zur Stunde geblieben und keins der Gefühle erhöht worden, welche dieſen überreitzten Buſen in ſteter Bewegung erhalten.“

„Im Teutſchen Vaterlande blickten die Weiber weniger in mein Herz, als auf daſſelbe, wohin meine Geburt mir einen Stern geſetzt hatte. Doch ward dieſer kein Liebesſtern, ſondern ein Stern der Hoffärthigkeit und des Eigennutzes für ſie, und nur durch's Ehebett ſollte ich eingehen zu den Liebesfreuden. Der Stern erleuchtete mich, und ich wandte ihnen den Rücken.“

„Darauf erſchien ein Weſen höherer Natur, das ſich ſchon zu meinem Bilde hingezogen fühlte, und meine Perſon von den äußern Zufälligkeiten des Lebens abſonderte. Auf ſein Geheiß verließ ich Teutſchland, und folgte ihm nach Italien. Hier ſtellte ſich ein Dämon zwiſchen uns, der von dem Vater der Finſterniß abgeſandt iſt, auf Erden ein heilſames Gleichgewicht zwiſchen dem Guten und Böſen zu erhalten. Ein zweiter Dämon treibt hier zu Lande

sein böses Wesen in dem lustigen Seelenbet triebe derjenigen Weiber, welche ich kennen gelernt habe, und welche vermöge des Schwunges ihrer romantischen Gefühle mit der Wirklichkeit in ewigem Kriege begriffen sind, und nur eine ideallsche Geistigkeit lieben und in Ehren halten."

„Die einzige, bei welcher ich, ob sie gleich durch einem starken Zug aus dem Lethe ebenfalls die Wirklichkeit vergessen und hintenangesetzt hatte, dennoch das irdische Ziel erreicht haben würde, dient der Laune jenes Dämons zum Spielwerke, der mir den Lohn meiner gewaltsamen Entbehrung durch seine ränkevollen Intriguen zu Wasser machte."

Um mich gleichsam an der Quelle verschmachten zu lassen und einen andern Tantalus aus mir zu machen, führte mich das feindselige Schicksal in eine Höhle, in welcher bei beiden Geschlechtern die Wirklichkeit an der Tagesordnung war. In diesem Paradiese, wo es noch nicht bis zum Feigenblatte gediehen war, hätte ich

nun, ſollte man glauben, weiter nichts nöthig gehabt, als den Mund zu öffnen, um zu eſſen. Doch war dem nicht alſo. Die erſte Noth in dieſem irdiſchen Aufenthalte ſpielte ein weibliches Weſen, von hohem majeſtätiſchem Sinne, welches, als fremde Pflanze, in dieſem Boden nicht einheimiſch war. Um mit ihr zu einem Frucht bringenden Einverſtändniſſe zu gelangen, hätte ich den Glauben meiner Väter verläugnen müſſen, und in wie fern ein ſolcher Zeitaufwand einem Sinne, wie dem meinigen, förderlich und dienſtlich ſeyn konnte, würden Sie beurtheilen können, wenn Sie, wie Tireſias*), zwei Naturen anzuziehen vermöchten.

*) Tireſias fand in ſeiner Jugend zwei Schlangen, die ſich paarten, und ſchlug mit einem Stocke dazwiſchen, worauf er alſobald zum Weibe ward. Er ſah die nemlichen Schlangen ſich wieder paaren, und ſchlug abermals auf ſie. Nun ward er wieder zum Manne. Da er demnach die Erfahrung beider Geſchlechter beſaß, ſo wurde er vom Jupiter und der Juno zum Schiedsrichter berufen, ob der Mann oder das Weib mehr Vergnügungen bei der

„Im Gefolge dieser Proselitenmacherin befand sich ein weibliches Geschöpf, die nicht in Abrede gewesen seyn würde, daß Gott alles wohl gemacht habe, wenn es keinen Spiegel in der Welt gegeben hätte. Doch würde ihre Häßlichkeit unsrer Vereinbarung kein Hinderniß in den Weg geworfen haben, wenn nicht der Vorrang der schönen Gebietherin ihr eine ehrerbietige Entsagung auferlegt hätte."

„Was das übrige weibliche Geschlecht des obenerwähnten Paradieses betrifft, so verhinderte mich der Mangel an Zeit, zu untersuchen, ob sie zu der Fahne des Iridischen oder Romantischen geschworen hatten. Jedoch nahm sich eine derselben die Mühe, mich zu entführen, und nun glaubte ich außer Sorgen zu seyn und gewon-

ehlichen Umarmung genieße. Tiresias entschied für das iweibliche Geschlecht, und zur Strafe nahm ihm die erzürnte Juno sein Gesicht. Jupiter hingegen verlieh ihm zur Schadloshaltung die Gabe der Wahrsagekunst.

wonnen Spiel zu haben. Doch hatte ich mich abermals betrogen, und die Nützlichkeit lag meiner Entführerin näher am Herzen, als die Rechte der Natur.“

„Dies ist mit wenigen Worten ein kurzer Inbegriff meiner hiesigen Freuden und Leiden, um welche mich nur derjenige beneiden wird, der eine glänzende Außenseite für die Sache selbst nimmt, und noch nicht weiß, daß nicht alles Gold ist was glänzt. Nach den Vorbereitungen und Prüfungen zu urtheilen, welchen mein Schicksal mich unterworfen hat, muß die endliche Belohnung meiner überstandenen Entsagungen die Krone aller irdischen Freuden seyn.“

Hiermit schloß ich und überließ es dem Scharfsinne der Donna Miranda, aus meiner Erzählung eine beliebige Nutzanwendung zu ziehen. Sie saß lange ohne eine Silbe zu erwiedern und schien in ein tiefes Nachdenken versunken zu seyn. Endlich sagte sie:

„Ihre Geschichte hat mich erbaut.“

„Das freut mich! Aber auch zur Theilnahme bewogen?"

„Ihre zu große Theilnahme dürfte der meinigen entgegen stehen."

„Das sind Betrachtungen die Ihnen fremd seyn müßten. Einem Sinne, wie dem Ihrigen, ist die Vergangenheit nichts, alles die Gegenwart. Sie selbst sind sich Bürge, daß von heute Mittag an nur Ein Gegenstand der Theilnahme für mich existiren wird. Wüßten Sie, in wie mancher Rücksicht mir der Aufenthalt im bewußten Cabinette merkwürdig geworden ist, es würde kein Zweifel an meiner Beständigkeit dies schöne Herz beunruhigen, das sich vorhin so offen für mich erklärt hat. Ja, bei dem Entzücken, welches mich noch beseelt, wenn ich an die himmlische Ueberraschung in jenem Cabinette denke, bei allen den Reitzen, die mich bei'm Hinblicke auf's Ruhebett, wie ein Wunder, überraschten, bei den geheimen Freuden dieses bezauberten Cabinets endlich, beschwöre ich Sie, den Frieden unserer Herzen nicht durch Ver-

trachtungen zu ſtören, die nur dem beſchränkten Vorurtheile eigen zu ſeyn pflegen."

Die Heimlichkeit des Orts, die Nacht, die himmliſche Schönheit meiner Geſellſchafterin, vor allem aber, meine eigne Rede, durch welche ich mich ſelbſt in eine gewaltſame Trunkenheit geſetzt hatte, brachten mir plötzlich alle die Freuden in Rückerinnerung, welche ich auf dieſem bezauberten Boden nicht genoſſen hatte. Ich widerſtand daher dem Drange meiner Gefühle nicht länger, und umarmte Donna Miranda mit allem Feuer eines geliebten Liebhabers.

Mit dieſer war jedoch, während meiner vorigen Rede, eine ſichtbare Veränderung vorgegangen. Sie entwand ſich meinen Umarmungen, und die Küſſe, welche ihrem Roſenmunde beſtimmt waren, trafen nun ganz heterogene Theile ihres ſchönen Körpers. Sie nahm eine Miene von Hoheit und Majeſtät an, welche mir bis dahin ganz unbekannt in ihr geblieben war.

Endlich sagte sie, mit heftiger, steigender Bewegung:

„Was habe ich gehört? Wäre es möglich? Wie — du hättest, boshafter Fremdling — dem Frevel deiner unreinen Begierde wäre die Hülflosigkeit meiner Lage kein Heiligthum gewesen? — Mir aus den Augen, Bösewicht!

Ich saß da, wie aus den Wolken gefallen, und nur mit Mühe, und sehr spät, begriff ich, was den Zorn der schönen Miranda zu einer so hellen Flamme auflodern ließ. Sie sank in das Sopha zurück, und verhüllte ihr Gesicht, indem sie fortdauernd meine Hände von sich stieß, die sich in beruhigenden Demonstrazionen erschöpften, aber ihren Zweck verfehlten. Schon war ich dabei, ihr den Irrthum zu benehmen, und das Misverständniß zu erklären, als es mir plötzlich einfiel, die Erzürnte in ihrem Wahne zu lassen, und zu versuchen, ob nicht einiger Nutzen für mich aus demselben zu schöpfen sey?

Ich fiel dem lieblichen Weibe zu Füßen, und bemühete mich, ſie mit folgenden Worten zu beſänftigen, denen ich den ſtärkſten Ausdruck der Innigkeit zu geben ſuchte:

„Vergebung, ſchönſte aller Weiber, wenn die Allgewalt der himmliſchen Reihe, welche meine Augen erblickten, ſtärker geweſen iſt, als die Ermahnungen meiner gefeſſelten Vernunft. Den Wundern erliegt die menſchliche Natur, und einem Wunder gleich wirkte Ihre Schönheit auf meine Sinne, die der Macht dieſes allgewaltigen Eindrus wichen und ein Opfer derſelben wurden. Götter widerſtanden dem mächtigen Reihe weiblicher Schönheit nicht; und ein ſchwacher Sterblicher ſollte diejenige Luſt nicht büßen, zu der die Natur den Funken in ſeinen Buſen gelegt hat, und welchen das Weib zur hellen Flamme anfacht! Sie ſind, Schönſte der Frauen, das Ebenbild desjenigen Gottes, der Ihnen dieſe Reihe verliehen hat, ahmen Sie ſeine Güte

nach, und bestrafen Sie keinen Fehltritt, der Ihr eignes Werk ist."

Bis hieher war ich in meinem Besänftigungs-Geschäfte gekommen, und wußte bereits nicht, was ich noch sagen sollte; als Donna Miranda mich plötzlich dadurch aus meiner Verlegenheit riß, daß sie mir um den Hals fiel und in sichtbarer Angst ausrief:

„Stehen Sie auf!"

Ueber die Aenderung der Szene im Herzen erfreut, that ich, wie Donna Miranda mir geheißen hatte, und ließ mich von ihr fort führen. Mir schien nichts gewisser als daß das Schicksal endlich müde sey, mich zu verfolgen, und mich daher in den Hafen des Glücks eingehen lassen wollte.

Meine Führerin zog mich mit sich fort, und auf den Eingang eines Cabinets zu, welchen ich für den Eingang zu den himmlischen Freuden hielt, welche mir Donna Miranda bereiten wollte. Doch verlohr mein Entzücken schon ein merkliches

von seinem Feuer, als unser Weg nicht in das Cabinett, sondern vor demselben vorüber gieng. Jetzt war jede Gegend des Zimmers, wohin meine Bestimmung mich führen konnte, mir durchaus gleichgültig, und ich folgte geduldig und in gänzlicher Hingebung, demjenigen Schicksale, welches Donna Miranda mir bereiten würde.

Wir standen vor einer kostbaren Spieluhr, und sie öffnete den geräumigen Bauch derselben, indem sie mir zurief:

„Hier hinein! Werden Sie entdeckt, so bin ich verlohren."

Diese sonderbaren Worte rissen mich aus dem Himmel, in welchen die Erwartung der Freuden, die da kommen sollten, mich bereits versetzt hatte. Ich ward meiner Sinne wieder mächtig, insbesondere des Gehörs, und vernahm ein starkes Geräusch draußen vor der Thür. Donna Miranda leate im eigentlichen Verstande Hand an das Werk meiner Entfernung und trieb mich mit Mannskraft in das Innere des Zeitmessers. Doch war es mir

darum zu thun, ehe und bevor ich aus dem Lande der Freude verwiesen würde, den Grund meines Exils zu erfahren, oder den Urheber des Geräusches vor der Thür, welches mit jedem Augenblicke heftiger wurde, kennen zu lernen. Ich flüsterte demnach so leise als möglich, meiner Verbannerin zu:

„Ich würde mich in eine Nuß einsperren lassen, wenn es zu Ihrem Heile diente. Doch sagen Sie mir, was dies Alles zu bedeuten hat?"

„Mein Gemahl bestürmt das Zimmer, und der Tod ist mein Loos, wenn Sie das geringste Geräusch machen."

Hierauf brachte sie noch den Rest meines Ich's an Ort und Stelle und verschloß das Uhrgehäuse.

Von dem Eifersuchts-Teufel Italiänischer Ehemänner waren mir Wunderdinge erzählt worden, und ich machte ein Kreuz vor ihm. Die Worte der Donna Miraibella rollten mir wie Donner in den Ohren, und entzündeten alles, was furchtsamen

Stoffes in mir war. Einem Ehemanne gegenüber, der sich in seinem Rechte beeinträchtigt glaubt, ficht man mit zerbrochenem Schwerdte, und der Gedanke an die ungerechte Sache wandelt die Kraft des Arms in Pigmäen-Schwäche um.

Meine Sache war nun freilich nicht ungerecht, jedoch auch nicht gerecht, weil meine Absicht schon an sich selbst eine Ungerechtigkeit im Hinterhalte hatte. So zog demnach die Muthlosigkeit in sämmtliche Kammern meines Herzens ein, und vertrieb die Herzhaftigkeit aus demselben, nebst allem, was ihr anhieng. Ich konnte nicht umhin mir selbst Glück zu wünschen, daß meine Furchtsamkeit keinen größern Spielraum hatte, als den sehr beschränkten eines Uhrgehäuses, sonst wäre ich ihr entlaufen, und ein Wunder hätte es genannt werden können, wenn sie mich wieder eingeholt hätte.

Noch war ich eigentlich nicht im Reinen mit mir selbst über den Grad meiner Furchtsamkeit, als der gewaltige Lerm im

Zimmer mich an ganz etwas anders denken ließ, als an mich selbst. Die Thür nemlich stürzte mit gräßlichem Krachen zu Boden, und ich stellte meine Augen vor das Schalloch der Uhr, um, wie von einem Wartthurme, die Ereigniſſe um mich herin Augenschein zu nehmen. Der erſte Gegenſtand, welcher über die Trümmer der zerſtörten Thür nicht ſchritt, ſondern vielmehr ſtolperte, war ein ältlicher Mann, der nichts merkwürdiges an ſich hatte, als die wüthige Gebehrde, mit welcher er Donna Miranda packte und in die Mitte des Zimmers ſchleuderte. Mit dieſem wußte ſich meine Neugierde weiter nicht zu beſchäftigen, ſondern glitt von ihm ab, und auf ſeinen Begleiter, der ihm auf dem Fuße folgte.

Dieſer zweite Erſtürmer meines zukünftigen Freudenhimmels ſetzte mich in kein größeres Erſtaunen, als ein Blick auf das bewußte Schalloch, in welchem, wie in einer Schießſcharte, eins derjenigen Terzerole lag, welcher der geehrte Leſer ſich von meinem Ausgange aus dem Gaſthofe

erinnern wird, und an welche ich bis zu diesem Augenblicke mit keinem Gedanken gedacht hatte. Mehr noch aber, als der Erstürmer und das Terzerol erregten der Daumen und der Zeigefinger meiner rechten Hand meine Aufmerksamkeit. Ersterer nemlich hatte dem Hahn des Terzerols bereits gespannt, und letzterer lag zum Abschießen bereit.

„Es verdiente in der That eine Preisaufgabe für Psychologen zu werden, warum der Anblick jenes Begleiters und das Ergreifen des Terzerols eine associationem actionum bei mir hervorbrachte, besonders, da ich schon längst an die Waffen meiner Tasche mit keinem Gedanken mehr gedacht hatte?

Der alte Mann hat also den Sekzions-Leichnam mitten in's Zimmer geschleudert, sein Begleiter ist ihm nachgestürzt, und ich liege im Schalloche der Uhr auf dem Anstande. Ein jeder von uns weiß also, wie er für den Augenblick daran

ist, nur der geneigte Leser nicht, der ungeneigt werden möchte, weil er nicht weiß, wessen Anblick jene associationem actionum bewirkt, oder, welches einerlei ist, wer den alten Mann begleitet und meinen muhamedanischen Himmel erstürmt hat? Um es kurz zu machen, will ich es ohne weitere Umschweife sagen: es war der junge Ueberall und Nirgends, dieser Satans-Engel, welcher mich mit Fäusten schlug, dieser böse Feind, der Unkraut unter meinen Waizen säete und als Urquelle meiner sämmtlichen Leiden an jedem Orte sein Wesen trieb, wo mir ein Stern von Freuden zu dämmern anfieng. Mit einem Worte: es war Bantinelli.

Sollte der geehrte Leser etwa glauben, er wundere sich bei diesem Namen, so muß ich ihm sagen, daß seine Verwunderung, in Vergleich mit dem Schrecken, der mir bei'm Anblick dieses Bantinelli in alle Glieder fuhr, ein stolscher Gleichmuth genannt werden kann. Als ich endlich von diesem

Schreck wieder in etwas zu mir selbst gekommen war, zwängte ich eins meiner Augen neben das Terzerol in das Schalloch, und betrachtete den weitern Verfolg der Szene im Zimmer. Donna Miranda lag vor wie nach am Boden und der alte Mann gestikulirte mit einem Dolche, dessen Blänke helle Funken aussprühete, welche mir die Augen blendeten. Diesen Dolch erwählte ich mich zum Point de Vüe, auf das der Lauf meines Terzerols gerichtet seyn sollte. Der Alte schrie:

„Nichtswürdige Buhlerin! Schandfleck meines Namens und meines Geschlechts! Endlich ist die Seifenblase Deiner künstlichen, betrügerischen Ehre zerplatzt, und die Schmach, welche Deine Verworfenheit mir zufügt, haftet so unauslöschbar auf mir, daß sie nur von Deinem Blute abgewaschen werden kann."

Jetzt erhob sich Donna Miranda vom Boden, und stand da in der Glorie der Unschuld, und mit einem Blicke, der selbst den Fürsten der Finsterniß von der Rein-

heit ihres Herzens überzeugt haben würde.

„Womit werden Sie Ihre entehrenden Beschuldigungen, und Ihr unmenschliches Benehmen gegen mich rechtfertigen?"

Mit erstickter Wuth und einem Tigerblicke antwortete er:

„Mit diesem Domino, und diesem Federhute!"

Er zeigte auf das Sopha, und mir schien das Uhrgehäuse über dem Kopfe zusammen zu stürzen, als ich bedachte, daß Donna Miranda wohl mich, aber nicht obige Masquen-Zubehör in die Hülle des Zeitmessers befördert hatte. Der Alte schäumte vor Wuth. Die Blitze seines Dolches wurden immer heftiger, die Richtung meines Terzerols immer schnürgerechter, und ich immer vester überzeugt, daß letzteres sich in's Spiel mischen und die Katastrophe entwickeln und beendigen müsse.

Diese Ueberzeugung führte eine wohlthätige Ruhe in mein geängstigtes Herz zurück, und ich vermochte wieder Theil zu

nehmen an dem, was außer mir vorgieng. Meine Neugierde, zu sehen, wie sich Donna Miranda aus der Schlinge ziehen würde, in welche sie der Masqueraden-Trödel verwickelt hatte, war ein neuer Reiz für mich, den Verhandlungen im Zimmer eine ungestörte Aufmerksamkeit zu schenken.

So gefaßt auch übrigens Donna Miranda vorher gewesen zu seyn schien, so gerieth sie doch in eine sichtbare Verlegenheit, als der Alte meinen Domino und Federhut ergriff, und ihr beides, wie Zeugen gegen sie, unter die Nase hielt. Aber diese Verlegenheit dauerte gerade so lange, als ich Zeit nöthig hatte sie zu bemerken, und war dann plötzlich verschwunden, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Sie antwortete in einem bestimmten Tone:

„Seit wann, Don Fernando, ist mein eigner Domino ein Gegenstand Ihres niedrigen Verdachts geworden?"

Don Fernando machte Augen, wie ein Andalusischer Stier, wenn er seinem

Gegner den Todesstoß geben will, und sprudelte:

„Ihr eigner Domino? Bin ich etwa aberwitzig geworden, und höre eine Sache für die andere? Ihr eigner Domino? Wer hat Ihnen die Erlaubniß gegeben, in meiner Abwesenheit das Haus zu verlassen?"

„Die Ueberzeugung, daß Sie mich zu Ihrer Gemahlin und nicht zu Ihrer Sklavin gemacht haben. Es existirt kein Gesetz in der Welt, durch welches das Weib verpflichtet wird, dem Manne ihre persönliche Freiheit zu opfern, und sie hat die Macht, sich dieser in allem, was erlaubt und recht ist, zu bedienen."

„In allem, was erlaubt und recht ist, dem stimme ich bei. Aber auch zur Befriedigung unerlaubter, verbrecherischer Liebe? Welch Gesetz berechtigt Sie, das Haus Ihres Gemahls zu verlassen, um in den Armen eines Buhlen der Leichtgläubigkeit desselben zu spotten, und seine Ehre zu höhnen."

„Don

„Don Fernando! Sie wagen es?“ —

„Man wagt alles, wenn man alles verlohren hat. Meine Ehre war mir mein theuerstes Gut. Sie haben diese geschändet, mit Füßen getreten. Was bleibt mir jetzt übrig?“

Er hielt noch immer den Domino nebst dem Hute in der Hand, und verrieth jetzt eine plötzliche Stockung in seiner Gedankenreihe. Dann rief er auf einmal aus:

„Was sehe ich? Der Kopf dieses Hutes gehört keinem Frauenzimmer. Lassen Sie einmal sehen, Donna Miranda, ob seit kurzem ein Wunder geschehen, und der Ihrige zu einem Wasserkopfe geworden ist.“

Mit diesen Worten faßte er meinen Hut und drückte ihn der Donna Miranda auf den Kopf. Hierbei muß ich dem geehrten Leser die Bemerkung machen, daß der Umfang meines Hauptes beträchtlicher ist, als ein gewöhnlicher Mannskopf in der Regel zu seyn pflegt. Daher ist es

denn auch leicht zu erklären, warum es augenscheinlich war, daß mein Hut dem Kopfe der Donna Miranda nicht angehören konnte. Ich haderte im Herzen mit der Natur, daß ein Theil meines Leibes diejenige Person in solche Verlegenheit zu setzen vermöchte, welche mir für den jetzigen Augenblick sehr am Herzen lag, und meinetwegen ein Wagstück unternommen hatte, welches sie das Leben kosten konnte, wenn mein Terzerol fehlte.

Als nun Don Fernando vom Augenschein überführt worden war, daß obenerwähnte Verwandlung bei seiner Gemahlin nicht statt gefunden habe, so gerieth er in neue Wuth, und sein Dolch funkelte blitzender, als je.

„Ha Nichtswürdige! deine Schande ist offenbar. Jetzt gesteh! Wo ist der Theilnehmer deiner Verworfenheit?"

Mit ruhigem Gleichmuthe und mit ganz verändertem Ton und Wesen antwortete sie:

„Durch's Fenster entflohen, noch ehe Sie in's Zimmer traten. Erfahren Sie jetzt alles. Es ist wahr, ich habe eine Zusammenkunft mit einem Manne gehabt, die durch Ihre Ankunft gestört worden ist. So ruhig ich Ihnen dies gestehe, so heilig versichere ich Sie, daß bei dieser Zusammenkunft die Reinheit meines Herzens durchaus nicht verletzt worden ist."

So sprach Donna Miranda und mir ward bei diesem Geständnisse nicht wohl zu Muthe. Mein Blick fiel auf Bantinelli, der bisher seine gewöhnliche Ruhe beibehalten und stillschweigend Donna Miranda vor den Angriffen Ihres Gemahls geschützt hatte. Bei obigem Geständnisse hingegen gieng eine auffallende Veränderung in seinem Gesichte vor. Er erbleichte und schien der Donna Miranda durch kaum bemerkbare Blicke Stillschweigen auferlegen zu wollen. Diese hingegen verrieth bei obigen Worten irgend eine Absicht, die durch den Bezug, womit sie sprach, um so auffallender ward. Beim Schlusse wandt

sie sich zu Bantinelli, und blickte ihm hohnlächelnd in's Angesicht.

Es war augenscheinlich, daß sie ihn durch dieses zwanglose Geständniß strafen wollte für die Dobheit, mit welcher er höchst wahrscheinlich ihrem Gemahle meine Anwesenheit bei ihr verrathen hatte.

Don Fernando stand da, wie leblos, und rührte kein Glied seines Leibes. Er schien aus einem schweren Traume erwacht zu seyn, und die Wirklichkeit stürzte ihn mit der ganzen Masse neuer, ungewohnter Eindrücke auf sein erstauntes Gemüth ein. Er rieb sich die Stirn und blickte mit Augen um sich her, als schiene ihm alles eine fremde Welt. Endlich fiengen seine Empfindungen an, sich zu entwickeln und er brach in folgende Worte aus:

„Ha! So hat sich denn jeder wohlthätige Zweifel meiner Entehrung in tödtliche Gewißheit aufgelößt! Möchte doch auch der Gedanke meines Lebens ein Zweifel seyn und sich in die Gewißheit des Todes auflösen."

Donna Miranda hatte ihren triumphirenden Blick auf Bantinelli gerichtet, und eine Miene angenommen, als sey kein Maskeraden-Trödel, kein Uhrgehäuse, und kein blitzender Dolch in der Welt. Ihr furchtloses Benehmen jagte mir von neuem Furcht ein, und ich ahnete einen Sturm und Brausen auf diese täuschende Meeresstille. Bantinelli glich einem Schauspieler, der sein Gesicht nach den Andeutungen der Mimik bearbeitet und bald diese, bald jene Fratze versucht um zu sehen, ob sie die gehörige Wirkung hervorzubringen vermag. Er erschöpfte sich in Gesichtsverzerrungen, verlohr jedoch Mühe und Arbeit bei seinem Geschäfte. Denn sämmtliche Mienen, welche als Kunstwerke aus seiner Mimik hervorgiengen, fielen auf die Erde, und existirten, so gut wie gar nicht, für Donna Miranda.

Diese holte jetzt von neuem Athem und redete wie folget:

„Der Fremdling, welchen ich heute Abend bei mir empfangen habe, ist mir

bis auf diese Stunde völlig unbekannt ge
wesen, und wir haben die ersten Wort
mit einander gewechselt. Auch würde Ih
eine Zusammenkunft unter uns haben Stat
finden können, wäre nicht ein Dritter in's
Spiel getreten, der es über sich genommen
hätte, die Sache zwischen dem Fremden
und mir in's gehörige Gleis zu bringen."

So redete Donna Miranda, und ich
schwitzte im natürlichen Bade meines Angst
schweißes. Was denkt der geehrte Leser
von der furchtbaren Freimüthigkeit dieser
Donna Miranda? Bei mir trat jegliche
Seelenkraft für einige Augenblicke in den
Ruhestand, und ich kam mir selbst vor,
wie eine Maschiene, in der die Federn zer
brochen sind.

Auf Don Fernando machte die Rede
seiner Gemahlin einen ganz entgegengesetz
ten Eindruck. Er kam von neuem in's
Leben und in seine vorige Wuth zurück.
Pantinelli glich in diesem Augenblicke einer
Marionette, die in einem fort Bewegung

gen macht, weil ein Spaßvogel hinter ihr steht und den Faden zieht.

Don Fernando schrie mit erstickter Wuth:

„Wer ist der Nichtswürdige, der sich zu diesem ehrlosen, infamen Geschäfte hat brauchen lassen?

Ohne sich zu bedenken, antwortete Donna Miranda in hämischem Tone, indem sie auf Bantinelli zeigte:

„Dieser da hat mich nicht allein verkuppeln wollen, sondern ist sogar elend genug gewesen, sich eines Schlaftrunks zu bedienen, um mich leblos den unreinen Begierden eines Verführers zu überliefern."

Bantinelli erbleichte, und verlohr vielleicht in seinem ganzen Leben zum erstenmal die Gegenwart des Geistes. Bis zu einem solchen Grade niedergebeugt hatte ich ihn noch nie gesehen. Es gewährte einen ganz seltsamen Eindruck, diesen Mann, der, in jeder Lage seines Lebens, Ueberlegenheit gezeigt hatte, dem rächenden Schicksale endlich einmal unterworfen zu sehen.

Don Fernando sank abermals in sei
nen vorigen Stand der Unthätigkeit zurück
und heftete einen starren Blick auf Do
Miranda. Endlich ermannte er sich wieder
und rief:

„Gleißnerische Betrügerin! Du lügst
Doch sollen die boshaften Verläumdungen
Deines meineidigen Sinnes auf dich selbst
zurückfallen. Stirb, Schlange, und hau
che Dein verbrecherisches Leben unter mei
nen Streichen aus!"

„Hiermit schwang er seinen Dolch und
stürzte auf Donna Miranda ein. Jetzt
erwachte Bantinelli aus der Erschlaffung,
in welche er durch Donna Miranda's
Worte versetzt worden war. Er verfolgte
Don Fernando und packte ihn rücklings.
Dieser glich einem Löwen, dessen Wuth un
aufhaltsam ist, wenn er einer Beute ent
gegeneilt. Die Hinfälligkeit seines Alters
ward zur Riesenstärke, und er kämpfte, ge
gen Bantinelli mit gleichen Kräften. Die
ser wandte die ganze Stärke seines noch
ungeschwächten Körpers und jegliche Vortheil

einer jugendlichen Gewandheit an, um Donna Miranda vor der Wuth ihres Gemahls zu schützen.

Bei dieser augenscheinlichen Todesgefahr, in welcher Donna Miranda schwebte, litt niemand mehr, als ich. Sollte ich mein Exil verlassen, und zu ihrer Vertheidigung herbeieilen, oder dem Zufalle ihre Rettung durch Dantinelli überlassen, der jetzt alle ersinnliche Kraft anwenden mußte, um Don Fernando's Wuth glücklichen Widerstand leisten zu können? Die Unentschlossenheit, in welcher ich mich befand, machte mich mehr todt als lebendig. Krampfhaft umfaßten meine Finger das Terzerol, und in Todesangst sah ich dem Verlaufe des Streites zwischen den beiden Kämpfenden zu. Don Fernando kämpfte wüthender, als je, und warf jetzt seinen Gegner, der über einen Stuhl strauchelte, mit gewaltiger Anstrengung zu Boden. Dantinelli stürzte; Don Fernando riß sich von ihm los, und war im Begriff, den Todesstoß auf Donna Miranda zu vollführen. Alle

Glieder meines Körpers erstarrten zu Eis, und die Füße versagten mir den Dienst. Eine Ohnmacht wandelte mich an und im letztem Momente des Bewußtseyns erblickte ich den Dolch, dessen Spitze auf Donna Miranda's Brust gerichtet war. Dieser Anblick brachte eine gewaltsame Erschütterung in mir hervor, welcher das letzte Flämmchen meines Lebens auslöschte. Im Momente des Hinsterbens aller meiner Kräfte hörte ich den Schuß meines Terzerols und gleich darauf ein Angstgeschrei mehrerer Personen. Das Licht meiner Augen verlosch, und schwarze Nacht umhüllte meine Sinne. Ich versank in tiefen Todesschlaf.

Ein gewaltsames Rütteln brachte mich wieder in's Leben. Ich blickte auf und befand mich in den Händen einer Menge Kerle, die mich bewaffnet mit Stricken banden, als befürchteten sie, ich vermöchte durch Zauberei ihren nervösen Fäusten zu entwischen. Vor mir stand Don Fernando, der mit wüthenden Reden und Ge-

behrden das Werk ſeiner Helfershelfer dirigirte.

Dieſer Don Fernando war alſo der Gegenſtand nicht geweſen, welcher mit dem Laufe meines Terzerols in Berührung gekommen war. Ich blickte im Zimmer umher, und was jetzt meine Augen ſahen, würde mir zum allerwenigſten den Tod gegeben haben, wenn nicht die Anſtrengung derjenigen, welche mich mit unermüdeter Thätigkeit handhabten, das Leben in mir zurück gehalten hätten. Donna Miranda lag auf dem Sopha, in einem Meere von Blute ſchwimmend, und ihr Geſicht mit dem bleichen Schatten des Todes überzogen. Bantinelli war verſchwunden.

Ich kann dem geehrten Leſer keine Rechenſchaft geben von dem Eindrucke, welchen Donna Miranda's Anblick auf mich hervorbrachte. Denn ich empfand keinen. Es hatte ſich meiner eine Gefühlloſigkeit, ein Stumpfſinn bemeiſtert, daß ich ſelbſt meinem eignen Tode mit Gleichgültigkeit entgegen geſehen haben würde.

Jetzt schrie Don Fernando seinen Bedienten zu:

„Fort mit ihm! Ich folge euch sogleich!"

Ich ward fortgerissen und kaum befanden wir uns vor der Thür, als mehrere Bedienten hereinstürzten, und wie aus einem Munde riefen:

„Die rothe Gondel!" *)

Plötzlich ließen die Bedienten von mir ab und zogen sich in demüthiger Stellung

*) Diese Gondel, welche durch ein rothes Kennzeichen von allen andern zu unterscheiden ist, gehört dem Rathe der zehn Männer, welcher Nach ein furchtbares, geheimes Tribunal ausmacht, das für die Sicherheit der Staats wacht und alle Misbräuche auf das schleunigste bestraft. Es braucht niemandem, wer es auch sey, Rechenschaft von seinem Verfahren zu geben. Die Macht desselben ist so sehr gefürchtet, daß der heftigste Aufruhr gestillt wird, sobald die Gondel desselben erscheint, in der sich gewöhnlich zwölf Männer befinden, die große rothe Stäbe tragen. Daher hat man keiner regulairen Truppen zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit in der Stadt nöthig, und bei dem geößten Zusammenströmen des Volks, entstehen selten bedeutende Unruhen.

in den Hintergrund des Zimmers zurück. Die Thüren öffneten sich, und es traten mehrere Gerichtspersonen ein, deren jeder einen rothen Stab in der Hand führte, und maskirt war. Don Fernando verbeugte sich ehrerbietig, und klagte mich als den Mörder seiner Gemahlin an. Der Anführer hörte den Kläger mit Aufmerksamkeit bis an's Ende, und gab dann seinen Gefährten einen Wink, sich meiner zu bemächtigen.

Sie führten mich in ihrer Mitte zum Hause hinaus. Ich ward in die Gondel gehoben und die Gerichtspersonen des furchtbaren Raths setzten sich zu mir ein, ohne ein Wort zu reden. Man ruderte von dannen.

Die Nacht hatte ihre schwarzen Flügel über die ganze Natur ausgebreitet und außer den Bewohnern der rothen Gondel schien alles in den Armen des Schlafes zu liegen. Eine tiefe Grabesstille herrschte um uns her, welche nur von dem Plätschern der Ruder unterbrochen wurde.

Der krumme Weg hin zu Donna Miranda, welchen mich vor einigen Stunden der bewußte Gondolier geführt hatte, war eine gerade Linie gewesen in Vergleichung mit dem Zickzacke, den uns jetzt unser Führer machen ließ. Entweder gieng hier die Gerechtigkeit einmal einen krummen Weg, oder der Rath der zehn Männer hatte den verborgendsten Schlupfwinkel Venedigs zu seiner Residenz erwählt.

Daß die Nacht niemands, ins besondere desjenigen Freund nicht sey, welcher, so wie ich, vom Kobolde eines verwünschten Landes gepeinigt ward, fand ich hier zum allererstenmale in meinem ganzen Leben bestätigt. Die furchtbare Stille, welche mich umgab, die schwarzen Schatten neben mir, welche wie Sinnbilder des Todes auf den meinigen hinzudeuten schienen, ihr Unglück weißagendes Schweigen, alle diese Gegenstände brachten mir einen Vorgeschmack, meines mir bevorstehenden Schicksals, bei, welcher sehr bitter war. Ich hatte nie den Tod gefürchtet, so lange

mir noch ein Kämpfen gegen ihn möglich gewesen war. Hier aber, wo die Gewißheit deſſelben keine Hoffnung eines guten Ausgangs aufkommen ließ, wo ich der überlegenen Macht ohnfehlbar unterliegen mußte, hier hatte das ewige Leben weniger Reitz für mich, als das irrdiſche.

Dieſe Qualen, welche mir von den äußern Umgebungen entſtanden, wurden durch das marternde Bewußtſeyn meines Gewiſſens verdoppelt und verdreifacht. Ich war der Mörder eines Weſens, deſſen Herz ſich in Liebe und Wohlwollen für mich ergoſſen hatte.

Da es zu meinem Seelenheile doch am Ende nothwendig geweſen ſeyn würde, Italien zu verlaſſen, ſo ſuchte ich mich zu überreden, daß die Sorge des Raths der zehn Männer noch Dank verdiene, weil durch ſie meine Entfernung aus dieſem Lande auf einem weit kürzern Wege bewerkſtelligt werden dürfte.

Endlich hielt die Gondel an, und ich ſchloß daraus, daß wir am Orte um

serer Bestimmung angekommen seyn mußten. Meine schwarzen Begleiter nöthigten mich stillschweigend zum Aufsteigen, und schlugen den Weg zu einer Pforte ein, deren armselige Außenseite mich nichts Gutes ahnen ließ. Die Stimmung, in welcher mein Gemüth sich befand, äußerte sich auf meine Phantasie auf eine ganz eigene Art. Die schwarzen Männer welche mich begleiteten, kamen mir vor, wie Schatten abgeschiedener Seelen, ich selbst wie ein Himmelskandidat, und die Pforte, vor welcher wir standen, dünkte mich der Eingang zur Unterwelt zu seyn. Nun fehlte noch der Cerberus, dem ich mit Begierde entgegen sah. Charon, in der Gestalt unsres Cavaliers, der oft über die Unzugänglichkeit der Canäle, welche wir passirt waren, gemurrt hatte, schlug mit seinem rothen Unglücksstabe an die Pforte, daß es durch die Stille der Nacht fürchterlich wiederhallte. Diese that sich auf und die mythologische Unterwelt versinnlichte sich hier in allen ihren Theilen. Ein altes

Weib

Weib kam uns entgegen, und mir war es, als erblickte ich den Höllenhund. Ihr ungeheurer Kopf täuschte mich dergestalt, daß ich deren drei zu sehen glaubte, und die Menge Tücher womit der Nacken desselben umwunden war, erschienen mir im Schatten der Nacht wie die Schlangen, die die Fabel um den Hals des Cerberus legte. In Gestalt und Wesen dieses Wächters der höllischen Pforte flätschte uns das alte Weib den Rest ihrer Zähne entgegen, grinzte uns an, und beleuchtete den Weg, welchen wir nahmen, mit dem Todtenschein einer alten Lampe.

Wir giengen durch das Thor eines Thurms, dessen hohe Mauern mich die ehernen des Tartarus erblicken ließen. Cerberus mit der Todtenlampe öffnete eine Thür und verließ uns. Tiefe Nacht umgab die äußern Gegenstände. Einer der schwarzen Schatten faßte mich bei der Hand und führte mich hinein. Nachdem wir mehrere Gemächer durchwandert waren, in welchen unsre Tritte, wie in einem lee-

ren Raume öde nachhallten, gelangten wir in ein Gewach, dessen wohlthuende Luft mich bessere Umgebungen ahnen ließ, als diejenigen gewesen waren, welche wir in dieser furchtbaren Unterwelt bisher eingeathmet hatten. Mein Führer verließ mich, indem er mir zurief:

„Den Tod, wenn du dich von der Stelle wagst."

Hier stand ich nun, von der ganzen Welt und von mir selbst verlassen, und blickte in die Finsterniß, welche mich umgab, als wollte ich in ihr einen Ausweg aus diesem grauenvollen Orte suchen. Ich zweifelte keines Weges, daß die furchtbare Elle des Tribunals, in dessen Gewalt ich mich befand, mir einen plötzlichen Tod zubereiten werde, und jede Bewegung, die mein getäuschtes Ohr durch diese Grabesstille zu vernehmen glaubte, schien mir unsichtbarer Weise den Tod geben zu wollen.

In dieser Bangigkeit meines Herzens, die mit jedem Momente zunahm, kam mir

mein ganzes vergangnes Leben wie ein Traum vor, deſſen ich mich nur ganz dunkel erinnern konnte. Die Zukunft allein beſchäftigte die Thätigkeit meines Geiſtes, und ließ mich an nichts denken, als an das furchtbare Loos, welches meiner wartete. Es fiel mir ein, daß die Herzogin Chiaromonte die Urheberin meines hieſigen Schickſals wäre, in ſo fern ſie ganz allein den Bewegungsgrund zu meiner Reiſe nach Italien gegeben hatte. Denn in Teutſchland, wo die Eitelkeit den oberſten Platz im weiblichen Herzen einnimmt, und der übrige Theil deſſelben den kleinlichen Sorgen der Häuslichkeit gewidmet iſt, hätten mich die Weiber in Frieden gelaſſen, und ich wäre als ein zweiter Methuſalem einzig und allein an der Gebrechlichkeit des hinfälligen Alters geſtorben, und von dem Geſchrei meiner Kinder und Kindeskinder in den ewigen Schlaf gelullt worden. Wie ganz anders war das jetzt? Ich hatte den romantiſchen Launen der Italiäniſchen Weiber zum Spielwerke gedient, und war

jetzt dem Augenblicke nahe, als solches zerbrochen und vernichtet zu werden. In der Blüthe meiner Jahre, sollte ich das Opfer von Vergehungen werden, die mir Trübsal aller Art, aber keinen Genuß gewährt hatten. Da ich nun doch einmal ein Leben, welches ich nicht gelebt hatte, mit dem Tode büßen sollte, so hätte ich gewünscht, alles das verbrochen zu haben, wofür ich jetzt leiden sollte.

An die Idee meines Todes knüpften sich alle Vorstellungen an, die auf denselben hindeuteten. Das Hochgericht, auf welchem ich den Herrlichkeiten dieser Erde ein gezwungenes Lebewohl sagen sollte, stellte sich jetzt, nebst seinem ganzen graulichen Zubehör, meiner erregten Phantasie dar. Dennoch schloß sich der Gedanke des Todes wieder an das Leben an, und ich erstaunte nicht wenig, als ich neben meinem Sarge das Hochzeitbett der Gräfin Caresstini erblickte. So gar stellte sich mir das anatomische Cabinet dar, in welchem ich an dem Sekzions-Leichname, der vielleicht

in diesem Augenblicke ein wahrer Leichnam geworden war, die theoretische und manuelle Anatomie getrieben hatte.

Der Gedanke an Donna Miranda gewährte mir übrigens die grausamste und zugleich die lieblichste Rückerinnerung meines ganzen Lebens. Erstere zieng in das Uhrgehäuse und letztere in das anatomische Kabinet zurück.

Eben hatte ich beschlossen, mir den letzten Augenblick meines Lebens, so süß, als möglich, zu machen, und befand mich bereits mit der gesammten Quantität meiner Seelenkräfte in dem erwähnten Cabinette, neben dem Sekzions-Leichname, welchen ich durchaus nicht als Donna Miranda anzuerkennen gewilligt war, als die Erde unter mir zu wanken begann und ich mich in die Tiefe geschleudert fühlte. Nach einem augenblicklichen Schweben zwischen Himmel und Erde spürte ich endlich wieder einen Ruhepunkt unter mir, und fieng an, meine Seele dem Herrn zu befehlen. Eine

Uhr ſchlug dreimal, und jetzt glaubte ich mein Sterbeſtündlein im Anzuge.

Es entſtand ein Geräuſch und mir ward deutlich, daß ich mich in der Nähe von menſchlichen Weſen befände. Ich witterte das ſauſende Schwerdt des Todesengels, und ſank, voll Hingebung in mein Schickſal, auf die Knie. Ein Vorhang rollte in die Höhe und das plötzliche Licht welches ſich jetzt um mich verbreitete, blendete mein Geſicht. Ich beſchloß dem Tode nicht in's Auge zu ſehen, ſondern unvermüthet den Streich deſſelben zu empfangen, und beugte mein Antlitz zur Erde.

Man rief mich bei Namen. Mich ſelbſt und meine Muthloſigkeit mit Verachtung betrachtend, ſammelte ich meine letzten Kräfte und wollte dem Henker mit Männlichkeit unter die Augen treten. Ich erhob mich von der Erde, ſchritt muthig vorwärts, blickte empor und — ſank der Herzogin Chiaromonte zu Füßen.

Sie war es, die als Lebensengel, mit himmlischer Glorie umgeben, vor mir stand. Sie öffnete den Mund, und in ernstem ungewohntem Tone sagte sie folgende Worte:

„Treuloser! Deine Wortbrüchigkeit würde mir das Leben geraubt haben, wenn mein Stolz nicht mächtiger gewirkt hätte, als der Schmerz verrathener Liebe. Du hast mir den Tod bereitet: empfange von meinen Händen dein Leben. Möchte es ewig dauern, damit das rächende Gewissen dich ewig strafen könnte für Deine Treulosigkeit!"

Ich wollte ihre Knie umfassen; sie aber schrie in empörtem Tone:

„Täusche dich nicht, du Verräther meines irdischen Glücks, in der Absicht meiner Handlungen."

Sie klingelte und es erschienen mehrere Bedienten. Sie rief ihnen zu:

„Fort mit ihm!"

„Ich ward abgeführt, und in eine Gondel gehoben. Meine Begleiter redeten

kein Wort. Ich befand mich in einem Zustande, der keiner Beschreibung fähig ist. Vor meinem Gasthofe kam ich wieder zu mir selbst. Der Wirth öffnete die Thür desselben, und ich sank in Gottl vertrautes Arme.

Ende des zweiten Theils.

Die Mahleiche

oder

die Schuld.

Vom

Verfasser der natürlichen Tochter

u. s. w.

Erster Theil.

Leipzig, 1824

bei Johann Friedrich Hartknoch.

Ex
Biblioth. Reg.
Herolthenii

10

Die Mahleiche

oder

die Schuld.

Erster Theil.

An der Hand der herrlich aufblühenden Marie wankte Hermann, ein redlicher Greis in die liebe Gottesnatur. Seit zwölf langen Monden war er nicht vom Lager gekommen, und hatte nicht sein Lieblingsplätzchen, noch die große Linde gesehen, unter deren Schatten er sonst nach vollbrachter Arbeit im Kreise seiner Lieben geruhet, und manche wohlmeinende Ermahnung in die Herzen der Jugend gestreuet hatte.

Jetzt war er angelangt. — Sein wohlbekannter Ruhesitz nahm ihn auf, und gemüthlich weidete sich sein Auge an der friedlichen Umgebung. — Ach! es war ja noch Alles wie ehedem! — Gleich zahmen Hausgeflügel versammelten sich die schönsten Wald- und Singvögel um ihn, als ob sie den Lang-

vermißten begrüßen, und durch ihren Gesang ermuthigen wollten. Karo, der treue Haushund, sprang lustig umher, und schob dann den zottigen Kopf unter des schwachen Herrn Füße.

„Wie ist Dir, mein Vater?“ fragte das herzige Mädchen, streichelte kosend mit der zarten Hand das Silberhaar aus dem bleichen Antlitze, lehnte sanft sein mattes Haupt an ihre freudewogende Brust, und vernahm mit einem dankbaren Blick zum Himmel: „daß ihm wohl sei.“ —

Während dessen war auch die treue Gattin herzugekommen, ihm die sorgsam bereitete Erquickung zu reichen, und zu ihrer Freude aß der Genesende mit ungewohntem Appetit.

„Nun, Väterchen,“ sagte mildlächelnd Marie, „mußt Du auch wieder froh und heiter werden: der liebe Gott wird nun schon weiter helfen. Sagtest Du nicht immer: Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut! und“ setzte sie in kindlich-frommen Glauben hinzu: „hast Du dem guten Gott nicht stets vertraut?“

„Das hab' ich, meine Tochter,“ erwiederte

Hermann: „auch hat der Höchste meinen heißesten Wunsch erfüllt, meine seligsten Hoffnungen gekrönt.“ Mit inniger Rührung reicht er der in Gedanken versunkenen Lebensgefährtin die Hand, und überströmend von Gefühl ruft er: „Ja, gutes Weib, bist Du nicht beneidenswerth in dem Besitze dieser Tochter?“

Da ertönte Mariens frommer Gesang. Im leichten Fluge berührten die zarten Finger die rauschenden Saiten, und bald versetzte die weiche, schmelzende Stimme des guten Mädchens das Elternpaar in jene gemüthliche Stimmung, die den Sterblichen so gern vergessen läßt der Erde Ungemach und der peinlichen Lage drückendste Last.

„Großer Gott!“ rief mit einem Schreckensausdruck Marie, und ihren zitternden Händen entsank die Harfe. — Als wollte sie den schwachen Vater in Schutz nehmen, breitete sie ängstlich beide Arme über ihn aus.

„Kind, was ist Dir?“ rief die Mutter;

gönne doch dem Vater den süßen Schlummer. Dein Gesang und die liebe Gottesluft haben ihn eingewiegt und die schwachen Augenlieder geschlossen."

„O, so schlummre in Frieden, guter, frommer Vater; kein böser Traum verkünde Dir die feindliche Umgebung." — Sie drückt einen leisen Kuß auf seine Stirn, führt dann die Bekümmerte einige Schritte seitwärts, und flüstert mit bittend-bebender Stimme: „Erschrick nicht, gutes Mütterchen; laß uns den Sturm, der uns bedroht, muthig begegnen."

In dem Augenblicke stand der alte geitzige Bierbaß Hummel vor ihr, und forderte im harten Tone tausend Thaler rückständige Pacht. „Ihr habt zu wählen" setzt er herzlos hinzu: „entweder zahlt ihr heute den völligen Wechsel, oder räumt morgen einem andern die Pachtung."

„Ohnmöglich könnt Ihr so hart gegen uns verfahren," sagte begütigend die Gedrängte. „Wir haben es ja nicht verpraßt. Unglücksfälle, schwere Kriegslasten und die anhaltende Krankheit meines Gatten brachten uns während des

letzten Jahres zurück. Seht diesen abgemagerten schwachen Greis; könntet Ihr's verantworten, wenn er, mit schwankenden Schritte dem Grabe zueilend, sein letztes Stück Brod vor den Thüren erbetteln soll?" —

„Nicht meine Sache; das hättet ihr früher berücksichtigen sollen. Indeß euer Bursche und die vornehme Mamsell das schöne Geld in der Stadt verläpperten, hättet Ihr sie sollen arbeiten lassen."

„O, halten Sie ein, grausamer Mann," rief außer sich Marie, zerreißen sie nicht ein Mutterherz, das aus zu großer Liebe für seine Kinder mehr that, als es thun sollte. — Doch haben sie Geduld; ich lernte arbeiten. Tag und Nacht will ich sinnen, die schwere Schuld zu tilgen. Auch Fritz, mein guter Bruder, wird nicht eher ruhen, bis der letzte Heller" —

„Papperlepapp!" fiel Hummel abweisend ein, und machte Miene zum alten Hermann zu gehen, um diesen mit der Schreckensnachricht aus dem Schlummer zu wecken. — Die Alte vertritt ihm den Weg. „Um Gottes Barmher-

zigkeit willen, schonen Sie den Schwachen; die Nachricht wird ihn tödten!" ruft sie, umfaßt in wilder Verzweiflung des Hartherzigen Kniee und sinkt erschöpft zusammen.

Außer sich eilt Marie zu der Unglücklichen. „Steh auf, Mutter! nicht diese Erniedrigung!" ruft sie verweisend. — „Gott! wie kann, wie soll ich gut machen, was ihr armen Eltern unsertwegen erdulden müßt! — Doch auch das Schwerste zu opfern, um euch dem Elende zu entziehen, wird der Tochter möglich sein."

Mit Würde trat sie dem Unbarmherzigen entgegen, und sprach mit gepreßter Stimme:

„Einst, mein Herr, hielten Sie mich ihrer Wahl nicht ganz unwerth; doch — Verzeihung der Unbedachtsamen — mancherlei Rücksichten, besonders Verschiedenheit der Jahre hielten mich zurück. — Jetzt — o ich schäme mich des Antrags nicht — jetzt biete ich Ihnen, wenn auch nicht mein Herz, doch meine Hand freiwillig an. Sind sie noch in dem Glauben, daß diese Sie beglücken kann? Wohlan, hier — ist sie!" Mit diesen Worten reichte das hochher-

zige Mädchen zwar abgewandt, doch entschlossen die Hand, und suchte unter zerdrückten Thränen ein Lächeln zu erzwingen, das der Mutter Herz fast zerriß.

„Um Gotteswillen, was willst Du thun!“ jammerte diese. „Dein ganzes Lebensglück in die Hände dieses Gefühllosen legen? — Du wirst Dich, uns Alle unglücklich machen!“

„Nicht doch, liebe Mutter“, beschwichtigte das Mädchen. — „Ich lege dies Opfer auf den heiligen Altar kindlicher Liebe, es wird rein und herrlich auflodern zu Gottes hehrem Throne und wohlgefällig von ihm aufgenommen werden.“

„So recht, mein Goldperlchen!“ kreischte wibrig der dicke Herr, „das heiß ich vernünftig gehandelt; und so paare sich denn Reichthum mit Armuth, wie sich die Jugend mit dem reifern Alter paart. — Sie bleiben wohnen, Frau Schwiegermutter“ ruft er der Weinenden zu, und streckt die Arme aus nach der errungenen Beute. Da packt Jemand mit gewaltiger Kraft des Habichts Schultern, er läßt das zitternde Täubchen fahren, und wird unsanft zu Boden

geschleudert. „Elender Wuchrer!“ rief donnernd Mariens Bruder, und maß den reichen Mann mit einem verächtlichen Blicke. „Wie kannst Du es wagen, deine sündliche Hand nach dieser Unschuld, nach dieser makellosen Tugend auszustrecken! Ehe falle der Himmel über uns ein, ehe ich es zugebe, daß sie die Deinige werde.“

„In's Loch mit Dir, Bube!“ schrie wüthend der sich vom Boden Aufraffende. „Kennst Du diesen Zwangbrief? Kannst Du erbärmlicher Lump ihn einlösen?“

„Das wird sich finden. — Jetzt aber pack Dich, herzloser Mamon, oder — mein Blut kocht, ich könnte mich vergessen! —

„Gott, was hast Du gethan!“ rief zitternd die Alte, dem Erbosten nachsehend. „Deine Hitze wird uns sicher verderben; Du bedenkst nicht, daß er die Macht in Händen hat, uns völlig zu Grunde zu richten.“

„Ich habe alles bedacht, gute Mutter!“ doch sei ganz ruhig, was ich verdarb, weiß ich wieder gut zu machen. Längst hab' ich dem Uebermüthigen eine Demüthigung zugedacht. —

Kann ich mit Ruhe zusehen, wie der Wicht Euch tyrannisirt; wie Ihr, die Ihr alles so willig hingabt, eures Obdachs beraubt werdet? — Oder soll ich geloben zuzugeben, daß meine sanfte Marie ihre Freiheit hingebe, um die Eltern vor Mangel und Elend zu schützen, und so jeder Freude Valet sagt?" — Die arme Frau seufzte, Fritz aber ergriff ihre Hand. „Vertrau auf Gott; er wird uns helfen!" sprach er mit Zuversicht: „ich aber folge dem Pflichtgefühle und Liebe dem schwachen Mädchen nicht nach an kindlicher Liebe."

Jetzt trat der feurige Jüngling vor seinen schlummernden Vater, hob Augen und Hände empor, stand in Begeisterung verloren, und auf seinem Gesichte zeigte sich die selige Ruhe einer schönen Seele, die, sich selbst zu opfern, den Muth gefunden hat. — „In kurzem siehst Du mich wieder, liebe Mutter. Trockne indeß deine Thränen, damit der kaum Genesene von dem Vorgefallenen nichts ahne. Und Du, Marie? hast Du meinem Freunde Ludwig nichts zu sagen? vermuthlich werde ich ihn sehen. Soll ich,"

setzte er neckend hinzu, „ihm erzählen, wie Du so leichtsinnig dein Herz verschenken wolltest?“

„Guter Bruder!“ flüsterte hocherröthend Marie, umarmte den Scheidenden, und war herzlich froh, Besitzerin ihres Herzens und ihres Willens geblieben zu sein.

Der alte Hermann hatte das kleine Gütchen schon manch liebes Jahr von dem reichen, aber ungerechten Hummel in Pacht, die leider dem Ertrage nicht gemessen war. — Mancherlei Schicksale, die ihn in den letzten Jahren getroffen, hatten ihn außer Stand gesetzt, seiner Pflicht Genüge zu leisten. So war er dem Gutsherrn nach und nach tausend Thaler schuldig geblieben, die er ihm überjüdisch verzinste.

Hermann hatte zwei Kinder, sein Stolz, seine Freude. Beide gehörig auszubilden, war sein innigstes Bestreben; da es ihm aber wegen der Entlegenheit von der Stadt hierzu an Gelegenheit fehlte, so hatte er den Sohn auf die hohe Schule, die Tochter aber in eine bewährte

Erziehungsanstalt gegeben, von wo sie erst seit wenigen Monaten zu den Eltern heimgekehrt waren. — Fritz, ein wackerer Bursche, war lebendig, edel und brav, ganz ohne Falsch. Ihn schon hatte er dem schmutzigen Filz seine Verachtung unverholen merken lassen, und sich manches Armen, von diesen hart gedrängt, menschenfreundlich angenommen. Dies konnte ihm der Aufgeblasene nicht vergessen.

Die liebliche Marie war vorzugsweise von der Natur mit alle den Vollkommenheiten ausgestattet, die, gleich wie der Wohlgeruch die Rose zur Königin unter den Blumen erhebt, sie zu der herrlichsten unter den Jungfrauen machte.

Beide waren der Eltern einzige Hoffnung. Ihrer Erziehung hatten sie die wenigen Erbengüter, die ihnen vom Schicksal so kärglich zugetheilt waren, willig und gern geopfert. Sie hatten nichts zurückgelegt für das herannahende hülflose Alter — fassten ja ihre Kinder alle Hoffnungen, alle Wünsche in sich zusammen. —

Marie war den Falkenaugen des reichen Wollüstlings nicht entgangen. Die wunderschöne

Blume in seinen dürren Garten zu verpflanzen, hatte er beschlossen, und nicht undeutlich es sich oft merken lassen, daß die Anspruchlose Gnade vor seinen Augen gefunden habe; doch — war es Mariens Unbefangenheit, oder war es Gleichgültigkeit gegen den Gegenstand — sie verstand seine Sprache nicht. —

Doch eines Abends, da Marie kindisch-spielend mit einem Lämmchen auf der Wiese umher hüpft, überrascht sie Hummel. „Guten Abend, mein Püppchen!" ruft er freundlich, und bleibt neben ihr stehen. —

„Danke schön!" erwiedert Marie, ohne aufzusehen, und fährt ungestört fort ihren Liebling zu kosen; sie bindet ihm ein rothes Band mit hellklingenden Schellen um den Hals, und freuet sich königlich über die närrischen Sprünge des kleinen Thierchens.

Lüstern blinzeln die kleinen grauen Augen unter den buschigten Augenbraunen des betagten Hagestolzen. „Wie" schmunzelte er, und streichelte Mariens Wangen, „wenn Du mich doch auch so liebtest, wie das" —

„Ei, das wäre ja himmelschreiend," fiel diese lächelnd ein, „einen ehrwürdigen alten Herrn so zu zerzausen, wie das kleine Liebchen? Denn sehen sie nur, mein Mündchen läßt sich Alles gefallen." Sie faßte das kleine Ding bei den Ohren, schüttelte und küßte es nach Herzenslust, und ließ es dann laufen.

Ziemlich kaltblütig hatte der Verliebte die harte Pille hinunter gedrückt. „Als ob Du Schelmchen mich nicht verständest" kicherte er, und rieb sich verlegen die Hände. „Ich meine — versteh mich nur recht — ich meine, wenn der alte würdige Herr die kleine Marie zu so einer reichen und angesehenen Frau Gutsbesitzerin machte. — He, He! — was meint mein Mäuschen?"

Bestürzt trat Marie einige Schritte zurück, maß mit großen Augen den Heirathslustigen, der schon mit ausgespreizten Armen dastand, die holde Auserwählte zu umhalsen. Sie konnte sich eines anwandelnden Lächelns nicht erwehren. „Sie spaßen, lieber Herr Hummel," stammelte sie, „mein leichter ju-

gendlicher Sinn würde Ihnen viel zu schaffen machen. — Um ihres eignen Bestens willen geben Sie daher diesem großmüthigen Gedanken keinen Raum in ihrer friedlichen Seele. — Lieben Sie ihren Mops, ihr Eichhörnchen, wie ich mein Blondchen, und somit empfehle ich mich." —

Leichten Fußes, ihr Lämmchen am Bande, hüpfte die Muthwillige davon, und ließ den ganz aus den Concept Gerathenen wie bedeutet stehen.

„Warte, Du Hexe, das will ich Dir gedenken" brummte er in den Bart. — Schon am andern Tage begab er sich zu Mariens Eltern, und suchte diese durch Versprechungen zu gewinnen; doch da er hier kein Gehör fand, schwur er der übermüthigen Familie, wie er sie nannte, den Untergang.

2.

„Wo kommst denn Du her?“ rief der Oberamtmann Sternberg freundlich dem eintretenden Fritz Hermann entgegen, welcher erhitzt, mit verstörtem Blicke in sein Zimmer trat. — Dieser erzählte, was vorgefallen war, schilderte der theuren Eltern bedrängte Lage mit so kindlich-reinem Ausdruck, daß Sternberg, der den alten Hermann als einen biedern Mann kannte, innig gerührt wurde. — Erst im vorigen Jahre hatte er ihm einen wesentlichen Dienst geleistet, und durch seine Vermittelung den Sohn, als einzige Stütze des alten schwachen Vaters von der Conscription frei gemacht.

Sternberg war ein Mann von strengen Grundsätzen und unbestechlich in seinem Diensteifer. Er hatte jetzt manchen harten Kampf zu bestehen; denn die empfindsame Ehehälfte sollte jetzt ihren Liebling unter die Fahnen stellen, ih-

ren Karl, der einen angebornen, durch Verzärtelung noch vermehrten Widerwillen gegen den Militairstand hegte. — Unaufhörlich mußte der Vater hören, daß er seinen Sohn weniger liebe als Pachters Fritz.

„Hör' doch auf mich zu quälen!" pflegte er dann der Gattin Rednertalent entgegenzustellen. „Was willst Du, das ich thun soll! Ist der Junge nicht stark und groß; hast Du nicht mehrere Söhne; und hab ich' nicht auch früher gedient: oder willst Du, daß ich ungerecht handeln soll! Setzte mich mein Fürst in Amt und Würde, daß ich durch meine Gewalt seinen armen Unterthanen die jetzige Verfassung noch drückender fühlen lasse! — Nein, gutes Weib, dieser Wunsch kam nicht aus deinem Herzen; zu große Mutterliebe führte Dich irre." In bittendem Tone setzte er dann hinzu: „drum laß ihn ziehen, gleich Tausenden! Gott wird ihn uns erhalten." —

„Und wenn er fiele?" —

„So denk', er starb auf dem Bette der Ehren, gleich manchem braven Jüngling."

Diese Worte brachten das zarte Mütterchen einer Ohnmacht nahe. In ihrer Phantasie sah sie ihn bald verkrüppelt im Hospitale, bald, nach Hülfe jammernd, auf dem Schlachtfelde ohne Hülfe verschmachten. Keine Trostgründe vermochten sie aufzurichten, und das arme Weib verging von Tage zu Tage. Dazu kam Karlchens trauriges Aussehen, welches seine innere Angst nur zu deutlich verrieth. Sternberg fing an einzusehen, daß er dem Heere in seinem Sohne keinen Helden stellen würde, und hielt es für gerathen, einen Stellvertreter zu suchen, welchem er tausend Thaler nebst andern Begünstigungen zusicherte.

Dieser Stellvertreter wollte Fritz Hermann sein. Mit edler Resignation hatte er seinen Lebensplan geändert, und die Liebe zu den Wissenschaften dem Pflichtgebote geopfert. Mit Innigkeit drückte Sternberg den Jüngling an sein Herz, nannte ihn einen braven Burschen, und stellte ihn der eintretenden Gattin als ein Muster seltener Kindesliebe vor. —

Kaum war die Oberamtmannin von dem

Vorgefallenen unterrichtet, so verklärte sich ihr Gesicht. Freundlich reichte sie ihm die Hand, und versprach, für seine ganze Equipirung in eigner Person zu sorgen.

Die ganze Familie beeiferte sich, dem liebenswürdigen Jüngling ihre Achtung zu bezeigen, und suchte ihn durch Herzlichkeit zutraulicher zu machen. — Er mußte es sich gefallen lassen, dort zu übernachten. Der Oberamtmann zahlte ihm vor der Hand die tausend Thaler, nannte ihn seinen lieben Sohn, für den er wie für seine eignen Kinder sorgen würde, und übernahm die Verpflichtung, sich seiner Eltern während seiner Abwesenheit gewissenhaft anzunehmen.

3.

Mit zufriedener Miene trat am andern Abend der reiche Hummel, vom Gerichtshofe kommend, in sein Zimmer, und warf sich triumphirend in den weich gepolsterten Sessel. — „Nun soll mir das Bettelpack schon nach der Pfeife tanzen" sprach er pathetisch und trommelte auf der goldenen Dose. „Wollen doch mal beleuchten, wie's kommen kann." In vier und zwanzig Stunden traten vier handfeste Häscher in Hermanns Wohnung. Zwei davon greifen den Mosje Grobian, und stecken ihn wegen gröblichen Vergehens an seinem Gutsherrn bei Wasser und Brod ins Loch; die andern werfen das Elternpaar mit der schönen Tochter aus der Pachtung. Was gilts! der Alte macht Platz auf dieser Erde; und allein stehen Mutter und Tochter, und jammern um Obdach". — „Und was wirst Du thun?" fragte er sinnend, öffnete langsam die Dose, und gab dem großen Riecher eine doppelte Dosis. „Ei

nun, sie jammern, winseln, flehen lassen, bis sich endlich mein großmüthiges Herz öffnet, und beiden eine anständige Versorgung verspricht; versteht sich, doch nur unter der Bedingung, daß der Wohlthäter freien Zutritt bei der schönen Tochter habe. — Ha, ha, ha, so wird's gehen, Hummel erreicht seinen Zweck, und bleibt ein freier Mann."

Der Eintritt der alten Haushälterin unterbrach das Selbstgespäch. „Die arme unglückliche Wittwe Miller bittet flehendlich um acht Tage Aufschub ihrer Schuldforderung" sprach sie, „ich dächte" —

„Was denken!" donnerte Hummel; „hier heißt es zahlen, und damit Punktum!" Kopfschüttelnd ging Marthe zurück, der bekümmerten Wittwe die traurige Nachricht zu überbringen. Seufzend eilte diese in ihre Hütte zurück, während der reiche Mann sich zu seinen Büchern setzte, und mit Argusaugen die Namen seiner Schuldner durchspähte. — „Da hätt' ich denn morgen drei Posten einzutreiben. Der Krüger Jobs hat zu zahlen 150 Thlr., die Wittwe

Schmidt 80, und die Wittwe Miller den Wechsel von 100 Thlr. nebst zwölf Prozent Zinsen, macht — macht" —

„Du rechnest Dich in die Hölle, alter Gesell!" ertönte wie aus einer Grabeshöhle eine dumpfe Stimme, und durchzitterte das spärlich erleuchtete Zimmer. Der alte Sünder erbebte, die Brille entsank der kreideweißen Nase, und mit stieren Augen sah er auf die arme Marthe, die, in den Hintergrund des Zimmers geflüchtet, unter Kreuzigen und Segnen: „Alle guten Geister loben Gott, den Herrn!" herstammelte, und die Angst ihres Herrn nicht gewahrte. „So trete sie doch näher, liebe Marthe," zitterte es endlich von den blassen Lippen des Geängsteten. —

„Damit mir der — Gott sei bei uns! das Genick umdrehte," jammerte diese. „Sagt' ich's nicht immer, die Sündengroschen brächten keinen Seegen? Die Thränen und Seufzer der armen Wittwen und Waisen dringen zu dem lieben Herrgott. Nun haben wir's!" fügte sie strafend hinzu, und drückte sich in den entlegensten Winkel. — „Ach!" seufzte verlassen der Reiche,

als ein dreimaliges „Wehe! Wehe! Wehe!“ ertönte. — Er glaubte blauen Schwefeldampf um sich zu verspüren, und hielt sich für verloren. Mit gefalteten Händen gelobte er in der Angst seines Herzens die Armuth nicht zu drücken, auch die Kirche mit einem Altarlaken (um das ihn die Kirchenväter schon oft angegangen waren) zu beschenken. „Dies Alles gelobe ich feierlich zu halten,“ sprach er mit bebender Stimme; „nur hebe dich weg von mir, Satan!“ —

In diesem Augenblicke trat der muthwillige Fritz Hermann in's Zimmer, warf mit Heftigkeit die Schuld auf den Tisch, betrachtete stillschweigend mehrere Minuten den büßenden Sünder, der sich noch immer nicht zu bewegen vermogte, und konnte sich einer Anwandlung des Mitleids nicht erwehren. „Nun, wie ist's, Alter?“ redete er ihn endlich an. „Ihr habt 1000 Thaler klingende Münze vor Euch liegen, und seht sie nicht an!“ Dann aber setzte er in vielbedeutendem Tone hinzu: „Für diese Summe verkaufte ich meine Freiheit, vielleicht mein Leben, um den Schuldbrief einzulösen, der das

Verderben guter Menschen herbeiführen sollte. Ihr fühlt es nicht, was es heißt, das theure Vaterhaus, das geliebte Vaterland zu verlassen; doch betrete ich sofort die fremde Bahn, denn kein Vorwurf belastet meine Seele. Doch Ihr, die Ihr Euch begnügt unter euren Schätzen, seid Ihr denn glücklich? O! seid versichert, wie Ihr, eurer Schuld bewußt, jetzt zittert, werdet Ihr einst fürchterlich beben vor dem Schuldbuche des großen Weltenrichters, in welchem euer Name unvertilgbar und unauslöschlich aufgezeichnet ist."

Der alte Harpagon reichte dem Strafpredi-ger mit niedergeschlagenem Blicke den Schuld-schein, ohne die Summe auch nur berührt zu haben. Froh im Herzen, wenn auch mit leeren Taschen, ging der Jüngling jetzt dem theuren Vaterhause entgegen. Sein Lebensmuth, sein Thatendurst hoben ihm sicher die Brust. Blut und Leben zu wagen, um als Held und Sieger zurückzukehren, schwur er im heiligsten Vater-landseifer.

Nach vier Wochen stand Fritz Hermann, stattlich aufgeputzt, als Jäger vor seinem Vater, und bat um seinen Segen. — Nur allmählig konnte sich das Vaterauge an diesen Anblick gewöhnen; viel, sehr viel kostete es dem Schwachen, diesen wohlgerathenen lieben Sohn von sich zu lassen. Die Thränen der Mutter, das Schluchzen der Schwester, machten die Scene noch rührender. — Da pocht es an die Thür, und herein tritt der Oberamtmann Sternberg.

„Grüß' euch Gott, liebe Nachbaren!" — sagte er freundlich, und betrachtete mit innigem Wohlgefallen den schönen Jäger. „Herzensjunge, komm' in meine Arme!" rief er mit einer Thräne im Auge. „In Dir erblüht mir meine Jugend. Wie Du, ging auch ich einst zu Felde, ich hielt mich brav, avancirte bis zum Capitain, brachte diese Narbe," hier wieß er auf die Stirn, „mit zurück, und erhielt von meinem gnädigen Fürsten, nach geschlossenem Frieden, Brod und Versorgung. Mit Lorbeeren geschmückt, wirst auch Du einst zurückkehren, und noch im späten Alter froh auf diese Jahre zurücksehen." — Unver-

merkt ſteckte er dem guten Fritz eine volle Börſe in die Hand, und wandte ſich dann, noch ehe dieſer zu Worte kommen konnte, an die Alten, und lud ſie ſämmtlich als liebe, willkommene Gäſte auf ſeinem Gute ein. Doch Vater Hermann fühlte ſich zu ſchwach; Gattin und Kinder wollten ſich nicht von ihm trennen, und ſo wurde die ehrenvolle Einladung von der Familie höflichſt abgewendet.

„Ich ehre dieſe herzlichen Empfindungen,“ ſprach Sternberg. „Doch einen frohen Abend müſſen wir noch zuſammen verleben. Wird es Euch nicht unangenehm ſein, ſo kommen wir zu Euch herüber.“

„Herr Oberamtmann, dieſe Ehre — wie kann — wie ſoll ich“ —

„Keine Umſtände, gutes Frauchen,“ unterbrach Sternberg das in Verlegenheit gerathene Mütterchen. „Ich ſorge für Küche und Keller: Alles ſoll vom Amte herübergeſchafft werden. Ihr ſorgt dagegen,“ fügte er in vertraulichem Tone hinzu, „für einige frohe Gäſte.“ —

Vater Hermann war dies gerade nicht

angenehm; er hätte den letzten Abend so gern unter sich, ganz ohne Zeugen zugebracht: doch des edlen Mannes guter Wille, seiner treuen, gutmüthigen Gattin Freude, die sich durch diese Aufmerksamkeit so geehrt glaubte, machten auch ihn froh. Mit einem Lächeln sah er, wie die gute Hausehre mit geschäftiger Hast alles ordnete, säuberte und einrichtete, wie sie die lange nicht gesehenen Ehrenkleider des Väterchens, so nannte sie ihren lieben Mann, herbeiholte, und ihn sorgfältig putzte. — Des Pastors und des Gütsbesitzers Mühlheims Familie wurden eingeladen, an dem Abschiedsschmause Theil zu nehmen, und vom Amte wurde Alles, selbst das feinste Gedeck und das schönste Silbergeräthe, so wollte es der Oberamtmann, in Hermanns Wohnung geschafft.

Der Abend erschien, und mit ihm die Gäste. Alle begrüßten sich in ungezwungener Freundlichkeit, und beeiferten sich, die schwarzen Wolken von dem bekümmerten Elternpaare zu verscheuchen. — Mathilde, Sternbergs jüngste Tochter, ein allerliebstes Mädchen, von etwa

vilf Jahren, gewann durch ihre liebenswürdige Herzlichkeit und zartes Mitgefühl alle Herzen. Sie bewunderte Fritzens edle Handlung, nannte ihn ihren dritten und lieben Bruder, den sie täglich in ihr Gebet einschließen wolle, da sie ihm der guten Mutter Ruhe verdanke, und machte sich nur um ihn zu schaffen. Ludwig, Mühlheims einziger Sohn freute sich der unvermutheten Zusammenkunft mit seiner geliebten Marie, und die Oberamtmannin mußte es sich, wiewol ungerne, eingestehen, daß dies arme Landmädchen ihrer ältern Tochter an Schönheit und Liebenswürdigkeit nichts nachgebe, durch Anspruchlosigkeit und zarte Weiblichkeit aber bei weitem überstrahle.

Bald dampften die aufgetragenen Speisen ihren einladenden Wohlgeruch, und jeder führte seinen gewählten Gegenstand zur Tafel. Fröhlich kreiste der Pokal die Runde, und stimmte die Gemüther zu hoher Seeligkeit. Mancher Toast war schon ausgebracht, als Mathilde, die ihren Platz bei Vater Hermann genommen hatte, aufstand, das Glas ergriff, und mit

kindlich-naiver Stimme laut ausrief: „Dies Glas dem neuen Bruder! dem braven Fritz!“ — „Er lebe! der brave Sohn!“ hallte es wieder aus jedem Munde. — Da strömte des feurigen Jünglings Brust über, er nahm das Glas: „Der würdige Greis, mein guter Vater! er genese! er lebe! daß ich ihn einst wiedersehe!“ und von Begeisterung hingerissen, sank er an das treue Vaterherz.

O gute Menschen! genießt der gegenwärtigen frohen Augenblicke; wer weiß, ob — doch wir wollen den Schleier der dunkeln Zukunft nicht zu enthüllen wagen. — Ziehe hin, guter Jüngling. Möge doch manch Freudenblümchen erblühen auf fremden Boden, und dich lohnen für deine kindliche Liebe. —

Lange herrschte Trauer in der stillen Wohnung des Pachters Hermann. Die sanfte Marie vermißte den immer frohen und lebhaften Gespielen. Oede war es, wohin ihr Fuß trat, und nur zu oft traf sie die Mutter mit verweinten Augen. — Da wurde es bei her-

annahenden langen Winterabenden Mühlheims Ludwig von seinem Vater aufgetragen, zuweilen bei Gevatter Hermann einzukehren, und diesem durch Vorlesen mancher politischen oder andern Blätter die Zeit zu verkürzen. Pünktlich und gern befolgte der gehorsame Sohn des Vaters Geheiß; denn außer der Anhänglichkeit, die er für den alten Hermann auch wirklich hegte, zog ihn noch ein gar starker Magnet in die Pachterwohnung, — das mildstrahlende Auge der lieblichen Marie, das ihm so wunderhold entgenlächelte, und willkommen hieß. — Beide liebten einander, ohne sich auch nur ein Wörtchen von Liebe zu sagen. Ihre Gefühle waren so heilig und rein, wie sie einst von dem Schöpfer in die Herzen des ersten Menschenpaars gepflanzt waren. — Jedes von ihnen fühlte sich glücklich und zufrieden in des andern Nähe, und wurde beklommen und traurig, wenn's an's Scheiden ging. So lebten diese guten Naturkinder mehrere Monden, als ein widriges Geschick sich gewaltsam zwischen sie drängte, und ihren Himmel verdunkelte. —

4.

„Sag mir," fragte Vater Mühlheim eines Morgens, seinem Ludwig nachsehend, seine Gattin, „was fehlt dem Jungen? schleicht er doch wie ein Kranker, dem die Seele bald entfliehen will, in sich gekehrt umher." —

„Leider seh' ich's nur zu gut," seufzte Bertha, und trat ihm zur Seite; „kaum erkennt man ihn ja noch. — Aber wo will es hinaus?" setzte sie kopfschüttelnd hinzu. „Keine Eßlust, ich fürchte" —

„Was fürchtest Du?" fiel der Besorgte hastig ein, „sprich, was ist die Ursach?"

„Nur gelassen, lieber Mann," entgegnete Bertha, und setzte sich an ihre Arbeit. „Bloße Muthmaßungen; — doch wenn ich nicht irre," setzte sie lächelnd hinzu, „so ist der Kopfhänger verliebt, und das bis über die Ohren."

„Wär's möglich! — und das sollte meiner Aufmerksamkeit entgangen sein!" —

„So ist's, Alterchen!“ bejahte Wertha neckend, „und“ fügte sie muthwillig hinzu, „willst Du denn der Letzte deines Stammes sein?“

„Nun, in Gottes Namen, mag er heirathen! Er ist vier und zwanzig Jahr alt, ist ein brauchbarer Landmann und guter Wirth, er wird bei einem braven Weibe nicht verderben. Auch“ fügte er mit Nachdruck hinzu, „ist sein Herz mir Bürge, er macht kein Mädchen unglücklich.“ — „Nein, gewiß nicht!“ stimmte Wertha dem Gatten bei, und höher hob sich das Mutterhaupt. —

„Jetzt erklär' ich mir des Burschen Erbleichen“ hob Mühlheim nach einer Weile von neuem an. „Als ich, ihm eine Freude zu machen, ihn auf einige Monate zu seinem Oheim schicken wollte, von wo er mir, wie ich im Spaß hinzusetzte, eine hübsche Schwiegertochter mitbringen sollte; denke nur, statt daß der Junge, wie ich erwartete, mein Anerbieten mit Freuden annehmen soll, steht er da wie ein armer Sünder, gafft mich an, und weiß kein Wort hervorzubringen. Als er endlich wieder Sprache er-

hält, macht er mir weiß, es gehe ihn sauer an, sich so lange von den lieben Eltern zu trennen. Ich alter Narr freue mich recht herzlich über des lieben Kindes Anhänglichkeit, und lasse mir so eine derbe Nase drehen. — Nun warte, ich will dich" — brummte Vater Mühlheim, und füllte den großen meerschaumenen Pfeifenkopf.

„Mach's gnädig, Väterchen!" schmeichelte Bertha, das Wachskerzchen anzündend; „das liebe junge Völkchen hat so in den Jahren seine kleinen Geheimnisse." —

„In die sich die zärtlichen Mütter von den lieben Söhnchen nur gar zu gern einweihen lassen," fiel der Alte mit einem Seitenblicke schmunzelnd ein. — Lieb' Weibchen wollte antworten, doch ließ er sie nicht zu Worte kommen, sondern fuhr jetzt in einem ernsten Tone fort: „Bertha, du kennst meine Grundsätze, von denen ich im Betreff ehelicher Verbindungen durchaus nicht abgehe. — Erstens muß das Mädchen fromm, sittsam und häuslich sein;" — „allerdings," nickte bejahend die Gespannte, „und?" — „zweitens muß sie von guter unbescholtener Familie,

und dieſe weder von höherer noch niederer, ſondern mit uns gleichen Standes ſein; drittens — ein Huſten hemmte ſeine Sprache, und als ſchäme er ſich vor ſich ſelber, ſo etwas ſagen zu müſſen, fuhr er dann geſenkten Blickes und mit gedämpfter Stimme fort: „drittens muß ſie ein gleiches Kapital aufzuweiſen haben; denn ich bin überzeugt, ohne Uebereinſtimmung der Erbengüter beſteht kein wirkliches, dauerhaftes Glück in der Ehe.“ —

„Wenn alſo alles bis auf den letzten Punkt zuträfe, würdeſt Du deinen einzigen Sohn wol dieſer Grille opfern?“ —

„Opfern! — wer ſpricht von opfern?“ fiel der Alte aufgebracht ein, und durchtrappte das Zimmer, daß der Fußboden zitterte. „Aber“ fragte er dann mit gemäßigter Stimme, „wer iſt denn das Mädchen, mit dem ſich der Junge zu meinem Leidweſen ſo heimlich verplempert hat? — „Nur heraus damit!“ ſetzte er dann etwas bitter hinzu. „Ich wette', lieb' Weibchen iſt die Vertraute des verliebten Kopfhängers.“

„Du thuſt mir Unrecht, Alterchen,“ ver-

ſetzte Bertha verweiſend: „noch nie fandeſt Du mich unwahr, und ſo wirſt Du mir glauben, wenn ich Dir verſichere, daß zwiſchen mir und unſerm Sohne nie ein Wort über dieſen Gegenſtand gewechſelt wurde; doch nach aller Wahrſcheinlichkeit iſt's keine andere als meine Pathe, das gute Mariechen. —

Verdrießlich rieb Mühlheim ſich die Stirn, und ging unruhig umher. „Ich alter Thor, murmelte er in ſich, „warum gab ich auch ſelbſt Anlaß! — Thut's mir doch um dieſes Mädchens willen doppelt leid; — doch aus der Heirath kann nun einmal nichts werden. Darum liebes Herzensweibchen," ſetzte er mit weicher Stimme hinzu, „ſei vernünftig, ſuch' den Leutchen die Idee auf gute Manier aus dem Kopfe zu reden, ich meine, ohne ihnen gerade wehe zu thun — ſo — nun du wirſt's ſchon zu machen wiſſen."

„Ach!" ſeufzte Bertha, „ob's auch gehen wird!" und das Mutterauge füllte ſich mit Thränen.

„Es muß, es muß!" fiel Mühlheim heftig ein. — Die Falten, die ſich auf ſeiner

Stirn zusammenzogen, die Rauchwolken, die er hastig in die Luft sagte, überzeugten das kluge und zugleich sanfte Weib, daß in diesem Augenblicke nichts zu machen sei. Doch hoffte sie von der Liebe des Vaters zu seinem einzigen Sohne, was gegenwärtig durch Widerspruch nicht zu erlangen war.

Doch diesmal hatte das gute Weib sich verrechnet. Schon am zweiten Morgen sah sie ihren guten Ludwig blaß und bewegt sich in den Reisewagen neben den einspännigen Vater setzen. Lange sah sie den Scheidenden nach, und kehrte dann mit gebrochenem Herzen in die öde Wohnung zurück.

5.

„Hier bring' ich dir meinen Ludwig" sagte Vater Mühlheim, und drückte den lang entbehrten Bruder an sein Herz. „Du magst ihn" flüsterte er, „von einer Leidenschaft heilen, die ich zwar nicht verdamme, gewisser Gründe halber jedoch nicht billigen kann." — Der gutmüthige Onkel betrachtete kopfschüttelnd den blassen Neffen, und schon wollte er eifernd über den Unbarmherzigen losdonnern, als dieser, ihn begütigend, entgegensetzte: „Ich weiß, was Du sagen willst; doch kränke mich nicht; geschehene Dinge sind nicht zu ändern." — Der Bruder versprach sein Möglichstes zu thun, und mit schwerem Herzen eilte er nun zu der bekümmerten Gattin zurück, die zum erstenmale unzufrieden mit ihm, ihn einen hartherzigen Vater nannte.

Doch um Mühlheim Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mag der liebe Leser wissen,

daß dieser nichts weniger als geizig noch despotisch zu handeln Willens war. Frühere Ereignisse zwangen ihn zu dieser Handlungsweise. — Bertha war seine zweite Gattin; Julie, die erste, war die einzige Tochter eines reichen und sehr angesehenen Gutsbesitzers, bei welchem Mühlheim Verwalter war. Das Mädchen war wunderschön, es glich einer schönen Rosenknospe, die sich ihrer Entwickelung nähert, von jedem bewundert, der sich ihr näherte, von dem Vater aber abgöttisch geliebt. — Mühlheim, der schöne, bescheidene und kräftige Jüngling, hatte einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf das Herz des zartfühlenden Mädchens gemacht. Beide liebten sich unaussprechlich, und nur die heiligsten Betheurungen der geliebten Tochter, daß kein andrer, als dieser, sie beglücken könne, vermogten endlich den stolzen Mann, wol seine Einwilligung, doch nicht seine herzliche Zustimmung zu geben.

So kam er, der Unbegüterte, zu großem Ansehen, und wurde vor den Augen der Welt, ein beneidenswerther, glücklicher Mann; doch

nur zu bald sah er sich von dem wandelbaren, tückischen Glücke verlassen. — Die stolzen Verwandten neigten sich zu dem Vater, Jeder ließ die Neuvermählten Spott und Geringschätzung fühlen, und nannte diese Verbindung eine Mesalliance. — So fand Julie den schlichten, geraden, mit den Kunstgriffen der gebildeten Welt unbekannten Gatten nur zu bald alltäglich. Den, den sie vor kurzem als Liebhaber bewundert hatte, fand sie jetzt nur erträglich. — Mit der Erfüllung ihres Wunsches, mit den nun besiegten Hindernissen war ein hohes Interesse aus ihrem Leben verschwunden. Sie war jetzt in seinem Besitz, und ihr Eigenwille war befriedigt. Das Bild ihres künftigen glanzlosen, häuslichen Lebens stand in ancklender Einförmigkeit vor ihr. Sie wurde mürrisch. Friede, gegenseitiges Vertrauen floh sie, und täglich wurden sie sich fremder. —

Der stolze Vater behandelte seinen Schwiegersohn als seinen Untergebenen, und ließ ihn sichtlich seine Geringschätzung fühlen.

Mühlheim drang in seine Gattin, sich

von der stolzen Umgebung zu trennen, und an seiner Seite in stillem Frieden zu leben. — Sie weigerte sich; sie wieß ihn auf das heilige Naturgesetz, dem sie, als einziges Kind, um desstomehr untergeordnet zu sein glaubte.

Dies stete Mißverhältniß nagte nur zu bald an dem Leben des jungen Weibes. Mühlheim sah mit blutendem Herzen täglich ihre Munterkeit, ihre jugendlichen Reize schwinden. Zum letzten Male beschwor er sie bei ihrem beiderseitigen Glück, bei ihrer Ruhe, bei Allem was ihnen theuer und werth war, die prachtvollen Gemächer zu verlassen, und mit ihm in die friedliche Wohnung zu ziehen. Er wolle für sie arbeiten, sie pflegen als sein kostbares Kleinod. — Julie wurde weich; sie schien nachzusinnen. — Mühlheim schöpfte Muth. Mit Wärme ergriff er ihre Hand, und drückte sie an seine heißen Lippen. „Glaube mir, gutes, liebes Weib," fuhr er fort: „um wahrhaft glücklich zu sein, braucht man wenig. Nur Liebe, Vertrauen und Genügsamkeit sind die drei unzerstörbaren Grundpfeiler, auf die

sich eine friedliche, dauerhafte, glückliche Ehe fest stützet. Daher schenk' mir dein Vertrauen; sei offen, nicht verschlossen; verscheuche alles, was unserer Liebe im Wege steht; oder solltest Du mir deine Liebe schon entzogen haben?" — Hier sah er ihr mit prüfendem thränenvollen Blicke in das schöne schmachtende Auge. —

Julie war eitel, charakterlos und gefallsüchtig, aber nicht böse; sie hatte Verstand und Edelmuth, um bewundern, und Herzensgüte, um lieben zu können. Mühlheims gutgemeinten Worte hatten, mehr aber, als diese, sein offenes redliches Auge, in dem das reine Feuer der treuesten Liebe entbrannte, zu ihrer Seele gesprochen. Die Thränenperle, die auf seine blasse Wange geträufelt war, war brennend heiß auf ihr Gewissen gefallen, und mehr als tausend Ankläger sprachen ihr Unrecht zu. — Innig bewegt und mit einem Gefühl, das nicht herzlicher am Trauungstage für ihn gesprochen hatte, schloß sie ihn in ihre Arme. — „Alles, Alles, verspreche ich dir, Alles will ich thun, was mit deinen Wünschen, mit deinem Glücke

zusammentrifft; nur vergieb dem leichtsinnigen Weibe, das deine treue Liebe nicht" —

„Halt' ein! Julie, Innniggeliebte!" rief Mühlheim, küßte die Worte von den Rosenlippen der ihm Wiedergegebenen, und umschlang sie mit seinen Armen.

Da hört man aus der Ferne ein dumpfes Gemurmel. Es kommt näher; die Thür öffnet sich, und der alte Herr wird in einem Tragsessel, ohne Zeichen des Lebens ins Zimmer getragen. Sein Gesicht ist entstellt, dick geschwollen und fast ganz unkenntlich. —

„Großer Gott, mein Vater! — Was ist geschehen? — Erwache! wenn du deine Tochter je geliebt hast." — Da schlägt er die Augen auf, zitternd reicht er seinem heißgeliebten Kinde die entkräftete Rechte, und ein tiefer Seufzer entwindet sich seiner beklommenen Brust.

Julie ist außer sich. Sie beschwört Gott, Ihr ihren Vater zu lassen. — „Fluche mir nicht, du strafende Gerechtigkeit!" ruft sie außer sich. „Nimm mir nicht den Schöpfer meines Daseins, von dem ich Undankbare mich in dieser unglück-

lichen Stunde zu trennen gelobte. Wie eine Wahnsinnige sank sie schluchzend an seinem Lager nieder.

Die herzugekommenen Aerzte fanden den Zustand des Kranken sehr gefährlich. — Ein Sturz vom Pferde hatte dem alten Herrn den Kopf, noch bedeutender aber die Brust verletzt. Er erholte sich zwar auf kurze Zeit, umarmte die jammernde Tochter; wieß aber den armen Mühlheim, der ihm mit zärtlicher Sorgfalt zu Hülfe eilte, mit abgewandtem Blicke von sich.

So starb der Unversöhnliche nach einigen Tagen in den Armen seiner Tochter, mit Haß gegen den Unglücklichen im Herzen, der Alles anwandte, seine verschlossene Brust reinern Gefühlen zu öffnen, um die trostlose Julie hierdurch der Verzweiflung zu entreißen.

Noch ehe ein Jahr verging, zerknickte die schöne Lilie unter des Grames und des Vorwurfs Last. — Nur mit Wehmuth konnte sie die Gegenwart des trauernden Gatten um sich ertragen, mit ruhiger Ergebung segnete sie die Stunde, die sie von dieser Erde lösen und mit dem ge-

liebten, von ihr gekränkten, Vater wieder vereinigen sollte. — Mühlheim ertrug mit Geduld die Launen der frommen Schwärmerin, und klagte sich oft im Stillen an als die Ursach ihres frühen Dahinwelkens.

Zu dem Schmerz des trauernden Gatten um die Hingeschiedene gesellten sich bald noch Sorgen und Unannehmlichkeiten von außen. — Sein Zartgefühl, die uneigennützige, reine Liebe zu Julien hatten es nie zugelassen, in der Kranken, auch nur entfernt, den Gedanken wach werden zu lassen, zu Gunsten Seiner, ihren letzten Willen durch eine testamentarische Urkunde niederzulegen. Kaum war die Verblichene der Muttererde wiedergegeben, so traten die lachenden und habsüchtigen Erben hinzu, nahmen sämmtliche Güter und Besitzungen in Beschlag, theilten sich, und ließen den Unglücklichen mit einem kärglichen Pflichttheile abziehen. Mühlheims Ehrgefühl weigerte sich zwar, solches anzunehmen; doch die Vernunft überzeugte ihn, daß er, bei der Aussicht in die Zukunft, leider in die traurige Nothwendigkeit versetzt sei, dies,

wiewol kleine, Kapitälchen jedoch nicht von sich zu weisen.

Mühlheim, dem peinlichen Aufenthalt zu entgehen, verließ die Gegend. Seine zerrüttete Gesundheit bedurfte Zerstreuung; er ging auf Reisen. — Manche schöne Gegend sah er, ohne sie anziehend zu finden, ohne sein Auge daran zu weiden. Doch endlich, endlich heilte die Alles lindernde Zeit auch seinen Schmerz. Sein Herz fing sich wieder an zu regen, er sehnte sich zurück in die theure Heimath, wo er als Knabe gespielt hatte, und als Jüngling so glücklich gewesen war. —

So kam Mühlheim nach sechs Jahren zurück. Doch mit dem Eintritt in die frühere Umgebung schmerzte die kaum vernarbte Wunde aufs neue. Alles erinnerte ihn an die Heißgeliebte. Lebensmüde schwankte er traurig umher. Die Blumen, die ihm sonst dufteten, ekelten ihn an; blüheten sie ja Julien nicht mehr! — Die Nachtigall schien ihm den Todtengesang des Leichhuhns zu krächzen. Kurz, in jedem Gegenstande fand er neuen Schmerz, neue Nahrung

für seine immer trüber und düsterer werdende Phantasie. So schwärmte er eines Tages gedankenvoll umher. Schon ward es Abend, als er sich vor dem Gottesacker befand, wo seine theure Gattin begraben lag, und von einer unwiderstehlichen Gewalt angezogen, öffnet er die Pforte, welche ihn zu dem Heiligthume, der Ruhestätte so vieler Seeligen, einlassen sollte. Ein heiliger Schauer überlief ihn, und in tiefer Demuth sank er nieder, und betete zu dem Ewigen, der sie einst Alle an jenem großen Tage der Auferstehung aus den Gräbern rufen wird.

Ein Todtengräber hat eben sein Amt verrichtet, und will zu Hause eilen, als er den Betenden gewahrt, und, ihn nicht zu stören, sich leise zurückziehe. — Mühlheim erhob sich, und der Alte redete ihn an:

„Tröst' euch Gott! lieber Herr, das Schicksal hat euch vermuthlich hart mitgespielt, und ihr wollt hier das Verlorne beweinen!"

„Ja, guter Alter, das will ich," erwiederte Mühlheim, und sein Auge suchte die Trauerweiden, die er vor seiner Abreise mit eigner

Hand der Geliebten gepflanzt hatte; die er aber nicht fand. Das einfache Denkmal, das sie einschloß, war verschwunden; statt dessen standen zwei hohe Marmorsäulen, die des Künstlers Hand mit großer Fertigkeit bereitet hatte.

„Liegt dort nicht die junge Mühheim begraben?“ frägt er anscheinend ruhig.

„Nennt sie lieber Julie, unser Fräulein,“ fiel der Alte verweisend ein. Mag ich doch den verdammten Namen gar nicht hören. — „Ach!“ setzte er wehmüthig hinzu: „es war eine gar holdselige Jungfrau, fromm und schön, wie ein Engel! — Ja, wäre die unglückselige Heirath nicht gewesen, Sie lebte noch, und der alte Herr hätte Ruh' im Grabe.“ —

„Wie, was sagt ihr? — Keine Ruhe im Grabe? — Wie könnt ihr nur so etwas“ —

„Laße das gut sein, lieber Herr!“ fiel der Todtengräber bedenklich ein; „behaltet ihr euren Glauben, und ich den meinigen.' Doch ihr'seid gewiß ein Fremder, sonst wär's euch sicher zu Ohren gekommen. Doch muß ich euch wol das Nähere mittheilen, damit ihr mich für keinen

sundsamen Hasen halten müßt. Zwar widerlegt dies schon mein Handwerk," setzte er granitärisch hinzu; „denn wer sich täglich mit Hirnschädeln und Schenkeln herumwirft, der muß bestimmt Courage im Leibe haben. — Ich habe ihn auch nie gesehen, aber im Schlosse — ach, du lieber Gott! — wie hat er da gehauset!" —

Siedendheiß überlief es den armen Mühlheim; in gespannter Erwartung bat er den Alten, in seiner Erzählung fortzufahren.

„Zuerst muß ich euch sagen," hob dieser an, und stützte sich auf seinen Spaden, „die hübsche Julie verliebte sich in einen armen Schlucker von Verwalter. Der alte Herr sträubte sich gar gewaltig gegen diese Verbindung; doch zuletzt mußte er, wiewol mit Groll im Herzen gegen den armen Mühlheim, seine Einwilligung schon geben. — Nun war Ruhe und Frieden vom Schlosse vertrieben; der alte Herr war ungern zu Hause, er trieb sich müerisch umher, Jagd und Trinkgelage mußten den Unmuth verscheuchen, bis er endlich durch einen Sturz vom Pferde plötzlich in seinen Sünden

hingerafft wurde; denn unversöhnt ging er von dieser Welt. Die fromme Tochter grämte sich zu Tode, und ließ den unglücklichen Gatten fast in Verzweiflung zurück, der nun von den böegesinnten Verwandten vom Schlosse verdrängt und in die weite Welt gejagt wurde. — Aber ich dacht' es gleich, das Ding geht nicht; das vornehme, aufgeblasene Volk kann nun einmal keinen schlichten, ehrlichen Mann unter sich leiden. Da kam auch vor kurzem so ein Geck aus der Stadt, und schnickerte so mir nichts, dir nichts, an meiner Liese herum; aber Mordsapperment, wie hab ich den Gelbschnabel fricassirt! — Denn ihr müßt wissen," setzte er mit Bravour hinzu, und warf sich in die Brust, „ich war früher ein rechter Haudegen. Mein Feldwebelstock hat manchen Burschen zugestutzt, und" —

„Aber, guter Alter, ihr wolltet mir ja von" —

„Ja, von wegen den seeligen Herrn," fiel der Alte ein, und rückte Mühlheim näher. „Seht nun, wie die neue Herrschaft das Gut

in Besitz genommen hatte, da war es, als ob der lebendige — Gott sei bei uns! — mit eingezogen wäre. Bald spukte es im Schlosse, bald trieb es sich in den Anlagewerken umher; bald fand man das liebe Herzogin todt, noch stehend, das Gesicht nach hinten gedreht, bald das schöne Federvieh zerzaust und zerfetzt; und — stellt euch vor — ganze Heerden Schnafe fand man oft des Morgens auf fremden Wiesen zerstreut umherblöcken. — Der neuen Herrschaft mocht's wol ein bischen warm werden unterm Wamms; man hielt Rath, und kam auf die Idee, den gekränkten Gast durch ein ehrenvolles Monument zu beruhigen und zu versöhnen. So kam es denn, daß die schlichten Kreuze und Trauerweiden durch diese kostbaren Denkmähler verdrängt wurden. — Doch alles umsonst; es blieb beim Alten: der Geist hauste fort, und wollten sie wollt oder übel, so mußten sie suchen, das Gut los zu werden. Es wurde öffentlich ausgeboten, und ein früherer Freund und Bekannter des alten seligen Herrn, der sich für seinen Besuch eben nicht

zu fürchten schien, erhielt die schönen Besitzungen für ein wahres Spottgeld."

Der redselige Alte hatte während seiner Erzählung Mühlheims aufgeregte Gemüthsstimmung übersehen. Jetzt erst bemerkte er, wie er, in Gedanken verloren, da stand, und sich nicht von der Stelle regte. „Nun, was sagt ihr zu der Geschichte?" fragte er, und schlug ihm ziemlich unsanft auf die Schulter. „Ihr seufzt! Jetzt gesteht ihr doch wol ein, daß das Alles nicht mit rechten Dingen zuging? — Und doch, denkt nur, wollte einst unser Pfarrer fest und steif gegen mich behaupten, daß hier ein versteckter Betrug verborgen gelegen hätte. — Doch es wird dunkel, lieber Herr; die Nacht ist keines Menschen Freund: soll ich euch rathen, so bietet ein andächtiges Vaterunser, und macht, daß ihr fortkommt. Haltet's mit den Lebendigen, und laßt die Todten ruhen!" — Bei diesen Worten warf er den Spaten über die Achsel, und entfernte sich.

Jetzt sah sich Mühlheim allein. Er stand vor dem Grabmahle des unversöhnten Man-

nes, der ihn gehaßt, und den er wider Willen tief gekränkt hatte. Ein kalter Schauer überlief ihn. „Fluche mir Unglücklichen nicht, Verklärter!“ rief er wehmüthig; „ich liebte ja deine Tochter innig und rein: sie zu beglücken, ihr ein frohes Alter zu bereiten, war mein Wunsch, mein innigstes Bestreben! — Und war dies Sünde! unverzeihliches Verbrechen!“ —

Jetzt näherte er sich der theuren Asche der Geliebten. Er starrte auf den kalten Stein. „Todt! todt!“ rief er, und Thränenströme flürzten über die bleichen Wangen. „Ach, er ist entflohn der Geist, zu gut für diese Welt, zu gut für mich! — Julie! verklärte Julie! o vergieb, wenn ich die unschuldige Ursach deines Todes war! Vergieb, wenn ich dich betrübte! — O sieh herab, heilige, erhöhete Seelige, und lies in meiner Seele, dann wirst du deine Vergebung mir nicht versagen.

Unbeschreiblich wogte und stürmte es in der engen Brust des Unglücklichen. Als wolle er Erhörung erstürmen, umklammert er die Säule, die sein Alles bedeckte. — Da zuckt es wie ein

electrischer Schlag durch sein ganzes Wesen. — „Ich bin verdammt!“ ruft er, und seine Augen starren auf eine Inschrift, welche er, der eingetretenen Dämmerung halber, kaum noch erkennen kann. Er liest mit zitternder und gebrochener Stimme:

„Hier ruht Julie, die zarteste und schönste ihres Geschlechts. — Sie starb als Opfer einer unglücklichen Verbindung in der Blüthe ihres jugendlichen Lebens.“

„O, so ist es ausgesprochen, das Richterwort! — Ja, ja, ich bin verdammt, von dem Vater, von der Gattin und von der Welt!“ rief er, und sank kraftlos auf die Stufen des Grabmahls. — „O Allgütiger!“ seufzte er, und hob beide Hände flehend zum Himmel empor, „sende deinen Todesengel herab, und ende meine Leiden.“ —

Der Himmel schien Mitleid mit dem Unglücklichen zu haben. Eine tiefe Ohnmacht überfiel den Erschöpften, und befreite ihn auf eine Zeit von der Marter des Vorwurfs, die in sei-

nem Innern wüthete, und seine Brust zu zersprengen drohete.

Ganz durchnäßt von Regen, erwachte er in der Mitte der Nacht. Er fühlte sich matt und krank, und nur mit Mühe konnte er sich bis zu des Pfarrers Wohnung fortschleppen. Der fromme Mann, ob er ihn gleich nicht kannte, nahm ihn jedoch mit brüderlicher Liebe auf. Bald verfiel der Unglückliche in ein hitziges Fieber, und wurde von heftigen Phantasien umgaukelt. Diese sind bald mit lieblichen, bald mit traurigen Bildern durchwebt. Der Redliche weicht nicht von seinem Lager, er bewacht ihn, wenn er im Fieberanfall aufschreckt, und lebensmüde, sein Dasein verwünschend, sein Ende herbeiruft. Er tröstet ihn, wenn er in ruhigen Stunden, wehmüthig, in Thränen aufgelöst, den Namen Julie stammelt; und nur zu bald erkennt der fromme Mann in dem abgemagerten Leidenden den sonst so blühenden, kräftigen Jüngling, den von ihm früher geliebten und so sehr bedauerten Mühlheim.

Die glücklich gewählten Mittel des Arztes,

mehr aber noch die sanften und herzlichen Zureden des Pfarrers, wirkten endlich wohlthätig auf den körperlichen, wie auf den geistigen Zustand des Kranken. — Allmählig schwanden die schwarzen Bilder von seiner Seele, und er ward wieder empfänglich für Lebensgenuß.

Der Pfarrer hatte eine einzige Tochter. In dieser einen hatte der Höchste ihn aber auch überschwenglich glücklich werden lassen. Der sanften Wertha himmlische Milde, die kindliche Liebe, mit der sie jedem entfernten Wunsche des Vaters begegnete, die Anspruchlosigkeit, die Natürlichkeit des einfachen, aber schönen Mädchens waren dem Kranken nicht entgangen. Was der Leidende bis jetzt bewunderte, fing der Genesene nun an zu lieben, recht aus voller Seele zu lieben. Er theilte sich dem edlen Mädchen mit. Diese war dem braven Mann nicht abhold. Beide baten den guten Vater um seine Einwilligung, und der gute Pfarrer gab ihnen seinen frommen väterlichen Seegen. —

Ein von Beiden ganz gleiches Kapitälchen wurde zur Einrichtung ihrer Wirthschaft angelegt.

Mühlheim pachtete ein Gütchen, zwei Meilen von dort, welches zwar nicht groß, doch gesunde, freundliche Umgebungen hatte, und nach einem Jahre führte er durch Schicksale und Leiden veredelte Mühlheim seine theure Bertha als Gattin dort ein.

Weise Sparsamkeit und richtige Ordnungsliebe von Seiten der jungen Frau; gründlich erlernte, und durch vielseitige Umsicht vermehrte und erprobte Kenntniß des gereiften Mannes brachten das einmüthige, friedliche Paar bald in eine merklich zunehmende Wohlhabenheit. — Nach mehrern Jahren kaufte Mühlheim das Gut, er vergaß des Schicksals frühere, harte Schläge, und lebte glücklich an der Seite seines frommen und tugendhaften Weibes.

Zwei Jahre waren verflossen, da beschenkte Bertha ihren Gatten mit einem holden Knaben, unserm Ludwig, der einzigen Frucht dieser Ehe. — Da beging Mühlheim die Thorheit, ein feierliches Gelübde abzulegen, daß wenn ihm Gott diesen Sohn erhalte, und er einst eine Lebensgefährtin wähle, diese ihm sowohl an Stande

als an Vermögen ganz gleich sein solle. — Er war schwach genug zu glauben, das Andenken an die Verstorbene dadurch zu ehren, und seinen Sohn des Vaters Unfälle nicht erleben zu lassen.

So handeln oft auch kluge Männer tadelnswerth, welche sich übrigens, Herren ihrer Leidenschaften zu sein, rühmen dürfen.

6.

Gleich dem Tode lag die Erde unter des Winters Leichentuche begraben. — Schnee sah das Auge, so weit sein Lichtpunkt drang. Gleich hohen Massen standen die nackten Bäume und Zweige empor, und die ganze Natur lag schlafend in öder Trauer.

So war es auch in Hermanns Wohnung. — Der Greis kränkelte wieder, seine Gattin erlag allmählig dem Gram, und Marie welkte gleich einer Blume, die vom Gärtner vernachlässigt wird, und die der rauhe Nordwind gefaßt hat, sichtlich dahin. Ihr sonst heiteres Auge erlosch, ihrem Gange gebrach die Munterkeit, sie wurde einsylbig, und suchte die Einsamkeit. Denn ach, ihr guter Ludwig war — ohne Abschied von ihr zu nehmen — verschwunden! „Er kann dir auch nicht ein bischen gut gewesen sein; könnte er es sonst wol über's Herz bringen, dich so zu verlassen!“ seufzte sie täglich:

zwar lehnte sich ihr widerspänstiges Herz dagege
auf, und suchte tausend Gründe hervor, i
zu entschuldigen. — Doch endlich schwand al
Hoffnung, und immer trüber wurde ihr Gemüt
Das arme Mädchen hatte keine ihr an Jahr
gleiche Freundin in der Nähe, an deren Bus
sie durch Mittheilung ihr Herz erleichtern konnt
Ihre Eltern besaßen zwar ihr ganzes Vertrauen
doch der ernsten Mutter blasses Aussehen, d
Vaters tiefes Seufzen zeigte ja nur zu deu
lich, daß sie genug zu tragen hatten. Soll
sie ihren Kummer noch vermehren? — Nei
nimmermehr! — Sie litt im Stillen, d
leichte jugendliche Sinn schwand dahin, un
selbst der Mutter wiederholtes und besorgtes Fr
gen vermogte nicht, ihr Geheimniß zu en
locken. —

So verging der lange, lange Winter. D
ersten Strahlen der Sonne drangen durch de
bisher düstern Horizont, und erweckten die Ele
zu neuer Thätigkeit, belebten den Menschen z
neuen Hoffnungen und zu neuen Freuden. —

Marie, der es jetzt überall zu enge wurd

suchte das Freie; hier konnte sie ungesehen weinen, und sich Trost für lange, bange Stunden sammeln. Sie ging sie auch einst über die Wiese, pflückte die ersten Kinder des Frühlings in ihren Schooß, und setzte sich unter einen Baum dicht am Gehölz.

„Ludwig! ach Ludwig!“ rief sie im Schmerzensausdruck, „was that die die arme Marie, daß du sie so bald vergessen konntest! — Hattest du ihr auch nicht ein Wörtchen zum Abschiede zu sagen! — Sie weinte bitterlich, und zerknickte die Blümchen, die sie so eben mit zarter Hand gepflückt hatte.

Da sahe Karo, der treue Wächter, der zu ihren Füßen lag, plötzlich in die Höhe, und lief ins Gehölz. — Erschrocken springt das ängstliche Mädchen auf, und läuft, ohne sich umzusehen, der ebenen Wohnung zu. Doch kaum ist sie eine kleine Strecke fort, so kömmt das Thier mit einem Gemisch von Heulen und Bellen zurück, springt vor ihr in die Höhe, und läuft dann wieder zurück. Doch als Marie noch immer nicht still steht, blaßt das sonst so

gute Thier sie an, faßt mit den Zähnen in ihr weißes Schürzchen, und will das Mädchen diese nicht der Wuth des Hundes preisgeben, muß es sich schon gefallen lassen, still zu stehen, um den zottigen Unhold erst zu besänftigen. Da hört sie ihren Namen wiederholt rufen, — die Stimme scheint ihr bekannt, sie sieht sich um, und — welch Entzücken! — sie erblickt ihren Ludwig. — „Marie! meine Marie! — siehst Du vor mir?" ruft er, und im Moment steht er auch schon vor ihr.

„Ludwig! bist du es wirklich? — Aber, mein Gott, wie siehst du aus! bist doch nicht krank gewesen?" —

„Laß mich dich darum fragen, Marie. Wo sind die Rosen deiner Wangen? wo der heitre Blick, der jeden bezauberte? O, sag es mir, ist dir etwas begegnet? Vertrau' es mir, deinem Freunde." —

„Ach!" seufzte Marie, „die Einsamkeit, der lange, traurige Winter, des Vaters immerwährendes Kränkeln, die Sorge um den geliebten Bruder, und" —

„O, Marie! vielleicht auch der Gedanke an deinen Ludwig? O, dürft' ich's hoffen — doch ja, dein reines Auge ist der Spiegel deiner treuen Seele; Du hast den nicht vergessen, der nur an dich dachte, nur für dich lebte. — Geliebte, göttliche Marie, sprich es aus, das liebe, kleine Wörtchen!"

„Laß mich, Ludwig! — Ich muß — ach, du weißt nicht, — Hier stockte die bewegte Stimme, und in den langen Augenwimpern zitterte eine glänzende Thränenperle.

Ludwig ergriff ihre Hand, drückte sie an sein klopfendes Herz, und bald fragend, bald bittend, rief er: Mädchen, sprich es aus, das süße, süße Wort, liebst du mich!?" —

„Und wenn ich dich liebte!" — lispelte die Liebliche, und schlug ihr Auge errötend zur Erde.

„Dann, dann bin ich glücklich; o in diesen Worten liegt Entschädigung für meinen stillen Kummer! — Ja, ja, du liebst mich, Marie, wol nicht so heiß, so feurig, wie dich dein Ludwig liebt, aber doch warm und treu. — Mag

nun Alles um mich her vergeben, aus deinen Augen strahlt mir ein Himmel voll Lust und Wonne! dein freundlich, frommer Blick erhellt mein Inneres, giebt mir Muth und Kraft, die Widerwärtigkeiten zu besiegen — dich zu erringen." —

Jetzt erzählte Ludwig Alles, was er bis jetzt in seinem Herzen tief verschlossen hatte. Marie wurde weich. Auch sie gestand dem Geliebten, wie sie herzlich sich nach ihm gesehnt und sich seinetwegen gekümmert habe.

Diese gegenseitige Erklärung wirkte gleich dem Luftzuge auf einen stillglimmenden Funken; hell flackerte die Flamme in Ludwigs Herzen empor. — Heftig riß er die Geliebte an seine Brust. „Wie lieb' ich dich!" rief er, und in seinen Augen zeigte sich die Gluth seiner Liebe.

„Mit sanftem Widerstand versucht die schüchterne Marie sich seinen Armen zu entwinden. „Ungestümer — süßer Ludwig!" — flüstert sie leise, und drückt einen langen Vergeltungskuß auf die Lippen des Heißgeliebten, des Langersehnten. —

„Ewig, Marie, ewig bin ich dein! —

„Ewig, Ludwig, bin ich dein!“

„Nun, Marie, iſt der Wurm getödtet, der an meinem Leben nagte. In deinen Armen treffe mich Unglück, und ich will nicht klagen, nicht verzweifeln.“

„Ach, Geliebter!“ erzitterte das Mädchen, und ſchlang den weißen Arm um ſeinen Hals.

„Hier, Allwiſſender, höre das Gelübde unſrer ewigen Liebe!“ rief Ludwig begeiſtert, „und ſtrafe mich, wenn ich den Schwur je breche!“ —

„Amen!“ ſprach die fromme Marie, und Thränen der heißen Liebe beſiegelten den geſchloſſenen Bund. —

„Siehe, Ludwig, dort ziehet eine dunkle Wolke herauf. Wir müſſen eilen, ehe ſie näher kommt.“

„Laß ſie kommen, Marie. Du fürchteſt die Natur, und liebſt!“ — Liebt ſie nicht rein, wie wir?“

„Ich fürchte sie nicht als Zeugin unserer Liebe," erwiederte Marie, „denn nur unheilige Augen entziehen sich ihrem Anblicke. — Doch," setzte sie wehmüthig hinzu, „liegt nicht in ihr, wie in der Liebe, das tiefste Geheimniß verborgen?" —

Ludwig verstand die Hindeutung dieser Worte. „Auch unsre Liebe, theures Mädchen, muß ein Geheimniß sein," sprach er, „bis die Zeit kommt, wo gewisse Hindernisse gehoben sind, und ich dich selbst von deinen Eltern erbitte. Bis dahin bleibe diese Stunde für Jedermann ein Geheimniß. Nicht wahr, Marie, du erfüllst gern meine Bitte?" —

Marie versprach, das zu halten, wogegen sich ihr Gefühl sträubte. — Die Liebe war mächtiger als die Pflicht.

Die Wolke zog immer schwärzer herauf. In aller Eile kamen die Liebenden noch überein, sich alle Morgen hier einzufinden, um den jungen Tag mit einem feurigen Kusse zu begrüßen, und jeder floh dann seiner Wohnung zu.

7.

Mit dem Frühjahre begannen neue, starke Durchmärsche. Einquartirungslasten drückten die arme Familie Hermanns. Doch mehr als dieses ängstete die sorgsame Mutter die Gefahr, worin die schutzlose Marie schwebte; denn schon oft war das reizende Mädchen den Angriffen der rohen Krieger ausgesetzt gewesen. Wie sehr willkommen war ihr daher die Einladung einer entfernten Verwandten, sie auf einige Zeit zu besuchen, um ihr bei der einzurichtenden Aussteuer zu helfen, und dann ihrer Hochzeitsfeier beizuwohnen.

Anfänglich weigerte sich Marie; doch das Zureden der Eltern und die Furcht vor den rauhen und wilden Männern vermochten endlich die zärtliche Tochter, sich, wiewol ungern, von dem geliebten Vaterhause zu entfernen.

Drei Monate waren verflossen, und der Kriegstumult vorüber. Erfreuet, die schwere

Last zurückgelegt zu haben, athmete der friedliche Bewohner wieder freier in seiner, ihm nur noch lieber gewordenen, Hütte, und tröstete sich, des gehabten Verlustes wegen, mit einer bessern Zukunft. — Da erkrankte der entkräftete Hermann auf's neue, und verließ nur selten das Lager. Schonend benachrichtigte die sorgsame Mutter die Tochter von dem Rückfalle des Vaters, und setzte dann hinzu, wie sie wünsche, sie möge nun bald wieder zurückkehren zum heimischen Heerde.

Mehr bedurfte es nicht, um Mariens Sehnsucht zu beflügeln. Uebermorgen würde sie ohnfehlbar eintreffen, und dann den Vater mit doppelter Sehnsucht pflegen, war ihre Antwort.

Doch leider wurde der Zustand des Leidenden mit jeder Minute bedenklicher. In heftig aufgeregter Phantasie rief er unaufhörlich die Namen seiner Kinder; bald ermahnte er die Tochter, der Tugend stets treu zu bleiben; dann segnete er den Sohn, und nahm Abschied von der treuen Gattin, dankte in den rührendsten Ausdrücken für ihre Ausdauer und unaussprechliche

Geduld während seiner letzten traurigen Leidensjahre.

Mit Sehnsucht und unter heißen Thränen erwartete die arme Gattin die ersten dämmernden Strahlen des neuen Tages, wo sie die Magd fortschickte, um Marien verabredetermaßen bis zu einer zwei Stunden entlegenen Schäferei entgegenzugehen, bis wohin sie von ihren Verwandten geleitet wurde. Gegen eilf Uhr schlummerte der Kranke sanft ein. Die Gattin verscheuchte jedes Geräusch, um ihn nicht daraus zu erwecken. Ein Stündchen ruhigen Schlafs wird ihn erquicken, und der frohe Anblick und die Umarmung seiner geliebten Tochter beim Erwachen wird ihm dann neue Kräfte geben: so dachte das sanfte, duldsame Weib. — Welch' Zählen jeder Minute, welch' aufmerksames Horchen auf jedes Geräusch von außen und ängstliches Hinblicken auf jede Bewegung des jetzt wieder unruhiger Schlummernden.

Jetzt schlug der Kranke die Augen auf, und versuchte, sich aufzurichten. Er streckte beide Arme von sich, sein Auge suchte, was es nicht

fand, was aber seine Phantasie festhielt. — „Marie, geliebtes Kind!“ rief er in herzzerreißendem Tone, „komm in deines Vaters Arme! Hier bist du ganz sicher. — Wie, du fliehst vor mir? — Kennst du denn deinen Vater nicht? — Armes Kind!“ setzte er wehmüthig hinzu, „so bist du denn für mich verloren, und ich kann dich nicht retten!“ — Nun fing er heftig an zu weinen und zu wehklagen.

„Besinne dich, lieber Mann, Du hast geträumt,“ sagte beschwichtigend die Bekümmerte, und trocknete den Angstschweiß von seiner Stirn. „Sieh mich an, kennst Du denn dein treues Weib nicht!“ —

„Ach, ich träumte schwer! Ich sah meine Marie recht unglücklich,“ seufzte der Kranke. Gott sei gedankt, daß es nur ein Traum war! — Doch warum entziehst sie sich noch immer meinen Augen? Laß sie kommen, daß ihr frohes unschuldiges Lächeln das Toben in dieser beklommenen Brust besänftige.“

„Sie wird bald hier sein, gutes Väterchen,“ tröstete die Geängstete mit möglichster Fassung:

„die Luft ist heute ungewöhnlich schwül und drückend; gewiß haben die guten Leute in der Schäferei sie vermogt, die Mittagshitze erst abzuwarten.“

Da kam die ausgesandte Magd zurück, und überbrachte die Nachricht: Marie habe sich durchaus nicht länger wollen halten lassen, sie habe erklärt, die Angst um ihren kranken Vater lasse ihr nicht länger Ruhe, sie sei des Weges vollkommen kundig, und habe sich schon eine gute Stunde vor ihrer Ankunft aus der Schäferei entfernt.

Todtenbleich vernahm die Magd die Nachricht, Marie sei noch nicht zurück, und eilte, laut jammernd, zurück, ihren Liebling aufzusuchen. — Unter den bekümmerten Gatten herrschte eine bange Stille. Nur leise, verhaltene Seufzer der Mutter, und tiefes Aechzen und Stöhnen des Vaters war von Zeit zu Zeit hörbar. —

Schon ward es Abend, und noch immer traf Marie nicht ein. Da schickte Mutter Hermann alles aus, was unter ihrem Dache wohnte, die Vermißte aufzusuchen. Kaum waren sie fort, so umzog sich der Himmel. Das letzte Roth glänzte nur noch am Rande einer finstern Wolke, und immer schwärzer wurde der Horizont. Das lang' verhaltene Gewitter rauschte in furchtbarem Sturme durch das nahgelegene Gehölz. Der Donner rollte aus der Ferne immer näher, Blitze durchkreuzten die Luft, und fielen wie brennendes Feuer auf die rauchende Erde. Die nur leichtgebauete Pachterwohnung zitterte, und völlig menschenleer ward die ganze Gegend.

Todtenbleich stand händeringend die unglückliche Mutter vor der Wohnung, und schaute in die Ferne, die ihr Liebstes auf der Welt einschloß. Ihre Klagen verhallen in der stockfinstern Nacht, und ein Grausen, wie von einer dunkeln Ahnung, durchbebt die Geängstete. Sie eilt in die Wohnung zurück. —

„Bringst Du sie noch nicht zurück, Mut-

ter?" fragt der Schwache mit gefalteten Hän-den, und das arme Weib, keines Troſtwortes mehr fähig, ſchüttelt verneinend den Kopf, und flüſtert kaum vernehmbar: „Noch nicht."

Da brummt dumpf die Thurmuhr die zwölfte Stunde, und ihr Ton dringt fürchterlich zum Herzblute der Mutter. — Die weichere Weib-lichkeit bedurfte des Mannes, wiewol ſchwachen, Schutz. — Erſchöpft ſank die Gattin an des Gatten Bruſt. Laut erſchallen die lang' verhalte-nen Klagetöne beider um die Tochter.

„Laß uns beten, Vater, für unſer Kind!" ruft das fromme Weib, und mit nie gedachter Kraft zieht ſie ihn zu dem Schutz- und Heili-genbilde der heiligen Agathe. — Hier ſinken ſie auf ihre Kniee, heben Augen und Hände ſtillflehend in die Höhe, und erwarten in kind-lich-frommen Vertrauen vom Allvater Erhörung ihrer demüthigen Bitte.

Da kracht es donnernd über ihren Häuptern, und die friedliche Hütte erbebt, als ob ſie aus ihren Fugen geriſſen würde. In krampfhafter Angſt ringen die Bedrängten die Hände: „Gna-

de! Gnade! Allgütiger! errette unser armes, verlassenes Kind!" — Da erhellt ein Blitz das Halbdunkel des Stübchens. Die heilige Agathe sieht mit wehmüthigem Blick auf die Betenden herab; doch plötzlich werden ihre Züge finster. Es scheint, als wolle sie sich dem flehenden Mutterauge, das in reger Phantasie sie festhält, entziehen, und immer höher steigt die Angst der Mutter.

Da kracht es mit verdoppelter Kraft, das hohe Bild erbebt, und mit fürchterlichem Gepraßel stürzt die, vom Urgroßvater auf den Enkel vererbte, Schutzpatronin zu Boden. — Zu viel für die fromme, aber abergläubische Frau — Sie glaubt den zürnenden Gott in diesem Zufall deuten zu müssen: er will sie nicht mehr hören, er hat sein Gnadenauge von ihr abgewendet. In dieser Stimmung steht sie ihr Kind, von Gott und von der Welt verlassen, in öder Wildniß den Stürmen der Elemente preisgegeben, oder von ruchlosen Verführern geraubt, „geschändet" — hier wirrten ihre Gedanken ungeregelt durcheinander, entkräftet sank sie nieder.

Doch bald siegte die Mutterliebe über jede

andere Empfindung. „Meine Marie will ich aufsuchen, und sollten mich die Schrecknisse der Nacht verderben!“ ruft sie in wilder Verzweiflung. Sie ergreift die matt glimmende Leuchte, versieht sie mit neuer Nahrung, und will hinaus eilen; da fällt ihr Blick auf den schwachen Gatten, den sie in ihrem trostlosen Zustande ganz vergessen hatte, und welcher, umgesunken, mit gefalteten Händen dalag. Sie will ihn aufheben, ihn zum Lager führen; — doch vergebliche Mühe! — der fromme Dulder hatte ausgerungen; der mürben Hülle hatte sich der stärkere Geist entwunden; sie sollte nun ausruhen von langer Lebenslast.“

8.

Die Elemente hatten ausgetobt, das Unwetter war vorüber, und hell und klar stand der Mond wieder am schöngestirnten Himmel. — Da schlich Marie bleich und bebend, mit abgemessenen Schritten, auf ungebahntem Wege einher. Ihr sonst lockiges Haar hing aufgelöst und struppig um den Nacken, und bedeckte halb das schöne Gesicht; ihr Blick war scheu und schüchtern, und in jedem Geräusch, in jedem Schatten der Gesträuche fürchtet sie ihre Verfolger.

„Ich kann nicht weiter!“ ächzte sie, „und kostete es mir das Leben!“ — Erschöpft lehnte sie sich an eine Tanne. — „Ihr verderbenden Elemente,“ jammerte sie fort, „ihr entwurzelter Bäume, und mich Unglückliche verschonter ihr; hetzet mich auf zu stetem Unfrieden mit mir selbst! — Allerbarmer! nur noch einen zürnenden Blitz sende herab, der meine Qualen ende!

Doch meine armen, verlaſſenen Eltern, wie werden ſie um mich jammern!“ — Sie ſchwankte einige Schritte weiter. — „Ludwig, Geliebter, wüßtest Du deine Marie hülflos, gewiß du würdeſt ſie retten! Ach, könnt' ich ihn nur noch einmal ſehen, nur noch einmal ſeine liebe Stimme hören! Unſerm Ziele näher, reißt mich die ſtrafende Gerechtigkeit von dir, um hier im Elende zu verſchmachten!“ —

Die Sehnſucht nach dem Geliebten ermuthigte die Verirrte; neue Lebenskraft ſchien ſich in ihrem Körper zu regen; ſie windet ſich durch das wild verwachſene Geſträuch, und ſieht ſich bald auf ebenem Wege. Sie erblickt das Flimmern eines kleinen Lichtes, ein rothes Haus. — „Großer Gott! wär's möglich! Ja, ja, ſie iſt es, die liebe wohlbekannte väterliche Wohnung! ſie ſind es, die niedrigen mit Weinreben bewachſenen Fenſter, durch deren Blätter die bald erlöſchende Lampe zu mir herüberblickt! Dort harren die liebevollen Eltern der abweſenden Tochter! — der kranke Vater — o Gott! Gott!“ — Sie ſchaudert in ſich zuſammen, und ſchleicht mit

zogendem, wankenden Schritte der väterlichen Wohnung zu.

Eben liegt die jammernde Witwe auf ihren Knieen, und benetzt den kalten Leichnam mit ihren heißen Thränen; da tritt Marie gleich einem nachtwandelnden Gespenst in die Trauerwohnung, erblickt den Leichnam, und sinkt mit einem Schrei des Entsetzens leblos in einen nahen Stuhl. — Die Mutter sieht auf, erblickt ihr Kind, und in diesem Augenblicke ist alles vergessen und verschmerzt; hält sie doch ihr verloren geglaubtes Kind in ihren Armen! —

O Mutterherz! Wer wagt es, deine hohe Natur, deine heiligen Gefühle auszudrücken! — sie sind die feeligsten, die reinsten, von Gott selbst eingeweiheten! —

Schnell bedeckt sie den todten Körper mit einem Laken, um der Ohnmächtigen beim Erwachen den Schreckensanblick zu entziehen. — Ihre einzige Sorge ist jetzt auf die Wiedergefundene gerichtet. Sie läßt nichts unversucht, so

ins Leben zurückzubringen. — Endlich zeigen sich Spuren des wiederkehrenden Lebens. Sie schlägt die matten Augen auf, und sieht, wie aus einem Traum erwachend, sinnend rund um sich her, dann reicht sie tief aufseufzend der Mutter die Hand.

„Ach," flüstert sie, „ich träumte einen langen, fürchterlichen Traum! oder" — ihre Stimme wird schwankend — „war es Wahrheit, was noch so lebhaft vor meinen Sinnen schwebt? O Mutter, wende das thränenvolle Auge nicht weg von deiner unglücklichen Tochter!" — Ihr Blick späht wild umher, sie gewahrt den bedeckten Leichnam, und die beklommene Brust droht zu zerspringen.

„Bete, meine Tochter, zu deinem himmlischen Vater," ermahnte die Alte, „er wird dir Ruhe schenken. Du warst ja sonst so fromm und duldsam, tröstetest deine arme Mutter, und beschwichtigtest ihre Klagen; und jetzt, in diesem entscheidenden Augenblicke willst du verzagen?" —

Beruhigend und tröstend dringen die Worte

der Guten in das kindliche Gemüth der Tochter. Nach eingeführter Sitte eilt sie zu dem heiligen Hausaltare, um in Ehrfurcht und Demut ihr Herz vor Gott auszuschütten, und durch Gebet zu ermuthigen. — Doch welcher Anblick! — die heilige Agathe liegt zernichtet zu ihren Füßen, und eine nackte schwarze Nieſche, mit widrigen Spinnengeweben behangen, gähnt ihr gräßlich entgegen.

Kaum vermögen ihre Augen dies zu faſſen, und, wie angewurzelt, mit ausgeſtreckten Armen bleibt Marie zitternd ſtehen. — Da trat die Mutter ihr näher, und ſprach ihr liebreich zu: „Faſſe dich, gutes Kind! Ein heftiger Donnerſchlag ſchien unſre Wohnung zertrümmern zu wollen. In Schmerz aufgelöſt lagen wir hier, und baten Gott um deine Erhaltung; da erbebte der Boden unter unſern Füßen, es krachte wie tauſend Donner, und das theure Bild ſtürzte praſſelnd herunter. — Ach, es war eine ſchreckliche Nacht! — Doch der gute Gott hat dich mir wiedergegeben, und ich will nicht murren über mein Geſchick.“ —

Die letzten Worte hatten Mariens Ohr nicht berührt; denn außer sich, mit einem Blick, der die Seele durchschnitt, wiederholte sie die Worte: „Es fiel herunter, da sie für mich beteten! — Du zürntest der Sünderin, heiliges Wesen! Unwillig entzogst du den Armen dein Gnadenauge, da sie an heiliger Stätte für die sündhafte Tochter beteten!“ — Die Mutter, nicht deutend die Worte der Jammernden, will sie besänftigen; doch vor sich hinstarrend fährt Marie mit gedämpfter Stimme fort: „So hat mich denn Alles verlassen in dieser schrecklichen Stunde! — auch zu beten ist mir nicht mehr vergönnt!“ —

„Vater, Vater!“ rief sie, und zog das Laken von der erstarrten Hülle, „auch dein Ende beschleunigte die unmenschliche Tochter! Vergieb, vergieb der Unglückseligen, der reuigen Tochter!“ — Hier stockte Mariens Stimme, in Schmerz aufgelöst sank sie über den Entseelten, und in diesem Augenblick ertönt es hellklingend auf dem Fußboden, und der Todte ist wie mit Golde übersäet.

Endlich, nach langen wiederholten Versuchen, gelang es Mutter Hermann, die Ohnmächtige ins Leben zurückzubringen. Doch kaum gewahrte diese das blinzende Gold, so wurde ihr Blick wild und fürchterlich. Mit abgewandtem Auge giebt sie der Mutter zu verstehen, es wegzuräumen, und nur mit Mühe hält diese die Frage zurück, woher sie es habe; weil sie ihren Zustand nur dadurch zu verschlimmern glaubt. — Mit schwerem Herzen geht sie kopfschüttelnd an die Arbeit, und mit jedem Goldstücke, das sie in ihren Schoos sammelt, ist es ihr, als ob ein Grad von der Seelenruhe und Glückseligkeit ihrer Tochter verloren ginge.

Das schwere Werk war nun vollbracht. — Sie schüttelt den Goldhaufen leise in eine hinter dem Ofen stehende Wanlade, und nähert sich der Tochter, welche so eben einen Namenszug betrachtet, der mit schönen Verzierungen in ein blendendweißes Tuch, von seltener Feine, eingenähet ist; sie bemerkt, wie Marie bei diesem Anblick heftig bewegt wird, und als sie sich vor

der Mutter beobachtet sieht, es schnell in ihrem Busen verbirgt.

Nun versank Marie in ein dumpfes Hinbrüten. Die Mutter erschöpfte alle Hülfsquellen zu ihrer Beruhigung; doch Alles scheiterte an ihrem Stumpfsinne. Denn ach, wo ist Ruhe, wenn sie im Herzen keine Stütze findet! Wo findet der Leidende Frieden der Seele, wenn der Sturm im Busen wüthet! —

Die Unglückliche empfand nichts von Außendingen; alle ihre Empfindungen hatten sich im Innern vereinigt, um ihr Herz zu zerreißen.

Da pocht es leise an die Thür. Die Mutter weiß nicht, soll sie öffnen; da pocht es wieder, und herein tritt — Ludwig! Die Sorge um die Geliebte, die er am Nachmittage noch nicht zurück wußte, hatte ihn, sobald sich die Eltern zur Ruhe gelegt hatten, fortgejagt. Er glaubte, sie schliefen, und hatte durch schnelles Eindringen sie nicht erschrecken wollen.

Mit wenigen Worten erzählte ihm die Mutter das schreckliche Ereigniß, was sich seit seiner Abwesenheit zugetragen hatte, und wie der An-

blick des Entschlafenen — hier zeigte sie auf Marie — die Tochter in jenen Zustand versetzt habe. Kaum vernimmt Ludwig die Schreckensworte aus der Mutter Munde, so eilt er zu der Geliebten, und erschrickt über die leidende blasse Gestalt. Mit sanften, liebevollen Worten sucht er sie aus der Betäubung zu wecken.

„Sieh mich an, Marie! Dein Ludwig kommt, mit dir zu weinen, mit dir zu klagen um den herben Verlust; liebten wir ihn ja beide mit gleicher Zärtlichkeit. Denn bei Gott," setzte er bekräftigend hinzu, „ich liebte ihn, wie meinen eignen Vater!" —

„Ach, Ludwig," seufzte das Mädchen, seine Liebkosungen sanft abwehrend, „laß mich! Ich fühl's, der Friede meiner Seele ist auf immer dahin; denn dort, dort steht mein Ankläger, und — sie zeigt auf die wogende Brust — hier die Schuld."

„Halt ein, Marie! klage nicht dich als die Ursach seines Todes an. Längst schon harrte er ja mit Sehnsucht der Stunde seiner Auflösung; gönne ihm doch nun den ewigen Frieden.

— Sieh' sein sanftes, verklärtes Gesicht! Selbst der verderbende Tod ging schonend über die freundlichen Wangen hinweg; denn zeigen seine Mienen, seine Züge, auch nur eine Spur von Bitterkeit?" —

„Sein letztes Gebet," schluchzte die Mutter, „war Segen für dich, sein theuerstes Kleinod! — Sieh', Marie! selbst seine gebrochenen Augen scheinen noch auf dir zu ruhen." —

„Um mir zu fluchen!" rief Marie schaudernd ein. — „Doch nein, nein!" setzte sie wehmüthig lächelnd hinzu, „ein frommer Mann wirft mir nicht fluchen. Du wirst die Unglückliche bedauern, die mit einem Male so reich und zugleich so arm wurde."

„Um Gotteswillen, Marie, Du redest irre! Wußte denn der Schred so fürchterlich auf deine sonst so starke Seele wirken? — Sieh' mich nicht an mit diesen trockenen, starren Augen! — laß deine Thränen fließen! — weine! — Ich will mit dir weinen. — Aber, bei dem Andenken des Verklärten, schone deiner armen Mutter; sieh', wie sie deinetwegen trostlos jammert!"

Der Anblick der bekümmerten Wittwe, die knieend im Hintergrunde des Stübchens mit emporgehobenen Händen Hülfe von dem Höchsten erflehte, wirkte gewaltsam auf das erstarrte Tochterherz. — „Ich will mich fassen!“ rief sie mit gepreßter Stimme, reichte der Mutter die Hand, und sank in Ludwigs Arme.

„Und nun!“ rief der Hochbeglückte, und drückte Marie an seine tiefbewegte Brust, „bei der Hülle dieses Seeligen schwör' ich es, ich will nur für dich leben, für dich sorgen! Jeden deiner Wünsche will ich schon im Aufkeimen erspähen; und so, theures Wesen, sollst du froh und heiter an meiner Hand durch's Leben gehen!“ — Feierlich hob er die Rechte zum Schwur, und in seinen treuen Augen glänzten Thränen hoher Seligkeit und tiefen Gefühls.

„Ja, Ludwig, ich will dir vertrauen!“ erwiederte Marie; „lieb' ich dich ja doch mehr als mein Leben! — Aber,“ fügte sie bedeutend hinzu, „werden wir auch glücklich sein?“

„O gewiß, gewiß!“ bejahete Ludewig; „wir wollen ja gut und fromm sein. Und freute

sich nicht längst schon dein guter Vater unsrer Liebe? Und auch die Mutter wird uns ihren Seegen nicht versagen."

„Gewiß nicht, meine Kinder! den habt ihr längst. — Aber deine Eltern, werden sie ihre Einwilligung geben?"

„Das werden sie; lieben sie ja doch Marien wie ihr eignes Kind. Längst wäre es ja schon geschehen, wenn nicht ein unseeliges Vorurtheil" —

„Ich weiß Alles!" fiel die Alte ein. „Deine gute Mutter vertraute mir das Geheimniß einst in einer vertraulichen Stunde. Doch sie meinte, der Onkel würde die Hindernisse schon heben."

„Das wird er, ja gewiß!" rief Ludwig. „Fasse Muth, Bursche!" sagte er noch vor kurzem, als ich bei ihm war, „Marie wird doch noch die Deine! Denk', dein Onkel hat's gesagt! und was der einmal zusagt, das geschieht." — Seitdem erkundigt sich der edle Mann nun in jedem seiner Briefe nach der lieben Marie. Ich werde ihm nun schreiben. Ich kenne sein Herz.

es ist gut und bieder. Er liebt seinen Neffen, und glücklich machen ist sein Studium.

Eine Anwandlung von Schwäche nöthigte Mutter Hermann, den ehelichen Ludwig zu erinnern, daß sie von beiden Seiten der Ruhe bedürften, und einige Stunden Schlaf der wieder in Nachdenken versunkenen Marie sehr zuträglich sein würde. Ludwig entfernte sich, und beide eilten stillschweigend, jede mit geheimen Empfindungen kämpfend, seufzend dem Lager zu.

9.

Die zerstörenden Nachtwachen hatten die Gesundheit der Mutter Hermann schon längst untergraben; doch die aufgestandene Angst um die geliebte Tochter; das unerwartete Herabfallen des Heiligenbildes; der plötzliche Tod um den theuren Lebensgefährten: dies alles hatte die in ihrem Körper aufkeimende Krankheit mit Gewalt zum Ausbruch gebracht. Der Schlummer war von ihr gewichen, und krank und matt fand Marie sie am dritten Morgen.

„Ich werde sterben, liebe Tochter!“ sprach sie mit leiser Stimme; „ein verzehrendes Fieber wüthet in meinen Adern, und mein Ende ist nicht mehr fern.“ — Marie war trostlos. — „Weine nicht, gutes Kind! Gönne mir die Wiedervereinigung mit meinem treuen Lebensgefährten! — süße lange Gewohnheit zwingt mich zu diesem Wunsche. — Ich weiß dich in guten

Händen, darum sei getrost! Einst sehen wir uns wieder." —

„O leben sie, meine Mutter!" rief Marie, und sank in stummer Rührung am Lager nieder.

„Glaube mir!" tröstete die Schwache, „ich sterbe gern; denn mein Gewissen läßt mich in Frieden dahinscheiden: und dieß ist ja die größte Erleichterung, die uns in diesem entscheidenden Augenblicke werden kann."

Zwei Tage befand sich die Dulderin in stetem Fieber; und nur in einzelnen Momenten fühlte sie sich leicht. In diesen ordnete sie mit weiser Umsicht ihren letzten Willen, und empfahl die geliebte Tochter ihrer Freundin Bertha, die ihr feierlich gelobte, für die ihr Anvertraute gewissenhaft zu sorgen. —

Nun schloß Ermattung ihr Auge, leise atmete sie, und himmlischer Friede schien sich nun über sie zu ergießen. — Die Tochter kniete an ihrem Lager, schluchzend hielt sie beide Hände gefaltet, und flehte zum Höchsten, das Lebensziel der Mutter zu verlängern.

„Marie, wo bist du? hört' ich nicht

deine Stimme?" rief die Erwachte, und suchte die Hand der Knieenden. Doch der Blick war erloschen, er fand nicht die dargebotene Hand des Lieblings.

„O komm, daß ich dich segne!" rief sie in großer Hast, „ehe ich hinüberschlummre zu meinem ewigen Vater!"

„Nein, nein, es kann nicht sein! — Sie dürfen, sie können nicht sterben! — Gott muß sie mir erhalten!" —

„Unterbrich mich nicht, Marie! Wenige Stunden sind mir nur noch beschieden." Sie segnete die Schluchzende, und ermahnte sie, der Tugend stets treu zu bleiben; — da berühret eine leise Zuckung den Mund. — Sie faltet die Hände, das erblindete Auge starrt himmelan, immer unvernehmlicher wird das Athmen. Da senkt der Genius des Todes seine Fackel über sie. — Sie erlag im leichten Kampfe. —

Schlummre in Frieden, du Gerechte, du fromme Christin! die du den Guten so viel wirktest in deinem stillen Kreise! —

In völliger Geisteszerrüttung lief die arme Waise im Hause umher, ohne zu wissen, was sie that. Nach vielem Weigern mußte sie, fast mit Gewalt, das Trauerhaus verlassen, um in der guten Bertha eine mütterliche Freundin wiederzufinden. — Sternberg und der alte Mühlheim waren zu Vormündern für Marie und ihren entfernten Bruder ernannt. — Der Sarg der Erblichenen wurde dem ihres Gatten beigesellt, und so die Ueberreste des einmüthigen Paares selbst im Tode wieder vereinigt. Ein schlichtes Kreuz und wenige Worte bezeichnete den Hügel, und besagten den seltenen Werth der hier Ruhenden. Ihr Andenken blieb aber in Aller Herzen.

10.

„Sie kommen! sie kommen!“ rief Barbara, die Magd im Mühlheimschen Hause, und pauckte mit ihrer derben Faust gegen das Fenster, daß die Scheiben klirrten, und die in Gedanken versunkene Marie hoch aufschreckte, und lief dann, ihrem guten Herrn den Thorweg zu öffnen.

„Nun nimm dich zusammen, Mariechen, lieb' Täterchen mit einem freundlichen Blicke zu empfangen,“ sagte Bertha, ihrem Pflegling die Hand reichend, und eilte rasch ihr, den theuren Gatten zu bewillkommen, der wegen Regulirung des Hermannschen Nachlasses acht Tage abwesend gewesen war, und, von seinem Ludwig eingeholt, ins Zimmer trat.

„Herzlich willkommen, mein Aterchen!“ jauchzte Bertha, und umklammerte den Entbehrten, als wolle sie ihn aus ihren Armen nicht

wieder entlassen, und Vater Mühlheim herzte und küßte lieb' Weibchen, als habe er sie in Jahr und Tage nicht gesehn, und rief einmal über das andere: „was thut doch die liebe Gewohnheit!"

Gemüthlich setzte sich Vater Mühlheim nach der gehaltenen Abendmahlzeit, nach altem Brauch, in seinen grün-plüschenen Sessel, Ludwig füllte des Vaters Lieblingspfeife, und die wirthliche Bertha den großen Familienkrug mit kräftigem Biere, und setzte sich dann, den Strickstrumpf lösend, neben den Gatten. — Sie hatte so manches zu erzählen, was sich während seiner Abwesenheit in der Wirthschaft begeben hatte, daß sie in ihrem Eifer des Zuhörers Unachtsamkeit anfänglich nicht gewahrte; als sie jedoch einige Fragen an ihn richtete, und ganz verkehrte Antworten erhielt, das Pfeifchen nicht brennen, das Käppchen nicht sitzen wollte, und der Verlegenheits-Husten sich zwischendurch einstellte, da wurde sie unruhig. „Fehlt dir was, lieber Mann?" fragte sie ängstlich, — „dir ist doch wohl?"

„Sei unbesorgt, Frauchen, ich bin gesund

wie ein Fisch im klaren Wasser, und froh, Kinderchen, froh bin ich, wie ein König! — Doch kommt; du, Ludwig, setz dich hieher, und du, Marie, komm auf meinen Schooß! — Sieh' mich an, sei doch nicht so ängstlich! denk', ich wär' dein Vater, und du meine gute Tochter!"

Marie schluchzte laut, und wandte sich aus seinen Armen.

„Marie!" rief der Alte etwas empfindlich, „ist dir der neue Vater so zuwider?"

„Schone der hülflosen Waise," flüsterte begütigend die sanfte Bertha, — und führte sie ihm wieder zu.

„Na, na," entgegnete dieser, 's wird sich schon geben, wirst Ludwigs Vater schon vertrauen lernen!" und drückte das bängliche Mädchen nur noch herzlicher an seine Brust.

„Doch nun hört, Kinderchen!" fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er sein Pfeifchen wieder angeschmaucht und das Kleeblatt ihn umringt hatte. „Als ich den Nachlaß meines verstorbenen Freundes gehörig spezifizirt, den Leuten ihren Lohn gegeben und mich nun auf den Rückweg

machen will, tritt der alte Hans mir schluchzend entgegen. „Lieber Herr!“ spricht er, „zwanzig Jahre diente ich der guten seel'gen Herrschaft treu und recht; und Gott weiß, hätt' ich ihr Leben mit dem meinigen erkaufen können, ich hätt's gethan! — Ihr habt mir meinen Lohn gegeben; ich muß nun dieses Haus verlassen — muß“; — hier steckte des ehrlichen Kerls Stimme. Ich bot ihm, im Fall er um eine Herrschaft verlegen wäre, meine Dienste an. „Ich dank' euch, lieber Herr!“ versetzte er, „es soll euch nie gereuen! Doch eine Bitte,“ fügte er wehmüthig hinzu: „ein Andenken erlaßt dem alten Knecht von seinem braven, ihm gewogenen Herrn, — diese Bank, auf der er sein Mittagsschläfchen hielt, diese Bank, lieber Herr Mühlheim!“ — Ich gestand sie ihm herzlich gern zu. Die ehrliche Haut freute sich wie ein Kind, und ging hinaus, seine wenigen Habseligkeiten einzupacken. Das Bild meines verstorbenen Freundes stand in diesem Augenblicke so recht lebhaft vor mir. Ich fühlte, was es heißt, ein guter Mensch zu heißen. „Diese tannene Banklade, ohne al-

len Werth," dacht' ich, „hat für den treuen Knecht, da sein braver Herr darauf geruhet, so vielen Werth. Wahrlich, rief ich, „hier bewährt sich der goldene Spruch: auch die Frommen werden sterben, aber ihr Andenken bleibt in Segen! — Unwillkührlich öffne ich die Wandlade, doch denkt euch mein Erstaunen! — ein Haufen neugeprägter Goldstücke blinzelt mir aus dem armseligen Behälter" —

„Väterchen, du treibst dein Späßchen!" fiel Bertha ihm in die Rede. „Wie sollte ein Schatz! — Ach, geh mir doch!" —

„Ueberzeugt euch selbst, Kinderchen!" — rief der Alte, zog den verwahrten Beutel aus seinem Klausrocke hervor, und warf ihn lieb' Frauchen so derb in den Schooß, daß diese laut aufschrie. — Ludwig sprang herzu, löst'e das Band, und schüttelte den Fund auf den nahen Tisch. Marie seufzte bei dem Klange des Goldes laut auf, dann stockte ihr Athem, und wie ein weißes Marmorbild saß sie mit gefalteten Händen, und starrte den Zuspielen an.

Alle sahen einander überrascht an. Wer

tha war die erste, die ihre Freude in Worte
ausließ; sie umarmte bald ihren Gatten, bal
ihre Kinder. — „Ach, Väterchen!“ rief sie
„jetzt sind alle Hindernisse gehoben! Wie abe
nur — doch ich ahne — ja gewiß, so ist's
— Ich habe dem guten Schwager geschrieben
daß der alte Hermann gestorben, die Gatti
ihm schnell gefolgt sei, und Marie jetzt unt
unserm Dache wohne, und mein“ —

„Ganz recht, liebe Mutter!“ fiel Ludwi
ein, „das ist so des guten Onkels Weise; gew
hat er gesucht, durch eines Freundes Mitwirkun
den Schatz in die Lade zu bringen.“

„Und dieser Helfershelfer ist kein andrer
der ehrliche Johann,“ versetzte lächelnd Va
Mühlheim. — Forderte darum der närris
Kauz die Banklade, und fragte kurz darauf,
ich sie auch ausgeräumt, und er sein bisch
Haabe darin verwahren könne.“

Indem pocht' es heftig an die Thür, u
ein Bote tritt ins Zimmer.

„Grüß euch Gott, Vater Mühlheim
sprach der ehrliche Landmann, und reichte

traulich die Hand. „Euer Bruder schickt mich zu euch, ihr mögtet — hier öffnete er den Kober, und gab ihm einen Brief und ein versiegeltes Packet — dies gegen Quittung in Empfang nehmen.“

Bertha eilte, den Wandersmann durch einen Imbiß zu laben, Ludwig erkundigte sich herzlich nach des lieben Onkels Befinden, und der Alte erbrach hastig das Schreiben. Doch kaum hatte er einen flüchtigen Blick hineingeworfen, so füllten sich seine Augen mit Thränen. „O Marie!“ rief er, und legte das Packet in des blassen Mädchens Hände. „Lies, Ludwig! ich vermag's nicht.“ Die hellen Thränen flackerten des redlichen Mannes Wangen herab.

Ludwig nahm und las:

Geliebter Bruder!

„Die alten braven Hermanns sind in „dem Herrn entschlafen! — Wohl Ihnen! „sie ruhen sanft! — Du hast die Waise „zu dir genommen, das hast du gut gemacht! „aber der alte Onkel will auch nicht leer dabei „ausgehen. —

„Marie erhält anbei 2000 Rthlr. Hei
„rathsgut; für deinen Jungen magst du selbs
„sorgen. — Jetzt leg' ihre Hände in einan
„der, und gieb ihnen deinen Seegen. Di
„gute Bertha mag nun die Hochzeitsfeie
„einrichten. — Ja, ja, ich sehe schon da
„gute Weib in meinem Geiste, wie sie g
„schäftig — nur immerhin — keine Ku
„kerei, das rath' ich Dir! solche Tage mü
„sen gefeiert werden, die kommen nur einm
„im Leben! Sag' deiner Bertha, sofe
„das böse Zipperlein mich nicht abhält,
„tanzt sie ohne Gnade den Kehraus mit d
„alten Onkel."

„Küsse Marie in meinem Namen; b
„nem Ludwig sag', daß ich ihn recht
„Herzen liebe. — Erleb' ich die Freude,
„Gott ihre Ehe segnet, so soll der erste J
„ge nach mir Benedictus heißen ꝛc.

11.

Der Glücksstern schien jetzt über das Mühlheimsche Haus aufgehen zu wollen. Von allen Seiten lächelte ihm Friede und Freude. Auch der gute Fritz hatte geschrieben. Er war gesund und wohl, rühmte sich der Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, und war schon mehrere Stufen avancirt. Vater Mühlheim legte ein gleiches Capitälchen zu dem der geliebten Marie, und kaufte das bis jetzt vom alten Hermann in Pacht gehabte Hummelsche Gütchen, baute und verbesserte, so daß es fast nicht mehr zu erkennen war; und als das Trauerjahr zurückgelegt war, der Priester ihren Bund geschlossen und gesegnet, und die Festlichkeiten beendigt waren, da führte der frohe Vater das junge Paar in sein Eigenthum. „Lebt fromm und redlich, liebt und vertraut euch, dann werdet ihr glücklich sein!“ sagte er tief bewegt. „Der Herr segne euren Anfang! er segne eure Ehe!“ —

Der alte Onkel war kindisch-vergnügt im Anschaun der Glücklichen. Sein Herz sagte ihm, daß auch er sein Scherflein dazu beigetragen habe, und fing — doch ganz im Stillen — an, zu bereuen, daß er nicht früher sich solch eine liebliche Lebensgefährtin erkoren hätte; denn nur zu oft fühlte er schon den alten grämlichen Hagestolz.

Ludwigs Glück war nicht zu schildern; er nannte das geliebte Mädchen nun sein, das den Inbegriff seiner Wünsche, seines Strebens ausmachte; sein genügsames Herz fühlte sich so selig, es hätte sich gern Jedem mittheilen mögen. Er suchte zu helfen, wo er Noth sah, und hätte die ganze Welt gern glücklich gesehen.

Nur Marie, die sonst lebensfrohe Marie, theilte nicht diese Empfindungen, diesen seligen Genuß des redlichen Gatten. — Nicht selten fand man sie in Thränen, sie schreckte auf bei dem geringsten unvorhergesehenen Geräusch, lächelte ohne Ursach, und klagte, ohne Schmerz zu empfinden. — In ihrem Thun lag ein

Gemisch von Charakterlosigkeit; was sie heute lobte, war ihr morgen unausstehlich; überall fürchtete sie Unglück, und in dem geringsten Unfalle ahnete sie unabsehbare Folgen.

Ludwig wußte sich diese plötzliche Veränderung nicht zu erklären. Die gute Bertha gab es auf den frühern Schreck und vielen Gram, und Vater Mühlheim schüttelte bedenklich den Kopf und schwieg.

Der zärtliche Gatte suchte Alles auf, die düstere Stimmung der geliebten Gattin zu verscheuchen. — Mit Anstrengung suchte er die Geschäfte, welche ihn außer dem Hause hielten, so geschwind als möglich zu beendigen oder abzukürzen, um wieder bei ihr zu sein, und durch Zerstreuung, durch Vorlesen oder durch Umhergehen in der schönen Natur auf ihr Gemüth wohlthätig einzuwirken. — So gelang es ihm endlich, ihre Geistesverstimmung zu verscheuchen. Er hatte die Freude, die frühere Heiterkeit zurückkehren zu sehen, und meldete im Hochgefühle seiner Wonne den theuren Eltern die glückliche Gemüthsveränderung seiner geliebten Marie.

Diese wünschten ihm von Herzen Glück, und Alle lebten auf zu neuer Freude.

Einst an einem heitern Morgen, wo die Sonne in voller Pracht am blauen Himmelsfirmamente heraufstieg, fuhr Ludwig mit seiner Marie zu einem benachbarten Gutsbesitzer. — In sein Glück versunken saß das junge Paar neben einander, Auge hing an Auge, und suchte die Gefühle zu erhaschen, die in des andern Seele für ihn sprachen.

Schon war der Weg bis zur Hälfte zurückgelegt, da schlug der Wagen um, und mit einem Schrei des Erschreckens lag Marie leblos in des Gatten Arme.

Der Kutscher hatte schnell den Schlag geöffnet, und schwur bei seiner Fuhrmannsehre, wie es ihm unbegreiflich sei, daß der Wagen umgefallen, da der Weg eben und kein Stein des Anstoßes zu finden sei.

Mit Mühe brachte man die Ohnmächtige aus der Kutsche —

Da lag das liebliche Wesen bleich und kalt auf dem kühlen Rasen, und der arme Ludwig war außer Stande ihr zu helfen. Kein Haus war in der Nähe, keine Menschenseele zu sehen, die er hätte um Hülfe ansprechen können. Den Kutscher hatte er eiligst mit den Pferden nach dem nächsten Orte geschickt, um einen andern Wagen zu holen, da der seinige zerbrochen war. Die zärtlichsten Ausrufungen und Bitten vermochten nicht sie zu erwecken. — Da fiel ihm ein, etwas frisches Wasser könne ihr nützen, und schnell lief er fort, eine Quelle aufzusuchen.

Jetzt erwachte Marie wie aus einem Traume. „Wo bin ich?" rief sie aus: „wie bin ich hieher gekommen?" — Sie richtet sich auf, und nun erinnert sie sich des gehabten Unfalls. Ihr Auge sucht umher nach dem geliebten Gatten; da erblickt sie das Wunder der ganzen Umgegend, die große majestätische Mahleiche. — Wie vom Blitzstrahl des Himmels getroffen bebt sie zurück, und bedeckt mit beiden Händen das blasse Gesicht. „Gott im Himmel! Rächer des Unrechts!" schluchzt sie, „hier erkenn' ich

deine strafende Hand! O stürze nieder, d
Zeuge, meiner Vergehung, und mache mein
Qual, meiner namenlosen Gewissensangst e
Ende!" — In wilder Verzweiflung rang
die Hände, ihr Busen wogte und schien zerspri
gen zu wollen. — „Gott! du bist barmherzig
du kannst vergeben!" betete sie, und stürzte a
ihre Kniee; „vergieb auch mir! Gern, ach ge
will ich ja gut machen, was ich verbrach! —
doch ist dies möglich!" —

„O Ludwig!" fuhr sie nach einer We
wehmüthig fort, „warum mußte meine Li
zu die stärker sein, als meine Tugend!" —

„Marie! Marie!" schallt es jetzt a
der Ferne, und Ludwig sprengt mit verhäng
tem Zügel, seinen Hut mit Quellwasser gefü
dorther. Sie will auf ihn zueilen, doch i
Füße sind wie gebannt, und ängstlich streckt
ihm beide Hände flehend entgegen.

„O Ludwig, rette mich von diesem Sch
densorte, wenn du mich liebst, wenn du ni
willst, daß ich vergehe!"

„Ermanne dich, Theure! Gottlob, die G

fahr ist glücklich vorüber!" rief Ludwig, und schloß das geliebte Weib in seine Arme. Doch die Unglückliche hörte nicht auf seine Worte; mit wildem Blicke stierte sie auf einen Punkt unter der Eiche. Ludwig wußte sich dies sonderbare Benehmen nicht zu deuten. „Sieh' doch auf, Marie!" sprach er, sie zu ermuthigen. „Verherrlicht sich die Natur wol irgendwo, wie hier? Sieh' diese reizende Gegend! dies Meisterwerk des großen Weltenschöpfers, diese Eiche! wie sie ihre Aeste schirmend über uns ausgebreitet hat! — Hier laß uns ruh'n, bis" — —

„Nein, nein! sträubte sich die Zitternde, „laß uns fliehen!" Gleichviel wohin, flüsterte sie, und immer fürchterlicher wurde ihr Blick.

„Du bist krank, gutes Weib! deine schwachen Füße werden dich nicht weit bringen. — Doch willst du dies Pferd besteigen, das ich einem fleißigen Feldarbeiter abbettelte, so will ich dich zum nächsten Dorfe leiten." Willig nahm Marie diesen Vorschlag an, und der nun herzugekommene Landmann ließ sich willig finden, gegen ein Trinkgeld Ludwigs Wagen hier ab-

zuwarten, und mit dem Kutscher dann nachzukommen, um sein Pferd dort in Empfang zu nehmen.

Nach einer halben Stunde erreichten sie ein kleines Dörfchen. Ein Mädchen von etwa zwei und zwanzig Jahren stand vor einer kleinen armseligen Hütte, und schien Jemanden zu erwarten. Ludwig eilte auf sie zu, und bat, ihm für Geld und gute Worte ein Stübchen auf ein Stündchen zu überlassen.

„Von Herzen gern!" erwiederte diese. „Wir haben zwar nur dies eine, doch es ist Sommer, und da behilft man sich leicht überall."

Ludwig half der geliebten Würde vom Pferde, und das Mädchen führte sie in das enge niedere Stübchen, räumte und säuberte eiligst, so gut sie konnte, und machte eben Anstalt, ein schlafendes Kind aus der Wiege zu nehmen.

„Laßt das Würmchen schlafen," sagte Ludwig hinzutretend, es ist uns ja nicht im Wege, und zeigt mich doch zu eurem Bader."

Das Mädchen that's, kam bald zurück, und mit den Worten: „der Balg hat lange genug

geschlafen!" riß sie es unsanft aus dem Schlummer. Das Kind fing an zu grämeln; doch ein paar Schläge und einige derbe Scheltwörter brachten es zur Besinnung.

„Bitte, bitte, mich wiede buhn!" schluchzte das in Lumpen gehüllte Engelsbild, und streckte die zarten Händchen der Unbarmherzigen flehend entgegen.

„Wie könnt ihr nur so hart gegen dies unschuldige Wesen verfahren!" sagte verweisend Marie, und nahm das Würmchen in ihren Schutz.

„Ihr habt gut sprechen; — doch um des Bastards willen, der wer weiß wem zugehört, ist mein guter Name geschändet." Hier fing sie an zu weinen, und fuhr dann fort: „mein Jürge hatte mich so lieb, wir wollten bald Hochzeit machen, da" — —

„Seid ihr denn nicht die Mutter dieses Kindes?" fiel Marie fragend ein.

„Wie würd' ich denn mein Kind so hassen können!" versetzte die Weinende. „Wer weiß in welchem Wohlleben die Gewissenlose jetzt schwelgt,

ohne sich um ihr Fleisch und Blut nur im geringsten zu bekümmern; denn von vornehmen Herkommen ist es, das zeigten die feinen Windeln und die schöne Wäsche."

„Aber wie kamt ihr zu dem Kinde?" fragte in gespannter Erwartung die Kranke.

„Heute sind's gerade zwei Jahre, — ach! es war ein fürchterliches Wetter, die Haare steh'n mir noch zu Berge, wenn ich daran denke, es war, als solle die Welt untergeh'n, — da fand's die Mutter am Nachmittage fast ganz verklammt und verschmachtet unter der großen Mahleiche. — Ach! hätt' ich vorhersehen können," fügte sie nun erboßt hinzu, „daß mit dem Unglückskinde so viel Unheil in unsre Hütte kommen sollte, ich hätt's nicht so verpflegt, wie ich's anfänglich gethan habe." — Nun schluchzte das Mädchen, und fuhr dann in abgebrochenen Worten fort: „wie denn die bösen Leute so in der Welt sind, und keinem Menschen sein Glück gönnen, — mein Jürge war damals bei seinem Ohm, den er beerben sollte, da kommt er eines Tages zum Besuch, er sieht das neugeborne Kind und

ſtutzt. — Nach einigen Wochen kündigt er mir den Kram auf, und läßt mich ſitzen. — So bin ich nun das Gerede und der Spott des ganzen Dorfes.“ —

In dem Augenblicke trat Mühlheim mit dem Bader in's Stübchen. Marie war auf's neue recht ſchlimm geworden. Der alte Practikus unterſuchte den Puls, befürchtete eine Contuſion, die das Trepaniren nöthig machen könne, verordnete mehrere Medicamente, und wollte ſo eben zu einem Aderlaß ſchreiten, als Chriſtoph ganz außer Athem hereinſtürzte, und die Ankunft eines Arztes meldete, der ihm unfehlbar auf dem Fuße folge, und ſo die Arme aus den Händen dieſes Pfuſchers befreite.

Höchſt zufrieden mit des ehrlichen Chriſtophs treuem Dienſte eilte Ludwig hinaus, den Arzt zu empfangen, und wegen des Zuſtandes ſeiner Gattin geheime Verabredung zu treffen. — Kaum ſah ſich Marie allein, ſo zog ſie das Kind mit Heftigkeit zu ſich, betrachtete es wehmüthig, und winkte dann dem Mädchen,

sich ihr zu nähern. „Haltet das Würmchen besser!“ flüsterte sie ihr zu, und löf'te die Kette von ihrem Halse. „Sage deiner Mutter, ich würde nächstens wieder kommen und für das Kind sorgen.“ Mit diesen Worten drückte sie ihr den Halsschmuck und die Geldbörse in die Hand, und eilte dann, als würde sie gejagt, aus dem düstern Stübchen, und bat ihren Gatten, die Rückreise doch sogleich anzutreten, indem sie in dieser beklommenen, düstern Umgebung unmöglich länger dauern könne; und äußerst zufrieden mit der Kranken Verlangen machte der gefällige Ludwig sogleich Anstalt, und nach wenigen Minuten sah Marie die Hütte schon hinter sich. Sie bat den Kutscher mit merklicher Aengstlichkeit, doch ja einen andern Weg einzuschlagen, und ihr den Schreckensanblick zu entziehen.

Mehrere Tage mußte Marie das Bette hüten, und nur nach einigen Wochen war der Vorfall erst vergessen, und Marie völlig wiederhergestellt.

12.

Einſt kam Mühlheim, der ſeine Eltern beſucht hatte, früher, als man ihn vermuthete, zurück. Seine Marie zu umarmen, läuft er nach ihrem Zimmer, und findet es verſchloſſen. Er ruft und ſucht ſie überall, ſie iſt nirgend zu finden, Niemand will ihm Rede ſtehen, jeder ſucht ihm auszuweichen. — Das fällt ihm auf. — Da begegnet ihm das Stubenmädchen. „Wo iſt meine Frau?“ ruft er dieſem entgegen.

„Sie iſt — ich weiß nicht — ob ich — ach, lieber Herr, warum mußten ſie denn auch ſo früh zurückkommen!“ —

Ludwig ſtand wie auf Kohlen. Was konnte der Grund dieſes Geheimthuns ſein? Er drang in ſie, doch immer verlegener wurde das Mädchen. — „Ach', Herr!“ ſprach ſie endlich weinerlich, „dringen ſie doch nicht ſo ſehr in mich: ich kann meine liebe Herrſchaft unmög-

lich verrathen. Sie ist so gut, und ich habe sie so lieb" —

Ludwig sah wol ein, daß, um das Mädchen auszuholen und hinter das Geheimniß zu kommen, er seine Zuflucht zur Verstellung nehmen müsse. „Du sagst, du hast deine Frau lieb," fiel er ein, „und läßt sie bei dem heutigen rauhen Wetter so allein gehen? Wie leicht kann ihr bei ihrer Schwächlichkeit" —

„Darüber sein sie unbesorgt, sie ist ja nicht allein ausgegangen — die alte Bauerfrau war diese Nacht wieder hier, und mit dieser ist sie am frühen Morgen — doch du mein Gott! da hätt' ich ja wider Willen bald das ganze Geheimniß ausgeplaudert."

„Närrisches Mädchen," versetzte Ludwig anscheinend ruhig, „du solltest doch wissen, daß wir für einander keine Geheimnisse haben! — Jetzt fällt mir ein — ja, ja, so ist's — das gute Weib! wie sie immer so gern Wohlthaten im Verborgenen austheilt." —

„Ach ja, lieber Herr," sprach die Einfältige, „sie ist so gut, so herzlich gut! —

sollten nur sehen, wie lieb sie den kleinen Engel hat; die schönsten Kleider, die feinste Wäsche hat sie für dasselbe gefertigt, — aber ein allerliebstes Kind ist es auch, daß muß ich sagen — ein Paar Augen hat es" —

„Ich bin doch neugierig, diesen kleinen Engel kennen zu lernen, „sagte Ludwig, seinen Ingrimm verbeißend.

„Das wird gewiß schwer halten, lieber Herr Mühlheim!" lächelte die Unbefangene; „dazu ist sie viel zu klug. Sie weiß es immer einzurichten, daß sie nur kommen, wenn sie nicht zu Hause sind; dann schließt sie sich, um von Niemanden überrascht zu werden, mit ihnen ein, tändelt mit dem kleinen Wesen, und entläßt sie dann, reich beschenkt, ganz in geheim."

„Verflucht!" rief Mühlheim, sich vergessend, und schlug sich heftig vor die Stirn.

„Was ist ihnen, lieber Herr?" fragte Suschen bestürzt.

„Ein infames Insekt!" — brummte Ludwig, noch immer die Hand vor der Stirn.

„Es mag doch nicht giftig sein!" versetzte

ängstlich das Mädchen, und sah nach allen Sei-
ten, das häßliche Thier aufzuspüren. „Wo es
nur geblieben ist! — Ist der Stich tief?
lassen sie doch sehen!“ —

„Nun, laß es nur gut sein, Suse! Geh'
nur wieder an deine Arbeit, und laß deine Frau
von unserm Gespräch nichts wissen!“

„Bewahre der Himmel! — wo denken sie
doch nur hin, das hieße ja, der guten Frau
Mühlheim ihre schönsten Freuden verderben!“

„Ihre schönsten Freuden verderben!“ wie-
derholte Ludwig, und sah dem Mädchen, das,
ohne es zu wissen noch zu wollen, in seiner Ein-
falt ihm einen nagenden Wurm an's Herz gelegt
hatte, düster nach. Gedankenvoll ging er im
Zimmer umher, tausenderlei sonst unbeachtete
Dinge stiegen in seiner friedlichen Seele auf
und wirrten und ängsteten den zärtlichen Gatten
gewaltig. — Unwillkührlich griff er nach einem
Buche, aber die Buchstaben hüpften bunt durch
einander, und die Bauerfrau mit dem allerliebsten Kinde stand leibhaftig vor seinen Augen.
— Verdrießlich warf er das Buch in eine

Winkel des Zimmers, und wie ein Besessener rannte er in's Freie. Erst nach einer Stunde ward er gewahr, daß er in seiner Bestürzung den Hut vergessen hatte.

„Bist du nicht ein Thor," dachte er, nachdem sich sein aufgeregtes Gemüth etwas beruhigt hatte, „um solche ungegründete Scheingründe die Tugend deines guten Weibes in Verdacht zu ziehen! — Ist deine Marie nicht fromm und brav, liebt sie dich nicht herzlich und warm!" —

„Ja, ja," rief die Liebe, „sie ist die Tugend selbst!" und in reiner Klarheit stand die Schuldlose vor ihm.

„Aber," flüsterte der Dämon der Eifersucht, „die verdächtige Reise, — die Verstimmung bei ihrer Rückkehr, — der Hang zur Einsamkeit, — die heimlichen Wege, — die Bauerfrau mit dem Kinde!" — —

„Nein, nein," sprach die strenge Sittenrichterin, „ganz unschuldig ist Marie nicht!"

„Ich will, ich muß Aufschluß haben!" rief Ludwig stillstehend. „Mit kaltter Vernunft

will ich über Mariens Schritte wachen, und,“ setzte er nach einer Weile bedächtig hinzu,“ keine blinde Leidenschaft soll mich beherrschen!“

Schon näherte sich der Abend, und kühl säuselte der Wind durch die Bäume, da erst fiel es ihm ein, nach seiner Wohnung zurückzukehren.

„Wie hab' ich mich deinetwegen geängstet, böser Mann!“ rief Marie, vor der Thüre seiner harrend, ihm entgegen, und umarmte ihn mit unaussprechlicher Liebe.

„Und dieses reine, fromme Auge, dieser unschuldige Taubenblick sollte doch schuldig sein!“ dachte Mühlheim, und folgte stillschweigend.

„Ich habe dir dein Lieblingsgericht bereitet, lieber Ludwig, nun wollen wir's uns recht gut schmecken lassen.“ Sie legte ihm immer die Beste vor, füllte ihm seinen Becher, und war ganz die liebevolle, aufmerksame Gattin. Pastors Minchen, ein munteres, lebhaftes Mädchen, war auch zugegen; es wurde gescherzt, gelacht; Ludwig mußte von den gu

Eltern erzählen, und so schwand der Ernst immer mehr und mehr von der krausen Stirn des Argwöhnischen. Er nahm es sich vor, seine Marie beiläufig um die Ursach ihres geheimen Ausgehens zu fragen; doch jetzt — im Beisein einer Fremden, in Gegenwart der Hausgenossen — wie war das möglich! das hieße ja, die weibliche Delikatesse verletzen! — So verschwand der Unmuth endlich ganz, und er war, wie vorher, der aufmerksame Freund, der liebevollste, zärtlichste Gatte.

13.

Eines Abends kehrte Mühlheim vom Lande zurück; er tritt ins Familienzimmer, und findet ein allerliebstes, niedlich gekleidetes Mädchen, von zartem Aeußern, mit braunen Locken und schönen Vergißmeinnicht-Augen. Im Spielen begriffen, bemerkt es den Eintretenden nicht, der sich ihm genähert hat, und es mit Wohlgefallen betrachtet. Ludwig fühlte in diesem Augenblicke, daß der Besitz eines solchen kleinen Engels noch zu seinem Glücke fehle, und wünschte die Stunde herbei, wo sein geliebtes Weib ihn durch ein Liebespfand beglücken würde. Er hob die liebliche Unschuld zu sich in die Höhe, und fragte, wie es hieße.

„Ich heiße Röschen," antwortete es lächelnd."

„Wem gehörst du denn zu, mein Röschen? wer sind denn deine Eltern?"

„Eltern hab' ich nicht," erwiederte die Kleine,

„ich war bei der alten Martha. „Aber," sagte sie, und sah ihm hold-freundlich in's Auge, „du bist gewiß der liebe Mann, den ich bitten soll, daß er mich aufnimmt. „Willst du mein Vater sein?" fuhr sie dann fort, und streichelte mit den zarten Patschgen Mühlheims Wangen, „ich will dich auch recht lieb haben."

„Was ist das!" brummte Mühlheim betroffen, und von einem unheimlichen Gefühl gepackt, setzte er es geschwind nieder.

Gerührt trat Marie, die in der Entfernung die Scene belauscht hatte, herzu. „Thue es, lieber Ludwig," sprach sie, „erfüll' des armen Würmchens Bitte, Gott wird es dir einst lohnen!" —

„Aber so sag' mir doch nur, wer ist die Wurst? wo stammt sie her, und wie kam sie hieher?"

„Sei es dir genug, wenn ich dich versichere, daß das Kind von guter Abkunft ist, daß es seinen Vater nie gesehen, nie an seiner Mutter Brust geruht hat! — Uebrigens werde ich es als den sprechendsten Beweis deiner Liebe, dei-

nes Vertrauens anſehen, wenn du nicht weiter in das Geheimniß eindringſt, das über die Geburt dieſes Kindes" — hier hemmten Thränen ihre Sprache. Mit einem Blick, der die Seele durchdrang, ſchmiegte ſie ſich ihrem Gatten an, der, in ſich gekehrt, ſtillſchweigend daſtand, und bald auf Marie, bald auf das Kind hinblickte.

„Ludwig! ach, Ludwig!" ſchluchzte die Geängſtete, „was ſoll ich noch ſagen, um dein Herz zu rühren! Wiſſe," rief ſie im Uebermaaß ihrer Empfindungen, „meine Ruhe, unſer Wohl hänge mit des Kindes Verhältniſſen in enger Verbindung!" — In heftiger Bewegung ging ſie im Zimmer umher. —

„Marie!" rief Ludwig, du liebſt den Gatten, und haſt Geheimniſſe für ihn!"

„Weil ich dich mehr liebte, wie mein Leben," ſeufzte Marie, „ward ich, was ich bin, und," ſprach ſie mit gebrochener Stimme, „weil mir deine Ruhe theuer — weil ich dich —" hier hielt ſie plötzlich inne, als hätte ſie ſchon zu viel geſagt, und verließ, das Geſicht in ihr Tuch verhüllt, eilig das Zimmer.

„Was war das!“ seufzte Ludwig, und starrte der Gattin düster nach.

Das durch Martens Weinen ängstlich gewordene Röschen näherte sich jetzt dem Gedankenvollen, und sagte kleinlaut: „Bist du böse, lieber Mann? — und,“ setzte es weinerlich hinzu, „wird die Mamma auch wiederkommen?“

„Sie wird wiederkommen,“ sagte Ludwig, das Kind zu beruhigen.

„Und du willst mich behalten?“ —

Mühlheim nickte stillschweigend.

„Ach, das ist ja schön!“ rief die Kleine, und hüpfte händeklatschend vor ihm herum. — „Nun will ich dich auch recht lieb haben und für dich beten.“ — Ludwig wurde sonderbar bewegt: er wußte nicht, sollte er die liebe Unschuld lieben oder hassen. —

„Und wenn ich artig bin, da schenkst du mir hübsche Kleider und Spielzeug, nicht wahr Papa?“ —

Das Wort „Papa“ klang ganz abscheulich widrig in sein Ohr. — Herzlich froh, daß Je-

mand kam, der ihn von dieser kleinen zudring-lichen Kreatur befreite, eilte er schnell und v[illegible]timme hinaus.

Röschen blieb bei Mühlheims. Das liebliche Wesen gewann durch seine Kindlichkeit und Liebenswürdigkeit bald die Herzen sämmtlicher Hausgenossen. Nur Mühlheim vermochte es nicht über sich, es lieb zu gewinnen, und suchte, so viel es nur möglich war, um die jetzt wieder kränkelnde Gattin nicht offenbar zu kränken und zu beleidigen, die kleine Plapperhexe aus seiner Nähe zu verweisen.

14.

Der Herbst nahte, und mit ihm der kalte, rauhe Nordwind, der Bäume entblätterte, Hecken entlaubte und Blumen zerknickte. — Auch der Storch, der des Hauses Dach zierte, machte Miene zum Abmarsch, um in wärmere Gegenden zu ziehen, und dort seine Nahrung zu finden. Indeß hatte er nicht ohne Theilnahme des lieblichen Paares oft geäußerte Wünsche vernommen, hatte das sehnsuchtsvolle Hindeuten des braven Hausherrn, das verschämte Aufblicken der lieblichen Hausfrau gar oft und deutlich bemerkt. Er schwang jetzt seine Flügel und ließ laut klappernd dem jungen Ehepaare ein wunderschönes, allerliebstes Zwillingspaar zurück. —

Jetzt wurde Alles lebendiger im Hause. Mühlheim stand wie bezaubert an der Wiege des holden Knaben, der ganz die schöne Adlernase, das große dunkle Auge des Vaters, mit

einem Worte, sein Ebenbild sein sollte. Dann zog ihn das zarte blauäugige Mädchen wieder an, das an der gesegneten Mutterbrust sein erste Nahrung erhielt. Er konnte sich nicht trennen, von diesem herrlichen Verein; und wollte man seiner habhaft werden, mußte man ihn oft zwei, dreimal rufen, und kaum war das Nothwendigste abgemacht, so war er auch schon wieder da.

Das niedliche Röschen jubelte laut den kleinen Ankömmlingen entgegen, und meinte es könne die Engelchen nun wiegen, auch wohl bald tragen und warten. Es fragte immerwährend nach dem Namen des Brüderchens und des Schwesterchens, und war ganz ausgelassen vor Freude.

Die zudringliche Verwandschaft wollte aber unserm Mühlheim gar nicht gefallen. „Du störst die Kleinen in ihrem Schlummer," sagte er mürrisch, und jagte es aus dem Zimmer.

Sowohl nach Mühlheims Eltern, als nach dem guten Onkel wurde ein Bote gesandt das glückliche Ereigniß zu verkünden, und zum

heiligen Taufseste einzuladen. Doch leider war Vater Mühlheim unpäßlich, Onkelchen aber litt gar gewaltig an dem fatalen Zipperlein; und so hatten sie nur die Freude, Großmütterchen, Sternbergs und einige andere auserlesene Freunde aus der Nachbarschaft um sich zu haben. Schon nach zwei Tagen reiste die sorgliche Gattin zu ihrem Aterchen zurück, dessen Verpflegung sie unmöglich fremden Händen überlassen konnte. Doch mußte Ludwig und seine Marie ihr feierlich versprechen, sobald es der Zustand der Neugebornen ertrage, sie zu besuchen.

Die Kinder waren beinahe sieben Monate alt, da meinte Ludwig, es wäre nun wol Zeit, die kleine Reise zu unternehmen, und die lieben Großeltern ganz unvermuthet zu überraschen. Marie, die jedem entfernten Wunsche des geliebten Gatten so gern begegnete, machte sogleich Anstalt, und die Reise wurde auf den nächsten Morgen festgesetzt. —

Der niedliche Benedikt und die süße Mi
wurden gar herrlich herausgeputzt; über
arme Röschen war nichts gesprochen.
bedächtige Marie, welche die Abneigung L
wigs gegen ihren Schützling nur leider zu
kannte, hielt es für räthlicher, nichts dar
zu bestimmen, sondern es der schmeichel
Ueberredungskraft der Kleinen und der
scheidung ihres Gatten zu überlassen.

Der Wagen fuhr vor. Man war mit
packen beschäftigt, Alles lief eilig durch einan
und jedem mußte das kleine Ding aus
Wege gehen. Es schlich traurig zu seiner
schützerin. „Mammachen," fragte es schmeich
und schmiegte sich an sie, „willst du mich
allein zurücklassen? — Bitte, bitte, ni
mich doch mit zu der lieben Großmamma."

„Der Raum ist zu eng, Röschen,"
gegnete Marie; „auf ein ander Mal sollst
mit." —

„Ach, ich will mich ganz klein zusamm
drängen," sagte es weinerlich, und dr

sich zum winzigen Knäuel; „auch will ich recht artig sein, und mit Schwester Minchen schön spielen.“ —

Mühlheim hatte zwar Alles gehört, doch schien er nicht darauf achten zu wollen. „Nun, Marie,“ rief er, „ist dir's jetzt recht, so brechen wir auf!“ — Er nahm den Knaben aus der Wärterin Arme, und eilte dem Wagen zu.

„Gieb dich zufrieden, liebes Röschen!“ tröstete Marie mit wehmüthigem Gefühle, und drückte das weinende Kind an ihren Busen; „wir kommen bald zurück, und da bringe ich dir auch etwas recht Schönes mit.“ —

Sie nahm nun die lächelnde Minna, und folgte dem einsylbigen Gatten.

Alles saß bereits im Wagen. Röschen stand schluchzend an der Hausthür, und sah mit unverwandten Augen nach den Reisefertigen. Marie sah traurig seitwärts, und eben wollte der zögernde Christoph den Schlag zumachen, da meinte Mühlheim, es wäre ja noch wol ein Plätzchen für den kleinen ei-

gesinnigen Trotzkopf offen, und sah dabei mi
forschendem Blick in der Gattin verstörte
Auge. —

Mit Blitzesschnelle hob der mit einem Ma
flink gewordene Christoph das nun hüpfend
Röschen hinein, und schlug, als könne sei
Herr sich vielleicht noch eines andern besinne
geschwind die Thür zu, sprang auf den Bo
und rasselnd flog der Wagen davon.

15.

Mit unaussprechlicher Freude wurden die Ankommenden von den Großeltern empfangen. — Vater Mühlheim drückte mit innigem Gefühl Kinder und Enkel an's Herz, und Bertha ließ das allerliebste Minchen nicht aus ihren Händen, und meinte, es müsse für die Folge ganz bei ihr sein. Sie wußte sich in ihrem neuen Glücke noch gar nicht zu finden; sie lief bald hier- bald dorthin, und hatte zuletzt doch ganz vergessen, was sie eigentlich thun wollte.

„Lieb' Weibchen!" flüsterte Vater Mühlheim, „es wird bald Mittag, und du verstehst doch wol darauf, daß du Gäste bekommen hast?"

„Ei freilich, Altervater! Wenn ich doch nur das Schlüsselgebund" — und ängstlich suchte Bertha, was sie sonst als ihr Auge im Kopf hütete.

„Hast's ja in der Hand, Berthchen!"

rief lächelnd der Alte, und sich verwundernd rief die Abwesende: „was doch die Freude nicht thut!“ küßte noch einmal die lieblichen Enkel und eilte dann hinaus, das wirthliche Mahl zu bereiten.

Das arme Röschen stand da, als gehöre es nicht mit dazu. Niemand nahm sich seiner an, und sich endlich langweilend, ging es hinaus, und machte sich mit dem Garten und dessen Umgebung bekannt.

Lehne, die Viehmagd, ein junges einfältiges, aber gutmüthiges Geschöpf, fand die Kleine allerliebst, und Röschen, froh, jemanden zu finden, der mit ihr plauderte, folgte dem Mädchen bei ihren vorzunehmenden Arbeiten überall nach.

„Jetzt muß ich dich auf einige Stunden verlassen,“ sagte am Mittage die Magd; „ich gehe nach der großen Wiese, die Kühe zu melken.“

„Ach, nimm mich mit, liebe Lehne!“ bat Röschen, und hüpfte fröhlich um sie herum. Jene bedeutete, daß es für ihre kleinen Beine zu weit sei; doch die Kleine setzte ihre Bitte

junge fort, bis sie nachsah. — Röschen holte ihren Strohhut und den kleinen Korb, und hüpfte dann wie ein Lämmchen ihr immer zur Seite. —

„Nun, mein Putzhäubchen, setz' dich unter diesen schattigen Baum!" sagte Lehne, als sie auf der Wiese angekommen waren: „die Sonne sticht im Freien zu stark. Du kannst, während ich melke, ausruhen, und wenn ich fertig bin, hol' ich dich ab." —

„Schon gut, liebe Lehne!" sagte Röschen, und betrachtete mit kindlicher Freude die vielen tausend Blümchen, die in dem frischen Grase so herrlich blühten, und fing an, in ihr Körbchen zu sammeln.

Lehne ging an ihre Arbeit, sprach mit dieser und jener Bekannten, füllte ihre schneeweißen Eimer mit der reichhaltigen Gabe der gesegneten Kühe, und ging nun, die kleine Blumenleserin abzuholen. — Doch, welcher Schreck! — Röschen ist verschwunden! — keine Spur von ihr zu finden! alles Rufen und Suchen bringt sie nicht wieder! —

Das arme Mädchen ist außer sich. Sie wei
sich nicht zu rathen, soll sie bleiben oder zurück
gehen, und weint bitterlich.

„Das Kind hat sich vielleicht gelangweilt,
spricht, die arme Lehne zu beschwichtigen, ein
Nachbarin, „und ist allein zurückgekehrt."

Lehne findet dies wahrscheinlich, und e
zurück. „Wo ist Röschen?" ruft sie na
allen Seiten; doch Niemand hat es gesehe
und Schreck malt sich auf eines jeden Gesich
Der alte Mühlheim räth besonnen zu sei
da wahrscheinlich die Liebe zu Blumen
Unbesonnene zu weit geführet; daß aber kei
Gefahr zu befürchten sei, da weder Was
noch Abgründe in der nahen Umgegend sei. -
Doch stürzte Alles fort, die Verlorne zu suche
und selbst Ludwig, der sonst kein Interes
für Röschen zeigte, war unaufgefordert r
fortgeeilt, und nur die Alten und Marie
ren zurückgeblieben.

Schon waren fast zwei Stunden verflos
und noch keiner war zurückgekehrt. Da stieg M
riens Angst bis zur Verzweiflung; sie wo

den Uebrigen nach. Kein Einreden vermochte sie zu halten; und wollte der Alte sie nicht allein fortlassen, so mußte er sich bequemen, sie zu begleiten. Er bog einen schmalen Fußsteig ein, ließ die Wiese seitwärts liegen, und kam auf diesem Wege zu einer Allee, welche die Scheidung zwischen der Heerstraße und dem Holze machte. Endlich kamen sie zu einer Anhöhe, vor der ein weiter lichter Raum ausgebreitet lag. Kaum hatten sie diese erstiegen und die Gegend übersehen, so überzog Todtenblässe Mariens Gesicht. Ihre Lippen bebten, ihr Auge stand starr auf einen Punkt gerichtet, und mit einem tiefen Seufzer sank sie in sich zusammen.

Vater Mühlheim wurde ganz bange; indeß gab er es auf die ausgestandene Angst und das schnelle Gehen, und bat Marie, sich hier niederzulassen und seine Zurückkunft abzuwarten. „Ich gehe," sprach er, „bis dort zu der Mahleiche, wo ich nach allen Seiten umhersehen kann. Vielleicht bring' ich sie dir zurück, oder erhalte durch irgend jemand Kunde von

kleinen Entlaufenen. Marie vermogte keine Antwort hervorzubringen, und nur durch ein wehmüthiges Kopfnicken gab sie ihre Zustimmung zu erkennen.

Kaum war sie allein, so sank sie auf ihre Kniee, erhob beide Hände zu dem höchsten Wesen, und betete: „Allgütiger, erbarme dich einer Unglücklichen, die unter der Last des Vorwurfs bald erliegt, gieb mir das Kind wieder, damit ich meine Schuld an ihm sühne, und nicht verzweifle! — O, könnt' ich mit meinem Leben die That büßen!" — rief sie in Todesangst, und rang die Hände.

So lag die Unglückliche in ihren Schmerz versunken, und wartete auf den Rückkehrenden wie auf Freiheit oder schmachvolles Ende.

16.

Mühlheim beeilte seine Schritte, sein Auge spähte rings umher; doch nirgend fand es, was es suchte. Jetzt trat er der Mahleiche näher. Doch welcher Anblick! — da lag Röschen, gleich einem Engel, schlummernd im weichen Moose. — Das Strohhütchen lag neben ihm, und die seidenen Locken des Köpfchens lagerten sich auf den weißen Schultern. Das eine Händchen diente ihm zum Kissen, und in dem andern hielt es einen Korb mit Blumen und Erdbeeren. — Die Zweige der Wundereiche schienen gleich schützenden Fittigen über das Kind ausgebreitet; die Strahlen der Sonne warfen einen Heiligenschein durch das dicke Grün, und umschwebten die Unschuld gleich einer Glorie. Stiller Friede herrschte rings umher, und eine hohe Gottheit schien hier ihren Tempel erbaut zu haben. —

Wie bezaubert stand Mühlheim. Er

konnte sich nicht satt sehen, an diesem erhabenen Anblicke. Seine Seele fühlte sich bewegt, und unwillkührlich entquoll seinem frommen Auge eine wehmüthige Thräne.

Das Kind schien recht angenehm zu träumen, dies zeigte sein Lächeln; ja es wollte dem Alten gar vorkommen, als ob es die Lippen zuweilen bewege und in sich spräche.

Er beugte sich zu dem lieblichen Wesen nieder. „Röschen, lieb' Röschen!" rief er, und suchte durch eine leise Berührung die Schlummernde zu erwecken.

„Warte, warte, Ida kommt," flüsterte die Kleine kaum vernehmbar, und schlummerte fort. —

„Du träumst, mein Röschen," sprach Mühlheim, und richtete sanft das Köpfchen in die Höhe. Sie schlug die Augen auf, und sah lange suchend umher.

„Wo ist der liebe Mann, der mich so freundlich rief?"

„Erkennst du mich denn nicht? — Ich war es, der dich rief."

„Nein, nein, du bist der schöne, junge Mann nicht, der mir so freundlich zulächelte. — Ach, so schön hört' ich mich noch niemals rufen!" —

„Du hast geträumt, mein Töchterchen," sagte Mühlheim, und hob sie zu sich in die Höhe.

„Dann solltest du mich nur immer träumen lassen!" rief Röschen weinerlich, und sah unverwandt auf das Plätzchen, wo es geruhet.

„Laß uns eilen, mein Röschen, daß wir zu Mütterchen kommen, sie hat sich deinetwegen recht gekümmert. — Sieh," rief er, und hob es hoch in die Höhe, „wie sie dir die Arme entgegen streckt!" —

Der Anblick Mariens wirkte mehr als des Alten Worte auf Röschens kindlich-folgsames Gemüth. Geschwinde raffte es die umhergestreuten Blumen zusammen, nahm sein Hütchen, und eilte dann hüpfend der Geliebten in die Arme.

„Hier bring' ich dir die kleine Entlaufene, liebe Marie!“ Unter der Mahleiche, glaub ich, geschehen Wunder!“ rief Mühlheim und forderte die Kleine auf, zu erzählen, wa sie gesehen, und wie es dorthin gekommen sei

„Ich wollte Mütterchen viel Blumen un Erdbeeren suchen,“ erzählte Röschen, „un da ging ich immer weiter und weiter. Auf ein mal dacht' ich, Lehne wird nun bald kommen aber sie kam nicht. Ich fing an zu weinen und lief immer zu, bis zu dem Baum, wo d mich fandst. — Da war es, als müsse i bleiben. Ich hörte auf zu weinen, setzte mi und aß einige Erdbeeren. Da hört' ich aus w ter Ferne Musik. Ich nahm meinen Hut und horchte — ach, Mütterchen, wie mir war! — so wohl! so wohl!“ —

„Und da sahest du?“ —

„Ich sah einen schönen großen Mann, war recht hübsch, — noch weit hübscher, Sternbergs Karl!! — Er hatte ein wu derschönes Kleid an, und hier,“ sie zeigt die Brust, „hatte er viele bunte Bänder u

blanke Goldstücke hängen, und auf dem Kopfe trug er einen großen Hut mit einem hohen Federbusche."

„Das war ja ein stattlicher Offizier!" sagte Mühlheim lächelnd ein.

„Das war er auch, Großväterchen. Zuerst ward mir ganz bange vor dem großen Schnauzbart und dem gewaltigen Säbel. Er mochte es merken. Freundlich sah er mich an, streckte mir die Arme entgegen, und rief: Ida! — meine Ida! — Da war alle Furcht verschwunden. Ich wollte in seine Arme eilen, da kam der Großvater, und riß mich unbarmherzig zurück." —

In trauriger Stellung blieb das Kind stehen, und sein Auge senkte sich thränend zur Erde.

Marie hielt die zitternde Hand vor die kalte Stirn, und Mühlheim meinte, es sei doch ein ganz sonderbarer Traum, und er wolle nicht dafür einstehen, daß er Bezug auf des Kindes Zukunft haben könne, da er sich seinem Gedächtnisse so tief und zusammenhängend eingeprägt habe.

Der armen Marie war aber das Räthsel des Traumbildes gelöset. Sie stand in sich verloren. —

„Ach, Mammachen," schmeichelte Röschen, welches Mariens Traurigkeit bemerkte, „sei mir nicht böse! ich bin dir ja so herzlich gut. — Hättest du nur den vornehmen, lieben Mann gesehen, du hättest ihn gewiß lieb. Er sah so traurig und doch so freundlich aus." — Dem Kinde traten die hellen Thränen in das klare Auge, und mit gefalteten Händen sah es nach der Gegend, wo es sich so selig gefühlt hatte." —

„Gieb dich zufrieden, mein Röschen!" tröstete Vater Mühlheim, „der freundliche Mann kommt bald wieder, und dann soll ihn dir Niemand entreißen. — Doch jetzt kommt, Kinder, laßt uns zurück gehen, damit wir die Uebrigen beruhigen."

Gleich einem electrischen Schlage zuckte es durch Mariens Seele. Sie zog die Kleine ängstlich zu sich, und als würde sie verfolgt, eilte sie davon. Doch kaum hat sie eine kleine

Strecke zurückgelegt, so packt sie ein Fieberfrost, und Vater Mühlheim hatte große Mühe, sie mit fortzubringen.

Krank kam Marie zu Hause. — Das arme Röschen ward von Ludwig derb ausgescholten, und durfte sich mehrere Tage nicht vor ihm sehen lassen. Die Unpäßlichkeit dauerte fast acht Tage, und hielt sie dort so lange gefesselt.

Vater Mühlheim bemerkte gar bald die Abneigung Ludwigs zu Röschen. Er sah, wie er oft gedankenvoll und verdrießlich umherging, und heimlicher Gram an seinem Herzen nagte. Die Ursach zu ergründen, hielt er nicht für räthlich; daher hatte er auch seiner Bertha weißlich verboten, nie darnach zu fragen, auch nie zu forschen, wer Röschen sei, und wie und auf was Art sie in ihres Sohnes Haus gerathen sei. — Das Glück seines einzigen theuren Sohnes lag ihm am Herzen; deshalb sann er ganz im Stillen, in wie fern er den Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen könne.

„Höret, Kinderchen!“ sagte er wie hingeworfen beim Scheiden, „ich fange nachgerade an, alt zu werden. Die Aussicht, einen Enkel bei uns zu haben, möchte wol noch entfernt liegen: wie wär's, wenn ihr uns das kleine Röschen hier ließet; lieb' Weibchen hätte doch an dem Mädchen einen Zeitvertreib, und fühlte sich nicht so verlassen. — Ihr könnt es übrigens zu jeder Stunde, wenn ihr's verlangt, zurückerhalten.

Ludwig willigte gern ein. Marie, schien auch nichts dagegen zu haben, obgleich ihr Blick nachdenkend auf dem kleinen Schützling ruhte. Röschen war außer sich vor Freude. Die kleine Unschuld fühlte gar wohl, daß die guten Alten nicht wie Ludwig auf sie schmälen und grollen würden, und blieb gern.

17.

Röschen sah sich nun in eine neue Sphäre versetzt, in der sie sich ganz glücklich und zufrieden fühlte. Der alte Mühlheim gewann sie täglich lieber, und die gutmüthige Bertha freuete sich gar sehr über des Kindes immer aufgeweckte Laune. Nur hätte sie gern wissen mögen, von welcher Abkunft es wol eigentlich sei, und ob man auch, ohne sich zu vergeben, seine Zuneigung in so hohem Grade an dem Kinde verschwenden dürfe. —

Doch der einsichtsvolle Gatte wußte die Neugierde der Forschenden auf eine, wenn auch nicht erläuternde, doch aber beruhigende Weise zu beantworten, und ermahnte lieb' Weibchen, die Kleine nur immer als Waise zu betrachten, und ihr eine recht liebevolle Beschützerin und Pflegemutter zu werden.

Der redliche Paster Lebrecht, der kaum eine Stunde von Bornthal wohnte, übernahm,

in Gemeinschaft seiner eignen Kinder, Röschens Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung; und die kleine gelehrige Schülerin setzte durch die Fortschritte ihres Lernens und Wissens diesen guten Mann in Erstaunen. Denn obgleich seine Heerschaar wilder Buben schon lange den sorgsamsten und pünktlichsten Unterricht genossen, so übertraf sie das sanfte, fleißige Mädchen gar bald. Nur Karl, ein muntrer, lebhafter Knabe, den übrigen an Jahren überlegen, zeichnete sich durch Sittlichkeit und Ordnungsliebe aus. Mit Liebe und Vertrauen hing er an des Vaters Hinweisungen, und Gehorsam war sein erstes Gebot, welches zu übertreten er nie wagte. Ihn wählte sich die arme Waise zum Vorbilde, und beide wetteiferten um den Beifall und die Zufriedenheit ihres väterlichen Freundes und Lehrers.

Karl spielte schon ziemlich fertig verschiedene Instrumente; und Röschen, von der Natur mit einem besonders schönen Singorgan beschenkt, begleitete sein Spiel mit ihrem kindlich-reinen Gesange, während die Andern an

tumultuarischen Spielen und Balgereien sich vergnügten.

So wuchs Röschen auf in stiller, der scheidener Zurückgezogenheit, in den Armen der Einfalt und Unschuld. Ihr Verstand entwickelte sich immer mehr, und nun stieg der Gedanke in ihr auf: „wer ihre Eltern wol wären, und von welcher Abkunft sie sei.“ Sie hatte noch nicht das Geringste darüber vernommen; ein tiefes, undurchdringliches Dunkel lag über ihrer Geburt.

An einem Sonntage ging einst Frau Mühlheim zur Kirche, und die kleine Pflegetochter war ihre Begleiterin. Einige Schritte vor dem Eingange stand eine arme alte Frau, und stützte sich lebensmüde auf ihre Krücke, denn auf ihrem faltenreichen Gesichte lag des Kummers und des Grames Ausdruck. Frau Mühlheim hatte sie schon in der Ferne gewahrt, und von Mitleid ergriffen öffnet sie ihre Börse, und reicht Röschen eine Gabe, sie der Armen zu

reichen. Das gute Kind läuft zu ihr. „Hier schickt die Großmütterchen etwas!“ ruft es, reicht ihr das Allmosen, und blickt sie mit wehmüthig-seelenvollem Blicke an. Kaum hat die Alte der kleinen Geberin in's unschuldige Auge geblickt, so schreit sie laut auf vor Freude: „Ist's möglich! — seh' ich recht! — ja, ja, du bist's!“

„Kennst du mich denn, gute Alte?“ fragt verwundernd das Kind.

In diesem Augenblicke strömt es von allen Seiten zur Kirche.

„Ob ich dich kenne!“ rief die Alte, und zog die Unbefangene seitwärts. „Ida! kennst du denn die alte Marthe nicht mehr?“

„Bist du es wirklich?“ fragte das Mädchen; „aber du nennst mich Ida, da ich doch Röschen heiße.“

„Wo bist du kleiner Wildfang denn?“ rief Frau Mühlheim den Kopf aus der Kirchthüre steckend; „eile, man fängt ja schon an zu singen!“

„Sag nicht, daß du mich kennst, Ida!“ flüsterte Marthe, und mit einem lauten: „Gott segne euch diesen Engel!“ führte die Alte

ſie der Großmutter zu, und folgte dann langſam und kindend den Uebrigen.

Der angehende Geſang ſtimmte die Gemüther der Gemeinde-Verſammlung zur Andacht. Der fromme Mann Gottes ſprach in hoher Begeiſterung Worte der Kraft zu ſeinen lieben Mitbrüdern, die ſie verſtanden und in ihren Herzen gar ſorgſam bewahrten.

Frau Mühlheim hatte die Alte längſt vergeſſen; ihre Aufmerkſamkeit war einzig und allein auf die Worte ihres Seelſorgers gerichtet. — Mit Röschen verhielt es ſich aber ganz anders; das ſonſt ſo fromme Kind dachte heute nichts anders als die alte Martha; der Name Ida durchzitterte ihr ganzes Weſen. Eine Erſcheinung, die ſie als ein Heiligthum in ihrer kindlich-reinen Seele gehegt und genährt hatte, trat jetzt lebendig vor ihre Augen. Sie hörte ſie „Ida, meine Ida!“ rufen, ſie ſah, wie ſie die Arme nach ihr ausſtreckte, und — ſeufzend entquoll ihrer beengten Bruſt ein Strom von Thränen.

Die Alte hatte ihren Platz nicht weit von

ihr genommen. Unverwandt beobachtete sie das Mädchen, und trocknete mit der zerlumpten Schürze zu öftern Malen die nassen Augen.

Der Gottesdienst war beendet. Jeder bückte demüthig sein Haupt, und betete ein andächtiges Vaterunser. Frau Mühlheim reichte Röschen das Gesangbuch, grüßte freundlich ihre Nachbaren, und verschloß den Stuhl. Während dessen war die Alte verschwunden, und dem armen Röschen war es, als habe es viel, sehr viel an ihr verloren. —

Stillschweigend und verstimmt blieb sie mehrere Wochen; doch endlich siegte ihr jugendlich-heiterer Sinn, und sie wurde wieder, was sie früher war, das aufgeweckte, lebensfrohe, zufriedene Röschen.

18.

Marie war jetzt Mutter sechs gesunder Kinder, die alle aufblühten zu der Eltern Freude. Der innere Wohlstand ihres Hauses wuchs immer mehr und mehr, und Ruhe und Friede herrschte unter der Familie. München war jetzt fast immer bei den Großeltern, Röschen aber oft auf der Pfarre. Zuweilen besuchte sie auch ihre frühere Pflegemutter, und wurde von dieser mit besonderer Liebe und Zuneigung aufgenommen. Selbst Ludwig schien seinen frühern Groll gegen sie vergessen zu haben, und lebte glücklich in dem Kreise seiner theuren Umgebung.

Endlich schrieb Fritz auch seiner theuren Marie:

Geliebte Schwester,

„Lange, sehr lange hast du nichts von „mir gehört, doch lag dies nicht an meinem „guten Willen, sondern an den Zeitumstän-

„den. Doch bin ich im Geiſte täglich bei dir,
„und ſehe dich im Kreiſe deiner Kinder an
„der Seite meines ehrlichen Ludwigs. —
„Ja, gewiß, du biſt, du mußt glücklich ſein!
„dein Herz iſt mir Bürge. Du warſt ja im-
„mer die zärtliche, ſorgſame Tochter: was
„wirſt du nun als Gattin deinem Manne, als
„Mutter deinen Kindern ſein! — O Ma-
„rie, wäre es mir nur auf einige Stunden
„vergönnt, mich deinem friedlichen Hausal-
„tare in verſchlungener Herzlichkeit mit anzu-
„reihen, wie würd' ich aus dieſem Lebens-
„borne Troſt und Erquickung ſchöpfen für
„lange, bange und traurige Tage! —

„Aber nein! ſo gut ſoll es mir noch
„nicht werden! — Ach, ſollteſt du nur auf
„kurze Zeit Zeuge des ſteten Kriegstumults,
„des immerwährenden Sengens und Bren-
„nens ſein, dir würde dein Leben vergällt
„werden! Denn wo unſer Fuß hintritt, da
„ſchwindet Frohſinn und Gedeihen. — Da,
„wo der Krieg ſein Panier aufſteckt, da
„droht den armen Bewohnern Verheerung

„und Untergang. — Ach, es giebt Stun„den! — — doch vergieb, gute Seele! — „es kommen Augenblicke im Leben, wo der „Mensch im Menschen mit seinen Gefühlen „streitet, wo das bessre Selbst sich empört, „zurückbebt, und doch seinem Pflichtgebote „folgen muß.“ —

„Ich bin jetzt Premier-Lieutenant. Mein „General ist ein Mann, dessen Vorzüge und „Eigenschaften zu schildern, meine Feder viel „zu schwach ist. Denke dir in ihm den un„erschrockensten, den mildesten, den gerech„testen und dabei den schönsten, stattlichsten „Mann, den deine Phantasie nur immer schaf„fen kann, und du hast ein schwaches Bild „von ihm. — Den Besiegten behandelt er „mit einer Schonung, die ihm sein Unglück „zur Hälfte vergessen läßt. Seine Soldaten „lieben ihn, wie ihren Vater, er kennt sie „alle einzeln, jeden bei seinem Namen, und „nur selten wird ein Wüstewicht unter ihnen „entdeckt. Denn sie sind gut, um ihren Va„ter — so nennen sie ihn — nicht zu be-

„trüben; da seine Seele blutet, wenn
„gezwungen ist, zur Strafe seine Zuflu
„zu nehmen, die er aber dann mit unerbitt
„cher Strenge vollziehen läßt. —

„Da sehe man den Soldaten! hör ich di
„sagen, schreibt er da eine ganze Seite v
„von einem Manne, den ich nicht kenn
„und der mich nichts angeht! — Daher au
„zu etwas anderm. —

„Was macht der redliche Oberamtman
„Sternberg und die sanfte, liebli
„Mathilde? — Du, theure Mari
„wirst mich entsündigen, wenn ich dir
„tiefster Demuth beichte, daß dies Bild re
„ner, frommer Unschuld noch immer v
„meiner Seele schwebt. Sie war der Schu
„geist, der mich in jeder Schlacht begleitet
„und der mich jedes Ungemach ertragen lie
„Ja, es muß heraus! Oft, wenn Leich
„sinn, Verführung mich anlockte, sah ich i
„lebhafter Phantasie die liebliche Mathild
„neben dem redlichen Greise, hörte sie aus
„rufen: dies Glas dem neuen Bruder! der

„braven Fritz! — ich widerstand, und
„blieb ein guter Mensch. — Bestimmt ruht
„der Engel schon längst in den Armen eines
„zärtlichen, liebevollen Gatten. — Ach,
„wenn sie nur glücklich ist! — Mir soll
„es für's erste noch nicht so gut werden,
„kein heimischer Heerd, keine theilnehmende
„friedliche Umgebung mich beglücken. — In
„steten Hin- und Herschwärmen, in täg-
„lichem Kriegstumulte sollen meine Tage noch
„dahingehen.

„Doch ich muß abbrechen, ich möchte
„sonst in die alten Klagen zurückfallen, die
„doch einem Krieger so wenig ziemen. —

„Grüß' Alle, die meiner gedenken. Dich,
„meinen Jugendfreund und deine lieben Kin-
„der küßt herzlich dein Bruder

Fritz Hermann.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauf-
feuer in der ganzen Umgegend, daß Fritz schon
zum Premier-Lieutenant avancirt sey, und die
Freude war allgemein. Nur sah Marie nur

zu deutlich ein, daß ihr Bruder nicht ganz glücklich sei, doch tröstete sie Ludwig mit einem bald zu hoffenden Frieden; und dann — er wollte mehr als Freundschaft in Mathildens Aeußerungen über den schönen Jüngling bemerkt haben — dann konnte ja der Held am heimischen Heerde" —

Marie verstand die Hinweisungen des lieben Gatten, und mit besonderer Beobachtung zeigte sie einst der Freundin in einer vertraulichen Stunde den Brief des geliebten Bruders. — Mathildens Ueberraschung ließ sich nicht verbergen, als sie ihren Namen in feurigem Andenken erhalten sah. Ihre Brust hob sich über dem mächtig klopfenden Herzen in hoher Wallung, und ihre Verlegenheit gestand der Freundin nur zu gut, daß der Jüngling, der einst von der kindlichen Unschuld brüderlich verehret, von der holden Jungfrau noch als Mann geachtet, ja wol gar geliebt wurde. Jetzt erklärte sich Marie, warum Mathilde die Bewerbungen der angesehensten Männer ausgeschlagen hatte, und machte ihr Plänchen für die Zukunft.

19.

Rosa zählte jetzt vierzehn Sommer, und obgleich ihre mißliche, der Veränderung und den Launen des Schicksals so sehr unterworfene, Lage ihre gemüthliche Ruhe oft störte; so schien es doch, als ob die Vorsehung sie ganz besonders in Schutz genommen habe. Sie wuchs als die lieblichste Blume ungekünstelt heran. — So war sie eine gar liebliche Gestalt. Langes braunes Haar, schöne blaue Augen, von dunkeln Augenwimpern umschattet, machten sie zu einer Schönheit. Oeffneten sich ihre Rosenlippen, so umschwebte ein sanftes Lächeln ihren Mund, und wenn sie schwieg, wenn süßes Nachdenken ihren Blick trübte, und ihr in Wehmuth schwimmendes Auge zum Himmel blickte, dann erkannte man, daß stille Duldung, fromme Aussicht und Glaube an Gott, den Allweisen, in ihrer reinen Seele wohne.

Und diese Gefühle verdankte sie dem guten Lebrecht, der sich ihrer so eifrig angenommen und unter dessen weiser Leitung ihr Verstand diese hohe Schwungkraft bekommen hatte. So jung sie auch noch war, so wußte sie ihrem Thun eine gewisse Würde, ihrer Haltung einen so natürlichen Liebreiz zu geben, der sie interessant und höchst liebenswürdig machte.

Sie war jetzt fast beständig auf der Pfarre. Der gute Pastor hatte eine Heerde wilder Burschen, dabei ein kärgliches Einkommen und eine immer kränkelnde schwindsüchtige Lebensgehülfin. Karl war jetzt zur weitern Ausbildung in die Stadt gegeben, und vermehrte noch um vieles die Ausgaben. Da gab es denn der Kümmernisse gar manche für den Versorger, und die zartfühlende Rosa seufzte oft im Stillen über den harten Druck, worunter das redliche Ehepaar seine Tage verlebte, und suchte durch manche nützliche Arbeiten dem gefährdeten innern Hausstand abzuhelfen. Durch Aufmunterung und sanfte Hinweisung auf des braven Vaters Sorgen, suchte sie die Buben zur Entsagung und

zum regen Fleiße zu beleben. Und oft, wenn die Schwache ungeduldig in bittere Klagen ausbrach, verstand sie dann, durch Theilnahme, durch sanftes Zureden, durch immer neue Aufmerksamkeit ihrem Mißmuthe Einhalt zu thun, und einen Glauben an eine bessere und freundlichere Zukunft in ihrer Seele zu erwecken.

Eines Abends wollte Röschen nach Bernthal, um die alten Mühlheims zu besuchen. In Gedanken vertieft, geht sie rasch vorwärts, als sie aus der Ferne ein klagendes Stöhnen zu vernehmen glaubt. Sie steht still, horcht und hört es wieder. Ihr mitleidiges Gefühl fordert sie auf, den Jammertönen nachzuspüren.

Kaum ist sie einige Schritte vorwärts gegangen, so erblickt sie eine halbzerlumpte weibliche Gestalt am Graben liegen. In der Meinung, sie schlummert, faßt sie leise ihre Hand, und sucht sie zu erwecken. Doch kaum fühlt diese sich berührt, so erschrickt sie, zieht die dürre Hand zurück, und ruft mit flehentlicher Stimme:

„Halt ein! — nur noch einen Augenblick!

nur noch einmal laß mich beten! — dann, du Höllenfurie, nimm mich, schleudere mich hinunter, und laß mich büßen!“— —

Rose schaudert zurück, und wendet ihren Blick weg, denn solche Worte hatte sie noch nie vernommen, und schrecklich bange wird's ihr in der Nähe dieser Unglücklichen.

Jetzt richtet sich die Gestalt auf, und streckt beide Hände in die Höhe. „Ich vermag nicht zu beten,“ wimmert sie kaum vernehmbar. — „O nimm zurück das Sündengeld, womit ich meine Ruhe, meine Seeligkeit verkaufte! — Ach, hab' Erbarmen!“ — nun fing sie jämmerlich an zu schluchzen.

Das Mädchen stand wie eingewurzelt; ein unwillkührliches Gefühl zog sie zu der Alten, die einem vollkommnen Jammerbilde glich. Durchaus abgemagert, mit einer schrumpfigen, gelben Haut waren die klappernden Knochen überzogen; fast ganz erblindet lagen die Augen in den tiefen Höhlen, und rollten fürchterlich umher. Das Gesicht war dabei von Schmerz und Wahnsinn ganz verzerrt.

„Arme Unglückliche," seufzte Rosa, „was konnte dich so weit bringen!"

Es schien, als ob die Thränen der Alten ihr Herz erleichtert, und ihren Schmerz gemäßigt hätten. In milderm Tone rief sie: „O unglückliche Tochter! unnatürlicher Mensch! — O Gott, nimm die Last von mir, die mein Gewissen drückt! — Nicht Vergebung, nein, nur Erbarmen erbettle ich Arme von dir!"

Jetzt erkannte Rosa in der etwas natürlicher gewordenen Stimme die alte Marthe, welche sie seit mehrern Jahren nicht gesehen, und nach der sie sich so oft gesehnt hatte. Von innigem Mitleid ergriffen, kniet sie neben ihr, und ruft: „Großer Gott! wie kommt ihr hieher, und in diesem Zustande?" — Ihr seid krank."

„Ach!" flüsterte die Alte, und schaudert in sich zusammen, „der böse Tochtermann, er verstieß mich unbarmherzig. — Doch wer bist du, Engel des Trostes, der sich meiner erbarmt?"

„Kennt ihr denn Röschen nicht mehr, gute Marthe? — Ach, könnt' ich euch hel-

sen! — Doch habt Geduld, Gott wird euch beistehen! ich will für euch beten." —

„Wär's möglich!" rief die Alte, und hob beide Hände in die Höhe, „du wär'st es wirklich! — du wolltest für mich beten! — O sieh' mich nicht an mit diesem mitleidigen Blicke! er zermalmt mich. — Fluche mir, und ich will dich segnen!" — sie umklammert krampfhaft das Mädchen, schluchzt fürchterlich, und sinkt ermattet zurück.

Schon trat die Dämmerung ein, als die Alte die Augen aufschlug, und mit Wehmuth die um sie Beschäftigte erblickte. „Bist du noch da, du liebe Unschuld?" fragte sie mit gedämpfter Stimme, und versuchte sich aufzurichten. „Fluchst du mir nicht, Ida? — kannst du mir vergeben? — auch, wenn ich dich um deine schönsten Freuden betrog?" —

„Was hätte die arme Waise euch zu vergeben? ihr thatet mir ja nur Gutes! — Doch eins, gute Marthe! — ihr nanntet mich Ida."

„Ida, ja, Ida. Diesen Namen gab dir die Mutter oder der Vater, aber den Namen

Röschen" — hier stockte ihre Stimme, und der ganze Körper fing an zu beben.

„Marthe, liebe Marthe! rief Rosa mit weicher hingebender Stimme, „o antwortet mir, meine Eltern — wer sind meine Eltern? wie kam ich in eure Hände? — sprecht, ach sprecht!" —

„Vergönne mir Zeit!" seufzte die Alte, und wies auf ein verfallenes Gemäuer, „dort, in dem ersten Gewölbe, findest du einen Korb, — in diesen fand ich dich, einst — da ich zur Stadt ging." —

„Und meine Eltern?" —

„Ach! diese Frage kann ich dir nicht beantworten — aber Frau Mühlheim, die muß um deine Abkunft wissen. — Ach, hätte die Hand der habsüchtigen Tochter den Brief nicht vernichtet! — aber — die funfzig Goldstücke — ha, wie sie blinzen! — halt sie fest, Liese! — aber der Junge" —

Jetzt trat völlige Abwesenheit des Geistes ein. Sie bittet bald um Schonung des schwachen Säuglings, dann flüstert sie: „Liese, verwahr'

ja den Siegelring! — doch nein, nein! — Alles verloren!“ schreit sie jetzt mit fürchterlicher Stimme und Gebehrde, zerfleischt mit den langen Nägeln ihren Körper, wühlt in ihren greisen Haaren, und sich und die Tochter verfluchend, sinkt sie in sich zusammen.

Rosa schaudert, unheimlich wird es ihr in der Wahnsinnigen Nähe; doch ließ es ihr Mitleid für die Unglückliche nicht zu, sie in ihrer letzten Stunde ohne Hülfe und Trost zu verlassen. Die Dämmerung ging jetzt in Dunkelheit über, und keine Menschenseele kam ihr zu Hülfe.

„Ach, möchte der Heiland dir Stärkung auf der dunkeln Reise verleihen, die du hier ohne menschliche Hülfe und Labung verschmachtest!“ rief Rosa, und faltete die Hände in heiliger Andacht. Da wurde das Röcheln der Sterbenden schwächer und immer schwächer. Eine blasse Mondhelle drängt sich durch die dunkeln Wolken, und beleuchtet die mit dem Tode Ringende, die unter Zuckungen und herzzerreißenden Schmerzenstönen jetzt ihren Geist aufgab.

Rosa's Zustand war schrecklich. Den er-

sten Menschen sah sie ieyt sterben, und wie! — da der gute Pfarrer es ein Hinüberschlummern in jene seeligen Gefilde nannte. Doch da fielen ihr aber die Worte ein: „Seelig sind, die im Herrn entschlafen, doch der Gottlosen Ende ist Fluch und Verdammniß.“ — Eiskalt lief es ihr über die Haut. — Sie hört das Leichhuhn den Todtengesang feiern, und schon glaubt sie, Moder und Todtengeruch einzuathmen. —

Gleich einem verfolgten Reh läuft Rosa über Stock und Stein, stolpert über aufgeworfene Hügel, und verwundet im Gesicht und in den Händen, sinkt sie endlich erschöpft nieder, und gänzliche Erschlaffung besänftigt ihre erhitzte Phantasie, und läßt sie entschlummern. — Das Blasen eines entfernten Schäfers erweckt sie nach kurzer Zeit. Sie richtet sich auf, und welch' Grausen erregender Anblick! sie befindet sich mitten unter den Ruinen eines verfallenen Klosters, von dem die alte Sage gar wunderliche Dinge

welchen Jeder mit scheuem Blicke ausweicht. Doch war es nicht das Gemäuer, wo nach der Sterbenden Aussage der Kord, das einzige Gut und Erbe aus ihr verwandten Händen aufbewahrt sein sollte? — Dieser Gedanke gab ihr Muth und Kraft. Leicht ward es ihr, bei dem hervorgehenden Mondlichte den Eingang zu finden. — Doch jetzt erbebt das schwache Mädchen, und hörbar schlägt das Herz unter der Hand der zarten Jungfrau; denn eine Heerschaar Nachtvögel jeglichen Geschlechts scheint hier ihren Sitz aufgeschlagen zu haben, und schwirrt und krächzt ihr wild und grausend entgegen.

„Beschütze mich, du höchstes Wesen!“ ruft sie in kindlich-frommen Vertrauen; „nicht der Wunsch nach Erdengütern leitet meine Schritte, nur das liebe kleine, einzige Andenken theurer Eltern zu erringen, vergönne der armen verlassenen Waise!“ — Tappend arbeitet sie sich durch das zerfallene Gemäuer bis zu dem ersten Gewölbe, und — o der Freude! — hier findet sie das Gesuchte. —

Plötzlich ist alle Furcht von ihr gewichen

Als hätte sie eine Million erobert, drückt sie den Kerb an ihre Lippen, und als könne ihr der Schatz wieder genommen werden, läuft sie feldeinwärts, bis sie endlich ganz entathmet, an einen Baum gelehnt, ausruhet.

Jetzt hatte der Mond die dunkle Wolkenbahn durchbrochen, und gleich einer feurigen Kugel prangte er majestätisch am dunklen Himmel. — Jetzt betrachtet sie den Kerb, und — wer malt ihr Erstaunen — der Name „Ida" steht unter einem Wappen gar zierlich geflochten, und strahlt ihr freundlich entgegen. — „O unerforschliches, göttliches Wesen," ruft sie wehmüthig, „du leitetest meine Schritte! — Dir will ich vertrauen auf meinem dunkeln Pfade.

20.

Muthig und gestärkt wie von einer höhern Macht setzt sie ihre Schritte jetzt rasch fort. Doch wird sie bald gewahr, daß sie durchaus vom Wege abgekommen ist, und sich in völlig unbekannter Gegend befindet. Mit Mühe windet sie sich durch Gesträuche, und verfolgt den Schall des Horns, der sich von Zeit zu Zeit hören läßt. Schon hat sie mehrere Stunden zurückgelegt, und mühsam schleppen die müden Beine sie nur noch langsam weiter, als sie plötzlich im Freien mehrere Gebäude in einiger Entfernung gewahrt. — Es scheint ihr Alles so bekannt, so heimisch. — „Wär's möglich!" ruft Rosa, und wirklich lächelt ihr die friedliche Wohnung ihrer frühern Beschützerin, vom sanften Mondlichte beleuchtet, einladend entgegen.

Das ganze Haus war dunkel, nur aus dem Zimmer der geliebten Marie schien ein schwaches Licht durch die dichten Vorhänge. Kaum

hatte sich Rosa dem Thorwege genähert, so hatte auch der wachsame Haushund die schleichende Gestalt schon bemerkt. Wüthend springt er aus seinem Hinterhalte hervor, packt sie grimmig in den Rock, und schlägt dann ein gellendes Geheul an. Da hört er aber Rosa's Stimme, die ihm sanft und liebreich zuredet, und sein tobendes Gebell geht in plötzliches Freudengejauchze über, und kaum vermag die Schwache den Bewillkommungen des unbändigen Thieres Widerstand zu leisten.

„Ist da Jemand?" ruft jetzt eine leise Stimme aus dem geöffneten Fenster des obern Zimmers, und Rosa erkennt in ihr die theure Pflegemutter. Sie giebt sich zu erkennen, 's Fenster schließt sich schnell, und in einigen Minuten findet die Halberstarrte auch schon Einlaß.

„Mein Gott! woher kommst du in der Nacht?" fragt Marie ängstlich, und führt sie in ihr Schlafgemach. Sie erhellt die spärlich erleuchtete Umgebung, und erräth fast außer sich bei dem Anblicke des todtenbleichen, blutrüstigen Gesichts des armen Mädchens.

Rosa setzte sich ermattet auf einen Stuhl, und erzählte, so gut sie es vermogte, was ihr begegnet. Doch kaum hatte Marie den Namen der alten Marthe vernommen, so stand sie wie ein weißes Marmorbild da, und staunte sprachlos die Erzählerin an.

„Beruhigen sie sich meinetwegen, theure Mutter!“ sprach Rosa; „denn nicht der Zufall führte mich an jenen Schreckensort. Gar reichlich vergalt mir die Sterbende den Liebesdienst; sie gab mir, was keine Welt mir geben konnte.“ Sie holt den Korb, den sie bei ihrem Eintritt in's Zimmer beiseit gesetzt hatte, und reicht ihn Marien: „dies Kleinod holte ich auf ihr Geheiß aus den Ruinen jenes Klosters, aber auch ihren Namen, meine Wohlthäterin, nannte die Unglückliche, ehe ihre Sinne vom Wahnsinn zerrüttet wurden. O sagen sie, was sie von mir Armen wissen!“ setzt sie in schmelzendem Tone hinzu, und schmiegt sich sanft an sie: „ich habe ja sonst Niemanden auf der großen Welt, dem ich angehörte, oder den ich mein nennen könnte. Nur sie, gestrenge

Frau, nahmen sich der kleinen Waise mit Liebe an. — Sein sie auch nun barmherzig, wenden sie sich nicht von mir!" — Im Ausdruck des tiefsten Schmerzes: — Sind sie vielleicht todt, die geliebten Eltern, o dann nennen sie mir nur ihren Namen! sagen sie mir wenigstens, daß die arme Mutter mich nicht mit Fluch beladen von sich stieß!" —

„Rosa! wie kommst du zu diesen schrecklichen Gedanken!" erwiederte Marie, und schloß sie mit Heftigkeit in ihre Arme. „Du erschütterst mich; — wollte der Himmel, ich könnte deinen Wunsch erfüllen!" —

„Sie können es! — o ich lese Mitleid in ihren Augen! halten sie nicht zurück, ich bin auf Alles gefaßt!" und als wollte sie die Gewährung ihrer Bitte erstürmen, stürzt sie vor Marien nieder.

„Um Gotteswillen, Kind, steh' auf!" rief die Geängstete, und schien sichtlich mit dem Plane ihres Verhaltens im Streite zu liegen. — Doch Rosa hielt ihre Kniee krampfhaft umfaßt, Thränen erstickten fast ihre Stim-

me. — Marie wurde immer bewegter. Aengstlich sich nach allen Seiten umsehend, rief sie im Ausdruck heftiger Empfindung:

„Halt ein, Rosa! mach' mich nicht unglücklich! dein lebendiger Schmerz, die Liebe zu dir könnte mich vermögen, ein" — hier hielt sie inne, und in ungewissem, bebenden Tone fuhr sie dann fort: „nein, nein, Rosa, auch nicht der kleinste Faden zu deines Geschickes Lösung liegt in meinen Händen; ich kann dir nichts enthüllen." —

„Unmöglich kann ich meinen Glauben aufgeben, edle Frau! Schon erweichten meine Bitten ihr Herz, ihre Lippen öffneten sich, und nun bleiben sie auf halbem Wege wieder stehen! — Bei Gott und meinem ewigen Heil, ich will verschwiegen sein wie das Grab!" —

„Ich kann nicht!" rief Marie mit erstickter Stimme, und sank ohnmächtig nieder. In diesem Augenblick läßt der kleine Säugling seine gellende Stimme hören. Rosa eilt zu ihm, und sucht ihn zu besänftigen; doch der Kleine beruhigt sich nicht, und sucht mit dem Mündchen

und als er seine Ernährerin vermißt, verdoppelt er sein Geschrei. — Des Mädchens Angst steigt auf's Höchste. — Ihr eignes Interesse vergessend, macht sie sich die bittersten Vorwürfe, Ursach dieses Unglücks gewesen zu sein, und schaukelnd hält sie das Kind knieend in ihren Armen, und flehet die Mutter an, sich ihres Säuglings zu erbarmen.

Endlich erwachte Marie, und griff nach ihrem Kinde. Stillseufzend, ihren Schmerz zu verbergen, zog sich die arme Waise zurück.

Nach einer drückenden Stille erhob sich Marie, und sah dem leidenden Mädchen in's thränenschwere Auge. „Du gute, treue Seele!" flüsterte sie wehmüthig, „glaube mir, könnt' ich dein Glück mit meinem Blute erkaufen, bei dem Allwissenden, ich wäre bereit dazu! — doch des theuren Gatten Ehre, der Meinen Wohl gebietet mir, dir das zu verschweigen, was dir nicht frommen, mich aber" — hier schwieg sie, bedachte sich einen Augenblick, und entfernte sich. Nach einem Weilchen kam sie zurück. „Hier, meine liebe Tochter," sprach sie

mit ernster, beklommener Stimme, „nimm dies
weiße Tuch, und leg es zu dem Korbe! Beides
ist von einer Hand, und mag zusammenblei-
ben. Möge die Vorsicht zu deinem Besten das
Weitere fügen. — Doch, gute Rosa, jetz
bitt' ich dich herzlich, sei wieder froh, überla
dich dem nothwendigen Schlummer, und ver
banne jede Sorge; überlaß sie mir, deiner mü
terlichen Freundin.

Doch Rosa's Auge hing am Boden, e
sah jede Hoffnung schwinden. Jeder Aufschlu
war der armen Waise jetzt abgesprochen, un
dunkel und freudenlos war Alles um sie.

„So soll ich denn meine Mutter nie sehen!
jammerte Rosa, „nie etwas von meinem V
ter hören! — O es ist doch schrecklich,
ganz verlassen auf der weiten Erde zu steh
Niemanden anzugehören! gleich einem entbe
lichen Stück Hausgeräthe von einem zum
dern zu wandern, und nur dem blinden Zu
und den Launen des wandelbaren Glückes
terworfen zu sein! — O es ist schrecklich
schluchzte Rosa, und rang die Hände. —

„Nein, bei dem großen Gott!“ sprach Marie mit gedämpfter Stimme, „diesen Jammer ertrag ich nicht. — Mag mein Herz Erleichterung in dem Geständnisse seiner Schuld finden. — Schwöre mir Rosa, bei allem, was dir lieb und theuer ist, bei allen Ansprüchen, die du auf die Freuden dieser und jener Welt zu machen hast, bei deiner Seele Heil schwöre mir ewige Verschwiegenheit!“

Rosa war auf die Kniee gesunken, mit himmelwärts gerichteten Augen und gefalteten Händen flüsterte sie: „Gott kennt mein Herz!“

„Wisse denn, Unglückliche! — ich — ich selbst — bin — hier schien der Athen in Mariens Brust zu stocken, furchtsam sieht ihr Auge umher, und mit dem Ausruf: „Ich bin verloren!“ stürzt sie leblos zur Erde.

In diesem Augenblicke stand der zürnende Mühlheim vor dem zitternden Mädchen, und sein forschendes Auge schien in ihren Zügen lesen zu wollen, was seinen Ohren entgangen war.

„Wie kommst du Unglückskind bei später Nachtzeit in mein Haus!“ ruft er wüthend,

schleudert sie unbarmherzig fort, und eilt der Gattin zu Hülfe. Er wendet alles an, sie in's Leben zurückzubringen; doch vergebens, ihre Augen sind geschlossen, die Lippen kalt, als ob der Todesengel sie schon berührt hätte. Immer heftiger wird er gegen Rosa, die ihre Unschuld zwar betheuert, doch todtenbleich dasteht, und um Mariens Zustand bangt. Das Geschrei seines Lieblings bringt ihn auf's äußerste. Als wolle er Sturm läuten, zieht er den Glockenzug, doch noch immer erscheint keine Hülfe.

„Geh, verworfener Bastard!" schreit er Rosa entgegen, „du Friedensstöhrerin meines häuslichen Glücks! — und wenn dir dein Leben lieb ist, so wag' es nie, dich wieder unter diesem Dache sehen zu lassen!" —

Rosa stand wie vernichtet da. Ihr Zartgefühl, ihre Ehre war auf das empfindlichste gekränkt. Noch einmal faßt sie Mariens Hand, von der sie sich nun auf immer trennen soll, und drückt sie mit Heftigkeit an ihre Lippen. „Leben sie wohl, harter Mann!" spricht sie mit gekränkter Würde. „Gott verzeihe es ihnen, und

rechne es ihnen nicht an, wie wehe sie mir Unglücklichen thaten!" nahm dann den Korb mit dem Tuche und schwankte fort. —

Da stand die Arme hinausgestoßen und verlassen im Dunkel der Nacht. Sie konnte unmöglich weiter, und suchte ihr Unterkommen in einer Scheune.

Kaum röthete sich der Himmel, und sein neues Licht erfreute die Erde, so stand Rosa schon auf der Heerstraße. Die Furcht war von ihr gewichen, sie fühlte sich abgehärtet gegen des Schicksals Schläge. Die leisen, sanften Gefühle, die in ihrer Jugend durch den Traum entstanden, durch einen Zufall aufgeweckt und mit jugendlichem Feuer aufgenommen und genährt waren, waren jetzt schnell und auf eine zerstörende Art gedämpft und zernichtet — Doch in ihrem Herzen wohnte ein frommes Vertrauen auf Gott, den Schöpfer und Erhalter der großen Weltensysteme, der kein Geschöpf hülflos von sich läßt.

Milde Ruhe und freundliche Stille herrschte

in der ganzen Natur. Rein und erquickend hauchte die milde Mailuft, und froh des schönen Morgens zwitscherten lebende Wesen von allen Bäumen, und vom fernen Busche ertönten die lieblichen Töne der Nachtigall, und erhoben das Gemüth des guten Mädchens. Mit unschuldiger, sanfter, süßahnender Hoffnung setzte sie ihren Weg fort, in ihrer Seele erwachte eine süße Ahnung, die ihr zulispelte: „nicht immer wirst du in diesem Dunkel bleiben!“ und gestärkt, kräftig entschlossen ging die gottvertraute Waise ihrem Verhängnisse entgegen.

21.

Marie erwachte, aber sie redete irre. Der Schreck hatte ihre Nerven zu heftig erschüttert, und lange rang die Unglückliche um Leben und Tod; doch endlich nach abwechselnder Besserung verfiel sie in eine dumpfe Melancholie. Diese führte sie in das Gebiet jener zauberischen, mystischen Bewußtlosigkeit hinüber, und im tiefen, starren Sinn stellte ihre Seele Geschehenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges in buntverworrene Bilder durch einander. — Das sichtbare Verbleichen der Blüthe dieser schönen Gestalt ließ die Tiefe ihrer Qual, die die fromme Seele zu zerstören drohte, leicht ermessen. Ihre unruhigen Träume, in denen sie häufig leicht zu deutende Worte sprach, machten Ludwig oft erbeben. Mit Entsetzen fühlte er sich weggezogen von der Gattin, und Furien der Eifersucht und des Mißtrauens zerfleischten sein Inneres. Er

Blickte Ludwig aber mit Ruhe zurück, so ließ sich auch nicht der geringste Fleck noch Makel in ihrem Thun und Handeln auffinden, und er ward dann wieder der duldsame, leidtragende Gatte, hörte ihre Klagen mit Geduld, und trug gelassen das Kreuz, was ihm die Liebe geschlagen hatte.

Der alte Mühlheim, der einst auf mehrere Tage zum Besuch bei seinem Sohne war, sah das Leiden der armen Marie mit inniger Kümmerniß. — Durch die Erfahrung langer Jahre mit dem Geschicke des Menschen, mit Tugend und Leidenschaft, Versuchung und Standhaftigkeit, Schuld und Verhängniß vertraut, verstand er es, den schwachen Menschen vom Sünder zu unterscheiden. Er ermahnte seinen Sohn zur Standhaftigkeit. „Ludwig," sprach er eines Morgens, als er diesen in Gedanken vertieft auf seinem Zimmer traf, „sei gerecht gegen dein leidendes Weib; glaube mir, sie ist gut und brav!" Ludwig schwieg und seufzte. — „Gesetzt," fuhr der Vater mit sanfter Stimm

lichen Sinne eine Schwachheit, würde sie diese wol so lange und schrecklich büßen, wenn sie nicht die Tugend selbst wäre!" — Heftig umarmte Ludwig den väterlichen Freund, und ein herzlicher Händedruck lohnte ihn für diese Worte des Trostes.

Mit wohlwollender Gesinnung ging Mühlheim nun zu der Kranken, setzte sich zu ihr, suchte durch innige Theilnahme ihr Gemüth zu erheben, und die schwarzen Bilder daraus zu verscheuchen. „Gute Marie," sprach er sanft bittend, „du warst ja immer so gut und lebensfroh! warum quälst du dich jetzt mit so trüben, das Leben verkümmernden Ideen! — Vertraue doch deinem guten Ludwig, er liebt dich ja so herzlich; — mach' ihn nicht unglücklich, sein alter, bekümmerter Vater bittet dich darum!"

Die Kranke richtet sich auf, sieht die Thränenperle in des Greises grauen Wimpern zittern, die wie Feuer auf ihr Gewissen fällt. „Vater," ruft sie tief erschüttert, „stände es in meiner Macht — doch kann ich Geschehenes

Grabesnacht licht und helle, dem Sonnenlichte gleich zu machen! — Nein," setzte sie wehmüthig hinzu, „lassen sie mich büßen, was Jugend, Unbesonnenheit und Liebe zu meinem Ludwig mich begehen ließ! — O Vater! Vater! — wer berechnet die Folgen einer, nur einer Sünde! — Doch ich will ja dulden und tragen!" Hier stockte ihre Stimme, und schluchzend verbarg sie ihr Gesicht ins Kissen.

Traurig verließ Mühlheim Mariens Zimmer. Er fing an ins Geheim seinen einzigen Sohn zu bedauern, und am andern Morgen kehrte er mit beklommenen Herzen zu seiner treuen Bertha zurück.

Einst belauschte Ludwig seine Gattin in einem fernen Gebüsche. Sie war so in Gedanken vertieft, daß sie die Schritte des Gehenden nicht hörte. — Sie betrachtete lange und nachdenkend einen Vogel auf seinem Neste, dem man die Jungen genommen hatte, um die er gar

zu verstehen. „Gutes Thier," sprach sie bewegt, „dich hält Instinkt und Liebe auf diesem Platze! — Armes Thier, man hat dir genommen, was dir das Liebste war, wie unglücklich fühlst du dich!" — Unverrückt blieb sie stehen, und bejammerte den Vogel.

„Marie," sagte Ludwig herzutretend in zärtlichem Tone, „wann werden die schwarzen Bilder von deiner Seele weichen, wenn du ihnen stets nachsuchst, und sie mit neuen Farben belebst!" — Marie sah ihn lange und schweigend an. — Ludwig ergriff ihre Hand, und fuhr fort: „Marie, du bedauerst ein armseliges unvernünftiges Thier, während deine lieben, holden Kinder mutterlos umherjammern!" Die Zartfühlende erschrack, hieran hatte sie noch nicht gedacht. „Ach, Ludwig," seufzte sie, und schmiegte sich ihm schluchzend an, „vergieb dem Weibe, das dich und deine Kinder so elend machte!" —

„Marie, gieb uns dich zurück! sei wieder, was du einst warst! — Sieh' um dich, siehe

net seine Güte nicht unsere Felder und Wiesen! sind unsere Kinder nicht gesund, und versprechen sie uns nicht Freude für die Zukunft! — Drum laß uns dem Höchsten danken mit heiterm, frohem Sinn!" — Marie seufzte tief und schwer.

„Gute Seele, was kann dein Gewissen belasten! Es ist eigner Wahn, glaub' es mir, was dich drückt; vertraue dich mir, ich will das Luftgebilde zerstäuben; und vermag ich's nicht, so will ich mit dir tragen!" —

„Bringe dich nicht um den Frieden deiner Seele!" sagte Marie in ruhigem Tone, „meine Mittheilung würde nur dein Gewissen belasten." — Bitter lächelnd, „nein, Ludwig, lebe froh in deiner Selbstschätzung! doch," setzte sie mit schmelzend-weicher Stimme hinzu, und drückte einen langen Kuß auf Ludwigs Lippen, „ich will versuchen, mich zu fassen, nur habe Geduld mit deinem armen Weibe, die um dich zu besitzen, zur Sünderin ward!"

Ludwig schauderte in sich zusammen. — Er wünschte den Schleier jetzt nicht zu lüften,

Seele belastete. — Stillschweigend ging er mit ihr zurück.

Die Kinder hüpften ihnen fröhlich entgegen. Marie empfing sie ungewöhnlich freundlich und mild. Sie aß am Abend im Kreise der Ihrigen, sprach über mancherlei Gegenstände, und bewieß jedem Einzelnen eine besondere Aufmerksamkeit; kurz, sie war seit langer Zeit zum ersten Male wieder aufgeweckt und froh.

Am andern Morgen stand sie früh auf, bekümmerte sich um die häuslichen Geschäfte, und bald hatte Ludwig die Freude, seine Gattin völlig genesen zu sehen.

Mit erneuerter Liebe hing Marie nun an ihrem Gatten, und lebte nur für ihn und seine Kinder. Mühlheim, der schon sein ganzes Glück zu Grabe tragen sah, dankte Gott, der ihm Ausdauer und Geduld verliehen hatte, sein Unglück zu tragen, und sich dadurch seiner neuen Glückseligkeit werth gemacht zu haben.

22.

Karl Lebrecht war jetzt zum schönen Jünglinge gereift. Sein hoher, schlanker Wuchs erhob ihn über sein Alter; denn obgleich er erst zwanzig Jahre zählte, war er kraftvoll ausgewachsen wie ein gereifter Mann. Seine Gesichtsfarbe war bräunlich, seine Nase gebogen, und der Blick des schwarzen Auges hätte stolz genannt werden können, hätte nicht ein humaner Zug um den Mund ihn gemildert, und in ein süß-schwärmerisches Lächeln verwandelt.

Sein natürlicher Verstand, die vortrefflichen Eigenschaften, die sich in seinem Thun und Lassen, in seinem richtigen Urtheile so herrlich zeigten, ließen dem Vater viel Gutes von seinem Lieblinge erwarten; doch stiegen jetzt neue Sorgen in der Seele des Bekümmerten auf. Des Sohnes Fleiß hatte ersetzt, was des Vaters beschränkte Lage nicht hatte aufbringen können. Die

lig vorbereitet, nun zur Universität abgehen könne. — Da mußte nun das Nöthige herbeigeschaft werden. Die thätige Hausfrau war kränklich, und die einzige Gehülfin war Rosa. Sie nähete, strickte, besserte oft ganze Nächte, und die Dankbarkeit des guten Mädchens war ohne Grenzen. Der gute Lebrecht widersetzte sich zwar dieser Thätigkeit, da sie ihrer Jugend schaden, und die Gesundheit des blühenden Mädchens untergraben könnte. Doch da geschah es heimlich, und ihre Lebendigkeit, ihr immer frohes Lächeln am Tage verbein[illegible]te Jedem die gehabte nächtliche Anstrengung.

Dem guten Karl war Rosa's vortrefflicher Charakter, die liebliche Weiblichkeit in ihren Handlungen, die Frömmigkeit ihrer reinen Seele nicht entgangen. Schon früher hatte ein Gefühl von Gutmüthigkeit den Knaben für die kleine Waise eingenommen; er war ihr gut wie einer Schwester. Jetzt sah er, wie die holde, immer geschäftige Jungfrau des Vaters Sorgen so gern theilte, wie sie für ihn arbeitete, den jüngern

dieser durch die zärtlichste Aufmerksamkeit die traurigen Tage erträglich zu machen suchte. — Ein dankbares Gefühl nahm seine Seele ein; er bat Gott oft im Stillen, ihm doch einst Mittel an die Hand zu geben, dem edlen Mädchen ihre Treue einst vergelten zu können.

Der Tag, an welchem Ludwig aus dem Kreise seiner Lieben scheiden sollte, war da. Rosa hatte ein kleines Abschied mahl bereitet. Alles saß traulich bei einander, und jeder hatte dem Scheidenden noch etwas zu sagen, noch um etwas zu bitten. Da schlich sich Rosa auf ihr Kämmerchen, ein kleines Andenken für den Jugendfreund zu beenden, wozan mancherlei Geschäfte sie bis jezt gehindert hatten. Eben legt sie die Nadel aus der Hand, da springt der muntre Eduard herein, und ruft sie zur Mutter.

„Liebes Röschen!" spricht die Pastorin, „ich wollte dich bitten, unserm Karl noch einen Freundschaftsdienst zu erweisen, und ihm seinen Koffer zu packen; gern thät' ich's, doch meine Kräfte" —

Ohne sie ausreden zu lassen, eilt Rosa

fort. Im Weggehen begegnet ihr Blick dem des bewegten Karls, der die Hand der guten Mutter in der seinigen hält, und ihre gutgemeinten Lehren kindlich auffaßt. Unwillkührlich drängt sich eine Thräne in des Mädchens Auge.

Der alte Vater schrieb noch einige Empfehlungen für seinen Sohn.

Da kniete Rosa vor dem Koffer, in welchem sie die Sachen schon einige Mal gelegt hatte, immer war es ihr aber noch nicht recht. Jedes Stück ging nochmals langsam durch die Hände, und höchst unzufrieden mit sich selbst schalt sie sich ein unwissendes, höchst unverständiges Mädchen. Endlich war das schwere Werk vollbracht. Mit einem Seufzer zog Rosa die unter ihrem Busentuch verwahrte, so eben beendigte Geldbörse hervor, betrachtete sie noch einmal, und schüttete dann ihren kleinen, säuerlich ersparten Schatz hinein. „Wenn Karl aber erriethe, — wenn er das arme Röschen in der Geberin erkennte?“ flüsterte sie kleinlaut, „wenn er es verschmähte, sich wol gar gekränkt, beleidigt fühlte! — o das wäre schrecklich! —

doch nein, nein!" sprach sie dann mit Zuversicht, „das wird der gute Karl nicht; ich kenne sein Herz, es ist edel und brav! es wird das Wenige nicht verschmähn, was das arme, ihm so sehr [illegible] Mädchen dankbar zollt!" — Wehmüthig gestimmt zog sie langsam die Schnur zu, drückte die Börse, als wolle sie ihre Empfindungen dem künftigen Besitzer mitübertragen, an ihre Lippen, und verbarg sie dann in einem Winkelchen des Koffers. — „So wäre denn die Arbeit abgemacht," seufzte Rosa, „wüßt' ich doch nicht, etwas vergessen zu haben!" Zögernd läßt sie nun den Kofferdeckel sinken, und faßt hinter sich, das Vorhängeschloß zu nehmen. — Doch, hilf Himmel! — da berühret ihre Hand den Fuß eines Mannes, und mit einem Gefühl des Erschreckens und der Verlegenheit erblickt sie den, dem ihr Selbstgespräch gegolten hat, ihren Jugendfreund, der mit verschränkten Armen dasteht, und dessen nasses Auge mild und bewegt auf dem lieblichen Wesen ruhet, dessen geheimste Empfindungen er eben zu seiner Freude belauscht hat. —

„Mein Gott! — Karl!“ — stammelte Rosa mit gesenktem Blicke, „wo kommen sie er? vermuthlich,“ setzt sie in ungewissem Tone hinzu, „traten sie doch erst eben herein?“

Doch Karl überhörte des Mädchens verlegene Frage. „Gute, vortreffliche Seele,“ rief er im Uebermaaß seines Gefühls, „was ich sah, was ich hörte, steht mit flammenden Zügen unauslöschlich eingegraben in meinem Herzen, und kein ärmliches Wort des Dankes entheilige das Gefühl, was mein ganzes Innere belebt!“

„Mein Gott, ich verstehe sie nicht!“ lispelte Rosa, und über die blasse Wange flog die Morgenröthe der Jungfräulichkeit.

„Einst, wenn die Weihe dem Jünglinge erlaubt, sein Haupt bis zu dir zu erheben, dann, dann, du reine Unschuld, wirst du mich verstehen! — o Dank, Dank dir, Rosa! du gabst mir, was keine irdische Macht mir zu geben vermag. Du nanntest mich gut und brav! — wahrlich, ich will es werden! — Du, Allwissender, hörst meinen Schwur! Und du, frommes Mädchen, du sollst mein Schutzgeist sein,

an dich will ich denken, wenn ich strauchle, wenn Verführung mich anlockt! "Von Gefühlen hingerissen, sank er an Rosa's Busen. — „Gedenke deines Karls!" stammelte er, und floh zum Zimmer hinaus.

Rosa suchte sich zu sammeln, und schlich dann, als sie den Wagen vorfahren hörte, und der Koffer heruntergeholt war, hinzu, um den Scheidenden noch einmal zu sehen. Eben führten die biedern Eltern ihren Sohn in feierlicher Stille zum Wagen. „Bleibe der heiligen Natur getreu!" ermahnte der Vater, „und folge deinem durch Religion geläuterten Gefühle, so wirst du tugendhaft bleiben! Dies, mein guter Sohn, sind die letzten Worte, die dir dein treuster Freund mit auf den Weg giebt! Beherzige sie, Karl, und mache deinem Vater die Freude, daß er dich einst so zufrieden, wie heute, seinen Sohn nennen kann!"

In bang-ahnendem Gefühle drückte nun die Schwache ihn noch einmal an das treue Mutterherz. „Karl!" sprach sie, und ihr Aug-

füllte sich mit Thränen, „im Fall ich dich nicht wiedersehen sollte, so nimm meinen Seegen!“

Jetzt führte Lebrecht die Angegriffene in's Zimmer zurück. Die munteren Geschwister begleiteten ihn zu der alten wackligen Landkutsche, die ihn zu einem benachbarten Jugendfreunde bringen sollte, mit welchem er am andern Morgen die Reise gemeinschaftlich fortsetzen wollte.

Gedankenvoll, mit mancherlei Gefühlen in der bewegten Brust, betrat Rosa ihr Kämmerlein. Karls Gestalt stand in reiner, heiliger Klarheit vor ihr; die einfachen Worte, der tiefe Sinn in ihnen hatte ihr kindliches Gemüth sonderbar ergriffen, und in einen bänglich-frohen Zustand versetzt. Sie war ja nur ein armes verwaiſ'tes Mädchen, ohne Namen, ohne Vermögen; Karl der Sohn ihres Wohlthäters, auf den ein bekümmertes Elternpaar seine ganze Hoffnung setzte. — Diese Betrachtungen wiesen dem tief fühlenden, bescheidenen Röschen den ihm gebührenden Platz an. Mit edler Resigna-

tion gelobte sie, nie die Ruhe dieser guten Familie zu stören, und ihre Gefühle für den Jüngling zu beherrschen; doch that dieser Entschluß dem Herzen des armen Mädchens wehe. Schwerseufzend hob sie mit gefalteten Händen das thränenschwere Auge zum Himmel empor, und die bebenden Lippen fleheten um Ruhe für das widerspenstig klopfende Herz.

Gefaltete Hände tragen den Geist im betenden Phantasienfluge zu den Höhen, wo die Menschen-Trösterin thronet. Ein Gnadenstrahl gehet aus von ihr, und heller wird die Zukunft. So ging's dem gottvertrauten Mädchen. „Du wirst Alles wohl machen! dir vertrau' ich!" sprach sie, und legte sich ruhig auf's Lager. In wenigen Minuten waren ihre Augenlieder sorgenlos geschlossen; Bilder froher Zukunft umgaukelten ihren Schlummer, und erst am Morgen, als die Sonne am blauen Himmelsbogen prangte, erwachte sie heiter und froh, denn sie war ja mit ihrem Gewissen im Reinen. —

23.

Es war im Monat Juni, wo das ländliche Stillleben der Lebrechtschen Familie auf eine höchst unverhoffte Weise unterbrochen wurde.

Einer kränkelnden Präsidentin, Mutter eines Professors jener Universität, wo unser Karl sein Studium übte, war von ihrem Arzte die mild-stärkende Landluft als Heilmittel angerathen. War es nun der gute Ruf des Predigers, war es die wirklich reizende und schöne Gegend, oder war es eine ökonomische Berechnung, die den zärtlichen Sohn bewog, seiner Mutter die Lebrechtsche Pfarrwohnung zu ihrem Sommersitze vorzuschlagen, mag dahin gestellt sein. — Genug der Herr Professor ließ ein höfliches Schreiben an den Landprediger ergehen, in welchem er seinem fleißigen Sohne große Elogen machte, und den glücklichen Vater zu seinen gerechten Hoffnungen von Herzen Glück wünschte. Nebenbei gedachte er des Antrags, und brannte

vor Verlangen, die persönliche Bekanntschaft der lieben Familie zu machen.

Die guten, ehrlichen Menschen sahen in dem Herrn Professor einen hohen Gönner für ihren Sohn erspriessen. Lebrecht dankte für des Herrn Professors schätzbares Vertrauen in den verbindlichsten Ausdrücken, und machte Anstalten zum Empfange der Präsidentin. Das grüne Stübchen, sonst nur bei besondern Gelegenheiten, als Geburtstagen, Festtagen und bei Besuchen aus der Nachbarschaft, benutzt, wurde für die hohe Gönnerin bestimmt. Röschen putzte und säuberte, und die Pastorin erzählte mit innigem Behagen, wie sie nach und nach jedes Stückchen aus ihrer Sportelkasse angeschafft, und wußte noch an den Fingern zu berechnen, wie viel ihr jedes einzeln koste, und beide meinten, die Frau Präsidentin würde sich recht behaglich in diesem Paradiese fühlen, und freuten sich auf ihre Ankunft. — Doch ach, wie hatten sich die guten Leutchen verrechnet! —

Schon nach acht Tagen kam die Erwartete an, und mit ihrem Erscheinen war der Kranz

der Ruhe und des Friedens, der das stille Häuschen umgab, auch schon zerrissen.

Das einfache Leben, wo Alles nach dem Schlage der Uhr bestimmt, berechnet und ausgeführt wurde, war aufgehoben. Die verweichlichte und verwöhnte Matrone machte den gefälligen Menschen viele Last, mitunter auch Kosten. Besonders wurde der Raum durch die unbescheidene Dienerschaft, worauf man gar nicht gerechnet, sehr beschränkt. Das kleine Völkchen wurde zusammengedrängt, und das gute Röschen mußte ihr Kämmerchen der naseweisen Jungfer Nannette abtreten. In dem grünen Stübchen, dem geträumten Paradiese, ging's auch gar erbärmlich her. Schnarchend lag der wohlgemästete Mops auf dem weichgepolsterten plüschenen Sessel, dort sprudelte der schelmische Papagei aus seinem vergoldeten Käfig, und beschmutzte die blankgebohnte Commode. —

Die arme Pastorin weinte wie ein Kind, daß ihre Ersparnisse so vernichtet, und so gar als nichts betrachtet würden. Doch des sanftmüthigen Gatten freundlicher Zuruf: „Du opferst

deinem Karl!" besänftigte die Aufgebrachte, und gutmüthiger, als zuvor, ging sie der Präsidentin zur Hand. — Rosa hielt sich unter den jetzigen Umständen für lästig; um aber die Delikatesse der braven Lebrechts nicht zu kränken, gab sie vor, die alten Mühlheims verlangten sie zurück, und unter dem Versprechen, bald wieder zurückzukommen, ward sie von der guten Familie entlassen.

Mit Liebe betrat Rosa das Mühlheimsche Haus. Doch kaum hatten diese vernommen, daß ihr Besuch länger als einen Tag dauern sollte, so wurden sie sichtbar verlegen, und die ihr schon länger bewiesene Gleichgültigkeit schien jetzt in völlige Kälte übergegangen zu sein.

Minchen, die Enkelin war jetzt bei den Großeltern, und hatte diese ganz für sich eingenommen. Das niedliche Stübchen, was Rosa früher bewohnte, war von dieser eingenommen, und statt von Minchen als Freundin mit darin aufgenommen zu werden, wurde ihr ein dü-

s Dachkämmerchen, öde und entlegen von
n Bewohnern, unfreundlich angewiesen. —
es empörte Rosa's Ehrgefühl, beleidigte ihr
ist so sanftes, anspruchloses Gemüth; „woher
se Erniedrigung! und noch dazu von den al-
Mühlheims," die ihr früher so manchen
weis von Wohlwollen gegeben hatten.

Minchen war kein böses, kein neidisches
ädchen. — Mag der liebe Leser sie nicht zu
h verdammen, sondern einen Blick auf das
isliche Verhältniß ihrer Eltern werfen, und
wird das Verfahren der Tochter nicht mehr
strafbar finden. — Minchen liebte und
te ihren Vater mit unumschränktem Vertrauen,
dermann achtete ihn als einen rechtschaffenen
ann, und dieser Redlichgesinnte haßte Rosa
seine Todfeindin; mußte er nicht gerechte
sach zu dieser Verfahrungsweise haben? —
h, und die sanfte, zärtliche, fromme Mut-
, was hatte sie um Rosa gelitten! — Sie
tte gehört, wie die Kranke im Fieberparoxis-
is den Namen Röschen bald mit Liebe, bald
ter Verwünschungen aussprach. Selbst als

sie schon völlig wieder genesen, bemerkte sie das P inlich-drückende in der Mutter Lage, wenn ihrer zufällig erwähnt wurde, und wie dann auf kürzere oder längere Zeit ihr Frohsinn gestört war. — Minchen hatte in kindlich-warmen Gefühle den Großeltern so manches mitgetheilt, daß diese auch mit dem besten Herzen doch Rosa als die Strafruthe der Mühlheimschen Familie ansehen mußten.

Fast keine Nacht verging, in welcher Rosa nicht ihr Kopfkissen mit heißen Thränen benetzt hätte. — „Was soll aus mir werden, was soll ich beginnen?" diese Frage wiederholte sie sich täglich. Sie fühlte eine Unruhe, ein Unbehagen, ein unwiderstehliches Treiben in sich; doch ihre Jugend und Unerfahrenheit verhinderte sie, einen würklichen Plan für ihre Zukunft auszubilden.

Schon waren dem armen Mädchen vierzehn Tage langsam dahingeschwunden, als Minchen eines Abends dem Großväterchen ein Langes und Breites vom Kriegsschauplatze aus den Zeitungen vorlas, und dieser echte Patriot bald dem einen Heere ein lautes Bravo, dem andern hingegen

ein Kreuzd . . . . . auf den Hals schickte. Frau Mühlheim, welche kein großes Interesse daran fand, war in ihrem Sorgenstuhle entschlummert, und Rosa nähete an einem neuen Mieder, womit München am nächsten Sonntage glänzen wollte. „O wäre ich doch ein Mann!“ dachte das gedrängte Mädchen, „wie wollt' ich zum Schwerdte greifen, und für die gerechte Sache streiten! Ein heldenmüthiges Feuer durchglühte ihre Brust, sie fühlte ihr Elend, ihre Knechtschaft jetzt mehr als je, und mit dem Schicksal hadernd verwünschte sie ihr Geschlecht, daß sie zwang, sich dieser bittern Abhängigkeit duldsam zu unterwerfen.

Jetzt kam die Reihe an Einsätze vermischten Inhalts. Schon manches hatte München mitgetheilt, als sie Folgendes las:

„Eine Dame wünscht unter vortheilhaften „Bedingungen ein junges Frauenzimmer zu „engagiren, die sich fähig fühlt, die Erziehung einiger Kinder zu übernehmen. Es „wird mehr auf Sittlichkeit und Moralität, „als auf Kenntnisse gesehen. Man melde sich

„deshalb in W.... in der Zeitung-Ex-
„pedition."

„Ein annehmlicher Antrag für ein armes Mädchen ohne Aussicht," setzte Minchen mit einem bedeutenden Tone hinzu, und maaß dabei das aufmerksam gewordene Röschen mit einem so stechend-zweideutigen Blicke, daß diese wie vernichtet dasaß. — Ihre Selbstschätzung trieb ihr das Blut in die Wangen, ihr Busen hob sich gewaltig, und das heiße Auge starrte auf einen Punkt. —

Da fuhr sie aber wie aus einem Traum in die Höhe. Es war, als ob ein Lichtstrahl ihre trübe Seele erleuchtet habe, und ihr zulispelte: „dies ist deines Gottes Finger!" Zu eng ward es ihr zwischen den Mauern; sie mußte ins Freie. Ihr reines Auge drang in das Unendliche des schönen Sternenhimmels. — „Dort, dort thront mein Gott!" jauchzte sie, „meine Zuversicht! mein Hort! — auf ihn steht mein Glaube unwandelbar! — Ja, ich will nach W...," fuhr sie dann wehmüthig fort, „ich bin es müde, aus Mitleid geduldet, aus Barm-

herzigkeit ernähret zu werden. — Verlangt denn die Dame viele Kenntnisse! O gewiß, sie sieht mehr auf Herz und Willen, und wahrlich, ich will ja thun, was ich vermag, mich schicken in jede Lage. War nicht in meiner Kindheit schon ein wandelbares, unstätes Seyn mein Loos! Bin ich Eltern- und Geschwisterlose nicht gleichsam dazu ersehen, mich den Launen und dem Willen Anderer zu unterwerfen!"

„Aber," fiel die Klugheit, die ernste Besonnenheit ein, „wie kannst du es wagen, ohne Empfehlung, ohne Bekanntschaft eine so weite Reise zu unternehmen!" — Doch mit leichtem, jugendlichen Sinn überhörte Rosa jede Bedenklichkeit, und blieb ihrem Entschlusse getreu.

Sie begab sich auf ihr Kämmerchen, nahm in wenigen vorwurfsfreien Zeilen Abschied von den alten Mühlheims, und dankte in kindlich-rührendem Ausdruck für genossene Wohlthaten. — Nicht ohne Thränen der Wehmuth schnürte sie ihr Bündelchen, und legte sich dann reisefertig auf's Lager, um noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

24.

Noch lag die ganze Natur in tiefem Schlafe, der Vollmond stand am reinen, lichten Gewölbe des Himmels, und erhellte noch freundlich die stille Gegend. Da machte sich Rosa eiligst auf, und verließ das Haus, wo ihrer frühern Jugend manch' Freudenblümchen gelächelt hatte.

„Beginne dein Tagewerk mit Gebet!" dies war die goldene Lebensregel des frommen Lehrers, und seiner Schülerin tief in's Herz gegraben. — Ach, Rosa hatte ja ein schweres, sehr schweres Tagewerk zu bestehen! Sie wollte den heimischen Boden verlassen, der sie eine geraume Zeit getragen und ernährt hatte, und eine ferne, ihr unbekannte Welt eilen. — Sie fiel auf ihre Kniee, und betete zu dem Gott aller Väter, und erhob sich mit einem Gefühle in der Brust, als ob der Allsegnende seine Vaterhand über sie ausgestreckt hätte.

Noch ehe die Sonne ihr Bett verlassen hatte,

erreichte Rosa das Dörfchen, in welchem ihr Wohlthäter mit seiner Familie wohnte. Alles war noch still in der friedlichen Hütte, und Rosa setzte sich auf die Bank, ihr Erwachen abzuwarten. — Sie ging mit sich zu Rathe, unter welchem Vorwande sie die so schnell beschlossene Reise entschuldigen sollte, ohne die alten Mühlheime zu kränken. Jetzt erst stiegen Bedenklichkeiten sonder Zahl in ihr auf, und kein Mittel wollte sich zeigen, des bedächtigen Mannes Genehmigung zu erhalten. Immer schwebte die Gutmüthigkeit des Edlen ihr vor, wie er ihr Obdach und Schutz aufs neue anbot. Und konnte sie dies unter den jetzigen Umständen wol annehmen! —

Plötzlich ward sie mit sich einig, jetzt gar keinen Abschied von ihm zu nehmen, und nur dann erst an ihn zu schreiben, wenn sie ihr Unterkommen gefunden hätte. Sie glaubte, ihm dadurch selbst eine große Sorge zu ersparen.

Jetzt wollte sie fortgehen, doch ihre Füße waren wie eingewurzelt. — Vor ihre Seele traten alle Scenen, die sie im Wechsel des Glücks

und des Unglücks unter den verschiedenen Verhältnissen verlebt hatte. Ihr Auge hing unverwandt an den Fenstern des Schlafgemachs ihrer Wohlthäter. „O könnt' ich sie doch nur noch einmal sehen," seufzte sie, „um meinem Gedächtnisse ihre lieben, theuren Züge recht tief einzuprägen! Möchte dir frommen Manne ein mitleidiges Traumbild meine Nähe und mein Vorhaben verkünden, o gewiß, du würdest der Scheidenden deinen Seegen nicht versagen! — Doch mein Gott, seh' ich recht!" —

In diesem Augenblicke öffnet sich das Fenster, und Lebrecht sieht froh, verklärt-lächelnd in die eben erwachende Natur. Er faltet die Hände, in seinen Augen glänzt das Gefühl der Dankbarkeit, und sein frommer Mund lispelt ein andächtiges Morgengebet. —

Wie ein mildes, erwärmendes Feuer wohlthätig auf den erstarrten Wanderer wirkt, so erquickte und beseligte dieser Anblick das bängliche Mädchen; auch sie erhob ihre Hände und ihr Herz zu dem Allvater, ihn preisend, daß er ihren

Wunsch erfüllt, und ihr dadurch Kraft und Ausdauer auf den Weg gegeben hatte.

Jetzt schloß sich das Fenster, und Rosa trat hinter dem Fliederbaum hervor, der sie Lebrechts Augen entzogen hatte. Ihr war so wohl und wehe, es war, als ob der heilige Gottesmann ihr seinen Segen mit auf den Weg gegeben hätte.

Am ersten Tage legte Rose die wohlbekannten Dorfschaften zurück, und übernachtete auf einer Mühle. Die gutmüthige Müllerin nahm sie liebreich auf, bereitete ein reinliches Lager, auf welchem die Ermüdete sanft ruhte, und am andern Morgen mit Anbruch des Tages setzte sie, der gütigen Wirthin dankend, neugestärkt ihre Reise fort. — Einzelne Landleute mit gefüllten Kobern und Körben begegneten ihr, um von den Städtern ihr Scherflein daraus zu lösen. Rosa schloß sich ihnen an, und nach einer guten Stunde zeigten sich schon in der Ferne die hohen Thürme der Stadt, die, von der Sonne

vergoldet, den Wandrern einen majestätischen, herrlichen Anblick gewährte.

Rosa hatte noch nie eine Stadt gesehen. In großer Spannung eilte sie über die langen steinernen Brücken in das Thor, und grüßte jeden Einwohner bescheiden freundlich, als wolle sie dadurch Einlaß in ihre Mitte gewinnen. —

Am ländlichen Heerde erzogen, kannte die sechzehnjährige Rosa das Leben nur von seiner einfachen, beschränkten, aber freundlichen Seite. Sie kannte die Blüthen und Blumen der Felder und Wiesen im bunten Gemische der herrlichen Natur; sie kannte die Kräuter und Pflanzen, fast jede bei ihrem eigenthümlichen Namen, und wußte ihren Nutzen und ihren Gebrauch genau anzugeben; doch mit dem Luxus und den Bedürfnissen der höhern Stände war sie durchaus unbekannt. Wie wunderte sie sich daher bei dem Anblicke so abwechselnder Gegenstände; überall gab's zu gaffen und zu staunen. Besonders aber zog ein großes Bogenfenster, in welchem gar schöne Kupferstiche und geographisch. Karten aufgestellt waren, ihre Aufmerksamkeit auf sich.

„Sind das nicht eben dieselben Karten, die der Pastor hatte!“ Und in der Freude ihres Herzens fragt sie einen Vorübergehenden, „sind diese schönen Sachen wol zum Verkauf ausgestellt?“

„Zu was denn sonst!“ erwiedert dieser, und belächelt die einfältig-kindische Frage.

In diesem Moment tritt der Eigenthümer dieser Kunstsachen, der das schöne Mädchen schon lange durch das Fenster beäugelt und belauscht hat, aus dem Gewölbe, und freuet sich schon im voraus auf den Spaß, den er mit dem Gänschen zu haben denkt, und bittet Rosa gar höflich, bei ihm einzutreten. Mit einer anständigen Verbeugung tritt sie in das Gewölbe, und bittet freundlich um die Karte von Europa. Er reicht sie ihr, und Rosa betrachtet sie mit sichtlicher Wehmuth. Während ihr Zeigefinger mit geübter Gewandheit das Ziel ihrer Reise aufsucht, unterläßt der galante Mann nicht, seiner schönen Abnehmerin einige alltägliche Schmeicheleien zu sagen, doch das bescheidene Röschen scheint diese fade Sprache nicht zu verstehen. Sie zieht die kleine Börse aus dem Bündelchen, und fragt

schüchtern, was sie für die Karte zu zahlen habe, und noch schüchterner legt sie das Verlangte auf den Tresen.

Eben war der junge Mann beschäftigt, die Karte aufzurollen, als ein ältlicher Herr eintrat. Sein Anzug und die lange brennende Pfeife ließen den Hausherrn in ihm vermuthen. Er begrüßte die Fremde stillschweigend, und sah bald auf die liebliche Gestalt, bald auf das kleine Reisebündelchen. Rosa hatte die Begrüßung erwiedert, und wollte eben das Gewölbe verlassen, als der alte Herr sich erkundigte, ob sie weit zu reisen gedächte. — „Ich will nach B., lieber Herr," erwiedert Röschen unbefangen, und tritt ihm näher. —

„Aber doch nicht zu Fuße, liebes Kind, und so ohne Begleitung? — wie leicht könnten sie vom Wege abkommen, sich verlieren."

„Ei, darum hab' ich mir ja die Karte gekauft, die soll mich schon sicher zurechtweisen."

Des Mädchens Unbefangenheit, mehr aber der seelenvolle Blick, mit dem sie ihm so wunderhold entgegenlächelte, nahm den Kaufmann

für sie ein. „Sie sind wol noch nie gereist, liebes Kind?“ fragte er theilnehmend.

Diese Frage veränderte plötzlich Röschens Stimmung. „Ach nein!“ sprach sie seufzend, „außer dem lieben Bornthal und seiner nächsten Umgebung ist mir die Welt noch gänzlich fremd.“ —

„Dann, gute Seele, kennen sie auch die Gefahren noch nicht, denen sie sich aussetzen,“ sagte der Alte mit bewegter Stimme, und faßte des Mädchens zarte Hand, die sich ihm kindlich-vertrauend anschmiegte, und ängstlich auf seine Rede achtete, „und thäten daher besser, sich der Post zu bedienen. Sie geht in einigen Stunden von hier ab, bis dahin führ' ich sie zu meiner Frau, und sende sogleich hin, sie einschreiben zu lassen.“ Rosa dankte mit der ihr eigenen Anmuth, und der menschenfreundliche Mann führte sie in das Zimmer seiner Gattin. Rosa fand in dieser eine schöne, vollkommen gebildete Frau, von der sie eben so liebevoll und herablassend aufgenommen wurde. Sie frühstückte mit dem humanen Paare, und nach einer Stunde

wußten beide nicht, ob sie in dem liebenswürdigen Naturmädchen die Bescheidenheit und Anmuth oder den rein ausgebildeten Verstand höher achten sollten, und mit jedem Augenblicke gewannen sie die Anspruchlose lieber. — Der Kaufmann führte Rosa darauf zur Post, nachdem seine Gattin für mancherlei kleine Bedürfnisse gesorgt, und sie unter den herzlichsten Glückwünschen mit einer recht liebevollen Umarmung entlassen hatte.

Ermuthigt durch die erste so freundliche Aufnahme in der ihr fremden Welt bestieg die arme Waise heiter den Wagen, und empfahl der gütigen Vorsehung, noch ferner so väterlich ihr Geschick zu leiten.

25.

Ohne besondere Begegnisse kam Rosa am dritten Tage Morgens um acht Uhr in B . . . an. Es war einer der heitersten Tage des Juli Monats, als der schwer beladene Postwagen durch die hohen Thore rollte, und Rosa, des langen Fahrens und Rütteins müde, nimmt ihr Bündelchen, und freuet sich gar höchlich, nun in den Hafen der Ruhe einzukehren.

„Braucht die Mamsel einen Zurechtweiser?" ertönts von allen Seiten, und Rosa, indem sie den übrigen für ihre Güte schönstens dankt, bittet einen Knaben, sie nach der Zeitungs-Expedition zu führen. Dort angelangt, ersucht sie ihren Wegweiser, ein Weilchen zu warten, und klopft leise an die erste Zimmerthür. Doch statt des erwarteten „Hereins!" gluckert ein zinnoberrother Postillonskopf durch das Kuckfensterchen der Thüre, und verweist sie mit unfreundlich-heiserer Stimme nach einem gegenübergelegenen

Fenster. Sie nähert sich diesem, und bittet um gefällige Nachweisung der Dame, die einer Erzieherin für ihre Kinder bedürfe.

„Nun wahrhaftig," sagte dieser lachend zu einem ihm gegenüber Sitzenden, „das ist die einundzwanzigste!" reichte dem erschrockenen Mädchen eine beschriebene Karte, und schob, ohne die Empfängerin eines Blicks zu würdigen, das Fenster wieder zu. — Wenig Trost für das arme Röschen. — Der Knabe führte sie durch viele Straßen und Gassen bis vor ein großes Palais. „Hier wohnt die Baronesse von S . . . ." sprach er, und streckte die Hand aus nach einer Gabe. — Rosa wunderte sich über die Habsucht des Knaben; in ihrem Bornthal war man gefälliger gegen Fremde, und seufzend gab sie ihm den Ueberrest ihrer Haabe.

Mit sonderbaren Gefühlen betrat sie die Vorhallen des wirklich fürstlichen Gebäudes. — Hier stand sie unbeachtet und unbefragt, denn Alles lief und wogte bunt durch einander. —

Da könnt' ich ja bis in die sinkende Nacht stehen! dachte Rosa, und wagte sich an einen

Bedienten mit der Bitte, sie doch gütigst zu der Baronesse von S . . . zu führen.

„Die hab' ich nicht zu bedienen," versetzte dieser, und flog die breiten Stiegen hinauf.

Immer bänglicher ward's dem armen Mädchen um's Herz. Endlich kam ein Mann, dem eine Reihe von Jahren den Rücken schon ziemlich gebeugt hatte, langsam daher, und Rosa trug diesem ihre Bitte vor.

„Die gnädige Frau ist jetzt schwächlich und noch nicht aufgestanden. Vor drei Uhr läßt sie sich nicht sprechen." — Rosa seufzte tief. — „Aber was wollen sie denn bei ihr?" fragte er, und maaß die Bestürzte vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ach!" sagte Rosa mit weicher, biegsamer Stimme, „die gnädige Frau wünscht eine Erzieherin bei ihren Kindern; ihr nun meine treuen Dienste anzubieten, unternahm ich die weite Reise. Ich habe hier Niemanden, der" —

Armes Kind!" unterbrach sie der Alte, „da haben sie wenig Hoffnung; schon einige dreißig meldeten sich zu dieser Stelle."

Unwillkührlich traten dem armen Kinde

Thränen in die blauen Augen, und wie vor sich hin jammert sie leise: „Gott, was sollt' ich anfangen! ohne Geld! ohne Freunde! an einem fremden Orte!" — Sie steht in sich gekehrt, ohne den Blick zu erheben. —

Der Alte, dem diese rührende Unschuld an's Herz trat, faßte Röschens Hand, und sagte in einem gutmüthigen Tone: „fassen sie Muth, liebes Kind, noch ist ja nicht alles verloren; ich will für sie thun, was ich kann, das versprech' ich, und" fuhr er pathetisch-lächelnd fort, „was der alte Reinhold will! — ja, ja, — Sie müssen wissen, vierzig Jahre diente ich diesem Hause treu und redlich, — doch sagen sie, wer sind sie? woher kommen sie, und was können sie?" —

Ermuthigt, beantwortete Rosa seine Fragen bescheiden, doch freimüthig, und die jugendliche Anmuth ihrer ungekünstelten Reize sprachen weit mehr als ihre Worte. „Kommen sie mit mir!" sprach er, nahm ihr das Bündelchen ab, und führte sie in sein Stübchen. — Hier gab er ihr Feder, Dinte und Papier: „nun schrei-

ben sie an die Baronesse, ganz ohne Furcht, so ungefähr, wie sie zuerst zu mir sprachen, dann," setzte er wohlwollend lächelnd hinzu, „dann will ich das Briefchen der guten gnädigen Frau schon zur rechten Zeit in die Hände spielen."

Reinhold entfernte sich, verschloß die Thür, und Rosa setzte sich, um zu schreiben. Sie wählte ihre Worte mit Bedachtsamkeit, sie bat, aber mit einer gewissen Würde, nicht kriechend. In jedem Worte lag Sinn und Bedeutung.

Nach einer Stunde kam Röschens neuer Freund zurück. „Ist's so wol recht?" fragte sie, und reichte ihm das Schreiben zur Ansicht. Der Alte las, und immer heller wurden die ernsten Züge des alten Mannes. „Herrlich! vortrefflich!" rief er kindisch vergnügt, und trippelte nach dem Büreau, den Brief zu siegeln. „Na warte, du intriguantes Geschöpf, diesmal soll dir dein Plan, so Gott will, nicht gelingen! — Jetzt kommen sie, mein Röschen! so heißen sie ja, wie ich aus dem Briefchen sehe," schmunzelte der Redselige, „nun will ich sie mit der kleinen Baumschule bekannt machen." —

Reinhold führte sie durch mehrere Säle und Zimmer in ein freundliches Seitengemach, wo drei Kinder um einen Tisch standen, und mit etwas so sehr beschäftigt waren, daß sie die Eintretenden nicht bemerkten.

„Fräulein Malchen!" rief der Alte, und die älteste von ungefähr acht Jahren wandte sich zu ihm, „hier bring' ich eine Mamsel, sie möchte gern ihre Freundin und Gesellschafterin werden." — „So!" sagte Malchen, und betrachtete die Eingetretene. „Sie gefällt mir," flüsterte sie dem Alten zu, und Rosa die Hand reichend, hieß sie diese freundlich willkommen.

„Wie nennt man dich denn?" rief der wilde Eduard, sie anstaunend.

„Ich heiße Rosa." —

„Rosa! Rosa! — ei, den Namen will ich bald behalten, da darf ich ja nur an meine Lieblingsblume, die Rose, denken."

„Aber," rief der kleine Gustav, und kletterte eilig den Stuhl herunter, „kannst du mir denn auch hübsche Geschichten erzählen?"

„Ja freilich, mein kleiner Engel!", erwie-

derte Rosa, und drückte den Knaben mit Innigkeit an ihre Brust. Sie war außer sich vor Freude; fand sie ja in ihnen, was man bei Kindern höherer Stände so sehr vermißt, kindliche Unbefangenheit, Unschuld und unverdorbene Natürlichkeit. — Ehe noch eine Stunde verging, war Rosa eingeweiht in den kleinen Zirkel. Der alte Kammerdiener ging ab und zu, freute sich herzlich, und suchte nun sein Plänchen bei der Herrin einzuleiten. —

Die Baronesse hatte in frühern Jahren ein armes verwais'tes Fräulein zu sich genommen, und viel an sie verwandt, in der Hoffnung, sich eine treue Freundin, und den geliebten Kindern eine zärtliche Erzieherin zu schaffen. Doch bald bemerkte die kluge Dame, daß Sidonie ihren Wünschen und Hoffnungen nicht genügte. Sie zeigte sich kalt, herzlos, kokett, mitunter stolz und launig, und so durchaus nicht im Stande, junge Gemüther moralisch zu pflegen und auszubilden. Zu gut, um sie zu verstoßen, wies sie ihr einen andern Platz an, und untersagte ihr mit festem Ernste, sich um ihre Kinder zu be-

kümmern, da sie für diese eine Erzieherin suchen wollte. Wüthend über diese Demüthigung, suchte Sidonie eine ihres Gelichters dort einzuführen, und die gute Baronesse, keine schlechte Absicht ahnend, schwankte schon zwischen Wollen und Nichtwollen. — Doch der redliche Reinhold zitterte, die jungen Herzen seiner Lieblinge wieder in unrechten Händen zu wissen. Er lauerte, kundschaftete, mäkelte, und verschob so der Herrin Zusage von Tage zu Tage. „Lassen sie den alten Reinhold sorgen, liebe gnädige Frau," pflegte der Eiferer zu sagen; „müßt' ich ja fürchten, mein guter seliger Herr wendete sich im Grabe um, wenn den guten Kindern was abginge." —

Rosa saß auf einem Tabouret, den süßen Gustav auf ihrem Schooße, der muntere, aber gutmüthige Eduard stand horchend vor ihr, und das schon etwas verständigere Malchen saß neben ihr. — Rosa träumte sich ganz in ihr stilles, freundliches Dörfchen zurück, denn die unschuldige Umgebung war ja dieselbe. — Ein-

fach und wahr hatte sie ihren Zuhörern das Landleben geschildert, und Eduard war eben im Begriff, eine kleine Idylle zu deklamiren, als Gustav, die Mutter gewahrend, ihr mit einem frohen Ausruf die Händchen entgegenstreckt.

Rosa stand verschüchtert auf, verneigte sich, und trat ehrerbietig zurück. Der Anblick dieser großen, stattlichen Frau, mit der erhabenen Haltung, ganz in Trauer gehüllt, hatte die arme Waise wieder in die Wirklichkeit versetzt. — Sie fühlte, daß von der Entscheidung dieses Augenblicks ihr Wohl oder Wehe abhinge; denn fand sie hier ihr Unterkommen nicht, so mußte sie sich zurückbetteln in ihre Heimath, und welchen Gefahren war dann ihre Jugend, ihr guter Ruf ausgesetzt. —

„Lassen sie sich nicht stören, meine Liebe!" sagte die Baronesse in sanft-gewinnendem Tone. „Ich freue mich herzlich über die Art, wie sie die Kleinen gewonnen haben. — Ach," fuhr sie dann wehmüthig fort, „die guten Kinder mögen sich wol recht freuen, einmal wieder einen frohen Menschen um sich zu sehen! Denn mit

dem Schicksale hadernd, oft übel gelaunt, kann ich den Armen das jetzt nicht sein, was ich ihnen früher war." — Sie hielt einen Augenblick inne, seufzte tief, und fuhr dann bewegt fort: „Den lieben Kindern ist ehnlängst ihr guter Vater durch den Krieg entrissen; mag die unendliche Liebe, mit der die Gattin an dem Edlen hing, es verantworten, wenn die armen Waisen in der trostlosen Wittwe auch die zärtliche, sorgsame Mutter verloren." Hier stockte ihre Stimme, große Thränenperlen entquollen dem schwermüthigen Auge, die sie mit dem Tuche zu verbergen suchte.

Aufgerichtet durch das Zutrauen der Baronesse, mehr aber noch durch die Theilnahme, die sich in ihrem Herzen für die Leidtragenden regte, trat Rosa näher, küßte die Hand der Weinenden, und gab durch Worte, die vom Herzen kamen und zum Herzen drangen, den Wunsch zu erkennen, den lieblichen Wesen nützlich werden zu dürfen.

„O thun sie das, meine Gute, und sie dürfen auf meine unumschränkte Dankbarkeit

rechnen." — Die freundlichen Gesichter und die süßen Schmeicheleien der Kinder überzeugten die Mutter, daß sie eine recht glückliche Wahl getroffen habe. Sie ermahnte ihre Lieblinge, der neuen Bonne ja recht folgsam zu sein, und entfernte sich. Rosa blieb mit ihren Zöglingen zurück. —

Der Alte jubelte, und verkündete jedem, der ihm begegnete, die neue Gouvernante sei angelangt; und Niemand wußte und vermuthete, wie und auf was Art Röschen zu diesem Platze gekommen sei.

Schon am Abend stellte die Baronesse Sidonien die Angekommene vor, und befahl ihr mit einem besondern Ernst, dahin zu sehen, daß ihr, als der Gouvernante ihrer Kinder, von der Dienerschaft die gebührende Achtung bezeigt werde.

Die boshafte Sidonie vermochte kaum, ihren Neid und ihre Misgunst zu verbergen, und entfernte sich, sobald sie es mit Anstand konnte. Wüthend und mit Groll im Herzen schwur sie dem Mädchen Verderben.

26.

Rosa's natürlicher Verstand und die Vortrefflichkeit ihres Herzens, so wie die weisen Lehren des guten Lebrechts gaben ihr den Leitfaden in ihren neuen Verhältnissen. Durch ihre anspruchlose Bescheidenheit, durch die rührende Einfalt, mit der sie jedes ihrer Worte betonte, durch das seelenvolle Auge, das mächtig zum Herzen sprach, durch die Anmuth und Frömmigkeit in ihren Handlungen hatte sie sich dieser edlen Frau bald unentbehrlich gemacht. — Sie lebte sittsam und eingezogen, und obschon die abgefeimte Sidonie, nach Art dieser Geschöpfe, dem armen Mädchen ihr Uebergewicht frech genug fühlen ließ, und sie herabzusetzen versuchte, so wußte Rose sich durch Anstand und Würde doch unmerklich über sie zu erheben, und sich diese unterzuordnen. — Mit jedem Tage ward sie heiterer, und ein stiller Friede ergoß sich über ihr ganzes Wesen.

In dankbaren, herzlichen Ergießungen schrieb sie an die Lebrechtsche Familie, machte sie mit der Ursach ihrer heimlichen Abreise, so wie mit ihrer nun glücklichen Lage bekannt. Sie erzählte alles, was ihr unterwegs Merkwürdiges aufgestossen, und rühmte besonders die Rechtschaffenheit des alten ehrlichen Reinholds, ohne dessen gutmüthige Verwendung sie wol schwerlich zu diesem Posten gelangt sein würde. Der guten Marie gedachte sie mit kindlicher Liebe, und beklagte sich über das eiserne Verhängniß, daß sie zwänge, auf immer von ihr getrennt zu sein. „Rathen sie mir treuer, väterlicher Freund," so schrieb sie am Ende des Briefes, „sollte ich es wol wagen dürfen, nach des erbitterten Ludwigs bitterm Groll, den er auf mich Unglückliche geworfen hat, den Namen Mühlheim beizubehalten, ohne meiner guten Pflegemutter zu schaden? — Man nennt mich bis jezt bloß Rosa, und die edle Baronesse scheint großes Zutrauen in mich zu setzen, denn noch nie drang sie in meine Geheimnisse." —

Diesen Brief gab Rosa einem Bedienten,

ihn zur Post zu besorgen. Doch dieser Schurke übergab ihn Sidonien, die ihn entsiegelte, und so in die Geheimnisse der armen Waise eindrang. Durch den Bedienten, an welchen sich Rosa zuerst gewandt hatte, erfuhr sie, daß die vergötterte Gouvernante durchaus nichts Rechts sein müsse, da er sie gleich einer Landstreicherin mit einem erbärmlichen Bündel unterm Arme ganz verschüchtert in den Pallast habe treten sehen. Dies war genug, um Sidonie vollends zu erbittern. „Die Creatur muß gedemüthigt und aus unsrer Mitte verbannt werden," sagte die Boßhafte, „und wenn ihr euch mir verbindlich zeigen wollt, so überbringt mir alles, was ihr von der untergeschobenen Bonne etwa hören solltet; besonders belauscht den alten Grauschimmel, den geckenhaften Protector des Heiligenbildes." Hier schob sie dem Schurken einige harte Thälerchen in die Hand: „ihr wißt, das Alter hat seine Schwächen, und ein so pfiffiger" —

„Lassen sie mich nur machen, Fräulein," fiel der Kerl schmunzelnd ein, und schob das Sündenmetall in die Tasche. Der Brief flog

in das Fegefeuer, während die arglose Rosa die Stunde berechnete, wo der Brief auf der Pfarre eintreffen könne, und in kindlicher Unschuld sich des guten Lebrechts Ueberraschung dachte, wie er in der Freude seines Herzens zu der Gattin eilte, ihr die frohe Kunde mittheilte, und alles im Hause sich ihres Glückes freute.

Rosa hatte schon früher ein Tagebuch geführt, und in diesem an jedem Abend einige Bemerkungen und Ansichten über ihr Thun und Lassen, so wie über ihre Verhältnisse und Begegnisse niedergeschrieben. Auch in ihrer neuen Lage setzte sie dieses fort, und die schlaue Sidonie, die Rosa's Schlafgemach theilte, bemerkte dies gar bald, und suchte nun, durch Hülfe eines Nachschlüssels, sich in ihre Geheimnisse völlig einzuweihen. Zwar war ihr manches dunkel in des guten Mädchens Worten; doch ihre Verschmitztheit kam ihr zu Hülfe, und nicht selten leitete sie jetzt in Gegenwart anderer ihr Gespräch auf Abkunft und Geburt, peinigte die Waise, und freute sich recht boshaft ihrer Verlegenheit.

Auch gegen die Baroneſſe machte ſie verſchiedene Anſpielungen auf die neue Bonne; doch die redliche Dame verſtand entweder die Verkäumderin nicht, oder wollte ſie nicht verſtehen; genug, ſie gewann Roſa täglich lieber, und war oft ſtundenlang in ihrer und der Kinder Nähe, und bewunderte und ergötzte ſich an der Art, wie Roſa ihre Zöglinge belehrte und ausbildete. — Sidoniens Groll ſtieg immer höher und höher. —

Eines Tages, als die edle Frau, unerſchöpflich in Roſa's Lobe, die Stunde ſegnete, die ihren verlaſſenen Kindern die gute Bonne zugeführt hatte, vergaß ſich Sidonia ſo ſehr, daß ſie geradezu ſagte: daß es doch ſehr gewagt ſei, ein fremdes Mädchen, von der man nicht wiſſe, wer ſie ſei, noch woher ſie komme, ſo auf's Gerathewohl aufzunehmen.

„Schäme dich, Sidonia!“ erwiederte die Baroneſſe entrüſtet, „iſt die Bonne nicht fromm und gut? giebt ſie irgend jemanden durch ihren Wandel ein Aergerniß, und zeigen ihre weitumfaſſenden Kenntniſſe nicht eine

sorgfältig genossene Erziehung? — Genug, ich weiß, sie heißt Rosa, weiß, was sie meinen Kindern ist, und ich schäme mich, es nicht zu sagen, die treue, theilnehmende Seele ist selbst meinem Herzen werth, ich möchte sagen, unentbehrlich geworden.

Dies empörte die Boßhafte vollends. Mit Bitterkeit und ohne alle Schonung beschuldigte sie die Arme der Verstellung. „Die schöne, geistreiche Nonne," sprach sie mit einem schnöden Lächeln, „ist nichts als eine verkappte Betrügerin, die, einen Allmosen suchend, mit ihrem Bündelchen unter'm Arm von Thür zu Thür wanderte, und die der gutmüthige alte Kammerdiener ihres schönen Lärvchens wegen in Schutz nahm." —

„Entferne dich, Schlange!" rief die Baronesse im Tone der tiefsten Verachtung, „wollte der Himmel, ich hätte dich nie gesehen!" —

„Ich gehe, gnädige Frau," sagte Sidonia mit angenommener Empfindlichkeit; „doch bin ich es meiner Ehre schuldig, daß ich darauf dringe, daß Ew. Gnaden sich durch eine genaue Erkundigung überzeugen. Ich behaupte," fuhr

sie in vielbedeutendem Tone hinzu, „selbst ihr Name muß jedem ein Geheimniß bleiben," und entfernte sich. —

Wer kennte es jetzt wol der Baronesse verargen, wenn ein Fünkchen von Argwohn in ihrer Brust erwachte. — Sie begab sich auf Rosa's Zimmer; freundlich hüpften ihr Alle entgegen, jeder hatte der Mutter etwas Neuerlerntes zu zeigen oder zu sagen, und bald war der eigentliche Zweck ihres Kommens vergessen. Doch als sie Rosa näher betrachtete, schien es ihr, als wenn die Augen verweint wären, und ein düsterer Kummer sich darüber gelagert hätte. — „Fehlt ihnen etwas, meine Liebe?" fragte sie, und hastig antwortete Eduard: „Ach ja, Mamma! die gute Bonne weinte gewiß. — „Sollte es ihnen in ihrer neuen Umgebung nicht gefallen?" fragte die Baronesse mit einem durchdringenden Blicke, und in ihrem Innern ward es unruhig.

„Mir nicht gefallen, gute gnädige Frau!" sagte Rosa mit ihrem unschuldig-gewinnenden Blicke. „O wäre ich Arme im Stande, die Gefühle auszudrücken, die sich in meiner Brust so

mächtig für sie regen! — Diese Thränen," fuhr sie bewegt fort, „flossen frühern Zeiten." Hier stockte ihre Stimme, und eine rührende Wehmuth verbreitete sich über ihr ganzes Wesen.

„Das Mädchen ist treu und redlich, oder die Gottheit selbst müßte lügen," dachte die Baronesse, und ging beruhigt in ihre Gemächer zurück. Sie ahnete ein Geheimniß, dessen Aufklärung sie der Zeit und Röschens Willkühr überließ, und so schloß Liebe und Vertrauen von Seiten der Herrin und unumschränkte Dankbarkeit die Harmonie immer fester und unauflöslicher. —

Der böse Mensch pflegt selten still zu stehen in seinem einmal gefaßten Verhaben; so ging's auch Sidonien. Sie sah ein, daß sie auf diesem Wege ihren Endzweck nicht erlangen konnte, und verschloß ihren Haß in die tiefsten Falten ihres schwarzen Herzens; und die Furien der Rache arbeiteten darin unaufhaltsam fort, um nach einem abgemessenen Plane zur Zeit Verderben und Jammer über die arme Waise auszuschütten.

27.

Das Trauerjahr der betrübten Wittwe war noch nicht beendet, und keine Stunde darin vergangen, in der sie dem Andenken des entschlafenen Gatten nicht die wehmüthigsten Thränen gezollt hätte; als der Geburtstag der verehrten Fürstin erschien, der mit großer Pracht und mit Hinzuziehung des ganzen Adels gefeiert werden sollte. Auch die Baronesse war eingeladen, und nur die vereinten Bitten ihrer Freunde und der fürstlichen Familie vermogten die Wittwe endlich zu bereden, diesem Feste beizuwohnen. Mit sichtlicher Rührung legte sie das schwarze Trauergewand ab, und nicht ohne Seufzer ließ sie sich von ihren Dienerinnen schmücken. Ja die treue Gattin schien selbst mit dem Spiegel zu schmollen, welcher die schöne Frau zu überreden suchte, daß ihre Reize keineswegs vermindert wären, und die schlaflos durchjammerten Nächte den Purpur ihrer Wangen nicht gebleicht hätte. Sie mußte

sich selbst gestehen, daß eine höhere Macht sie noch für die Erde wider ihren Willen bestimmt habe, und das Pflichtgebot belebte und erwärmte das Muttergefühl. Begeistert trat sie in das Zimmer ihrer Kinder, umschlang sie inniger als je, und gelobte, in der Folge nur für sie zu leben, und sich ihnen zu erhalten.

Rosa stand wie angewurzelt bei ihrem Anblick. Noch nie hatte sie eine Dame mit solchen Kostbarkeiten geschmückt gesehen. — Sie glich der schönsten Frühlingsblume vom erquickenden Thränenthaue der Morgenröthe genetzt. Unzählige Edelsteine strahlten aus dem Diademe, welches die Lilienstirn der Reizenden schmückte; das Haar, früher vom Trauerschleier versteckt gehalten, umfloß jetzt ringelnd den weißen Nacken; ein kostbarer Schmuck zierte den wunderschönen Schwanenhals, und ein durchsichtiger Shawl hing über die Schultern, und bedeckte zur Hälfte das schneeweiße Spitzengewand, welches sich den schönen Formen der schlanken Gestalt sanft anschmiegte.

Die Baronesse konnte sich des Lächelns nicht

erwehren über die auffallende Bestürzung des natürlichen Mädchens. Sie sagte ihm einige freundliche Worte, küßte ihre Lieblinge, und stieg in den Staatswagen, der so lange ungenutzt geruhet hatte.

Am Abend, als Rosa ihre Zöglinge entlassen, und sie nach ihrer Gewohnheit dem sorgenlosen Schlummer eingeweihet hatte, begab sie sich auf ihr Zimmer, in der Absicht, ihrem väterlichen Freunde zu schreiben. Schon drei Briefe waren abgegangen, und noch keine Zeile zurückgekommen. Tausenderlei Besorgnisse und Vermuthungen beunruhigten das zartfühlende Gemüth des Mädchens. „Solltest du den edlen Mann durch deine heimliche Abreise wol gekränkt haben, daß er dir böse, unversöhnlich böse geworden wäre! — wenn der einfache redliche Mann gar glauben könnte, daß Verlangen nach eitlem Flitter, nach städtischer Ueppigkeit dich bewogen — o mein Gott, das wäre ja schrecklich! — und Karl, wenn auch er" —

In diesem Augenblick fuhr der Wagen der Baroneſſe vor. Roſa ſucht ſich zu ſammeln; doch kaum iſt ihr dies zur Hälfte gelungen, ſo erſcheint der alte Kammerdiener. „Freude über Freude!“ ruft er kindiſch-vergnügt, und winkt Roſa, ihm zu folgen. — Stillſchweigend befolgt dieſe ſeinen Willen; er führt ſie zu der Herrin, und entfernt ſich.

„Roſa, liebe Roſa!“ ruft dieſe ihr entzückt entgegen, und zieht ſie heftig bewegt zu ſich, „ich bedarf eines treuen Weſens, das meine Freude theilt, mit mir empfindet. Denke nur, mein Bruder, mein geliebter Bruder, er lebt! iſt geſund! — o der Freude! — Er wird kommen! Ich ſoll ihn ſehen! — dieſe Arme werden ihn umfangen! In kurzem iſt er vielleicht ſchon hier!“ Mit dieſen Worten reichte ſie Roſa einen Brief. „Lies, meine Liebe!“ lispelte ſie ſchmelzendweich, „damit ich den theuren Inhalt recht faſſe, mich überzeuge, daß es kein Traum war. —

Roſa las, und mit jeder Zeile erhöhte ſich ihr Ausdruck, und zeugte von ihrer Empfindung

und Theilnahme. Die Baroneſſe dankte herzlich, und war unerſchöpflich in dem Lobe des Geliebten. — Der erſte Freudenrauſch war vorüber, da zog die Baroneſſe eilig den Glockenzug, und befahl einer eintretenden Zofe, ihr die Kapſel zu bringen, worin das Bildniß des Bruders ſich befinde. — Nach einigen Minuten kam ſie zurück, und reichte ſie der Herrin.

„Nun ſollſt du, liebe Roſa, den Edelſten der Männer kennen lernen," ſprach die Baroneſſe, und drückte das theure Bild an ihre Lippen; „dies iſt er Zug für Zug. In jugendlicher Fülle faß er dem Künſtler, und ließ es dem um ihn bekümmerten Vater, als ihn der Durſt nach Ruhm und Ehre aus unſrer Mitte in eine fremde Welt führte, zurück. — Ich war damals noch Kind, und ward bald nach des Bruders Abreiſe durch das Abſterben meines guten Vaters eine Waiſe. — Hier ſchwieg die gefühlvolle Frau, und reichte Roſa das Bildniß. — Doch kaum hatte dieſe das Bild erblickt, ſo fingen ihre Hände an zu beben. Aengſtliche, ſich verwirrende, und doch ſo ſüße Regungen ſtiegen auf

in ihrer kindlich-friedlichen Seele; betroffen und wunderbar ergriffen starrt sie auf das Bild, und versinkt in immer tieferes Nachdenken. Diese Züge, mit so viel Würde und Liebe verschmolzen, schienen ihr nicht fremd. Dies große, feurige Auge, in dem sich die reinste, edelste Seele spiegelte, hatte sie schon irgendwo gesehen. — Aber wo? — Dies getraute die arme bescheidene Waise nicht zu bestimmen. —

Der Baronesse entging Rosa's Aufwallung nicht; doch glaubte sie in diesem jugendlichen Gefühle Theilnahme und Anhänglichkeit wahrzunehmen. Sie dankte dem guten Mädchen, und verwahrte das Liebespfand wieder in seine Kapsel. —. Die Zofe tritt ein, ihre Herrin zu entkleiden, und Rosa verläßt in einer Anwandlung von Uebelbefinden das Zimmer. — In ihrem Schlafgemach angekommen, erleichterte ein Thränenstrom die Beklemmenheit ihrer Brust. Sie fing an, ruhigere Betrachtungen anzustellen, als die falsche Sidonia hereintrat, und sich gar sehr wunderte, die Bonne mit rothgeweinten Augen zu finden. „Es ist ihnen doch nichts

Unangenehmes begegnet, meine Gute?" erkundigte sie sich ungewöhnlich artig. „Ich habe Kopfweh," erwiederte Rosa, und um die Lästige los zu werden, setzte sie sich zum Schreiben. Nach einem Weilchen wünschte ihr Sidonia eine gute Nacht, und legte sich schlafen.

Todtenstille herrschte im ganzen Pallast. — Der Wächter sang sein Lied, und von dem nahen Thurme tönte dumpf und schauerlich die zwölfte Stunde. Da saß Rosa, den Kopf auf die Hand gestützt, und eine drückend-bängliche Ahnung lag auf ihrer Seele, und beengte ihre Brust. Das angefangene Schreiben hatte sie zur Seite gelegt; denn ungeregelt wirrten ihre Gedanken in aufgeregter Phantasie durch einander. Das Bildniß noch einmal zu sehen, war ihr Wunsch: „wie, wenn es noch dort läge!" — Leise schleicht sich Rosa vor Sidoniens Lager: sie schläft. — Eine unbezwingliche Sehnsucht treibt sie in der Herrin Zimmer. Da liegen die Kostbarkeiten, alle Prezioſen, womit

die Baroneſſe heute geglänzt hat, unter ihnen die Kapſel. Mit zitternder Hand nimmt ſie dieſe, und eilt zurück. — Lange ſteht ſie das Bild ſprachlos an, und immer bekannter werden ihr die ſchönen Züge. „Er iſt's, er iſt's! ruft ſie mit Zuverſicht; „es iſt der Mann, der mir in zarter Kindheit im Traume erſchien, der mir ſo freundlich zulächelte, mich Ida nannte! Sein Andenken wuchs mit mir auf, und in unnennbar mannigfaltigen Träumen ſtand er ſchützend mir zur Seite. — Hier um den Mund da lag ein Zug von Schwermuth, — den find' ich freilich nicht, — hier thront nur" —

Plötzlich ſtockt des Mädchens Stimme, und mit einem Ausruf freudiger Ueberraſchung lehnt ſie ſich an einen Stuhl. „Großer Gott, wär's möglich! ſtammelt ſie endlich, und ſchwankt zu ihrem Schrank, das weiße Tuch zu holen, das ſie in jener Schreckensnacht von der unglücklichen Marie mit den vielbedeutenden Worten bekommen hatte. „Gewähre mir Hoffnung!" ſchluchzt ſie im Uebermaaß ihrer Empfindung, und drückt bald das Tuch, bald das Bildniß an ihre bren-

nenden Lippen, und sank dann in kindlich-frommen Vertrauen auf ihre Kniee, und betete zu dem, den sie Vater nannte.

Unwillkührlich hatte Rosa das Bildniß auf der Rückseite betrachtet, und Wappen und Namenzug stimmten mit dem des Tuchs und des Korbes genau überein. —

„Gott, die Hoffnung und mein Muth, mit ihnen bin ich nicht verlassen auf dieser Erde!" rief die Waise, und erhob sich ermuthigt. Sie legte das Heiligthum in seinen Gewahrsam, und trug es in das Zimmer der Baronesse zurück. Kaum hatte Rosa die Thür leise wieder verschlossen, so rief Sidonia: „Wer ist da?" und sah im Zimmer umher, und mit den Worten: „ach, sie sind es, Manfel!" legt sie sich wieder nieder, und auch Rosa sucht den Schlummer, der sie aber zu fliehen scheint.

Schon schlägt es vier Uhr; da aber überfällt sie ein fester Schlaf. Sie sieht sich in einer öden, unbekannten Gegend, und kann sich nicht zurecht finden. Lange irrt sie umher, da steht sie plötzlich auf einem hohen Felsen, aus der unabseh-

baren Tiefe hört sie ein dumpfes Gewinsel und unverständliche Klogetöne. Ein dichter Nebel entspinnt sich, und geht bald in völlige Dunkelheit über. Schon hält sich Rosa für verloren, und will durch einen kühnen Sprung ihrem Leben ein Ende machen, da erscheint plötzlich ein Genius mit einer helllodernden Fackel. „Halt ein, Kleinmüthige!“ ruft er, und winkt ihr, ihm zu folgen, „deine Bestimmung heißt Tragen und Hoffen!“ — Zitternd folgt sie dem Genius, der sie durch verfallene Gemäuer und Abgründe bis zu einem lichten, blumigten Pfade führt, sie noch mit einem wehmüthigen Blicke betrachtet, die Fackel umstürzt und dann verschwindet. — Schon will Rosa den Pfad betreten, da erzittert der Boden unter ihren Füßen, es erschallt ein fürchterliches Hohngelächter, und mit einem Angstgeschrei erwacht die Träumende. —

„Wo bin ich?“ ruft sie, und fährt mit der zitternden Hand über die entfalte Stirn, „war es Traum?“ — Zufällig fällt der Blick auf den Spiegel, und tiefseufzend erhebt sie vor ihrer

todtenbleichen Gestalt, und nur mit Mühe vermag sie sich zu bekleiden.

Kaum ist es Rosa gelungen, sich einigermaßen in die Wirklichkeit zu versetzen, als sie durch ein verworrenes Geräusch im Nebenzimmer zu ihrem völligen Bewußtsein kommt. — Sie horcht. — Ein Hin- und Herlaufen, ein Durcheinanderreden, heftiges Thürenschlagen in der Herrin Gemach läßt Rosa etwas ganz Ungewöhnliches ahnen. Leise öffnet sie die Thür, und verwundert sich nicht wenig, die sämmtliche Dienerschaft mit entstellten Gebehrden darin vorzufinden.

„Denken sie nur, liebe Mamsell," ruft der bekümmerte Kammerdiener, „der ganze kostbare Schmuck der Baronesse ist in dieser Nacht entwandt!"

„Doch nicht das schöne Bild des Bruders unsrer Herrin?" fragte besorgt die unschuldige Rosa, und ihr Auge suchte die Kapsel.

„Das wollten die Räuber wol zurücklassen!" erwiederte Reinhold, nachdem er die Kapsel geöffnet, und sie dann wieder auf den Tisch zu-

rückgelegt hatte. In diesem Augenblicke trat die Baroneſſe, von Sidonien, die ihr die Schreckenspoſt überbracht hatte, begleitet, in's Zimmer, und überzeugte ſich von der Wahrheit ihres großen Verluſtes. Niemand wußte ſich dieſen Raub zu erklären, da das Zimmer in einer Reihefolge mit mehrern zuſammenhing, und ſämmtliche Thüren am Morgen unverletzt und verſchloſſen gefunden waren. Der Thäter war alſo nach aller Wahrſcheinlichkeit kein Fremder, und die entwandten Sachen mußten ſich noch durchaus im Pallaſt befinden, da nach Ausſage des alten glaubhaften Thürſchließers noch Niemand aus- und eingegangen war. Die beraubte Dame drang auf gerichtliche Hausſuchung, und Reinhold eilte, der Polizei den Diebſtahl anzuzeigen, bis zu welcher Zeit ſich Niemand aus dem obern Gemache entfernen durfte.

„Sie waren noch in der Nacht in der Baroneſſe Zimmer, liebe Roſa," ſagte Sidonia, „ſie bemerkten wol nicht, ob da der Raub ſchon geſchehen war?"

Roſa erglühte, verlegen um eine Antwort,

und aus Furcht, ihr Geheimniß möchte entdeckt werden, wagte sie nicht die niedergeschlagenen Augen zu erheben.

In diesem Augenblicke trat Reinhold mit den Polizeibeamten ein. Sie begrüßten die hohe Dame mit Anstand, und vernahmen aus ihrem Munde die Bestätigung des geschehenen Frevels. Sie forderten die sämmtlichen Schlüssel zu den Gewahrsamen der Dienerschaft, und jeder gab sie gern und willig, um sich von dem kränkenden Verdacht zu reinigen.

Gedankenvoll und verstimmt saß die gute, gefühlvolle Dame, und eine drückende, peinliche Stille lag auf den Gemüthern der ganzen Umgebung. Rosa und Sidonia waren von der Baronesse nicht unter die Dienerschaft gerechnet, und beide gingen unbeachtet frei umher. Die arme Zofe, welche am Abend ihre Herrin entkleidet, und die Kostbarkeiten gehörig zu verwahren vergessen hatte, badete sich in Thränen, und machte sich tausend Vorwürfe wegen ihrer unverzeihlichen Unachtsamkeit.

Nach einer guten Stunde sind alle Koffer

und Kasten visitirt, jedes Winkelchen ist mit Argusaugen durchstöbert, und nichts gefunden. Der Baronesse Bericht abzustatten, kommen die Beamten zurück. Reinhold ist beschäftigt, jedem seine Schlüssel wieder einzuhändigen, und so eilt einer nach dem andern hinaus. Jetzt will auch die Polizei sich entfernen, da tritt Sidonia auf, und besteht darauf, daß auch sie und die fremde Mamsel sich durch eine vorzunehmende Untersuchung ihrer sämmtlichen Effecten reinigen müßten. „Ich bin es meiner und der Ehre aller Hausgenossen schuldig," sprach sie mit gedämpfter Stimme, „daß ich Folgendes anzeige. Als ich gestern Abend in unser Schlafgemach trat, fand ich die Nonne mit verweinten Augen, und auf meine Anfrage, was ihr begegnet, klagte sie über heftiges Kopfweh. Ich legte mich schlafen. Mitten in der Nacht wurde ich durch ein Geräusch geweckt, ich richte mich auf, alles um mich ist dunkel, und schon glaubte ich, es sei mir nur so vorgekommen; da sah ich Rosa mit einem Lichte aus der Baronesse Zimmer kommen, und in wenigen Minuten war ich wieder ent-

schlummert, bis ich am frühen Morgen durch die arme Lisette aufgeweckt wurde, und von dieser die Schreckenspost erfuhr."

Die Baronesse erschrack über diese beinahe völlige Anklage, und sagte mit überredendem Gewicht: „Von dieses Mädchens Unschuld bin ich überzeugt, meine Herren, sie ist die Erzieherin meiner Kinder." —

Die Richter aber fanden den Casus zu wichtig, und glaubten sich nach Sidoniens Aussage um so mehr berechtigt, die Sache näher zu untersuchen, und Sidonia überreichte völlig gleichmüthig ihre Schlüssel.

Rosa hatte von diesem Allen sehr wenig vernommen. Ihre Gedanken waren abwesend. Erschrocken fuhr sie zusammen, als man ihr die Schlüssel abforderte. — Ihr beleidigtes Auge sah schutzsuchend um sich, und fiel auf die Baronesse, die über die Blässe und das sichtliche Erheben ihres Lieblings ganz aus der Fassung gerieth. Ein herzlich-bedaurender Blick und einige sanfte Worte ihrer hohen Gönnerin ermuthigten bald die Gekränkte. Stillschweigend reichte

sie die geforderten Schlüssel, und die Untersuchung begann mit großer Eilfertigkeit.

„Ist dies der vermißte Schmuck, Ihro Gnaden?“ fragte ein ältlicher Mann, und heftete forschend seinen Blick auf Rosa.

„O mein Gott!“ seufzte die Baronesse kaum vernehmbar.

„Und dieses Tuch mit dem hochadligen Wappen ihrer hochseligen Ahnen?“ —

„Es ist der meine!“ fiel die Gereizte mit festerer Stimme ein. Ihr Inneres war empört bei dieser Entdeckung.

„Beides fand man in dem Schranke ihrer Gouvernante,“ erklärte einer der Herren, „und,“ setzte er mit einem sarkastischen Lächeln hinzu, „wer anders als sie kann die Schandthat begangen haben!“

Rosa schrie laut auf bei dieser Beschuldigung, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, und sank ohnmächtig nieder.

Sidonia dankte Gott, der die Unschuld so

sichtlich in Schutz genommen, und die verkappte Heuchlerin entlarvt hatte. Der alte Reinhold stand wie angewurzelt, und entfernte sich dann mit einem tiefen Seufzer.

Die Baronesse schien mit ihren Empfindungen in schwerem Kampfe begriffen; ein unwiderstehliches Etwas zog sie zu der Unglücklichen hin. Dankbarkeit, süße Gewohnheit, Glaube an Tugend und Treue sprachen in ihr für die Beschuldigte. Doch der beleidigte Stolz, sich so hintergangen zu sehen, so wie der Vorwurf, auf die verdächtigen Anspielungen und Warnungen Sidoniens nicht geachtet zu haben, behielten die Oberhand. Noch einen Blick, in welchem Wehmuth, Bedauern und Verachtung verschmolzen war, warf sie auf die Geächtete, und als wolle das Laster Einlaß in ihrer frommen Seele gewinnen, verließ sie eilig das Zimmer.

Rosa erwachte endlich wie aus einem furchtbaren Traume. Sie blickte unruhig umher, und gewahrte Niemanden als die falsche Sidonia,

die sich ihr näherte, und mit einem verächtlichen Blicke zurief: „Ich habe den Befehl, euch anzudeuten, daß ihr euch hier ruhig verhaltet, bis etwas Weiteres über euch beschlossen wird.“

„O mein Gott, Sidonia, welche Sprache! was hab' ich verbrochen! — Bei meinem ewigen Heil, ich that nichts, wovor ich zu erröthen hätte! — Wo ist die Baronesse? — führten sie mich zu ihr!“

„Bei der Baronesse hatte die verständige, hochgepriesene Bonne freilich freien Zutritt, auch verstand sie durch ihre gleißnerische Zunge und durch ihre erkünstelten Reize Alles um sich her zu verdunkeln,“ versetzte Sidonia mit einem verächtlichen Lächeln; „doch die Zeit ist dahin, und die kecke, schamlose Landstreicherin, die verworfene Creatur kann nun in ihr Nichts zurückgehen!“ — Hier schlug die Boshafte ein so gellendes Gelächter an, daß die arme Waise in sich zurückbebte, denn sie erkannte in ihr die Stimme, die sie so fürchterlich aus ihrem Morgentraume geweckt hatte; und eine bange, dumpfe Ahnung packte ihr armes, schuldloses

Herz, und machte das Blut in ihren Adern gefrieren.

In diesem Augenblick traten zwei Häscher mit abschreckendem Aeußern in's Zimmer, und fragten in barschem Tone nach der Arrestantin.

„Ihr seht sie hier!“ antwortete Sidonia, auf Rosa zeigend, und entfernte sich.

„Ein junges Blut!“ versetzte der eine, und schien die Angeklagte mit mitleidigem Auge zu betrachten.

„Kann zu ihrer Besserung dienen, Jüngferchen!“ erwiederte der andere; „nur flottweg gestanden, und die Strafe wird so gar groß eben nicht sein!“ setzte er dann hinzu, und befahl ihr, ihnen zu folgen.

„Wohin wollt ihr mich führen?“ fragt Rosa mit stierem Blicke und matter, gebrochener Stimme.

„Sonderbare Frage! — wo anders hin, als an einen Ort, wo euch der Unterschied des mein und dein begreiflich gemacht werden soll!“

Zu viel für die kindlich-unschuldige Seele.

Krampfhaft rang ſie die zarten Hände, und ſchluchzte mit himmelwärts gerichtetem Auge: „Vater, willſt du mich denn auch verlaſſen!“ — In dieſem Augenblick ſtand der Genius, der ihr im Traum erſchienen, ihr lebhaft zur Seite, und lispelte ihr tröſtend zu: „deine Beſtimmung iſt Dulden und Hoffen! doch ſei getroſt, du rückſt dem Ziele deiner Leiden näher!“ —

Sie folgte duldſam den beiden Häſchern wie ein Schlachtopfer, das zur Schlachtbank geführt werden ſoll. Das ganze Palais ſchien wie ausgeſtorben, keine lebendige Seele ſtieß ihr auf, jeder ſchien den Schreckensanblick zu fliehen. Vor der Thür ſtand ein Wagen; er ward geöffnet, Roſa ſtieg ein, und im Hui war er verſchwunden.

28.

Da saß nun die arme Rosa in einem unterirdischen, feuchten und finstern Kerker. Von aller Welt verlassen, ihres guten Rufs, der Liebe und Achtung aller rechtlichen Menschen beraubt, verwünscht sie ihr Dasein, und sinkt erschöpft auf die kalte Erde.

Nach einigen Stunden öffnet sich der Kerker, und ein alter Mann mit einer Laterne tritt in's Zimmer. „Ich komme, euch in's Verhör abzuholen," sprach er, und betrachtete das todtenbleiche Mädchen. „Soll ich euch rathen, Kind," fuhr er wohlmeinend fort, „so gesteht eure Schuld, und sie wird euch als jugendlich-unbesonnene Vergehung angerechnet, und ihr werdet mit einer leichten Strafe davonkommen. Leugnet ihr aber die That, so" —

„Ich bin unschuldig!" unterbrach Rosa den Alten, und dieser führte sie in den Gerichtssaal. Zuerst wurde ihr der Paß abgefor-

dert. Sie hatte keinen. Dann wurde sie um Namen und Heimath gefragt. Ihre Antworten sind wahr, aber räthselhaft. Daß sie in der Nacht im Zimmer der Baronesse gewesen, leugnet sie nicht, doch wisse sie nicht, wie die Kostbarkeiten in ihren Schrank gekommen sein. Jetzt wurde ihr das Tuch mit dem hochadeligen Wap[illegible] und Namenszuge vorgezeigt, bei dessen Anblick ihr schüchtern zur Erde gesenkter Blick sich plötzlich hob, und sie ihren Richtern um einige Schritte näher trat.

„Ja, bei dem großen Gott, dies ist mein Tuch!" rief sie mit kräftiger Stimme, und drückte es mit Heftigkeit bald an ihr klopfendes Herz, bald an die brennenden Lippen.

Die Richter wurden betroffen bei diesem Anblick, und vermogten kaum ihr Mitleid zu unterdrücken. Schon in dem niedergeschlagenen Blicke zeigte sich mehr gekränkte Unschuld, als gemeine Vergehung; doch jetzt, in dem gehobenen Auge, in der festen Stimme, erkannten sie die Würde, die Reinheit der schönen Jungfrau. —

„Wie aber kam das Tuch in eure Hände?“ fragte nach einer Pause einer der Richter mit sanfter Stimme.

„Ich erhielt es von meiner frühern Wohlthäterin in einer bedeutungsvollen Stunde,“ erwiederte Rose, und eine Thräne der Wehmuth drängte sich in das klare Auge.

„So nennt uns ihren Namen, und wenn ihre Aussage mit der eurigen übereinstimmt, so könnte euch vielleicht geholfen werden.

Schon wollte Rosa den Namen Marie aussprechen; doch da stockte plötzlich ihre Stimme, denn die ganze Scene jener Schreckensnacht stand vor ihr. „Sie sah, wie die unglückliche Marie kämpfend zwischen Pflicht und Liebe ihr endlich das Tuch reichte. — „Wie, wenn Ludwig“ — dachte die Gefühlvolle, und rasch war ihr Entschluß gefaßt.

„Diesen Namen zu nennen, verbietet mir Pflicht und Gewissen,“ sprach sie wehmüthig, und ihr Blick senkte sich wieder zur Erde.

„Bedenkt! Es ist vielleicht das letzte Mittel zu eurer Rettung,“ ermahnte der Richter.

„Ich darf nicht!“ seufzte Rosa; „doch bei dem allwissenden Gott, betheure ich, ich bin unschuldig! Noch kein Verbrechen lastet auf meiner Seele; darum,“ setzte sie mit Zuversichtlichkeit hinzu, „wird das höchste Wesen die arme Waise auch gewiß in Schutz nehmen, und ihre Unschuld an den Tag bringen.“

„Hier gilt Schwarz auf Weiß! Heut' zu Tage geschehen keine Wunder! Darum frag' ich noch einmal: wißt ihr etwas zu eurer Vertheidigung vorzubringen?“

„Nichts!“ erwiederte Rosa mit gebrochener Stimme.

Es wurde geklingelt, und der Oberrichter befahl dem eintretenden Gefangenwärter, die Arrestantin in's Gefängniß zurückzuführen. — Sein milder, weicher Ton, so wie der mitleidige Blick, der auf allen Gesichtern so deutlich zu lesen war, ermahnte diesen zu einer gelinden Behandlung. Er unterstützte die Schwankende, und führte sie in ihren Gewahrsam zurück, wo sie ein Stück Brod und einen Krug Wasser vorfand. Hier aber stürzte sie nieder, und

nahm ihre Zuflucht zu dem Oberherrn aller Wesen, zu dem ersten Richter der Welt, und in ihrem frommen Gesicht lag das Abbild ihres reinen Herzens. Voll Vertrauen auf Erlösung richtete sie sich auf, und sah den alten Mann mit entblößtem Haupte neben sich stehen. Ihre Andacht hatte auch das Gemüth dieses Abgehärteten tief ergriffen.

Still und gefaßt setzte sich Rosa nun auf die hölzerne Bank, und mit sanft-gewinnender Stimme bat sie den Wächter um etwas Licht und ein Gebetbuch. „Das sollt ihr haben!" erwiederte der Alte, und entfernte sich. Nach wenigen Augenblicken erschien ein junges Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren. „Hier schickt euch mein Vater das Verlangte," sprach es in gutmüthigem Tone, und schien Behagen zu finden an der lieblichen Gestalt der schönen Gefangenen, „und wenn's euch recht ist, bleib' ich auch ein Weilchen bei euch."

Mit Vergnügen nahm Rosa das Erbieten an. Sie fühlte sich etwas leichter, ein süh-

lendes weibliches Wesen in ihrer Nähe zu wissen, und mit herzlicher Liebe schloß sie das gute Lehnchen, so hieß das Mädchen, in ihre Arme.

So entspringt für den Unglücklichen in der dringendsten Noth noch immer eine Trostesblüthe; er saugt ihren Balsam ein, und fühlt sich darnach gestärkt. — Habe Dank, du gütiges Wesen, für diese Warmherzigkeit, die dem Verzweifelnden, bei reinem Herzen, selbst Ruhe gewähren kann!

Am andern Morgen war der mitleidige Gefangenwärter so gütig, eine hölzerne Klappe vor dem vergitterten Fenster zu öffnen, wodurch ein spärliches Tageslicht in den dunkeln Kerker drang. Lehnchen hielt sich dort stundenlang auf, und Rosa, in seinen weiblichen Handarbeiten geübt, unterrichtete die Unwissende, und fand in dieser eine sehr gelehrige Schülerin. Lehnchen war Rollers einzige Tochter, und sein Augapfel. Früh hatte er sein treues Weib verloren, daher denn seine ganze Liebe auf ihr

zurückgelaſſenes Ebenbild ſiel. Wer nun dem Töchterchen etwas Liebes erwies, der that's dem Alten, und er ſuchte es zu vergelten. So that er Alles, was er, ohne der Dienſtpflicht zu nahe zu treten, thun konnte, an Roſa. Er behandelte ſie ſchonend, und ſuchte nach Kräften, ihr Schickſal erträglich zu machen.

Roſa vertraute den guten Leuten, und mit ihrer gewöhnlichen Offenheit erzählte ſie ihnen manches aus ihren frühern Lebensverhältniſſen. In ihrer unglücklichen Lage drückte ſie beſonders das Gefühl ſchmerzlich, in den Augen der edlen Baroneſſe als ein undankbares, verworfenes Geſchöpf gelten zu müſſen.

Ohne ein Wort zu ſagen, eilte Lehnchen zu der Baroneſſe. Sie ließ ſich melden, und wurde vorgelaſſen. Einfach und herzlich trug ſie ihre Rede vor, ſchilderte mit ſo rührendem Ausdruck Roſa's ſtille Ergebung in ihr Schickſal, rühmte ihre Frömmigkeit, und den Glauben an das höchſte Weſen, von dem ſie Hülfe in ihrer Noth erwarte, mit ſo viel Wärme, daß die Dame tief davon ergriffen wurde.

„Glauben sie gewiß und wahrhaftig, liebe gnädige Frau," so schloß Lehnchen, „das Mädchen ist unschuldig! selbst der Vater, der gewiß nicht zu überlisten ist, glaubt es. „„Solltest nur sehen, Lehne,"" sprach er gestern, als er von der Gefangenen kam, „„wie die fromme Seele auf ihren Knieen lag, und zu ihrem Erlöser betete!"" „Wer denn?" fragte ich; zwar wußt'ich recht gut," lächelte Lehnchen, „wen Vater meinte, aber ich wollt's gern aus seinem Munde hören." „„Nun, wer denn anders als das hübsche Röschel!"" brummte der Vater. „„Weiß auch der Teufel, wo das Mädchen in die verfluchte Proudouille gekommen ist, denn unschuldig ist's, dafür wollt' ich wol bürgen."" —

In diesem Augenblick trat Malchen in das Zimmer. Die Baronesse wurde sichtlich verlegen, und das Kind betrachtete die Unbekannte, welche durch einen Wink der Dame in nicht geringere Verwirrung gerieth. Nachdem Malchen von der Mutter unter irgend einem Vorwande weggeschickt war, wandte sich diese zu Lehn-

chen. Ein paar helle Thränen glänzten in ihren schönen Augen. „Ich wünschte," sprach sie mit hoher Würde, „daß das Bild der guten Rosa, so wie ihr guter Ruf ungeschwächt und unbefleckt in dem Gedächtnisse der guten Kinder fortleben möchte; denn ich fürchte, mit ihrem Verschwinden möchte leicht der Glaube an Tugend in den zarten Gemüthern wanken, und sie mit sich und ihrer nächsten Umgebung uneins machen; denn ich selbst hieß den Kleinen, die Bonne zu lieben und ihr zu vertrauen." Ein tiefer Seufzer zeigte von den innern Empfindungen der edlen Frau. Mit ernstgedrängter Stimme fuhr sie dann fort: „Ich habe strenge Maaßregeln getroffen, daß von allem was sich mit der Unglücklichen zugetragen, ihnen nichts zu Ohren gekommen ist. Sie glauben, die Gouvernante habe eine nothwendige Reise unternehmen müssen, und erwarten sie täglich zurück." —

Sie versprach Alles aufzubieten, der Gefangenen Schicksal zu erleichtern. — Sie hielt Wort; denn mit Rosa's Verschwinden aus ihrer Nähe, fühlte sie eine Leere, eine Unruhe

in ihrem Herzen, die sie nicht heben, nicht beschwichtigen konnte. Dazu kam das immerwährende Jammern der sich verlassen fühlenden Kinder. Niemand verstand, sie so zu lieben, ihnen so zu genügen, wie die gute Bonne; und selbst die Mutter mit all' ihrem Bemühen konnte ihnen nichts recht machen. —

Die Baronesse begab sich in eigner Person zu den Richtern. Sie wünschte die Sache beigelegt zu wissen, da sie von der Unschuld dieses Mädchens völlig überzeugt sei, und der Raub von irgend jemand anderm begangen sein müsse. Doch diese durften, selbst wenn sie wollten, nicht anders handeln. Der Prozeß gegen die Unglückliche war criminell eingeleitet. Die allgemeine Sicherheit, das Wohl des Staats forderte strenge, gewissenhafte Untersuchung, und selbst dem Verlangen der Dame, die Gefangene einmal zu sprechen, wurde von dem Oberrichter für's erste nicht gewillfahrt.

So vergingen mehrere Wochen, ohne daß in Rosa's düsterm Geschick sich auch nur das Mindeste geändert hätte. Niemand als der alte

Keller und das gute Lehnchen kamen auf längere oder kürzere Zeit zu ihr; die übrigen bangen Stunden entrückten sich ihr langsam unter Thränen und trübem Nachdenken über ihr namenloses Elend.

Eines Tages, als der Alte der Gefangenen die Mittagskost brachte, trat auch Lehnchen in den Kerker. Auf ihrem Gesichte zeigte sich eine Mischung von Freude und Verlegenheit. „Geht nur Väterchen!" sprach Lehnchen, als dieser die Leuchte aufhob, und ihr winkte, ihm zu folgen, „ich bleibe noch ein Viertelstündchen."

„Lange darf's aber nicht dauern," versetzte Keller, du weißt, wir haben heut' alle Hände voll zu thun."

Kaum war der Alte dem Mädchen aus dem Gesicht, so schloß es Rosa herzlich in seine Arme. „Fassen sie Muth," flüsterte es, „ich bringe gute Nachricht." Traulich setzte sie sich neben Rosa auf die hölzerne Bank und erzählte:

„Gestern Abends war Vater nach seiner Gewohnheit zu Biere gegangen. Ich saß allein auf meinem Stübchen. Da trat ein langer

Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, zu mir herein. Ich ward verlegen, denn schüchtern sah er sich nach allen Seiten um. „„Seid ihr des alten Mollers Tochter?““ fragte er kaum hörbar. „Die bin ich,“ erwiederte ich. „„Dieselbe, die vor einigen Tagen bei der Baroneſſe von S.... war?““ Ich verſicherte“ —

„Lehne!“ unterbrach der rückkehrende Alte des Mädchens Erzählung, „ſo eben ſchickt der Stadtrath zu mir, ich ſoll ſchleunig zu ihm kommen. — Nun, was zögerſt du! — mach, daß ich fortkomme! — in meiner Dienſtpflicht laß ich mir nichts zu Schulden kommen.“ —

Mit dieſen Worten entzog der Eilfertige der geſpannten Roſa die Freundin, und mit ihr das Geheimniß. — Stillſinnend grübelte und deutete ſie das Gehörte. Der lange Mann mit dem Mantel war nach ihrer Meinung kein anderer als der ehrliche Reinhold; dies ſagte ihr eine leiſe Ahnung: doch was er gewollt, was er durch ſeinen geheimen Beſuch eigentlich hatte bezwecken wollen — Mit ſüß-banger Erwartung hoffte ſie auf Lehnchens Wiederkehr.

Sie kam nicht. So verging der Abend, die Nacht, und mit namenloser Sehnsucht erwartete Rosa die achte Stunde des neuen Tages, um welche Zeit der Gefangenwärter sich jedesmal pünktlich einstellte. Diesen wollte sie dann bitten, seine Tochter ein halbes Stündchen zu ihr zu schicken, und so von ihr die frohe Kunde vernehmen.

Endlich schlug die ersehnte Stunde. Roller kam nicht. Die Klappe blieb vor dem hohen vergitterten Fenster, und kein Lichtstrahl drang zu ihr in das unterirdische Gemäuer. — Es schlug neun, zehn, ja es wurde Mittag, und noch immer ließ sich Niemand bei ihr sehen. Die Verlassene lechzte nach einem frischen Trunke, doch vergebens. Ihre Angst stieg mit jeder Minute. — Schon war es ein Uhr, da öffnet sich der Kerker, doch man denke sich des Mädchens Entsetzen! statt des alten gebeugten Rollers tritt ein großer vierschrötiger Kerl von gemeinem abschreckenden Aeußern herein, setzt die kärgliche Kost auf den steinernen Tisch, untersucht mit der Leuchte das ganze Gefängniß, befühlt jeden

eisernen Stab des Fensters, und entfernt sich dann stillschweigend.

„O mein Gott!“ jammerte Rosa, und hörbar pocht das Herz unter der zitternden Hand, „was hat sich zugetragen!“ Sie fürchtete, das gute Verhältniß der braven Leute zu ihr sei verrathen. In diesem Glauben ward sie noch dadurch bestärkt, da Lehnchen gar nichts von sich hören ließ, und bangte für die armen Menschen.

So durchjammert sie eine schrecklich grauenvolle Nacht; kein Schlaf erquickte die müden, brennenden Augen, und keine wohlthätige Thräne erleichterte das beklommene Herz.

„Vater der Verlassenen,“ flehte das Jammerbild, und hob die lassen Hände himmelwärts, „erbarme dich einer armen, von aller Welt verlassenen Waise, die auf deine Verheißung bauet! — Doch,“ fuhr sie mit gebrochener Stimme fort, „lege mir Schwachen die Prüfung nicht zu schwer auf, ich möchte sonst leicht erliegen!“

Am andern Morgen schreckte Rosa durch das Krachen der Riegel in sich zusammen. Sie erwartet bestimmt den Anblick der gestrigen Er-

scheinung; denn die schwache Hand des menschlich denkenden Alten hatte sie nie so furchtbar zurückgeschoben. Jetzt öffnet sich die Thür, und der Gefürchtete tritt herein. Er nähert sich dem Tische, setzt die mitgebrachte Kost darauf, und wundert sich nicht wenig, das gestern Gebrachte beinahe unberührt wiederzufinden.

„Aha!" stemmt der Kerl, „die Kost scheint dem Frauenzimmerchen nicht zu schmecken! doch wirst's schon lernen," wendet er sich zu Rosa, die mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckt hat, „wenn der Magen erst anfordert; haben schon mehr solcher Gäste gehabt. — Doch laß doch sehen, welch' Fratzengesicht die Hände verbergen; denn wenn was dran wäre, würdest du's sicher zur Schau tragen." Mit diesen Worten riß er die zarten Hände unsanft herunter — da beleuchtet der blasse Schein seiner Leuchte das von Thränen befeuchtete schöne Gesicht, und der rohe Mensch prallt zurück. — Solch' ein Heiligenbild ist ihm in diesen Mauern noch nicht vorgekommen. — Er murmelt einige unverständliche Worte, nimmt den Krug und entfernt sich.

Einige Tage gingen hin, ohne daß Rosa über den Wärter zu klagen hatte; dann aber erlaubte sich der Freche Freiheiten, die das Innere des züchtigen, frommen Mädchens empörten. Er machte ihr Anträge, die sie mit Abscheu zurückwieß. Ihr Zustand grenzte an Verzweiflung. Kein Gebet vermogte ihr Mund zu stammeln; denn ihre Gedanken wirrten und wogten ungeregelt durcheinander, und ein Fieberfrost, als Vorbote einer eintretenden Krankheit, schauerte durch die Gebeine der Unglücklichen.

Es wurde Abend, da saß die Halbkranke auf ihrem Strohlager, und beschwor den Tod, ihrem Leiden ein Ende zu machen. Da dringt der Ruchlose zu ihr ein, und wagt einen förmlichen Angriff auf ihre Tugend.

Rosa erbebt. Der Gedanke, den niedern Gelüsten dieses gemeinen Menschen geopfert zu werden, verleiht ihr Kraft. Sie entwindet sich seinem Arme. „Elender,“ ruft sie mit Abscheu, „wer giebt dir ein Recht, einer Unglücklichen, der

Freiheit beraubten unschuldig Leidenden so mitzuspielen! Vertraute man mich deiner Aufsicht, daß du sie so mißbrauchen solltest! — Entferne dich, wenn du nicht willst, daß dich diese Hände erdrosseln!“ —

„Ha! ha! ha!“ gellt er mit zerschneidender Stimme, „erschreckst mich nicht durch deine leere Drohung! — Drum sei gescheit, ergieb dich in Geduld, du bist in meiner Gewalt, keine Seele habe ich zu fürchten!“

„Auch nicht den strafenden Arm des furchtbaren Gottes, der dich durch einen Wink in diesem Augenblick vernichten kann!“ —

„Spar' deine Strafpredigt, du schöner Engel!“ rief der Nichtswürdige. „Dein Widerstreben macht dich kleine Hexe nur noch allerliebster,“ setzt er lächelnd hinzu, und umfängt sie mit starkem Arme.

Da schreit das schwache Mädchen laut auf. In wilder Verzweiflung ringt die unentweihte Jungfrau mit dem ehelosesten der Buben. Sie gewinnt einen Arm frei, faßt mit Blitzesschnelle den steinernen Wasserkrug, und schleudert ihn

olcher Gewalt in das Geſicht ihres Quälers,
dieſer faſt ſinnlos zurücktaumelt, und das
ihm aus Mund und Naſe ſtrömt.

Doch bald ermannt er ſich. Wie ein gereiz-
Tieger, ſchäumend vor Wuth, ſtößt er die
ichſten Verwünſchungen aus. „Heilloſe Be-
" brüllt er, „dieſen Frevel ſollſt du mir
n; ſeufzen, wimmern ſollſt du unter mei-
Händen, und kein Mitleid, kein Erbar-
ſollen deine Schmerzenstöne mir entlocken!"
Mit geballten Fäuſten dringt er auf das
achtopfer ein, er ſtößt an die Leuchte, ſie
um und erliſcht.

Da ſtockt das Herzblut in der zarten Geſtalt
Jungfrau. Erſchöpft ſinkt ſie in ſich zuſam-
, ihre Sinne ſchwinden, und nicht der
ſte Athemzug ſchwebt mehr über die kalten,
ichten Lippen. —

Mit unmenſchlicher Grauſamkeit faßt der
thrig das lange Seidenhaar der Lebloſen,
iſt eben im Begriff, ſeine Drohung in Er-
ung gehen zu laſſen. —

Da aber dringt der letzte ſchwache Seufzer

der Waise zu dem Rächer der Unschuld. — Schon hat er seinen Engel ausgesandt, die Tugend zu schirmen. —

Plötzlich erbebt der lasterhafte Wüstling; denn wie aus höhern Regionen ertönt ein furchtbares: Wehe! Wehe! Wehe! — Er starrt umher, doch keine Spur zeigt von der Nähe eines menschlichen Wesens. Todtenstille und grause Finsterniß umgiebt ihn: und wie zuvor, dringt das Wehe wieder zu dem Ohr des Sünders. — Da sträubt sich sein Haar borstenartig in die Höhe, seine Glieder schlottern, er glaubt die Stimme des ewigen Rächers zu hören, und als ob die Höllenfurien ihn verfolgten, stolpert er über Tisch und Bank, sucht den Ausgang zu gewinnen, und entflieht.

Ende des ersten Theils.

Apol. 11235

Die Mahleiche

oder

die Schuld.

Vom

Verfasser der natürlichen Tochter

u. s. w.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1824

bei Johann Friedrich Hartknoch.

Ex
Bibliotk. Regia
Berolinensi.

Die Mahleiche

oder

die Schuld.

Zweiter Theil.

Ein todtenähnlicher Zuſtand hatte die Sinne der unglücklichen Roſa eine geraume Zeit gefangen gehalten, und ſie in eine für ihren Zuſtand ſo wohlthätige Bewußtloſigkeit verſetzt. Doch mit dem Erglimmen eines wärmern Lebensfunkens in ihren Adern erſtärkten ſich allmählig die ſtockenden Pulſe des zerriſſenen Herzens; es fing wieder an zu ſchlagen, und ſein Elend zu fühlen.

„O mein Gott!“ jammerte Roſa, „warum muß ich in dies ſchmachvolle, ehrloſe Leben zurückkehren, in dem ich nichts mehr zu hoffen, alles aber zu verlieren habe! — Geächtet, verſtoßen aus deinem ſchönen Schöpfungsraume ſteh' ich allein im dunkeln Gemäuer des Verbrechens; wer weiß wie bald das Opfer des Laſters und der“ — —

Hier ſtockte ihre Stimme, mit beiden Händen verbarg ſie ihr Geſicht, eine dumpfe Angſt

beklemmte ihre Brust, und schien sie zersprengen zu wollen. Endlich erhob die Gepreßte die lassen Arme bittend zum Himmel. „Erbarmer," rief sie in schmerzzerreißendem Tone, „nur einen Strahl schwacher Hoffnung sende in dies arme, verzagende Herz! Du weißt, mein Gott, ich habe dir stets vertraut; gelassen ertrug ich, was deine Vaterhand mir auferlegte; doch jetzt verlassen mich meine Kräfte; an meinem dumpfen Sinn verhallen die Trostgründe deiner Religion; mein Glaube wankt: laß ihn nicht sinken!"

Sie versuchte zu beten; — doch umsonst; in aufgeregter Phantasie verdrängte eine Schreckensgestalt die andere. „So hast du mich denn ausgeschlossen aus deiner Vaterhuld!" rief sie in wilder Verzweiflung, und rang die Hände. Sie fluchte der Stunde, die sie in diese freudenlose Welt gesetzt hatte, und im dumpfen Hinbrüten entstand in ihrer reinen, frommen Seele der Wunsch, die lebensmüde Hülle abzuwerfen, die bis jetzt die Zielscheibe der verletzenden Pfeile des tückischen Schicksals oder des blinden Zufalls gewesen war. Sie schauderte anfänglich vor dem

Eingriff in die Rechte der heiligen Natur. Ihr beſſeres Selbſt ermahnte zur Ausdauer, und verwies die Unglückliche auf ein Jenſeits. Doch die erhitzte Phantaſie umgarnte die kältere Vernunft, und ſchien die Oberhand gewinnen zu wollen.

„Wird mein Todeskampf nicht das Strafbare verlieren, und als Tugendkampf vor dir, du Gütiger, beſtehen!“ ſtammelte Roſa kleinlaut. „Ja du wirſt ſie nicht als Blutſchuld“ — — „doch, o mein Gott! wie greift dies Wort grauſend durch alle meine Nerven! — wenn es doch ſtrafbar“ — —

Sie verwirft den Gedanken, doch unwillkührlich tritt er bald, und in immer weniger furchtbaren Geſtalten vor ihre Seele. Es iſt beſchloſſen. — Wie bald verfliegt das Leben, will man es nur mit Ernſt von ſich werfen! — Dunkler, und immer dunkler wird es vor ihrer Seele. Sie tappt umher, das Gemäuer zu gewinnen, um ihr erhitztes Gehirn zu zerſchmettern. Da flimmern plötzlich Lichterchen zu ihren Füßen, bald ganz nahe, dann etwas ferner; ſie werden größer, und immer größer. —

Unbeweglich ſteht Roſa, ihr Ohr lauſcht; doch vergebens; Todtenſtille herrſcht rings um ſie.

„Wunderbar," flüſtert ſie mit bebender Stimme, „wie dieſe Lichtſternchen mit unwiderſtehlicher Lockung zu mir ſprechen! — führt dieſe träumeriſche Ahnung ins Leben oder in's Verderben!" und in des frommen Mädchens Bruſt erwachte der Glaube an ein mächtig ſchützendes Weſen, an den Vater der verlaſſenen Waiſen.

Jetzt vernimmt ſie ein leiſes Geräuſch, die Lichtſternchen verſchwinden, und ein ſchwacher Lichtſchein erhellt die dunkle Schreckenswohnung, in deren verborgenſten Winkel ſich die Geängſtete geflüchtet hat. Zu ihrem Erſtaunen bemerkt ſie, daß der Lichtſtrahl von der Decke des Gefängniſſes herrühre, wo ſich eine Oeffnung bildet, aus der eine kleine Leuchte langſam herunterſchwebt.

„Roſa, liebe Roſa!" ertönt jetzt eine ſanfte, ihr wohlbekannte Stimme, und Lehnchens freundliches Köpfchen ſieht durch die Oeffnung zu Roſa herunter. Sprachlos eilt dieſe

herzu, und ſtreckt ihre Arme nach der Langerſehnten. Schon iſt ſie im Begriff, ihre Freude laut werden zu laſſen, da bedeutet ihr Lehnchen durch Zeichen, zu ſchweigen, und wirft ihr ein zuſammengerolltes Papier herunter. Mit zitternden Händen entfaltet es Roſa und lieſt:

„Alles iſt zu Ihrer Rettung eingeleitet;
„noch ehe der Tag ſcheidet, ſchlägt Ihre Ret-
„tungsſtunde. — Doch ſein Sie vorſichtig,
„ein Laut könnte leicht Alles verderben, und
„uns namenlos unglücklich machen.“

Kaum hatten Roſas verworrene Sinne den Inhalt des kleinen Briefchens gefaßt, ſo entſchwand ihr Schutzgeiſt, und die frühere undurchdringliche Finſterniß umgab ſie auf's neue.

In ſtummer Begeiſterung fiel ſie nieder, und dankte Gott, der ihr Hülfe werden ließ in der Stunde der drohendſten Gefahr. — Jetzt ſchlug es zehn Uhr, und noch zwei lange bange Stunden hatte ſie zu beſtehen. Und war es denn ſo feſt und beſtimmt, daß ſie gerettet wurde! — Konnte nicht vielleicht ein gewagtes Unternehmen von Seiten des gutmüthigen Lehnchens ent-

deckt und vereitelt werden! — Diese Ansichten traten vor ihre Seele, und bestürmten sie abwechselnd, bald mit Hoffnung, dann wieder mit unsäglichen Qualen.

Endlich brummte die nahe Glocke die zwölfte Stunde, die Wächter riefen, und die Wachen außer den Mauern wurden abgelöst. Diese Mischung von Tönen wirkte fürchterlich auf das geschwächte Mädchen; kaum vermogte es, sich aufrecht zu erhalten. Da blies der Thurmwächter in sein Horn, und sang dann das schöne Lied: „Bis hieher hat uns Gott gebracht!“ mit so ernster, kräftiger Stimme, daß die Bängliche ermuthigt, nun mit kindlichfestem Vertrauen ihrer Erlösung harrte.

Nach einer halben Stunde vernahm Rosa ein leises Geräusch, welches ihr Lehnchens Nähe vermuthen ließ. Sie hört den Schlüssel in die Thüre stecken, und schon öffnet sie die Arme, ihre Retterin zu umhalsen; da will der gewaltige Riegel nicht weichen; — die Hand des Wüthrichs hat ihn gleichsam eingemauert.

„Großer Gott!“ stöhnt Lehnchen, „was soll ich anfangen! hier scheitern meine Kräfte!“

„So bin ich unglücklich!“ jammert Rosa, und ringt verzweiflungsvoll die erstarrten Hände.

„Still! still! noch ist ja nicht Alles verloren!“ — Der feste Wille, die Unglückliche zu retten, macht das herzige Mädchen erfinderisch. Es stemmt den größten Schlüssel des schweren Schlüsselgebundes gegen den Griff des eingeklemmten Riegels, legt dann seine ganze Körperkraft daran, und das schwere Hinderniß ist gehoben. Freudetrunken umschlingt Rosa ihre Befreierin, und benetzt sie mit den dankbarsten Thränen.

„Nun rasch an's Werk, armes Kind!“ flüsterte Lehnchen, und streichelte Rosa's erbleichte Wangen. Sie langte einige mitgebrachte Kleidungsstücke hervor, machte die Gefangene damit unkenntlich, und zog sie dann hastig mit sich fort.

Kaum einige Schritte gegangen, hört Rosa ein lautes Grölen und Toben aus der Ferne.

„Was ist das?“ fragt sie erbebend, und drückt sich ängstlich an ihre Begleiterin.

„Da der rohe Mensch heute seinen Namenstag mit Leuten seines Gelichters feiert, so ist es mir gelungen, Besitzerin der Schlüssel zu werden, die er sonst unter seinem Gewahrsam hat.“

Sie stiegen nun einige Stufen in die Höhe, Lehnchen mit einer kleinen Blendlaterne voran. Rosa sah sich in einem langen, schmalen Gange. An beiden Seiten befanden sich dicht neben einander kleine, fest verwahrte Eisenthüren, aus denen hin und wieder schweres Kettengerassel, tiefe Seufzer, mit unter ruchlose Verwünschungen grausend hervorgingen. Glücklich hatten sie diesen zurückgelegt, jetzt traten sie in einen geräumigen Saal. Eine Glaskugel brannte matt, und schien mit jedem Augenblicke erlöschen zu wollen. Schon waren sie fast zur Hälfte des Saales, als Lehnchens spähendes Auge zwei männliche Gestalten um die Ecke biegen, und auf sie zu taumeln sieht. In der kolossalischen Figur des einen, erkennt sie deutlich den gefürchteten Gefangenwärter. Wie gelähmt steht sie

einen Augenblick, im ganzen Umfange zeigt sich ihr die drohende Gefahr; — doch ein schützender Genius steht der Unschuld zur Seite in der Stunde der höchsten Noth. — Wie von höherer Kraft fühlt sich das heldenmüthige Mädchen beseelt; und noch ehe Rosa sie gewahrt, reißt sie eine Kaminthür auf, steckt das Schlüsselgebund hinter das darin liegende Holz, und nachdem sie einige Stücke recht derb niedergeworfen, fängt sie mit zänkisch gellender Stimme laut an zu schelten.

„O mein Gott!" seufzt Rosa, die nun die Schreckensgestalten gewahrt hat, und hält sich rettungslos verloren.

„Muth! Muth!" flüsterte Lehnchen. „Noch ein Widerwort!" ruft sie dann laut, und drängt die Gefängstete unsanft in das Kamin.

Während dessen waren Beide näher gekommen, der Wächter fragt nach der Ursach ihres Lärmens.

„Ach," hebt sie verdrießlich an, „hat man doch seinen ewigen Aerger mit dem leichtsinnigen Volke; — denkt nur, da läßt die Dirne stundenlang auf sich warten, und da ich sie endlich

treffe, will sie mir gar weiß machen, sie sei noch mit Holztragen beschäfftigt gewesen, um Mitternacht! wo sie sonst längst auf der faulen Haut liegt."

„Nun laßt's gut sein, Jungfer Lehnchen," fiel der halb Berauschte ein; „Aerger macht häßlich, und das wäre doch Schade, um euer hübsches Gesichtchen!" Mit diesen Worten kniff er das arme Mädchen so fühlbar in den Kinn, daß es hätte laut aufschreien mögen; doch unterdrückte die Ehrbare diesmal ihren Unwillen, und mit erzwungenem Gleichmuth sprach sie:

„Laßt eure Possen, ich weiß nur zu gut, daß euer Freudengelag und eure Lieder das Mädchen hiehergezogen haben. Doch ist's jetzt nach Mitternacht, da sehnt man sich nach Ruhe, und ihr thätet daher gut, nun aufzubrechen." —

In dem Augenblick wird Lehnchen durch das Aufschreien der Unglücklichen aufgeschreckt, sie blickt hin, und wird gewahr, wie sich diese den Liebkosungen des vilainen Gastes zu entwinden sucht.

„Unter einem Dutzend Küsse kommst du nun

einmal nicht weg," krächzt der gemeine Mensch, und zerrt sie taumelnd bald hie, bald dorthin.

Rasch tritt Lehnchen hinzu. „Nun, wird's bald?" ruft sie mit drohender Stimme der Bedrängten zu, „marsch, zu Bette!" Mit diesen Worten schiebt sie die Zitternde vor sich hin, während jener wie bedonnert das Liebchen fahren läßt, das ihm so unsanft entrissen wurde.

„Eine allerliebste Wetterhexe, das Mädchen!" lallt er mit schwerer Zunge, und da ihm die Beine nun eben nicht so recht zu Gebote stehen, genügt sich der Sünder, sie doch wenigstens mit seinen lüsternen Luchsaugen zu verfolgen.

Der Gefangenwärter will sich todtlachen über das Verliebtthun seines Gastes, da nach seiner Ueberzeugung, außer Lehnchen, unter dem Weibervolke kein hübsches Gesichtchen im ganzen Neste zu finden sei. „Komm, Bruderherz!" spricht er gähnend, „daß wir das Restchen noch zu Gemüthe führen, und uns dann auf's Ohr legen. Er reicht seinem Gaste den Arm, und beide watscheln dann zu ihren Brüderchen.

Blume in seinen dürren Garten zu verpflanzen, hatte er beschlossen, und nicht undeutlich es sich oft merken lassen, daß die Anspruchlose Gnade vor seinen Augen gefunden habe; doch — war es Mariens Unbefangenheit, oder war es Gleichgültigkeit gegen den Gegenstand — sie verstand seine Sprache nicht. —

Doch eines Abends, da Marie kindisch-spielend mit einem Lämmchen auf der Wiese umher hüpft, überrascht sie Hummel. „Guten Abend, mein Püppchen!“ ruft er freundlich, und bleibt neben ihr stehen. —

„Danke schön!“ erwiedert Marie, ohne aufzusehen, und fährt ungestört fort ihren Liebling zu kosen; sie bindet ihm ein rothes Band mit hellklingenden Schellen um den Hals, und freuet sich königlich über die närrischen Sprünge des kleinen Thierchens.

Lüstern blinzeln die kleinen grauen Augen unter den buschigten Augenbraunen des betagten Hagestolzen. „Wie“ schmunzelte er, und streichelte Mariens Wangen, „wenn Du mich doch auch so liebtest, wie das“ —

„Ei, das wäre ja himmelschreiend," fiel diese lächelnd ein, „einen ehrwürdigen alten Herrn so zu zerzausen, wie das kleine Viehchen! Denn sehen sie nur, mein Blondchen läßt sich Alles gefallen." Sie faßte das kleine Ding bei den Ohren, schüttelte und küßte es nach Herzenslust, und ließ es dann laufen.

Ziemlich kaltblütig hatte der Verliebte die harte Pille hinunter gedrückt. „Als ob Du Schelmchen mich nicht verständest" kicherte er, und rieb sich verlegen die Hände. „Ich meine — versteh mich nur recht — ich meine, wenn der alte würdige Herr die kleine Marie zu so einer reichen und angesehenen Frau Gutsbesitzerin machte. — He, He! — was meint mein Mäuschen?"

Bestürzt trat Marie einige Schritte zurück, maß mit großen Augen den Heirathslustigen, der schon mit ausgespreitzten Armen dastand, die holde Auserwählte zu umhalsen. Sie konnte sich eines anwandelnden Lächelns nicht erwehren. „Sie spaßen, lieber Herr Hummel," stammelte sie, „mein leichter ju-

Mauer entlangs. Schon glaubt die Lauschende sie gerettet; da erschallt aber ein kräftiges „Wer da!“ und gleich darauf ein drohendes Niederstoßen des Gewehrs. — Erschrocken tritt Lehnchen heraus, und sieht nicht ohne Entsetzen, wie der Kerl, die arme Rosa unsanft beim Kragen gepackt, eben im Begriff ist, Lärm zu machen. Mit klopfendem Herzen tritt sie vor ihn: „Seid ihr besessen?“ fragt sie scheinbar ruhig, „schreit ihr doch wahrhaftig, als hättet ihr wer weiß was für ein Wunderthier erwischt.“ Der Kerl stutzt, blickt bald auf die eine, bald auf die andere, hält jedoch seinen Fang noch immer fest. Lehnchen, die sich nun gesammelt, faßt die schwankende Rosa, die sich durch ihre Angst immer mehr verdächtig macht, bei der Hand. „Armes Tinchen! wie du zitterst! hast dich wol recht erschreckt?“ fragt sie theilnehmend, und zieht sie in ihre Arme, „bist die barsche Stimme der rauhen Männer eben nicht gewohnt; doch mußt du ihm schon verzeihen, denn was er that, ist lobenswerther Diensteifer. — Ihr aber, guter Mann!“ fuhr sie dann

zu ihm gewandt fort: „habt euch diesmal gar gewaltig geirrt. — Ha, ha, ha, kann ich mich doch kaum des Lachens erwehren. Müllers Tinchen nicht einmal zu kennen, die bei mir, da der Vater verreis't ist, zum Besuch war! — Doch komm, Kindchen! ich bringe dich eine Strecke auf den Weg.“ —

„Mag der Teufel alle Mädchen in der Stadt kennen!“ brummte der graugediente Krieger vor sich hin, und sah den Mädchen verdrießlich nach.

„Gute Nacht, Tinchen!“ rief jetzt Lehnchen, die gute Rosa noch einmal an ihr Herz pressend, und kehrte dann eilig zurück in die Mauern des Schreckens und des Verbrechens, den Höchsten zu danken für seinen treuen und gütigen Beistand.

2.

Ohne Besinnung taumelt Rosa fort. Sie entdeckt in der Ferne einen Mann in einen Mantel gehüllt. Sie weiß nicht, soll sie sich ihm nähern, oder nicht; doch kaum bemerkt sie dieser, so eilt er auf sie zu. — Die Finsterniß läßt sie nicht erkennen, wer der Unbekannte ist; doch nimmt sie vertrauend den dargebotenen Arm an, welcher sie durch mehrere Straßen die Kreuz und die Quer führt. Schon verlassen die Unglückliche die Kräfte, da steht sie vor einem Wagen. Ihr Begleiter öffnet den Schlag, und schon ist er im Begriff, sie hineinzuheben; da unterbricht Rosa das Stillschweigen:

„O, nennen sie mir ihren Namen, großmüthiger Mann! damit ich weiß, wem ich meine Rettung verdanke," flüsterte sie, und drückte seine beiden Hände an ihre Lippen.

Der Gefragte kehrt sich seitwärts, ihrem Anblick, so wie ihren Fragen, auszuweichen.

Mit gebrochen-wehmüthiger Stimme bittet Rosa: „o sein sie barmherzig, sagen sie, wohin wird man mich führen, und welches wird mein Loos sein?“ —

In diesem Augenblicke hatte der Mond die schwarze Bahn gebrochen und die Finsterniß gehoben. Rosa erbebt, — ihre leise Ahnung verschwindet, — sie entdeckt in dem Vermummten ein abschreckendes Fratzengesicht, aus dem ein Paar tiefliegende grelle Augen hervorblinzen. —

Außer sich vor Schreck, bedeckt sie mit beiden Händen ihr Gesicht, und will entweichen; doch die Schreckensgestalt hält sie zurück, und ruft mit dumpfer Stimme:

„Unglückliche! wohin willst du?“

„Wohin das Schicksal mich führt!“ ruft die Aufgeregte im Tone der Verzweiflung, „nur aus deiner furchtbaren Nähe!“

„Rosa! arme Rosa!“ ertönt jetzt eine sanfte, bewegte Stimme. Sie sieht auf, und vor ihr steht der alte ehrliche Reinhold.

„Großer Gott!“ ruft sie, und überwältigt von Gefühlen fällt sie zu seinen Füßen, um-

klammert seine Kniee, und ist nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Sanft hebt er sie auf, und drückt sie heftig an seine Brust, dann aber entläßt er sie tiefseufzend. —

Rosa will ihrem Retter danken; doch weg ist der gutmüthige Alte, die scheußliche Larve bedeckt auf's neue die Züge des redlichen Mannes. Schweigend hebt er die Zitternde in den Wagen, und mit einem „Gott geleite sie!" rollt der Wagen rasselnd davon.

Es war Ende Octobers, wo die Nächte kalt und unbehaglich werden; doch die Unglückliche empfand nichts davon. Starr und in sich gekehrt saß sie ohne einen eigentlichen Gedanken, ganz in ihrem Elend versunken. Morgens neun Uhr erreichten sie ein Dörfchen. Der Wagen hielt vor einem Häuschen dicht an der Chaussee. Der Fuhrmann stieg ab, ging hinein, und gab einer auf der Diele stehenden Frau ein Schreiben, dann lös'te er einen hinten auf dem Wagen befestigten Koffer, trug ihn in's Haus, und öffnete dann den Schlag des Wagens.

„Nun, Jüngferchen,“ sprach es mit selbstgefälligem Lächeln, „das heiß ich doch gefahren, — zwölf Meilen in einer Tour ist doch wahrlich keine Narrenspoſſe! — Nun steige ſie aus, ſie find't hier gut Quartier, ihr Koffer ist ſchon drinnen.“ Mit dieſen Worten half er Roſa heraus, und wies auf das Haus.

„Doch Eins nicht zu vergeſſen,“ brummte der Fuhrmann vor ſich hin, und zog ſeine Brieftaſche aus dem Rocke, „hier iſt noch etwas für ſie, Jungfer! und nun geh' es ihr gut.“

„Und von wem kommt mir dieſes Schreiben, guter Mann?“

„Davon ſteht nichts in meiner Ordre,“ erwiederte der Einfältige, beſtieg den Bock, und in wenigen Minuten war er ihr aus den Augen.

Furchtſam ging Roſa in das ihr angewieſene Haus. Sie glaubte, Jeder leſe die Schande ihr auf dem Geſichte. Es war eine Schenke. Eine freundliche Wirthin empfing ſie, und führte ſie eine Treppe hinauf. Stillſchweigend folgte Roſa, und ſah ſich bald in einem niedlichen Stübchen, in welchem, außer einigem einfachen

Hausgeräthe, ein reinliches Bett aufgeschlagen stand, das erste, was ihren Augen besonders einladend begegnete. Lange, lange hatte die Arme eines weichen Lagers entbehrt; und willenlos hatten sich kaum die müden Glieder hingestreckt, so war Rosa, ohne daß sie es selbst wußte, entschlummert.

Erst spät am Abend erwachte Rosa. Ein angenehmes Halbdunkel umgab sie, und das Picken einer hölzernen Wanduhr drang lieblich durch die Stille in ihr Ohr. Langsam richtet sie sich in die Höhe, „Wo bin ich?“ ruft sie, und reibt sich die Stirn, ihre Sinne zu sammeln, da fällt ihr Auge auf den noch immer in der Hand gehalten, fast ganz zerknickten Brief. Jetzt war alles hell und klar vor ihren Augen. Sie näherte sich einem kleinen Tische, von dem ein grüner Lichtschirm ihr Lager beschattet hatte.

„Was werden diese Zeilen enthalten!“ seufzte die Bange, und mit zitternden Händen entsiegelte sie den Brief und las:

„Magst Du schuldig — magst Du unschuldig sein — dies vermag ich nicht zu

„entscheiden. Ich wünsche Dich gerettet zu „wissen, und dies, hoff' ich, soll mir gelingen. „Leider kann ich Dir deinen ehrlichen Namen „nicht wiedergeben: doch bist Du rein, so „hoffe auf den Gerechten und Allwissenden; „Er wird Deine Unschuld sicher an's Licht „bringen." —

„Nach Deinem angegebenen Geburtsorte „darfst Du jetzt nicht zurückkehren, ohne „auf's neue Gefahr zu laufen. — In dem „Koffer findest Du einen sichern Paß, und, „um Dich gegen Mangel zu schützen, eine „Geldbörse.

„Reise! je weiter, je besser! gieb Dich „der Tugend! verherrliche die heilige Natur, „die Dich so vollkommen schuf, und Dir das „Gepräge der Unschuld so deutlich auf's Ant„litz drückte! Dann, nur dann wirst Du, „einst glücklich, Dich derjenigen in Frieden „erinnern, die Dich liebte und Dir alles „Gute wünscht." —

Keine Unterschrift noch kenntliches Siegel war daran zu finden. Doch die Sprache darin

war keine andere, als die der Baroneſſe, dieß ſagte ihr ihr Gefühl. Sie drückte das Papier an ihre Lippen, und benetzte es mit ihren heißen Thränen.

Der Eintritt der Wirthin machte ſie verlegen. Ihrer Aufmerkſamkeit zu entgehen, trat ſie in den dunkeln Hintergrund des Stübchens; doch dieſe näherte ſich ihr, ergriff ihre Hand, und ſagte gutmüthig:

„Gottlob, daß ihr erwacht ſeid, ich habe mich euretwegen recht geängſtet, ihr ſchlieft ja einen Todtenſchlaf, ſeufztet ſo tief, und ſtöhntet wie eine Kranke, daß mir ganz angſt und bange ward. Doch," fügte ſie freundlich hinzu, „jetzt kommt, liebes Kind, ſetzt euch hier an den Tiſch! ich bringe euch ein Süppchen, das ſchon manchen Reiſenden erquickt hat." Während dieſer Worte hatte die Wirthin mit geſchäfftiger Eile den Tiſch mit einem blendendweißen Tuche belegt, und ging jetzt, das Eſſen zu holen.

„Nun nehmt vorlieb, Kindchen!" trippelte ſie nach wenigen Minuten wieder in's Stübchen, und ſetzte ein blankes zinnernes Näpfchen

mit einer Eiersuppe, ein kräftiges Rockenbrot und ein Stück frische Butter auf den Tisch.

Rosa aß, und fühlte sich merklich gestärkt.

„Ich danke Euch herzlich, liebes Mütterchen!“ sprach sie mit der ihr eigenen Lieblichkeit, und drückte der Geberin Hand.

Diese Worte schienen dem guten Weibe ans Herz zu treten. Wehmüthig streichelte sie Rosa's Wangen, trat dann stillschweigend zum Fenster, blickte lange hinaus, und ein paar helle Thränen traten in ihre Augen. Mit einem tiefen Seufzer langte sie einen an der Wand hängenden Kranz herunter, betrachtete ihn schwermüthig, warf einen Blick auf die Sitzende, und nachdem sie ihn wieder an seinen Ort gehängt hatte, begab sie sich langsam hinunter.

Rosa's Aufmerksamkeit war das Benehmen dieser Frau nicht entgangen; doch zu sehr beschäfftigt mit ihrem eigenen traurigen Schicksal, vergaß sie es bald, schloß sich ein, und durchjammerte die halbe Nacht. — Endlich schlossen sich ihre müden Augenlieder. Kaum entschlummert, sah sie sich in jene ehnlängst verlassene Hütte

denshütte versetzt. Sie berathschlagte mit der guten Pastorin Lebrecht die heute vorzunehmenden Arbeiten, und macht sich mancherlei zu schaffen in dem traulichen Kreise. Da weckt sie das Blasen des Hirten, sie hört das Blöken der herbeieilenden Heerde. Rasch springt sie vom Lager, nähert sich dem Fenster, durch dessen kleine Scheiben die ersten Strahlen des werdenden Tages schwach hereinschimmern. Noch lassen sich die Gegenstände nicht unterscheiden, und noch träumt Rosa, sie sei auf ihrem Stübchen, wo die rankende Weinrebe die niedern Fenster so traulich beschatten.

Doch es wird Tag. — Der Zauber wird gelöst, und Rosa sieht sich weit, weit von der theuren Pfarre ihrer glücklichen Vergangenheit.

„Ach, du dort oben im Lichte," rief sie leidend, und hob das thränenschwere Auge aufwärts, „versöhne doch das drückende Geschick, das mich mit eiserner Schwere belastet! Meine Jugend durchlief ja die Laune des wandelbaren Glücks, und die Reihefolge war eine Kette bit-

tern Kummers. — Zu was, guter Gott, hast du mich noch aufbehalten!!" —

Nachdenkend legte sie den Kopf in ihre Hand. In ihrer Seele ward es allmählig ruhiger, und die düstern Ansichten schwanden wie der Nebel der Nacht vor dem anbrechenden Tage.

Von allen Freuden der Erde waren ihr die der Natur die reichhaltigsten, die wertheſten, weil sie die reinsten und unschuldigsten sind. — Lange hatte sie diese entbehrt, daher fühlte sie ihren Werth jezt doppelt. Ein unwiderstehlicher Drang zog sie in's Freie, und der Anblick des gegenüberliegenden Kirchhofs zog das fromme Mädchen mächtig an. Der Gedanke: so wie diese, wirst auch du einst ruhig schlafen! erstand in ihrem Innern.

„Wer weiß, wie bald!" seufzte die Gott-ergebene, und ruhigen Gemüths durchwandelte sie den Gottesacker, betrachtet die buntaufgeschmückten Hügel, und lies't die Inschriften der mancherlei Denkmähler. Ein hochaufgeworfener frischer Hügel mit schönen Kränzen und einem

hohen weißen Kreuze erregt ihre besondere Aufmerksamkeit. Sie bückt sich und liest:

„Hier liegt der [illegible]er einz'ger Trost,
ihre Hoffnun[illegible]at sie mit in die
Ewigkeit genommen." —

Ein kalter Schauer durchrieselt Rosa's Gebeine. „Arme Mutter!" lispelt sie, „ich fühle deinen gerechten Schmerz. — Gott verleihe dir Trost und Ruhe!"

Da öffnet sich die Pforte des Kirchhofs, und Rosa, ungesehen zu bleiben, zieht sich zurück, und verbirgt sich hinter dem Gebüsch. Kaum hat sich die Eintretende genähert, als Rosa in ihr die gutmüthige Wirthin erkennt. Diese nähert sich dem eben von Rosa verlassenen Hügel, schmückt das Kreuz mit frischem Grün, und sinkt dann mit gefalteten Händen nieder, und ihre Lippen bewegen sich zum stillen Gebet.

„Dort! dort! mein Lorchen, seh'n wir uns wieder!" sprach dann die Trauernde, sich erhebend, und ist eben im Begriff zurückzukehren, da entfähet dem gefühlvollen Mädchen ein unwillkührlicher Seufzer, verschüchtert sieht sie um sich, und erblickt Rosa.

„Seh' ich recht!“ ruft sie verwundert, „schon so früh sucht ihr den Anblick der Vergänglichkeit!“ —

Rosa drückte bewegt der Alten Hand. „Ihr habt viel, sehr viel verloren,“ sprach sie mit tiefem Gefühl, „Gott verleihe euch Trost!“

Stillschweigend gingen beide neben einander in die Wohnung zurück.

Leidende Seelen lernen sich bald kennen. So war es auch hier. Rosa fand in der Bäuerin, so war sie gekleidet, eine belebte, wirklich einnehmende Frau kennen. Ihre Manieren und Sprache, ihre richtigen Ansichten, so wie eine gewisse Gewandheit, deuteten auf frühere Bildung und auf eine sorgfältig genossene Erziehung. Mit jedem Tage gewannen sich beide lieber. Oft fand Mutter Gertrud die arme Rosa weinend, doch nie fragte sie nach der Ursach ihres Grams, wohl aber suchte sie mit einfacher Herzlichkeit sie zu erheitern, und auf eine hellere Zukunft hinzuweisen.

So vergingen acht Tage, und Rosa fand es nun räthlich, an eine Veränderung ihrer Lage zu denken. Doch kaum hatte Gertrud es vernommen, so bat sie Rosa dringend, doch noch bei ihr zu bleiben. „Habt ihr Eltern oder nahe Verwandte?“ fragte sie, „ja dann,“ fügte sie traurig hinzu, „dann muß ich freilich zurückstehen.“ —

Diese Frage beklemmte der armen Waise Brust. — Was konnte, was sollte sie antworten! War sie, die Geächtete, mit dem Stempel der Schande belegt, nicht der Abscheu der menschlichen Gesellschaft! —

Die Unglückliche vermogte nicht zu antworten: unter einem Strom heißer Thränen lehnte sie sich auf Gertrudens Schulter.

„Vertrauet Gott, meine gute Tochter!“ tröstete die Alte, „hätte mich dieser Glaube verlassen, längst wäre ich vergangen.“

Rosa dankte der Alten, und nach einer längeren Unterhaltung, in welcher Rosa immer mehr von dem aufgeklärten Verstande der Alten angezogen wurde, fragte diese:

„Aber, gute Gertrud, wer gab euch diese Bildung, die euch so merklich über euren Stand erhebt?“ —

Gertrud lächelte, und schien mit sich zu Rathe zu gehen, was sie antworten sollte. Eine flüchtige Röthe übergoß ihre blassen Wangen. „Ein Fehltritt, im Taumel der Leidenschaft begangen,“ flüsterte sie vor sich hin, „macht ja den Menschen noch nicht zum Lasterhaften: war dies nicht die Meinung des guten Lebrechts!“

Wie ein electrischer Schlag durchzuckten diese Worte des Mädchens ganzes Wesen.

„Lebrecht! Lebrecht!!“ rief es im Ausbruch der höchsten Freude, „kennt ihr diesen Mann?“

„Ob ich ihn kenne!“ erwiederte Gertrud, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. — „Großer Gott! was wäre aus mir geworden ohne den Beistand dieses Redlichen!“

„O gutes Mütterchen,“ fiel Rosa kindlich schmeichelnd ein, „wenn ihr mir nur ein bischen gut seid, so erzählt mir doch viel, recht viel von ihm! — Er war ja auch mein Wohlthäter.“

„Iſts möglich!“ jauchzte Gertrud, und umhalſte Roſa. „Ja,“ fuhr ſie dann kopfnickend fort, „nun ſollſt du auch alles wiſſen; denn jetzt bin ich überzeugt, daß du auch gut und fromm biſt. — Komm her, ſetz' dich neben mich! iſt es mir doch, als ob du mir in dieſem Augenblicke auf das engſte verwandt wäreſt.“

„Ich war,“ hub Gertrud an, „die einzige Tochter des Schloßverwalters des Grafen von G.... Ich verlor meine Mutter, als ich kaum die erſten Worte lallen konnte, und genoß, da ſich mein Vater wenig um mich bekümmerte, leider eine ganz verkehrte Erziehung. Jung, und ich darf ſagen, ziemlich hübſch, wurde mir von jedem geſchmeichelt. Eine Schaar von Anbetern umlagerte mich, die auch mein Vater nicht ungern ſah, da er hierin die Beſtätigung zu finden glaubte, daß ſeine Tochter reizend ſei, und unter den Vielen die Wahl haben könne, einen Mann nach ihrem Herzen und Willen zu finden. Dies machte mich eitel, gefallſüchtig und eigenſinnig.

Um diese Zeit kam der Sohn des Grafen von seinen Reisen zurück, er sah mich, fand mich interessant, und glaubte das Vorrecht zu haben, an der Tochter des Dieners Geschmack finden zu dürfen."

„Pastor Lebrecht wohnte zu dieser Zeit in der Stadt, und ernährte sich von Privatisiren. Er ging im gräflichen Hause täglich aus und ein, indem er den jüngern Kindern Unterricht ertheilte. Oft hatte er versucht, durch gute Lehren auf meinen Leichtsinn einzuwirken; doch war der Erfolg fruchtlos. Mein Vater war durch Liebe zu seinem Kinde blind für seine Verirrungen."

„Nach zwei Jahren stand ich als verwaiſ'te und verführte Unglückliche, in einem Alter von kaum achtzehn Jahren, ohne Hülfe und Stütze verlassen da. Das wenige hinterlassene Vermögen meines Vaters reichte kaum hin zur Deckung seiner Schulden. Der Verzweiflung nahe, suchte ich Schuz und Hülfe bei meinem Verführer, ward aber nicht vorgelassen."

Hier stockte Gertrudens Stimme, Rosa

schmiegte sich ihr sanft an, und suchte durch zartes Mitgefühl ihren Schmerz herabzustimmen.

„An keine Arbeit gewöhnt," seufzte Gertrud, „verstand ich nicht, auch nur das Geringste zu verdienen. — Unglücklicherweise fiel ich in die Hände eines Weibes, die ihre Existenz dadurch erhielt, unglückliche Schlachtopfer bei sich aufzunehmen, die durch ihren Lebenswandel aus der Classe besserer Menschen verworfen waren. Ich setzte mein Letztes dort zu, und wurde, da ich nicht mehr zahlen konnte, so wie ich ging und stand, vor die Thür gestoßen. Mit jedem anbrechenden Morgen sah ich dem Augenblicke entgegen, der einem unglücklichen Wesen sein Dasein geben würde. So irrte ich einst gleich einer Wahnsinnigen einen ganzen Tag ohne Nahrung vor den Thoren umher. Des Bettelns schämt' ich mich, und der Hunger drückte. Da wurde es dämmerig, und mich keines Obdachs für die Nacht bewußt, sank ich ohnmächtig nieder." —

„Halb erwachend, fühlte ich mich von Jemand unterstützt, der sich alle Mühe gab, mich

in's Leben zurückzubringen; doch meine Schwäche gab es nicht zu, die Augen aufzuschlagen.“

„„Ermuntern sie sich, arme Unglückliche,““ sprach eine sanfte, weibliche Stimme, „„und sagen sie uns, wohin sie gebracht zu werden wünschen!““

„Diese Worte erinnerten mich an mein grenzenloses Elend. Ich sah auf, und jammernd preßte ich die Worte heraus: Ich habe weder Obdach noch Brot!“ —

„„Und sie lebten unter Menschen! — großer Gott, ist dies möglich!““ seufzte die Fremde, und rief einem Hinwegeilenden mit lauter Stimme nach: „„Spare die Mühe, lieber Mann, eine Sänfte kann hier nicht dienen, die Arme hat keinen bestimmten Aufenthalt!““

Die Erzählende hielt einen Augenblick inne. Eiskalt rieselte es ihr bei der Erinnerung jener Zeit vom Kopf bis in die kleinste Zehe.

„Ihr waret sehr unglücklich, gute Gertrud!“ flüsterte Rosa, und trocknete mit ihrem Tuche die herabrollenden Thränen.

„Ja, gutes Kind, das war ich!“ seufzte jene, und fuhr dann fort: „Der Umgerufene war jetzt beschäfftigt, mich in die Höhe zu richten, ich sah auf, und erblickte — Lebrecht. Mit einem Schrei des Entsetzens bedeckte ich aus tiefer Schaam mein Gesicht mit beiden Händen, und drückte mich verbergend, in den Schooß der Fremden, die mich zu besänftigen suchte, und mich endlich mit sanfter Gewalt in die Höhe richtete. Jetzt erkannte Lebrecht erst, wer die heimathlose Bettlerin war. Mit schonender Sanftmuth redete er mich an, denn das hohle Auge und die zitternde Stimme verrieth auch ohne Geständniß die Gefallene. „„Armes Kind, mußte es so weit mit dir kommen!““ dies waren die einzigen, aber tief in meine Seele eindringenden Worte des edeln Mannes. Mit zarter Umsicht erkundigte er sich nach meinen Umständen, und wandte sich dann zu seiner in Nachdenken versunkenen Gattin. „„Würdest du,““ sprach er in feierlichem Tone, „„dich wol der Gefallenen annehmen, und sie dem Himmel und der Tugend wieder zuführen?““ —

Mit einem seelenvollen Blick und einem traulichen Händedruck beantwortete die junge Frau des Gatten Frage, und bot mir ihr Haus, so wie ihren Schutz, für die Zukunft an. Nach einer Viertelstunde kam der erwartete Wagen an, und ich" —

„Gottlob! gottlob! daß ihr nun unter gute Menschen kamt!" unterbrach Rosa, wieder Athem schöpfend, „wie sehr hat mich euer Unglück ergriffen!"

Gertrud fuhr fort: „Die edle Familie nahm mich freundlich in ihrer Mitte auf. Nach acht Tagen büßte ich die Schuld meiner Vergehung durch die Geburt eines todten Knaben. Die Pflege der guten Pastorin, so wie die sanften, frommen Worte des edeln Mannes wirkten wohlthätig auf Gesundheit und Herz. In ihrem Umgange lernte ich erst den Genuß, den Werth des Lebens kennen, ich lernte arbeiten, ohne daß es mir geheißen wurde; — denn wie hätte ich das Brot dieser braven Leute miteſſen können, ohne es mitverdient zu haben! — Ich warf den Tand, die Ueberbleibsel meines vorigen Stan-

des von mir, kleidete mich ländlich, und ward in kurzem froh und heiter."

„So verlebte ich funfzehn Jahre in stetem Frieden mit mir selbst, eingezogen und sittlich, und söhnte mich mit meinem Schöpfer wieder aus. Da sah mich mein seliger Mann, er fand Gefallen an mir, und erbat mich von dem guten Pastor zum Weibe. Dieser gab seine Einwilligung, steuerte mich nach seinen Kräften aus, und ich darf sagen, daß es mich nie gereuet hat, dieß Leben mit dem städtischen vertauscht zu haben. Der liebe Gott schenkte mir eine einzige Tochter. Diese war unsre Freude, unser Glück, und ich hätte mit keinem Sterblichen tauschen mögen. — Aber, o Schicksal! wie änderst du die Lagen der Menschen! — Vor vier Jahren starb mein ehelicher, fleißiger Hermann. Gram erfüllte meine Seele, doch aber suchte ich mich zu fassen; denn ich hatte ja noch Jemand, für den ich leben und sorgen mußte. — Da aber nahm mir der Tod Alles! — mein frommes Lorchen! — Und so steh' ich nun verlassen

und allein, bis der Tod mich abruft, und mich wieder mit beiden vereinigt." —

Gertrude ſchwieg, und große Thränen zitterten in ihren Wimpern.

Roſa ſuchte ſie zu tröſten, ſo gut ſie konnte. „Arme Mutter," ſprach ſie mit ſanft-gewinnender Stimme, „vermögt' ich, euch die Ruhe wiederzugeben!" —

„Du könnteſt es," fiel dieſe ein, und heftete ihr thränenſchweres Auge wehmüthig auf Roſa. „O gutes Kind, ſei du meine Tochter! ich will dich pflegen, lieben, für dich arbeiten, wie für mein ſeliges Lorchen. — Sie war ganz deine Geſtalt, hatte ganz das fromme, große Auge. — Ja, ja," fuhr ſie dann mit gewichtiger Stimme fort, „dich hat mein guter Engel mir zugeſandt. — Thue es, bleibe hier, nie ſoll es dich gereuen!"

Eine Magd trat ein, und rief die Wirthin. Es waren Fremde angekommen.

3.

Wie aus den Wolken gefallen, stand Rosa. Aus einer ganz fremden Frau ward ihr eine Wohlthäterin, eine Mutter. — Sie trat an's Fenster, mit sich zu Rathe gehend, wozu sie sich entschliessen sollte. Der Winter war vor der Thür, die Sonne strahlte nicht mehr, nur selten noch blickte sie durch düstre, dicke Wolken, nackt und entlaubt standen die Bäume, und trauerten um die grüne Decke, die ihnen genommen war.

Welche Schwermuth, welche Trauer lag in der ganzen Natur; doch lastender, drückender noch lag die Zukunft auf der Seele des armen Mädchens. Der unbedeutende Sperling hatte schon sein Quartier unter dem Strohdache des Dorfbewohners genommen, die Schwalbe war dem südlichen Himmel zugezogen, wo aber, wo sollte die Entsprungene, die Verfolgte ihr sicheres Unterkommen suchen! —

„Herr, schicke mir Hülfe in der Noth!“ flehte das gottvertraute Mädchen, und sorgenvoll drückte es das schwere Haupt in das weiche Kissen. Die Natur verlangte ihre Rechte. Rosa fiel in einen festen Schlaf, aus welchem sie erst am Morgen durch eine leise Berührung geweckt wurde. Sie blickte auf, und vor ihr stand Gertrud, festlich gekleidet.

„Es ist heute Sonntag, liebe Tochter,“ sprach sie freundlich, „willst du mit zur Kirche?“

Rosa bedachte sich.

„Thue es, geh mit mir,“ fuhr die Alte fort, „bete zum lieben Herrgott! Man kann zwar überall beten, — pflegte der gute Lebrecht zu sagen, — aber in der Kirche, am heiligen Altare, da ist der Ewige uns näher.“

„Ich gehe mit Euch, gute Mutter!“ sagte Rosa ermuthigt, und machte eilig Anstalt, sich zu kleiden.

„Laß mir die Freude, dich wie mein Lorchen zu putzen!“ bat Gertrud, und schaffte den ganzen Sonntagsstaat herbei. Sie kämmte ihr das schöne lange Seidenhaar, durchflocht es

zierlich mit einem rothen seidenen Bande nach Art der Landestracht. Auch Lorchens seidenes Mieder mußte sie anziehen, und die trauernde Mutter tändelte und putzte an ihr herum, als sei ihr eignes Kind ihr wiedergegeben.

Mit einem großen Gesangbuch von rothem Corduan unter'm Arm ging Rosa neben Gertrud, deren Auge von Zeit zu Zeit recht behaglich auf ihrer Begleiterin ruhte. Jeder, der ihr begegnete, blickte mit Wohlgefallen auf die Unbekannte, und grüßte freundlich. Man hielt sie für Gertrudens Verwandte. Wohl und wehe wurde es in des Mädchens Gemüth. Die Kirche, das Geläute, alles hatte so viel Aehnliches mit ihrem lieben Bornthal: wie dort Frau Mühlheim und die Pastorin, hatte Gertrud ihren vergitterten Stuhl neben dem Altare. Der Prediger sprach verständlich-fromme Worte, die sein seelenvoller Blick heiligte, und tief ergriffen fühlte sich Rosa. Als der Prediger das Amen aussprach, neigte Gertrud sich zu Rosa, und flüsterte: „Ich habe Niemanden zu Hause, du kommst wol nach," und eilte fort.

Der Gesang war zu Ende. Einer entfernte sich nach dem andern. Schon war es leer in der Kirche, und Rosa neigte eben ihr Haupt, das Vaterunser zu beten, als sie durch ein starkdröhnendes Vorbeischreiten unangenehm gestört wird. Sie blickt auf, und siehe! ein Mann knieet am Altare, und betet. Sein Anzug bezeichnete den Städter, und der Ansicht nach war er ein Reisender. Dieser Anblick traf Rosa's Innere, und zog sie unwillkührlich zur heiligen Stätte. Leise schlich sie hinzu, beg ihre Kniee vor dem Allgegenwärtigen. Die ganze Welt schwand vor ihrem Blicke, nur die Zukunft lag schwer peinigend auf ihrer Seele. In heiliger Andacht, in kindlich-frommen Vertrauen hob sie die gefalteten Hände zum Vater der Waisen, und ihre leisen Seufzer drangen durch die feierliche Stille.

Eben greift der Reisende nach seinem Stabe, da bemerkt er in einiger Entfernung ein wunderschönes betendes Landmädchen, und, sie nicht zu stören, bleibt er stehen, bis sie ihre Andacht vollbracht hat.

Gesunkten Blickes erhebt sich Rosa. Sie will sich entfernen, da redet sie der Fremde an:

„Grüß' Euch Gott, schöne Jungfrau! für wen habt ihr denn so andächtig gebetet?"

Rosa öffnet die Lippen, zu antworten, da begegnen ihre Augen denen des Fragers, und mit dem Ausruf: „Herr Jesus!" taumelt sie zurück. Der Fremde steht wie angewurzelt, kein Laut entfährt seinem Munde. Rosa hat sich während dessen gesammelt, ohne aufzusehen entschuldigt sie ihr Versehen.

„Verzeihen Sie, mein Herr!" spricht sie mit zitternder Stimme, „wenn ich Sie für Jemand anders hielt, mit dem sie unaussprechlich viel Aehnlichkeit haben, und der meinem Herzen theuer, sehr theuer ist."

Des Fremden scharfes Auge sucht indeß bekannte Züge zu realisiren. In der Stimme des Mädchens erkennt er die Heißgeliebte; — doch ihre Bläße, die Kleidung, der Ort — Er weiß sich nicht zu rathen, doch faßt er unwillkührlich Rosa's Hand, hält sie fest in der seinigen, und spricht mit ungewisser Stimme:

„Auch mich täuschen meine Sinne, Mädchen! Deine Gestalt erinnert mich an eine Freundin, die mein ganzes Glück" — —

„Röschen! Röschen!" ertönt jetzt eine weibliche Stimme von außen.

„Wär's möglich!" ruft der Fremde, und starrt das Mädchen von neuem an.

„Karl! — geliebter Karl!" erzittert Rosa, und sinkt in die geöffneten Arme.

„Was soll das heißen, mein Herr!" keifte die nun nähergekommene Wirthin, und wollte Rosa seinen Armen entwinden. Doch kaum hatten sich beider Augen begegnet, so erscholl es wie aus einem Munde:

„Ihr kennt mich nicht, gute Gertrud!"

„Musje Lebrecht, Sie hier!" — und traulich reichten sich beide die Hände.

„Wie aber in aller Welt," hör' ich den lieben Leser lächelnd fragen, „kommt der junge Lebrecht in die Kirche zu ....? — „vermuthlich hat ihn eine wohlthätige Fee zu des armen Röschens Troste hergesandt."

Wunder geschehen heut' zu Tage nicht mehr,

erlaube man mir dagegen einzuwenden, und ein Mährchen zu schreiben, ist nun eben nicht mein Wille. Der gütige Leser mag daher wissen, daß die Liebe zu der erkrankten Mutter den guten Sohn von der Universität in das geliebte Vaterhaus zurückrief. Zwei Briefe waren kurz nacheinander eingetroffen. In dem letzten meldet ihm der Vater, daß dießmal an keine Wiedergenesung zu denken sei, und die Kranke sich herzlich nach ihm sehne. Er macht sich schnell auf den Weg, marschirt den Tag mit unerhörter Anstrengung bis um eilf Uhr, da kehrt er ein, und mit dem Schlage vier Uhr befindet er sich schon wieder auf der Landstraße. Rastlos eilt er bis zu dem Dorfe, erschöpft sehnt er sich nach einem Imbiß, doch will er zuvor an heiliger Stätte für die geliebte kranke Mutter beten. Er eilt durch die Menge der rückkehrenden Gemeinde in die Kirche, verrichtet sein Gebet, und als er sich erhebt, findet er — Rosa.

„Großen Wohlgefallen," sprach zuversichtlich die gottesfürchtige Gertrud, „muß der liebe Herrgott an Euch beiden Leutchen haben, daß

im Gebete Euch zusammenführte," und liebkos'te bald diesen, bald jene.

Der Küster, im Begriff die Kirche zu verschließen, erinnert Gertrud zuerst, daß es die höchste Zeit sei, zu ihrer verlassenen Wirthschaft zurückzukehren, und eilte voraus.

In Gertruden's Wohnung angekommen, gab es für Rosa manche Frage zu beantworten. Sie erzählte ihrem Freunde, ohne indeß die unglückliche Verhaftung zu berühren, was sich seit seiner Entfernung aus der Heimath mit ihr zugetragen hatte, und auf was Art sie zu dieser Kleidung gekommen war.

„Euer liebes Lorchen ist todt, gute Gertrud?" fragte Karl höchst erschrocken; „blühte das Mädchen doch wie eine Rose, als ich hier durchreis'te."

„Sie lag nur drei Tage darnieder," schluchzte die Trauernde, „jener Kranz," sie zeigt an die Wand, „sollte sie zum Traualtare führen, — er wurde ihr Todtenkranz." —

Ein kalter Schauder überlief die guten Seelen. „Arme Mutter!“ — „gute Gertrud!“ ächzeten sie, und schmiegten sich theilnehmend an das weinende Weib.

„Das gute Kind wird mir nun Lorchens Stelle ersetzen,“ unterbrach Gertrud nach einem Weilchen die drückende Stille, und streichelte Rosa's Wangen, welche, um eine Antwort verlegen, ihr Auge auf ihren Freund richtete, der der Alten bedeutete, daß Rosa unter den jetzigen Umständen dem Vater von großem Nutzen, ja den jüngern Geschwistern fast unentbehrlich sei. Gertrud billigte, jedoch mit blutendem Herzen, Karls Meinung, und machte sogleich Anstalt, sie möglichst bequem fortzuschaffen. Nach einigen Stunden stand des Pfarrers Landkutsche mit ihren Pferden bespannt vor der Thür. Diese sollte sie bis zur nächsten Station bringen, von wo sie dann mit Extrapost am andern Tage auf der Pfarre eintreffen konnten.

4.

Mit Rührung von beiden Seiten bestieg Karl mit Rosa das Fuhrwerk, worin sie Mundvorrath in Ueberfluß vorfanden. Ihr Kutscher Johann, ein seelenlustiger Kauz, sang frohe Lieder, und durch den Genuß des guten Essens und fleißigen Trinkens noch mehr geweckt, ließ er es den Pferden empfinden, daß die Reisenden Eile hatten. So ging es bis Abends neun Uhr schnell fort, da aber standen die Thiere wie festgebannt, und selbst die derbsten Hiebe vermogten nicht, sie aus der Stelle zu bringen.

„Spart eure Mühe, lieber Herr," sagte Johann zu Karl, welcher ausgestiegen war, und sie am Zügel weiter zu leiten suchte, „ich kenne die stät'schen Racker! nur durch Hiebe sind die Bestien zu kuriren," und aus allen Kräften schlug er von frischem auf sie ein. Da bäumten sie sich aber, und machten solche Sprünge, daß

Rosa schreiend aus dem Wagen sprang. Was war hier zu machen! Es war stockfinstre Nacht, und daher den Reisenden lieb zu vernehmen, daß etwa hundert Schritte weiter ein kleines Wirthshaus liege. Karl geleitete die von Frost Bebende bis vor die Thür des bald erreichten ärmlichen Hauses, und eilte zurück, um dem halbtrunkenen Johann beizustehen.

Mit einem unheimlichen Gefühl trat Rosa über die Schwelle der Hausthür. Ein altes gelbbraunes, schmutziges Weib stand vor ihr, fixirte sie mit ihren kleinen schielenden Augen vom Kopf bis zu den Füßen, und kreischte dann mit widriger Stimme: was sie wolle?

„Euch bitten, mir für Geld und gute Worte ein Stübchen auf einige Stunden zu überlassen."

„Hat sich was zu Stübchen," brummte der Wär, „ich habe keine Fremdenstube, die Gaststube ist der Reisenden Herberge; doch bevor ich euch einlasse, müßt ihr mir sagen, woher ihr kommt, und wohin ihr wollt."

„Ich bin ein ehrliches Mädchen, ihr könnt es glauben, gute Frau!" erzitterte Rosa, und

die innere Angſt trieb die verhaltenen Thränen in das große, ſchöne Auge des Mädchens.

„Kann immer ſein!“ fiel das Weib etwas beſänftigter ein, „aber wir haben den ausdrücklichen Befehl, kein Chriſtenkind ohne Paß aufzunehmen. Da iſt noch vor wenig Tagen eine Spitzbübin ihrem Kerker entſprungen, und —“

„Wohin bringen wir dieſe Sachen, alte Hexe!“ unterbrach der aufgeweckte Johann die Alte; „doch was Teufel, bewirthet ihr ſo eure Gäſte!“ donnerte er dann mit ſeiner Baßſtimme, als er die von Froſt Bebende noch auf der Hausflur erblickte. Das Weib wiederholte ihre frühere Ausſage. Höchſt erboßt ſchrie Johann dem eben eintretenden Karl zu:

„Herr, lehrt dem alten Drachen mal Raiſon! — ich mögte berſten vor Aerger; während ein anderer ehrlicher Kerl ganz blimerant wird, wenn man das Jüngferchen nur in die ſchönen Aeuglein kuckt, verweigert der Satan dem Engel die Herberge.“

„Das bringen die Zeiten ſo mit ſich,“ beſänftigte dieſer den Eiferer, und ſprach dann zu

der Alten: „Ihr könnt uns, ohne verantwortlich zu werden, ſicher einnehmen; ich bin Student, und dieſe iſt meine Schweſter.“ Er faßte Roſa bei der Hand, und führte ſie in das niedere Rauchloch, indem er der Wirthin zurief, die Heizung nicht zu vergeſſen.

Nach einigen Minuten kniſterte es ſchon im Kamine. Die höflicher gewordene Alte trat herein, entſchuldigte ſich ein Langes und Breites, und fragte, was weiter zu Dienſten ſtände.

Karl erklärte, daß ſie weder hungrig noch durſtig wären, ſie möge nur einen Boten zur nahen Poſtſtation ſchicken, der ihnen ein raſches Fuhrwerk beſorge. Allein die Alte erwiederte, daß ihr Sohn nicht zu Hauſe ſei, und die ſechzigjährige Magd den Weg in der ſtockfinſtern Nacht nicht gehen könne. Der ſchnarchende Johann war weder durch Rufen noch Rütteln auf die Beine zu bringen. Wollten ſie alſo weiter, ſo mußte Karl ſich ſelbſt auf den Weg machen. Er empfahl Roſa der Fürſorge der Wirthin, und bat die Blaſſe, doch ja einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

„Dazu kann Rath werden, liebes Mäuschen!“ hätschelte jetzt das Weib, den blanken Gulden betrachtend, den ihr Karl eben in die Hand gedrückt hatte, und klappte eine Schlafbritsche neben dem Ofen auseinander, „hier könnt ihr ruhig schlafen.“

Stillschweigend nahm Rosa das Anerbieten an, mehr um den Fragen der widrigen Wirthin auszuweichen, als um zu ruhen. Karl machte sich auf, und die Alte nahm, den Kopf auf die Hand gestützt, ihren Platz am Fenster.

Kaum hatte Rosa auf ihrem Lager eine Viertelstunde zugebracht, so vernahm sie ein leises Pochen an der Fensterklappe. Die Wirthin war eingeschlummert, doch ein wiederholtes stärkeres Klopfen weckte sie auf. „Wer ist da?“ fragte sie sich räuspernd. —

„Fragt nicht lange, und macht auf!“ antwortete eine barsche Stimme. — Die Alte ging brummend hinaus, und kam mit einem großen Kerl zurück. Kaum hatte dieser den tief in die

Augen gedrückten Hut abgeworfen, und die Alte ihn beim Schein der Lampe erkannt, so rief sie verdrießlich: „Na, hätt' ich gewußt, daß ihr's wäret, ich hätt' euch nicht aufgemacht.

„Laß dich's nicht gereuen, alter Brummbär, und mach' nicht solch' saures Gesicht!" lachte der Kerl, warf sich auf einen Schemel, und streckte die Beine weit von sich.

„Wo habt ihr euch denn mal wieder herumgetrieben," schraulte die Alte, „daß ihr einen noch in der Nacht beunruhigt?"

„Frag' nachher, alte Klappermühle, und schaff' auf den Tisch, was du unter Schloß und Riegel hast! Ich habe Hunger und Durst.

„Ei seht doch!" kreischte jene, und spreizte die Arme in die Seite, „nicht einen Wassertrunk kriegt ihr, versteht ihr mich! — Steht ihr nicht schon hoch genug an der Kreide!"

„Thut der alte Drache doch, als ob's wunder was für eine Schuld wäre, — eine wahre Lumperei! — weiter nichts."

„Ei, ihr thut ja verdammt dicke! — wißt

ihr auch, daß sich eure Schuld auf mehrere Kronthaler beläuft?"

„Mag sein! mir gleich!" — er wirft einen gefüllten Beutel Geldes auf den Tisch — „hab' ich ja des Drecks genug!"

„Aber du mein Herr Gott," rief die Alte mit weitaufgerissenen Augen, „Dunker, wo habt ihr denn das viele liebe Geld her?"

„Kann euch gleich sein! — doch jetzt schafft Brannt'wein her, denn die Kehle ist mir verdammt trocken!"

„Dunker! — um Gotteswillen! — ihr habt doch nicht gar einen kalt gemacht?"

„Br!" schauderte Dunker, „bist du alter Sarras des Teufels! — Nein, dahin ist es nicht gekommen. Nur einer gutmüthigen Märtin ein überflüssiges Schmuckkästchen mit guter Manier abgejagt, das ist das Ganze.

Kopfschüttelnd ging die Wirthin stillschweigend hinaus. Dunker schüttelte während dessen das Geld auf den Tisch, und wühlte mit Wohlgefallen darin herum. — Die Alte kam mit einer Flasche Branntewein zurück, schnitt ein hal-

des Dutzend tüchtiger Butterbrote, und setzte sie Dunker vor, der wie ein Gourmand darüber herfiel, und ein Glas Branntwein nach dem andern hinunterstürzte. Die alte Myäne wandte die schielenden Augen nicht von dem Gelde.

„So sagt mir doch nun aber, lieber Dunker," fragte die Neugierige in zutraulichem Tone, und rückte ihm näher, „wem habt ihr denn eigentlich den Schatz abgejagt?"

„Wem anders, als der hübschen Marie, Mühlheims Weibe; doch zuvor muß ich mir eine Pfeife stopfen. Die Alte war ihm dabei behülflich, und Dunker erzählte:

„Ihr wißt, daß es mir zeither eben nicht zum Besten ging." „Leider," fiel die Alte verweisend ein, „schlugt ihr ja den schönen Hof, den euch euer Ohm nachließ, in wenigen Jahren liederlich durch, doch weiter" — „Ich nährte mich auf mancherlei Weise; so ging ich als Bote vor mehrern Wochen nach G...., und kam auf meiner Rückkehr durch ein Dorf, wo ein Trommelschläger die Gemeinde zusammenrief. Der Dorfschulze trat unter sie, und las mit wichtiger Mie-

ne einen Steckbrief ab. Der Name Rosa, angeblich aus Bornthal, machte mich stutzig, ich horchte auf die Schilderung, und das Mädchen, was die alte Marthe einst fand, stand leibhaftig vor meinen Augen. Funfzig Thaler war der Preis für denjenigen, der sie dem Gerichte überlieferte. — Ein schönes Sümmchen, dacht' ich bei mir selbst, doch dir soll's noch mehr einbringen. Ich schlich dem Schulzen nach, der den Steckbrief zu allgemeiner Ansicht in der Schenke an die Wand schlug, setzte mich ruhig hin, trank meinen Krug Bier, und als ich mich endlich unbeachtet sah, nahm ich das Papier herunter, steckte es zu mir, und eilte davon."

Ein unwillkührlicher Seufzer entfuhr in diesem Augenblicke Rosa's Brust.

„Was war das!" griff Dunker aufschreckend nach dem Lichte, und war im Begriff nachzusehen. Die Alte hielt ihn jedoch zurück, mit dem Bedeuten, daß da ein schlafendes Mädchen läge, das auf die Rückkehr des Bruders warte. „Aber, sagt mir doch," fragte sie, „wer ist denn diese Rosa eigentlich?"

„Da ich nun mit meinem Gelde in die weite Welt will," sprach der Halbberauschte, und stürzte noch ein volles Glas hinunter, „so will ich das Geheimniß bei euch zurücklassen. Einst fand es Marthe, da sie zur Stadt wollte, unter der großen Mahleiche, und trug es halb erstarrt in ihre Wohnung. Bei näherer Untersuchung fand sie außer einem mit Bleistift beschriebenen Zettel einen Siegelring und eine ansehnliche Summe Geld. Marthe, die so wenig wie ihre Tochter Geschriebenes lesen konnte, vernichtet in ihrer Einfalt das Papier, da das Kind ohnehin im Letzten lag. Liese hatte es in ein Bett gesteckt und ihm einige Tropfen warme Milch eingeflößt. Das Kind erholte sich. Man gab ihm den Namen Röschen, da es gar wunderschön war, und behielt es bei sich. Ich war um diese Zeit hier bei dem Ohm, und als ich einst hinüberreise, meine Liese zu besuchen, find' ich den Sprößling in ihrem Schooße. Man erzählt mir zwar, wie man dazu gekommen; doch der Böse flüstert mir zu, daß dem nicht so sei, und so ließ ich das Mädchen sitzen. Schon hatte ich sie fast vergeß-

ſen, da ließ Frau Mühlheim mich zu ſich rufen, und fragte nach der Urſach meines Bruchs mit der Lieſe. Nachdem ſie meine Erklärung vernommen, ſchwur ſie bei ihrem ewigen Heil, daß mein Verdacht ungegründet ſei. Sie betheuerte, daß das Kind guten und angeſehenen Leuten angehöre, die jetzt abweſend und, erheblicher Urſachen wegen, die Geburt des Kindes verheimlichen müßten. Sie werde, um mich völlig zu überzeugen, es in kurzem zu ſich nehmen; für unſre gehabte Bemühung, ſo wie die von mir zu erwartende Verſchwiegenheit, bleibe ſie mir aber zeitlebens verpflichtet. Ich ging den Handel ein. Sie ſtattete meine Lieſe aus, und nahm das Kind bald darauf, nachdem ſie es vorher recht ſchön gekleidet, zu ſich ins Haus. Um dieſe Zeit ſtarb mein Ohm, ich zog mit meinem Weibe hierher, die alte Marthe aber blieb noch einige Jahre zurück."

„Die gute Frau!" fiel die Alte belobend ein, „das muß ja eine gar chriſtliche Frau ſein, die Frau Mühlheim."

„Merkt ihr denn nichts, Alte!" fuhr Dun-

ker laut auflachend fort: „der Findling war die Frucht heimlicher Liebe; entweder gehörte er der frommen Frau selbst, oder ihrem saubern Herrn Bruder, der, man weiß nicht warum, plötzlich unter die Soldaten ging. Jedoch, es mag sein, wie es will, ich schöpfte aus der Quelle, die mir zu Gebote stand."

„Und das wahrhaftig nicht wenig!" kicherte die Alte. „Weiß ich nun, wodurch ihr euer saubereres Leben erhieltet, und euch der Arbeit entwöhntet. Es mögte alle sein, daß ihr aber die arme kindisch-gewordene Marthe so unbarmherzig verstiefet, und dem Hunger und Elende preisgabt, daß"

„Halt's Maul, Hexe! — was kann ich dafür, daß die alte Sünderin mit einem Male eine Schwindlerin ward, und von nichts als bösem Gewissen und dergleichen Alfanzereien mehr sprach, und ich sie mir, wollt' ich Ruhe haben, vom Halse schaffen mußte." —

„Na meinetwegen, hab' ich's ja nicht zu verantworten, — doch trinkt eins, und erzählt doch weiter!" Dunker, wieder besänftigt, er-

zählte, wie er vor einiger Zeit von Frau Mühlheim aufgefordert sei, Erkundigungen von dem Aufenthalte ihres Pfleglings einzuholen, der sich zu ihrem größten Leidwesen heimlich von den alten Mühlheims entfernt habe. Ihr Gatte sei darüber höchst entrüstet, und habe ihr streng verboten, sich auch nur im entferntesten weiter um sie zu bekümmern. Doch ihre grenzenlose Liebe zu dem gewiß guten Kinde, lasse dieß nicht zu. — Ich versprach," setzte Dunker hinzu, „mein Möglichstes zu thun; doch bei all' meinem Forschen war mir dies nicht möglich, bis mich der Zufall in das Dorf führte, wo der Steckbrief in meine Hände kam, und mich vollkommen überzeugte, daß die Entsprungene keine andere, als Rosa, sei. Ich machte mich eilig auf den Weg, vernahm auf meine Anfrage, daß die Frau zu Hause, der Mann aber ausgeritten sei. Das kam mir erwünscht. Ich flog hinauf, öffnete leise die Thür, und fand Marie, den Kopf auf die Hand gestützt, nachdenkend sitzen. Kaum ward sie mich gewahr, so sprang sie auf und rief: „Habt ihr Rosa gefunden?" — Ich zucke die

Achseln, mache eine bedenkliche Miene. — „Um Gotteswillen, Dunker, was ist geschehen!“ ruft sie, und stiert mich mit ihren großen Augen so scharf an, daß ich mich zusammennehmen mußte, um die Fassung nicht zu verlieren. — „Frau Mühlheim!“ hob ich seufzend an, „ich habe zwar Nachricht, doch ist es besser, ihr wißt sie nicht.“ Sie drang nun in mich, ihr nichts zu verheimlichen. „Rosa hat sich,“ flüsterte ich, und sah mich dabei nach allen Seiten um, „großer Verbrechen schuldig gemacht, und“ — „Mensch, du lügst!“ fiel die Erschrockene mit einer Stimme ein, die mir durch die Seele drang. — Doch ich brauchte Geld! — Stillschweigend langte ich in die Tasche, und holte langsam den Steckbrief hervor. „Soll ich euch rathen, gute Frau!“ sprach ich, und drückte eine Thräne hervor, „so leset nicht, ihr erspart euch großen Jammer.“ Noch immer hielt ich ihn zurück; da aber entriß sie ihn mir mit Gewalt. Mit jeder Zeile flog ihre Angst, bis sie mit einem Schrei des Entsetzens auf einen Stuhl sank, und die schönen Händchen fast wund rieb.

„Vergeb's euch Gott, wie ihr die arme Frau gequält habt!“ seufzte die Alte, „sie hätte euch ja unter den Händen sterben können.“

„Ich wußte ein gutes Mittel, sie zur Besinnung zurückzubringen,“ grinste der heillose Bube. „Ich will einen Mann rufen,“ sprach ich anscheinend besorgt, „er mag euch zur Hülfe kommen.“ „Da hatt' ich den Nagel gerade auf dem Kopf getroffen,“ lachte der Rohe, „denn wie der Blitz war die Besonnenheit wieder da. „Bleibe!“ rief sie, und streckte mir beide Arme entgegen, „was kann die Unglückliche retten?“ „Geld!“ erwiederte ich in großer Hast, denn ich sah ihren Gatten in diesem Augenblick quer über das Feld dem Hause zusprengen. Auch sie mußte ihn bemerkt haben, dies zeigte ihre immer steigende Angst. „Geld, sagt ihr, kann Rosa retten?“ sprach sie zu mir tretend, „ihr sollt es haben, kommt Morgen acht Uhr in“ —

„Dann ist's zu spät,“ fiel ich ein, „ohne schnelle Hülfe ist die Unglückliche verloren.“

„Jetzt sprang Mühlheim vom Rappen. Marie bedachte sich einen Augenblick, dann

winkte sie mir, ihr zu folgen, und stürzte fort. „Hier nehmt!“ flüsterte sie, und steckte mir ein Kästchen zu, „und macht die darin“ — —

„He!“ unterbrach plötzlich eine Postillionsstimme des Gauners Erzählung, der sich mühte, so schnell als möglich sein Sündengeld zusammenzuraffen. Rosa schrie fast laut auf vor Angst. Wie! wenn Karl sie bei Namen nannte, und der Böſewicht sie erkannte! —

„Macht auf, Frau Wirthin!“ rief jetzt Karl leise an die Klappe pochend. — Die Alte stand auf, die Thüre zu öffnen, da aber hielt sie Dunker zurück. „Verbergt mich in eurer Buße,“ flehte jetzt der Sündenknecht ganz kleinmüthig, und schlüpfte, da die Wirthin den Verschlag geöffnet, wie ein Hühnerdieb hinein.

Die Wirthin machte auf. Leise weckte Karl die scheinschlafende Rosa, und führte die Halbtodte, nachdem er die Sachen hinaufgeschafft und der Alten herzlich gedankt, zum Wagen.

5.

Einsylbig saßen beide neben einander; jeder hing seinen eignen traurigen Gedanken nach. Rosa überdachte die Gefahren, welchen sie, unbekannt mit den weltlichen Gesetzen und ihren Betrieben, nur durch eine höhere Macht hatte entgehen können. Täglich hatte sie bei Mutter Gertrud Polizei aus- und eingehen sehen, ohne zu fürchten, von ihnen erkannt, und dem schmählichsten Kerker wieder überliefert zu werden. — Welche Erfahrungen hatte sie in dieser Stunde gemacht. Mit welcher Intrigue war die arme Marie umstrickt gewesen, und mit welcher Bosheit hatte die Habsucht ihr auch mit dem Schmucke zugleich die Ruhe genommen. — War Marie wirklich ihre Mutter? — Nach ihren Aufopferungen, nach ihrer Liebe, nach ihrer unaussprechlichen Angst zu urtheilen, war es mehr als wahrscheinlich. Seufzend legte sie den von diesen Gedan-

ken schwindelnden Kopf in die Ecke des Wagens; doch alles Grübeln war vergebens. Vor ihren Augen blieb ein undurchdringlicher Schleier ausgebreitet. —

Karls kindlich-liebendes Herz war bei der Mutter, er sah ihr blasses, schon mit kaltem Schweiß bedecktes Antlitz. Er sah, wie sie die Hände mit Sehnsucht nach ihrem Karl ausstreckte, und der trauernde Vater den muntern Eduard, und gleich darauf, des Zögerns ungeduldig, die liebliche Mechtilde diesem nachschickte, des Wanderers Ankunft von der Anhöhe aus zu erspähen. Die Luft ward ihm zu enge. Er wünschte sich die Schnelligkeit eines Vogels, um zu den Harrenden hinfliegen und sie umarmen zu können. Er lehnt sich aus dem Schlage, und ruft dem Postillion zu, schneller zu fahren. Da schreckt Rosa aus ihrem Traume auf; sie wähnt sich von den Häschern eingeholt, und mit einem lauten Schrei schmiegt sie sich, Schutz suchend, an ihren Begleiter.

„Mein Gott, was ist dir, Rosa? — wie konnte meine Stimme dich so erschrecken!

— Wie du zitterst! gewiß, du bist krank, und willst es mir verhehlen! — Ach, Rosa," fuhr er dann süß-bittend fort, mach' mich nicht unglücklich; denn würdest du mir entrissen, was bliebe mir dann wol zu wünschen übrig!" Mit jugendlichem Feuer erzählte er jetzt der Heißgeliebten, wie ihr Bild keinen Augenblick aus seiner Seele gewichen, und wie der Wunsch, ihres Besitzes einst würdig zu werden, ihn zu immer regerm Fleiße angefeuert habe. Des Jünglings Geständniß wirkte angreifend auf das Gemüth des geächteten Mädchens; ungestüm wogte ihre Brust über dem bang-klopfenden Herzen, und das schüchterne Auge an den Boden geheftet, vermogte die Arme kein Wort hervorzubringen.

„Du liebst mich nicht, Mädchen!" rief schmerzlich der sie aufmerksam beobachtende Jüngling, und kehrte sich traurig seitwärts.

„O Karl!" rief jetzt Rosa überwältigt mit sanft-schmelzender Stimme, und hob das schmachtende Auge wehmüthig auf den Gegenstand ihrer reinen Liebe, „was kann ich Arme deiner Liebe entgegensetzen! — heimathlos, wie in die Welt

gregnet, steh' ich da, das Spielwerk des blinden Zufalls, wol gar das Opfer eines lastenden Verhängnisses."

„Mädchen," rief Karl, „welche Schwermuth lastet auf deinem sonst so ruhigen Gemüthe! — Doch weg mit diesen lebenskümmernden Grillen!" setzte er dann tröstend hinzu, „meine Liebe zu dir ist unerschütterlich; drum laß uns im vereinten Vertrauen auf des Höchsten mächtigen Beistand" — —

„Halt ein, Karl!" fiel die Zartfühlende ein, „denn nichts wird mich vermögen, undankbar gegen meinen größten Wohlthäter zu sein. Seine Lehren," sprach sie mit hoher Begeisterung, „stehen zu tief in der armen Waise Herz geschrieben, als daß sie ihn der süßesten Hoffnungen, seines theuren Sohnes berauben sollte." —

„Ich ehre, und schätze deine Grundsätze, fromme, redliche Seele! auch siehst du in mir nicht den stürmisch-leidenschaftlichen Jüngling, der alle andern Pflichten beseitigt, um nur seine Liebe zu krönen. — Nein, mein Lebensplan ist

richtig berechnet, und ſo glaube ich zu Gott, ſoll er gelingen! — Drum höre mich ruhig an!“ ſagte er dann traulich, und zog das heißgeliebte Mädchen mit ſüßer Gewalt an ſeine treue Bruſt. Durch meinen Fleiß, ſo wie durch meine Aufführung, habe ich mich des Wohlwollens, ſo wie der Liebe der ſämmtlichen Profeſſoren zu erfreuen, ich darf auf ihre Empfehlung mit Sicherheit rechnen. Sobald nun mein Studium zu Ende iſt, bewerbe ich mich um eine Stelle. Bis dahin bleibſt du in dem Vaterhauſe, biſt meine gute Schweſter, und machſt dich durch kindliche Anhänglichkeit um die Meinigen immer verdienter. Hab' ich dann das Ziel meines Strebens errungen, kann ich einer genügſamen Gattin Herz und Verſorgung anbieten, dann eil' ich zum Vater, ſeinen Liebling mir von ihm zur Gattin zu erbitten, und,“ fragte er dann mit einem ſeelenvollen Blicke, „wird dann meine Roſa noch anſtehen, ihre Hand mit der des Freundes zu vereinigen? —

Welch ein Himmel öffnete ſich der Verzagenden in des treuen Karls herzlichen Ergießungen. Sie ſah eine lichte Zukunft vor ſich erblühen,

und ruhiger ward es mit jeder Stunde in dem Herzen der schuldlosen Waise. —

Der Abend nahte. Von dem nahen Kirchthurme des geliebten Dörfchens tönte die Betglocke dumpf zu ihnen herüber. „Höre Rosa," rief Karl, und unwillkührlich falteten sich seine Hände, „jetzt betet der fromme Vater! ach gewiß," fügte er wehmüthig hinzu, „schließt er auch uns in sein Gebet!" — Eine unbezwingliche Unruhe bemächtigt sich seiner. Ihm däucht, der Wagen komme nicht aus der Stelle, und im Wahn, er könne die Pferde überlaufen, läßt er halten, und zieht Rosa mit sich fort.

Es dämmerte, da erreichen sie das Dorf. „Ist es mir doch, als traure Alles um die geliebte Mutter!" seufzte Karl, „das ganze Dorf ist ja wie ausgestorben! — Rosa, — wenn sie todt wäre, wenn sie ihren Seegen für den Sohn mit hinübergenommen hätte, wenn ich das treue Mutterauge nicht noch einmal sehen sollte!" —

„Das wäre schrecklich!“ jammerte Rosa leise, und keine Trostesworte wußte sie für den Verlust zu finden.

Jetzt hatten sie den Kirchhof erreicht, an welchen die Pfarrwohnung grenzte. Ein Todesschauer durchzuckte beider Glieder. Sie betraten die Schwelle des geliebten Vaterhauses; da war kein froher Laut der Geschwister zu hören, keine Seele begrüßte die Ankommenden, überall herrschte grausenvolle Stille, und selbst der sonst so wachsame Hofhund schien seine Stimme verloren zu haben.

Eben stand Lebrecht vor dem Sterbelager der treuen Gefährtin. Vor wenigen Augenblicken hatte er ihr die letzten Tropfen Medicin eingeflößt. Der Todeskampf war hart; nur schwer konnte das Herz brechen, denn die jammernden Umstehenden hielten die Geliebte fest, und noch immer quoll ein Tröpfchen Lebensblut in seine Kammern. — Röchelnd lag sie mit gebrochenen Augen. — Schon halb dem Himmel angehörend,

flackert die Lebensfackel schwach und immer schwächer ihr zur Seite; nur selten blinkt sie noch einmal auf, endlich löscht der Todesengel sie ganz aus.

„Es ist vollbracht!“ seufzt der Gatte in stiller Ergebung. „Habe Dank, du Ewiger! und lohne sie für ihre seltne Treue! — Schlaft wohl, ihr müden Augen!“ sprach er mit gebrochener Stimme, und schloß der Verblichenen erstarrte Augenlieder, in den seinigen aber zitterten Thränen der Wehmuth.

„Kommt Kinder, und betet mit mir ein andächtiges Vaterunser!“ Er kniete nieder, die geliebten Sprößlinge neben ihm.

„Mein Vater,“ ruft jetzt Karl hereinstürzend, „auch ich gehöre in diesen Kreis!“ Er eilt zum Lager, faßt der Erstarrten Hand, ruft im Uebermaaß des Schmerzes: „kalt! kalt!“ und sinkt, von Empfindungen übermannt, neben der Leiche nieder. Auch Rosa, in Schmerz aufgelöst, schluchzt ihm zur Seite.

Lebrecht, durch den Anblick der Ankommenden aus seiner Betäubung geweckt, tritt tröstend zwischen sie. „Ermannt euch, meine Kin-

der," ſpricht er mit ſanft-gewinnender Stimme, „blickt her, lächelt die Entſchlafene nicht wie ein Engel, der ſein Tagewerk unter den Menſchen vollbracht hat, und nun ſeiner himmliſchen Heimath zueilt! Friede wehe ihr in jedem Lüftchen, und führe ſie in die Wohnungen der Seeligen!

Den ganzen Abend blieben ſie ſämmtlich in dem Zimmer der Verblichenen. „Wir wollen ſie im Tode nicht gleich verlaſſen, die wir im Leben ſo ſehr lieb gehabt haben!" ſagte der Vater zu ſeinen Kindern. Von Zeit zu Zeit gingen ſie zu der Todten, man ſprach vom künftigen Wiederſehen, und immer weniger angreifend ward ihnen der Anblick der erſtarrten Hülle.

Beim Schlafengehen ergriff der Wittwer ihre beiden Hände, „So ſchlaf' denn wohl, du gutes Weib, bis der Tod uns wieder zuſammenführt!" ſprach er tief bewegt, und bedeckte ſie mit dem Leichentuche. —

„Gute Nacht, liebe Mutter!" ſchluchzten die Kinder, und entfernten ſich langſam von der Heißgeliebten, der treuen Pflegerin ihrer frühern hülfloſen Jugend.

Am vierten Tage wurde die Hingeſchiedene feierlich zur Erde beſtattet. Der fromme Greis hielt eine feierliche Rede an heiliger Stätte. Die ganze Gemeinde war verſammelt. Kein Auge blieb trocken, faſt jeder ging mit dem Vorſatze in ſeine Wohnung zurück, der Seeligen nachzuahmen, um, wie ſie, dereinſt am Feierabend ruhig ſchlafen zu gehen.

Nach vier Wochen reiſte Karl nach der Univerſität zurück. Er hatte die Kanzel zweimal für den Vater betreten, und dieſer mußte ſich eingeſtehen, daß er ſeinen Platz dereinſt behaupten, und ihm, im Fall er noch lebe, gewiß Freude machen werde.

6.

Der Krieg war zu Ende. — Der tapfere Deutsche hatte nun das Joch abgeschüttelt, was eine fremde Tyrannei ihm aufgelegt hatte. Manche Schlacht war gewonnen, und der Uebermuth der Feinde in den Staub getreten. Die rechtmäßigen Herrscher bestiegen wieder ihren angeerbten Thron, und mit Hochgefühl eilte der gefeierte Krieger, der theuern Heimath wieder zu, manchen Freund zurücklassend auf fremden Boden. —

Auch Fritz Herrmann, Mariens Bruder, — der freundliche Leser wird sich seiner noch wohlwollend erinnern, — war auf dem Wege zu den lieben Seinigen. Sein Korps, früher ebenfalls gezwungen, dem Unterdrücker der Menschheit auf seinen Zügen zu folgen, war das erste, was sich schnell verbündet mit den nordischen Völkern ihm entgegenstellte, und durch seinen Muth ganz Deutschland weckte. Die Fein-

de staunten ob dieses nie geahndeten Widerstandes. Schlag auf Schlag machte sie erzittern, bis die grose Völkerschlacht sie endlich gänzlich aus Deutschland verjagte.

Feiz hatte sich sehr verdient gemacht; nicht allein durch seinen Muth, sondern auch durch seine ihn nie verlassende Geistesgegenwart und seinen hellen Verstand hatte er sich groſe Verdienste um sein Vaterland erworben. Zweimal hatte er seinem General das Leben gerettet, die heimlichen Umtriebe lauernder Spione entdeckt, und den Ueberfall der Feinde in Lagern durch seine Wachsamkeit gehindert. Er war jezt Adjutant und des Generals Liebling. Mit freudigem Herzen betrat er den deutschen Boden nach so langer Abwesenheit; doch wie bald wurde sie herabgestimmt, als er, was er früher im wirrenden Getümmel nicht beachtet, jezt mit ruhigem Gemüthe übersah. „Gott,“ seufzte er, „wie hat der Krieg so verheerend in das Wohl der Menschheit eingegriffen!“ Ganze Dörfer lagen eingeäschert, Weiber und Kinder jammerten umher ohne Brod und Obdach. Er gab, was er zu geben hatte.

So ritt er auch eines Tages in ſtarkem Schneegeſtöber, tief in ſeinen Mantel gehüllt, in Gedanken verloren vor ſich hin, als er eine barſche Stimme rufen hört: „Theilt der Herr den Armen eine Gabe mit?“ Er blickt auf, und ein Invalide mit einem hölzernen Beine und einer Krücke humpelt aus einer Hütte ihm entgegen, und hält ihm eine Büchſe dar. Fritz hält das Pferd an, und ſein Scherflein ihm reichend, ſpricht er mit herzlichem Bedauern: „Dich haben ſie, wie ich ſehe, auch tüchtig mitgenommen, alter Kriegscamerad!“ —

„Ja, wahrhaftig, das haben ſie! — doch Gottlob! umſonſt erhielt ich dieſen Stelzfuß nicht; denn ihr ſollt wiſſen, mit dem Verluſt dieſes Beins rettete ich das theure Leben meines braven Obriſten.“ —

Gerührt durch die Sprache des treuen Kriegers, reicht Fritz ihm einen Kronthaler, mit dem Bedeuten, auf das Wohl der tapfern Deutſchen mal zu trinken. Der Alte ſieht dankend zu ihm auf; aber plötzlich wirft er die Büchſe von ſich: „Gott im Himmel!“ ruft er über-

rascht, „ist's möglich, Sie hier, Herr Lieutenant! — Kennen sie denn ihren Unterofficier nicht mehr!" —

„Wie, du wärst! — Ja, ja, du bist mein alter ehrlicher Sudmeier!" rief Karl, und indem er wehmüthig bald auf die armselige Hütte, bald aber auf die weggeworfene Büchse blickte, setzte er bewegt hinzu: „lohnt man so vieljährige treu-geleistete Dienste an alten verkrüppelten Kriegern!" und sich wegkehrend, zerdrückt er eine Thräne in dem feurigen Auge.

„Laßt das gut sein, lieber Herr!" erwiederte der Genügsame, „ich habe mein täglich' Brot, was braucht's mehr! — Catharine! Catharine!" rief er dann nach der Hütte gewandt, und in dem Augenblick erschien eine rasche, ohngefähr dreißigjährige Frau, einen schönen Säugling an der vollen Brust haltend, in der Thür. Ein dicker, gesunder Junge hatte ihre Schürze ergriffen, um so den Haustritt besser zu übersteigen.

„Erlaubt mir, lieber Herr," fuhr der Stelzfuß fort, „daß ich euch mein gutes Weib, und

meine beiden Jungen vorstelle. Sieh, Catharine," sprach er zu der Nähergetretenen, „den braven Lieutenant Hermann, der für mich, als ich vor sieben Jahren im Hospital lag, so redlich sorgte. Ja, mein Seel, Herr Lieutenant," betheuerte er dann mit einem Händedruck, „ohne ihre Hülfe wäre ich weiß Gott ohne Gnade ein Raub des Sensemanns geworden."

„Du hast mir nichts zu danken, ehrlicher Sudmeier; wer war es, der den Hieb auffing, der meinen Kopf spalten sollte, daß ich so gnädig mit dieser Schmarre davonkam?"

Die guten Leute ließen nun nicht mit Bitten nach, bis der Adjutant abgestiegen und in ihre Hütte eingetreten war. Ein siebzigjähriger Greis, Catharinens Vater, saß in einem Großvaterstuhle, und hieß ihn herzlich willkommen. — Reinlichkeit und Ordnung herrschte im niedern Stübchen, und man bewirthete den unverhofften Gast mit Allem, was man nur aufzubringen wußte. Beide führten ihn in ihrer kleinen Wirthschaft herum. Jeder hatte ihm noch etwas besonders zu zeigen. Die fleißige, wirthschaftliche Frau

war überall zu erkennen, und Fritz mußte sich eingestehen, das der Stelzfuß, im Besitz seines treuen Weibes wahrhaftig nicht zu den Unglücklichen gezählt werden konnte. Er fühlte sich arm im Vergleich dieser Menschen, dies sagte ihm der tiefe Seufzer, der sich bei Catharinens Frage, er werde sich nun auch gewiß ein Weibchen anschaffen, und mit ihr so froh, wie sie mit ihrem Sudmeier, leben, seinem Herzen entstieg, denn er dachte an — Mathilde.

„Wie du auch nur fragen kannst!" fiel der Mann lächelnd ein, „hab' ich alter Stelzfuß ja noch so ein schmuckes Weib gekriegt, was wird nun so ein stattlicher Krieger nicht!" —

„Um den reißen sich die Mädchen, lieber Mann," fiel die Muthwillige ein, „nur ist hier die Frage, ob der Herr nicht so ein Liebchen —

„Zurückließ," fiel der Alte im Großvaterstuhle schmunzelnd ein, „mir will einleuchten, als ob ich so etwas von ängstlicher Ungeduld — na, na, lassen sie sich's nicht bange sein," fuhr er dann auf seine Tochter zeigend fort, „ich weiß es an der da, sie hatte sich auch vor dem Feld-

zuge mit ihrem Sudmeier verplempert: und weiß der Teufel, was das liebe Militair für 'ne gewaltig magnetische Kraft hat; ich hätt's Mädel todtschlagen können, 's hätte nicht von dem Jäger gelassen. Ja, ich glaub', 's hätt'n genommen, und wenn er auch noch 'n Arm zurückgelassen hätte!" —

Catharine lächelte, und Sudmeier flüsterte leise: „und ist's Euch gereu't, Vater, daß Ihr uns euren Segen gabt?"

„Pah!" brummte der Alte, und schloß sie beide in seine Arme.

Fritz sann nach, auf was Art er den lieben Leutchen ein kleines Andenken zurücklassen könne. Seine Casse war erschöpft. Doch plötzlich fuhr ein Gedanke ihm durch den Kopf, er hielt ihn fest. „Hört, Catharine," sprach er, als er aufsitzen wollte, und der Stelzfuß weggehumpelt war, den Rappen zu holen, „wo habt ihr denn euer Pferd, den Acker zu bestellen?"

„Ja, Herr, so weit hat's noch nicht reichen

wollen, erst mußte für die Kuh gesorgt werden, und denn die lieben kleinen Bukerchen, sie halten zurück. — Doch nur Geduld," nickte sie gemüthlich mit dem Kopfe, „auf einen Hieb fällt kein Baum! pflegt Sudmeier zu sagen; und nach ein paar Jahren denk' ich" —

„Da wäre es doch aber besser, ihr brauchtet so lange nicht noch zu warten," unterbrach sie der Adjutant, „behaltet das meine, bald bin ich am Ziele meiner Reise. Mein Gepäck wird gefahren, und ich bin Gott sei Dank noch gut zu Fuße. — Lebt wohl, Sudmeier!" rief er dem Entfernten zu, und noch ehe die überraschte Catharine zu Worte kommen konnte, war er ihr aus den Augen.

„Möge Gott den braven Mann so glücklich machen, wie er's verdient!" sprach Sudmeier. — „Amen!" stimmte der Greis ein, und von neuem mußte er ihm die Heldenthaten nach der Reihe auftischen, durch die sich der brave Lieutenant schon zu seiner Zeit hervorgethan hatte, und an denen er sich nicht satt hören konnte.

„Fürwahr," rief der Alte, „der hat sich

ein Capital dort oben gesichert, daß ihm hohe Zinsen trägt; denn er blieb als Krieger auch — ein Mensch!" —

Endlich befand sich Fritz in den nahen Umgebungen des Vaterhauses. Seinem Gedächtnisse war jeder Gegenstand treu geblieben, und die Wirklichkeit stritt mit seiner lebendigen Phantasie. — Guter Fritz, du berechnest nicht, wie eine so lange Reihe von Jahren auf die Zeit einwirkt! — Beinahe lauter fremde Gesichter stießen ihm auf, und selbst zum Fremdling in der Heimath geworden, wußte er sich kaum zurechtzufinden. Nur die große Wiese lag unverändert da, und sich mit Wonne seiner eignen Jugend erinnernd, sah er dem kindischen Treiben der lebensfrohen Knaben und ihren Spielen dort zu.

„Platz da!" rief indem ein kecker Bursche, mit seinem Schlitten auf ihn zufahrend, und sah ihn mit den großen Augen so verwegen an, daß er sich des Lächelns nicht erwehren konnte. — Der Schlitten hielt an, ein kleines Mädchen stieg heraus. „An wem ist die Reihe?" rief der Bursche. „An mir!" — „Nein, an mir!"

rief es laut durch einander, und alles umringte den Schlitten. — „Da mögt ihr losen!“ rief der Anführer, und Alle riefen: „Wir losen! wir losen!“ —

Frih fand inniges Wohlgefallen an dem kecken Knaben. Er that an ihn verschiedene Fragen, endlich reichte er ihm eine kleine Silbermünze, „da nimm, lieber Junge!“ sprach er, und sage mir, wie ich am nächsten zu Mühlheims komme?“ denn das Vaterhaus war nirgend zu erspähen, und statt des einen Häuschens lagen große weitläuftige Gebäude in weitem Umfange vor ihm aufgeführt. Der Knabe weigerte sich stolz, das Geld anzunehmen. „Ihr seid nicht mehr weit, und könnt nicht irren!“ rief er, sich ungern vom Spiel abmüßigend, „dort das hohe rothe Dach, was hinter den Bäumen hervorsieht!“ und kaum hatte er's ausgesprochen, so eilten die wilden Buben in vollem Fluge davon.

„Sie dürfen mir nur folgen, lieber Herr!“ lispelte das kleine Engelsbild in Mädchengestalt, „die Fußsteige sind beschneiet, da kann man sich gar leicht aus der Richte gehen.“ Es hüllte sich

in das Mäntelchen, und trippelte voran. „Geh' ich Euch auch zu rasch?“ sagte das Dingelchen, sehr naiv sich nach ihm umsehend, und erzählte ihm, wie jene Häuser von unglücklichen Vertriebenen erbauet wären, die sich dort niedergelassen hätten, und wie ihr guter Vater ihnen behülflich gewesen sei, und sie nun dadurch recht liebe Gespielen an den Kindern erhalten habe.“

„Wie heißt du denn, liebe kleine Unschuld?“ fragte Fritz, das Kind wohlgefällig betrachtend.

„Ich heiße Louise.“

„Und dein Vater?“

„Ei, sie wollen ja zu ihm, lieber Herr! da werden sie Vater ja wol kennen!“

„Wie? du wärst“ —

„Mühlheims Tochter,“ lächelte Louise mild-freundlich zu ihm auf. Fritz aber riß das Kind mit Ungestüm an seine Brust, und erstickte es fast mit seinen Küssen. Der Kleinen wurde bange vor dem schnauzbärtigen Mann, und sie fing laut an zu schreien. In dem Augenblick sah er sich auch schon von der Hetze Jungen umgeben. Der kecke Bursche befahl ihm mit dro-

hender Miene, sogleich sein Schwesterchen nieder-zulassen.

„Und wenn ich das nun nicht will!“ lächelte der Adjutant, das Mädchen nur noch fester an sich drückend, „da möcht' ich doch sehen, wer sie mir entreißen sollte!“

„Wir Alle!“ tönt' es wie aus einem Munde, und sogleich machen sie Miene, recht derb auf ihn einzuhauen.

„Kinder, ich bin ja euer Onkel!“ rief jetzt, von Gefühlen überwältigt, der Adjutant, und umschlang den kecken Burschen.

„Der Onkel! der Onkel!“ ging es nun mit Jubelgeschrei der elterlichen Wohnung zu. —

Die Ueberraschung der sich nach so langer Zeit Wiedersehenden zu beschreiben, mag der gefühlvolle Leser mir erlassen; mischten sich ja auch von beiden Seiten Thränen der Wehmuth und der bangen Erinnerung in die Zähren der Freude und des Entzückens; denn das theure Elternpaar ruhte im Schooße der kalten Erde, und die sonst lebensfrohe Marie“ — —

Am zweiten Abend ſaß Fritz in der Dämmerung in der Mitte ſeiner lieben Marie und ſeines treuen Freundes Ludwig. Man erzählte, man fragte. Es gab der Erläuterungen ſo viele. — Endlich kamen ſie auf ihre Jugendjahre. — „Ach," ſeufzte der ſchwärmeriſche Fritz, „iſt es mir doch nicht ganz ſo heimiſch, als hätte ich die liebe alte Elternhütte wieder vorgefunden! mir iſt Alles hier ſo fremd, ſo unheimlich. — Ihr werdet lachen, wenn ich euch ſage, wie ſelbſt das kleinſte Andenken, die leiſeſte Erinnerung an das geliebte Vaterhaus den Entfernten ein banges Sehnen, einen tiefen Seufzer entlockt. — So zum Beiſpiel, hier an dieſer Stelle hing eine hölzerne Wanduhr, ihren Klang rief ich mir oft recht wohllautend zurück, wie ſie uns zur Veſper rief, die liebe Mutterhand uns eine Schnitte Brot, und, im Fall wir recht artig geweſen, auch wol Obſt reichte; wie ihr Schlag nach Feierabend uns unter die große Linde zog, wir dort des guten Vaters harrten, und froh wie die Lämmchen ihm dann entgegenſprangen, ihn zu der Bank

führten, und ihn dann baten, uns schöne Geschichtchen zu erzählen."

„Ach," seufzte Marie, überwallend von Gefühlen, „wir hatten gute Eltern!" und schmiegte sich dem Jugendgespielen nur noch inniger an.

„Oft," fuhr Fritz fort, wenn ich auf seidenen Polstern ruhte, wünscht' ich nur noch einmal auf der hölzernen Banklade ruhen zu können, um von der sanften Mutterstimme geweckt zu werden." — Marien übergoß es siedendheiß, sie stand auf, und ging unruhig im Zimmer umher. —

„So stand die Heimath, in Freuden wie in Leiden, mir treu zur Seite," fügte er begeistert hinzu, „denn selbst wenn Lebensüberdruß oder bitterer Unmuth mich auf's Aeußerste trieb, dann sah ich die frommen Eltern knieend am Heiligenbilde liegen, Seegen und Hülfe vom Himmel erflehend für den Entfernten. Ich sah, wie sie durch Gebet gestärkt, sich in stiller Ergebung wieder erhoben, und fühlte mich auf's neue erstärkt, ausgerüstet mit Kraft, den" —

— „Mein Gott, was iſt der Mutter!“ unterbrach Louiſe des Onkels Erzählung, und hielt die Ohnmächtige in ihren Armen. Man eilte zu ihr, fand ſie kalt und leblos, und nur erſt nach vielem Mühen ſchlug Marie die Augen wieder auf. Sie war matt und erſchöpft. Man brachte ſie zur Ruhe; doch noch beim Schlafengehen hörte ſie Fritz tief, ſehr tief ſeufzen, und Niemand wagte, ihr Träumen und Sinnen zu ſtören.

Am andern Morgen trat Marie ſchon früh zu dem Gatten und Bruder ins Zimmer. Ihre Augen waren zwar verweint, doch lächelte ſie. „Laßt uns heute zu Sternbergs!“ liſpelte ſie, und ihr Blick weilte forſchend auf dem lieben Schwärmer. „Ich bin bereit!“ erwiederte Fritz kaum vernehmbar, und ſeine Verwirrung verrieth das Geheimniß ſeines Herzens.

Ludwig machte ſogleich Anſtalt, und nach wenigen Stunden trafen ſie ſämmtlich bei dem guten Oberamtmann ein. Es hatte ſich während des jungen Hermanns Abweſenheit dort manches

geändert. Die Gattin hatte das Zeitliche mit dem Ewigen gewechselt, seine ältesten Töchter waren versorgt, die Söhne zu Ehrenstellen gelangt, und Mathilde stand der Wirthschaft im väterlichen Hause vor. Fritz vermogte sein Erstaunen nicht zurückzuhalten, als er die Jungfrau, die ihm als Kind schon so lieb, und dessen Bild nie aus seinem Andenken gewichen war, nun in vollendeter Schöne vor sich erblickte. — Mathildens Erröthen bei dem Eintritt des Adjutanten, die unverkennbare Freude, das innige Wohlgefallen, das auf ihrem Gesichte lag, als der Biedermann den Angekommenen in seine Arme schloß, ihn Sohn, lieber Sohn nannte, überzeugten den beobachtenden Menschenkenner, wie vielmehr den zärtlichen Vater, von den Gesinnungen des besiegten Mädchens.

„Warum so allein?" fragte Sternberg am Mittage Mathilden, als er sie den Kopf auf die Hand gestützt allein auf ihrem Zimmer fand, „ich wette," setzte er scherzend hinzu, und legte die Hand ihr unter das Kinn, „du liebst."

„Mein Vater!“ lispelte das Mädchen, und ein dunkler Carmin übergoß die Wangen.

„Hab' ich's errathen?“ rief freudig der Vater, „gesteh's nur, Mathilde, du liebst den Adjutanten!“ —

Das liebende Mädchen vermogte nicht zu antworten, aber in seinem Blicke lag so viel Rührendes, so viel Weiches; — ihre Züge waren nie schöner, nie ausdrucksvoller gewesen.

„Du machst mir Freude, meine Tochter!“ sprach Sternberg, und zog sie an seine treue Vaterbrust, „ich billige nicht allein deine Wahl, sondern ich ehre sie; denn du trägst mit deiner Hand eine Schuld ab, die ich mit Nichts bezahlen kann. — Die Tochter gestand jetzt dem väterlichen Freunde, daß sie nur in ihrem Geiste immer bei Hermann gewesen, und nur seine Gestalt, sein schönes Bild sie überall verfolgt habe. „Aber,“ fügte sie ängstlich werdend hinzu, „wird er auch des zurückgebliebenen einfältigen Kindes gedacht haben! — kann sein Herz nicht schon“ — —

Hier öffnete sich die Thür. Die Fremden,

die zärtlichen Ergießungen beider ehrend, wollten sich schon in der Stille zurückziehen, als der Oberamtmann sie einzutreten bat. Mit kindischer Freude eilt er Marien entgegen: „es ist so, wie wir längst vermutheten!“ flüstert er ihr leise in's Ohr, „ich hab's heraus, alles klar, alles richtig!“ Dann lief er von einem zum andern, „Kinder,“ rief er in höchster Extase, und umarmte bald diesen, bald jenen, „ich bin so seelenfroh, so kindisch-vergnügt in diesem Augenblicke, ich mögte die ganze Welt mit Liebe umfangen!“ —

„Aber, was steht ihr denn so kalt, so sprachlos da!“ rief er dann ungeduldig. „Sapperment, Herr Adjutant, sie stehen ja wie verdutzt, so sprechen sie doch! — Fritz, mein Sohn! hast du mir denn gar nichts zu sagen!“ —

„Herr Oberamtmann!“ stammelte Fritz zu seinen Füßen sinkend. Eine Thräne in dem großen seelenvollen Auge war die Verkünderin seines treuen Herzens.

„Die Stunde der Vergeltung ist gekommen!“ rief mit hohem Ernst der edle Stern-

berg, und hob ihn sanft zu sich auf, „die milde Sonne der Freundschaft, mein Sohn, erzog dir eine anspruchlose, bescheidene Pflanze zur hoffnungsvollen Blüthe, sie wird dir süße Frucht tragen! — Mathilde, Tochter, kannst du noch zögern!“ —

Sie sah auf. Ihr Blick traf dann auf das Auge des Ersehnten. — „Mein Glück, mein Leben!“ rief dieser, und von nie gefühltem Entzücken überströmt sanken beide einander in die Arme. —

„Jetzt, lieber Sohn,“ wandte sich Sternberg zu Fritz, „ist der Krieg zu Ende. Du hast gethan für dein Vaterland, was nur ein braver Jüngling für sein Vaterland thun konnte; jetzt nimmst du aber deinen Abschied, und gründest dein Glück am eignen Heerd.“ —

„Theurer Mann,“ fiel dieser mit edler Freimüthigkeit ein, „Offenheit war von jeher meine strengste Lebensregel, sie sei es auch jetzt bei dem wichtigsten und heiligsten Unternehmen! — Es ist wahr, ich diente lange, hatte gute Gage, und

doch muß ich eingestehen, ich habe kein Vermögen. Leider giebt's im Kriege des Unglücks und des Jammers so viel, daß es einem Kerl, der das Herz auf der rechten Stelle hat, den letzten Heller aus der Tasche lockt. So gab ich, wo ich geben konnte. Für dich, dacht ich, wird die Vorsicht auch einst sorgen!" —

— „Und das hat sie!" fiel Sternberg auflauchzend ein. — „Komm in meine Arme, Herzensjunge! jetzt erst bist du meinem Herzen erst ganz werth, denn du sicherst mir die Zukunft meines Kindes. — Ein Böſewicht, oder ein herzloſer Bube ist derjenige," fuhr dann der Eiferer fort, „der Schätze aus dem Kriege zurückbringt; entweder ruhen auf ihnen die Seufzer der Besiegten, oder die Thränen der gedrängten Unterthanen!" —

„Deine Erklärung konnte mir nicht erwünschter kommen. Ich werde nachgerade schwach, und unfähig, meine große Oeconomie neben meinem Amte zu verwalten. Meine Kinder sind sämmtlich versorgt, und so gebe ich meiner geliebten Tochter, welche die zärtlichste Verpflegerin mei-

nes Alters war, dies Gut zur Aussteuer. Jedoch," fuhr er dann mit einem Lächeln fort, „behält sich der Vater ausdrücklich einen freien Sitz unter eurem Dache vor, um hier in Ruhe seine letzten Tage zu beschließen."

„Die noch fern sein mögen!" riefen beide, und umarmten den Redlichen mit herzlicher Liebe und Wehmuth.

„Wie Gott will!" seufzte er; „jedoch kann ich's nicht verhehlen," schmunzelte er dann, und beäugelte wohlgefällig das liebliche Paar, „einen schmucken Enkel möcht' ich noch wol auf meinem Knice schaukeln."

„Und ein paar Enkelinnen," fiel Marie muthwillig ein; „denn Großväterchen muß zugeben, daß die kleinen Mädchen doch weit zärtlicher und lieblicher sind, als die wilden Buben."

„Sie sollen mir beiderseits willkommen sein!" lächelte Großväterchen seelenvergnügt, und die nun verwandten Seelen feierten unter sich einen höchst seeligen Abend.

7.

Auf der Pfarre herrschte fortwährend stille Trauer. Dem guten Alten fehlte die vieljährige erprobte Theilnehmerin seiner Freuden und seiner Leiden. Die gute Rosa stand mit unermüdeter Thätigkeit seiner Wirthschaft vor. Unter ihren Händen gedieh Alles. Knecht und Magd arbeiteten mit verdoppeltem Eifer, und ein freundlicher Blick, ein liebreiches Wort von ihr war ihnen mehr, als großer Lohn. — Im ganzen Hause herrschte Ordnung und Reinlichkeit, und Lebrecht dankte der Vorsehung recht inbrünstig, die ihm diesen Friedensengel zum Ersatz für seine verstorbene wirthliche Gattin gegeben hatte. — Indeß entdeckte er nur zu bald in Rosa's ganzem Wesen unbezwingliche Spuren erlittenen Kummers, die sie auch mit dem besten Willen nicht zu beschwichtigen vermogte.

Eines Abends trat er unbemerkt in's Zimmer, und fand sie weinend; doch kaum erblickte

sie ihn, so stand sie auf; weg waren die Thränen, und mit unschuldigem Lächeln kam sie ihm entgegen.

„Gute Seele," sprach Lebrecht, sie bei der Hand fassend, „dich drückt ein Kummer; umsonst suchst du ihn mir zu verheimlichen; deine oft rothgeweinten Augen und dein unstäter Blick haben ihn mir längst verrathen."

Rosa seufzte.

„Ich wette, die böse Welt hat dir übel mitgespielt; doch warum wagtest du, liebe Unschuld, dich auf ihr glattes Pflaster!"

„Sollte ich länger Gnadenbrot genießen, da ich arbeiten konnte, und" —

Ein Klappern und Klirren von Waffen und Sporen schreckte das Mädchen auf. „Was ist das?" rief sie zitternd am ganzen Körper.

„Weiß ich's doch selbst nicht," schüttelte der Alte den Kopf, „sind wir ja seit einiger Zeit dieser lästigen Besuche gänzlich überhoben. — Doch, Rosa, wie kannst du so erschrecken! nimm dich zusammen," sagte er, sie beruhigend, „man

sollte ja glauben, der zürnende Vater habe dem Töchterchen derbe gescholten."

„Vater, — ach Vater!" seufzte Rosa mit abgewandtem Blicke. Lebrecht verstand die Deutung der sich verlassenfühlenden Waise. Tröstend sprach er: „Und bin ich nicht dein Vater! — Ja, Rosa, trockne die Thränen! Ich bin dein Vater, und du bist meine liebe, gute Tochter." —

Die Thür ging auf. Ein Officier trat ins Zimmer. Die vielen Ehrenzeichen auf seiner Brust sprachen für seine Verdienste, doch das untrüglichste Zeugniß gab ihm eine tiefe Narbe quer über die Stirn. Sein feuriges Auge ruhte lange auf dem Greis und auf den nun neugierig herbeigeschlichenen, ihn umringenden Knaben.

„Ihr Seegen, Vater Lebrecht," sprach der Angekommene, „hat mich redlich bewahrt, und durch alle Gefahren gesund wieder in die Heimath geführt," und umarmte ihn mit kindlicher Liebe. Der Greis erkannte in ihm den Sohn seines längst entschlafenen Freundes Hermann.

Fritz beschenkte jedes der Kinder mit einer

niedlichen Medaille. Bei des schönen Mädchens Anblick wurde er merklich betroffen. Er küßte sie auf die Stirn. „Ihr Name?“ —

„Rosa,“ fiel Lebrecht, ihre Verlegenheit bemerkend, rasch ein. —

„Ein herrliches Mädchen! — ganz meine Schwester Marie, als ich sie verließ! — Doch wie hat sich das gute Wesen verändert!“ seufzte er, merklich verstimmt; „eine Schwermuth, die sich auf nichts hindeuten läßt, scheint an der lieblichen Gestalt zu nagen, und dräut sie über lang oder kurz zu zerstören.“

Rosa durchschauderte ein Fieberfrost. Sie mußte sich entfernen. Kaum vermochte sie sich aufrecht zu erhalten. Ihre Gedanken streiften an der Vergangenheit vorüber. Sie wähnte die Gestalt ihres Traumbildes in dem Officier zu erblicken. — Seine Uniform, die edle Haltung, war ganz dieselbe; doch der wehmüthig rührende Ausdruck, die stille Schwermuth lag nicht in seinen Zügen; diese aber hatte sie in dem kürzlich gesehenen Bildnisse des Bruders der Baronesse sprechend ähnlich ausgedrückt gefunden. — Doch

war dieser nicht Mariens Bruder! — hatte nicht Dunker" — — —

Sie vermogte diesem Gedanken nicht länger nachzuhängen; Entzücken, Furcht, Hoffnung, wechselten und wogten in ihrer beengten Brust. Ein unbezwingliches Sehnen ergriff ihr kindliches Gemüth. „Ach," seufzte sie schmelzendweich, „wie gern umfaßt' ich doch nur ein mir von Natur verwandtes Wesen! wie würde ich es lieben, wie mich ihm ganz hingeben!" —

Ein Thränenstrom löste ihre Beklommenheit, und der feste Glaube an ein höheres Wesen, den Lenker aller menschlichen Schicksale, erweckte in ihrem frommen Gemüth eine süßeröffende Ahnung.

„Wo treff' ich hier die Jungfer Rosa?" trat ein Eilbote in die Pfarre. „Die bin ich, guter Mann," stammelte die erschrockene Rosa, ihre Verlegenheit so gut als möglich verbergend.

„Da hab' ich Euch zu grüßen von der Frau Gertrud," sprach der Bote, und überreichte ihr einen Brief. Mit zitternden Händen erbrach

sie das Siegel. Kaum glaubt sie ihren Augen trauen zu dürfen. Der Brief war von der Baronesse. Die Ueberschrift lautete: Vielgeliebte, mir ewig unvergeßliche Rosa! — „Die Unschuld hat gesiegt, die Bosheit ist entlarvt!“ mehr vermögen die thränenschweren Augen nicht zu fassen. —

„Ja, es ist ein Gott! — es herrscht ein dunkler, allmächtiger Arm der Vergeltung durch die unendliche Welt,“ sprach sie mit zum Himmel gerichtetem Blicke! „er richtet die Handlungen der Menschen, und nur er allein bestimmt über das Schicksal jedes seiner Millionen Geschöpfe!“ —

Sidonie war nehmlich gleich nach Rosa's Verhaftung erkrankt. Mit jedem Tage war ihr Zustand bedenklicher geworden. Einst nach einer schrecklich durchjammerten Nacht hatte sie am andern Morgen den Arzt ängstlich um Aufschluß ihres Zustandes gebeten. Dieser zuckt bedenklich die Achseln, und der alte ehrliche Reinhold, der die Kranke immer beobachtet, und dem ihre Herzensangst nicht entgangen ist, beschwört Si-

bonie bei dem ewigen Heil ihrer Seele, im Fall eine Schuld ihr Gewiſſen belaſte, ſie zu bekennen, um das Geſchehene, wo möglich, wieder gut zu machen. — Da verlangt ſie in wilder Verzweiflung einen Beichtiger, bekennt dieſem unter den ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſen, daß Roſa vollkommen unſchuldig ſei, und ſie aus Neid und Tücke gegen die Baroneſſe, und um die gefeierte Gouvernante zu verderben, den Schmuck in den Schrank der Verhafteten gelegt habe. — Unter den fürchterlichſten Zuckungen gab ſie nach einigen Stunden ihren Geiſt auf.

Das vorgefundene Tuch mit dem hochadeligen Wapen und Namen hatte nicht der Baroneſſe gehöret. Sie äußerte, daß ſolches dem ihrigen zwar vollkommen gleiche, und ſie daher vermuthe, daß die Verhafte ſolches nachgeſtickt habe, da ihre Anzahl durchaus voll ſei; jedoch wiſſe ſie ſich den Grund, der ſie dazu bewogen, durchaus nicht zu erklären. — Das Tuch folgte anbei zurück.

Die einzige Sorge der Baroneſſe war nun dahin gerichtet, Roſa's Unſchuld an den Tag

zu bringen. Der gewissenhafte Beichtiger erhärtete durch einen feierlichen Schwur vor der Justiz das Geständniß der sterbenden Sidonie, und so kam die Geächtete zu allgemeiner Freude wieder zu Ehren, und den eben begonnenen öffentlichen Nachstellungen wurde sogleich Einhalt gethan. —

Doch wo war der Flüchtling zu finden? — wie war ihr beizukommen? dies ängstete und kümmerte die edle Frau. — Doch ein guter Genius gab dem rastlosen Kammerdiener den Gedanken ein, ob nicht Mutter Gertrud vielleicht wisse, wohin die Unglückliche ihren Weg genommen. Augenblicklich wird ein Bote hingesandt, und dieser bringt die erfreuliche Nachricht zurück, daß Rosa, als der frühere Schützling des Pastor Lebrecht, wieder dorthin zurückgekehrt sei. —

Mehrere Stunden hatte Rosa an dem Schreiben zu lesen. Die Baronesse äußerte ihre Freude in den unverkennbarsten Ausdrücken. — Jedes der Kinder hatte am Schlusse einige kind-

liche Worte angehängt, und alle baten herzlich um ihre Rückkehr.

Auch Reinhold hatte ein kleines Billet beigefügt, worin er seinem Liebling alles Gute wünscht. Er malte ihr seine Freude, seine Theilnahme in so treuherzigen Ausdrücken, daß das gefühlvolle Mädchen tief davon ergriffen wurde. Des guten Lehnchens gedachte er mit Liebe. Seine theure Gebieterin, meldete er, habe den Heldenmuth des unternehmenden Mädchens nach Verdienst belohnt.

Noch nie hatte etwas so tiefen Eindruck auf Rosa gemacht, als diese Nachrichten. — Der armen Waise war ja nun die Ehre wiedergegeben, und mit ihr ein neues Leben.

8.

Der Hochzeitstag der beiden Liebenden brach an. Im Mühlheimschen Hause war jeder beschäfftigt, sich zu schmücken und zu putzen. — Ludwig ging, die Gattin abzuholen, und der zärtliche Ehemann vergegenwärtigte sich mit Entzücken den Tag, an welchem er seine ersehnte Marie zum Traualtare geführt, und dort mit überströmender Wonne den Schwur reiner, ewiger Liebe aus ihrem keuschen Munde erhalten hatte. Mit ernstern, aber geheiligtern Gefühlen nähert er sich heute der Gattin und Mutter. —

Marie hatte sich sorgfältig gekleidet, jedoch ohne allen Schmuck. Eine Schnur Perlen war ihr ganzer Halsschmuck, und statt der Diamantrose diente eine weiße Guirlande von gewöhnlicher Art ihr zum Kopfputze. Der gefällige Ludwig fand nichts zu tadeln an dem Geschmack seiner anspruchlosen Marie; doch der begüterte Mühlheim wollte so nicht gut heißen, daß sie

an diesem feierlichen Tage nicht ihren Brautschmuck benutzen wolle, und drang darauf, ihn zu holen. — Sie stand in Gedanken, und schien verlegen. — Die Kinder vereinigten ihre Bitten mit denen des Vaters. — Sie wurde ängstlich. — „Das heißt die Bescheidenheit zu weit getrieben," verwieß Mühlheim verdrießlich, und forderte den Schlüssel. — Marie wußte ihn nicht zu finden. — Endlich findet er ihn, und eilt nun fort, das Schmuckkästchen zu holen. Er durchstöbert den ganzen Schrank, und da er ihn nicht findet, wird er unruhig, und weis't die kleine Louise, die ihm in den Wurf kommt, ungehalten zurück, und sucht auf's neue.

„Was suchst du denn, Väterchen?" schmeichelt das Kind, „ich kann gut finden."

Wie hingeworfen erwidert Ludwig, „das Schmuckkästchen der Mutter."

„Das Schmuckkästchen! — ach, das wirst du nicht finden!" seufzte das Kind, „die arme Mutter, sie mag sich genug gegrämt haben! aber der fatale Kerl" —

„Mädchen, was faselst du da durch einander? sprich, was für ein Kerl, wo sahest du ihn?“

„Hier in diesem Zimmer. — Doch, bitte, bitte, lieb' Väterchen, vergieb mir, ich will's nie wieder thun.“

Ludwig stand wie auf Kohlen. — Doch wollte er von dem immer ängstlicher werdenden Kinde was heraus haben, so mußte er es zu besänftigen suchen. Er that es, und das Kind erzählte:

„Ich hatte mich hier ins Zimmer geschlichen, um zu lauschen, was der heilige Christ bescheeren würde. Mantchen hatte mir am Morgen erzählt, sie habe zwei gewaltig große Puppen hier hineintragen gesehen. Eben besah ich die Herrlichkeiten, — ach, Vater,“ fuhr sie in kindlichem Entzücken fort, „du hättest nur sehen sollen, wie das Alles so bunt durch einander lag. Ich berechnete, was wol für mich bestimmt sei, und fing schon an zu wählen; die blaue Puppe, dacht' ich, ist hübscher, aber der schöne Turban der rothen“ —

„Weiter, weiter!“ fiel der Ungeduldige ein, „wer kam da?“ —

„Die Mutter,“ erwiederte die Kleine. „Ich hatte die blaue eben in der Hand, da näherte sich Jemand mit raschen Schritten. Vor lauter Schreck ließ ich die Puppe fallen, — sie trägt die Schmarre noch auf dem Gesicht, — und versteckte mich dort hinter die Vorhänge des Fremdenbetts. Die Mutter kam, und hinter ihr ein großer Kerl in einen Mantel gehüllt. Die Mutter schloß den Schrank auf, nahm das Schmuckkästchen, und gab's dem bösen Manne.“

„Und was sagte die Mutter?“

„Das zu verstehen,“ fiel die Kleine traurig werdend ein, „ließ die Angst nicht zu; ich hatte ja schwer gesündigt wider der Mutter Befehl, das fühlte ich, und,“ betheuerte Louise, „nie soll mich die Neugierde“ —

„Schon gut, schon gut,“ fiel der Vater beklommen ein, verschloß den Schrank, und ging mit zerrissenem Herzen in das Zimmer der Gattin zurück.

„Der Schmuck ist nicht zu finden,“ sprach

er mit gewichtiger Stimme. Forschend sah er in der Gattin Auge, und — sah die Schuld darin geschrieben. —

„Laß uns aufbrechen," sagte er düster, und reichte Marien den Arm. Sie zitterte heftig, und kaum vermogten die Füße, sie bis zum Wagen zu tragen.

Sprachlos saßen die Gatten neben einander. Ein Seufzer, dann wieder ein paar große Thränen entquollen dem übervollen Herzen Mariens. — In Ludwigs Zügen lag Tiefsinn und Grübelei, die der kluge Vater jedoch aus Schonung für die Mutter, um sie vor den ihm gegenübersitzenden Töchtern zu verbergen, mit einem erzwungenen Lächeln zu unterdrücken suchte.

Doch der Anblick des überglücklichen Brautpaars, der herzliche Empfang des alten redlichen Sternbergs zerstreute nachgerade die Wolken von den Gesichtern des zerfallenen Ehepaars. — Alles, was den Jubel und die Feierlichkeit dieses Tages erhöhen und verschönern konnte, war ver-

anſtaltet. Auch die Landleute ſollten wiſſen, daß ihr Oberamtmann, den ſie wie ihren Vater ehrten und liebten, heute ſeine jüngſte Tochter, die ſchöne Mathilde, verheirathete. Sie waren ſämmtlich eingeladen, und ihnen ein beſonderer Saal eingerichtet, wo ſie ungebunden ſich der Freude und dem Genuß hingeben konnten. Am Abend war Muſik und Tanz. Alles reihte ſich fröhlich in lange Colonnen, und auf dem ganzen Gute jauchzte und wogte die Menge bunt durch einander.

Der würdige Lebrecht war auch nicht vergeſſen. Er freute ſich zwar mit den Fröhligen, doch war das Geräuſchvolle nicht für ſeine ernſte Stimmung und ſein noch immer trauerndes Gemüth. Leiſe ſchlich er daher aus dem Zirkel der Lebensfrohen in den anſtoßenden Garten. Es war ein dunkler, aber milder Märzabend. Eine Laube nahm ihn auf, und mit ſtiller Wehmuth gedachte er hier der hingeſchiedenen Gattin. Sein treues Gedächtniß rief ihm jede frohe, auch jede trübe Stunde zurück, die ſie mit ihm getheilt und getragen hatte. — Ganz in Nach-

denken versunken, wird er durch ein nahes Geräusch gestört. Er horcht auf, da vernimmt er einen Seufzer, und gleich darauf die Worte: Laß mich nicht unterliegen in meinen Leiden; nur einen Tropfen Friedensbalsam, o du Barmherziger, flöße in dies bange, verzagende Herz!

Erstaunt steht er auf, und siehe, ungefähr sechs Schritte von ihm, liegt eine schlanke weibliche Gestalt, die Hände zum Himmel gehoben, auf ihren Knieen.

Das Mitleid nahm seine Seele ein. „An einem Orte der Freude," seufzte er, „unter Musik und Tanz, eine Betende, die, dem sinnlichen Vergnügen entflohen, hier in der Einsamkeit, im Dunkel der Nacht sich dem Ewigen nahet, gewiß sie ist unglücklich, recht unglücklich, aber fromm! —

Die Betende erhob sich langsam, und trocknete sich die Wangen. Lebrecht trat der Leidenden näher, und redete sie mit Sanftmuth und Liebe an. Es war Marie. —

Schon früher hatte Lebrecht von ihrer Schwermuth gehört, doch seit dem Absterben des

alten Mühlheims, der seit neun Monden im Grabe ruhte, und Bertha zu den Kindern gezogen war, hatte er nichts von dieser Familie vernommen. Obschon er nun nicht um die Ursach ihres Kummers fragte, so war Marie doch nicht im Stande, damit zurückzuhalten. Ihr übervolles, gepreßtes Herz bedurfte Ausleerung. Sie entdeckte dem guten Lebrecht, wie der Gedanke an ihren entfernten Pflegling sie peinige und ängste, und ihr keine Ruhe lasse.

„Wenn dies ihre Sorge ist, gute Frau," erwiederte jener, „so beruhigen sie sich, Rosa ist seit kurzem wieder bei mir."

„Ist's möglich! — o Gott, Gott!" rief Marie, und im Uebermaaß ihrer Freude faßte sie des Predigers Hand, und drückte sie in stummer Begeisterung an ihre Lippen.

„Und doch verwiesen sie die arme Waise aus ihrem Familienkreise! — O welchen Gefahren haben sie die liebe Unschuld ausgesetzt!" sagte er im Tone des bittern Vorwurfs; doch schnell einlenkend, fügte er beruhigend hinzu: „gottlob sie ist mir wieder gegeben, sie ist gesund, und

lebt nun unter Menschen, die sie lieben und ihr wohl wollen."

„Edler Mann!" fiel Marie ein, „schreiben sie, was geschehen, nicht auf Rechnung meines Herzens. Sie wissen, sie glauben nicht, wie theuer mir das Mädchen ist. — Doch es giebt Verhältnisse im Leben, die auch das Unrechte nothwendig und geschehen machen." — Sie seufzte tief, und ihr zur Erde gesenkter Blick zeigte dem Menschenkenner nur zu sehr, was in Mariens Seele verging.

„Ich will nicht zudringlich sein, liebe Frau!" sagte Lebrecht gelassen aber ernst, „doch eins beantworten sie mir frei und offen, hier wo Niemand uns sieht, als der Allsehende, vor dem wir keine Geheimnisse haben."

In diesem Augenblick trat der Vollmond in seiner ganzen Pracht hinter den schwarzen Wolken hervor, und beleuchtete beider Antlitz. — Marie sah den aufgehobenen Finger des Gottesmannes, sah das feuchte Auge des frommen Greises, und fing an zu schluchzen.

„Fragen Sie!“ sprach sie mit zitternder Stimme, und verbarg ihr Gesicht in das Tuch.

„Ist Rosa elternlos? — Hat sie Niemanden auf dieser Erde, dem sie angehört? — Hat keiner ein Recht an sie?“ —

Marie seufzte und schwieg.

„Reden Sie, Marie!“ sagte er mit weicher Stimme. „Des Mädchens künftiges Wohl, meine Beruhigung hängt vielleicht an dieser Minute;“ — mit immer steigendem Eifer — noch einmal beschwör' ich sie: ist Rosa eine Waise?“

„Sie muß es sein!“ stammelte Marie kaum hörbar, und sank überwältigt in des Predigers Arme. —

Jetzt verschlangen düstre, schwarze Wolken das sanfte Licht der Nacht. Es wurde stockfinstre Nacht, und ein unheimliches Gefühl von banger Ahnung sagte dem frommen Mann, daß in diesem Augenblick das heilige Naturgefühl sich seiner Rechte entsage. —

„Von jetzt an ist Rosa keine Waise mehr,“ nahm Lebrecht das Wort, „sie theile gleiche Rechte mit meinen Kindern.“ Marie drückte

des Edlen Hand, er fühlte ihre heißen Thränen darauf träufeln, und war versöhnt. —

„Fassen Sie sich, arme Dulderin!“ sprach er mit sanft-gewinnender Stimme. „Was würde man denken, wenn man Sie in diesem Zustande träfe!“ —

„Dank, tausend Dank, frommer Mann, für ihre liebevolle Theilnahme! — Vergelte es Ihnen Gott, was Sie an der Armen thun.“

Ermuthigt führte er sie zur Versammlung zurück, die sie zum Glück nicht vermißt hatte. Der Tumult war ihm jedoch jetzt doppelt zuwider, unbemerkt bestieg er sein treues Roß, und ritt seiner stillen Wohnung zu.

Auf der Pfarre lag schon Alles in tiefer Ruhe. Nur die sorgliche Rosa harrte mit kindlicher Liebe der Rückkehr ihres väterlichen Wohlthäters. Kaum war er eingetreten, so kam sie ihm mit einem durchwärmten Flausrocke entgegen, führte ihn in den Großvaterstuhl, und reichte ihm eine Tasse erquickenden Thee. Der Alte dankte herz-

lich für diese Aufmerksamkeit, und erzählte manches von der vollzogenen Feierlichkeit. Rosa fragte nach diesem und jenem, endlich auch mit sichtlicher Beklommenheit nach ihrer Pflegemutter, auch äußerte sie zugleich eine große Sehnsucht, sie mal zu sehen und zu sprechen.

„Liebe Rosa!" sprach Lebrecht im Sinne hoher Bedeutung, „vergiß nie in deinem Herzen, was dir die gute Frau Mühlheim einst war. Doch wenn du sie liebst, so nenne sie nicht Mutter; sie hat Nähere, die dir diesen Namen abstreiten, und denen der zärtliche Vater nichts abgehen lassen will." —

Der Accent, womit der redliche Mann diese Worte betonte, der tiefe Ernst, der sich auf seinem heitern Antlitz verbreitete, ließen das zartfühlende Mädchen nichts Gutes ahnen, und verstimmten es sichtlich. Lebrecht, der in ihrer Seele las, wünschte sie zu beruhigen. „Du wirst doch nicht zürnen, meine Tochter," sprach er freundlich lächelnd, wenn ich dir sage, daß Marie mich heute zu ihrem Stellvertreter eingesetzt hat?

Ich hoffe," fügte er tröstend hinzu, „meine liebe Rosa soll nichts dabei verlieren." —

Schweigend küßte Rosa ihm die Hand, und fügte sich, jedoch mit einem heimlichen Seufzer, in die schwere Nothwendigkeit. Marie würde, dies sagte ihr eine innere Ahnung, ihrem Herzen ewig verwandt, ewig theuer bleiben.

Der kluge Lebrecht vermied jedoch, soweit es der äußere Wohlstand erlaubte, jedes Zusammentreffen mit der Mühlheimschen Familie; traf es sich jedoch, so berührte er nie seinen lieben Schützling.

Um Ludwigs und Mariens häusliches Glück war es geschehen; denn Vertrauen, die festeste Stütze ehelicher Zufriedenheit, war von ihnen gewichen. Mutter Bertha sah unter diesen Verhältnissen bei ihren Kindern einem freudelosen Alter entgegen.

9.

Die Seinigen zu erheitern, hatte Lebrecht eine Luſtpartie zu einem ſeiner Collegen in der Nachbarſchaft veranſtaltet. Es war ein heitrer Maimorgen. Das friſch aufgeſproßte Grün, die zum Theil ſchon grünen Gipfel der Bäume, die ſelige Ruhe, die über die ganze Natur ausgebreitet lag, und nur von dem Zwitſchern der Vögel unterbrochen wurde, wirkte wohlthätig auf ihr Gemüth, und erzeugte den allgemeinen Wunſch, auszuſteigen und eine Strecke zu Fuße zu gehen. — Wehmüthig geſtimmt gingen ſie neben einander her, gleichſam als wage keiner, die gefeierte Stille zu unterbrechen. Das Auge des frommen Mannes verlor ſich in den lichten, weiten Räumen, und eine leiſe Ahnung, daß die Geſuchte in jener Ferne ſchwebe, tröſtete ſeine bange Sehnſucht.

„O du allweiſes, ewiges, heiliges Weſen,“ rief er in hoher Begeiſterung, „du legteſt in die

Brust des Menschen die Lehre der Unsterblichkeit! dies sagt uns die ganze Natur. — Jenseits ist ewiger Friede, ewige Wonne!" —

Angekommen auf der Pfarre, wurden sie herzlich empfangen. Der Pastor Milte ließ auftragen, was Küch' und Keller nur gab. — Rosa lernte in ihren Wirthen ein kinderloses ältliches Ehepaar kennen, das sich anscheinlich seines Lebensgenusses im vollen Maaße erfreut hatte: beide waren corpulent und gar frohen geweckten Humors.

Nach genossenem Mittagsmahl, während die Frau Pastorin das gute Röschen, an welchem sie höchliches Gefallen zu haben schien, in der gutbestellten Wirthschaft herumführete, und ihre Herrlichkeiten zeigte, saß der Herr Gemahl, nach seiner Gewohnheit, mit seinem Gaste bei einer Flasche alten Weins. Jener schenkte fleißig ein, und der gute Lebrecht, der lieben Gottesgabe nicht gewohnt, ward wider seinen sonst sanftmüthigen Charakter beredt und widersprechend. Milte schilderte den geistlichen Beruf als eine schwere Bürde, verglich die leidigen Weltkinder

mit einer Heerde roher, zügelloser Schaafe, mit denen man sich placken und quälen müsse. Jener widerlegte, und behauptete eifrig, daß das Lehramt das würdigste und segenbringendste sei, und mißbilligte die Sprache, in welcher der rothbenaste Herr Collega sich so wideramtlich ausdrücke. Beide geriethen in Hitze, beide disputirten hart gegen einander an, und schon" —

Da trat die friedfertige Ehehälfte mit Rosa zwischen beide, warf dem erbitterten Herrn Gemahl einen verweisenden Blick zu, und dem lieben Gast freundlich den Arm bietend, zeigte sie ihnen, daß ein Schälchen Brauner ihrer in der Gartenlaube warte. Rosa faßte die Hand des verdutzten Milte, und so schlenderten sie dem Kaffeetische zu, wo das weibliche Ceremoniel die gereizten Herrn Collegen in gebührenden Schranken hielt, und sie wieder mit einander versöhnte.

Die Gesellschaft wurde bald durch einige alte respectable Ehepaare vermehrt, denen die lebendige Rosa jedoch keinen Geschmack abgewinnen konnte. Ihr Geist sehnte sich in's Freie. Sie durchstrich den weitläuftigen Garten, und öffnet

eine Hinterthür, die in's Freie führet. So schön, glaubt Rosa, habe sie die Mannigfaltigkeiten der segensreichen Natur noch nie vereinigt gesehen. Sie fühlte sich sonderbar bewegt. In jedem Grashalme, der Erde entsprossen, dem armen Wandrer zum Teppich zu dienen, erkannte sie Gottes Güte, Gottes Allmacht. Sie wurde weich, und diese Gefühle gingen in Liebe über. „Karl, o mein Karl, wo magst du jetzt sein!“ seufzte sie wehmüthig. O fühlte doch dein Herz die Seeligkeit, die meine Brust durchströmt! — Ja Karl,“ fuhr sie nach einem Weilchen fort, und eine Thräne drängte sich in das klare Auge, „Sympathie geht vom Himmel aus, Gott senkte sie tief, tief in die Herzen der Sterblichen; auch in uns ergoß sich diese heilige Kraft. Gewiß, gewiß, wir sind für einander“ —

In diesem Augenblick weckte der Stich eines tückischen Insects die süße Schwärmerin sehr empfindlich aus ihrer Phantasie. „Ach,“ seufzte sie schmerzlich, „ich will dir Schwester sein, sei du mir Bruder!“ —

Eine weite Strecke hatte Rosa gedankenvoll zurückgelegt, als sie, um die Ecke biegend, eine weite Plâne, und — wer malt ihr Erstaunen! — in ihrer Mitte die wundervolle Mahleiche erblickt, unter deren Schatten sie in ihrer frühen Kindheit so angenehm geträumt hat.

Mit einem Freudeausruf eilt sie ihr, gleich einem langentbehrten Freunde, entgegen, umklammert mit ihren weichen Händen ihre harte Rinde, und, als offenbare sich ihr eine Gottheit, fällt sie anbetend vor ihr nieder. Es ist, als ob ein heimathlich-friedebringender Geist sie umschwebe. Der ganze Traum, als habe sie ihn gestern geträumt, steht vor ihrer Seele. „Hier, auf diesem Moose," lispelt sie, „war ich entschlummert. Ich hatte, die gute Lehne vermissend, recht bitterlich geweint, da hörte ich sanfte, liebliche Musik. Sie kam mir näher, ich horchte — da stand plötzlich, wie aus den Wolken gefallen eine schöne männliche Gestalt vor mir. Ach," seufzte sie wehmüthig, „nur noch einmal möchte ich die lieblichen Züge sehen, die einen so tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mein Gemüth ge-

macht haben! nur noch einmal die bezaubernde Stimme hören, die dem bangen Kinde so wohl that, und selbst jede Furcht von ihm verscheuchen konnte!" — Ihr wird so siedendheiß und doch so wohl. Sie lüftet den Strohhut über den vollen Locken, und ihr Blick streift sehnsüchtig über die weite Fläche hinaus.

„O mein Himmel!" ruft Rosa ängstlich, denn aus der Ferne sieht sie zwei Reiter in vollem Gallop einhersprengen, und noch ehe sie einen Entschluß gefaßt, sind sie ihr so nahe, daß sie, ohne bemerkt zu werden, nicht mehr ausweichen kann. Einige dreißig Schritte von ihr springt der Eine vom Pferde, reicht dem Andern den Zügel, und eilt ihrem Standorte zu. Schon glaubt sie sich von ihm bemerkt, und nur der Schreck, der ihre Zunge gelähmt hat, macht, daß sie nicht laut aufschreit. Jetzt ist er ihr ganz nahe; er steht still, und nur der starke Baum ist ihre Scheidewand. Schweigend richtet er sein trübes Auge in die Höhe, dann senkt er es trauernd zur Erde. „Also, hier, hier unter diesem Baume verschmachtetest du! — ohne Labsal, — ohne

menſchliche Hülfe!“ ruft er im Uebermaaß des Schmerzes, und ſinkt zur Erde. Er ſchlägt ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirn, und überläßt ſich der Verzweiflung.

„O Schickſal, womit verdient' ich deine harten Schläge! — Ruht vielleicht ein geheimer Fluch auf mir Unglücklichen! — Ida! verklärtes, ſeeliges Weſen! ſenke einen Strahl deiner Klarheit in mein Herz, der mich aufrichte in meinem Elende!“

Die Stimme, der Name Ida hatte das geſpannte Mädchen angezogen; es blickt flüchtig hin, und — o Himmel! — das überirdiſche Blendwerk gaukelt ihm wieder vor. Es iſt dieſelbe edle, ſtattliche Geſtalt, die das kindliche Gemüth im Traumbilde anzog, deren theure Züge ſich mit ſeinem zarten Gefühle ſo innig verſchmolzen, mit ihm aufwuchſen, und durch jenes Bildniß nur noch mehr geweckt wurden. —

Es durchzuckt Roſa wie ein glühender Blitz, ein leiſer unwillkührlicher Seufzer entfährt ihrer Bruſt, dann aber ſtocken ihre Pulſe, das Herz

ſteht ſtill, und kein Laut ſchwebt über die blaſſen Lippen.

„Was war das! — ich höre ſeufzen! — und dies ſäuſelnde Geräuſch! — O mein Gott, entfeſſelteſt du den Geiſt meiner Geliebten, daß ſie mich tröſtend umſchwebe! — Wie fühl' ich mich gehoben! — wie athmet meine Bruſt leichter!" — Er ſieht umher, und erblickt die knieende Unſchuld. Gleich einem Marmorbilde ſtarrt ihr großes blaues Auge ihn an, und kein Laut kommt über ihre Lippen.

„Täuſchen mich meine Sinne! — Ida! Ida! — geliebtes Weſen, biſt du mir wiedergegeben! — oder biſt du ihr Geiſt!" —

Da wirrt's und ſchwindelt's vor Roſa's Augen, und wie eine zerknickte Lilie ſinkt ſie in ſich zuſammen.

Außer ſich läßt der Fremde ſich auf ein Knie nieder, zieht mit heißer Inbrunſt die zarte Hand an ſeinen Mund, und bedeckt ſie mit tauſend Küſſen. „Sind dies nicht die Züge meines theuern Weibes!" ruft er mit rührender Wehmuth,

und betrachtet die Ohnmächtige mit namenlosem Entzücken.

Da erwacht Rosa wie aus einem Traume, mildlächelnd weilt ihr Auge auf dem Knieenden; doch bald überzieht ein glühend Roth die blassen Wangen. In ihrem Innern streitet Liebe und jungfräuliche Schüchternheit, und in ihr klares seelenvolles Auge treten bitter-süße Thränen. — Eine drückende momentane Stille herrscht zwischen beiden, keiner wagt, sie zu brechen.

Verlegen erhob sich der Fremde, und erkundigte sich noch verlegener nach Rosa's Befinden. Niedergeschlagenen Blickes antwortete diese, daß ihr wohl sei. „Verargen sie einer Unbesonnenen nicht," lispelte sie, um nur etwas zu sagen, kaum hörbar, „wenn sie in leichtem jugendlichen Sinn sich vergaß, — der schöne Tag — ich weiß selbst nicht" —

„O reizende Unschuld," unterbrach jener die Aengstliche, „wer könnte dir verargen, dem Urquell alles Lichts, im Anschauen seiner Werke, ein Opfer darzubringen! — Doch wenn ein menschlich Herz in dieser Engelsgestalt wohnt,"

fuhr er dann in höchster Extase fort, und ergriff des Mädchens Hand, die sie ihm mit sanfter Gewalt zu entziehen suchte, „so sei barmherzig, wende dein Gesicht nicht von mir! du weißt nicht, welche längst entschlafene Stürme dein Anblick in meiner Seele weckte. — Ich hatte ein geliebtes Weib, — sie war mein Alles" —

Weiter vermogte der Tiefbewegte nicht fortzufahren. Mit seinem Tuche verbarg er sein Gesicht.

Die letzten Worte hatten Rosa die Besonnenheit wiedergegeben. „Sie hatten gewiß einen unersetzlichen Verlust," seufzte sie, von Mitleid ergriffen, „vermuthlich raubte sie Ihnen der böse Tod." — Der Fremde antwortete nicht. Sinnend stand er in sich selbst verloren; doch da Rosa ihm ein leises Lebewohl zulispelte, da schreckte er wie ein Sinnloser auf. „Wo willst du hin?" rief er in tödtender Angst, und hielt sie auf.

„Zu meinem Vater," erwiederte Rosa, und blieb. —

Zu deinem Vater!" seufzte jener aus tiefer Seele. — „Also hast du noch einen Vater? —

„Ja, einen recht braven Vater.“

„Sein Name? — doch nein, zuvor sag' mir den deinen?“ —

„Man nennt mich Rosa. — Vater ist Pfarrer zu Bornthal, und heißt Lebrecht.“

„Lebrecht! Lebrecht!“ rief er außer sich, und drückte das Mädchen so heftig an seine Brust, daß es laut aufschrie. Dann wandte er sich wie einer, der im Wahn ist, ob er auch recht gehört habe, wieder zu Rosa: „Theodor Lebrecht? — ist's nicht so?“ —

„Ganz recht, lieber Herr!“ erwiederte Rosa betroffen, und versuchte auf's neue, sich zu entfernen.

„Rosa! — eine Bitte, gewiß, du wirst sie mir nicht abschlagen. Du führst mich zu deinem Vater.“

Rosa schwankte zwischen Wollen und Nichtwollen, doch in ihrem Herzen wohnte eine große Fürsprecherin für den Fremden. „Folgen Sie mir!“ sprach sie mit lieblicher Stimme, und reichte ihm kindlich-vertrauend die Hand.

10.

Eben war man im Begriff aufzubrechen, als Rosa zu Aller Verwunderung an der Hand eines Officiers ins Zimmer trat.

„Hier ist mein Vater!“ rief sie, auf Lebrecht zueilend. „Jener fremde Herr wünscht so herzlich, Sie zu sprechen, lieber Vater,“ lispelt sie leise, und tritt dann erröthend bei Seite.

Beide sahen einander schweigend an. Auf des Fremden Gesicht lag eine Mischung von Freude und Wehmuth, die bald in sichtliches Entzücken überging. „Lebrecht!“ rief er, und streckte die Arme nach ihm, „kennen sie ihren Eduard nicht mehr?“ —

„Eduard Linde! — mein Zögling!“ — erwiederte dieser mit zitternder Stimme, und erblaßte. Die Ueberraschung, den Geliebten, den er so süß belohnt vom Knaben- zum Jünglingsalter übergeführet, und der nun als gereifter Mann und verdienstvoller Krieger vor

ihn stand, und ihn jetzt noch mit derselben Liebe und Kindlichkeit umhalste, hatte den schwachen alten Mann zu sehr ergriffen. Er konnte sich nicht zurechtfinden in der plötzlichen Ueberraschung. Sein nasses Auge konnte sich nicht satt sehen an der stattlichen Gestalt des schönen Mannes.

„Kann ich jetzt anspannen?“ steckte jetzt der treuherzige Johann fragend den Kopf durch die Thür, und war nicht wenig verwundert, von seinem sonst so pünktlichem Herrn die Antwort zu vernehmen, daß er noch ein Stündchen warten könne. Denn der Pastor Milte wollte es sich durchaus nicht abgehen lassen, seinen hohen Gast — er war General — nach Würden zu bewirthen, und die liebe Ehehälfte mußte sich's schon gefallen lassen, noch einige Flaschen Wein aus dem gut besetzten Keller springen zu lassen, was sie sich denn auch nicht zweimal sagen ließ, denn sie selbst fand Behagen an dem stattlichen Manne.

Nach dem ersten Freudenrausche bat der neubelebte Lebrecht den General, auf kürzere oder längere Zeit bei ihm einzukehren. Rosa stand in banger Erwartung, und man sah es ihr an.

daß sie es wünsche. Der General nahm die Einladung mit Dank an. „Ich will versuchen," sprach er, indem er dem Greise herzlich die Hand drückte, „in ihrer Mitte die Ruhe wieder zu erhalten, nach der ich vergeblich so lange seufzte."

Der Johann hätte jetzt gern noch zwei Stunden zugegeben, so saß er mit aufgerißenem Aug' und Munde, Gaspars, des Generals Reitknechts, Erzählung von blutigen Schlächten zuhorchend, als er die Ordre zum Anspannen erhielt. Doch als er erfuhr, der General und der Caspar reite mit nach der Pfarre, da sprang er auf, und in vollem Fluge ging es dem guten Bornthal zu.

Auf der Pfarre angekommen, war Rosa's erste Sorge, das grüne Stübchen, das von dem Begräbnißtage der guten Pastorin noch nicht betreten war, für ihren lieben Gast in gehörigen Stand zu setzen. Sie räumte alles sorgfältig auf, was den Wittwer an seinen gehabten Verlust erinnern konnte. Dann öffnet sie den großen

Wäscheschrank, und sucht den feinsten, weißesten Bettüberzug heraus. Die grünen Vorhänge scheinen ihr die anwendbarsten. So ordnet und säubert sie, bis der gute Lebrecht seinen lieben Eduard dort einführt, und hoch hebt sich des Mädchens Brust, als der General alles vollkommen schön findet, und ihr Wohlthäter sie sein liebes Töchterchen nennt, daß wol verstehe, seine Freunde zu bewirthen.

„Kinderchen!" sagte der Alte, „so laßt uns, nach einem so herrlichen Tage, uns nun auch eines süßen Schlafs erfreuen." Man wünschte sich eine gute Nacht, und ging, jeder mit geheimen Empfindungen in der Brust, aus einander.

Der General schloß sich dem Familienkreise herzlich an, Rosa ihm, als einem längstgekannten Freunde. Man aß und trank an einem Tische, und ein Zimmer faßte sie Alle in engem, traulichen Kreise.

Am dritten Abend tritt Rosa ins Zimmer, und findet beide Freunde in so traulich-vertieftem Gespräche, daß sie ihrer nicht gewahren. Rosa, sie nicht zu stören, schleicht sich leise in einen

Winkel des Zimmers, und überläßt sich hier ihren Gedanken. Ihre Phantasie schweift bald in die Vergangenheit, dann bauet sie goldene Luftgebilde für die Zukunft. Da bringt ein tiefer Seufzer zu ihr ein, sie sieht auf, und erblickt Linden am Fenster mit trüben Blick hinaus in die Ferne starrend. „Ach," ruft er schmerzlich, „du lichter Strahl, der so mild in meine wunde Seele drang, wüßtest du, wie Nebelgewölk so schnell zerfließen!" —

„So in Gedanken, lieber Eduard!" sagte der Pastor, der sich auf kurze Zeit entfernt hatte, und den Träumer mit einem leisen Schlag auf die Schulter weckte.

„Gut daß Sie kommen, theurer Freund! — Was halten Sie von Träumen? haben sie nach Ihrer Ueberzeugung wol Bezug auf den Menschen?"

Der fromme Mann schüttelte bedenklich den Kopf. Der Glaube, daß das Kommende sich uns auch im Schlafe vorher verkünde, hatte ihm oft eingeleuchtet, er wußte selbst nicht, was er darauf antworten sollte. „Aber, lieber Linden,"

sagte er lächelnd, „wie kommen Sie zu der sonderbaren Frage?“

„Ich hatte vor einiger Zeit eine Erscheinung im Traume, die meine Einbildung um so mehr festhielt, je mehr sie Aehnlichkeit mit längst verlornem Eigenthum hatte. Nun denken Sie mein Erstaunen, als ich diese vorgestern in der Wirklichkeit, gerade in der Stellung, in derselben Umgebung wiederfinde. Und diese liebliche Erscheinung ist ihre Tochter, die unschuldige Rosa.“

„Sonderbar! wirklich sonderbar!“ sagte der Alte. „Doch glaub' ich,“ fügte er dann nach einem Veilchen mit einem wohlgefälligen Lächeln hinzu, „der Traum läßt sich deuten. Denken wir nehmlich: meinem guten Röschen sei das Glück aufbehalten, meinen theuren Eduard in die Hütte seines alten Freundes zu führen. Daher fügte es sich, daß wir gerade an diesem Tage meinen Freund Miller besuchen mußten, den ich in vielen Jahren nicht gesehn habe. Die gütige Vorsehung leitete Rosa's Schritte zu der großen Mahleiche, und ihr zur Schwärmerei geneigter Geist hielt sie hier so lange gefesselt,

bis Ihre Ankunft sie daraus erweckte, und Sie in meine Arme führte. — Ja, ja, so ist es!“ setzte er zuversichtlich hinzu, und Rosa gewahrend, die wie eine Bildsäule mit gefalteten Händen und thränenschweren Augen dasteht, ruft er dieser zu: „war es nicht so, liebe Tochter?“

Rosa erzwang ein Lächeln. Linden aber seufzte und schwieg.

Mehrere Wochen verflossen in ungestörter Ruhe. Der General sah bald ein, daß Lebrechts Einkünfte nicht zureichten, mit den Seinigen sorgenlos leben zu können. Er war sehr reich, hatte ansehnliche Landgüter, und seine Schätze hatten sich während seiner Abwesenheit ungeheuer gehäuft. Seine größte Sorge ging dahin, die Lage der guten Familie zu verbessern. Er verstand, die Gaben die ihm durch Geburt und Glück zugefallen waren, und in die er keinen wesentlichen Werth setzte, auf eine so zarte Weise zu vertheilen, daß jeder glauben mußte, er mache ihn durch deren Annahme nur Freude.

Folgender Brief, den Rosa ihrem Herzensfreunde Carl mittheilte, mag den freundlichen Leser mit ihren Empfindungen vertraut machen.

„Obgleich meine Erzählung von der Ankunft des Generals von Linde wenig Interesse für Dich zu haben scheint, so mag dies wol in der unvollkommenen Schilderung, so wie in dem Style liegen, in dem ich einfältiges Mädchen so ungeübt bin. Doch solltest Du ihn nur sehen, den Edlen, nur einen Tag Zeuge seiner Handlungen sein, Du würdest ihn gewiß eben so lieben, als wir, dafür bürgt mir Dein Herz.“

„Deines theuern Vaters längst verlebter Frühling scheint jetzt wieder bei ihm einzukehren. So froh sah ich ihn noch nie. Des Generals Seegenshand überschüttet Alles, was sich ihm nähert. Das arme, durch die Kriegslasten so sehr mitgenommene Dorf schafft er zum Paradiese. Zu jeder kleinen erwerbigen Hütte muß ich ihn führen, und alle seine Gaben gehen durch meine Hand; ja er nennt mich oft im Spaße seine kleine Schatzmeisterin. Ach, Karl, die arme Waise fühlte sich noch nie so gehoben, als da die dank-

bare Thräne der geholfenen Armuth auf ihre Hand fällt! Ja, Herzensfreund, gönne deiner Rosa immer die kleine Eitelkeit, wenn sie Dir offenherzig bekennt, wie so wichtig sie sich als Gabenspenderin fühlt! — Ach, es giebt Augenblicke, in denen mich das Gefühl so ergreift, daß ich an seine Brust fliegen, und im Namen der geholfenen Menschheit danken möchte! —

Linden kennt in mir nur die Tochter seines Freundes und Lehrers, und ich glaube, das Interesse, was er für mich hegt, auch darauf deuten zu können. Ich liebe ihn als einen Vater, und das arme Herz, das der Freuden kindlicher Anhänglichkeit so lang entbehrte, fühlt sich in dieser Erkenntniß so selig. Neulich, — denke nur das alberne Mädchen — sprach er von seiner nahen Abreise; aber, du mein Gott, wie wurde mir in diesem Augenblicke! Es war, als wenn ein Stück von meinem Herzen gerissen wurde; unwillkührliche Thränen stiegen mir in die Augen, die der muthwillige Julius bemerkte, und mich durch seine Neckereien sehr verlegen machte. Der edle Mann wußte dies aber so zart zu neh-

men, daß ich nicht allein mich wieder ermannte, sondern dem guten Linde nur noch gewogener wurde.

„Julius und Heinrich sind gestern zur Ausbildung nach der Stadt abgegangen. Anton erlernt die Oeconomie bei Frid. Hermann, welcher früher Adjutant bei dem General war.“

„Auf dem grünen Stübchen, welches Linden bewohnt, steht außer einem wunderschönen Meublement, statt des klappernden Claviers, ein kostbarer Flügel, und Lindens Spiel und mein Gesang verschaffen dem Greise manche frohe Stunde. Du weißt Karl, wie oft Vater es wünschte, daß die arme Kirche sich einer Orgel erfreuen möchte. Kaum hatte der Edle dies zufällig vernommen, so ritt er nach der Stadt, und in kurzem wird der fromme Mann seinen Wunsch erfüllt sehen.“

„Daß in vierzehn Tagen deines guten Vaters 76ster Geburstag ist, daran darf ich Dich wol nicht erinnern. Vielleicht sehen wir Dich wol gar in unsrer Mitte! — o wenn das wäre! — Der General, dem ich, wie Du leicht denken kannst,

viel Gutes und Edles von Dir erzählt habe, läßt vielmal grüßen, er wünscht herzlich Deine Bekanntschaft zu machen. Nun zu meiner Bitte: Du verstehst ja so schön, Empfindungen in Verse zu reihen; auch weißt Du ja am besten, was die arme Waise dem Wohlthäter zu sagen hätte, und an seinem Namenstage vom Himmel erflehen möchte. — Gewiß, gewiß, geliebter Karl, Du erfüllst die Bitte Deiner

treuen Rose.

11.

Eines Morgens erwachte Linden ungewöhnlich früh. Der Wunsch, den Morgen im Freien zuzubringen, trieb ihn vom Lager. Er kleidet sich, stopft sein Pfeifchen, und sieht zum Fenster hinaus, das Oeffnen der Pfarre zu erwarten. In wehmüthiger Stimmung sieht er, wie die Dämmerung allmählig der aufsteigenden Sonne weicht, und diese neues Leben über die schlafende Natur ausbreitet. — Ein Knarren der fest verriegelten Hausthür zieht sein Auge an, aus der nach einem Augenblicke eine schlanke weißgekleidete Gestalt herauskommt, und dem Garten zuschwebt. Ihn dünkt, eine schönere Figur habe er nie gesehen, und wohlgefällig weilt sein Auge auf dem lieblichen Wesen.

„Wer mag die Fremde sein?" fragt sich der erstaunte Linde, „wüßt ich doch außer der mir bekannten Lebrechtschen Familie niemanden auf der Pfarre. — Sollte in der Nacht" —

Die Schöne hatte kaum einige zwanzig Schritte zurückgelegt, so setzte sie einen in der Hand gehaltenen Korb nieder, hob die Hände flehend zum Himmel empor, und blieb in dieser Stellung wie festgewurzelt stehen. In einem dieser Momente traf der Abglanz der aufgehenden Sonne das Antlitz der Betenden, und der General erkennt — Rosa.

„Ist es möglich!“ ruft er. „Dies Ideal weiblicher Vollkommenheit übersah ich, indem ich nur das Kind, und in diesem die liebliche Unschuld bewunderte.“

Während dessen war Rosa weiter gegangen, und Lindens Blick verfolgt sie durch ein anderes Fenster.

„Wie zum Teufel, ich glaube gar, sie weint! — ja, wahrhaftig! — Ist das Frömmelei, oder drückt das Mädchen ein Kummer! Er sinnt einen Augenblick nach, dann ruft er mit gewichtiger Stimme: „nein Rosa, nein, weinen sollst du nicht! bist du ja das einzige Wesen, was mich noch auf dieser Welt interessirt! — Sollte sie wol lieben, und der Vater“ —

„Ich will es wissen!“ rief er, und schlich leise durch einen Umweg ihr nach, und belauschte sie in einer Laube, deren Dickicht ihn ihren Augen verbarg.

Rosa stand vor einem steinernen Tische, auf welchen sie einen Korb mit Blumen ausleerte. Sie fing an, einen Kranz daraus zu winden. „Ach,“ seufzte sie, „vermögt' ich doch mit jeder Blume dir eine Lebensfreude in diesen Kranz zu winden! — doch sie werden dahin welken, aber meine Liebe wird dir ewig bleiben.“ Sie schwieg. — „Weine nicht, arme Rosa! lispelte sie dann, und wurde traurig; „denn bist du auch arm, und kannst du ihn durch nichts erfreuen, so kannst du doch für ihn beten! — und gewiß, gewiß, der Himmel wird die Bitte eines armen, sehr armen Mädchens erhören, das ihn kindlich und im Glauben darum anfleht.“

„Hol' mich der Kuckuk, das Mädchen liebt! — aber wen sie nur liebt!“ —

Jetzt war der Kranz fertig, und Rosa ließ ihn in der schönen Hand rundum laufen, betrach-

tete ihn genau, verbesserte noch hier und da, und schmückte ihn dann mit einer Rosaschleife.

„Er wird sich doch freuen!“ rief sie mit wohlgefälliger Selbstzufriedenheit, und hüpfte, noch ehe der General aus seinem Versteck retirirt war, ihm gerade in die Flanke. Wie bedonnert stand dieser. Rosa prallte zurück. —

„Mein Himmel, Herr General, sie hier! so am frühen Morgen! — ich glaubte Sie noch im festen Schlafe!“ —

Ein gedehntes „So!“ war Lindens ganze Antwort, doch sein Auge war unverwandt auf den Kranz gerichtet. Er hätte doch gar zu gern wissen mögen, für welchen Glücklichen er bestimmt sei; doch so geradezu zu fragen, das schien ihm doch ein bischen zu dreist. In seinem Leben war er um eine Anfrage noch nicht so verlegen, als um diese, und daß gegen Rosa, mit der er gestern noch getändelt, noch gespielt hatte. —

„Das sind ja wunderschöne Blumen,“ drängte er endlich heraus.

„Nicht so schön, Herr General, wie ich sie zu haben wünschte,“ lächelte Rosa, „und,“

fügte sie ernst hinzu, „wie der Gegenstand sie verdient.“ —

„Darf man wol wissen, für wen der schöne Kranz bestimmt ist?“ platzte jetzt Linden heraus, und sah abwärts, als ob er der Antwort selbst ausweiche.

„Ob Sie es wissen dürfen! O edler Mann, wer, als eben Sie, nimmt wol innigern Antheil!“ — „Ich, ich! wie meinen sie das?“

„Er ist ja für Ihren Freund, meinen größten Wohlthäter, der heute seinen 76sten Geburtstag feiert. — O mögte doch der Gütige ihm noch viele, viele Jahre zulegen!“ fügte sie dann hoch begeistert hinzu. In ihren langen Wimpern zitterten helle Thränen, und ihre Augen hoben sich wie verklärt dem Himmel zu.

Der General stand wie eine Bildsäule. — War die eben gehörte Sprache denn die des Kindes vom Vater! War das Benehmen Rosa's nicht mehr dankbare Verehrung, als natürliche Kindlichkeit!“ —

„Rosa,“ fragte er mit einem festen, ernsten Blicke, ist Lebrecht ihr Vater?“

In gänzlicher Gemüthsverworrenheit stand Rosa da, eine Purpurröthe überzog ihr Gesicht. Der General sah das schöne Antlitz, die Perl' im Auge und die tiefbewegte Seele, die aus jeder ihrer Mienen sprach. „Du bist nicht Lebrechts Tochter," sagte er in bestimmtem Tone, „wer sind deine Eltern?

„Ich kannte sie nie!" seufzte Rosa im Gemisch von weichem Schmerz und zarter Wehmuth, „nie war es mir vergönnt, des theuern Vaters liebe Stimme zu hören! nie hatte ich das Glück, an dem treuen Mutterherzen zu ruhen!" —

„Armes Kind," sprach Linden tief bewegt, „da warst du sehr zu bedauren! Die Mutter konnte die Niemand ersetzen. Wer versteht die Sprache des Säuglings, wie die Mutter! wer hat die Nachsicht mit dem Kinde, wie die Mutter! — Ach," seufzte er dann, wie von einer traurigen Erinnerung ergriffen, „das Mutterherz liegt ja dicht an der Mutterbrust, und nur zu bedauren ist der Wurm, dem beides genommen wird. — Doch erzähle, Rosa! Du weißt nicht, welche grenzenlose Gewalt Du über mein Herz

geübt hast; daher sei aufrichtig, sage mir, was Du von deinen Verhältnissen weißt."

„Ich verlebte," sprach Rosa, „die ersten Jahre bei einer alten Bäuerin." Schon wollte sie das Geheimniß ihrer Geburt dem General mittheilen, da dachte sie der peinlich-drückenden Lage Mariens und der gewichtigen Worte des weisen Lebrechts, und so hielt sie damit zurück. „Von hier führte mich das Verhängniß in verschiedene Lagen," fuhr sie fort, „und die Hand der Prüfung lag schwer, sehr schwer auf der armen Waise. Schon fing ich an, das traurige Loos, Niemanden auf der Welt anzugehören, mit jedem Tage drückender zu fühlen, da führte mich ein guter Engel in diese Friedenshütte" — Hier schwieg die holde Unschuld, unwillkührlich fügte sie die zarten Hände in einander, und in stummer Bewegung blieb sie gesenkten Blickes stehen.

Der General glaubte einen Himmel vor sich aufgehen zu sehen. Er verstand die Seelensprache dieses Engels, über dessen ganzes Wesen eine hohe Reinheit ausgegossen lag. — Es ergreift

ihn wunderbar, und von einer unnennbaren Sehnsucht getrieben, reißt er das Mädchen ungestüm an seine Brust, und einen langen, heißen Kuß auf ihre Lippen drückend, ruft er: „Du bist mein, Mädchen, mein! und keine Macht der Erde soll dich mir entreißen!“ —

Da erwacht wie aus einem Traume die verschämte Jungfräulichkeit. „Was war das? fragt sie mit zitternder Stimme, und sich aus seinen Armen windend, tritt sie um einige Schritte zurück. „Herr General,“ spricht sie dann mit Würde, „verzeihen sie dem ungebildeten Landmädchen, wenn es vergessen konnte, was es seinem Geschlechte und der Verschiedenheit der Stände schuldig ist. — Ich sah nur den Freund meines Wohlthäters in Ihnen, und als dieser werden Sie, hoff' ich, meine kindliche Mittheilung zu schonen wissen.“ —

Mit einer anständigen Verbeugung wollte sich Rosa entfernen, da vertrat ihr Linden den Weg, und sagte mit bestürzter, jedoch gewinnender Stimme:

„Hab' ich dich beleidigt, gute Seele? —

O vergieb dem rauhen Krieger, wenn er seine Empfindungen zu ungestüm an den Tag legte, und zürne mit dem Himmel, der dich so vollkommen werden ließ! — Doch bei dem großen Gott, ich meint's nicht böse! Alles, was mir lieb war, wurde mir genommen! Wie dein Herz, sehnt sich das meine nach Mittheilung. Darum vertraue mir, nenne mich Vater! — Ersetze mir meine Ida! — denke, Du lagst in Vaters Armen!" —

Der wehmüthig-schmelzende Ton, der in diesen Worten lag, durchzuckte Rosa's ganzes Wesen. Sie blickte auf, sah den Mann mit hoher Würde vor sich stehen, sah die Thränenperle in den dunkeln Wimpern zittern, hörte den Namen „Ida." — —

— Das ganze Traumgebilde schien gelöst, die geheimen Ahnungen der Kindesseele erfüllt. Rosa, ihrer Empfindungen nicht mehr mächtig, sinkt in die geöffneten Arme des braven Mannes.

Eine momentane Stille herrschte zwischen beiden. Dann sah der General zum Himmel, und rief mit rührendem Ausdruck: „O wie glücklich fühl' ich mich in diesem Genuß! wie will ich schwelgen in den Vaterfreuden, und mich dadurch rächen an dem tückischen Schicksal!"

„Jetzt meine gute Rosa eil' ich zu deinem Pflegevater, er soll mir Auskunft geben über deine Geburt, und dann dein Glück in meine Hände legen. Vielleicht — o Gott, wenn meine Ahnung mir" — mit ungewisser Stimme — „doch nein, nein, warum Gefühle wecken in deinem unbefangen kindlichem Gemüth! — Leb wohl, Rosa! bald siehst Du mich, und vielleicht recht glücklich wieder.

12.

Mit großer Rührung lag der fromme Greis auf seinen Knieen, und dankte dem Allvater, der ihn bis hieher so väterlich geleitet hatte, und bat um fernere Kraft in seiner Berufsführung. Solle aber sein Ende nahe sein, so flehete er am Schlusse seines Gebets, so möge der Gütige seiner Lieben sich väterlich annehmen, und auch sie leiten durch's finstre Thal.

Eben erhebt sich der Greis, da öffnet sich leise die Thür, und der General bringt ihm mit seinem Morgengruß auch die Wünsche für sein theures Leben. Seine Augen sprechen mehr als seine Lippen. —

„Jetzt aber," sprach Linden, „erlauben Sie mir eine Frage: „wer ist Rosa, und wer sind ihre Eltern?

Erschrocken und aus seiner gewöhnlichen Sanftmuth geweckt, fragt dieser, wie er zu die-

ser Frage komme, und wer ihm gesagt, daß Rosa nicht seine Tochter sei?

„Das Mädchen selbst und der Zufall haben mich mit diesem Geheimnisse bekannt gemacht; doch wenn ihnen meine Ruhe, mein Glück werth ist, so geben sie mir Aufschluß. Wer ist das Mädchen?"

Sie ist die Frucht verbotener Liebe, die Folge des Fehltritts, in der Jugend und Unwissenheit des Herzens begangen. — Die Mutter hat sich von ihr losgesagt." —

„Die Unnatürliche, die Ausgeartete!" fiel Linden ein. „Sie konnte ihr Fleisch und Blut verleugnen, und sich so um die schönsten Freuden des Lebens betrügen!"

„Halten Sie ein, so scharf zu richten, Sie thun ihr Unrecht! Ich kenne die Gefallene von ihrer zartesten Jugend, sie war die Krone des weiblichen Geschlechts. — „Ach, guter Eduard, die Liebe ist mit der menschlichen Natur so innig verbunden, in ihr vereinigen sich alle seine Leidenschaften; sie führt zum Altar, aber auch zum Verderben; sie erhebt den Menschen zum Engel,

und stürzt ihn auch zu den Teufeln hinab. Hier hielt er bewegt ein Weilchen ein. Dann fuhr er in leidendem Tone fort: „vermuthlich schlich ein Bösewicht sich in des Mädchens unbefangenes Herz. Er schwur der Geliebten vielleicht Treue für die Ewigkeit, und brach sie wol schon in dem nächsten Augenblicke.“ —

„Edler Mann,“ fiel der General ein, „Sie sind der Fürsprecher der gefallenen Unschuld, und entsündigen die Verführte; doch nie können Sie in meinen Augen das Muttergefühl freisprechen. — Mit festem Tone — Sie ist und bleibt verworfen.“ —

Eduard, sein Sie nicht ungerecht gegen eine reuige Sünderin. Sie ist jetzt die Gattin eines braven, rechtschaffenen Mannes, Mutter sechs engelschöner Kinder. Ihr Gatte, und selbst die böse Welt, bezweifelt den Verlust ihrer Unschuld; doch im Stillen nagt der Wurm des Vorwurfs an ihrem Gewissen. So schleppt sie ein freudenloses Leben mit sich fort, bis der Tod, das Ende ihrer Leiden, sie der sündlichen Welt entrücken wird.“ —

Bewegt hatte der General das Ende der traurigen Erzählung angehört. Sein zur Verzeihung so sehr geneigtes Herz empfand Mitleid für die Verirrte. Mit Liebe drückte er des Greises Hand. „Ich verzeihe ihr. Doch," fügte er bittend hinzu, „in meine Hände legen Sie der Waise Zukunft, ich will für sie sorgen, sie lieben wie mein größtes Kleinod."

Lebrecht stand sinnend, sah den Bittenden lange und bedenklich an, zuckte die Achseln, und sagte dann bestimmt und rasch: „es geht nicht. Ich darf meine Rechte unter diesen Umständen nicht abtreten."

„Sie dürfen nicht? — Wie soll ich das deuten? — Setzen Sie Mißtrauen in meine Person?"

„Das nicht; doch hören Sie, und dann urtheilen Sie. Rosa ist ein armes, aber tugendhaftes Mädchen. Unter welchem Namen soll sie in Ihrem Umgange in der Welt erscheinen?"

„Als meine Pflegetochter, als meine dereinstige einzige Erbin."

„Schön gesprochen; doch wird die böse Welt

es glauben! — Auch sind sie, lieber Linden, noch in den Jahren, wo die Natur ihre Rechte behauptet. Sie kommen wieder in Verhältnisse, wo Ihr weiches Herz kann gefesselt werden. Sie haben Vermögen, sind ohne Erben, Ihr eignes Wohl gebietet, sich wieder zu vermählen. „Und" setzte er dann gewichtig hinzu: „und was würde dann der Waise Loos sein! — Nein, nein, ich bin in die Rechte des Vaters getreten, und unter meinem sichern Dache wohnt das gute Mädchen, bis" —

In diesem Augenblick unterbrach der kleine Wilhelm die Unterredung der beiden Freunde. Er bat den Vater im Namen der Geschwister, im untern Zimmer zu erscheinen.

„Sprechen wir ein andermal ein Mehreres über diesen Punkt," flüsterte Lebrecht, reichte dem General gutmüthig die Hand, und zog ihn mit sich hinunter.

Hier erwartete ihn ein Familienfest. Alle seine geliebten Kinder, außer Karl, der seinen Glückwunsch in den zärtlichsten Ergießungen eingesandt hatte, waren hier versammelt. Jedes

hatte ihm ein kleines Geschenk gemacht, alle ihm Freude bereitet. Dann wurde der Greis von den Aeltesten des Dorfs in die Kirche geführet, wo die versammelte Gemeinde den gefeierten Greis mit einem Danklied empfing. Der ganze Weg, so wie die Kirche, war mit Blumen und grünen Sträuchern geschmückt, und ein Amtsbruder aus einem nahen Kirchspiel hielt eine rührende Rede.

Rosa an Karl.

So eben kommen wir aus der Kirche, wo viele gute Menschen für die Lebensdauer Deines Vaters gebetet haben. Fassest Du das ganze Gewicht dieser wenigen Worte? — O, wohl dem Menschen, der es bis dahin gebracht hat! —

Karl, wie sonderbar ist heute meine Seele ergriffen; es ist, als ob eine ganz neue Zukunft vor meinen Augen läge. — Früh, noch ehe der Tag völlig angebrochen war, schlich ich in den Garten, um meinem Schöpfer meine heiligste Bitte vorzutragen; sie faßte Dich und deinen Vater.

„Nur diese erhalte mir," flehte ich, und ich will Dir ewig danken!" —

Ich hatte einen Kranz gewunden, und wollte in die Wohnung zurückeilen. Da stand der General vor mir. Sein scharfes Auge faßte mein ergriffenes Gemüth, und die Worte: „du bist nicht Lebrechts Tochter," brachten mich aus aller Fassung. Was er mir, was ich ihm sagte, weiß ich nicht zusammenzureihen; kurz, noch ehe eine Viertelstunde vergangen war, lag ich als Tochter in seinen Armen. — O Karl, des Mannes Güte war grenzenlos. —

Ich dachte an Dich, an unsre Liebe. Schon wollte sich mein Mund öffnen, sie ihm zu gestehen, und ihn um Fürsprache bei dem Vater bitten; da fiel mir aber zum Glück ein, wie dieser frühere und heiligere Rechte auf mein Vertrauen habe, und so hielt ich damit zurück. —

Geliebter Karl, freue Dich mit mir! ich hoffe, eine hellere Zukunft lächelt mir armen, armen Waise, und ich darf, vielleicht ohne Zagen, mein Auge bis zu Dir erheben. — Der Edle will mein Glück. —

Ich muß jetzt in die Wirthschaft, und muß abbrechen. Sobald ich ein Viertelstündchen abkommen kann, schreibe ich mehr. —

„Caspar," rief der General am Abend des frohen Tages, „du hältst dich fertig, morgen in aller Frühe brechen wir auf!" Der ehrliche Kerl sah ihn an, als ob er so ungefähr fragen wollte: „Herr, rappelts! oder was ist euch angekommen?" doch da er sah, daß Linden, im Schreiben fortfahrend, eben keine Lust zu haben schien, ihm weiter Rede zu stehen, da kam er mit der kleinlauten verduhten Frage heraus: ob der gnädige Herr denn so allein abreisen wolle?

„Haben wir denn Jemanden mitgebracht?" erwiederte Linden, in seiner Arbeit fortfahrend.

„Nun das wol nicht," brummte Caspar, „doch meint ich" —

„Nun was meintest du denn?" fragte Linden, und sah auf den närrischen Kerl, der aus purer Unruhe und Verlegenheit seine Mütze fast zerfetzte. —

„Sag' mir nur, du närrischer Kerl, was hast du vor? — die klaren Thränen stehen dir ja in den Augen; das Scheiden von dem lieben Bornthal scheint dir ja recht wehe zu thun."

„Ach, von mir ist nun eben die Rede nicht," seufzte Caspar, „aber das Frauenzimmerchen, das Frauenzimmerchen, das kann 'n ehrlichen Kerl das Wasser wol in die Augen pumpen."

Und nun erzählte der gutmüthige Mensch, wie das schöne Röschen zum Sterben verliebt in den General sein müsse, wie er ihr immer von ihm habe erzählen müssen, wie sie denn so ganz Ohr gewesen sei, und immer ausgerufen habe: „ach, der edle, der brave Mann!" und wie sie sogar einst, da von Abreisen die Rede gewesen sei, ausgerufen habe: „ach, lieber Caspar, das verhüte doch der Himmel, ich glaube ich könnte mich recht grämen!" — „Nun dacht' ich so" fuhr er dann vor sich niedersehend fort, „wir Menschen brauchen ja nicht alle gerade vornehm und reich zu sein, so wäre mir z. B. die schöne Röse zehnmal lieber als manch' vornehmes Fräulein, —

und wenn nun so dein Herr — er hat viele Güter — ist ledig und los" —

„Schon gut, schon gut!" unterbrach Linden den Schwätzer. Indeß wollte dieser bemerken, als ob seines Herrn Augen selbst unter Wasser ständen, und eine plötzliche Sinnesänderung vermuthend, trat er freudig zu dem General, und rief: „Wir bleiben noch in dem lieben Bornthal, nicht wahr gnäd'ger Herr!"

„Wir reisen!" seufzte Linden, und griff in der Verlegenheit, statt des Streusandes das Dintenfaß, und überschwemmte seine ganze Schreiberei. Caspar, statt seinem Herrn zu Hülfe zu kommen, drehte sich kurz um, und schlich verdrießlich zu seinen Rappen, ihnen die Kunde mitzutheilen. —

13.

Am andern Morgen trat der General mit einem versiegelten Paquet in Lebrechts Studierstübchen. Der finstertrübe Blick zeigte von seiner Gemüthsstimmung. „Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen, in einer Stunde verlaß ich diese friedliche Umgebung," sprach er, ihn herzlich umarmend, „mit diesem nehmen Sie die Verfügungen eines scheidenden Freundes. —

Lebrecht fragte bekümmert nach der Ursach dieses schnellen Entschlusses.

„Ich stürze mich wieder in's Kriegsgetümmel," erwiederte Linden, „gebe nur Gott, daß es bald wieder losbricht."

„Ei, ei, Eduard! wie kommt der Wunsch mit ihren Grundsätzen zusammen? — Dieser verderbende Gedanke steigt nur in der Seele eines rohen, oder lebensmüden Mannes auf. Der erstere sind Sie nicht, und der letztere dürfen Sie nicht sein. So lange wir auf der Welt wohnen,

darf das Irdiſche nicht allen Reiz für uns verlieren. Sehen ſie auf mich alten Mann, manch' Schickſal beugte meinen Rücken; dennoch murrte ich nicht. — Nicht bloß der Frühling, die Freudenfülle vergnügte mir, nein, auch im Spätſommer, wo die Freudenblumen nur ſpärlich blühen, ja jetzt, wo Schnee mein Haupt bedeckt, bin ich zufrieden." —

„Sie ſind Vater guter Kinder, die Sie herzlich lieben; wen aber hab' ich?"

„Dieſe Freuden ſind Ihnen noch vorbehalten; gehen Sie daher ab von dieſem Vorſatze. Treten Sie wieder auf unter Menſchen, für die zu leben Sie von der Natur angewieſen ſind. Sie ſind der Beſitzer großer Güter, können ſo viele Menſchen beglücken, die jetzt unter der Verwaltung von Miethlingen vielleicht ſeufzen, und wehe über ihren Gutsherrn rufen, der ihrer nicht mehr gedenkt. — Eduard, lieber Eduard," fügte er wehmüthig hinzu, „Sie ſind der letzte Ihres edlen Stammes, ſoll er mit Ihnen erlöſchen! Dem General von Linden, dem Vertheidiger des Vaterlandes, ſteht unter den edel-

sten der Töchter des Landes die Wahl, keine wird ihm ihre Hand verweigern."

„Nie, nie wird eine andere als meine Ida in diesem Herzen wohnen, ihr bleibt es ungetheilt. Für mich sind alle frohen Aussichten verschwunden. Schon öffnete sich mir ein neuer Himmel, die Unschuld kam mir vertrauend entgegen, da tritt die ernste Klugheit, die reifere Ueberlegung zwischen uns, und" — —

„Je nun," setzte er dann mit einem Seufzer traurig hinzu, „Sie mögen wol Recht haben! es soll ja nun einmal nicht sein!" —

„Eduard, schonen Sie meiner, ich kann Sie nicht so reden hören. Ermuthigen Sie sich, glauben Sie mir, Ihr Herz wird erwachen für die sanften Gefühle, die unter beständigem Kriegstumulte geschlummert haben, das entwöhnte Ohr wird wieder Gefallen finden an der sanften Sprache der Weiblichkeit, und Sie werden sich sehnen nach ihrem Besitze. Darum stehen Sie ab von dem Verlangen der Vaterrechte. Auch paßt Rosa ohne dieß nicht für die große, feine Welt. Aufgewachsen in Gottes freiem Garten, steht sie da

wie eine liebliche Knospe, die, würde man sie in fremden Boden verpflanzen, gewiß nicht zu ihrer schönen Blüthe gelangen würde, vielleicht möchte sie sich wol gar noch vor der Zeit entblättern." In eifriger Begeisterung, „Nein, nein, Herr General, ich kann des Mädchens Glück nicht auf ein so gewagtes Spiel setzen. Rosa bleibe unbemerkt in der Verborgenheit, bis sie, gesegnet von meiner Hand, in die Hütte eines braven Gatten übergeht. — Ach, guter Gott, wenn ich diese Freude noch erlebte!" — Hier verklärte sich des Greises Antlitz, und jugendlich ward seine Rede: — „Schon seh' ich sie im Kreise ihrer Lieben, wie sie Seeligkeit rings um sich schafft, wie sie, nach vollbrachter Tageslast, dem Gatten den Schweiß von der Stirne trocknet, und ihn beim selbstbereiteten Mahle die Stunden durch Liebe verkürzt, ihm Jahre zu Monden, und Monden zu Tage schafft, und mich dann als" — Doch, wohin reißt mich alten Mann die jugendliche Phantasie! was mögen Sie" — aber um's Himmels willen, was ist Ihnen!

Eduard! wie ſehen Sie aus! Ihre Bruſt hebt ſich gewaltig; ich will Hülfe rufen."

Und fürwahr, er hatte nicht zu viel geſehen. Das reine Bild häuslicher Glückſeeligkeit hatte mächtig zu ſeinem Herzen geſprochen; ganz war ſeine geliebte Ida das geweſen, was Roſa als Gattin dem Gatten einſt werden ſollte. Neue Ideen entfalteten ſich in der beklommenen Bruſt. Als wolle er ſeinem armen Herzen ein längſtgenommenes Eigenthum wiedergeben, drückte er ſeine Hände gewaltig gegen die wogende Bruſt. Er hörte nicht, er ſah nicht, bis die ängſtliche Stimme des Freundes ihn aus ſeinem Traume weckte.

„Bleiben Sie!" rief er kaum vernehmbar, „ach, mir iſt ſo wohl und doch ſo wehe! o haben Sie Barmherzigkeit mit einem Manne, der ſich ſelbſt nicht mehr verſteht!" Er umhalſte den guten Greis, und fuhr dann wehmüthig fort: „Rathen Sie mir, lieber, theurer Freund, was ſoll ich thun, um zu Roſa's Beſitze zu gelangen?"

„Sie heirathen," rief der Greis in raſcher Begeiſterung, „und zwei gute Menſchen glück-

lich machen.“ Dann aber fügte er in bedenklichem Tone hinzu: „Was ich eben sagte, war die Sprache des alten gutmüthigen, übereilten Freundes; doch nun hören sie aber auch, was der erfahrne, rechtliche Mann einredet. Beherzigen Sie, was Sie ihrem Stande, ihren Ahnen und ihrer Familie schuldig sind. Rosa ist ohne Namen, ohne Stand, ohne Vermögen. Reinheit der Sitten und Frömmigkeit des Herzens ist ihr ganzer Reichthum. Ihr Verstand ist natürlich und richtig, doch ist er nicht durch Vielwisserei und fade Gelehrsamkeit verschroben. Sie ist ein unverderbenes Naturmädchen, das sich aber nur auf heimischen Boden gefällt; fremde, städtische Manieren, Koketterie u. dgl. werden ihrem Umgange nicht behagen; und daher möchte die feine Welt sie wol gar dumm und einfältig heißen.“

„Mit der verbildeten Welt habe ich nichts zu schaffen,“ fiel Linden ein, „Rosa mein, und ich entsage mit Freuden der Welt, und beziehe, wenn sie will, mein einsames Landgut, und lebe dort meinem Weibe und meinen Unterthanen. — Aber,“ setzte er bedenklich hinzu, „die

liebliche siebenzehnjährige Rosa wählte den vierzigjährigen Mann zum Vater, wird sie ihn aber auch als Gatten lieben können!" —

„Beruhigen Sie sich, ich will das Mädchen zu erforschen suchen. Dort kommt ja eben Wilhelm, er soll sie sogleich rufen. Sie aber treten in das kleine Kabinet, dort können Sie des Mädchens Ausspruch hören, um mit Sicherheit darnach handeln zu können." —

Mit Herzklopfen schlüpfte Linden in den Versteck, Wilhelm wurde von dem Vater beordert, Rosa aufzusuchen und zu ihm zu führen.

Rosa saß eben und schrieb an ihren Freund. Sie hatte ihm alles, was sich gestern in dem lieben Vaterhause zugetragen, treu geschildert, auch nicht das Kleinste hatte sie vergessen. „Ich kann nur gar nicht begreifen," schrieb sie endlich, „was es mit Linden hieß, er war gar nicht so vergnügt, als er sonst zu sein pflegt; ich glaube, es machte ihn traurig, daß er den guten Vater mit nichts überraschen konnte; ja es kam mir

ſogar vor, als wenn er meiner Annäherung auswich. Doch ich verſchwieg es ihm aus guten Gründen; denn fühlen wir nicht täglich ſeine Güte! —

Am Nachmittage begab ſich Linden ſchon früh auf ſein Zimmer, und Abends ließ er ſich mit etwas Kopfweh entſchuldigen. Vermuthlich hat er ſich am frühen Morgen erkältet. — Gott, wenn er krank würde! —

Auch der gute Vater ſchien am Nachmittage etwas verſtimmt zu ſein. Er ſah mich oft recht lange und wehmüthig an. Ob wol Linden ſchon mit ihm geſprochen hat? —

So eben läßt mich der Vater rufen. Was werde ich hören! — Mir ſchlägt das Herz, als hätt' ich geſündigt; — doch that ich's, ſo geſchah es ohne mein Wiſſen. — Ich eile.

„Höre, gutes Kind," hob Lebrecht anſcheinend ruhig an, „unſer lieber Gaſt wird uns in einigen Stunden verlaſſen, ich" —

„Iſt's möglich! — Linden könnte uns

verlaſſen? — Vater, und das ſagen Sie ſo ruhig!“ —

„Es thut mir leid, Roſa, jedoch läßt ſich's nicht ändern. Jeder Menſch hat ſeine Beſtimmung, dieſer zu folgen iſt ihm Geſetz; zudem konnte er ja nicht immer hier bleiben.“ —

„Vater, ich begreife Sie nicht,“ ſtammelte Roſa, — noch geſtern Morgen — hat Ihnen denn Linden nichts geſagt? er“ —

„Was wollt' er nicht! ſelbſt unſre Zukunft zu ſichern, legte der Edle ſeine Verfügungen, im Fall er ſtürbe, durch jenes Dokument in meine Hände. — Deiner, gute Roſa, gedachte er mit beſonderer Liebe.“ —

„Ach, Vater, was nützt das Alles, wenn er ſich uns entzieht!“ — Ach, wie öde, wie verlaſſen werden wir uns fühlen, wenn wir ihn nicht mehr um uns haben, nicht mehr ſeine theure Stimme hören!“ — Heiße Thränen erſtickten ihre Stimme.

Lebrecht ſuchte ſie zu tröſten. Dann fuhr er im Laufe des Geſprächs fort: „Höre, Roſa, was ich Dir jetzt ſagen will, iſt von großer Wich-

tigkeit, es beruht darauf das Glück deines Lebens; erwäge daher wohl, was ich zu Dir rede: Du bist jetzt siebenzehn Jahr alt, also in der Periode, worin ein Mädchen heirathen kann: was würdest Du thun, wenn ein Mann von Vermögen, und was das Vorzüglichste ist, von gutem Herzen und mit verträglichen Eigenschaften begabt, um deine Hand würbe? — würdest Du sie ihm verweigern?"

Rosa erschrak heftig. — Sie trat einige Schritte zurück. „Mein Vater," fragte sie mit niedergeschlagenen Augen, „Sie würden mich doch nicht zwingen?"

„Da sei Gott vor! Du hast deinen eignen Willen. Doch sieh mich an; schäme Dich nicht; sei offen gegen deinen väterlichen Freund, der es so gut mit Dir meint; sage gerade heraus: Ist dein Herz noch frei? — Du seufzest! — Sollte der lose Liebesgott dir schon eine Wunde geschlagen haben!" —

Rosa brach in Thränen aus. Sie dachte an ihren Karl. Ihre Phantasie zauberte ihn herüber. Sie hörte, wie er bat: jetzt sei es Zeit,

sich dem Vater zu vertrauen. — Die Brust ward ihr zu enge, und das heiße Blut des Herzens trug sein Geheimniß auf ihre Wangen. — „Werden Sie zürnen, daß ich Ihnen ein Geheimniß" — hier stürzte sie nieder, und umklammerte seine Kniee.

Wer anders konnte der Geliebte nach Lebrechts Ansichten sein, als der General? Er hatte diese zarte Liebe keimen sehen, ihm war oft im Stillen bange geworden, wie das enden wolle. Jetzt war eine große Sorge von seiner Seele genommen. Waren ja beide nach seiner Meinung in der Herzensprüfung bestanden.

„Du Lose! hab' ich's errathen?" sagte er, sie freudig aufhebend. „O Mädchen, Du machst mich zum glücklichen Vater!" —

„Wie, Sie könnten mir vergeben! Sie könnten mich würdig halten!" — o Dank, tausend Dank, edler Mann! — o Gott, wie faß' ich mein Glück, meine Seligkeit!"

„Eduard! Eduard!" rief der Alte, und der General stand vor ihr. „Sie reisen nicht, lieber Linden, auch brauchen Sie nun an kein

Teſtament zu denken," ſprach er ſeelenvergnügt, „Sie haben das Geſtändniß aus Roſa's eignem Munde gehört, machen Sie mir das Mädchen nun auch ſo glücklich, wie ſie's verdient." Noch ehe ſich die Arme von ihrer Ueberraſchung geſammelt hatte, legte er beider Hände in einander, und ſprach: „Gott ſegne Euren Bund, geliebte Kinder! und wenn Ihr einſt recht glücklich ſeid, dann denkt Eures ſchlafenden Freundes!" —

Lautſchluchzend verließ der fromme Greis das Zimmer, ſich innig freuend ſeines gelungenen Werke.

„Meine Roſa, Du mein!" — rief der überglückliche Linden, „wie faſſ' ich die Seeligkeit! Du liebliches Weſen willſt Dich mir weihen! — O, könnt' ich Dir ſagen, was ich in dieſem Augenblicke empfinde!"

Roſa ſtand wie vernichtet. Karl war der Geliebte ihrer Seele; ihn wollte ſie von dem Vater erbitten, und wurde von dieſem durch ein Mißverſtändniß einem Manne verlobt, den

sie wie einen Gott verehrte. — Wechselsweise Blässe und Röthe färbte ihr Gesicht, und eine nicht zu verbergende Angst hob ihre Brust. Linden hielt dies für jungfräuliche Schüchternheit, und ehrte sie; hatte er ja eben ihr zartes Geständniß gehört.

Endlich machte ein Thränenstrom dem gepreßten Herzen Luft. „O, weine nicht, Du engelreine Unschuld," tröstete Linden, „zittre nicht vor dem gethanen Schritt, er soll Dich nie gereuen! Ach, sieh herab, theures Weib, dies fromme, gute Wesen will, wie einst Du, ihr Leben mir weihen' — Cecilia, überselig wollen wir sein in deinem Andenken!

Rosa sah auf, sah die tiefbewegte Seele des Mannes; es war, als ob eine Allmachtsgewalt sie überwältige. „Unerforschliches Wesen," seufzt sie, „ich folge Dir!" — Sie sinkt in des Generals Arme.

„Caspar," rief Linden, als er auf den Pfarrhof trat, und dieser eben die gesattelten

Rappen verführte, „wir reisen nicht allein, und bleiben noch um einige Wochen auf deinem lieben Wornthal.“ Der ehliche Kerl sah wie am vorigen Abend zu seinem Herrn auf; doch kaum erblickte er das sonnenklare, wolkenlose Antlitz, so wußte er auch schon, was die Glocke geschlagen hatte. „Hat's der Caspar gerathen!“ schmunzelte er komisch-fragend, „der gute gnädige Herr läßt sich das Frauenzimmerchen nicht zu Leide grämen.“ „Närrischer Kauz,“ erwiederte Linden, ihm wohlgefällig zunickend, „auf daß Du deine Liese nicht umsonst gefreiet hast, so magst Du für die zukünftige Gemahlin von Linden einen Reisewagen besorgen, aber einen recht bequemen, daß sag' ich Dir.“ —

„Herr Jemine, Herr Jemine!“ schrie jetzt der Kerl wie besessen, „da giebt's ja Verlobung und Hochzeit! — Ja du mein lieber Herrgott, kann ich mich ja doch gar nicht zurechtfinden, — Käfe, die wunderschöne Käfe, das allerliebste Frauenzimmerchen, meine liebe gnädige Frau!“ — Er küßte seinem lieben gebietenden Herrn bald die Hände, bald drückte er ihn wie seines Glei-

chen an seine treue Brust, er weinte, er lachte, kurz, er gebährdete sich wie ein Wahnsinniger.

Der biedere General erkannte in Caspars natürlicher Freude die Anhänglichkeit des treuen Dieners, der funfzehn Jahre Freuden und Leiden mit ihm getheilt hatte, und in keiner Gefahr von seiner Seite gewichen war, und gelobte in seinem Herzen, ihm ein ruhiges Alter zu sichern.

„Victoria! Victoria!" so erscholl es nun von Mund zu Munde: „Pfarrers Röse ist des reichen Generals Braut." So gern sonst, der arge Neid bei dergleichen Ereignissen seinen Stachel fühlen läßt, so schien es doch, als ob er keine Gewalt über das liebe Brautpaar hätte. Jeder gönnte dem züchtigen, anspruchlosen Mädchen dies unerwartete Glück, und erkannte in ihm des Himmels weise Fügung.

Rosa an Karl.

Fortsetzung des Briefes.

Heb' ich denn geträumt, oder ist es Wahn, was meine Sinne umfaßt! — O Karl, ist

Linden an seine Schwester.

Du hast gewiß schon lange auf einen Brief gewartet; doch Du weißt nun einmal, theure Schwester, das Schreiben ist mir in den Tod zuwider. Zehnmal geh' ich lieber in ein Treffen als zum Schreibtisch; der leichte Federkiel will sich gar nicht fügen in der Hand des unbeholfenen Kriegers. Auch meine Empfindungen und Gedanken auf's Papier zu bringen, will mir nicht so recht von der Hand gehen; überall holperts, überall hapert's, und so werde ich denn ungeduldig, und werfe oft den ganzen Kram über'n Haufen. Bei Dir, gute Schwester, hab' ich indeß das Kalmäusern, und das fatale Wortwählen eben nicht nöthig, und so mag's denn frisch von der Leber weggehen.

Ich fange an zu fühlen, daß es noch Freuden für mich in der Welt giebt. Ich wollte schon zu Dir, da führet mich der Zufall, nein, laß mich sagen, die Vorsehung, in die Friedenshütte meines theuren Jugendfreundes, und erschrick nur nicht, wenn ich Dir sage, daß ich bald — heirathe. „Heirathen? — und wer ist denn die

Dame deines Herzens?" höre ich Dich fragen, „ist sie hübsch? reich? wie viel Ahnen zählt ihr Stammbaum?" — Mache Dich indeß auf keine große Beschreibung gefaßt. Merke, daß sie häßlich ist; nein, sie ist schön, jung, und was das Beste ist, auch tugendhaft. Ich könnte einen ganzen Bogen vollfüllen, und das Mädchen zu einem Engel erheben; doch wozu das; genug, sie ist es werth, die Generalin von Linden und die Schwägerin der Baroneße von S.... zu heißen. —

In einigen Wochen ist sie die Meine. Dann komme ich zu Dir, und präsentire sie als meine Gattin. Du wirst sie doch gütig aufnehmen? — Verzeih mir diese Neckerei; kenn' ich ja doch meine theure Adelheid. —

Den Namen meiner Braut sollst Du doch aber wissen: sie heiße Rosa; die Figur dieses Röschens magst Du nun nach Deinem Geschmack wählen, und mir dann sagen, ob sie dem Original nahe kam. —

Grüße Deine Kinder von ihrem Onkel zau-

fendmal, und ſag' ihnen, daß ich ſie, ſo wie Dich, recht von Herzen liebe.

Roſa's kindliches Gemüth fügte ſich reſignirend in ſeine neuen Verhältniſſe. Sie verſchloß ihren Kummer in ſich, während ihre Achtung und Anhänglichkeit für den General mit jedem Tage wuchs. Sie fühlte ſich glücklich in ſeiner Nähe, ſie ſuchte ihm ſtets neue Freuden zu bereiten, jede kleine Unpäßlichkeit des edlen Mannes konnte ſie ängſtlen; doch der Name Braut machte ſie erheben.

14.

Eines Tages, da der alte Lebrecht seines Mittagsschläfchens pflegte, und Rosa, noch immer ihren Posten bekleidend, in der Wirthschaft zu thun hatte, stand Linden mit seinem treuen Caspar in der Gartenthür, und durchging mit ihm die Vergangenheit. „Ach," sprach der treue Diener, „wer hätte nur vor einem halben Jahre gedacht, daß der gnädige Herr noch so ein schönes Bräutchen finden sollte!" — Linden lächelte. „Ob das gute Röschen sich aber auch wol glücklich bei mir fühlen wird! mir däucht, das Mädchen ist jetzt so bloß, und ob ihr Taubenauge zwar schon lächelt, so will es mir doch oft einleuchten, als ob eine Thräne es verdunkle, und ein geheimer Kummer ihre Brust beklemme," — mit einem Seufzer — „ein junges Mädchen, ich über die Jahre hinaus" —

„Pah!" fiel Caspar mit einem bösen Gesichte ein, „den möcht ich doch sehen, der mei-

nen guten Herrn nicht mit jedem Tage lieber hätte! — und nun vollends das gute, dankbare Röschen! — zum Himmel, glauben sie mir lieber Herr, wird sie Ihnen das Leben machen. Ach, du lieber Gott," fuhr er dann innig vergnügt fort, „die Freude mögt ich alter Kerl nur noch erleben, so ein schmuckes Junkerchen auf's Roß zu heben, und dann hop, hop, mit ihm" — „Caspar, wohin reißt Dich die Freude," wär's nicht besser, jetzt für Deine eigne Existenz zu sorgen! Du wirst älter, der Dienst fällt Dir sauer, Du hast dich durch deine Treue um mich verdient gemacht, drum baue Dir deinen eignen Heerd, auf meinen Beistand darfst Du sicher rechnen." —

In heftiger Bewegung hatte Caspar dem Vorschlag seines Herrn zugehört. Kaum aber hatte er geendet, so erklärte er rund heraus, daß ihn nichts als der Tod von ihm scheiden solle, da er durchaus nicht ruhig sein könne, wenn er seinen Herrn in fremden Händen wisse, die, fügte er gewichtig hinzu, seinem Willen ja doch nicht so

nachzukommen wüßten, ihn auch gewiß nicht so lieben könnten als er.

„Es bleibt beim Alten, Caspar, wir bleiben bei einander," rief der General, und reichte ihm traulich die Hand.

In diesem Moment näherte sich ihnen eine lange hagere Gestalt, auf eine Krücke gestützt. Ein langer brauner Mantel hing um seine Schultern, sein weißer Bart ging bis auf den Gürtel herab, der den Mantel fest um den Leib anschloß. Das Gesicht war blaß, und tiefe Furchen, die Spuren des grauen Alters, machten ihn ehrwürdig. Schon zog der General die Börse, den Greis zu beschenken, da ging dieser aber freundlich-grüßend an beiden vorüber in die Pfarre. Rosa flog ihm entgegen, und empfing ihn wie mit kindlichem Entzücken. Sie führte ihn in den Großvaterstuhl, und machte sich sorglich um ihn zu schaffen. Des Einsiedlers Auge ruhte wohlgefällig auf dem Mädchen, er streichelte ihre Wangen, und meinte, sie sei um einen Kopf größer geworden, seit er sie nicht gesehen; und indem er zu wiederholten Malen die zarten

Hände drückte, schob er unbemerkt ein Zettelchen hinein.

Lebrecht war jetzt auch hinzugekommen. Er freute sich herzlich, ihn nach so langer Abwesenheit endlich wieder bei sich zu sehen. Man erquickte ihn durch Speis' und Trank, und Rosa, diese Gelegenheit benutzend, schlich sich hinaus, den Inhalt des Briefchens zu erfahren. Sie las:

„Die Angst um Dich, meine Rosa, hat mir viele bittre Stunden gemacht; man enthält mir jede Nachricht von Dir. Oft ist es mir, als müsse ich zu Dir, — doch meine Pflicht hält mich zurück. — O Gott, wie wird das enden! — Du darfst Dich diesem Manne mittheilen, schriftlich, oder mündlich, gleichviel, nur laß mich wissen, wie Dir's geht, ob Du mit deinem Verhängniß zufrieden bist, und nicht fluchst

Deiner Marie.

Kaum hatte Rosa zu Ende gelesen, so stand der General vor ihr, und erkundigte sich nach dem Namen und den Verhältnissen des sonderbaren Fremden. Sie suchte sich zu sammeln und erzählte,

was sie von ihm wußte. Der Alte habe sich nämlich vor vielen Jahren in dem Dickicht des Gehölzes niedergelassen, sich dort anfangs eine elende Hütte erbauet, welche aber bald von den Landleuten, die ihn wie einen Heiligen verehrten, in ein niedliches Häuschen verwandelt sei. Hier lebe er nun still und einsam, und manche Wunderkur werde durch seine heilsame Kräuterkunde von ihm verrichtet. Alle Jahr zu Anfange des Sommers trete er eine Wanderung an, von der er bald früher, bald später wiederkehre. Jeder Bewohner der Umgegend nehme ihn gern auf, da er sich durch seine Frömmigkeit und seinen weisen Rath großen Glauben erworben habe.

Linden belächelte die sonderbare Existenz dieses Menschen, und hielt ihn insgeheim für einen scheinheiligen Frömmler oder für einen Betrüger. Doch bald ward er eines Bessern belehrt. Kaum hatte er einige Stunden seiner Unterredung mit Lebrecht beigewohnt, so war er überzeugt, daß er ein guter Mensch war. In allen seinen Aeußerungen zeigten sich Zartheit und

Seelengröße, besonders aber schonende Menschenliebe. In der ganzen Umgegend kannte er jeden Bewohner, und nützte dieses zu eines jeden Vortheil. Man hielt seinen Spruch für Orakel, und folgte ihm blindlings.

Mesa schrieb eine Antwort, verbarg sie unter ihrem Busentuche, und ging dann, sie dem Alten zuzustellen. Sie hörte, er sei mit Lebrecht in den Garten gegangen, und eilte dorthin. Schon hatte sie den ganzen Garten durchstreift und sie nirgend gefunden, als sie Stimmen hört, und, da sie diese verstellte Beide, in einem sehr eifrigen Gespräche begriffen, neben einander stehen sieht. Das wilde, dichtverschlungene Gebüsch verbirgt sie ihren Augen, und überlegend, ob sie sich ihnen nähern soll, hört sie ihren, und bald darauf auch den Namen ihrer Pflegemutter aussprechen.

„Glauben Sie mir," sprach Lebrecht, „Mesa ist die alleinige Ursach von Mariens Schwermuth." „Der Mensch kann irren," erwiederte jener; „bevor ich also ihrer Meinung Glauben beimesse, erlauben Sie mir zu fragen,

inwiefern Sie zu dieser Muthmaßung kommen?“ „Marie ist,“ flüsterte Lebrecht so leise, daß Rosa es kaum vernehmen konnte, „Rosa's Mutter; sie selbst legte dies Geheimniß in meine Hände. — Nun handeln sie nach ihrer bessern Ueberzeugung zum Wohl der unglücklichen Eheleute.“ Der Eremit drückte ihm wehmüthig die Hand, und war eben im Begriff zu antworten, da sprang der muntre Wilhelm herbei.

„Sieh' nur, Väterchen,“ rief er, „welch ein wunderschöner Schmetterling, betrachte nur die herrliche Farbenmischung!“ Beide Männer fanden ihn von seltener Schöne, und der Vater rieth dem kleinen Wildfang, seiner ja zu schonen, und da er bange war, der Knabe möchte ihn verletzen, so erbot er sich, ihn selbst zu Wilhelms Sammlung zu tragen. Der Fremde, dem die Kühle dieses Plätzchens sehr behagte, blieb zurück.

Kaum hatte Rosa den Prediger aus den Augen verloren, so eilte sie aus ihrem Versteck, und warf sich in die Arme des Greises. Viel, sehr viel hatte sie ihm sagen wollen, und doch hatte sie jetzt keine Worte; denn eine drückende

Angst preßte ihre Brust zusammen. Der Ueberraschte Alte richtete sie mit sanfter Gewalt in die Höhe. „Was ist Dir, gute Rosa?“ fragte er sorgsam, „woher diese Erschütterung?“ — „Ach,“ seufzt sie, „der guten Pflegemutter bitt'res Loos liegt mir am Herzen, da ich mich als die Ursach ihres Kummers ansehen muß.“ — Der fromme Mann suchte sie zu ermuthigen. „Wenn dem so ist, meine Tochter,“ sprach er, „so wird das Dir bevorstehende Glück sie aufrichten und erheitern. Daher verbanne den Gram, der eine Braut so wenig kleidet.“

Stillschweigend reichte Rosa dem Greise den Brief. Doch der niedergeschlagene, trübe Blick zeigte dem Menschenkenner, daß noch sonst etwas des Mädchens Seele trübe. „Enthalten diese Zeilen Balsam für Mariens wundes Herz?“ fragte er, und sah sie dabei forschend an. Eine bejahende Bewegung des Kopfes war ihre Antwort. „Sonderbar,“ fuhr er fort, „eine Braut, eine so glückliche Braut! und keine Worte! — Rosa, sage mir aufrichtig, liebst Du den Dir Bestimmten?“ „O, ich verehre,

ich vergöttre den edlen Mann," fiel sie hastig ein. „Ich frage, ob Du ihn liebst. — Rosa, Du siehst in mir keinen neugierigen Frager, ich öffne Dir ein Herz voll Antheil und Mitgefühl, — darum vertraue Dich mir."

Ueberwältigt durch diese warmen Worte, erzählte Rosa, was der liebe Leser schon weiß.

Bewegt hatte der Greis ihrer Erzählung zugehört, und ergriffen von des Mädchens frommen, gottvertrauendem Gemüth, rief er aus: „Der Himmel mache Dich so glücklich, wie Du es zu sein verdienst!" — Er segnete sie.

„Nur eine Frage beantworten Sie mir, bevor wir scheiden," stammelte Rosa gesenkten Blickes: „wird der Höchste mich entsündigen, wenn mein widerspenstiges Herz, der Stimme der Vernunft nicht folgend, noch in geheim des Jünglings gedenkt, während Pflicht und Gesetz mich an den Verlobten bindet?" —

„Meine Tochter, die erste Liebe ist die stärkste aller Leidenschaften; sie in den zartfühlenden Herzen mit einem Male zu unterdrücken, steht nicht in des schwachen Mädchens Gewalt. Doch,

fügte er ſanft bittend hinzu, „wache über dein Herz, bedenke, mit dem Verluſt deiner Unſchuld geht auch dein Glück, deine Ruhe verloren.“

„Doch nun komm, gutes Kind,“ ſprach er ſich erhebend, „dort kommt ja der gute Prediger“ —

„Und auch der gute Linden,“ fiel Roſa erſchrocken ein, und bemühte ſich, die trüben Augen zu erhellen. —

„Wen nennſt Du Linden? — den General? — iſt das der Name des Dir Beſtimmten?“ rief der Greis in einem Gemiſch ſonderbarer Empfindungen. „Sprich, Roſa, war dieſer Mann früher verheirathet?“ —

Eben wollte Roſa antworten, da ſchon waren beide Männer nahe. Sie ſchwieg; doch konnte es ihr nicht entgehen, wie eine Leichenbläſſe des Greiſes Antlitz überzog, und wie ſein Auge lange und forſchend auf dem General ruhte.

15.

„Dienten Sie lange, Herr General?“ fragte beim Kaffeetrinken der Eremit, als das Gespräch auf Krieg und Frieden fiel.

„Seit meinem siebenzehnten Jahre.“

„Waren Sie verheirathet?“

„Ja,“ seufzte Linden, „doch leider nur zu kurze Zeit, um die Freuden der Ehe genießen zu können!“

„Der Herr General werden sich jetzt wieder vermählen?“

„Dieser Engel,“ — auf Rosa zeigend — „will mir meine geliebte Ida ersetzen.“

„Ida, Ida!“ rief der Eremit, und sank erschöpft zurück.

„Um gotteswillen, was ist dem alten Manne!“ riefen Alle, — „erholen Sie sich! — was ist Ihnen begegnet?“

„Der Name Ida,“ seufzte er, „hat mich tief ergriffen, er rief einen Gegenstand in mein

Gedächtniß, — doch es ist vorüber, — sein Sie außer Sorgen, — mir ist wohl, ganz wohl.“

Dieser Umstand hatte eine allgemeine Stockung im Laufe der Unterhaltung hervorgebracht. Dieser war um eine Frage, jener um eine Antwort verlegen, und schon fing man an, sich zu langweilen, da sprach der Pastor: „Wie wär es, lieber Eduard, wenn Sie uns heute einige ihrer merkwürdigsten Lebensereignisse mittheilten? — unser lieber Gast wird hoffentlich auch Gefallen daran finden.“ Der General bedachte sich einen Augenblick, dann erwiederte er: „Wohl, es sei! war ich Ihnen diese ja schon längstens schuldig.“ —

„Von meinen Eltern war ich, wie sie wissen, schon in der Wiege für den Militairdienst bestimmt. Ich war im achtzehnten Jahre Cadet, im neunzehnten Lieutenant. Ein Jahr darauf brach der Krieg aus; ich erhielt eine Compagnie. Nicht erwägend, ob ich dieses schnelle Avancement meinen Fähigkeiten oder meiner Abkunft zu verdanken hätte, ging ich mit feurig raschem Blute meiner Bestimmung entgegen. Anfänglich woll-

ten mir die Strapazen freilich nicht behagen; denn gewohnt, auf weichen Polstern zu ruhen, mußte ich jetzt mit einem harten Lager, ja oft mit einem Strohsack vorlieb nehmen. — Doch was erträgt der Mensch nicht, wenn er muß! — Von den Schlachten und Scharmützeln will ich schweigen, und nur das erwähnen, was mit meiner Geschichte in genauer Berührung steht."

„Eines Morgens ward es ungewöhnlich früh lebendig im Lager. Man horcht, man fragt, Niemand weiß Auskunft zu geben. Da ertönen plötzlich von allen Seiten Trompeten und Tremmeln. Man ruft wild durch einander: „Der Feind! der Feind!" Die Schlafenden erwachen, greifen zu den Waffen, doch die Unordnung, die im ganzen Lager herrschte, machte, daß wir dem Feinde nicht gehörig begegnen konnten. Wir waren bald umringt. Eine Verrätherei mußte im Spiele gewesen sein; denn bald drängten die Feinde von allen Seiten in's Lager, und noch ehe eine Stunde verging, mußte, was nicht verwundet oder entflohen war, die Waffen strecken."

„Ich war wüthend. Ehre oder Tod! schrie

ich, und ſtürzte mit einem Haufen der Bravſten in des Feindes dickſten Haufen. Wir thaten wirklich Wunder der Tapferkeit; doch ein Hieb, welcher gewiß meinen Kopf geſpalten haben würde, hätte nicht ein braver Unteroffizier denſelben aufgefangen, ſtürzte mich beſinnungslos vom Pferde." —

„Wie lange ich in dieſem Zuſtande zugebracht', weiß ich nicht. Als ich die Augen aufſchlug, — Gott, was ſah ich! — Hier winſelte ein Schwerverwundeter, da fluchte ein grauer Krieger, dort röchelte ein Sterbender. Ich richtete mich mühſam in die Höhe, das Blut quoll mir vom Kopfe, und ich vermogte nicht aufzuſtehen. Der Feind hatte das Lager verlaſſen, und ich ſah mit Abſcheu, wie die Marodeurs die Unglücklichen bis auf die Haut ausgezogen, und wer noch Kraft fühlte, und es wagte, ſich dieſer unmenſchlichen Behandlung zu widerſetzen, wurde ſchrecklich gemißhandelt. Jetzt näherten ſie ſich auch mir. Ich rief ihnen zu, daß ich ihnen gern alles geben wolle, wofern ſie mir nur die nothdürftigſte Kleidung laſſen wollten.

Ich reichte ihnen meine Verse und was ich übrigens von Werth bei mir hatte. Sie schienen zufrieden zu sein, und entfernten sich. Zwei Stunden, wenn nicht länger, mußte ich in diesem jammervollen Zustande ausharren. Die Zunge klebte mir am Gaumen, und schon fühlte ich ein Fieber in meinen Adern entbrennen. Endlich kamen einzelne Wagen, die Verwundeten abzuholen, doch hatte ich lange zu warten, denn ich lag in der Mitte des Todtenfeldes, und das Aufladen begann an der äußersten Seite. Meine Augen schloffen sich ermattet, und schon zweifelte ich an Erlösung. Da hörte ich mit einem Male den Ausruf: „dort, dort muß er liegen, da sah ich ihn fallen!“ Die Stimme schien mir bekannt, ich blickte auf, und erkannte meinen treuen Kurt, wie er mit einem Wundarzte über die Leichen einherschritt. Ich nahm alle Kräfte zusammen, winkte mit der Hand, und rief den Namen des um mich Besorgten. Sie kamen näher. Der Wundarzt untersuchte meine Wunde, fand sie aber nicht lebensgefährlich; nur die Verblutung hatte mich so sehr entkräftet. Ich

ward leicht verbunden, und mit mehtern andern in die nächste Stadt gebracht, wo ich, da die Hospitäler schon überfüllt waren, bei einer Witwe untergebracht wurde."

„Hier verfiel ich in eine heftige Krankheit: vierzehn Tage rang Leben und Tod mit einander. Als ich meiner Sinne wieder mächtig wurde, erfuhr ich von meinem Diener, daß ich es nur der unermüdlichen Pflege meiner edlen Wirthin zu verdanken habe, daß ich noch unter den Lebendigen sei. „Die gute Frau," sprach er, „ist nicht von ihrem Lager gewichen, jede Erquickung hat sie selbst bereitet, und jeden Tropfen Medicin hat ihre sorgsame Hand ihnen eingeflößt."

„Ich wurde tief gerührt bei dem Anblick meiner Lebensretterin. Sie mußte früher schön gewesen sein. Tief in Trauer gehüllt, flossen noch ihre Thränen um den heißgeliebten einzigen Sohn, den der unselige Krieg ihr genommen hatte. Jeder Danksagung von meiner Seite wich die edle Frau mit sanfter Milde und zarter Würde aus, und fuhr in ihrem Bemühen fort, meine Genesung zu beschleunigen."

„Eines Morgens trat statt ihrer ein junges Mädchen in mein Zimmer, und fragte in leidend-wehmüthigem Tone nach meinem Befinden. Ihre Augen waren verweint, und unverkennbare Kümmerniß lag in ihren Zügen."

„Herr Capitain," sprach sie mit zitternder Stimme, „Sie werden sich wol einige Tage von unserer Johanne bedienen lassen müssen, die gute Mutter ist leider bettlägrig geworden."

„Diese Worte fielen mir schwer auf's Herz; die Sorge, daß sie durch zu große Anstrengung während meiner Verpflegung vielleicht erkrankt sei, beklemmte meine Brust. Ich ließ dies laut werden. Doch mit schonender Zartheit erwiederte sie: „Machen Sie sich dieserhalb keinen Vorwurf; der Gram um den theuren Bruder und mehrere vorhergegangene harte Schläge des Schicksals hatten ihre Gesundheit längst erschüttert." Hier stockte ihre Stimme; die Thränen zu verbergen, verließ sie schnell das Zimmer."

„Mutter und Tochter," fuhr Linden gerührt fort, „hatten einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth gemacht. Ich forschte bei der alten Magd, und erfuhr, daß die Mutter an einer unheilbaren Abzehrung darniederliege, und die Tochter jetzt die alleinige Ernährerin derselben sei. Der Vater, früher ein wohlhabender Kaufmann, war vor sieben Jahren gestorben. Starke Kriegslasten, zweimalige Plünderung hatten den ganzen Nachlaß des reichen Mannes weggerafft. Den Rest, der Wittwe Eingebrachtes, hatte eine unglückliche Bürgschaft weggenommen."

„Schrecklich! schrecklich!" seufzte der Einsiedler, und ward mit jedem Augenblicke gespannter. —

„Jeden Morgen kam der Engel, und erkundigte sich in der Mutter Namen nach meinem Befinden. Mit jedem Tage ward das schöne Gesicht blasser und leidender. Ich konnte schon im Zimmer umhergehen, und erbat mir die Erlaubniß, die Kranke besuchen zu dürfen. Ich fand sie sehr schwach. Auf keine Weise ließen mich die guten Menschen es merken, wie sauer es ihnen

abging, meinen Bedürfnissen zu genügen. Die unendliche Herzlichkeit, das Zartgefühl zwischen Mutter und Tochter zogen mich manche Stunde in ihre Mitte, und machten mir das Scheiden von ihnen sehr schwer.“

„Die treue Magd war mir behülflich, ihnen unter fremder Hand manche Hülfe zufließen zu lassen, und so ging ich, wieder hergestellt, zur Armee zurück. Doch zu sehr hatten die Reize und die Tugenden der lieblichen Ida auf mein unbefangenes Herz eingewirkt; überall stand ihr Bild mir zur Seite. Ach,“ rief er in wehmüthiger Begeisterung, „Ida war meine erste, heiße Liebe!“ —

„Ein Jahr war verflossen, da erfolgte zu meiner Freude ein Waffenstillstand. Ich nahm Urlaub, und eilte in die Stadt, wo meine Ruhe, mein Frohsinn begraben lag. Voll heißer Sehnsucht trete ich in das Haus, fliege die Treppe hinauf, klopfe an die Thür, doch welch Entsetzen, als statt des schönen Lockenköpfchens meiner Ida ein altes verdorrtes Myänengesicht um die halbgeöffnete Thüre schielt, und mich

vom Kopf bis zu den Füßen mißt. Ich bat höflich um Entschuldigung, und fragte nach Madam Volmar. Mit widrig-schnatternder Stimme antwortet sie, daß diese schon vor einem halben Jahre gestorben sei."

„Und die Tochter?" fragte ich in gespannter Erwartung.

„Gott mag wissen, wo das kleine Ding hingerathen ist. Endlich mochte sie ja doch wol einsehen, daß der hohe Miethzins sich nicht durch die Nähnadel aufbringen ließ, und so," fügte sie spöttisch hinzu, „mußte die Mamsell den Dünkel fahren lassen, und die vornehme Wohnung mit einer geringern vertauschen."

„Ich stand, wie vom Blitze getroffen, sprachlos da, und schon wollte der lieblose, giftige Drache mir die Thüre vor der Nase zumachen, als ein junges freundliches Mädchen eilfertig zwischen uns trat, der Alten einen strafenden Blick zuwarf, und, mich anständig grüßend, einzutreten bat. „Ich höre," sprach sie mit einnehmender Stimme, „Sie fragen nach Mamsell Volmar. Ich kann Ihnen zwar keine genaue

Nachricht geben, jedoch könnte ich, im Fall es Ihnen genügt, doch auf die Spur helfen.“ Sie schloß ein Büreau auf, suchte zwischen einigen Papieren, und reichte mir eine Karte.“

„Hier,“ sprach sie, „finden Sie Namen und Straße des Kaufmanns, für den das gute Kind arbeitet. — Möchten Sie,“ setzte sie, mich betrachtend, recht theilnehmend hinzu, „ihr doch eine erfreuliche Nachricht zu bringen haben; wie ich neulich hörte, soll es ihr jetzt recht traurig gehen, und doch hat sie Wohlthaten, die man ihr hat zufließen lassen wollen, auf eine ehrenvolle Weise von sich gewiesen.“

„Das Herz schlug mir laut vor Freude. Ich nahm dankend die Karte, und eilte zu dem mir angewiesenen Kaufmann.“

„Auf meine Frage nach dem Herrn, führte man mich in ein Zimmer, und bat mich, hier zu verweilen. Ich stand wie auf Kohlen, und da ich im Nebenzimmer reden hörte, führte meine Ungeduld mich zu der halboffenstehenden Thür. Ein ältlicher Mann stand vor einem Tische, ein weißes Stück Waare betrachtend, an dem er gro-

ſies Wohlgefallen zu haben ſchien. „Schön, ſchön," ſprach er zu einem ihm zur Seite ſtehenden verſchleierten Frauenzimmer, „nur bedaur' ich, Ihre Mühe nicht nach Wunſch belohnen zu können." — „So legen Sie nur noch etwas zu," lispelte das Frauenzimmer mit kaum verſtändlicher Stimme; „ſein Sie verſichert, daß auch kaum der nothdürftigſte Unterhalt dabei verdient wird." „Ich glaub' es gern," erwiederte der Kaufmann; „allein dieſe Sachen werden zu wenig geſucht: man ſteckt das Geld hinein, und" — „So muß ich es Ihnen denn wol leider dafür geben," ſeufzte die Gedrängte." — Der Kaufmann ging zum Büreau, ihr das Geld zu zahlen, und ich wandte mich, in bitterm Unmuth wider den Kaufmann, von der Scene ab, und mich langweilend, betrachtete ich die wunderſchönen Gemälde, die in dem Zimmer des reichen Mannes aufgehängt waren."

„Eine gute Viertelſtunde hatte ich in dieſer peinlichen Erwartung zugebracht, als der Handelsmann in das Zimmer trippelte, und mich

mit einer steifen Verbeugung fragte, inwiefern er mich zu bedienen das Glück haben könne?"

„Ich wollte Sie bitten, mein Herr, um gütige Nachweisung der Mamsell Volmar."

„So," sagte der alte Herr in einem gedehnten Tone, der sich in seiner Speculation, ein Geschäftchen mit mir machen zu können, jetzt getäuscht sah, „die hätten Sie vor einer Viertelstunde hier treffen können." —

„Ich stand wie vernichtet. Also jenes Frauenzimmer, was ihre sauerbeendigte Arbeit dem reichen Kaufmann für ein Spottgeld überlassen mußte, um den kärglichen Unterhalt davon zu erringen, war meine angebetete Ida. — Ich ließ mir Auskunft geben, und eilte fort. Die gute Seele wohnte in der Vorstadt in dem Hause einer armen Gärtnerwittwe. Die alte Magd erkannte mich auf den ersten Augenblick, und führte mich in das niedere Stübchen ihrer jungen Gebieterin. Der Anblick der hier herrschenden Aermlichkeit preßte mir Thränen in die Augen. Die Alte bemerkte es. „Sie wundern sich über den Strohstuhl und den schlichten tannenen Tisch, lie-

ber Herr," sprach die Alte. „Ach, wir hatten eine schlimme, schlimme Zeit zu bestehen! doch gottlob, wir sind nun über den Berg, und wenn uns der liebe Gott nur gesund läßt, soll's nun schon gehen. — Haben wir's gleich nicht mit Scheffeln, so ist's mit Löffeln. — Da ist die Mamsell hin, und bringt ein Stück Arbeit weg, ein wahres Prachtstück! da wird nun ein Stückchen in die Wirthschaft angeschafft, mit dem andern halt ich Haus, und so kommen wir ja immer weiter, bis der liebe Gott denn mal ein Einsehn thut, und dem frommen Kinde etwas Besseres in die Wege weis't. Ja, wahrhaftig," fuhr die redselige Alte beglaubigend fort, „wenn's ein Christenkind verdient, daß es ihm gut geht, so ist's die fromme Ida!" und nun erzählte sie, wie die gute Tochter, der Kranken die gehörige Pflege zu geben, insgeheim eins nach dem andern zugesetzt hätte, selbst die kostspielige Wohnung habe sie bis zu ihrem Ableben beibehalten, das daran gewöhnte Mutterauge nicht zu verletzen."

„Eben trat Ida in den Garten. Ich that Johannen den Vorschlag, ihre junge Gebie-

terin auf meine Ankunft vorzubereiten, und ſchlüpfte in den Alkoven. Ida trat ein, und ſetzte ſich erſchöpft auf den Strohſtuhl. Die Alte ging ihr freundlich zur Seite, und redete ſie gutmüthig an; doch Ida ſenkte das Köpfchen traurig auf ihre Schulter. „Ach, gute Johanne," ſeufzte ſie, „ich bringe Dir wenig, kaum reicht es hin für eine Woche. — Sieh hier den ganzen Ueberſchuß." — Die Alte ſuchte ſie zu tröſten, und wies ſie auf eine hellere Zukunft. „Glauben Sie nur, liebe Mamſell, der Seegen ihrer frommen Mutter bleibt gewiß nicht aus." —

„Er iſt ſchon da," rief ich, mich vergeſſend, und ſchloß ſie in meine Arme. „Ida, darf ich auf Gegenliebe rechnen, ſo biet' ich Ihnen Herz und Hand und eine ſorgenloſe Zukunft an. — Sanfte, wehmüthige Thränen waren Ida's Antwort. — Wir ſchwuren uns ewige, unverbrüchliche Liebe und Treue, und die alte Johanna hob die Hände dankend zum Himmel."

„Die Trauerzeit abzuwarten, ſchien mir nicht räthlich, da ich zur Armee zurückmußte. Und ſo überredete ich die liebende Seele nach bald b.

ſiegten Einwendungen, mir ihre Hand zu rei-
chen. Wir reiſ'ten ab. Sechs Wochen war ich
in ihrem Beſitze, da ſah ich mit Angſt der Wie-
dereröffnung des Kriegs entgegen. Kritiſcher als
je waren jetzt die Ausſichten, und ich zitterte
für die Sicherheit meines geliebten Weibes. Nach
reiflicher Ueberlegung hielt ich ſie auf einem meiner
Landgüter, das vom Schauplatze des Kriegs weit
entfernt lag, am ſicherſten. Doch das edle Weib
wollte nicht von meiner Seite. Jede Ueberre-
dung ſcheiterte an ihrem feſten Willen. „Wie
könnte ich," ſprach ſie mit himmliſcher Milde,
„dich mit Beſchwerlichkeiten und Ungemach käm-
pfend wiſſen, während ich in träger Ruhe und
Gemächlichkeit zubrächte! — Nein," fügte ſie
mit heldenmüthiger Entſchloſſenheit hinzu, „ich
bin die Frau eines Soldaten, und als dieſe will
ich mich auch bewähren." —

„Acht Monate war ich der glücklichſte Gatte,
da zogen die Gewitterwolken von allen Seiten,
und trübten meinen Himmel. Mein gutes Weib
fing an zu kränkeln. Die heimliche Angſt in der
Seele wegen unſrer Zukunft ſchwebte, da die Stadt,

in welcher ich mit zur Besatzung gehörte, belagert war, und die Vorräthe zu den nothdürftigen Bedürfnissen immer weniger wurden, mochte wol die größte Ursach davon sein. Eines Tages, da die armen geängsteten Einwohner, froh, einen Jammertag wieder zurückgelegt zu haben, sich in ihre Wohnungen verschlossen und mit Angst dem heranbrechenden Morgen entgegensahen, wurde die Stadt heftig angegriffen, und fürchterlich beschossen. Mein gutes Weib zittert in meinen Armen. Es war ihr achtzehnter Geburtstag. Mein Dienst rief mich von ihr; sie umklammerte mich in wilder Verzweiflung. Ich riß mich mit Gewalt von ihr, und eilte auf die Außenwerke der Festung, wo schon Alles in Allarm war. Ich vergaß in diesem Tumult, wenigstens auf kurze Zeit, die Gefahr meiner armen Ida, und war, was ich sein mußte — Soldat." — —

„Plötzlich zündete eine Bombe. Es war in der Vorstadt, gerade in der Gegend, wo mein Leben, mein Alles sich befand. Die Flamme loderte hoch auf. „Es brennt! es brennt!"

schrie es von allen Seiten. Da packt es mich mit wilder Gewalt. Ich vergaß meiner Pflicht, welche mich auf meiner Stelle festhielt, warf Alles, was mir in den Weg kam, zur Seite, und erreichte endlich das Haus. Ich fand die fromme Dulderin hülflos in den Armen des zurückgelassenen Kurt. Sie hatte einem engelschönen Mädchen das Dasein gegeben, um das übrige einzubüßen." — Hier stockte Lindens Stimme, und große Thränen rieselten von seinen Wangen herab.

„Erholen Sie sich, theurer Freund," beschwichtigte Lebrecht den Schluchzenden: „es giebt Gefühle und Empfindungen im Leben, die keine Schilderung erreicht, und keine Zeit vergessen macht; von dieser Art sind die übrigen."

„Die Wunde ist einmal wieder aufgerissen," seufzte der General, „mag sie nun auch bluten. Er trocknete die hervorquellenden Thränen, und fuhr dann fort:

„Meine Schmerzenstöne riefen die Ohnmächtige ins Leben zurück. Sie schlug die matten Augen auf, und erkannte mich. Die Liebe

zu der Neugebornen gab ihr die Kraft sich aufzurichten. Sie drückte das Würmchen noch einmal an die Brust, und winkte mir, näher zu treten. Ich kniete an ihrem Lager. „Eduard," sprach sie matt und gebrochen, „hier nimm mein heiligstes Vermächtniß, — sorge für seine Sicherheit, und laß mich ruhig — sterben." — —

„Entflohen war ihr schönes Leben. Todt sank das Haupt zurück, und das mutterlose, hülflose Würmchen lag in meinen Armen ohne Windeln, ohne Alles. Kurt stand mit gefalteten Händen mir zur Seite, und kein Laut entweihte diesen heiligen Moment. — Da ward die Thüre aufgerissen, und der brave Feldprediger stürzte athemlos herein."

„Um gotteswillen, Hauptmann, sie hier? während die halbe Stadt dem Verderben preisgegeben ist?" — Ich zeigte schweigend auf die Leiche und auf den hülflosen Säugling."

„Er schlug die Hände wehmüthig zusammen. Dann entriß er mir das Kind, und drückte es an seine Lippen. „Für diese Unschuld lassen Sie

mich sorgen; jener frommen Dulderin ist wohl in dieser verhängnißschweren Stunde. — Sie aber, Herr Hauptmann," wandte er sich dann mit ernster Stimme zu mir, „kennen ihre Pflicht und die Strenge der militairischen Gesetze. — Machen sie sich nicht unglücklich, behaupten sie sich als Mann von Ehre! — erwachen sie aus ihrem Stumpfsinn, der zu nichts führen kann als zum Verderben!" —

„Ohne meine Antwort abzuwarten, winkte er Kurt, mich fortzuführen. Ich fand mein Bewußtsein erst im Getümmel des Schreckens wieder. Acht Stunden hindurch hielt das schrecklichste Bombardement, was ich je erlebt, ununterbrochen an. Wie die Fliegen fielen meine Cameraden rings um mich. Mich verschonten die Kugeln; ach, wie sehnlichst erwartete ich eine, die mein freudenloses Dasein genommen, und mich mit meinem angebeteten Weibe wieder vereinigt hätte. Endlich zog sich der Feind zurück. Ich eilte in meine Wohnung. Sie war leer, und nicht einmal die theure Hülle der Hingeschiedenen hatte man mir gelassen. Denn da alle Häuser

bis auf einige niedergebrannt waren, so hatten sich die Unglücklichen in diese geflüchtet, um nur wenigstens Obdach zu finden. Niemand hatte, oder wollte sie gesehen haben. Meinen ehrlichen Kurt vermißte ich auch, und habe ihn nicht wiedergetroffen." —

„Wie ein Wahnsinniger irrte ich den ganzen Tag umher, ohne auch nur die geringste Spur von dem Vermißten aufzufinden. Schon brach die Nacht ein, da faßte mich plötzlich jemand beim Arme, es war der Feldprediger. „Folgen sie mir!" sprach er mit gedämpfter Stimme. — Er führte mich in eine entlegene Hütte. Da lag das theure Vermächtniß meiner Ida in dem Schooße eines armen alten Mütterchens, die es sorgfältig verpflegt hatte. Seine klaren Augen blickten mich hold-lächelnd an, während das kleine Mündchen sich kaum-wehmüthig zum Weinen verzog." —

„Hier ist des sichern Bleibens nicht länger für diesen kleinen Engel," sprach der fromme Mann. „Sorgen sie für einen sichern Boten, der es zum St. Stephani Kloster bringt, dort

ist meine Schwester Aebtissin. Sie wird das Kind aufnehmen und pflegen, bis der Sturm des Kriegs vorüber ist." Er zog mir meinen Siegelring vom Finger, wickelte ihn in ein beschriebenes Papier, und schob es in die Windeln des Kindes. „Für alles Uebrige ist schon gesorgt," fuhr er fort, „nur sorgen Sie eiligst, daß es dorthin gelange." —

„Ich flog zu meinem General, und bat diesen, indem ich ihm mein Unglück in den rührendsten Ausdrücken schilderte, um einige Stunden Urlaub. Er machte Einwendungen: die Nähe des Feindes, welche einen erneuerten Angriff erwarten ließ, die Verantwortlichkeit, die er sich dadurch zuziehen könne! — Doch ich gab nicht nach. Ich beschwor ihn bei seinem ewigen Heil, bei allem, was ihm lieb und theuer war, der Retter der mutterlosen Waise zu werden. Er wurde bewegt, und unter dem Versprechen, mit Tagesanbruch wieder zurückzukommen, entließ er mich auf mein Ehrenwort. Ich eilte zurück zu der Hütte, nahm mein Kind, bestieg das erste beste Roß, und flog in raschem Fluge da-

von. Glücklich entging ich auf weiten Umwegen den Augen der Feinde, und kam dem angewiesenen Zufluchtsorte näher. Doch, o mein Gott, was erblickte ich! — Statt des ehrwürdigen Klosters standen eingestürzte Steinmassen und hohe rauchende Aschenhaufen vor mir."

„Wie Jemand, dem die letzte Hoffnung genommen ist, stand ich verzweifelnd da, und verfluchte mein Schicksal. Die Kleine hatte bis jetzt ruhig geschlummert, nun ließ sie ihre wimmernden Töne hören. — Was sollte ich beginnen! so weit mein Auge reichte keine Hütte, die Zeit des Urlaubs war längst vorüber, und mein abgemattetes Pferd schien mit jedem Augenblicke unter der Last seiner Bürde erliegen zu müssen. — Einem Juden, dem einzigen, der mir in der Nacht begegnete, setzte ich in meiner Todesangst die Pistole auf die Brust, und nöthigte ihn, mir sein Pferd gegen das meine abzustehen, und warf ihm hinterher zum Ersatz meine goldene Repetiruhr entgegen." —

„Es wurde Tag. Ich wähnte das Bombardement zu hören, und meine Phantasie gaukelte

mir die Folgen meines Zögerns auf das schrecklichste vor. Der edle General stand leibhaftig vor mir. Er nannte mich einen Ehrvergessenen, einen Wortbrüchigen, und" — —

In diesem Augenblicke ward die Thüre heftig aufgerissen, und der treue Johann stürzte keuchend herein. „Herr Pastor, Herr Pastor, der Karl, der Karl! jauchzte er, und kaum hatte er's verkündigt, so stand dieser auch schon vor ihnen. „Willkommen, Karl!" erscholl es aus aller Munde. —

„Herzensjunge, wie hast Du mich überrascht!" rief der alte Lebrecht, und drückte den geliebten Sohn an seine treue Brust. „Hier unser lieber Gast, der brave General von Linden, mein früherer Eleve," sprach er, diesem ihn vorstellend, „und der Bräutigam der — na, wo ist denn das Mädchen? — so tritt doch näher, Rose, stehst Du ja da wie eine arme Sünderin, die zu Gericht geführet werden soll! gar nicht als ein Bräutchen, die in einigen Ta-

gen Hochzeit machen soll! — Sehen Sie nur, Eduard," flüsterte er diesem spaßhaft in's Ohr, „wie sich die liebliche Jungfräulichkeit bei dem guten Mädchen so treu bewährt. — Nun so gnie' Dich nur nicht, lieber Karl, magst das gute Röschen noch immer so lieb haben, wie früher, liebtest Du sie ja stets wie eine leibliche Schwester!" —

Karl näherte sich der Fremdin. Doch kaum begegneten sich ihre Blicke, so durchbebte beide ein kalter Schauer, und der Jüngling sank in sich zusammen.

„Mein Gott, was ist Ihnen?" rief der General, ihm zu Hülfe eilend, Sie zittern, sind todtenbleich!" —

„Da sieht man die rasche Jugend!" brummte Lebrecht, indem er zu seiner kleinen Hausapotheke eilte, „gewiß hat sich der Junge übergessen. — Ja, ja, wenn das junge Völkchen von Hochzeit und Lustbarkeiten hört, da geht's drunter und drüber!" Zu Karl, der die Augen aufschlägt: „Nun, wie ist Dir, Bursche?

mußt ja nicht krank eintreffen in des Vaters Hause!“ —

Karl versicherte, daß ihm wieder ganz wohl sei. „Hättest die auch sollen Zeit nehmen, lieber Bruder,“ hätschelte Wilhelm, „kamst noch früh genug, Röschens Hochzeit ist ja erst in drei Tagen.“ —

Der General wollte bemerken, als ob die frühere Blässe von neuem zurückkehre, und drang in ihn, sich zu Bette zu legen. Er selbst führte ihn hin, und machte sich sorglich um ihn zu schaffen. Rosa aber schlich auf ihr Kämmerlein, sank auf ihre Knie, und bat Gott um Kraft zur Ausdauer der immer schwerer werdenden Entsagung, und um Ruhe und Frieden in des Geliebten Brust.

16.

Eben saß Lebrecht, sein Abendgebet dem Allvater darzubringen. Alle seine Lieben und Hausgenossen pflegten der Ruhe, und stiller Friede herrschte rings um ihn. Da stand plötzlich der Wunder Einsiedler, völlig reisefertig, vor ihm. Ein hoher Ernst lag in seinem ganzen Wesen.

„Lebrecht," sprach er im Tone tiefer Bedeutung, „ich komme, Dir Wichtiges zu vertrauen, zuvor schwöre mir aber bei dem Gott unsrer Väter, es heilig zu bewahren, bis ich komme, Dich deines Versprechens zu entbinden."

„Wozu des Schwurs! — trauet der Freund dem Freunde nicht!" —

„Wohl trau' ich Dir; — doch damit ich ruhig reise, so schwöre mir."

„Ich schwöre," sprach Lebrecht in feierlichem Tone, „doch nun sag' an, was hast Du Wichtiges mir zu sagen?"

„Rosa ist nicht Mariens Tochter, das Geheimniß ihrer Geburt liegt in meinen Händen. Ich eile, es zu lösen. In sechs Tagen erst werde ihre Verbindung vollzogen.“

„O mein Gott!“ seufzte Lebrecht, „sollten vielleicht Hindernisse“ —

„Sei unbesorgt, guter Alter,“ fiel der Eremit lächelnd ein, „studier' immer deine Trauerede, Du wirst sie halten; — schaff' Alles an, was die Feier des Tags verherrlichen kann, damit er hoch und königlich gefeiert werde; doch wisse,“ fügte er bestimmt hinzu, „Rosa wird nie die Gattin des Generals werden!“ — Mit seelenvoller Begeisterung umarmte der Ermit den staunenden Lebrecht und verschwand.

Karl an seinen Freund.

Ich sah den Himmel verschlossen, der sich meiner Zukunft geöffnet hatte, und stehe und sinne, wie es denn möglich ist, daß ich noch lebe.

Du kennst den Engel nicht, und kannst daher die Größe meines Schmerzes nicht ermessen. — Du solltest sie sehen, wie sie in kindlich-

frommer Ergebung, den Gram in sich verschließend, ihrer neuen Bestimmung so ruhig entgegengeht. — Ja, nur wer ihr ganzes Wesen kennt, wie ich es kenne, nur der sieht, daß sie nicht glücklich ist. —

Ihr Auge sucht mir auszuweichen; doch begegnet es meinen trüben Blicken, so scheint eine Reinheit darüber ausgegossen, die dem Verlangen gebietet, wenn es auch sein Entstehen nicht hindern konnte. — O Wilhelm, ich bin recht unglücklich. —

Man hält mich allgemein für krank, und fast glaub' ich, man hat recht, denn ich fühle mich schwach und abgespannt. Der General ist ein achtungswerther Mann, er hat sich sehr verdient gemacht um meinen alten guten Vater und um meine unversorgten Geschwister. Er nimmt innigen Antheil an meiner Unpäßlichkeit, und hat mir vorgeschlagen, das Studium aufzugeben, und mit ihm seine schönen Güter zu bereisen. — O Gott, wie drückt mich die Güte des Edlen, den ich zwar achten, aber nicht lieben kann.

Sag mir nur, Wilhelm, welcher Wahn

ſinn führte mich denn hieh..! — Roſa noch einmal zu ſehen, um auf ewig von ihr zu ſcheiden! — gräßlich, gräßlich! —

Dieſen Morgen iſt ein koſtbarer Reiſewagen angekommen, in welchem ſie am Tage nach ihrer Verbindung, die auf übermorgen angeſetzt iſt, abreiſen werden. — O wäre ich nur weg von dieſem Orte der Freude und des Jubels, wo ſo viele Anſtalten zu dieſem Feſte gemacht werden! O wär' er doch mein Sterbetag! —

Eben war mein Vater mit dem General bei mir, da eine Unpäßlichkeit mich hier feſthält. Sie waren die Güte, die Liebe ſelbſt. Linden dringt darauf, einen Arzt über meinen Zuſtand zu conſultiren, und hat ſchon einen Boten nach der Stadt geſandt. O, könnt' ich nur dem eigennützigen, widerſpenſtigen Herzen gebieten, meiner Liebe zu entſagen, ja, bei Gott, der feſte Wille iſt da, aber der Verluſt zu groß, zu unerſetzlich! —

Die Vermählungsfeier iſt zwei Tage aufgeſchoben. „Ich will Sie recht pflegen, lieber Karl," ſagte Linden dieſen Morgen, „damit

Sie gefunden, und ich die Freude habe, daß sie meine Braut zum Altar führen." — Er weicht fast nicht von meiner Seite.

So überfroh und glücklich mein guter Vater auch ist, so schimmert doch eine gewisse Aengstlichkeit, eine auf nichts hindeutende Unruhe aus seinen Zügen hervor, die ich früher bei dem reingemüthlichen Manne nie bemerkte. — Was er wol hat! —

Rosa's Glück sei jetzt mein Augenmerk! Sie wird glücklich an der Seite des edelsten, bravsten Mannes. Als Mutter der Armuth wird die herrschende Freifrau von Linden ja mit vollen Händen geben, und die dankbaren Thränen der durch sie Geholfenen werden Balsam in ihr wundes Herz gießen; o, sie wird wol gar den armen Karl vergessen lernen, der ihr nichts zu geben hatte, als ein treues Herz! — Ich scheide gern und ruhig von der Welt, weiß ich ja nun alle meine Lieben versorgt! — Was liegt daran, ob ein Mensch mehr oder weniger die Welt füllt, macht ja doch dieser Eine dem Andern Platz! — Mein Kopf schwindelt, ich muß aufhören! —

17.

Erschienen war der Tag, an welchem der Bund der Liebe geschlossen werden sollte. Kaum dämmerte der Morgen, so verließ Rosa schnell das Lager, um welche sich diese Nacht so manche Schreckensgestalt gelagert hatte. Die Sonne brach bleich und langsam durch die dicken Wolken. Im Dorfe war schon alles lebendig, und das Treiben und Eilen seiner Bewohner zeigte von dem Vergefühl der Freude des ihnen bevorstehenden Festes. Auf der Wiese standen große weiße Zelte, und mehr denn zwanzig Arbeiter waren beschäftigt, die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Mehrere Wagen mit Vorräthen aller Art trafen ein, und alles wogte bunt durch einander. Nur auf der Pfarre war heute länger wie gewöhnlich alles still. Mit Wehmuth sah die holde Braut auf die Umgebung, die sie nun verlassen sollte; Freuden und Leiden zogen in der Erinne-

rung an ihrer Seele vorüber. Zu eng' ward's ihrer beklommenen Bruſt in den Mauern, ſie ging in's Freie.

Ein allerliebſter Knabe mit einem Körbchen näherte ſich ihr ſchüchtern und bedächtig mit der Frage, ob dies die Pfarre ſei, und da ihm Roſa berichtete, daß dem ſo ſei, ſprach er freundlich: „Ich ſuche eine ſchöne Braut, mit Namen Roſa. Faſt wollt' ich glauben, daß Du es wäreſt, denn Du biſt ſchön, recht ſchön. Doch, glaub' ich, ſchöne Bräute ſind auch vergnügt und froh; das biſt Du aber nicht," ſetzte er traurig hinzu, und ihr kindiſch-unbefangen ins Auge blickend, rief er wehmüthig aus: „ich glaube gar, Du haſt geweint!"

Roſa erzwang ein Lächeln, ſtreichelte dem Knaben die vollen Wangen, und bedeutete ihm, daß ſie diejenige ſei, die er ſuche.

„Nun, das iſt ja allerliebſt!" lächelte der Knabe, und löſ'te das Körbchen von ſeinem Nacken, „ſo nimm denn, ſchöne Braut, was Dir der fromme Waldbruder hier ſchickt."

Roſa nahm den Korb, öffnete den Deckel,

und siehe, ein wunderschönes weißes Taubenpaar saß, sich traulich schnäbelnd, in frischem Moose.

Rosa freuete sich herzlich. „Der gute, Mann," lispelte sie, „ach, wäre er doch hier, und mit ihm die gute Marie!"

„Nun, werde nur nicht wieder traurig, schöne Braut, es ist noch früh am Tage, und hat er's Dir versprochen, da hält er ganz gewiß auch Wort. — Doch, bitte," flehte er kindlich-schmeichelnd, als Rosa den Korb verschließen wollte, „sperr' die lieben Thierchen doch nicht ein, schenk' ihnen die Freiheit; sie wären sanft und fromm, sagte der alte Mann, sie würden Dich lieben und Dir nicht entfliehen."

Rosa befolgte des Knaben Rath. Da entschlüpfte das Täubchen, und setzte sich auf ihre rechte Schulter, seinen Flügeln aber entsank ein Streif Papier. Rosa nahm ihn auf und las: Hoffe, harre und vertraue! — Kaum hatte sie die bedeutungsvollen Worte gelesen, so flatterte der Täuber laut girrend seinem Täubchen nach, und auch er brachte Worte hohen

Sinnes. Sie lauteten: „Mache Dich bereit! Dir waret große Freude!“ —

„Was soll das bedeuten?“ rief sie, sich unwillkührlich nach dem Ueberbringer wendend; doch dieser war verschwunden. — Die unschuldigen Thierchen hüpften auf ihrer Schulter, pickten sie neckend am Busentuche, und schnäbelten sich nach Herzenslust.

Lebrecht saß in seinem Stübchen, und harrte mit bangem Herzen des Einsiedlers. Er kam nicht. Die Frist war um, alle Anstalten getroffen, und an Aufschub folglich nicht mehr zu denken. Das Haupt tief auf die Brust gesenkt, stand er eben am Fenster, und starrte in die weite Ferne; da fuhr ein Wagen in den Pfarrhof. In froher Erwartung riß er rasch das Fenster auf. Es war der junge Mühlheim und seine Mathilde. Langsam schloß der Greis das Fenster und schlich hinunter, die Angekommenen zu begrüßen.

Die seelengute Mathilde flog mit einem

Schächtelchen zu der schönen Braut, Freude funkelte in ihren Augen. „O, meine Gute," rief sie, Rosa herzlich umarmend, „wie wünscht Dir meine Seele Glück! werde das durch deinen Linden, was ich durch meinen Hermann geworden bin, ein glücklich-zufriedenes Weib! — Nun komm, daß ich Dich schmücke, während mein guter Fritz den überglücklichen Bräutigam kleidet; wir wollen doch sehen," setzte sie lächelnd hinzu, „wer sein Amt am besten verrichtet." —

Gleich einem Opferlamm ließ sich Rosa puzen. Mathilde flocht ihr den schönsten Myrthenkranz ins lockige Haar, und den keusch-jungfräulichen Busen schmückte eine kaum entfaltete weiße Rose.

Jetzt stand sie als eine vollendete Schönheit da. Ihr Gesicht glich einer rosig-angehauchten Lilie; das Feuer im schönen blauen Auge war durch stillen Gram und linde Thränen zwar nur matt, doch ersetzte dies ein Liebreiz, für den man keine Benennung finden kann, der sie aber gleichsam zu einer Heiligen bildete.

Jetzt öffnete sich die Thür, und der General, mit verdienten Ehrenzeichen und Orden fast königlich geschmückt, trat, von seinem frühern Lehrer geführt, feierlich ins Zimmer. Mit heisser Liebe eilte er der Ersehnten zu, preßte das stillverklärte Mädchen an seine treue Brust, und drückte den heiligen Kuß der reinsten Liebe auf ihre Purpurlippen.

„O wie lieblich, wie schön Du bist, meine Rosa!“ rief er, ganz in ihrem Anschauen versunken; „doch erlaube, meine Theure“ — er hing ihr eine kostbare Kette um den Hals, und die Stirn schmückte er mit einem funkelnden Diadem, — „so, mein Röschen, jetzt bist Du ganz meine verklärte Ida. Mit diesem Schmuck geziert, führt' ich sie einst zum Altare. — Wirst Du ihn ihr zu Ehren tragen?“ fragte er bittend-wehmüthig, und ein Paar große Thränen zitterten in seinen dunkeln Augenwimpern.

„Herrlicher Mann,“ lispelte Rosa tiefgerührt, „möchte meine innigste Dankbarkeit es Ihnen je lohnen können, was —“ hier stockte ihre

Stimme, und mit himmlischer Ergebung sank sie in seine geöffneten Arme.

„O gebe Gott Euch eine immerglückliche Zukunft!“ sprach Lebrecht, schweren Herzens seine Hände auf ihr Haupt legend.

Man begab sich zu der versammelten Gesellschaft. Aller Augen ruhten auf dem hochgefeierten Paare. Demüthig, ihrer Schöne und Lieblichkeit unbewußt, versunken in Nachdenken und heiliger Andacht, stand sie da, die holdselige Jungfrau, an der Seite des hohen, gesund-kräftigen, stattlichen Mannes. — Aller Augen entströmten Freudenthränen, und Aller Lippen beteten für sie um Glück und Seegen.

Das Geläute der Glocken begann, und deutete auf die angehende Feierlichkeit.

Jetzt näherten sich die Landmädchen, und brachten der verehrten Braut einen Blumenkranz. Hinter ihnen schwankte, schwarzgekleidet, düster und geisterartig der himpelnde Jüngling. Mit der Miene des Bedauerns gewahrte ihn der General, und freundlich auf ihn zueilend, führte er ihn der Jugendfreundin zu. Kaum vernehmbar

stammelte Karl seinen Glückwunsch, unter einer frostigen Verbeugung sich zurückziehend. Doch Linden hielt ihn zurück. „Nein, Freundchen," sprach er, ihm gutmüthig zulächelnd, „so leichten Kaufs kommen Sie heute nun mal nicht weg, Sie führen heute meine schöne Braut zum Altare." — „Versteht sich," rief die lebensfrohe Mathilde, „und ich führe den Herrn Bräutigam." — Karl reichte schweigend der zitternden Rosa die eisige Hand, und Alles ordnete sich zum Kirchengange.

Da trat plötzlich ein mit Staub und Schweiß bedeckter Mann herein, und verlangte, dem General von Linden vorgestellt zu werden.

„Ich bin der, den Ihr sucht," sprach der General ihm entgegentretend, „doch müßt Ihr wol ein Stündchen verweilen, denn eben bin ich im Begriff mir eine Frau antrauen zu lassen."

„Und ständet Ihr am Altare, — so lautet meine Ordre, — so müßtet Ihr dies lesen."

„Vielleicht Nachrichten von der Armee," fiel Lebrecht ein; „wie wär's, wenn Sie" —

„So gebt," erwiederte Linden. „Sie verzeihen," verbeugte er sich gegen die Versammlung, „gleich bin ich wieder hier; und einen Kuß auf Rosa's Lippen drückend, eilte er auf's grüne Stübchen, um den Inhalt des wichtigen Schreibens zu vernehmen.

Rosa war durch die Erscheinung des Mannes sonderbar ergriffen. Bis zu diesem Augenblick hatte sie Mariens Ankunft erwartet, da sie diese durch ein Schreiben eingeladen, und sie flehentlich gebeten hatte, diesem Tage beizuwohnen. Des Einsiedlers plötzliches Verschwinden, so wie seine räthselhaften Worte hatten mancherlei Deutungen in ihrer gedrängten Seele aufgeweckt. Jetzt kam der eilfertige Bote; kein Wunder also, wenn das schwache Mädchen seine Fassung verlor. — Des Brautführers Hand zitterte heftig in der ihrigen, und durchzuckte jede ihrer Nerven. Rosa blickte auf, und fand, daß er in fieberhafter Glut brannte. Ein unwillkührlicher Seufzer entstieg ihrem übervollen Herzen. Wollte sie ihre beiderseitigen Empfindungen nicht verrathen, und wollte sie kein Aufsehen erregen,

so mußte sie sich unter irgend einem Vorwande entfernen, um das aufgeregte Gemüth zur Ruhe zu stimmen.

„Mein Vater," flüsterte sie, sich zu Lebrecht wendend, „ich fühle mich sehr ergriffen; erlauben Sie, daß ich mich in der Einsamkeit sammle, und im stillen Gebet mich zu diesem wichtigen Schritte stärke."

„Thue das, meine Tochter," erwiederte dieser, und führte sie bis zur Thür ihrer stillen Zelle. Auch der Greis bedurfte Ruhe, um gefaßten Sinnes sein heiliges Amt zu vollbringen.

In unaussprechliche Gefühle aufgelöst sank Rosa auf die Knie. „O Vater der Waisen," rief sie, „wie sorgtest Du überschwenglich für dein armes, verlassenes Kind! Du gabst mir alles, was einen Menschen glücklich, beneidenswerth machen kann; und doch vermag ich Unglückliche dem getheilten Herzen keine Ruhe zu gebieten. — Durch einen feierlichen Schwur soll ich in einer Stunde dem besten, dem edelsten Manne angehören, den ich zwar schätze, verehre, aber nicht so lieben kann, wie ein treues Weib

ihren Auserwählten lieben muß, da meine Seele sich noch sündlich zu dem Jüngling neigt, den ich vergessen muß." — Ein kalter Schauer durchrieselte ihre Gebeine. —

„O, du Allmächtiger," flehte sie mit aufgehobenen Händen, „ich will mich ja gern meinem Verhängnisse unterwerfen, vertilge nur das Bild, das unaufhörlich mich verfolgt! — Und somit entsage ich allen frühern Hoffnungen und Wünschen, und schließe mich dem Gatten an, der mein Stolz und mein Ruhm sein soll."

Eine leise Ahnung künftiger Glückseligkeit drang in ihr reines, kindliches Gemüth. Das unschuldige Taubenpaar flatterte ihr traulich entgegen, und pickte bald an der glänzenden Halskette, bald an dem strahlenden Diadem, und flog dann girrend zurück. Rosa bemerkte, daß die guten Thierchen ihr Lager in dem Korbe aufgeschlagen hatten, den sie in jener Schreckensnacht auf der sterbenden Marthe Geheiß aus dem verfallenen Gemäuer erbeutet hatte, und den sie am frühen Morgen unter mancherlei Betrachtungen aus seiner Verborgenheit hervorgeholt hatte,

um ihn, als ein heiliges Andenken, in die neue Bestimmung mit hinüberzunehmen. — Indem hört sie rasche Männertritte die Stiege heraufkommen, und kaum hat sie sorglich den Korb, mit einem Tuche überdeckt, aus den Händen gesetzt, so steht der General auch schon vor ihr. Mehrere Minuten starrt er forschend das Mädchen an; diese, verlegen, will ihm ausweichen; doch da hält er sie zurück. „Steh' mir Rede," ruft er, und seine Stirn zieht sich in düstre Falten. „Rosa," — sagt er dann weicher — „liebtest Du mich wirklich, oder heucheltest Du mir nur Liebe, während deine Seele kalt und liebles mich verhöhnte! — O es wäre schrecklich!" fügte er schaudernd hinzu, und wandte sich abwärts.

Rosa erbebte. „Linden, um gotteswillen, was ist Ihnen! — bei dem Allwissenden, meine Empfindungen gegen Sie sind kindlich-fromm, heilig und wahr! Ja," rief sie in hoher Begeisterung, „nur in Ihrer Zufriedenheit fühl' ich mich glücklich!" —

„Ich muß mir Aufklärung schaffen," seufzte

Linden tief und ſchmerzhaft, und entfernte ſich. Doch wenig Augenblicke, und er kam mit Lebrecht und dem wankenden Karl zurück.

„Leſen Sie,“ rief er mit dumpfer Stimme, und reichte Letzterm die Papiere. Kaum aber hatte dieſer hineingeſehen, ſo rief er: „Herr meines Lebens!“ und ſank kraftlos auf einen Stuhl. —

„Was iſt geſchehen?“ rief der bekümmerte Vater; „Eduard, reißen Sie mich aus dieſer Verlegenheit.“ Schweigend zeigte dieſer auf die Papiere. Der ſchwache Greis nahm ſie mit zitternder Hand und las:

Edler Mann!

Dieſen Namen gab Ihnen mein Freund, dem Sie ſein Alles nahmen, und den Verzweiflung, Gott weiß, wohin, gejagt hat.

Dieſer edle Mann mag denn entſcheiden über das Glück oder Unglück zweier Liebenden, die ſchon als unſchuldige, fromme Kinder gleiche Empfindungen, gleiche Wünſche theilten.

Aus Roſa's beiliegenden Briefen, ſo wie aus Karls Tagebuche, die ich bei ſeinem Ver-

ſchwinden in unſerm gemeinſchaftlichen Büreau vorfand, erſehen ſie die Glut ihrer heißen Liebe, aber auch die bewundrungswürdige Reſignation dieſer liebenden Paare. — Und ſo lege ich beider Schickſal in Ihre Hände, möge Gott und Ihr Gewiſſen" — — Das Weitere zerfloß in den Thränen des Leſenden. — Seinem Auge war jetzt Alles klar. —

„O trauriges Mißverſtändniß," ſeufzte er, „das die Anſicht eines alten leichtgläubigen Mannes zu Wege brachte! — Ein Gefühl, wie es ſchmerzlicher ihn nie berührt hatte, ergriff ihn mit ſcharfen Krallen; „ich muß mich ſelbſt anklagen, Eduard!" ſchluchzte er, und verſank in dumpfes Hinbrüten.

Roſa ſaß in ſchweigender Abſpannung, ihre Hände ruhten gefaltet auf der wogenden Bruſt, ihre Augen hingen am Boden, und ihre Wangen bedeckte die Bläſſe des Vorwurfs und der Hoffnungsloſigkeit.

Jetzt hatte ſich Karl erholt. Mit Würde trat er vor den General: „Vergeſſen Sie, mein Herr," ſprach er mit gebrochener Stimme, „die

Verirrungen des brausenden Jünglings und die Unbesonnenheit eines bekümmerten Freundes. — Mit Tagesanbruch reise ich ab. Machen Sie, edler Mann, Rosa — meine Schwester, so glücklich, wie sie es zu werden verdient. Gott," fügte er wehmüthig hinzu, „wird mir Kraft verleihen, sie zu vergessen, und für sie beide in der Ferne zu beten. — Ich schwöre bei dem Ewigen, ich" —

„Halten Sie ein, junger Mann!" rief der General, der bis jetzt mit geflügelter Eile die Papiere durchgesehen, gemäßigt, aber wehmüthig aus, „Sie sind frei, Rosa; von diesem Augenblick an, sind wir zwei fremde Wesen, das jedes seinen eignen Weg geht. — Die Papiere, theurer Lebrecht," wandte er sich zu diesem, „die ich Ihnen vor einiger Zeit einhändigen wollte, und die sie anzunehmen sich weigerten, zwinge ich Ihnen als meinem Testamentsvollstrecker jetzt auf." — Mit einem warmen Händedruck, „in dieser Stunde reise ich, und morgen erbrechen Sie das Siegel." —

Jetzt näherte er sich Rosa. „Mädchen,"

rief er im Ausbruch tiefen Gefühls, ſie anſchauend, „Mädchen, warum that'ſt Du mir das! warum warſt Du nicht offen gegen den Mann, der Dir liebevoll die Vaterarme entgegenſtreckte, Dich wie ſein Leben liebte! — doch hinweg Vergangenheit! — Leb' wohl, Roſa, und werde glücklich!"

Roſa ſchreckte bei den letzten Worten des Generals wie aus einem Traume empor. Es war, als ob ein Stück von ihrem Herzen geriſſen wurde. „Linden," rief ſie im Tone der Verzweiflung, „verlaß mich nicht in dieſer ſchweren Stunde, nimm mir nicht meinen höheren Frieden, und überlaß mich nicht der Schmach des Vorwurfs und der Undankbarkeit! — Bei meinem Heilande ſchwör' ich es, ich liebte Dich von dem erſten Augenblicke an, da ich Dich ſah! — Eine Allgewalt riß mich zu Dir, während frühere Verhältniſſe mich an meinen Jugendfreund ketteten! — O, ſei barmherzig, Linden, wende dein Auge nicht von mir, zerreiß das Herz nicht, daß Du ſo mächtig erhobſt! — Ja, es muß heraus, das Geheimniß, daß meine Bruſt

verſchloß: wiſſen Sie, großmüthiger Mann," fügte ſie ruhiger hinzu „ſchon in meiner frühen Jugend waren Sie mir vom Schickſal beſchieden. So war ich einſt, als verlaſſene Waiſe, unter der großen Mahleiche ſorgenvoll entſchlummert, da erſchienen Sie mir, Ihr Auge ruhte mild-ſtrahlend, aber wehmüthig auf der armen Verlaſſenen, Sie ſtreckten die Arme nach mir, und nannten mich „Ida." Das träumende Kind erwachte, und — trauerte; denn ſein Beſchützer war ihm entſchwunden; doch ſein Bild wuchs mit ihm auf, und begleitete es durch jede Periode ſeines Lebens, bis es endlich, als betende Jungfrau, das geliebte Traumbild an eben dem Orte in der Wirklichkeit wiederfand. —

Der General ſtand wie eine Bildſäule. Der verworrene Knäuel ſeiner Gedanken begann ſich nach und nach zu entwirren. „Großer Gott!" flüſterte er, dann aber ſchloß ſich ſein Mund krampfhaft, ſeine Hände falteten ſich angſtvoll zuſammen, und ſein Auge, als ſuche es etwas, irrt umher; da aber ſtarrt er plötzlich auf einen Punkt, er glaubt etwas Ueberirdiſches, etwas

Geisterartiges zu gewahren. Doch bald löſ't ſich das Räthſel. —

„Ihr Mächte des Himmels!“ ſchreit Linden plötzlich auf; — denn dahin fliegen die Täubchen, und unverhüllt ſteht der Korb jetzt da. — Ein Strahl himmliſchen Lichts fällt in ſeine bange Seele. — Mit weitausgeſtreckten Armen ſtürzt er auf ihn zu, ergreift ihn mit zitternden Händen, drückt den heißgeliebten Namen an ſeine brennenden Lippen, und überwältigt von Schreck und Freude, ſinkt er auf ſeine Knie, und vermag kein Wort hervorzubringen.

Roſa, von einer heiligen Ahnung ergriffen, kniet neben Linden. Ein prophetiſcher Geiſt lispelte ihr zu: „Sei getroſt!“ und die verklärte Ida, mit lächelndem Antlitz, ſteht beiden zur Seite. —

„Roſa,“ rief Linden, ſich ermannend, „wie kam der Korb in deine Hände? — o gieb mir Worte des Troſtes!“ fügte er in ſchmelzendem Tone hinzu, und ſah dem lieblichen Weſen wehmüthig in's holde Auge.

„Er war meine Wiege,“ ſtammelte Roſa.

In ihm fand mich die alte Marthe am frühen Morgen unter der großen Mahleiche. Sie hatte Mitleid mit mir armen Wurme, und nahm mich mit in ihre Hütte."

„O, du barmherziger Gott," kreischte Linden, „in ihm lag das heilige Vermächtniß meiner Ida, mein Kind!" —

„O, mein Vater," rief Rosa, „so erkenne deine glückliche Tochter! — Leblos sank sie in seine Arme.

Lebrecht stand mit gefalteten Händen neben der gebeugten Gestalt des geliebten Sohnes. „O, unerforschliches, göttliches Wesen," lispelte er in heiliger Anbetung, „deine Wege sind wunderbar, aber Du führest sie herrlich hinaus, damit wir deine Güte preisen ewiglich!" —

Der General hielt das theure Kind so fest an seiner Brust, als wolle er es nie wieder davon entlassen. Und in einiger Entfernung lag der fromme Waldbruder in heiliger Andacht auf den Knieen. Niemand hatte sein Eintreten bemerkt. Eine feierliche Stille umgab die glückliche Gruppe. Das weiße Taubenpaar schwebte über ihre

Häupter, und höherer Friede schien sich über sie zu ergießen.

„Ich wünsche Dir Glück, meine Tochter!“ sprach der Eremit, „Gott erhalte Dir lange den geliebten Vater!“ —

„O,“ rief Rosa, von der Brust des theuren Vaters aufsehend, „Ihre Worte haben sich herrlich bewährt!“ —

„Und doch ist ihre Verheißung noch nicht erfüllt!“ fiel der Eremit lächelnd ein. „Rosa,“ fuhr er dann im Tone hoher Bedeutung fort, „Rosa, mache Dich bereit! Dir wartet große Freude! — und Sie, braver Mann,“ wandte er sich zu dem General, „sollen sich heute versöhnen mit ihrem Mißgeschick!“ —

Schnell eilte er mit diesen Worten fort, und ließ alle in der gespanntesten Erwartung zurück.

18.

Mit einer ſchlanken weiblichen Geſtalt kam nach wenigen Augenblicken der Eremit zurück. Von ihrem Haupte wallte ein langer verhüllender Schleier. Unbeweglich blieb ſie am Eingange ſtehen; ihr Führer aber eilte zu dem General und ſeiner Tochter.

„Herr General," ſprach er mit tiefer Rührung, „ſpricht keine leiſe Ahnung in Ihrem Herzen für dieſe verſchleierte Dame!" Doch dieſer ſtand regungslos da. Wußte er ja kein weibliches Weſen, außer ſeiner einzigen Schweſter, das ihm auf dieſer Welt angehöre.

Da faßte er des ſtaunenden Mädchens zarte Hand, und führte ſie ihr zu. Roſa, von einer allgewaltigen Macht gedrängt, ſinkt vor ihr nieder, und hebt die Hände kindlich-flehend zu ihr auf. Da entſinkt langſam und feierlich der Schleier der edlen Geſtalt, und alle ſtehen in Erſtaunen verloren.

Es war Rosa's ganze Gestalt, das ausdrucksvolle Auge, das feine Oval des Gesichts, der schöngeformte Mund: — nur war Rosa's reichhaltige Lockenfülle vom sanftesten Blond, das Haar jener hingegen vom schönsten Braun, in lange Flechten zusammengedrängt, lag schlicht und anspruchlos um das etwas blassere, doch äußerst interessante Gesicht der Entschleierten.

„Ida, mein Weib!" — „Eduard, mein Gatte!" — „Gott, Rosa's Mutter!" ertönte wie aus einem Munde. Stumm sanken sich dann die Wiedergegebenen einander in die Arme. Rosa umklammerte kniend das geliebte Elternpaar, und beide Greise hielten segnend ihre Hände über sie ausgestreckt.

„O, wie faß' ich diese Seeligkeit!" rief endlich der General, „noch alles scheint mir so dunkel, so unzusammenhängend. — Sprich, Ida, welches Wunder erhielt Dich Theure mir?"

„Diesem edlen Greise," erwiederte Ida, und zeigte auf den Einsiedler, „verdanke ich mein Leben. Er fand mich, da ich in jener Schreckensnacht als Todtgeglaubte unter die Zahl der

Leichen gebracht war, und mit vielen andern in die Gruft geworfen werden sollte, und glaubt noch Spuren von Leben in mir zu erkennen. — Auf sein Geheiß wurde ich in ein Hospital gebracht, wo ich nach einigen Stunden aus einer starken Ohnmacht wieder ins Leben erwachte. Ich hatte während der letzten Stunden alles um mich her vernommen, doch hatte es mir an Kraft gefehlt, auch nur durch das kleinste Zeichen die Anwesenden von meinem Scheintode zu überführen. Ich hörte, wie mehrere darauf drangen, daß ich fortgebracht werden müsse, da das Hospital übermäßig angefüllt sei, und die Mühe ja doch nutzlos verschwendet sei. Schon legte man Hand an, mich fortzuschaffen, schon bangte mir, lebendig begraben zu werden, da schenkte mir der Allmächtige Kraft, die Augen aufzuschlagen. Mit einem fast gleichgültigen „Sie lebt ja doch noch!" ließ man mich liegen, und eilte nun eben Gestorbene fortzuschleppen."

„Arme Dulderin!" seufzte Linden, und die zarte Rosa küßte die theure Mutterhand.

„Der Anblick der rauhen Männer," fuhr

Ida fort, „deren Behandlung ich jetzt preisgegeben war, so wie der Rückblick in die Vergangenheit wirkten schrecklich auf meinen geschwächten Zustand. Nach einigen Stunden stellte sich ein heftiges Fieber ein, als Vorbote einer schweren Krankheit. Ich versank in gänzliche Bewußtlosigkeit. — Als ich endlich meiner Sinne wieder mächtig wurde, befand ich mich in einem Kloster. Eine junge Nonne saß vor meinem Lager. Mit Engelsmilde und warmer Theilnahme redete sie mich an. Ich hatte sechs langé, lange Jahre hinter mir. Alles Frühere war mir ein Traum, ein verworrenes Nebelgebilde, aus denen nur einzelne lichte Strahlen in meine verfinsterte Seele drangen. Die Nonne und die fromme Aebtissin waren unermüdlich, und thaten alles, meinen unglücklichen Gemüthszustand aufzurichten. Endlich genaß ich, und nun erfuhr ich erst, wie ich dem Tode entgangen war, auch daß ein ansehnliches Jahrgeld für meine Beköstigung und Verpflegung dem armen Kloster zufließe. Den Namen wollte oder durfte man mir nicht sagen. Ich forschte nach meinen Gemahl, nach meinem

Kinde; doch Niemand wußte mir Nachricht zu geben; endlich erfuhr ich, dein Name habe auf der Todesliste gestanden."

„Leider," fiel Linden ein, „gerieth ich in die Hände der Feinde, und eine mehrjährige schmähliche Gefangenschaft war mein hartes Loos. — Aber erzähle, theure Ida," bat er in gespannter Erwartung.

„Ich betrauerte Dich als einen heißgeliebten Todten; mein armes Kind, glaubt ich, sei das Opfer der Vernachlässigung geworden, und sehnte mich nach der Stunde der Auflösung. Da erschien eines Tages die Aebtissin zur ungewöhnlichen Stunde, und meldete mir, daß der fromme Waldbruder, dem ich mein Leben und meine Erhaltung verdanke, vor einer Stunde eingetroffen sei, und mich, wenn es mir anders gelegen, zu sprechen wünsche. Ich eilte hin, und" —

„Halten Sie ein, Frau Generalin!" fiel der Waldbruder heftig bewegt ein, „durch das, was ich that, ward mein Herz, was unter der Last des Vorwurfs fast erlag, beruhigter." — Im Tone des höchsten Schmerzes, und die Hän-

de zum Himmel erhebend — „O sieh' herab, du Erbarmer, und richte mich nach deiner Huld! — Erkennen Sie in mir jenen Mann, durch dessen Leichtsinn ihre arme Mutter um ihre letzte Habe kam." — Jetzt warf er das Gewand von sich, der weiße Bart verschwand, und statt des Greises stand ein Mann von mittlern Jahren in bürgerlicher Kleidung vor ihnen.

„O Gott," Herr Miller!" rief Ida laut, und eine Purpurröthe überzog das blasse Gesicht. „Wie, sie wären mein Schutzengel!"

„Um meine Schuld zu sühnen, führte mich Gottes Vaterhuld in die Gegend, wo so viele unglückliche Schlachtopfer ihr Leben eingebüßt hatten, und ich ward tief ergriffen. Als ich nun so dastand, brachten zwei Bürger eine Bahre, setzten sie nieder, und fingen an zu berathen, was sie mit der Leiche wol anzufangen hätten. Ich trat hinzu, und erkundigte mich nach ihrem Vorhaben. „Ach," sprach der eine, indem er die Decke zurückschlug, „dies ist eine junge Officieren-Frau, man fand sie todt in ihrem Zimmer. Da nun unsrer mehr denn zwanzig Familien dort ihr

Obdach suchen mußten, so können wir sie länger nicht beherbergen, an ein wirkliches Begräbniß ist nicht zu denken, denn stündlich müssen wir befürchten, daß der Bettelkanz von neuem angeht.“ — Kaum hatte ich die Leiche erblickt, so erkannte ich die Tochter meines verstorbenen Freundes. — Reue, Gewissensangst packte mein schuldbewußtes Herz mit eisernen Krallen, und ohne einen eigentlichen Gedanken ließ ich Sie ins nächste Hospital bringen, um wo möglich, für ein ehrenvolles Begräbniß zu sorgen. Hier erst glaubte ich Spuren von Leben zu entdecken. Ich empfahl Sie der sorgfältigen Pflege eines Arztes, und eilte, für ein anständigeres Unterkommen zu sorgen.“

„Wie aber kamen Sie zu der Eremitentracht, in welcher Sie mir im Kloster so oft erschienen?“ —

„Konnt' ich wol unter andern Verhältnissen im Kloster erscheinen, ohne dem Ruf der schönen Ida zu nahe zu treten!“ —

Jetzt ward der alte Lebrecht benachrichtigt, daß eine Fremde auf seinem Zimmer sei, und ihn

sehnlichst zu sprechen verlange. Schnell eilte er hin, und — welch Entsetzen! — Marie stand wie ein Marmorbild in einem Winkel des Stübchens. — Kaum erblickt sie den frommen Greis, so stürzt sie schluchzend zu seinen Füßen. Die Schuld zu bekennen, öffnet sie schon die bebenden Lippen; da aber kommt ihr der schonende Mann mit der frohen Entwickelung von Rosa's dunkler Abkunft zuvor. — Erstarrt horcht Marie der Erzählung; dann entquillt ein tiefer Seufzer ihrer Brust. „Strenger Richter," ruft sie, und ringt die Hände in wahrer Herzenszerknirschung, „ich habe schwer gesündigt, aber hart und lange gebüßt! darf die reuige Sünderin jetzt Vergebung hoffen! — Wie zermalmt sank sie zusammen.

„Im Namen des Allbarmherzigen," sprach der Gottesmann, und legte seine Segenshand auf das gebeugte Haupt, „ertheile ich Dir Absolution; und so stehe nun auf meine Tochter, blicke dankend zu dem Gott, der durch seine weise Fügung auch aus Vergehen und Sünde Gutes hervorgehen ließ. — Trockne die Thränen, und

sieh froh in die Zukunft, die Dir nun hell entgegenlächelt." Er drückte sie herzlich an seine Brust, und führte sie ihrem frühern Schützling zu.

Kaum erblickte Rosa ihre theure Marie, so flog sie dieser entgegen. „Das dacht' ich wol," sagte sie schmeichelnd, „daß mein gutes Pflegemütterchen meiner Bitte nicht widerstehen würde." — Jetzt erzählte sie dieser kürzlich, was sich in dieser Stunde Wichtiges mit ihr zugetragen, und stellte sie dann ihren Eltern als ihre erste Wohlthäterin vor. Marie erzitterte bei des Generals Anblick, denn seine Züge standen in ihrer Seele geschrieben. Doch dieser erkannte in der Leidensgestalt diejenige nicht wieder, der er an jenem Schreckensmorgen sein Theuerstes übergeben und auf die Seele gebunden hatte. Ida umarmte Marie mit schwesterlicher Zärtlichkeit.

„Wie sind Ihre Schuldner, Frauchen," sagte Linden, und drückte Marien traulich die Hand. Diese wollte den Dank abwehren, aber Rosa behauptete, ihre Sorg' und Angst, die sie ihretwegen erlitten, könne ihr durch nichts vergolten werden. —

„Denken Sie nur," sprach sie in kindlicher Unschuld, „selbst ihren Brautschmuck, der ihr so werth war, sie gab ihn willig hin, um mich aus einer drohenden Gefahr zu retten." —

„Marie," flüsterte jetzt eine leise Stimme, kannst Du mir vergeben?" Sie sah um, — „o mein Ludwig!" rief sie, — und von beider Herzen zerschmolz die harte, eisige Rinde, und ließ wärmere und zartere Gefühle wieder ein, die früher darin gewohnt, und durch Argwohn und Schuld daraus verjagt waren.

Schon lange hatten die unglücklichen Gatten eins des andern Nähe gemieden, und sich dadurch immer mehr entfreundet. Durch die Anwesenheit der guten, noch immer thätigen Bertha, Ludwigs Mutter, war ein großer Theil des Hauswesens von der Leidenden genommen, und so hatte sich diese ihrem Trübsinn immer mehr hingegeben. Mesa's Brief, so wie des Einsiedlers räthselhafte Worte hatten Mariens Gemüth ergriffen, und sie fortgezogen.

Zu allgemeinem Schreck hatte man am Morgen Marien vermißt. Die Gattin zu suchen,

bestieg Mühlheim in großer Hast sein Roß. Schon war er lange umhergeirrt, da erfährt er durch einen Zufall, daß Marie schon in der Nacht auf einer Mühle eingetroffen, und von dort mit Tagesanbruch ihren Weg nach Bornthal zu genommen habe.

Jetzt ward es laut und unruhig auf dem Pfarrhofe. Das neugierige Landvolk, dem die Zeit zu lang' zu dauern anfing, drängte sich herbei, und verlangte das schöne Brautpaar zu sehen. Doch bald ward es kund, der General von Linden habe seine angebetete Gemahlin, die der unselige Krieg von ihm getrennt, und die er längst für todt gehalten, wiedergefunden. Man freuete sich zwar der neuen Kunde; doch war die Meinung getheilt. Manche meinten, es gehe doch nichts über Hochzeit, andere bedauerten, die kräftige Traurede, auf die sie sich schon lange im Stillen gefreuet, nun nicht hören zu können. Alle aber hätten das wunderschöne Röschen doch gar zu gern im Brautkranze ge-

sehen. — Man zerbrach sich den Kopf, wie es nun um den angesetzten Schmaus, um Tanz und Musik aussehen würde, und das Ganze zertheilte sich immer mehr in einzelne Rotten.

Der ehrliche Caspar war der erste, der seiner lieben gnädigen Frau die treugemeinte Huldigung in verständlich abgefaßter Rede überbrachte. Er wünschte ihr Friede, Einigkeit, langes Leben und Gesundheit, an der Seite seines hochgebietenden und hoch" —

„Laß es gut sein, ehrlicher Bursche," fiel Linden ein, — „Ida, dies ist mein guter Caspar, der manch' liebes Jahr mir treu zur Seite stand." —

„Meines Gatten Zeugniß bürgt Dir meine Ergebenheit," lispelte die anspruchlose Ida mit engelischer Milde, und reichte ihm die Hand, die der brave Kerl überglücklich an seinen Schnauzbart drückte, und laut ausrief: „Victoria, hoch lebe die Generalin von Linden, meine hochgebietende Freifrau!" — Alles lächelte.

Wie ein Engel der Unschuld und des Friedens stand das bräutliche Mädchen da. Ihr grosses, schönes Auge ruhte bewegt, aber still-verklärt auf dem liebekranken Jüngling. Doch dieser schlug das seine nieder, als könne er vor dieser Klarheit im Ebenbilde seines Gottes nicht bestehen. Nur einzelne, kaum vernehmbare Seufzer entquollen dem armen gepreßten Herzen.

Der General sah auf seine Ida, dann auf das stilliebende Paar.

„Versteh ich Dich, mein Eduard," lächelte diese, „so führen wir unsre Kinder zum Altar, und feiern diesen Tag durch ihren Bund."

„Karl! mein Karl!" lispelte die holdselige Jungfrau. „Rosa, — Du mein!" erzitterte der bescheidene Jüngling. Innig umschlungen sanken sie den gütigen Eltern zu Füßen.

„Herrlich! herrlich!" jubelten Alle. Der fromme Pfarrer aber erhob seine Hände und seine Augen, und sprach: „Lobet den Herrn, der da herrschet über Alles, von nun an bis in Ewigkeit!" — „Amen!" stimmten Alle ein, und umringten glückwünschend das holde Brautpaar.

Jetzt schmetterte ein Horn aus der Ferne dem Dorfe zu, und lockte das neugierige Volk auf's neue herbei. Ein eleganter Wagen mit sechs muthigen Rappen flog durch das Dorf der Pfarre zu, und in wenigen Augenblicken feierte das zärtlichste Geschwisterpaar das Fest des Wiedersehens. Die lieben Kleinen erdrückten die gute Bonne aber fast. „Wie konntest Du uns aber so verlassen!" schmählte der kleine Eduard, „wir haben uns deinetwegen recht gegrämt, nun aber kommen wir, Dich zu holen, und Mutter sagt, Du würdest nun unser Tantchen. — Ach, wie wollen wir Dich nun lieben!"

Das Glockengeläute begann jetzt von neuem, und nun ging's zur Kirche, wo der fromme Greis beide Paare einsegnete, und ihnen den ernsten, heiligen Schwur abnahm, sich treu und unverbrüchlich zu lieben bis in den Tod. —